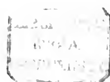
Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

1863.

Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Friedrich Pletzer.

Bremen.
Druck und Verlag von Heinrich Strack.
1863.



Inhalts-Verzeichniß.

Charakteristiken und Erinnerungen.

Seite

Geschichte und Literaturgeschichte.

Kulturgeschichtliches.

Seite

Novellen, Skizzen und Genrebilder.

Musik, Theater und bildende Künste.

Poesie.

Namen-Register.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.



№ 1. Bremen, 4. Januar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Byrons Leben*).

Von Otto Gildemeister.

I.

Was Heinrich von Sybel von Napoleon sagt, „daß er mit dämonischer Gewalt den Blick fessele wie kein Zweiter im ganzen Verlauf der Weltgeschichte“, das läßt sich, angewendet auf die Geschichte der Dichtkunst, von Lord Byron mit kaum geringerem Rechte behaupten. Lord Byron gehört, wie Napoleon, zu den seltenen Menschen, um deren Namen sich ein Sagenkreis bildet, ehe sie selbst sterben. Schon dieser eine Umstand zeugt dafür daß er eine ganz außerordentliche Natur war. Nur außerordentliche Naturen ergreifen mit solcher Gewalt die Phantasie der Menschen, daß sie zu eignem Schaffen angeregt wird und, unbefriedigt von der wirklichen Geschichte, ihre Theilnahme in Mythen ausspricht. Vor funfzig und vor vierzig Jahren war die Welt unersättlich in ihrer Begierde, sich mit dem wunderbaren Dichterlord zu beschäftigen, und so viel sie auch von ihm selbst zu hören bekam, so ward sie doch nie müde, zu dem Gehörten Unerhörtes hinzuzudichten. Während der Poet in Fleisch und Blut am Genfer See, im Palazzo Moncenigo zu Venedig, am Golfe von Spezzia weilte, und witzige Briefe an John Murray und Thomas Moore schrieb, existirte er gleichzeitig in der Einbildung, nicht etwa bloß hysterischer Damen, sondern auch verständiger Männer, (zu denen offenbar auch Goethe gehört hat), als ein halb gespenstisches Wesen, als eine Art Vampir, zu gleicher Zeit entsetzlich, infernal, unheimlich und grenzenlos interessant, verführerisch, anbetungswürdig. Man erzählte von ihm die abenteuerlichsten und grausigsten Geschichten, und es gab Wenige die nicht daran glaubten. Man dachte sich ihn ruchlos und unwiderstehlich wie Don Juan, hochstrebend und titanenhaft wie Faust, unselig wie der ewige Jude, bleich und düster dahin wandelnd über gebrochene Frauenherzen und die Leichen gemordeter Gatten, die Mußestunden zwischen so verwerflicher, aber jedenfalls höchst romantischer Thätigkeit mit jenen erschütternden, herzzerreißenden, sinnberauschenden Gesängen ausfüllend, welche die Seele in Grauen und Wonne zugleich versenkten. Byron selbst erzählt daß in Genf eine englische Dame in Ohnmacht fiel, als sie ihn plötzlich ins Zimmer treten sah. Goethe eröffnet seinen Lesern alles Ernstes daß dem „Manfred“ eine blutige That des Dichters zum Grunde liege.

Augenscheinlich ist diese Mythenbildung nichts anderes als ein Reflex der Byronschen Dichtungen selbst. So ungeheuer war der Eindruck den sie auf die Zeitgenossen ausübten, daß das Publicum sich nicht erwehren konnte, zu den Gedichten ein entsprechendes Dichterleben in gleicher Tonart hinzu zu componiren. Wenn man die Motive zu diesen Phantasien allerdings in dem wirklichen, geschichtlichen Privatleben des Dichters fand, welches abenteuerlich und bewegt genug war, so gaben doch die Poesien den eigentlichen Stoff her. Daß ein junger und schöner englischer Lord zahlreiche Liaisons hatte, daß er sich von seiner Frau scheiden lassen mußte, daß er Zerstreuung in einem venezianischen Exil suchte, daß er Becher aus Todtenschädeln machen ließ, daß er einem Neufundländer Hunde ein Grabmal setzte, daß er Ali Pascha von Janina besuchte und wie Leander durch den Hellespont schwamm, alles dies und Aehnliches war vielleicht für Mutter, Schwester und Schulfreunde recht interessant, aber es war schwerlich geeignet Material für eine zehnjährige europäische Aufregung zu liefern. Vornehme Ehen werden in Großbritannien häufig genug geschieden; Extravaganzen junger reicher Engländer gehören nicht gerade zu den Seltenheiten; Reisen in den Orient waren auch vor funfzig Jahren nichts Unerhörtes, und den Hellespont hat nicht bloß Byron, sondern auch Mr. Ekenhead, wohlbestallter Schiffslieutenant, durchschwommen, ohne daß von ihm die Welt sonderlich Notiz genommen hätte. Derartige Dinge würden nimmermehr Byron zum Helden eines Sagenkreises, zum Mittelpunkte einer allgemeinen und anhaltenden Sensation gemacht haben. Um dies Resultat herbeizuführen, bedurfte es anderer Anregungen. Dazu bedurfte es der merkwürdigen und in ihrer Art beispiellosen Begabung des Dichters, seine innersten und tiefsten Seelenvorgänge mit einer lyrischen Beredtsamkeit darzustellen, daß sie sich dem Leser mit der vollen Lebendigkeit wirklicher greifbarer Begebnisse einprägten. Seine Gedichte erschienen so sehr als unmittelbarer Erguß individuellster Stimmung, persönlichster Ergriffenheit, daß das Publicum den Eindruck den es von ihnen empfing unwillkürlich in biographische Commentare zurückübersetzte und sich mit diesen Poesien nicht anders abzufinden wußte, als durch die Annahme daß sie einen historischen Inhalt haben müßten.

Liest man nun eine auf kritischem Quellenstudium beruhende

*) Byrons Leben, von Dr. Felix Eberty. (Leipzig, Hirzel, 1862, 2 Bde.)

Lebensbeschreibung Byrons, wie Eberty sie dem deutschen Publicum darbietet, so findet man sehr bald, daß der historische Byron und der mythische Byron zwei sehr verschiedene Gestalten sind, daß die piquantesten Züge, welche ihm zugeschrieben werden, auf purer Erfindung beruhen, daß aber auf der anderen Seite die sagenhaften Uebertreibungen welche sich an seinen Namen geknüpft haben, nicht durchaus willkürlich und werthlos, sondern in der That nur Ausschmückungen oder Verzerrungen einer geschichtlichen Wahrheit sind. Das Gespenstische und Unheimliche der Sage entspricht einem wirklichen dämonischen Zuge des historischen Byron, und es ist eben nur eine rohe und plumpe Unbeholfenheit, wenn das mythenbildende Gerücht den dämonischen Zug nicht anders darstellen konnte als durch dämonische Thaten, die der Dichter begangen haben sollte. Auf ein richtiges Maß zurückgeführt, hatte die Annahme des Publicums, daß Childe Harold, der Corsar, der Giaur Verkörperungen des Dichters selbst seien, ihre gute Begründung, und es hat Byron auch bekanntlich wenig geholfen, daß er wiederholt und gereizt gegen diese Auslegung protestirte. Die Leser ließen es sich nicht nehmen, hinter seinen Versen Selbstbekenntnisse zu suchen und die verzweiflungsvolle Poesie seiner Helden aus persönlichen Erlebnissen des Dichters zu erklären. Sie würden vollkommen Recht gehabt haben, wenn sie ihre Erklärungen minder buchstäblich gefaßt hätten. Denn es ist gewiß zutreffend, was Eberty hervorhebt, daß die ganze Corsaren- und Lara-Poesie Byrons aus seinen eigensten Stimmungen, Strebungen und Idealen entsprossen ist, daß in ihr, nicht zwar bestimmte äußere, wohl aber innere Erlebnisse, das Sehnen seines Herzens, die Träume seines Ehrgeizes, die Schmerzen seiner einsamen Stunden, lyrisch sich abspiegeln, oder, wie es wohl richtiger heißt, explodiren. Denn mit solcher vulcanischen Inbrunst, mit solcher Intensität des Pathos erfolgt dieser Prozeß, daß man davon vollständig wie von einer Naturgewalt, von einer Offenbarung des Ursprünglichen befangen wird. Das künstlerische Element in diesem Schaffen bemerkt man erst bei kühler Betrachtung; im ersten Augenblicke überwältigt die Erregung der persönlichen Theilnahme, welche wie von den Weherufen eines lebenden Menschen geweckt wird.

Wenn nun hierin eine specifische Eigenthümlichkeit der Byronschen Dichtung liegt, so erklärt es sich daß von je her die Leser das Bedürfniß empfunden haben, ungleich mehr als es anderen Poeten gegenüber der Fall ist, über das Privatleben und den Privatcharakter dieses merkwürdigen Dichters Näheres zu erfahren. Denn es drängt sich unwillkürlich die Bemerkung auf, daß, wenn auch jenes Specifische in letzter Instanz auf eine Naturanlage, mithin auf ein Unerklärliches zurückweist, doch gerade auf solche poetische Schöpfungen Lebensgang und Lebensschicksale einen erheblichen Einfluß geübt haben müssen. Die oberflächlichste Lectüre zeigt, daß dieser Dichter, ungeachtet seiner ausgeprägten subjectiven Originalität, nicht allein von den Ereignissen seines Zeitalters, nicht allein von nationalen und gesellschaftlichen Umgebungen, nicht allein von literarischen und wissenschaftlichen Zeitfragen, sondern auch von seinen Privatschicksalen die mannichfaltigsten poetischen Anregungen empfing, und daß mithin, um ihn recht zu verstehen, es unerläßlich ist, ihn im Zusammenhange mit seiner Generation und in seinem häuslichen Thun und Treiben zu betrachten. Nur so wird man ermessen können, wie es zugegangen ist, daß die angeborene dichterische Kraft gerade so wie geschehen sich entwickelt, gerade die eingeschlagenen Richtungen verfolgt und gerade in der Einseitigkeit der Verzweiflungspoesie ihre Schranke und ihren Gipfel gefunden hat.

Dies nachzuweisen ist das Thema des zweibändigen Werkes, welches wir an der Spitze unseres Artikels angezeigt haben. Die ebenso schwierige wie dankbare Aufgabe ist von Eberty mit der feinen und sicheren Hand, welcher wir bereits eine treffliche Biographie Walter Scott's verdanken, gelöst worden. So viel wir es zu übersehen vermögen, sind die vorhandenen Quellen mit Umsicht, kritischem Urtheil und richtigem Takte für das Wesentliche benutzt worden, und namentlich ist, so weit thunlich, durch ausführliche Excerpte aus den classischen Briefen Byrons, der Dichter selbst zu Worte gekommen. Leider ist es, bei dem Mangel an genießbaren Uebersetzungen, nicht möglich gewesen, an geeigneten Stellen die Dichtungen selbst als Quellen zu benutzen, ein Uebelstand, welcher natürlich dem Biographen nicht zur Last fällt, welcher aber dem von ihm entworfenen Bildnisse, so correct auch Zeichnung und Beleuchtung ist, nachtheilig bleiben muß. Denn nur den eigenen Gedichten Byron's sind die tiefen und brennenden Farben zu entlehnen, mit denen seine innerlichste Natur gemalt werden kann. Sehr zu loben ist das gesunde sittliche Gefühl des Verfassers, welches in den eingestreuten Reflexionen über den menschlichen Charakter des Dichters und über den moralischen Werth oder Unwerth der Dichtungen sich ausspricht. Biographen verfallen sehr leicht in eine enthusiastische Schönfärberei, eine Gefahr, welche, einem so anziehenden Helden wie Byron gegenüber, nicht gering anzuschlagen ist. Eberty ist völlig frei von dieser Schwäche. Er ist durchaus aufrichtig in Betreff der Gebrechen und Mängel die er dem Dichter vorzuwerfen hat, und wo er ihn lobt, kann man sich seinem Urtheil unbedingt anvertrauen. Er läßt sich von dem Nimbus der Genialität nie so weit imponiren, um darüber die bürgerliche Moral zu verleugnen. Auf der anderen Seite ist seine bürgerliche durchaus keine philiströse Moral; sie wahrt sich mit vollem Bewußtsein ihre deutsche Freiheit, im Gegensatze zu dem Respectabilitätsbegriffe, welcher jenseits des Canals die Herrschaft führt und in der That der Heuchelei näher steht als der Tugend.

Wenn wir Eins an dieser Biographie aussetzen sollen, so ist es dies daß der Verfasser seine ethischen Kritiken zerstreut, anstatt bei irgend einer passenden Gelegenheit dem Leser eine concentrirte Characteristik zu geben. Er pflegt auf die Erzählung irgend eines bedeutsamen Vorfalls oder einer bedeutsamen Eigenthümlichkeit Byrons die Bemerkung folgen zu lassen, weshalb in diesem Punkte der Dichter zu tadeln und weshalb der Tadel zu mildern sein möchte. Ein anschaulicheres Verfahren würde es sein, wenn man die einzelnen Vorfälle und Aeußerungen für sich selbst reden ließe, für ihre richtige Beurtheilung aber im voraus dem Leser den richtigen Standpunkt anwiese, indem man ihm ein Gesammtbild der Voraussetzungen gäbe, von denen das Leben Byrons bedingt war, mithin einmal ein Bild seines ursprünglichen, angeborenen Naturells und zweitens des gegebenen Bodens, auf welchem dies besondere Naturell sich zu entwickeln hatte. Wie gesagt, die Einzelheiten eines solchen Bildes sind vorhanden, aber der Leser sieht sie nie in ihrer Gesammtwirkung vor Augen. Dadurch wird der unmittelbare Eindruck, welchen namentlich die Verirrungen des Helden machen, immer ein wenig unrichtig und muß erst durch die Reflexion corrigirt werden. Der Leser geht natürlich stets von den Anschauungen unserer Zeit aus; soll er historisch sehen und fühlen, so muß ihm von vorn herein, gewissermaßen gewaltsam, der Standpunkt einer anderen, von der unsrigen sehr verschiedenen Zeit, aufgedrängt werden. Er muß das England der Königin Victoria vergessen und das England der George vor sich haben. Er muß es vor sich sehen, d. h. es muß ihm nicht bloß gelegentlich bemerklich gemacht werden, daß vor funfzig Jahren die Dinge anders waren als heutzutage, sondern daß sie anders waren, muß man ihm so deutlich veranschaulichen, daß er nun von selbst sein eigenes Urtheil danach einrichtet. Ein Kapitel mit der Ueberschrift

„England im Jahre 1808,“ etwa auf das 5. Capitel folgend, würde das Werk um eine schätzbare Zugabe bereichern und sehr viel zu einem richtigen Verständnisse des eigentlichen Themas beitragen, wenn es in ähnlicher Weise, wie Lewes in seinem „Goethe“ das Deutschland von 1770 geschildert hat, in gedrängten Zügen die politische, literarische und gesellschaftliche Umgebung darstellte, welche auf Byron's dichterische Thätigkeit und auf sein Privatleben ihre Einflüsse geltend machte. Im Zusammenhange mit dieser Umgebung angesehen, gewinnt selbst die Zügellosigkeit seiner Sitten ein ganz anderes Licht als in der herkömmlichen Beleuchtung, und sogar die verständigen, milden Urtheile Eberty's sind noch mancher Modification zu Gunsten des Dichters fähig, wenn man in solcher Weise, anstatt eines absoluten, einen streng historischen Maßstab anlegt.

Es giebt Leute, die von einer historischen Moral nichts wissen wollen. Schwarz ist schwarz, und weiß ist weiß, sagen sie, und in allen Jahrhunderten, in allen Ländern bleibt Sünde Sünde. Wir wollen diesen Satz bereitwillig zugeben, wofern man uns nur einräumt, daß das Maß der Sündhaftigkeit in verschiedenen Zeitaltern, in verschiedenen Ländern und selbst in verschiedenen Classen und Personen ein sehr verschiedenes ist, wenn auch die sündliche Handlung ein und dieselbe bleibt. Daß dem so sei, erkennt Jeder von uns praktisch an, wenn es sich um bestimmte Fälle handelt. Jeder von uns beurtheilt den Straßenraub eines Götz von Berlichingen milder als den gewöhnlichen Diebstahl eines Zeitgenossen aus dem 19. Jahrhundert. Jeder von uns ist überzeugt, daß ein Türke, der vier Frauen hat, ein braver und selbst ein edler Mann sein kann, während wir es ganz in der Ordnung finden, daß der Richter unsern Landsmann wegen Bigamie ins Zuchthaus schickt. Bestechlichkeit ist gewiß ein schnödes Laster, aber fällt es uns wohl ein zu bezweifeln daß unter den russischen Beamten, welche alle die Hand auszustrecken gewohnt sind, harmlose und gutherzige Leute existiren? Wenn wir dagegen vernehmen daß ein deutscher Beamter käuflich sei, nennen wir ihn ohne Weiteres einen Schurken. Auf den Dörfern bestehen zwischen Großknechten und Viehmägden allgemein Verhältnisse, welche der absoluten Moral verwerflich erscheinen, aber schwerlich wird man die volle Verantwortlichkeit für diesen Zustand auf jede einzelne Viehmagd fallen lassen wollen, während man allerdings eine solche Verantwortlichkeit da statuirt, wo der einzelne Fall als ein Vergehen nicht allein gegen die absolute, sondern auch gegen die relative Moral auftritt, also zum Beispiel, wenn eine wohlerzogene Dame mit ihrem Lakaien durchgeht. Denn dies letztere ist nicht bloß gegen die Sittlichkeit im Allgemeinen, sondern es ist auch ganz besonders gegen die Sittlichkeit wie sie in den Umgebungen der jungen Dame verstanden wird. Die Helden Homers thun mancherlei, was heutzutage kein Ehrenmann sich erlaubt, und gleichwohl sind sie in ihrer Art Ehrenmänner so gut wie Scharnhorst, Wellington und Gneisenau. Denn sie handeln in Uebereinstimmung mit den sittlichen Anschauungen ihrer Zeit, und man kann wohl diese Anschauungen, nicht aber die Personen verdammen.

Angewandt auf unseren Fall, erheischt es die historische Gerechtigkeit, daß wir, bevor wir über Lord Byron zu Gerichte sitzen, sein Zeitalter uns vergegenwärtigen. Wir werden alsdann zwar nach wie vor ihm ein wildes Leben, eine frivole Auffassung der Ehe, eine Ueberhebung seines persönlichen Willens über Sitte und Autorität, eine einseitige Anfeindung der bestehenden Ordnungen in Staat, Kirche und Gesellschaft und eine freche Rücksichtslosigkeit gegen seine Gegner vorwerfen müssen, aber wir werden zugleich erkennen, daß das wilde Leben damals die Mode, daß eine frivole Auffassung der Ehe an der Tagesordnung, daß die Ansicht von der souverainen Freiheit des Genies noch nicht erschüttert war, daß die bestehenden Ordnungen in Gesellschaft, Kirche und Staat eine heftige Opposition herausforderten, und daß im Verkehr der Menschen eine größere Ungebundenheit herrschte als heute für anständig gilt.

Was zunächst das wilde Leben Lord Byrons betrifft, so wollen wir ganz von den sehr erheblichen Milderungsgründen absehen, welche in seinem Naturell, seiner Erziehung, seiner Isolirung von aller männlichen Autorität, seinem Range und seinem Aeußeren liegen. Wir wollen nur daran erinnern, daß die männliche Aristokratie Englands um die Zeit, als Byron ein junger Mann war, in einer Ausgelassenheit lebte, welche in der Provinz mehr die Form geräuschvoller Schwelgerei annahm, in den fashionablen Kreisen des Londoner Westendes die bacchanalischen Orgien mit den Aufregungen des Hazardspiels und der Galanterie und den feinen Genüssen der Bildung zu vereinigen wußte. Die vornehme Welt war vielleicht damals im Grunde nicht unmoralischer als jetzt, aber sie war unmoralisch in einem anderen Stil, stürmischer, toller und zugleich offner. Das Trinken bis zum Uebermaß war z. B. mit gutem Ton und öffentlicher Achtung nicht unvereinbar. Selbst der große William Pitt consumirte entsetzlich viel Portwein, und es kam vor, daß er nach Tische im Hause der Gemeinen ein wenig lallte. Charles Fox nun gar und Sheridan theilten ihr Dasein in den Rausch der parlamentarischen Kämpfe und den Rausch lärmender Orgien, was übrigens nicht hinderte daß der Erstere der Abgott der Liberalen und der Letztere das Entzücken des Unterhauses war. Unter solchen Umständen fanden Lords und Gentlemen nichts Arges darin', jeden Abend oder vielmehr jeden Morgen in süßer Bewußtlosigkeit von den Sänftenträgern nach Hause transportirt zu werden. Den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte beherrschten die bequemsten und lockersten Grundsätze. Der Hof lebte zwar in bürgerlicher Ehrbarkeit, aber der Hof war gesellschaftlich der Aristokratie entfremdet. Und je weniger der König mit bösem Beispiel voranging, desto mehr thaten es seine Söhne. Die Prinzen von Geblüt standen an der Spitze einer übermüthigen, zügellosen Jugend, und namentlich der Hofstaat des Prinzen von Wales war der Mittelpunkt aller glänzenden Roués. Ganz London wußte von diesem Treiben, aber weit entfernt es zu verdammen, hielt die höhere Gesellschaft das Fernbleiben von den galanten Freuden des Lebens wohl gar für einen Mangel, für ein Zeichen unmännlicher Schlafmützigkeit. Graf Stanhope erzählt in seinem Leben Pitts, wie derselbe in den Oppositionsblättern durchgehechelt wurde, weil er keine Liaisons unterhielt. Man nannte ihn „the chaste minister,“ und meinte, das sei ein schneidender Sarkasmus. Die vornehmen Frauen nahmen natürlich öffentlich keinen Antheil an dem lustigen Leben. Aber von geheimer Mitschuld waren sie keineswegs frei. Zunächst duldeten sie mit vornehmer Gelassenheit das nicht zu Duldende. Der Held stadtkundigster Verführungsgeschichten ward von Herzoginnen und Gräfinnen huldreich aufgenommen, wenn er nur fashionable war. Sodann aber existirten auch in der höheren Damenwelt zahlreiche schöne Sünderinnen, welche Jedermann kannte, wenn man auch ihr Incognito respectirte. Byron's eigne Geschichte ist äußerst gravirend für die gute Gesellschaft, welche späterhin ihn in Stücke zerreißen wollte, weil er so furchtbar unmoralisch sei. Die schönsten und feinsten Ladies überschütteten den jungen Lord mit ihren Zärtlichkeiten, obwohl sie seine Lebensweise genau genug kannten. Die Avancen welche ihm gemacht wurden, nicht etwa von einer einzelnen Ausnahme, sondern täglich von verschiedenen Seiten, erinnern mehr an die Zeiten Ludwigs XV. als an die Tage Georgs III. Nicht selten waren auch scandalöse Eclats und tragische Katastrophen. Ehescheidungen, Entführungen, Duelle unterbrachen oft genug das lustige Einerlei der Chronique

scandaleuse. Der äußere Anstand forderte von Zeit zu Zeit seine Opfer, und wenn das Blut weggewischt war, tanzte man weiter. In späteren Jahren war es ein Lieblingsthema Byrons, die naive Ungebundenheit des ehelichen Lebens in Italien mit der englischen Prüderie, hinter welcher die nämliche Corruption, nur bewußt und behutsam, sich verberge, zu contrastiren. Sein „Beppo“ ist nichts als eine indirecte Verhöhnung britischer Scheinheiligkeit. Er hatte diese Scheinheiligkeit oft genug im Négligé gesehen, und konnte ein Lied davon singen, wie die letzten Theile des „Don Juan“ beweisen.

Daß in einer solchen Atmosphäre eine ernste und würdige Auffassung des Ehebundes nicht eben die Regel gewesen sein wird, kann man sich denken. Man vermählte sich vorzugsweise aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, und die öffentliche Meinung der großen Welt würde eine Heirat aus Liebe unbedenklich für sentimentalen Unsinn erklärt haben. Die Abrundung eines Grundbesitzes, die Vermehrung des Familiengutes, die Erlangung politischer Verbindungen, die Gewinnung vornehmer Verwandtschaften, solche und ähnliche Ziele waren es, die man durch Ehebündnisse anstrebte und die man zu verstecken sich kaum Mühe gab. Und solchen Anfängen entsprach nur zu häufig die Fortsetzung der Ehen selbst. Um weltlicher Zwecke willen geschlossen, blieb das Verhältniß seinem conventionellen Charakter treu. Es fand höchstens eine äußerliche Achtung, und so lange das Point d'honneur gewahrt blieb, erregte es wenig Anstoß, wenn Mann und Frau jedes seine eigenen Wege ging. Der Ehebruch gehörte nicht zu den Sünden, welche der gute Ton verbot; der gute Ton verbot nur, die Sünde auf indiscrete Weise zu begehen. Das häusliche Heiligthum war durch die Literatur unter Karl II. und die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet worden, und die Nachwirkungen dieses Fluches dauerten zu Byrons Zeiten noch fort. Es gehörte noch zu den selbstverständlichen Dingen, daß die Lacher auf Seilen des schuldigen Theils sich hielten; der betrogene Gatte war noch eine stehende Lustspielfigur. Byrons eigene Freunde, Thomas Moore an der Spitze, huldigten der allgemeinen Anschauung. Es klingt seltsam genug, wenn der irische Sänger dem englischen Sänger in einer Soirée zuflüstert: „Die da wäre eine Frau für Sie; sie ist eine Erbin. Dann könnten Sie Newstead-Abtei wieder herstellen.“ Die so introducirte Dame wurde später wirklich Lady Byron. Der Dichter heiratete sie sicherlich, wie Eberty bemerkt, „nicht mit dem sittlichen Ernste, ohne welchen die Eingehung dieses unlöslichen Verhältnisses nie zum Segen gereichen kann,“ aber Neunzehntel aller vornehmen Engländer dachten um jene Zeit nicht im Traume daran, daß Heiraten und sittlicher Ernst etwas mit einander zu schaffen hätten; Neunzehntel erwarteten von der Ehe gar keinen Segen, sondern nur Vortheil, und im Grunde erschien ihnen die ganze Einrichtung als ein nothwendiges Uebel, dem respectable Leute, nach ausgetobter Jugend, sich nicht entziehen könnten.

Im scheinbaren Widerspruche mit unserer Behauptung, daß das Zeitalter für Byron's Sünden mithafte, steht die furchtbare Erbitterung mit welcher das englische Publicum den Dichter verfolgte, als der Zwist zwischen ihm und seiner Frau zu einem offnen Bruche geführt hatte. Die Nation stieß ihn von sich wie einen Aussätzigen, die Gesellschaft brandmarkte ihn wie einen Ehrlosen. Das sah aus wie sittliche Entrüstung eines tugendhaften Volkes. Aber bei Lichte besehen war die Entrüstung nichts weniger als sittlich. Das Strafgericht welches die vox populi über den einst so gefeierten Lord ergehen ließ, war zum guten Theil nichts als eine übertriebene Reaction gegen die frühere übertriebene Anbetung, eine Reaction welcher der große Haufe sich anschloß, weil er eben der große Haufe war. Einen Lord durch den Koth zu schleifen war ja noch viel ergötzlicher als einer Hinrichtung zuzusehen. Nach Recht und Unrecht pflegt bei solchen Gelegenheiten nicht viel gefragt zu werden; der einfache Thatbestand, daß eine Frau ihren Mann verlassen hatte, weil sie mit ihm zu leben nicht länger über sich gewinnen konnte, verschwand vollständig in der Masse der ungeheuerlichsten Anschuldigungen welche gegen das erkorene Opfer geschleudert wurden, und welche, so lange die Aufregung dauerte, bereitwilligsten Glauben fanden.

Daß gerade Byron zu einem solchen Opfer erkoren wurde, erklärt sich leicht genug. Er hatte, wie Macaulay sagt, von allen Verbrechen das unverzeihlichste begangen: er war zu sehr gefeiert worden. Seine Erfolge hatten ihm unzählige Neider erweckt, sein Witz und seine Satire hatten die Schriftstellerwelt, bis auf wenige Ausnahmen, ihm verfeindet; die Offenheit mit welcher er die altehrwürdigen Mißbräuche des Staates verspottete, die Freiheit mit welcher er sich von der conventionellen Kirchlichkeit der respectablen Leute emancipirte, hatten ihm den Haß und Abscheu der conservativen Kreise zugezogen, und alle diese Widersacher benutzten mit Freuden die Blöße, welche der Dichter ihnen gab, um ihn moralisch zu vernichten.

Dies führt uns zu dem zweiten Anklagepunkte, welchen man namentlich in England selbst gegen Byron zu betonen pflegt, und welcher auf die Behauptung hinausläuft, daß er als Schriftsteller die Rebellion gegen alles Bestehende, gegen die geheiligten Ordnungen des menschlichen Lebens, gegen die Religion und gegen Gott selbst gepredigt habe.

* Eine Reliquie Schiller's.

Von J. W. Schaefer.

Wer auch die kleinen Vorgänge in Schiller's Leben einer Beachtung werth hielt, wußte bereits von einem dramatischen Schwank, den er als Glied des Körner'schen Hauses in Dresden zur Unterhaltung und Erheiterung des vertrauten Familienkreises verfaßt hatte. Dieser Umstand war um so mehr von Interesse, je seltener unser Dichter mit den Producten seiner komischen Laune an die Oeffentlichkeit getreten ist. Es ward wohl gar die Vermuthung gewagt, man werde hier den großen Tragiker zugleich als großen Komiker kennen lernen und das ideale Pathos dessen, der den Don Carlos und die Jungfrau gedichtet, in die derbste Komik umschlagen sehen. Wie viel oder wie wenig an diesen Conjecturen Wahres ist, läßt sich jetzt beurtheilen, da Karl Künzel die kleine Piece vor Kurzem zum Druck befördert hat.

Der Herausgeber erhielt die von Schiller's eigener Hand geschriebene Handschrift (nicht mehr als zwei Foliobogen) im Jahre 1837 von der damals in Berlin lebenden Staatsräthin Körner, jedoch unter dem Versprechen, „in gehöriger Zeit (d. h. ehe der Tod mahnt) das ganze Heft oder doch wenigstens diejenigen Stellen vernichten zu wollen, die irgend eine Nuance von Schatten auf Körner's oder Schiller's Charakter werfen könnten.“ Diese Zusage hielt ihn auch nach dem im Jahre 1843 erfolgten Tode der Geberin von der Veröffentlichung zurück. Da indeß seine Freunde einstimmig der Ansicht waren, daß er sich von dem eingegangenen Versprechen lossagen dürfe, weil durchaus in dem kleinen Lustspiel nichts vorhanden sei, was die Bedenken der alten Dame rechtfertige, so entschloß er sich, es dem Publikum nicht länger vorzuenthalten. So liegt es uns denn jetzt unter dem Titel: Ich habe mich rasiren lassen. Ein dramatischer Scherz von Friedrich von Schiller ꝛc. in einem so eleganten Druck vor, wie Schiller selbst keine seiner Dichtungen aus-

gestattet gesehen hat. Die trefflich geschriebene, von der Hand eines Freundes des Herausgebers herrührende Einleitung und die angehängten Anmerkungen erläutern die Umstände, unter denen der dramatische Scherz entstand, sowie die darin vorkommenden Persönlichkeiten und Anspielungen.

Das Stück ist gleichsam eine Beigabe zu dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Es lehrt uns nichts Neues, sondern bestätigt nur die Traulichkeit jenes Freundschaftsbundes, welche neben dem Erguß hingebender Liebe auch dem Humor, wie er in einem innigen Familienleben und im engeren Kreise der Freunde seine Stelle hat, sein Recht ließ.

Es ist als eine der schönsten Gaben des Glücks, mit denen Schiller's Leben ausgestattet wurde, anzuerkennen, daß er immer in dem passenden Momente, wo er dessen bedurfte — nicht bloß in Hinsicht auf seine äußere Lage, sondern eben so sehr zu seiner geistigen und sittlichen Entwickelung — den rechten Freund fand, der ihm zum muthigen und besonnenen Weiterschritt die Hand reichte. Ein solcher war Christian Gottfried Körner, als er Schiller aus dem Mannheimer Schauspielerleben erlöste und nach Leipzig und Dresden zu sich lud. Zwar treten hier nicht, wie in dem nie genug zu bewundernden Freundschaftsbunde zwischen Goethe und Schiller, zwei auf gleicher geistigen Höhe stehende, reichbegabte Männer zu einander, die in wechselseitigem Geben und Empfangen sich ergänzen und zugleich in neidloser Anerkennung und gegenseitiger Förderung die mit der geistigen Kraft vereinte sittliche Größe bewähren. Vielmehr ist Körner bei all seiner vielseitigen Bildung und idealen Richtung mehr der Empfangende; er kommt selten aus dem unproductiven Dilettantismus heraus; allein von der Aufopferungsfähigkeit seiner Freundschaft kann man nicht groß genug denken. Sie liegt gleich in den ersten Briefen an Schiller offen vor uns. Als dieser ihm in Leipzig das Drückende seiner bedürftigen Lage vorgestellt hatte, schrieb ihm Körner: „Wenn ich noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, dir ein solches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienstes zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern." Ohne Schiller etwas davon zu sagen, tilgte er dessen Schulden, als der Gläubiger sich zu keiner weiteren Frist verstehen wollte. Erst nach Jahren, als Schiller sich dieser Schuld wieder erinnerte, erfuhr er, daß sie lange berichtigt sei. Man würde gleichwohl Körner Unrecht thun, wenn man ihn für nichts weiter als einen wohlhabenden Gönner hielte, der Schiller auf einige Jahre ein sorgenfreies Leben verschaffte. Er schloß ihn an sein treues Herz, erweckte in ihm jenen Glauben an den Adel der Menschheit, der den letzten Acten des Don Carlos eine andere Seele eingehaucht hat, als wir sonst in den Dramen seiner Jugend finden, und zog ihn durch die sanfte Einwirkung seines besonnenen kritischen Urtheils mehr und mehr von den Irrwegen zurück, die bisher seinem dichterischen Genius Gefahr gebracht hatten.

Mit der dankbaren Anerkennung einer solchen Freundschaft konnte es sehr wohl bestehen, daß Schiller sich gelegentlich über die Eigenheiten und Schwächen seines Freundes mit heiterer Laune äußerte. In seinen Briefen finden wir mehrmals ein scherzendes Wort über die Vielgeschäftigkeit seines Freundes, die bei all seinen zahllosen Entwürfen nichts Rechtes zu Stande bringt, indem er seine Zeit nicht zu Rathe zu halten weiß und die kostbaren Stunden nach allen Seiten hin verzettelt. Bei Körner's gutmüthiger, passiver Natur ist es erklärlich, daß er in vielfachem Verkehr mit guten Bekannten stand, die zu nichts nutzen, als die Zeit zu vergeuden, daß er oft überlaufen und mißbraucht ward, und ihm manche Stunde im gleichgültigen Geschwätz hinging. Daß Körner geklagt haben mag, auf seinem Zimmer nicht ruhig arbeiten zu können, läßt sich aus den Worten Schiller's in einem in Körner's Abwesenheit geschriebenen Briefe schließen: „Auf deinem Zimmer, welches zu deiner Schande gesagt sei, läßt sich's trefflich arbeiten". Diese Schwachheit Körner's, sich mit aller Welt einzulassen, bot, indem sie zugleich eine liebenswürdige Seite hat, dem harmlosen Humor einen trefflichen Stoff und gab Schiller die Idee des kleinen Lustspiels ein.

Körner, am Schreibtisch stehend, in Schlafrock und Pantoffeln, beginnt mit den Worten: „Endlich doch ein Vormittag, der mein ist. Ich will ihn auch benutzen". Er ruft seinen Gottlieb, um sich von ihm rasiren zu lassen. Die nöthigen Vorbereitungen werden getroffen; da tritt Schiller ein, um das versprochene Manuscript abzuholen, und sieht zu seinem Schrecken, als er das Blatt in die Hand nimmt, daß Körner noch nicht über die Eingangszeilen hinaus ist. Minna, Körner's Frau, kommt hinzu und erinnert an die, auf diesen Vormittag angesetzte Sessionsstunde des Consistoriums. Es klopft, und ein Hausfreund, der unter dem Namen „Seifenbekannter" eingeführt wird, bringt neue Musikalien. Kaum ist er glücklich entfernt, so erscheint der als Herausgeber des Augusteums bekannte Professor Becker, dessen Eitelkeit in wenig Zügen treffend persiflirt wird. Er legt einen Kupferstich vor, von dem außer ihm nur die russische Kaiserin einen Abdruck besitzt, und erwähnt dann die Berufung Adelung's, um zu berichten, wie sie lediglich durch ihn vermittelt worden sei: „die Stelle", fügt er hinzu, „ist mir angetragen worden; aber was sollst du einem Andern das Brod nehmen, dacht' ich. Adelung verdient Aufmunterung"! Sowie auch der beseitigt ist, werden neue Journale gebracht, die Hausfrau verlangt Wirthschaftsgeld, der Schuster kommt, um Maß zu nehmen, der Schneider, um eine Weste anzuprobiren. Huber — seiner Zeit als belletristischer Schriftsteller geachtet und als Nachfolger Forster's in der Ehe mit Heyne's Tochter Therese in neuerer Zeit oft genannt — bringt eine geschichtliche Abhandlung über Rienzi. Nun giebt's ein ergötzliches Durcheinander. Huber liest vor, der Schuster nimmt Maß, Gottlieb rasirt, Minna bringt eine Tasse Caffee. Zu diesen kommt der Actuarius Haase und berichtet das Neueste vom Pariser Halsbandproceß; ein anderer Hausfreund in der Körnerschen Familie, Kaufmann Bassenge, bittet zu seinem neugebornen Kinde zu Gevatter. Madame Wolf, die eigentlich nicht stören noch verweilen will, setzt sich einstweilen und beginnt ein Gespräch über Wetter, Leinwand und Weinlieferung; Graf Schönburg hat über Pferdekauf und Anlegung von Erbschaftsgeldern Anträge zu machen. Der Clavierstimmer läßt sich melden, ein Candidat der Theologie überreicht eine Abhandlung de transsubstantiatione, die ihm von Körner den derben Fluch des Götz zum Abschied einträgt. Eins hält Körner noch in Spannung: er erwartet jeden Augenblick das Eintreffen eines Briefes von Leipzig, der über Erbschaftssachen Auskunft zu geben hat. Endlich kommt der Briefbote und bringt einen Brief — vom Vetter aus Weimar, von dem Körner wohlbekannten Inhalt der Bettelbriefe. Zur Sitzung des Consistoriums zu gehen, ist es schon zu spät; der Bediente muß hinlaufen, um den Herrn Consistorialrath zu entschuldigen. Wieder ein verlorner Vormittag! „Aber, lieber Gott!" rufen Schiller, Huber, Minna und Schwester Dora im Chorus, „wie hast du den ganzen Vormittag hingebracht?" „Ich habe mich rasiren lassen", antwortet Körner „in wichtiger Stellung". Nach diesen Schlußworten hat der Herausgeber dem Stücke, dem Schiller keine Aufschrift gegeben hat, den Titel bestimmt,

Es leuchtet somit ein, daß die Idee des Lustspiels auf echter Komik beruht. Die Ausführung ist überaus skizzenhaft; es ist eben nichts Anderes als ein in wenig Stunden flüchtig hingeworfener Familienscherz, den der Dichter nicht der Mühe werth hielt einer höheren Kunstform anzunähern; die Worte, die gewechselt werden, sind gleichsam nur Ueberschriften und kurze Inhaltsangaben der Scenen; hin und wieder hat das Manuscript Lücken, woraus zu schließen ist, daß der Dialog noch nachträglich ergänzt werden sollte. Die Bezeichnung der Rollenvertheilung, wonach Schiller in fünf verschiedenen Gestalten auftreten wollte, läßt vermuthen, daß eine wirkliche Aufführung im Körnerschen Familienkreise stattgefunden habe.

Aus den Hindeutungen auf Adelung's Berufung nach Dresden und die Flucht der Lamotte geht hervor, daß die Entstehung des Stücks gegen den Juli 1787 anzusetzen ist, also kurz vor Schiller's Abreise nach Weimar. Wahrscheinlich sollte es zur Erheiterung der Feier von Körner's Geburtstag dienen, der auf den 2. Juli fiel. Für diesen Tag hatte Schiller auch einige humoristische Bilder gezeichnet, die sich in Künzel's Besitz befinden und soeben unter dem Titel „Avanturen des neuen Telemachs oder Leben und Exertionen Körners ꝛc. von Hogarth . . . . . mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winckelmann (Huber)“ erschienen, doch dem Ref. noch nicht zu Gesicht gekommen sind. Die Ankündigung spricht die Versicherung aus, daß nichts so sehr wie diese Zeichnungen geeignet sei, uns einen Blick in die kindliche Harmlosigkeit, die herzensfrohe Gemüthlichkeit des Dichters zu eröffnen.

Es wird nicht an Kritikern fehlen, welche über die emsige Sorgfalt spötteln, mit der man die Rechenpfennige aus dem Nachlaß jener großen Männer, die bei ihren Lebzeiten mit Goldstücken zu zahlen pflegten, sammelt und zur Schau stellt. Allein wenn zu dem Bilde, das wir uns von ihnen gemacht haben, auch nur einige wenige Züge hinzugefügt werden, so haben wir sie dankbar hinzunehmen. Es wird so viel Unnützes gedruckt, daß wir in diesem Falle uns auch einmal das Entbehrliche gefallen lassen können.

* Victor Hugo's Satiren auf den Kaiser.

Von Adolf Laun.

In London ist kürzlich eine neue Sammlung Gedichte von Victor Hugo erschienen; sie heißen Châtiments und tragen auf dem Titelblatt nur das Datum 1862 ohne den Namen eines Verlegers; daß sie aber authentisch sind, wird Niemand bezweifeln, der des Dichters Weise, seine Stimmung und seinen Standpunkt seit dem Staatsstreich kennt, und der sein Pamphlet Napoléon le petit gelesen hat. Es sind dieselben Anschauungen und Empfindungen, dasselbe Pathos, derselbe Haß und Zorn, dieselbe Hyperbel und Antithese in Gruppirung und Darstellung der Thatsachen; auch hier spricht aus den buntgemischten Bildern, Farben und Tönen eine und dieselbe Verwünschung gegen den Mann, dem die Entsittlichung und das Elend des Landes als alleinigem Urheber aufgebürdet werden. Diese Gesänge und Lieder zittern vor Leidenschaft, sie sind in Galle und Hohn getaucht, das indignatio facit versum paßt auf jede Zeile, und die Hyperbel ist nie so kolossal gehandhabt worden, als in diesen Schmähungen, die an düstrer Farbengluth und beißendem Witz alles übertreffen, was die poetische Satire irgend eines Landes aufzuweisen hat.

Victor Hugo, der größte Sprach- und Verskünstler Frankreichs, entfaltet seine Meisterschaft in Behandlung aller rhetorischen, rhythmischen und onomatopoetischen Mittel nirgends so wie hier, wo er Hochpoetisches mit gewollter Plattheit und rücksichtslosem Cynismus des Ausdrucks zu satirischen Zwecken zu verschmelzen weiß und dadurch den Uebersetzer zur Verzweiflung bringt. — Im Folgenden geben wir einen Uebertragungsversuch zweier kleinerer Stücke aus dieser Sammlung, die als ein Phänomen und als Curiosität angesehen und nach ihrem eignen politischen und ästhetischen Standpunkt aufgefaßt werden muß. Sie gehören keineswegs zu dem Stärksten und Krassesten, was darin zu finden ist, sind aber doch geeignet, einen Begriff vom Charakter des Ganzen zu geben.

Chanson.

Gott Vater an dem Tische saß
Und spielte mit dem Satanas
Zur Kurzweil die Partie;
Es hielt ein jeder seine Karte,
Der eine spielte Bonaparte,
Der andre Mastäi.

Ein Priesterlein, ein winz'ger Abt,
Ein Prinz, zerlumpt und abgeschabt,
Ein Bursche ohne Scham,
Die boten keinen Stoff zum Neide;
Gott spielte so, daß Satan beide
In seine Hand bekam.

„Nimm sie“, so rief Gott Vater aus,
„Du machst doch nichts Gescheutes draus.“ —
„„Schön, daß du mir sie gabst““,
So sprach der Teufel schlau und lachte,
D'rauf diesen er zum Kaiser machte
Und jenen gar zum Papst.

Alles flieht davon.

Die Vernunft.
Ich flieh'.

Das Recht.
Leb' wohl, ich geh!

Die Ehre.
Ich sehe mich verbannt.

Alcest.
Ich such' mir ein Asyl in der Huronen Land.

Die Chanson.
Ich wand're mit Euch aus, ich darf kein Wort mehr sagen,
Sonst kommt ein Stadtsergeant und packt mich gleich beim Kragen.

Eine Feder.
Es schreibt jetzt Niemand mehr, das Dintenfaß ist leer,
Als ob's in Hindostan, als ob's in Rußland wär';
Uns bleibt nichts mehr zu thun, d'rum, Schwestern, laßt uns fliehen
Und wieder uns zurück zu unsren Gänsen ziehen.

Das Mitleid.
Fahrt, blut'ge Sieger, fort, die ihr den Lüsten fröhnt,
Ich eile nach Cayenn', wo Wehgeschrei ertönt.

Die Marseillaise.
Zu den Verbannten flieg' ich, zu des Mittags Gluthen.

Die Poesie.
Mit dir, o Mitleid, geh' auch ich, ich sah dich bluten.

Der Adler.
Wer ist der Papagei dort, eurer Fahnen Zier,
Von welcher Traufe kam, Franzosen, dieses Thier,
Für welches ein Cartouch, Loyola möchte passen
Mit seinem blut'gen Maul? Ich will ihn gern euch lassen;
Ich flieg' zum andren hin in rein're Bergesluft;
Der Kön'ge bleiche Schaar mag danken diesem Schuft;
Mit eurem Bonapart laßt mich nur ungeschoren;
Ich kehr' zur Einsamkeit zurück. Ihr Senatoren,

Ihr Hofgeschmeiß, wälzt euch in Schmutz und Schand' und Schmach
Und bleibt gemein, so lang die Sonn' euch scheinen mag.

Der Blitz.

Ich folg' dem Aar dahin, wo dunkle Wolken stehn,
Und harre des Befehls, der wird an mich ergehn.

Die Hunde.

Präfecten haben uns ersetzt, drum laßt uns rennen.

Die Eintracht.

Ich geh', da Neid und Haß im düstren Herzen brennen.

Der Gedanke.

Kaum ist der Schurke fort, so kommt schon der Pedant.
Mir ist, als säh' ich rings im Tode starr'n das Land
Und eine Riesenscheer' empor zum Himmel dringen,
Die dort den Vögeln selbst verkürzet ihre Schwingen;
Vor diesem finstren Mann verschwindet jedes Licht.
Ich, Frankreich, meide dich!

Die Verachtung.

Ich bleib', ich gehe nicht.

Literatur und Kunst.

* Literarische Notizen. Von dem „Leben Michelangelo's“ von Hermann Grimm ist der zweite Band ausgegeben worden. Der Verfasser beginnt darin seine Schilderung mit dem Jahre 1506 und führt sie fort bis zum Tode des großen Meisters im Jahre 1564. Grimm schließt sein Werk mit einem Blick auf die Fortentwicklung der Kunst bis auf unsere Tage durch Rubens, Caravaggio, Rembrandt, Winckelmann, Carstens und Cornelius. — Der alte Jacob Grimm ist noch immer unermüdlich thätig, nicht bloß für das deutsche Wörterbuch, dessen vierter Band unter der Presse ist; so eben erscheint der vierte Theil seiner „Weisthümer.“ — Die neue Ausgabe der Beckerschen Weltgeschichte unter der Redaction von Adolf Schmidt in Jena schreitet rüstig vorwärts. Die von Otto Rasemann verfaßte Geschichte des Mittelalters ist vollständig da; von der neueren Zeit, welche Schmidt selbst bearbeitet, liegen drei Hefte vor. Es wird demnächst über das ganze Werk ausführlicher zu berichten sein. — Von der Geschichte der eidgenössischen Bünde von J. F. Kopp ist ein neuer Band ausgegeben, welcher die Zeit des Kaisers Albrecht (1298 bis 1308), also die Periode des Abfalls der Waldstätte vom Hause Habsburg, behandelt. — Die Goethe-Literatur wird in diesem Winter endlich einen seit langer Zeit ersehnten Zuwachs erhalten, indem die Privat-Correspondenz zwischen dem Herzog Karl August und Goethe im Druck erscheinen soll. Die Sammlung umfaßt etwa 600 Briefe, welche Dr. Vogel im Auftrage des jetzigen Großherzogs von Weimar zusammenstellen und herausgeben wird. Ausgeschlossen vom Druck wird nur sehr wenig, was auch heute noch aus Rücksichten, die man beobachten zu sollen glaubt, zurückgehalten werden muß. Uebrigens soll der Großherzog sich sehr liberal benommen haben. — Der zweite Band des Memoirenwerkes von Arnold Ruge, „aus früherer Zeit“, ist in diesen Tagen in den Buchhandel gekommen. Den Inhalt des Bandes gaben die Universitätsjahre des Verfassers her. — Unter den für die nächste Zeit zu erwartenden literarischen Neuigkeiten ist eine poetische Erzählung von Gottfried Kinkel; sie führt den Titel „der Grodschmied von Antwerpen.“ — Die von Gutzkow begründeten und seit zehn Jahren bestehenden „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ sind nunmehr ganz von Karl Frenzel in Berlin, welcher seit längerer Zeit schon das Blatt redigirte, übernommen worden. Gutzkow will sich der Schillerstiftung und der Umarbeitung seiner Dramen und des Romans „der Zauberer von Rom“ widmen.

* Blaustrümpfe. Diese Bezeichnung weiblicher Talente, die sich ins Fach der Poesie und Aesthetik wagen, ist seit dem vorigen Jahrhundert in allgemeinem Gebrauch. Nicht so allgemein dürfte der harmlose Ursprung desselben bekannt sein. Genaue Auskunft giebt uns eine Notiz, die wir in der Biographie Johnson's von Boswell finden. Als nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Interesse für Literatur das höhere sociale Leben beherrschte, entstanden in London schöngeistige Damenclubs, welche Schriftsteller von Ruf zu ihrer Unterhaltung und Belehrung zu sich heranzogen. Einer der eifrigsten Besucher dieser Clubs war Benjamin Stillingfleet, der sich durch populäre Abhandlungen über Kunst und Naturgeschichte damals einen Namen gemacht hatte. Seine Kleidung war wenig nach der Mode, besonders fiel er durch seine blauen Strümpfe auf; indeß schätzte man seine Unterhaltung so sehr, daß man ihn ungern in den ästhetischen Soireen entbehrte und zu äußern pflegte: „Ohne die blauen Strümpfe läßt sich nichts Rechtes anfangen.“ Dadurch erhielten jene Zusammenkünfte den Namen Blaustrumpfclubs (Blue-stockings Clubs). Die Benennung erhielt allgemeine Verbreitung, als Miß Hannah More in dem damals sehr geschätzten Gedichte Bas Bleu eine treffende Schilderung eines solchen Clubs und der darin dominirenden Persönlichkeiten gab.

* Vermischte Nachrichten. Am 21. December erfolgte in Hannover am Sterbehause des Dichters Hölty und am Geburtshause der Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel die Enthüllung von Gedenktafeln. Gleiches geschah kürzlich an der Pfarre zu Hohenstein im Schönburgischen als dem Geburtshause des vor zwei Jahren verstorbenen Gotthilf Heinrich von Schubert. — In Jena starb vor einigen Tagen der früher vielgenannte Schriftsteller Dr. Heinrich Döring in hohem Alter. Er spielte einst als Literarhistoriker eine gewisse Rolle; seit langer Zeit lebte er zurückgezogen in Jena. — Eine Anzahl von neuen dramatischen Arbeiten, besonders Kleinigkeiten, ist in den letzten Wochen an mehreren Bühnen aufgetaucht. Ein Scherz in einem Akte von Sigmund Schlesinger, „ein Opfer der Wissenschaft“, macht an der Burg in Wien viel Glück. Er behandelt das alte Thema von den Aerzten mit sehr ergötzlicher Laune. Beifall erwirbt sich auch ein Lustspiel von G. von Moser: „Vernachlässigt die Frauen nicht.“ Geringen Erfolg hatte dagegen in Berlin das dreiactige Lustspiel „die Novizen“ von Levin Schücking und G. von Moser. Den Stoff dazu gab eine Novelle des ersten der vereinigten Verfasser, deren Hintergrund die Verlobungsgeschichte der armen Marie Antoinette mit dem Dauphin Ludwig von Frankreich bildet. Trotz ausgezeichneter Besetzung wollte die Komödie nicht recht einschlagen. — Die schöne berühmte Kirche Notre Dame in Paris ist kürzlich einer umfassenden Wiederherstellung im Inneren unterzogen und am Weihnachtsabend eröffnet worden. Schiff und Chor sind vollendet, die Seitenkapellen werden noch ausgemalt. Am 5. Januar soll eine große Feierlichkeit in der Kirche stattfinden; bei dieser Gelegenheit wird das Requiem von Mozart durch einen Chor von 600 Personen ausgeführt.

* Musikalische Notizen. Ein neues Requiem für Solostimmen, Chor und Orchester vom Kapellmeister Bernhard Scholz in Hannover ist am 16. December in Köln zur ersten Aufführung gelangt und hat großen Erfolg gehabt. Der Componist bekundet mit diesem Werk einen bedeutenden Fortschritt in seiner künstlerischen Entwickelung und eine starke musikalische Ausdrucksweise. Die Erfindung ist, wenn auch nicht von überraschender Neuheit, doch immer würdig, nur an einigen wenigen Stellen etwas gewöhnlich; die polyphone Schreibart steht dem Componisten in bedeutendem Grade zu Gebote; das Orchester behandelt er mit Sicherheit und Wirkung, auch den Chor in den meisten Fällen, und eigentlich nur dann nicht, wenn die Perioden zu kurzathmig sind. Auch die Solostimmen haben manches echt Vokale, melodiös Wirkungsvolle; ihren Ensembles schadet die häufige Absicht des Componisten, durch allzukunstreiche selbständige Stimmführung den höchsten Anforderungen Genüge zu leisten. Die Behandlung des Requiem ist im Allgemeinen eine sehr selbständige, ein Anlehnen an Mozart oder Cherubini nicht auffallend. — Desselben Componisten Ouverture zu Goethe's „Iphigenie“ kam in Bremen am 30. December unter seiner eigenen Leitung zur Ausführung. Diese Ouverture ist bereits in einigen Städten zu Gehör gebracht und im Sonntagsblatte mehrmals erwähnt worden. Was Günstiges darüber berichtet wurde, haben wir durchaus bestätigt gefunden. Es ist ein großer und bedeutender Zug, ein poetischer Charakter in dieser Composition, vornehmlich in dem einleitenden Satze, der mit imposanter Kraft und würdevoller Energie auftritt. Sollen wir ein Bedenken äußern, so wäre es dieses, daß der Componist vielleicht zu sehr den düstern Ernst, die Wucht des Schicksals geschildert, die leichtere, heitere Seite des Goethe'schen Gebildes zu wenig hat hervortreten lassen. Seine Tondichtung ist so bedeutend, daß sie mit ganz besonderer Auszeichnung genannt und begrüßt werden muß. Indem Scholz an ein Meisterwerk herantrat, welches unter den höchsten poetischen Schöpfungen den ersten Rang einnimmt, unternahm er ein kühnes Wagniß; er hat bewiesen, daß er würdig war, eine solche Aufgabe zu lösen. — In einer ähnlichen Lage wie Scholz befand sich Gade, als er eine Concertouverture schrieb, welche den Namen Michelangelo führen sollte. Nicht bloß weil im Allgemeinen es bedenklich ist, eine so gewaltige Erscheinung zu citiren; insbesondere noch könnte man grade bei Gade, der doch für das Genre weit mehr Talent hat als für die Historie, diese Wahl eine Verwegenheit nennen. Würde der Componist nun beim Worte genommen und mit dem strengen Maßstabe gemessen, den er ja in diesem Falle selbst aufgestellt hat, so müßte allerdings der Spruch dahin lauten, daß er seine hohe Aufgabe nicht ganz gelöst habe. Allein als musikalische Dichtung betrachtet, ist die

Ouverture so gut gedacht, so wirksam und schön durchgeführt, daß sie ihren Platz sehr ehrenvoll behauptet. Es ist ein Hauch vom Wesen des großen Meisters auf den Componisten übergegangen. In seiner eigenen Entwickelung bildet die Ouverture einen interessanten Wendepunkt. — Jüngst ist abermals ein Versuch der Ehrenrettung und Wiederherstellung des Textes zu Mozarts Don Juan gemacht worden, und zwar durch Alfred von Wolzogen und Wendling. Sie haben auf Grund sorgfältiger Studien die Dichtung des Italieners, die im Laufe der Zeiten so gräulich entstellt worden, gesäubert und im Geiste der deutschen Sprache und des Geschmacks umgearbeitet. Die Rolle des Don Juan ist befreit von den läppischen Aeußerungen, die sich allmälig eingeschlichen haben, Leporello alles dessen entkleidet, wodurch er zum Hanswurst geworden war, überall sind die Plattheiten entfernt worden und durch anständigere Ausdrücke ersetzt. Wenn nun der deutsche Bühnenschlendrian überwunden wird, die Bearbeitung sich Bahn bricht, so ist Mozarts Kunstwerk endlich in würdiger Weise hergestellt. Eduard Devrient in Karlsruhe hat schon vor einiger Zeit die Einrichtung getroffen, daß die Scene vom Anfang bis zum Beginn des Ballfestes im ersten Finale dieselbe bleibt, und zwar ein freier Platz, eine spanische Alameda. Elvirens große Arie kommt nach Wolzogens Bearbeitung in den zweiten Akt, zwischen das Sextett und die Kirchhofsscene. — Der alte fast achtzigjährige Liedercomponist Methfessel in Braunschweig hat von der Tiedgestiftung in Dresden aus Anlaß seiner Hymne an Germania ein Ehrengeschenk von 100 Thalern erhalten. Aehnliche Gaben bekamen die Witwen des Claviervirtuosen Charles Mayer und des Orgel-Componisten Kühmstädt, so wie noch mehrere andere hinterlassene Frauen und Töchter von Musikern. — Auch Neapel hat kürzlich die Oper „die Stumme von Portici“ zu sehen bekommen. Unter den Bourbonen war das Werk, das ja in Neapel spielt, stets verboten; jetzt beschreitet es nun, über dreißig Jahre nach seiner Entstehung, die Bretter des San Carlo-Theaters in Neapel. — Ein in der Geschichte der dramatischen Musik fast beispielloses Jubiläum wurde kürzlich in Paris begangen, nämlich das der tausendsten Aufführung der reizenden „weißen Frau“ von Bojeldieu. Der Festabend war mit großem Pomp ausgestattet, das Haus übervoll, die Einnahme betrug 7000 Franken. Man berechnet bei dieser Gelegenheit, daß die Oper dem Componisten und seinen Nachkommen an Tantieme allein aus Paris etwa 100,000 Thaler eingebracht hat. Die „weiße Frau“ wurde im December 1825 zum ersten Mal aufgeführt; Bojeldieu starb im Jahre 1834. — Der italienische Componist Gentile hat Goethe's „Werther“ zu einer Oper verarbeitet.

* Neue Bücher.

Mythologie der Griechen und Römer. Zur Belehrung und Unterhaltung, so ie zum Gebrauche in Lehranstalten, leichtfaßlich dargestellt von Paul Frank. Mit 60 Abbildungen. Leipzig. Verlag von Karl Merseburger 1862. — Während die classische Mythologie zu den schwierigsten Forschungen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft gehört, in denen der Scharfsinn der ausgezeichnetsten Gelehrten noch um die Grundprincipien streitet, geschweige zu einem wissenschaftlichen Abschluß gelangt ist, hat sie zugleich so innige Beziehungen zur Poesie und Kunst aller Zeiten und ist dadurch so sehr mit der allgemeinen Bildung verwachsen, daß populäre Darstellungen derselben zum Bedürfniß geworden sind. Seit Ramler und Moritz ist mit größerem oder geringerem Geschick der Versuch erneuert; Rösselt's Lehrbücher haben selbst in Schulen Eingang gefunden. Das einzig richtige Verfahren ist ohne Zweifel, von der religiös-ethischen Deutung, dem Entstehungs- und Entwickelungsproceß der Mythen ganz abzusehen und dasjenige zusammenzustellen, was durch seine Beziehung zur Kunst und Poesie nur als poesievolle, durch Dichtermund verherrlichte Volkssage Geist und Gemüth anregt und zugleich zum Verständniß älterer und neuerer Dichtungen und Kunsterzeugnisse erforderlich ist. Der Verfasser der oben erwähnten populären Mythologie ist sich über seinen Zweck nicht recht klar geworden. Das Buch sollte trotz seines geringen Umfangs die Vollständigkeit eines gelehrten mythologischen Werks haben, wobei denn namentlich Stoll's Mythologie fleißig excerpirt worden ist. Viele Bücher zu vergleichen, gebrach es dem Verfasser wohl an Zeit, da er gleichzeitig über andere Fächer populäre Schriften in ähnlicher Weise angefertigt hat. Zugleich wollte er auch die reizvollen Poesiebildungen der Epiker und Dramatiker von seiner Darstellung nicht ausschließen. Da das Material überall kurz zusammengedrängt ist, so muß sich der Leser oft durch unerquickliche Namenverzeichnisse, die keine Anschauung gewähren, hindurcharbeiten, um zu den lieblichen Oasen zu gelangen, wo die Poesie waltet. Hier jedoch giebt die knappe Erzählung nur allgemeine Umrisse, sie gelangt zu keiner epischen Behaglichkeit. Wäre nur nach dieser Seite hin die Poesie mehr zu ihrem Rechte gelangt, so würden wir einzelne Mißgriffe in einem populären Buche nicht hoch anschlagen. Ein Leichtes wäre es gewesen, die Quantität der Namen überall richtig anzugeben; Bezeichnungen, wie Charitinnen, Thalia als Grazie (zweimal), Epaphus sind schlimmer als gar keine. Die beigefügten Abbildungen sind eine angenehme Beigabe für die Jugend. Von den Bildern eines so wohlfeilen Buches kann man nicht künstlerischen Werth verlangen.

L.

Gedichte von Karl Siebel. Dritte Auflage. Iserlohn, Julius Bädeker. 1863. — Wir haben seiner Zeit bereits die andern Auflagen dieser Sammlung besprochen und bereitwillig das bedeutende Talent Siebels anerkannt. Dies ist vorwiegend lyrischer Art, und namentlich gelingt ihm das heitere Lied; hierin spiegelt sich sein eigentlichstes Wesen am glücklichsten und unmittelbarsten wieder. Als geistreicher, vielseitig gebildeter Mann hat er eine Fülle schöner Gedanken, die er in edler Form auszudrücken weiß; aber wenn er mit Vorliebe das pikant Schaurige, Tragische hervorsucht und schildert, so unternimmt er etwas, dem, ohne daß er es weiß, seine Natur widerstrebt, und diese Darstellungen erhalten unwillkürlich dadurch etwas Gemachtes. Trotz alledem sind diese Gedichte ein hervorragendes Product des letzten Jahrzehends, und wir messen sie mit strengem Maß, weil viel von dem gefordert wird, welchem viel gegeben ist. Die vorliegende dritte Auflage ist eine ziemlich bedeutend vermehrte und die Ausstattung dem Inhalt entsprechend, so daß sie auch in dieser Hinsicht auf jedem Büchertisch eine Zierde sein wird. — Fra Angelico nennt sich ein Romanzencyklus in sechszehn Bildern von J. F. Horn. Kiel, Ernst Homann. 1863. Der Verfasser, welcher das Werkchen Klaus Groth gewidmet hat, entlehnte den Stoff der Dichtung einer Malerlegende, die vor einigen Jahren in der Europa abgedruckt war. Der Held, Fra Angelico, ist eine historische Person und gehört der ältern Malerschule an. Er hieß Giovanni Tosini, genannt da Fiesole, ward geboren zu Mugello 1387 und starb als Dominikanermönch eines florentiner Klosters zu Rom 1455. Was unser Urtheil über den Romanzencyklus betrifft, in dem er den Helden spielt, so scheint es uns einestheils, als ob im Ganzen der Ton zu wenig romanzenhaft gehalten und anderntheils die Dichtung in Anbetracht des Stoffes viel zu weit ausgesponnen sei. Etwas weniger wäre mehr gewesen, könnte man hier mit Recht sagen. Sonst ist die Form in technischer Hinsicht nicht ohne Geschick.

Echoklänge aus Venusia. Horazische Dichtungen in deutscher Liederform. Als Anhang: Nachahmungen und Gegenstücke. Von Adelb. Herrmann, Professor in Celle. Celle, Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. 1862 — Wir haben wiederholt die Behauptung aufgestellt, daß jeder Uebersetzer fremder Poesieen bis zu einem gewissen Grade nicht nur metrische Gewandtheit, denn das versteht sich von selbst, sondern auch poetischen Fond, poetische Schöpferkraft besitzen müsse. Deshalb haben wir zuerst unter den eigenen Productionen des eben erwähnten Verfassers uns umgesehen, um daraus auf die Uebertragungen einen Schluß ziehen zu können. Die Umschau machte uns etwas stutzig; neben einzelnen Gedichten, die, schlicht und einfach, uns anmutheten, wie das kleine „am Thalbach“, fanden wir zu unserer Ueberraschung Gedichte, die den Stempel der Parodie schülerhafter Unreife trugen. Das Urtheil mag hart erscheinen, doch wird man's als gerecht anerkennen, wenn wir als Beispiel anführen

Gertruds Lied.

(Aus „Jenseits des Meeres“ — einem Trauerspiel des Verf.)

Wie im Urwald, wie im Urwald
War es einst im Paradiese.
Durch den Urwald, durch den Urwald
Weht die ächte Himmelsweise,
Und wer zum Urwald zieht hinein,
Der wandelt wie ein Engelein.

Denn im Urwald, denn im Urwald
Nährt dich treu die Mutter Erde,
Aus dem Urwald, aus dem Urwald
Läuft das Wild zu deinem Heerde,
Und Frucht und Pilz beut Wagendicht
Die ungekocht sein Festgericht.

Und im Urwald, und im Urwald
Fängt der Böse keine Seelen,
Weil im Urwald, weil im Urwald
Bäume der Erkenntniß fehlen.
Denn wo nichts zu erkennen ist
Bleibt unversucht Verstand und List.

Doch im Urwald, doch im Urwald
Kannst du treue Liebe finden,
Weil im Urwald, weil im Urwald
Enger sich die Herzen binden.
Die Welt ist fern, das Glück ist klein,
Die Treuen haben sich allein.

Gedichte in diesem Stile könnten wir eine ganze Reihe anführen; sie abzudrucken wird man nach dieser Probe uns erlassen und zugleich begreiflich finden, daß wir nach dieser Lektüre unsere Erwartungen in Betreff der Umformung der Horazischen Oden nicht gar zu hoch spannten. In seinem Vorworte sagt der Verfasser: „Ich würde mich herzlich freuen, wenn derselbe (der hier vorliegende Versuch) den Nichtgelehrten auch nur eine Ahnung von den Süßigkeiten der Matinischen Biene gäbe.“ Eine Ahnung hat Herr Herrmann davon allerdings gegeben, aber auch nur eine Ahnung; denn bei der Wahl seiner modernen Formen ist er in den allermeisten Fällen recht unglücklich gewesen, und von Anmuth ist in der Diction wenig zu verspüren, im Gegentheil ist dieselbe durchweg schwerfällig und ungraziös. Die Gelehrsamkeit allein thut's eben nicht.

W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 2. Bremen, 11. Januar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Byrons Leben.

Von Otto Gildemeister.

II.

Wenn Rebelliren ein Verbrechen ist, so ist doch zu allen Zeiten die Empörung gegen ein schlechtes Regiment milder beurtheilt worden als der Aufruhr gegen eine gute und löbliche Ordnung. Byron's revolutionäre Wirksamkeit muß daher mit den Zuständen verglichen werden, gegen welche sie gerichtet war. Geschieht dieses, so ergiebt sich allerdings, daß er in vielen Fällen das Kind mit dem Bade ausschüttete, den Weizen mit dem Unkraut ausraufen wollte, und in leidenschaftlichem Ungestüm die rühmlichen, ja großartigen Seiten des Volkes, dem er angehörte, übersah, manche entscheidende Punkte falsch auffaßte, und sehr häufig die Institutionen mit den Mißbräuchen, welche sich an sie knüpften, verwechselte. Allein, unter diesen Einschränkungen hatte seine Opposition gegen Staat, Kirche und Gesellschaft ihre gute Berechtigung.

England war im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts außerordentlich reich an glänzenden Talenten. Große Staatsmänner, berühmte Redner, ausgezeichnete Kriegshelden, Dichter und Gelehrte umgaben den Thron Georgs des Dritten auch dann noch, als Pitt gestorben und Nelson gefallen war. Aber es liegt in der Natur der Sache daß die Berühmtheiten immer nur Ausnahmen waren; die Masse auch der höheren Stände bildete zu diesen Wenigen einen ungleich schrofferen Contrast als es heutzutage der Fall ist. Das Leben in den leitenden Kreisen in London war nicht ohne geistigen Schwung und humane Cultur, aber im Ganzen war die Nation, mit Einschluß der Aristokratie, von mittelalterlicher Barbarei noch tief durchdrungen. Die unteren Volksklassen waren in den Städten zugleich brutal und corrumpirt, auf dem Lande von unglaublicher Unwissenheit und Stumpfheit. Die Mittelclassen gingen in philiströser Geschäftsbeschränktheit unter und nahmen selbst an den politischen Kämpfen nur erst ein sehr geringes Interesse. Die Aristokratie, d. h. die grundbesitzenden Familien vom einfachen Squire bis zum Herzog, überließ ihren begabteren Söhnen das Parlament und die Staatsämter, versorgte ihre mittellosen Glieder durch kirchliche Pfründen und militärische Patente, und ergab sich selbst dem Genusse des Daseins, wie Landjunker diesen Genuß verstehen. In der Jugend fand man seine Befriedigung im Umgange mit Spielern, Boxern, Tänzerinnen, Jockey's; im reiferen Lebensalter theilte man seine Zeit zwischen Fuchsjagden, Saufen, Wahlintrigen und patrimonialer Beglückung der Gutsunterthanen; nicht zu vergessen, daß man zwischendurch Sonntags regelmäßig in dem Familienstuhl der Dorfkirche seinen Mittagsschlaf abhielt. Nicht ohne manche mannhafte Tugend, im Allgemeinen gutartig und honorig, aber zu höherer Regsamkeit schwer zu erwärmen, bildeten diese „Gentlemen von England“ eine geschlossene Phalanx gegen alle Neuerungen, welche irgendwie den althergebrachten Lauf der Dinge zu stören drohten. In ihren Augen gab es, abgesehen von Wilddieben, keine verwerflichere und strafwürdigere Frevler als Liberale und Gegner der Kirche; sie verabscheute den Zweifel auf religiösem und die Kritik auf dem politischen Gebiete nicht bloß deshalb weil sie fromm und loyal dachte, sondern auch weil ihre Privatinteressen bei der bestehenden Verfassung und der bestehenden Kirche ihre Rechnung fanden. Die Kirche mit ihren colossalen Reichthümern verschaffte den jüngeren Familiensöhnen ein anständiges Auskommen und mußte schon deshalb von allen respectablen Leuten heilig gehalten werden; die Verfassung sicherte den Gutsherren die entscheidende Mehrheit im Parlamente und zwang die Minister Seiner Majestät, in Gesetzgebung und Verwaltung die Wünsche und Forderungen der einflußreichsten Classe gebührend zu berücksichtigen.

Und dies Letztere geschah auch in ausgedehntester Weise. Die königliche Regierung befand sich in völliger Uebereinstimmung mit den großen und kleinen „Herren“ des Reichs, wenn sie nach Außen einen Kampf auf Tod und Leben gegen die französische Revolution führte und im Innern der liberalen Partei mit schroffer Strenge, mit fanatischem Eifer die Spitze bot. Es ist allerdings historisch unrichtig, zu behaupten, daß Englands Kriege gegen Frankreich nur deshalb geführt worden seien, um in Großbritannien selbst die Herrschaft der Aristokratie zu retten; sie waren vielmehr im Wesentlichen Acte wirklicher Nothwehr gegen die Angriffe, Provocationen und Anschläge eroberungssüchtiger Nachbarn, aber jedenfalls ist so viel wahr, daß namentlich nach Pitt's Tode die aristokratische Animosität der Engländer gegen revolutionäre Ideen dem Kampfe viel von der Farbe eines politischen Principienstreites verlieh, sowie daß die nämlichen Staatsmänner, welche im Namen des europäischen Gleichgewichtes Napoleon bekriegten, im Innern eine unerbittliche Verfolgungssucht gegen alle reformatorische Tendenzen entwickelten, und daß schließlich die herrschende Classe ihnen ebenso sehr wegen dieser häuslichen Politik applaudirte wie sie

ihre auswärtigen Anstrengungen unterstützte, während umgekehrt die Liberalen, in ihrer Art nicht minder kurzsichtig, ihre Feindschaft gegen die Minister durch ein geflissentliches Bekennen französischer Sympathien, durch eine Art Napoleoncultus und durch die Forderung documentirten, daß man mit dem großen demokratischen Brudervolke in Frieden und Freundschaft leben solle. So geschah es daß schon damals Torythum und Kriegspolitik auf der einen Seite, Liberalismus und Franzosenherrschaft auf der anderen Seite zu Begriffseinheiten verschmolzen, was unter Anderem auch die Byron'schen Gedichte vielfach bekunden. Der Kampf gegen Napoleon erscheint ihm lediglich als ein Complott des Ancien Régime gegen den Helden einer neuen Aera der Volksfreiheit; von der Rückseite der Münze, von dem Elende welches der glänzende Volkskaiser über die Nationen brachte und welches schließlich die Nationen zur Verzweiflung und Rache aufstachelte, sah Byron und sahen die Engländer überhaupt nicht viel. Auf ihrer Inselburg merkten sie den Kriegsjammer nur an höheren Steuern und an der Entwerthung der Bankvaluta. Ihre Kriege führten gemiethete Truppen, aus der Hefe des Volkes rekrutirt, und der Schall der Waffen drang nur gedämpft in die behagliche Friedensruhe ihrer Dörfer und Städte. Der wichtigste Theil der damaligen Bevölkerung, der landwirthschaftliche, erfreute außerdem sich gerade während der Kriegsjahre eines niegekannten Wohlstandes. Die Continentalsperre hinderte zwar die reiselustigen Touristen, aber zugleich steigerte sie die Kornpreise zu enormer Höhe und gab den Gutsherren wie den Farmers die Mittel zu einem sehr lustigen Leben daheim. Am lodernden Kamin, vor den krystallenen Portweinflaschen auf der glänzenden Mahagonytafel, mochten liberale Lords und enthusiastische Gentlemen sich einbilden, der Freiheit zu dienen, wenn sie den Alliirten fluchten, welche so unzart mit der romantischen alten Garde und dem genialen Imperator umgingen; auf dem Continent wußten die Völker sehr genau, weshalb der Herzog von Wellington und Blücher »mit seinen Corporalsmanieren« ihnen lieber war, als der Sieger von Marengo und Lodi.

Um die nämliche Zeit wo Byron und seine Gesinnungsgenossen sich darin gefielen Napoleons Sache mit der Sache der Völkerfreiheit zu identificiren, (späterhin räumten sie allerdings ein daß der Kaiser diese seine Sache verrathen habe), herrschte auf dem Continent eine nicht minder einseitige Ansicht von englischem Leben vor. Von den berühmtesten Schriftstellern ward die britische Verfassung als ein Muster, als eine Lösung aller Staatsprobleme dargestellt. In der Theorie nahm sich die Sache freilich gut genug aus, aber richtig war von dem glänzenden Bilde eigentlich nur dies, daß in England die Möglichkeit zu einer gesunden und vernünftigen Staatsentwicklung in ungleich höherem Grade vorhanden war als in den bureaukratisch verkommenen Ländern des Festlandes. England hatte große negative Vorzüge: es hatte keine regierende Schreiberkaste, kein stehendes Heer, keine Censur, kein geheimes Gerichtsverfahren. Aber im Uebrigen war es mit der gepriesenen Freiheit der britischen Bürger um jene Zeit, nach unseren heutigen Begriffen, mangelhaft genug bestellt. Die Verwaltung der Reichs- und der Municipalangelegenheiten ruhte freilich auf der stolzen Säule des Selfgovernment, aber sie war thatsächlich ein Augiasstall von Mißbräuchen und Verkehrtheiten. Nirgend in der Welt hatte das Mittelalter noch so viel Lebenskraft bewahrt. Zwar gehörte »Urtheil durch Geschworene« zu den Erbrechten der freigeborenen Briten, aber die Juries fällten ihre Urtheile in einem Geiste, welcher in den verschrienen Gerichtsstuben Deutschlands für rohste Barbarei gegolten hätte. Die geringsten Diebstähle wurden noch mit dem Galgen bestraft, was freilich nicht hinderte daß auf des Königs Heerstraßen noch die Romantik der Highwaymen blühte. Censur existirte nicht, aber Preßvergehen wurden mit systematischer Härte geahndet. Die bürgerlichen Collegien waren während fauler Friedenszeiten zum allgemeinen Gespött geworden, und nicht selten waren gerade diese Organe der freien Selbstverwaltung die hartnäckigsten Gegner des Fortschritts. Die Reichsgesetze waren ein undurchdringlicher Wust von Grausamkeiten, Absurditäten und systemlosen Gelegenheitsvorschriften, und die Justiz in Privatsachen war wegen ihrer Kostspieligkeit nur für die Wohlhabenden vorhanden. Die persönliche Freiheit war theoretisch jedem Engländer verbürgt, aber die höchsten Gerichtshöfe des Landes scheuten sich nicht, den verdammlichen Grundsatz aufzustellen, daß irreligiöse Personen selbst in privatrechtlichen Streitigkeiten keinen Anspruch auf den Schutz der Gesetze erheben könnten. In London und den großen Städten besaß wohl die öffentliche Meinung einen gewissen Einfluß, aber einestheils war die öffentliche Meinung selbst roh und blind, anderntheils verlor sich ihre Macht, sowie man sich in die Grafschaften begab. Dort herrschte mit fast schrankenlosem Einflusse der Gutsherr oder des Gutsherrn Agent. Da walteten »mecklenburgische Zustände« in unverfälschter Reinheit. Nicht allein die ländliche Polizei und das Friedensgericht befanden sich in den Händen des Grundeigenthümers, nicht allein war der Pfarrer in den meisten Fällen seine Creatur, in allen Fällen sein Standesgenosse, sondern auch die ganze Privatexistenz der Bevölkerung hing unmittelbar von dem betreffenden Lord oder Squire ab, welchem das Land und das Wasser, das Holz über und die Kohle unter der Erde erb- und eigenthümlich gehörte. Zum Theil ist es noch jetzt so, aber vor funfzig Jahren waren diese Zustände schon deshalb viel schlimmer, weil ihre Isolirung viel größer war. Kein demokratisches Provinzialblatt paßte damals dem Landadel auf den Dienst; keine »Times« schickte ihre Specialreferenten auf socialpolitische Forschungsreisen aus; keine Eisenbahn durchschnitt die stillen, abgeschlossenen Grafschaften, und was die Hauptsache ist, kein gebildeter Mensch kümmerte sich überhaupt um das Schicksal der Massen, um Wohl und Wehe von Leuten, die nicht zur respectablen Gesellschaft gehörten. Jene große Bewegung der Gemüther, welche in unserem Zeitalter die socialen Fragen auf die Tagesordnung gesetzt hat, zählte damals erst einzelne Vorläufer, einen Howard, eine Elisabeth Fry, einen Wilberforce, und das Publikum betrachtete solche Personen noch als »sonderbare Schwärmer.«

Am allerwenigsten gab die englische Kirche sich mit derartigen Dingen ab. Das Zeitalter verlangte von einem Geistlichen vor allen Dingen »Familie;« der Pfarrer mußte ein Gentleman sein. Ein blendendes Halstuch, ein sauber rasirtes Kinn, eine feine weiße Hand gehörten zu den wichtigeren Erfordernissen. Zwar durfte der Priester des Herrn nicht tanzen und nicht ins Theater gehen, auch, wie sich von selbst versteht, gegen die Autorität der Kirche, deren Brot er aß, einen Zweifel, wenigstens öffentlich, nicht aussprechen. Alles Uebrige aber war ziemlich gleichgültig. Um die Seelsorge kümmerten sich nur die Wenigsten; höchstens daß man für dies unangenehme Geschäft einen armen Adjuncten bezahlte. Sonntags las man in den herrlichen Cathedralen oder, wenn's nicht anders ging, auch wohl in der epheubewachsenen Dorfkirche die Liturgie; Alltags amusirte man sich mit den weltlichen Herren, deren Bruder, Vetter oder Neffe man war. Wo möglich bekleidete man mehrere Pfarrämter auf einmal, oder wußte zu der Pfarre noch einen Sitz im Domcapitel der nächsten City zu erwerben. Dann hatte man Geld genug, um standesgemäß sich den noblen Passionen widmen zu können. Der Pfarrer hielt dann Jagdpferde, betheiligte sich an den »Grafschaftshunden«, gab opulente Diners, cultivirte die Hühnerjagd, verlebte die vor-

schriftsmäßigen Wochen in einem fashionablen Badeorte, machte die Saison in London mit, kurzum führte ein cavaliermäßiges Leben, ohne selbst Arges zu denken, noch Anderen Aergerniß zu geben. Hatte er einflußreiche Connexionen bei Hofe und im Cabinet, so konnte er darauf rechnen, mit der Zeit zum Diaconus und Archidiaconus oder wohl gar zum Lord Bischof aufzurücken. In letzterem Falle wurde er ein wirklicher Grand Seigneur. Er bewohnte dann einen Palast, bezog eine Rente von hunderttausend Thalern, nahm einen Sitz im Oberhause ein und beherrschte wie ein Prälat des Mittelalters eine ganze Bevölkerung von Kirchenpächtern, Zehntleuten und Ministerialen. In den bischöflichen Residenzen entfaltete sich das kirchliche Wohlleben zu behaglichster Opulenz; Mylord und seine Domherren fanden sich mit ihrer geistlichen Würde ungefähr in der nämlichen Weise ab, wie einst in Rom der Hof Julius II und Leo's X es verstand, mit dem Unterschiede allerdings, daß diese englischen Seelenhirten weder einen Michelangelo noch einen Rafael neben sich hatten und sich mit ihrer Glanz- und Prunkliebe mehr auf Küche und Keller als auf Kunst und Wissenschaft angewiesen sahen. Hin und wieder beschäftigte sich wohl ein solcher hochwürdiger Lord oder Domherr mit der Pflege der Humaniora; es gab Bischöfe und Doctoren der Theologie, von denen prachtvolle Ausgaben römischer und griechischer Dichter in goldschimmernden Lederbänden existirten, aber auch diese edleren Bestrebungen hatten wenigstens mit der eigentlichen Aufgabe der Kirche nichts gemein; die Arbeit der Seelsorge unter dem Volk erschien viel zu grob und schmutzig für die zarten Hände geborener Gentlemen, und man überließ sie, zwar nicht ohne Eifersucht, aber doch ohne eigentlichen Wettkampf den zahlreichen Sekten, welche neben der „etablirten Kirche“ mit wuchernder Lebenskraft sich ausbreiteten und welche ihrerseits, wenn sie auch größeren Ernst und tiefere Inbrunst des religiösen Sinnes erweckten, gleichwohl in anderer Richtung, nämlich durch engherzigen Fanatismus, beschränkte Verdammungssucht, düsteren Ascetismus, einen schädlichen Einfluß übten. Das Christenthum in England erschien in der einen wie in der anderen Form wenig geeignet, höhere und edlere Naturen zu fesseln; wenn hier der hohle Prunk der Verweltlichung die dürstende Seele unerquickt ließ, so fühlte dort der aufstrebende Geist von äußerer und innerer Culturlosigkeit sich verletzt und abgestoßen. Nach einem tiefen Erfassen, nach einer wissenschaftlichen Lösung der durch die englischen und französischen Aufklärer aufgeworfenen theologischen Grundfragen fühlte weder die Kirche noch die Secte das Bedürfniß. Sie heischten beide blinde Unterwerfung unter den Buchstaben, nur mit dem Unterschiede daß die Kirche sich mit äußerer oder stillschweigender Unterwerfung begnügte, die Secte ein lautes Bekenntniß forderte. Den Zweifel auszusprechen galt jener für Hochverrath, dieser ohne Weiteres für Gotteslästerung. Und da nun doch einmal der Zweifel unmöglich ausgetilgt werden konnte, so breitete sich, unter dem Terrorismus dieser beiden geistlichen Mächte, über das ganze englische Leben jener dicke Mantel conventioneller Heuchelei, den zu durchlöchern selbst jetzt noch, wie wir es erleben, schwierig und gefährlich ist.

Eine Natur wie Byron's beschied sich aber nicht mit spitzen Fingern, hie und da ein Loch zu zupfen. Er wollte den ganzen Mantel wegwerfen. Er empörte sich gegen die Anmaßung einer Kirche, die nicht allein um das religiöse Bedürfniß sich gar nicht kümmerte, sondern demselben auch verbieten wollte sich anzumelden. Offenbar gehört die eingehende Erörterung theologischer Zweifel heutzutage zu den religiösen Bedürfnissen der Welt. Eine Kirche welche dies verneint, begiebt sich ihres Rechtes und verleugnet ihre Pflicht. Es ist mißlich für sie, die gestellten Fragen beantworten zu müssen, aber es ist tödtlich für sie, wenn sie durch Verbot der Fragen ihre Ohnmacht verkündet. Immer und immer von Neuem stehen Frager auf, die sich nicht durch Formeln beschwichtigen, durch Gewaltsprüche sich nicht abweisen lassen. Byron gehört zu dieser Gattung: die furchtbaren Probleme des menschlichen Daseins hatten auf ihn einen Halt gewonnen, von dem er sich nicht loszumachen wußte. Er quälte sich mit den letzten Fragen an das Unergründliche mit stets wiederkehrender Selbstmarter. Und wie es die Art der Poeten ist, behielt er solche innere Kämpfe nicht für sich, sondern er gestaltete mit aller Energie, deren er fähig war, aus diesen Kämpfen dichterische Gebilde, die allem Volke verständlich waren. Zaghafte Rücksicht auf die hergebrachten Anstandsregeln war ihm gänzlich fremd, und es waren daher nicht schüchterne, andeutende Striche, mit denen er den Conflikt zwischen Autorität und Zweifel darstellte, sondern kühne, herausfodernde Gemälde in brennenden Farben, in greller Beleuchtung. Den Einspruch der ängstlichen Schicklichkeitsmenschen und der selbstsüchtigen Pfründner verhöhnte er mit schonungsloser Bitterkeit. Die Entrüstung der aufrichtig gläubigen Seelen begriff er nicht. Er verstand nicht, wie es ein Frevel sein sollte, räthselhaft zu nennen was doch einmal räthselhaft sei. Er fand es verrückt daß man eine Frage unerlaubt halten könne. In seinen Werken fehlt es nicht an Stellen, welche zeigen, daß er es gern vermieden hätte, den wirklichen überzeugten Christen Anstoß zu geben. Er greift selbst zu Sophismen, um zu beweisen, daß er sich mit der Bibel oder mit anerkannt rechtgläubigen Schriftstellern in Einklang befinde. Z. B., wenn er fragt, ob man denn verlange daß Lucifer im „Kain“ wie ein Pfarrer reden solle, was er doch weder in der Schrift noch im „Verlorenen Paradies“ thue. Er sieht nicht daß sein Lucifer nicht wegen seiner satanischen Logik Anstoß erregt, sondern wegen der mangelnden siegreichen Widerlegung. Daß diese Widerlegung in dem Stücke fehlt, hat allerdings seinen triftigen Grund. Der Dichter war dazu nicht im Stande, und am Ende läuft der Conflikt zwischen ihm und seinen Landsleuten auf die Frage hinaus, ob er in diesem Falle berechtigt war den Satan auftreten zu lassen. Er hätte den Teufel zur Ordnung rufen, er hätte ihm das Wort entziehen sollen, sagen die Engländer. Aber, wie gesagt, Byron folgte in diesem Punkte anderen Ansichten. Was gedacht werden könne, das müsse auch zu sagen erlaubt sein.

Diese Einseitigkeit, welche immer nur den Frager, den Ankläger, den Zweifler zu Worte kommen läßt, ist überhaupt das revolutionäre Element in aller Byronschen Dichtung. In Revolutionen kommt immer nur das Einseitige zum Ausbruche, und fast immer entspringen die schlechten und die guten Regungen aus der nämlichen Quelle. Hier haben wir einen Rebellen gegen eine Welt, welche wirklich in vielen Stücken des Unterganges werth war. Weil aber der Rebell nicht mit dem Verstande, sondern mit seiner Leidenschaft operirt, so ist es natürlich daß er nicht unterscheidet zwischen dem Guten und dem Bösen, sondern daß er ohne Wahl gegen Alles was besteht sich empört. Die letzte Höhe, welche zu ersteigen Menschen vergönnt ist, erreicht er nicht. Er verhält sich zu dem vollendeten Menschen, wie der große und glänzende Parteiführer zu dem wahrhaften Staatsmann sich verhält. Er ist der incarnirte Geist der Unzufriedenheit mit der gegebenen Wirklichkeit, welcher im 18. Jahrhundert erst die Literatur und dann die Politik mit Sturm und Drang erfüllte, derselbe Geist welcher in der Dichtung die bürgerliche Gesellschaft den edlen Räubern und in der Politik der Guillotine preisgeben wollte, um sie von ihren schlechten und gemeinen Bestandtheilen zu befreien. Dieser Geist ist ein Product hoher Cultur. Der hochgebildete Mensch, mit seinem Tugendideal, seinem Schönheitsideal, seinem Genußideal, erhebt Anspruch auf Befriedigung. Was

Jahrtausende in langsamer Arbeit vielleicht erreichen mögen, fordert er für seine Spanne Zeit, für seine persönliche Befriedigung. Das Unendliche, das jeder Mensch ahnend im Herzen trägt, soll sich in seinem endlichen Dasein verwirklichen. Aber überall stößt die Wirklichkeit diesen Anspruch zurück. Laster, Häßlichkeit, Elend erfüllen den Erdkreis. Der hochgebildete Idealist, so lange er noch nicht gelernt hat, in dem Mitarbeiten an dem Werke der Jahrtausende sich zu befriedigen, flüchtet sich in eine erträumte schönere Welt, zu den Göttern Griechenlands, auf Ardinghello's Inseln, in die Zeit der Stegreifritter, in die böhmischen Wälder, und wenn er die Wirklichkeit berührt, so geschieht es mit der souveränen Ironie der Ueberlegenheit oder mit dem Fluche, welchen Faust gegen Alles schleudert, was die Erde bietet und heischt.

Nun ist es, als ob, in dem nämlichen Jahre welches in Frankreich die Geburtswehen der großen Staatsumwälzung ankündete, dieser Geist prometheischer Unzufriedenheit, idealistischer Weltverachtung, ungebundenen Genießenwollens, sich in einem einzigen Menschen einmal recht con amore, wenn man so sagen darf, habe verkörpern, in einem bestimmten Individuum sich habe concentriren und damit für alle Folgezeit die Menschheit von der dämonischen Qual jenes Durstes nach dem Unendlichen habe befreien wollen. Es sollte ein Sterblicher geboren werden, welcher in allen Stücken dazu angethan sei, der Herold und der Dolmetscher dieses Geistes zu sein, wie keiner vor ihm, aber auch wie keiner nach ihm. Durch eine gewaltige Explosion sollte der Krankheitsstoff sich für immer entladen, so blendend, so erschütternd, daß kein Zweiter mehr es wagen sollte, die nämlichen Töne anzuschlagen. Der Weltschmerz, der Uebermuth des genialen Subjects sollte durch die höchste Entfaltung seines Pathos einen endgültigen Abschluß finden, und Lord Byron ward geboren. Die Natur schuf ihn, schön wie einen hellenischen Gott, aber sie zwang ihn auf verkrüppelten Füßen durchs Leben zu hinken; seine Geburt versetzte ihn auf die Höhen eines fürstlichen Daseins, aber die Mittel, so stolzen Ansprüchen zu genügen, blieben ihm vorenthalten; seine Begabung war die glänzendste, seine Instincte waren edel und hochstrebend, aber der ersteren fehlte das Gegengewicht der sicheren Lebensstellung, der festen Berufspflicht; der letzteren gebrach die Wohlthat der Erziehung. Trotz einer in ihrer Art reichen und vielseitigen Bildung wuchs der junge Dichter gewissermaßen wild auf, „Herr seiner selbst, — dies Erbtheil voller Leid“, wie er es selbst nennt, — weder durch die Verhältnisse, noch durch väterliche Gewalt gebändigt, ausgestattet mit dem höchsten Genußvermögen, überwallend von stürmischer Leidenschaft, und doch niemals befriedigt in dem Suchen nach Genusse, nie sich ganz verlierend in dem Rausche der Passion. So, ungebunden, unersättigt, läßt ihn sein Schicksal los in die Welt, in den Kampf mit der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge.“ Und nun, da er rings um sich her nichts findet als Unzulängliches, Verkehrtes, Gemeines, da es ihm nicht gelingt, durch einen Act göttlicher Schöpferkraft das Glück unvergänglich, das Leben schön und edel zu gestalten, da er vergebens nach der Lösung des Welträthsels ringt, da überall seine Stirn an Schranken und Kanten anstößt, nun ertönt von seinen Lippen jene wundervolle Fülle leidenschaftlicher Klagelaute, wie sie auf Erden nie gehört worden war, durch alle Stufen der Scala hindurch, von dem Schrei der Verzweiflung bis zu den schmelzenden Seufzern stiller Wehmuth, unterbrochen von den Flüchen des Ingrimms, von den Donnern des Zorns, von den glühendsten Schilderungen der Naturherrlichkeit, die allein göttlich erscheint, in sich vollkommen, ewig jung, ewig frei von dem Risse der durch die Menschenbrust hindurch klafft. Wäre, was diesen Klagen zum Grunde liegt, nur der unendliche Trieb nach dem Genusse, so würden sie eindruckslos verhallt sein. So aber vermischt sich, wie im Goetheschen Faust, die Sehnsucht nach den ewigen Idealen mit dem Feuer der natürlichen Leidenschaften. Und wenn vor dem Sittengesetze die letzteren nicht bestehen, so erscheinen sie doch hier, in ihrer unlöslichen Einheit mit höheren Trieben, ächt menschlich und eben deshalb noch bis auf unseren Tag und wahrscheinlich für alle Zukunft voll poetischer Gewalt. Denn so ist einmal unsere Natur, daß, wie sie selbst das lautere Metall unbedingter Tugend selten oder nie zu Tage fördert, so auch umgekehrt nur das bedingt Gute, das bedingt Schöne einen tiefen Eindruck auf sie macht. Diese Weltverzweiflung, diese Ueberhebung über die irdischen Schranken ist gewiß in ihrer Einseitigkeit, wie sie in Byron hervortritt, zu verdammen, aber zugleich ist sie den tiefsten und besten Anlagen unseres Wesens nahe verwandt. Der Sündenfall und die Erlösung haben schließlich die nämliche Wurzel in unserem Herzen. Das Thema der Byronschen Muse wird stets die Menschen ergreifen und bewegen, auch wenn sie weise genug geworden sind, die Grenzen seiner Berechtigung zu erkennen, und die Art wie das Thema behandelt wird, muß auch den Widerstrebenden fesseln. Und zwar deshalb, weil diese Art etwas von dem unwiderstehlichen Reize einer Naturgewalt hat, mit anderem Worte, weil sie aus einer ächten Leidenschaft stammt. Denn Leidenschaft ist nur ein anderes Wort für Natur, und die Natur ist in Allen die nämliche. Die Byron'schen Dichtungen sind von einem leidenschaftlichen Pathos vulkanisch erfüllt, und darin liegt ihr dämonischer Zauber. In dunklen Tiefen unserer Brust wecken sie sympathische Widerklänge, die uns seltsam bewegen, als hätten wir etwas höchst Persönliches erlebt und empfunden. Denn in uns Allen lebt, dunkel oder deutlich, maßvoll oder anarchisch, etwas von dem alten Titanentrotze, von dem rebellischen Drange ins Unendliche, dessen Anblick immer, wo er in Anderen uns entgegentritt, mit geheimnißvoller Gewalt uns festbannt, wie der Anblick des Feuers, welches ja auch zugleich das segensreichste und das furchtbarste der Elemente ist. Mit unserer Vernunft müssen wir dem Faust des zweiten Theils Recht geben, welcher, mit nützlichen Deichanlagen beschäftigt, ausruft:

> „Das ist der Weisheit letzter Schluß;
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.“

Allein poetischer, unserer Phantasie näher, unserem Interesse verwandter ist der Faust des ersten Theils, der nie mehr Mensch ist als in dem Augenblicke wo er sich dem Teufel verschreibt.

Man hat sehr oft an der Aufrichtigkeit der Byron'schen Leidenschaft, an der Wahrheit seines Pathos zweifeln wollen. Sehr viel davon sei Manier, hat man wohl gesagt, welche der Dichter angenommen habe, weil ihm bewußt gewesen sei, daß durch sie er am meisten Eindruck auf das Publicum mache. Man hat für diese Ansicht besonders geltend gemacht, daß mit der düsteren Stimmung der Poesien der scherzhafte und selbst lustige Ton der Briefe und der Privatgespräche, deren Inhalt sorgsame Chronisten aufgezeichnet haben, in unvereinbarem Widerspruche stehe. Man hat ferner darauf hingewiesen, daß die lyrischen Ergüsse über die Trennung von Lady Byron, so herzergreifend sie auch seien, doch mit bekannten Thatsachen, ja mit Tagebuchäußerungen des Dichters selbst sich schlecht reimen, woraus man schließen müsse daß die düstere Stimmung, das tiefe Gefühl, welches jene Dichtungen zu athmen scheinen, nur dem Effecte zu Liebe willkürlich in Scene gesetzt worden sei. Auf derartige Raisonnements ist nur zu erwidern, daß sie auf gänzlicher Unkenntniß der menschlichen und zumal der künstlerischen Natur beruhen. Einmal ist es völlig unrichtig die Grundstimmung

eines Menschen nach seinem Verhalten im gewöhnlichen Umgange beurtheilen zu wollen. Gerade im gewöhnlichen Umgange verbirgt sie sich am allermeisten. Sodann aber ist es ein Fehlschluß, wenn man annimmt von zwei anscheinend sich widersprechenden Aeußerungen über ein bestimmtes Thema müsse nothwendig die eine aufrichtig, die andere unaufrichtig, müsse nothwendig die poetische Aeußerung eine gemachte, die prosaische eine ernstlich gemeinte sein. Eberty verfällt nicht in diesen Irrthum, allein ganz auf den Grund kommt er der Sache auch nicht. Er hilft sich damit, die scheinbaren Widersprüche durch die wechselnden Stimmungen zu erklären. Gewiß ist diese Bemerkung bis zu einem gewissen Grade richtig, aber sie erschöpft den wirklichen Sachverhalt nicht. Die Wahrheit scheint mir die zu sein, daß die eigentlichste und innerlichste Natur des Dichters gerade in den Augenblicken erregten künstlerischen Schaffens rückhaltslos und unverschleiert hervorbricht, während im täglichen Leben sie die weltmännische Toilette trägt. Ein Gedicht wie „Fare thee well“ ist zwar aus einer vorübergehenden pathetischen und poetischen Stimmung geboren, welche keineswegs das gesammte eheliche Leben zwischen Lord und Lady Byron beherrschte, aber diese Stimmung selbst hat ihre Wurzeln in dem verborgensten und ursprünglichsten Wesen des Mannes gehabt. Das Gedicht verkündet uns nicht actenmäßige Wahrheit, wohl aber eine psychologische Wahrheit. Man mag immerhin darüber streiten, ob es »passend« sei, in solcher Weise den Vorhang von dem Allerheiligsten der Seele hinwegzuziehen; jedenfalls giebt es zwei Milderungsgründe, welche mit derartigen Offenherzigkeiten aussöhnen mögen: die höchste Leidenschaft und die höchste Kunst. Kunst ist ja eben nichts anderes als ein Sichtbarmachen dessen was am gewaltigsten die Seele des Künstlers ergriffen hat, und die Kunst des Lyrikers ist undenkbar ohne eine Bloßstellung des verborgenen Menschen. Die Schönheit ist es, auf welche allein es ankommt; wo sie hinzutritt, da hört die Nacktheit auf zu verletzen. Wenn Eberty (mit Recht) hervorhebt, daß gerade die »indiscreten« Gedichte Byrons bis an das Ende menschlicher Cultur fortleben werden, so genügt dies um ihn aller Mühe fernerer Entschuldigung zu überheben. Vielleicht hat zu der Venus von Melos dem Künstler die eigne Frau als Modell gestanden; wer würde diese »Indiscretion« ungeschehen wünschen oder wer würde es tadeln, daß die Göttin keine Portraitstatue geworden ist? Hier — und nur hier — giebt es Privilegien des Genie's.

Ich möchte nicht schließen, ohne noch einmal Eberty's Werk der deutschen Leserwelt auf das Wärmste zu empfehlen. Das einzelne Gute hervorzuheben ist unthunlich, wo beinahe Alles gut ist, doch will ich nicht unterlassen, besonders zu erwähnen, daß mit diesem Buche der Leser zugleich eine vortreffliche Auswahl aus den Tagebüchern und den Briefen Byron's erhält, welche letzteren Macaulay nicht überschätzt, wenn er sie dem Besten zurechnet, was die Briefliteratur aller Zeiten aufzuweisen hat. Die meisten dieser Episteln sind wirkliche Kunstwerke ohne darum aufzuhören wirkliche Briefe zu sein, — rarissimae aves! Dergleichen ins Deutsche zu übersetzen, ist ungemein schwierig. Die elegante und doch völlig ungezwungene Haltung, der vertrauliche und doch vornehme Ton, der leicht hingeworfene Scherz, und eine gewisse unbeschreibliche, man könnte sagen flegelhafte Grazie, die lakonische Drolligkeit der englischen Sprache, alles das ist wie Schmetterlingsstaub leicht verwischt, und es ist ein großes literarisches Lob, wenn man anerkennt daß Eberty das Original, so weit die hochdeutsche Wohlerzogenheit es erlaubt, in seinen wesentlichen Schönheiten wiedergiebt. Man würde gern noch mehr von diesen Auszügen in den Kauf nehmen.

* Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts.

Von D. Ebmck.

Hans Ulrich Krafft's Denkwürdigkeiten, bearbeitet von Adolf Cohn. Göttingen, Dietrich. 1862.

Möchten Alle, welche ihre Lebensgeschichte der Welt hinterlassen, so viel zu berichten haben und so gut erzählen, wie Hans Ulrich Krafft von Ulm, der Kaufmann des 16. Jahrhunderts, dessen von ihm selbst überlieferte Erlebnisse uns in dem mit obigem Titel bezeichneten Buche vorliegen. Hat Professor Haßler in Ulm das Verdienst, die Schrift dieses Mannes, welcher auch

»vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat«,

aufgefunden und schon im vorigen Jahre in dem ursprünglichen Texte, dem alten schwäbischen Dialect, veröffentlicht zu haben, so gebührt Adolf Cohn kaum weniger Dank dafür, daß er das Werk dem größeren gebildeten Publikum durch die Uebertragung in das Hochdeutsch unseres Jahrhunderts erst genießbar und verständlich gemacht hat.

Eine Selbstbiographie eines vor fast dreihundert Jahren lebenden deutschen Kaufmanns erweckt von vorn herein große Erwartungen, giebt es doch der Quellen nicht so viele, aus denen wir die Anschauungen und das innerste Leben eines Standes erkennen könnten, der in seiner Gesammtheit schon damals für die Entwicklung unseres Volks von so großer Bedeutung war. Wie interessant ist es, durch diese Lebenserinnerungen und Selbstbekenntnisse, welche ein Vertreter dieses Standes hier niedergelegt hat, tiefe Blicke in das Schaffen des deutschen Volksgeistes zu thun! Für den Historiker ist es lehrreich, aber auch für jeden Gebildeten mindestens höchst anziehend, zu sehen, wie sich in dem Kopfe eines schlichten deutschen Mannes des sechszehnten Jahrhunderts die große und die kleine Welt abspiegelt, ihn auf seiner vielfach verschlungenen Lebensbahn zu begleiten und zu hören von seinen Bestrebungen und Hoffnungen, seinen Freuden und Kümmernissen. Von dem Allem erzählt uns Kraft mit einem offenen Blick und einer lernbegierigen Theilnahme für Alles, was ihm in der Welt begegnet, im höchsten Grade offen und natürlich in Schmerz und Freude; wird er daher auch dann und wann bei unbedeutenden Dingen breiter und geschwätziger als nöthig, so hält uns doch die abwechselnde Mannichfaltigkeit seiner Erlebnisse und der ungesuchte Reiz seiner naiven Darstellung fortwährend in angenehmer Spannung.

Um den Lesern des Sonntagsblattes die Beschäftigung mit dem Buche selbst zu empfehlen, wollen wir mit Wenigem anzudeuten versuchen, was sie davon zu erwarten haben. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Blüthe der großen süddeutschen Handelsstädte durch den Einfluß, welchen die Entdeckungen in der neuen Welt auf das europäische Verkehrsleben ausübten, wohl schon angenagt, aber es bedurfte erst einer Reihenfolge schwerer Schläge gegen den altbegründeten Wohlstand derselben und einer längeren Gewöhnung der Welt an die neu eröffneten Verkehrswege, ehe sie völlig zerstört werden konnte. Man empfand schon schwer die Concurrenz der aufblühenden Handelsplätze am atlantischen Ocean, aber man hatte noch den Muth mit ihnen zu wetteifern. In diese Zeit fällt die kaufmännische Thätigkeit des Hans Ulrich Krafft. Er war im Jahre 1550 geboren als einer der sechs Söhne des wohlangesehenen Ulmer Bürgermeisters Johann Krafft von Delmensingen, aus einem um seine Vaterstadt wohlverdienten Geschlechte, welches seinen Stammbaum bis in die Zeiten Kaiser Friedrichs II. hinaufführte. Zum Kaufmannsstande bestimmt, erhielt er eine nur mäßige Schulbildung, die nicht viel mehr als Lesen, Schreiben und Rechnen

umfaßte, aber eine mannichfaltige kaufmännische Ausbildung. In Augsburg, Lyon und Florenz machte er seine Lehrjahre durch. Aber Wißbegierde und Reiselust trieben ihn weiter in die Welt hinaus. Es erfüllte sich seine Sehnsucht, „die orientalischen Lande“ zu sehen, als er 1573 eine Anstellung bei dem bedeutenden Augsburger Handlungshause Manlich erlangte, welches vorzugsweise von Syrien importirte und zu diesem Behuf Contore in Tripolis und in Lyon unterhielt. Im September 1573 fuhr er mit einem der sieben Manlich'schen Schiffe, in Begleitung seines Freundes, des berühmten Arztes und Naturforschers Dr. Leonhard Rauwolf, der uns eine bereits 1582 im Druck erschienene Beschreibung seiner Reisen im Morgenlande hinterlassen hat, von Lyon nach Tripolis, welches damals der bedeutendste, von venetianischen, französischen und deutschen Kaufleuten viel besuchte Hafenplatz Syriens war. Aber seine erwartete geschäftliche Thätigkeit wurde hier bald unterbrochen; nach einem noch nicht einjährigen Aufenthalt, während dessen er eine Reise nach dem Libanon und nach Aleppo gemacht hatte, kam die Nachricht von dem Bankerott des Hauses Manlich nach Syrien und brachte ihn nebst seinen Gefährten, welche demselben Hause dienten, in Gefangenschaft. Es folgten drei Jahre voll schwerer Sorgen für Leib und Geist im türkischen Gefängnisse. Die ausführliche Schilderung der Erlebnisse während dieser Haft gehört zu den anziehendsten Partieen des Buches: sein geduldiges, aber nicht träges Ausharren — er lernte im Gefängniß das Knopfmachen und die Erträge dieser Handarbeit mußten ihm dienen, sein kümmerliches Dasein zu fristen und seine Lage etwas zu erleichtern —, sein unversiegbarer Muth und Humor, sein Geschick, die Menschen zu behandeln und sich überall Freunde zu erwerben, seine mit Klugheit gepaarte biedere Ehrlichkeit und die Festigkeit seines Charakters, die ihn seiner ganzen schurkisch oder kleinlich gesinnten Umgebung überlegen machten, das Alles half ihm glücklich über alle Gefahren und Versuchungen hinweg und zur ersehnten Freiheit hindurch zu gelangen. Im Herbst 1577 konnte er sich wieder nach Europa einschiffen; nach einem an mancherlei Abenteuern reichen Jahre, welches er theils zur Herstellung seiner Gesundheit, theils zur Abwicklung verschiedener Geschäfte in Marseille und Genua verlebte, gelangte er zu Ende des Jahres 1578 ins Vaterland. Die Sorge für seine durch die Haft geschwächte Gesundheit und Streitigkeiten mit den Manlich'schen Curatoren hielten ihn die nächsten Jahre über in Ulm und dessen Nähe fest. Dann begann er auf's Neue ein Wanderleben. An mancherlei Anbietungen zu angesehenen, interessanten und gewinnversprechenden Stellungen fehlte es dem aufgeweckten, welterfahrenen und kenntnißreichen jungen Manne niemals. Bald wünschte ihn der Kurfürst von Sachsen zur Leitung seines in Portugal betriebenen Pfefferhandels nach Lissabon zu schicken, bald suchte ihn ein schlesischer Edelmann als Hofmeister seines Sohnes, der sich in Italien ausbilden sollte, zu gewinnen. Er zog eine Stelle als Buchhalter bei dem Handlungshause Richter in Troppau vor, welche ihm die Freiheit ließ, auch für sich selbst Geschäfte zu machen. Drei Jahre (1582 bis 1585) brachte er in dieser Stellung zu, häufig auf Reisen in Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn und Polen abwesend. Hatte er sich hier gleich anfangs durch die Einführung einer kürzeren und genaueren Buchführung in gutes Ansehen gebracht, so stieg er fortwährend in der Gunst seines Herrn durch die glückliche Ausführung mancher schwierigen Geschäfte. Man machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, ihn in Troppau zu halten; aber weder diese, noch der Versuch eines Breslauer Freundes, ihn durch die angetragene Vermählung mit einer jungen und reichen Wittwe für diese Stadt zu gewinnen, waren von Erfolg. Er hatte nicht umsonst in seiner Jugend die Luft einer freien Reichsstadt eingesogen. „Ferner gab mir der Umstand, daß die Bürger von Troppau wenig Freiheit genießen, sondern dem Hause Oesterreich, namentlich dem römischen Kaiser stark unterworfen sind, keine geringe Veranlassung, nicht da zu bleiben.“ Im Herbst 1585 kehrte er nach Ulm zurück. Da traf ihn ein lockendes Anerbieten des Turiner Hofes: man wünschte ihn seiner guten Sprachkenntnisse wegen bei der Savoyischen Gesandtschaft zu gebrauchen. Dies Mal siegten die Bitten der Schwägerin ob, sich nicht wieder, den Katholischen zu Liebe, von Heimath und Freundschaft zu trennen. Bald darauf bot ihm das Haupt des Ulmer Handlungshauses Schermar die Hand seiner Tochter und Eintritt in das Geschäft an. Die Ehe wurde geschlossen, aber zugleich entsagte Kraft dem Handel. Da nämlich gerade das Pflegamt der Ulmischen Stadt Geislingen erledigt und ihm Aussicht gemacht wurde, dasselbe zu erlangen, reizte den Patriciersohn ein öffentliches Amt im Dienste seiner Vaterstadt mehr. Er bewarb sich mit Erfolg und trat 1587 in sein neues Amt ein, welches er bis an seinen 1621 erfolgten Tod verwaltet hat, und wobei er, wie es scheint, die Erinnerungen seiner Wanderzeit und die Verbindungen, welche er damals angeknüpft, stets mit Vorliebe pflegte. Schon in hohem Alter stehend, in den Jahren 1614 bis 1616, hat er die Erlebnisse seiner Wanderjahre aufgezeichnet oder sie wenigstens in der uns erhaltenen Form beschrieben.

So der kurze Abriß seines Lebens, der Rahmen, in welchen der Erzähler eine so bunte Fülle interessanter Begegnisse und vielfach verschlungener Schicksale zusammendrängt. Er berührt die verschiedensten Gebiete des Lebens und Wissens und theilt für sie Unterhaltendes oder Belehrendes mit. Die Nachrichten über das kaufmännische Leben und den Geschäftsbetrieb in jener Zeit nehmen keineswegs das alleinige Interesse des Lesers in Anspruch; die Schilderungen des Schifferlebens, der Natur auf dem Meere und in den Ländern des Orients, die Charakteristik der verschiedenen Nationen, der eigenthümliche scharfe Gegensatz der abendländischen und morgenländischen Welt und wieder der Gegensatz der deutschen und welschen Race, der protestantischen und katholischen Weltanschauung, dazu die Bekanntschaften des Verfassers mit manchen originellen Charakteren und bedeutenden oder bekannten Persönlichkeiten, scherzhafte Anecdoten aus dem Getriebe des kleinen Lebens, dies Alles in bunter, wenn auch kunstloser Mischung hält den Leser in fortwährender Spannung und macht das Buch zu einer köstlichen Fundgrube nicht für den Kulturhistoriker allein.

Vor Allem aber ist es der Charakter des Verfassers, welcher die Beschäftigung mit dem Buche so erfreulich macht, nicht ein besonders hervorragender, großartiger, aber ein durch und durch tüchtiger und liebenswürdiger Character. Wenn seine gesunde, unbefangene Auffassung der Welt, sein frischer Humor, sein unverzagter Lebensmuth und seine ächte Frömmigkeit vorzugsweise geeignet sind, ihn uns menschlich nahe zu rücken, so läßt eine Reihe anderer Eigenschaften uns in ihm einen würdigen Vertreter des reichsstädtischen Bürgerthums jener Zeit erkennen. Wohl war dasselbe schon damals gestreift von dem scharfen Hauch des modernen Monarchismus: hie und da glauben wir in dem Benehmen des Verfassers gegen solche, die durch Geburt oder Rang höher stehen als er, auch ein Zeichen dafür zu erkennen, daß unter dem Steigen der Fürstenmacht und den Schlägen, welche die meisten deutschen Städte während der Regierung Karls V. theils in ihrem Wohlstande, theils in ihrer Selbständigkeit trafen, der alte Freiheitstrotz des deutschen Bürgerthums schon etwas gebrochen war. Doch zeigt sich dies höchstens in äußerlichen Dingen; die Gesinnung ist noch durchaus frei von der bedientenhaften Unterwürfigkeit, in welche sich nach dem dreißigjährigen Kriege der Bürgerstand hinabdrücken ließ. Und sie ist namentlich durch zwei Eigenschaften ausgezeichnet. Einmal durch den entschiedenen Protestantismus, der froh ist der jüngst erstrittenen geistigen Freiheit und noch frei von dem Gift orthodoxer Zuthat und rechthaberischen Confessionalismus, der entschiedene Gegner der feindlichen Kirche und der von ihr gepredigten Weltanschauung, aber duldsam gegen die Menschen. Es ist sehr anziehend zu beobachten, wie der Verfasser, ungeachtet er über die religiöse Befangenheit seiner Zeit nicht hinausgelangen kann, doch durch seinen Verkehr mit so vielen Menschen von verschiedener Nation und Religion im persönlichen Verkehr mit den Einzelnen die allgemein menschlichen Vorzüge derselben schätzen lernt, mit Juden Freundschaft schließt und unter den Muhammedanern freudig anerkennt, „wie Gott auch den Ungläubigen mit seinem Segen zu löblichen Werken die Hand bietet und wunderbar über ihnen hält.“ Dabei bleibt ihm sein protestantischer Glaube so theuer, daß er die schwersten Gefahren und Sorgen seines Gefängnisses lieber erduldet, als daß er ihn für die Lockungen eines äußerlich glänzenden Looses aufgiebt. In Verbindung damit ist die andere Eigenschaft, das kräftige Nationalbewußtsein des Verfassers, hervorzuheben. Wie kläglich stand schon damals das deutsche Reich hinter anderen Nationen zurück in der Fürsorge für seine Landsleute in der Fremde! Franzosen und Venetianer schützte in Tripolis ihr Consul, ein deutscher Consul war nicht vorhanden; der Gesandte des römischen Kaisers bei der hohen Pforte hatte nur dafür zu sorgen, den Kriegseifer der Osmanlis zu besänftigen, welcher fort und fort die österreichischen Gränzen bedrohte. So wichtige Interessen damals auch die deutschen Städte im Orient zu vertreten gehabt hätten, die deutschen Kaufleute waren dort allein auf ihr eigenes Geschick und Glück und, wenn es daran

gebrach, auf die Gnade der fremden Nationen angewiesen. Wohl erfuhr unser Verfasser dies auf das Bitterste; aber dennoch fühlte und bekannte er sich stets freudig als einen deutschen Mann. Er hatte vielleicht mehr warme Empfindung als klares Bewußtsein von den Vorzügen des deutschen Volkscharakters, aber um so weniger verläugnete er sie jemals; die politische Macht der anderen Nationen und ihr dadurch hervorgerufenes Selbstgefühl stachelte das seinige nur um so mehr an. Nichts konnte ihn bitterer kränken, als die Ueberhebung spanischer Cavaliere, „der stolzen Bestien", die den deutschen Mann nicht des Grußes würdigten. Das sind Eigenschaften im deutschen Volkscharakter, um derentwillen wir denen, welche sie treu bewahrt haben, ewig dankbar bleiben sollen.

Noch ein Wort möge uns über die vorliegende Bearbeitung vergönnt sein. Wer da meinen sollte, daß eine Uebertragung der Sprache des 16. Jahrhunderts in unser Deutsch überflüssig gewesen sei, der werfe einen Blick in die Haßler'sche Ausgabe, um eines Besseren belehrt zu werden. Die Benutzung derselben wird schon bedeutend durch die gelehrte Unart, welche den Gelehrten so wenig wie anderen nützt, erschwert, die wunderliche Schreibweise der alten Manuscripte, wo willkürlich große und kleine Buchstaben durcheinander gemengt sind, im Druck nachzuahmen. Aber auch davon abgesehen ist der schwäbische Dialekt des 16. Jahrhunderts, in welchem der Verfasser schreibt, doch der großen Menge der Gebildeten kaum oder nur mit einer Anstrengung verständlich, welche den Genuß beeinträchtigt und die Meisten von der Lectüre von vorn herein abschrecken wird. Die Uebertragung in unser Hochdeutsch war also nothwendig, um das Buch allgemein zugänglich zu machen. Dabei war es denn freilich nicht zu vermeiden, daß mit der Abstreifung des Dialektischen eine gewisse Naivetät der Ausdrucksweise und jene Gemüthlichkeit der Darstellung, die allem Dialektischen eigen ist, nur annähernd wiedergegeben werden konnte; auch Manchen, der gerade nicht Sprachforscher ist, wird daher noch eine Vergleichung beider Ausgaben Vergnügen gewähren. Die neue Bearbeitung hat ferner das Verdienst, eine bessere Ordnung der einzelnen Abschnitte hergestellt zu haben, welche sich in dem Abdruck des Originals in einer das Verständniß des Zusammenhangs auf's Höchste erschwerenden Verwirrung befinden. Auch hatte der erste Herausgeber nur für die Erklärung der vorkommenden arabischen Wörter gesorgt, der Uebersetzer hat dagegen durch viele erläuternde Anmerkungen in sehr dankenswerther Weise das Verständniß des Werkes erleichtert.

Wir scheiden von dem trefflichen Buche mit dem Wunsche, daß unter den jungen deutschen Kaufleuten, welche in unserer Zeit mit gleicher Lust und gleich frischem Sinne wie der Verfasser in die Welt hinausziehen, demselben ein Nachfolger erstehen möge, der späteren Geschlechtern ein so treues und erfreuliches Bild hinterlasse von einem deutschen Kaufmann des neunzehnten Jahrhunderts.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Mozart. Von Ludwig Nohl. — Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Von A. von Wolzogen. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Von Ernst Förster. — Historische und biographische Erläuterungen zu Kaulbachs Zeitalter der Reformation. Von Franz Löher. — Neue Novellen. Von Elise Polko. — Kunst und Künstlerleben. Novellen. Von L. Otto. — Der Bettler von Thorn. Novelle. 2 Thle. Von R. Wellnau.

* Literarische Notizen. Zwei neue Zeitschriften haben mit dem Jahre 1863 ihr Leben begonnen, eine deutsche Wochenschrift, von Friedrich Spielhagen bei Janke in Berlin herausgegeben, und eine Monatsschrift „Orion", redigirt von Adolf Strodtmann im Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg. Jene Wochenschrift kündigt sich als belletristisches Organ der Fortschrittspartei an, welche eine politische Zeitschrift in den „deutschen Jahrbüchern" bereits besitzt. Der Herausgeber, der sich rasch einen Namen als Romandichter gemacht hat, will, daß die Männer und Frauen im hellen Tageslichte der Politik leben, die Dämmerung und den Indifferentismus abthun sollen. Seine Zeitschrift wird enthalten Romane aus der Feder des Herausgebers, Charakteristiken, Erörterungen von Verkehrsfragen, Reiseberichte und Notizen. Sie ist also eine Concurrentin des „deutschen Magazins" von Julius Rodenberg, dem sie durch billigeren Preis den Rang abzulaufen sucht. — Die von Heinrich Pröhle zwei Jahre lang herausgegebene Zeitschrift „unser Vaterland" ist eingegangen. — Dagegen hören wir mit Freude, daß die in Wien erscheinenden „Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst" ihren zweiten Jahrgang mit neuen und rüstigen Kräften antreten. Dies Blatt ist eine Beigabe der seit acht Jahren in Wien herauskommenden „Recensionen über Theater und Musik", eines der wenigen wirklich guten, durch Unparteilichkeit und Fülle des Inhalts ausgezeichneten Blätter, welche von Theatersachen handeln. Die Beigabe über bildende Kunst fährt fort monatlich zu erscheinen, ist aber auch abgesondert zu beziehen. Wir haben sie das verflossene Jahr hindurch mit Interesse verfolgt und empfehlen sie dem deutschen Publikum angelegentlich. Die Recensionen haben Mitarbeiter wie Lübke, C. von Lützow, Friedr. Pecht; sie sind ein vorzugsweise kritisches Organ, welches sich zunächst mit dem beschäftigt, was unsere Zeit schafft und anstrebt, jede tüchtige Kraft freudig anerkennt, jede Pfuscherei, besonders die protegirte, rücksichtslos verurtheilt. Zusammenfassende Uebersichten, Correspondenzen, größere Besprechungen, Berichte über die Kunstliteratur und das kunstgewerbliche Schaffen bilden den Inhalt der trefflichen Zeitschrift. — Große Theilnahme in der Lesewelt unseres Nordens findet der neueste Band von Fritz Reuters „ollen Kamellen"; er enthält eine prächtige, mit dem köstlichen Humor des Dichters vorgetragene plattdeutsche Dorfgeschichte. — Unter der Presse ist eine „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von Wilhelm Lübke in Zürich, dem Verfasser der Geschichte der Architektur. — In der oben erwähnten neuen Monatsschrift „Orion" für Literatur und Kunst sind einige bisher nicht gedruckte Gedichte von Heinrich Heine mitgetheilt. — Das Börsenblatt des deutschen Buchhandels hat im verflossenen Jahre nicht weniger als 11,241 verschiedene neue Schriften anzuzeigen gehabt; eine so hohe Zahl wurde bisher noch in keinem Jahre erreicht.

* Aus der Theaterwelt. Das jüngste Kind der Laune Charlotte Birchpfeiffers heißt „eine Tochter des Südens" und ist nach einem Romane der Kavanagh gearbeitet. Herr von Hülsen, der königliche Intendant, welcher übrigens mit Charlotten auf sehr gutem Fuße steht und Beschützer ihrer Muse ist, hat auf dies neue fünfactige Schauspiel verzichtet, und dasselbe hat nun auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater das Licht der Lampen erblickt. Diese „Tochter des Südens" ist eine jener zahlreichen englischen Gouvernanten-Geschichten, die auch unser Publikum so gern liest, eine abgeschwächte Nachahmung der Jane Eyre. Wie diese ist Leonie arm, tugendhaft, heirathet einen Lord oder Grafen. Die Waise von Lowood ist aber kräftiger und gesunder als die Tochter des Südens (Leonie stammt aus der Provence). Die äußere Arbeit des Stückes ist mit bekannter Geschicklichkeit besorgt, es hat aber keinen rechten Schwung und übte daher auch keine rechte Wirkung. — Auf dem Wallnerschen Theater in Berlin giebt man ein neues fünfactiges Schauspiel „Wahrheit und Dichtung oder ein gebrochenes Herz" von P. B. Wichmann. Es ist die Geschichte eines armen, in seinen Idealen schwärmenden Schriftstellers, der eine junge geistvolle Wittwe kennt und liebt, von ihr jedoch verlassen wird, zugleich für eine junge Gräfin schwärmt, mit dieser bricht, dann in traurige Verhältnisse geräth und am Nervenfieber stirbt. Das Thema des Dramas ist: „die Freundschaft einer Frau ist mehr werth als ihre Liebe." Es gehört zu jener Gattung edelgesinnter Stücke, die mit jugendlichem Enthusiasmus geschrieben sind, an der Stirn aber die Signatur des Unreifen und Unfertigen tragen. — Gutzkow hat sein Trauerspiel „Pugatschew" völlig umgearbeitet und in Leipzig auf die Bühne gebracht; es scheint leidlich guten Erfolg gehabt zu haben. — Ein einactiges Lustspiel „die Veilchen" von Eschenbach wird auf der Berliner Hofbühne gegeben. Es schildert eine Frau, die gern lügt; bei jeder Lüge wirft ihr Mann einen Strauß Veilchen zum Fenster hinaus. Dies geistvolle Thema ist vom Verfasser mit wenig Geist, aber viel alltäglichem Geschwätz behandelt.

* Musikalische Notizen. Die allgemeine musikalische Zeitung im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig und unter der Redaction von Selmar Bagge ist soeben neu erstanden, während die von demselben Schriftsteller geleitete deutsche Musikzeitung in Wien gleichzeitig eingegangen ist. Die frühere allgemeine musikalische Zeitung war zu ihrer Zeit Jahrzehnte lang das Hauptorgan der deutschen Tonkunst und eine unumschränkt gebietende Macht. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sie die Aufgabe, Mozarts Meisterwerken Anerkennung zu schaffen, Haydns größeste Schöpfungen bei ihrem Erscheinen zu begrüßen, Beethoven einzuführen und das Verständniß seiner Werke zu verbreiten. Hierin lag ihre Bedeutung und ihr unsterbliches Verdienst um die musikalische Bildung. Ihre Stellung wurde schwieriger seit den Dreißigerjahren unseres Jahrhunderts. Zu Schubert, Mendelssohn und Schumann konnte sie sich nicht mehr in das rechte Verhältniß setzen und vermochte sich nicht auf einen

freieren Standpunkt zu schwingen. Nachdem sie noch eine Reihe von Jahren fortbestanden und in der von Robert Schumann begründeten neuen Zeitschrift für Musik, die jetzt das Hauptorgan der Zukunftsmusik ist, eine Gegnerin erhalten hatte, ließ die Verlagshandlung die allgemeine musikalische Zeitung um 1848 eingehen. Es ist begreiflich, daß diese erste Firma auf dem Gebiete der Musik sich jetzt ein neues Organ schafft. Es soll ein durchaus unabhängiges, keinerlei persönlichem oder Partei-Interesse dienendes Blatt sein und wöchentlich einmal erscheinen. Sie will unter dem Gesichtspunkte ernster wissenschaftlicher Forschung Vergangenheit und Gegenwart betrachten, Richtungen, Epochen und Meister befriedigend erklären, mit Wahrheitsliebe das Hohle und Falsche darlegen. In unserer verworrenen Zeit leidenschaftlicher Kritik eine gute und schöne Aufgabe, der wir eine glückliche Lösung von Herzen wünschen. — Der Schwerpunkt der Wagnerfrage liegt augenblicklich in Wien. Das Oberhaupt der Zukunftsmusik studirt dort seine Oper „Tristan und Isolde“ ein und hat zugleich eine Reihe von Concerten eröffnet, deren erstes am 26. December stattgefunden hat. Wiederholungen desselben Concertes sind für den 1. und 11. Januar angesetzt; Wien soll also im Sturm genommen werden. Die Hauptnummern des Programms waren die Einleitung zu den „Meistersingern“, die in Leipzig zu Gehör kam, und Bruchstücke aus den „Nibelungen.“ Wagner-Schwärmer waren in Menge aufgeboten und thaten ihre Pflicht, doch wurde die Begeisterung mit jeder Nummer dünner. Unter den Wiener Journalstimmen spricht sich die beste (in den „Recensionen“) ähnlich aus, wie es in Leipzig geschah. Sie findet einen Rückschritt gegen Tannhäuser und Lohengrin, noch mehr Mittel und noch weniger Resultat, einen fast totalen Mangel an musikalischer Erfindungskraft, bizarres Raffinement, mitunter blendende Züge von Originalität, aber innere Leere und äußeren Spektakel. In den „Nibelungen“ ist der Ritt der Walküren ein Product ausschweifender musikalischer Phantasie, die Wolfsschlucht der Zukunft. — Die Symphonie „Ocean“ von Anton Rubinstein, vor einigen Jahren in Berlin, Leipzig und anderen Städten ausgeführt, stand am 6. Januar auf dem Programm der Symphonieconcerte in Bremen, die eine Verpflichtung erfüllten, indem sie ihren Kreis mit einem interessanten Werke bekannt machten, — eine Verpflichtung, die häufiger erfüllt werden sollte. Das Talent Rubinsteins, das unter den heutigen musikalischen Kriegszuständen ebenso oft überschätzt als ungerecht heruntergesetzt ist, hat etwas Charakteristisches, Resolutes und Frisches; der Besitzer strengt es vielleicht mehr an, als gut und gerechtfertigt ist. Der „Ocean“ erscheint nicht so wirr und kraus, wie man sich nach den über dies Werk geführten Controversen denken mußte. Rubinstein sucht nicht, wie es so viele heutzutage thun, durch Dunkelheit und Seltsamkeit zu imponiren und den Glauben an Genialität zu erwecken. Die Symphonie ist ganz klar und verständlich. Daß sie bedeutend sei, scheint uns allerdings nicht; wir finden, daß der geistige Gehalt dem Aufgebot an Mitteln kaum entspricht, und daß sehr oft eben die äußeren Mittel den Mangel an Gehalt verdecken müssen. Uebrigens wird der Componist, auch wenn er sich im Pomp und in der Phrase bewegt, nur selten unedel, im Allgemeinen weiß er sein Selbstbewußtsein mit Anstand zur Schau zu tragen. Im ersten Satz überschreitet er bei der Durchführung des Hauptgedankens fast die Linie der Schönheit; der zweite ist wohl geistig wie auch hinsichtlich der Form der beste. Der dritte und vierte haben manche äußere, aber nur wenige innere Glanzstellen; für den Mangel an Erfindung muß hier die Technik, so gut es gehen will, eintreten. — Vor Kurzem starb in Berlin nach langen Leiden im vierzigsten Lebensjahre Dr. Adolf Kullak, ein intelligenter Musiker, welcher sich durch zwei Schriften „vom musikalisch Schönen“ und über „die Aesthetik des Klavierspiels“ einen Namen gemacht hat. Auch für musikalische Zeitschriften schrieb er viel, gab eine Anzahl von Compositionen heraus und war auch als Spieler von Bedeutung, wurde jedoch durch seine Kränklichkeit am öffentlichen Auftreten verhindert. Mit großer Aufopferung war er trotz schweren Leiden in seinem Beruf als Lehrer an der von seinem Bruder Theodor Kullak geleiteten Akademie der Tonkunst thätig. In dem Kampfe mit seinem schwachen Körper zeigte er eine bewundernswerthe Charakterstärke.

---

* Der Feldzug des Jahres 1813.

Bremen, 8. Januar. Gestern sprach im Künstlerverein Herr Oberstlieutenant Niebour über den Feldzug des Jahres 1813, indem er vorzugsweise die Operationen der Nordarmee und das Benehmen des Kronprinzen von Schweden beleuchtete. Nachdem der Rückkehr Napoleons aus Rußland und der Aufstellung einer neuen französischen Armee im Frühjahr 1813 gedacht war, berührte der Vortragende die Schlachten von Lützen am 2. Mai und von Bautzen am 20. und 21. Mai, welche beide durch die Uebermacht der Franzosen zu Gunsten derselben entschieden wurden. Die Verluste in der zweiten Schlacht betrugen bei den Verbündeten 18,000, bei den Franzosen 25,000 Mann. (Zur Vergleichung wurden die Verluste in den vorigjährigen Schlachten bei Richmond und Antietam herbeigezogen, welche sich auf beiden Seiten auf 25,000 und 28,000 Mann mit Einschluß der Gefangenen beliefen.) Der sich zurückziehenden Armee der Alliirten kam der durch Oesterreichs Vermittlung abgeschlossene Waffenstillstand vom 4. Juni höchst erwünscht. Während der Dauer desselben trat Oesterreich der Coalition bei, und am 12. Juli wurde zu Trachenberg in Schlesien ein gemeinschaftlicher Operationsplan festgestellt. Den Berathungen wohnte der Kronprinz von Schweden bei, der zwar schon im August 1812 mit Rußland ein Bündniß geschlossen hatte, aber erst am 18. Mai 1813 in Stralsund eingetroffen war. Nach dem neuen Plan operirte die große Armee unter Schwarzenberg (230,000 Mann) von Böhmen her, Blücher mit 95,000 Mann von Schlesien, die Nordarmee unter dem Kronprinzen (146,000 M.) von Berlin aus gegen die in Sachsen stehenden Franzosen.

Am 16. August lief der Waffenstillstand ab. Es war endlich gelungen, den Kronprinzen mit seinen Schweden zum Vormarsch bis Berlin zu bewegen und die Nordarmee in Gang zu bringen. Neben der Erwähnung der glorreichen Thaten der Preußen hob der Vortragende wiederholt die Lauheit, die Vorsicht und den bösen, an Verrath gränzenden, Willen des Kronprinzen von Schweden hervor. Die Schlacht von Großbeeren am 23. August ward von den Preußen gegen den Willen des Kronprinzen geschlagen; — nur eine schwedische Batterie, welche ein ehemaliger preußischer Officier commandirte, wirkte mit. Die Verfolgung nach der Schlacht geschah so langsam, daß die Armee in 11 Tagen nur 11 Meilen zurücklegte. Vor Wittenberg endlich angekommen, blieb man stehen, breitete sich aus und that nichts. Auch die Schlacht bei Dennewitz am 6. September ward allein von den Preußen gegen Ney gewonnen; nur eine schwedische Batterie und einige wenige russische Abtheilungen trafen ein, als die Schlacht bereits entschieden war. Der Kronprinz verweigerte sogar seine Cavallerie zur Verfolgung des in voller Auflösung fliehenden Feindes. Gleichwohl nahm er alle Ehren für sich in Anspruch; Bülow wurde erst ein Jahr später zum Grafen mit dem Zusatz „von Dennewitz“ erhoben. Bis zum 24. September geschah dann wieder gar nichts, alle Bemühungen, den Kronprinzen zum Vorgehen über die Elbe zu bewegen, waren vergeblich. Zwar ließ er drei Brücken schlagen, als aber die Franzosen sich endlich hinter Torgau so weit erholt hatten, daß sie wieder gegen die Elbe vorgingen, ließ er sogleich die eine Brücke zerstören.

Um diese Zeit war Blücher mit der schlesischen Armee in die Gegend von Dresden gekommen, während Napoleon das rechte Elbufer geräumt hatte. Blücher ließ bei Bernadotte anfragen, ob er mit über die Elbe gehen wolle, wenn er (Blücher) sich zu ihm heranzöge und zuerst hinüber ginge. Als dies zugesagt worden, ließ Blücher die soeben zerstörte Brücke bei Elster (Wartenburg gegenüber) wieder herstellen und ging nach siegreichem Gefechte (York von Wartenburg) am 3. October über den Fluß, worauf dann endlich der Kronprinz am 4. und 5. bei Acken und Roßlau folgte. Als dann aber Napoleon den Versuch macht, sich auf diese beiden Armeen zu werfen, weicht ihm Blücher geschickt in einem großen Bogen hinter die Saale bei Halle aus (er kam dadurch völlig in den Rücken der Franzosen), doch konnte er den Kronprinzen erst dann bewegen, ihm hinter die Saale zu folgen, als der englische Bevollmächtigte mit Entziehung der Subsidien drohte. Wie aber Napoleon gar Miene machte, bei Wittenberg und Roßlau über die Elbe zu gehen, wollte auch der Kronprinz dahin zurück, machte schon einen Rückmarsch nach Köthen und gab die Sache nur auf, als ihm gemeldet wurde, die Brücke bei Acken sei zerstört. Am 14. October meldete ihm dann Blücher: Napoleon habe sich nach Leipzig zurückgezogen, wohin ihm dann beide Armeen folgten. Schließlich, um den Kronprinzen vor Leipzig zum Uebergang über die Parthe und somit zur Theilnahme an der Schlacht zu bewegen, stellte sich Blücher unter sein Commando, so daß wirklich die Schweden, wenn auch die letzten auf dem Schlachtfelde, doch einigen Antheil an der Schlacht genommen haben. Nach der Schlacht bei Leipzig wendete sich der Kronprinz mit den Schweden nordwärts nach Hamburg gegen die Dänen und kam für seine Person am 17. November nach Bremen. Hier wurde er wie allenthalben als Held gefeiert; die Bremer Zeitung vom 18. November 1813 enthält ein Gedicht, von welchem hier, des Contrastes wegen, der Anfang Platz finden mag:

An Se. Königl. Hoheit Carl Johann, Kronprinz von Schweden.

Auf den Flügeln der Siege zu uns getragen,
Sei uns dreimal willkommen!
Du, Liebling des Glücks und edler Fürsten Vertrauter,
Sei uns dreimal willkommen!
Vater sei uns in deiner Kinder fröhlichem Kreise!

Mit unseren Leiden bekannt, kamst du Erretter
Sei uns dreimal willkommen!
Zu kämpfen bereit kamst du mit muthigen Schaaren
Sei uns dreimal willkommen!
Ende dein Werk, trage des Friedens festliche Kränze!

Schweden entzogst du dich, auch uns zu beglücken,
Sei uns dreimal willkommen!
Du, wie Gustav Adolph, der Deutschen starker Beschirmer,
Sei uns dreimal willkommen!
Dir vertrauen wir fest, dir dem oftmals Erprobten!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

№ 3. Bremen, 18. Januar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die Abasa.

Fragmente aus dem Kaukasus.

Von L. Winter.

Als gewaltige Scheidewand erhebt sich zwischen Europa und Asien der Kaukasus in zahllosen Höhen und unzugänglichen Gebirgsketten. Für das türkische Reich ist er das beste Bollwerk gegen das Vordringen der russischen Macht, die deßhalb auch schon unsäglich viel Blut für dessen gänzliche Eroberung vergebens hat fließen lassen. Und doch war der Kaukasus einst weniger ein Riegel und ein Hinderniß, als vielmehr eine Brücke, auf der die großen Völkerzüge daherzogen, welche im grauesten Alterthum ihre Heimath an den indischen Gebirgen verließen und in gewaltigem Andrang die europäischen Länder bevölkerten. Und wiederum bahnten sich, als die Staaten der alten Welt aus ihren Fugen gingen, die Hunnen, noch einmal später die Mongolen einen ähnlichen Weg.

Schon den alten Griechen waren die schneeigen Häupter dieses fernen Gebirgslandes bekannt und wurden nur mit gewisser Scheu erwähnt; war es doch die Gegend, in der Prometheus seinen Trotz gebüßt und Medea ihre Zauberkünste geübt hatte. Noch bis auf den heutigen Tag scheint sich im Kaukasus die Ueberlieferung von dem grimmen Titanen als Volkssage erhalten zu haben. Auf dem mit ewigem Schnee gekrönten Elbrus befindet sich, — so lautet die Erzählung —, auf der höchsten Spitze eine große Steinplatte, auf der ein Greis sitzt, der vom Alter gebleicht, von der Fülle seiner überall entkeimenden Haare eingehüllt wird. Schwere Ketten fesseln ihn hier seit Jahrtausenden an, weil er sich einst gegen den höchsten Gott des Himmels erhoben hat. Nur Wenigen gelingt es, bis zu ihm hinaufzudringen und seine Fragen nach dem Schicksal des kaukasischen Volkes zu beantworten. Doch von dem, was ihnen der Greis eigentlich mitgetheilt, wagen sie nur das Geringste wieder zu erzählen.

Jeder Berg, jeder Fluß hat in dem Glauben der Kaukasier seine schützende Gottheit, und diese Ansicht mag, so wie noch manches Andere, sich auf die alte griechische Götterwelt zurückführen lassen. Kein Wunder, denn der einst verrufene ungastliche Pontos, der den Fuß des Kaukasus bespült, wurde bald durch den belebenden Einfluß des Handels zum gastlichen Meere verwandelt. Griechische Städte entstanden an allen Küsten, und Handelsschiffe ermöglichten den Verkehr und verbreiteten griechische Kultur und Sprache. In den späteren Zeiten, als Konstantinopel der Sitz des oströmischen Kaiserthums war, wurden die Küstengegenden des Kaukasus, — denn nur die schmalen Ufer, nicht aber das innere Land war botmäßig, — häufig den Mißliebigen als Verbannungsort angewiesen. Dazu kamen die Stürme der Völkerwanderung. Blutige Schlachten wurden hier geschlagen, die nicht in dem Buch der Geschichte verzeichnet sind, deren Kunde vielmehr nur durch ungeheure Grabhügel erhalten wird. In dem Mittelalter waren es dann die Mongolen und später die genuesischen Handelsstationen, die neue Elemente in das vielbetretene Land brachten.

Doch die Hauptbevölkerung, die eigentlichen Bewohner des Gebirges, sind die Abasa. Nach ihren Volkssagen sind sie von Süden eingewandert, und sie halten sich für Brüder der Albanesen. Von ächt indogermanischem Stamm, sind sie ein tüchtiges, bildungsfähiges Volk, und hätte das Christenthum bei ihnen festen Bestand gehabt, wäre der Kultur nicht systematisch jeder Zugang versperrt worden, gewiß würde sich dort vieles schon geändert haben. So aber muß sich die ganze Kraft des Volkes zur Abwehr des äußeren Feindes anspannen, und der fortwährende Krieg vermehrt die Wildheit und Härte des nationalen Charakters. Wenn sonst erobernde Staaten auch zugleich die Aufgabe der Weiterbildung und Civilisirung der Unterjochten übernahmen, und dann der Verlust der staatlichen Unabhängigkeit nur als ein Durchgangspunkt zu höherer Entwickelung erscheinen kann, so kann doch dieser Gesichtspunkt bei den kaukasischen Kämpfen keineswegs geltend gemacht werden. Im Gegentheil, die Stämme, die sich unter den russischen Adler beugen, sinken immer mehr, ohne irgendwie Fortschritte in ihrer Entwickelung aufweisen zu können. Von jeher hat die Theilnahme Europas den kühnen Bergbewohnern, wenn auch nicht mit thätiger Hülfe, in ihrem Kampf zur Seite gestanden. So erscheinen denn die Aufzeichnungen eines Mannes, der mehrere Jahre mit ihnen verkehrte und so Manches beobachten konnte, was Anderen völlig verschlossen ist, gewiß von Interesse. Seine Schilderungen, die den Stempel der Einfachheit und Wahrheit tragen und durch die Bedeutung des behandelten Gegenstandes fesseln, veranlaßten die folgenden Auszüge und Besprechungen *).

*) Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf gegen die Russen. Nach eigner Anschauung geschildert von Theophil Lapinski (Tefik Bey), Oberst und Commandant einer polnischen Truppen-Abtheilung im Land der unabhängigen Kaukasier. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863.

Das gesammte Gebiet des Kaukasus, das von vielerlei Stämmen bewohnt wird, umfaßt über 6000 Quadratmeilen, wovon der größte Theil bereits unter russischer Herrschaft steht. Der eigentliche Gebirgszug zieht von Nordwesten nach Südosten in einer Länge von etwa 150 Meilen, und seine Höhen erheben sich bis über 18,000 Fuß. In dem unzugänglichsten und wildesten Theil dieses Landes, das mit Recht das tausendgipflige genannt wird, wohnen die Abasa, die in einem Gebiet von etwa 1000 Quadratmeilen allein noch der russischen Uebermacht die Spitze bieten. Ihr Land gleicht einer ungeheuren Festung, da sich Wall hinter Wall, ein jäher Berg nach dem andern aufthürmt, und kein Flußthal, keine Straße den Zugang erleichtert. Reißende Bäche, die im Sommer meist vertrocknen, leicht aber auch zu gewaltigen Strömen anschwellen, hemmen mehr, als daß sie fördern. So fällt das Gebirg steil nach mehreren Seiten, besonders nach dem schwarzen Meere hin ab, während im Norden der breite Kuban mit seinen sumpfigen und mit dichtem Schilf bewachsenen Ufergegenden eine weitere Schutzlinie bildet.

Die Abasa oder Adighe, wie sie auch heißen, werden auf etwa 900,000 Seelen geschätzt, eine geringe Zahl im Verhältniß zu den sie bekämpfenden Streitmächten, aber immerhin furchtbar, wenn man bedenkt, daß das Volk seine Freiheit bis auf den letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen bereit ist. Nur sehr langsam machte Rußland im Kaukasus Fortschritte. Im Frieden von Kutschuk Kainardsche 1774 trat die Pforte ihre Ansprüche auf das von ihr freilich nie besessene ferne Alpenland an Rußland ab. Damals begann der seitdem kaum unterbrochene Kampf, in dem ein kaukasisches Volk nach dem andern sich beugte und den kräftigsten Stamm immer mehr vereinzelt und in immer festeren Ringen eingeschlossen zurückließ.

Wohl zu unterscheiden sind von den Adighe die Tscherkessen, deren Name in der letzten Zeit, besonders durch den Ruf Schamyls, am meisten genannt wurde. Ueber die Tscherkessen und ihren viel besprochenen Helden giebt freilich Lapinski merkwürdigen Aufschluß. „Tscherkess“ heißt eigentlich soviel als „Räuber“ und war zunächst die Bezeichnung wilder Tartarenbanden, die am Dnieper haus'ten, und die allmälig durch viele andere Elemente verstärkt wurden. Als dann die Macht der russischen Fürsten sich auch über ihr Land ausdehnte, zog der größte Theil von ihnen vor auszuwandern und siedelte sich zunächst am Don, später am Kuban und Terek an. Die von ihnen zurückgelassenen Banden wurden mehr und mehr organisirt und erwuchsen allmälig zu dem Volk der Kosaken.

Am Ende wurden die Tscherkessen auch von den Kubanebenen in das Innere von Kaukasien, besonders nach der Kabarda, verdrängt und zum Schutz gegen sie ihre ehemaligen Brüder, die Kosaken, benutzt. Gerade am Terek wurden noch aus ihnen selbst neue Kosakenkolonien, die Linienkosaken, gebildet, die einen vortrefflichen Theil der kaukasischen Armee ausmachen. Die letzten Reste der Tscherkessen vereinigten sich mit den Adighe, wurden aber bald, als zum Verrath geneigt und weil sie eine Menge von Adligen und Fürsten unter sich hatten, diesem freiheitliebenden Volk verhaßt und entweder vertrieben oder wenigstens alles Einflusses beraubt. Die Stämme dagegen, die man gewöhnlich unter dem Namen der Tscherkessen begreift, sind die Bewohner von Daghestan, Tschetschenen und Lesgier, die von den Abasa sehr zu unterscheiden sind. Sie bilden nicht, wie diese, ein einiges zusammengehörendes Volk, sondern bestehen aus einer beträchtlichen Anzahl kleiner Stämme, die nur durch den besonderen Despotismus Schamyls zusammengehalten wurden.

Denn dieser Führer war das Haupt der muhamedanischen Partei im Kaukasus, die sich jetzt besonders regt und große Fortschritte macht. Schamyl war mehr Priester als Krieger und fanatisirte seine Gläubigen zum Kriege gegen die Russen. Dabei wird uns mitgetheilt, daß seine Gefangennahme nicht in Folge verlorner Schlachten oder hoffnungslosen Unterliegens des Volkes erfolgt sei, sondern daß er nur die Wahl gehabt habe, sich dem Feind zu ergeben oder durch die Kugeln seiner Landsleute zu fallen. So sehr verhaßt wäre er zuletzt durch seine despotische Heuchelei und seine Erpressungen gewesen. Seine Herrschaft wankte, und er ließ sich in einem Scheingefecht von den Russen gefangen nehmen. Das Volk des Daghestan hat seitdem Waffenruhe eintreten lassen, ohne jedoch die Fremdherrschaft anzuerkennen, obwohl sie, durch ihre Grausamkeit und Lust am Mord von den Abasa sehr verschieden, gegen die Russen sich nicht so abschließen und sich wohl mit der Zeit völlig beugen werden. Die meisten der sogenannten tscherkessischen Truppen im russischen Heer sind aus den daghestanischen Stämmen geworben.

Weit höheres Interesse erweckt uns das edle Volk der Abasa. Bei ihnen lebt noch viel ächtes Volksthum, und die alten freien Einrichtungen der Väter haben sie treu bewahrt. Sie zerfallen in drei Stämme, Schapsuchen, Abesechen und Ubuchen, von denen jeder wieder in Geschlechter und diese wieder in einzelne Familienhöfe zerfallen. Ortschaften sind bei ihnen nicht anzutreffen. Der Vater wohnt mit allen seinen Angehörigen, selbst den verheiratheten Söhnen, in einem Hofe zusammen. Er ist das Haupt und der Herr der Familie. Nach seinem Tode erbt der erstgeborne den Hof, und die jüngeren Söhne dürfen sich dann eine andere Stätte suchen. Platz bietet das weite Waldland genug dazu. Je hundert Höfe bilden eine Juneh-is oder Hundertschaft, die zu gemeinsamem Rath und Beschluß ihre Abgesandten schicken. Eine solche Hundertschaft regiert sich durch ihre Aeltesten. So durchkreuzen sich zwei Verbindungen und bewirken dadurch festeres Zusammenhalten, einmal die Eintheilung in Geschlechter und Familien, die über das ganze Land vertheilt sind und aufs treuste sich einander beistehen, und dann die Ordnung nach Hundertschaften, die lokal sind. Zu den großen Berathungen schickt jede Hundertschaft zwei Abgeordnete. Geschriebene Gesetzbücher kennen sie nicht, sondern urtheilen nach dem Herkommen, und zwar können, ähnlich wie bei den alten Germanen, die meisten Vergehen mit Geld gebüßt werden. Nur auf Landesverrath und Dienst beim Feinde steht der Tod. Dabei sollen verhältnißmäßig sehr wenig Klagen über Verletzungen des Rechts und der Sicherheit vorkommen, weil immer der ganze Stamm für die Geldbuße des zu ihm gehörigen Verurtheilten haftet. Nur die Blutrache gilt bei ihnen als ein heiliges Gebot und fordert viele Opfer.

Ueberhaupt hat die neuere Zeit manches bei den Abasa eingeführt, was sie früher nicht kannten. So ist auch ihre Religion je nach den Einflüssen, denen sie ausgesetzt sind, verschieden. Das Christenthum ist fast ganz verschwunden und nur noch in einigen Zeichen und Erinnerungen vorhanden, die mit dem ziemlich verbreiteten Heidenthum, einer übrigens sehr einfachen Naturreligion, sich vermischt haben. Jedoch seit dem Vordringen der Russen gewannen die Türken als Freunde und vermeintliche Bundesgenossen mehr Gewicht, und der Islam ist in bedeutendem Zunehmen im Land der Abasa.

Eine andere von außen überlieferte Einrichtung ist die Sclaverei. Die Tscherkessen sollen sie mitgebracht haben und die Zahl der Sclaven, meistens Kriegsgefangene oder deren Nachkommen, beläuft sich jetzt auf eine sehr bedeutende Menge. Ihre Lage ist im Allgemeinen nicht hart, insofern viele von Ihnen eigne Wohnung und Feld haben, Waffen tragen dürfen und bei dem einfachen Leben sich wenig von den Herren unterscheiden. Nur die russischen Gefangenen und Ueberläufer finden keine Gnade, und das schwerste

Loos wartet ihrer. In das Innere des Landes geschleppt, von wo sie nicht entfliehen können, werden sie zu den härtesten Diensten angehalten. Ein Gegenstand des Mißtrauens und des Hohns, kaum gesättigt und mit Lumpen bedeckt, enden viele ihr Leben durch Selbstmord. Der Grund dieser Härte mag nicht allein in dem eingewurzelten Haß, sondern auch in dem Umstande zu suchen sein, daß die Ueberläufer nur verkappte Spione waren. Dabei befolgen die Russen ein furchtbares System. An Menschen liegt ihnen nichts; für Gefangene zahlen sie nur ein Spottgeld als Lösung; zur Auslieferung der Ueberläufer aber verlocken sie durch besondere Preise. Manchmal läßt sich dann auch ein habsüchtiger Abasa, der solche Ueberläufer als Sclaven an sich zu bringen sucht, zur Rücksendung derselben bewegen, und die Unglücklichen enden dann unter der Knute. Lapinski ermittelte dennoch etwa 4000 flüchtige Soldaten, die im Lande vertheilt waren, darunter eine große Zahl Polen. Sind doch oft die edelsten Söhne jenes Landes zum Kaukasus wie zur Schlachtbank geschleppt worden. Nur der Uebertritt zum Islam macht die Lage der Armen etwas besser, doch fand Lapinski dieses Mittel wenig benutzt.

Es ist ein furchtbarer Vernichtungskrieg, der dort geführt wird, und wie die Abasa gegen ihre Gefangenen, so verfahren auch die Russen gegen die Söhne des Gebirgs, wenn sie in ihre Hände fallen. Ohne die harte Behandlung, die den Ueberläufer im Kaukasus erwartet, wäre aber sicher die Desertion viel größer, und daß überhaupt noch welche ihr Heil bei dem Feinde suchen, zeigt nur, wie unerträglich oft die Lage des armen russischen Soldaten sein muß.

Aus den Bergen des Kaukasus werden dann jährlich viele Sclaven in die türkischen Provinzen verkauft. Ein förmlicher Handel hat sich dafür gebildet, und die Serails der türkischen Großen in Konstantinopel sind bekanntlich sehr oft mit den Blumen der fernen Gebirge geziert. Meistens werden solche Mädchen schon in frühster Kindheit verkauft, denn einmal herangewachsen, können sie sich schwer an die enge Luft ihres vergoldeten Kerkers gewöhnen und sterben leicht aus Sehnsucht nach der Freiheit ihrer Heimath. Aber nicht bloß geborne oder erbeutete Sclaven werden so verkauft, auch freie Eltern scheuen sich nicht, ihre Kinder in fremde Hände zu geben, in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen möge, dort sich emporzuschwingen. Allerdings hat schon mancher Abasasclave in der Türkei die höchsten Staatswürden erlangt, doch gilt der Schacher mit den eignen Kindern natürlich für eine Schande bei den Abasa, wenn er auch durch kein Gesetz verhindert ist. Junge Männer, die als Stellvertreter in die türkische Armee treten können, werden von den Händlern im Kaukasus mit etwa 200 Rubeln, schöne Mädchen mit 300—500 Rubeln bezahlt, in Konstantinopel dagegen oft für das Zehnfache ausgeboten.

Der fortwährende Kampf und der ewige Zwang, auf der Hut zu sein und zu mißtrauen, äußert hierin seine Früchte. Die natürliche Entwickelung des Landes ist durch die strenge Sperre völlig gehemmt; nur mit den größten Gefahren gelingt es den Schmugglerschiffen mit den nöthigsten Waaren, besonders Schwefel zur Pulverbereitung, sich durchzuschleichen. Die reichen Erzeugnisse des Landes können dabei kaum verwerthet werden, und Nothdurft und Habsucht suchen sich andere verwerfliche Bahnen.

In dem Krimkrieg war es eine der ersten Forderungen Englands als Preis der Unterstützung, daß die kaukasischen Stämme die Sclaverei abschaffen sollten. Es mußte die rauhen Söhne der Berge zweifelhaft machen, ob es wirklich ihre Freunde wären, die ihnen gleich großen Verlust zumutheten, ohne doch zunächst irgend welchen Vortheil zu bieten; keine Truppenmacht erschien im Kaukasus, mit Ausnahme einer elenden Türkenschaar, die die Abasa nur mit Hohn erfüllte. Die Krim verlangte alle Kräfte, und so kam es, daß die Völker des Kaukasus im günstigsten Augenblick ruhig blieben, statt sich zum allgemeinen Kriege zu erheben; und wenn auch mehrere Hauptstützen an der Meeresküste, wie Anapa, von den Russen aufgegeben werden mußten, so war es ihnen doch möglich, die Armee Murawieffs in Klein-Asien und die Truppen in der Krim durch Absendungen von dem kaukasischen Corps bedeutend zu verstärken.

Die Art der russischen Kriegführung im Kaukasus ist bekannt. Das Land ist wie eine feindliche Festung blockirt, und der Kreis, der es umschließt, wird immer enger gezogen. Die Ufer des schwarzen Meeres sind zu steil, als daß man mit Erfolg von da angreifen könnte; nur einzelne befestigte Punkte und die Flotte, die freilich seit dem letzten Pariser Frieden sehr vermindert ist, hindern hier den Verkehr. Auch von Süden her kann man das Land wohl abschließen, doch nicht gut angreifen, will man nicht die dort wohnenden Stämme, die sich halb unterworfen haben, aber keine russischen Soldaten bei sich dulden wollen, zum Kampfe reizen. So bleibt die nordöstliche Linie die wichtigste, wo auch die meisten Fortschritte gemacht worden sind.

Längs des Kuban ist auf dem rechten Ufer eine ganze Reihe Kosakenstationen, die zunächst dazu bestimmt sind, das eigne Land zu schützen. Denn die Bergbewohner unternehmen oft weit in das Land hinein die kühnsten Raubzüge. Erst mehrere Stunden hinter dieser Kosakenlinie beginnt russischerseits der Anbau und die Bevölkerung. Von Zeit zu Zeit erhebt sich eine kleine Feste, die plötzlichen Angriffe der Feinde abzuwehren, mit Wällen, Gräben und Mauern und nicht unbeträchtlicher Besatzung. Solche kleine Festungen heißen Krepostten. Zu ihrer Verbindung sind noch kleinere Stationen errichtet, feste Blockhäuser, mit Kosakenpikets und einer Abtheilung Infanterie oft bis zu hundert Mann. Auf dem Blockhaus ist ein hohes, hölzernes Gerüst, von wo aus eine Schildwache die flache Gegend übersehen kann, und Streifpatrouillen ziehen fortwährend zwischen den einzelnen Stationen umher. Im Fall drohender Anzeichen flammen sogleich Feuersignale auf, und die ganze Linie wird lebendig. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln gelingt es den schlauen Feinden aber doch öfters, hindurchzuschleichen und die fernen Gegenden zu verheeren, die Häuser zu plündern und wo möglich einige Sclaven als Beute mitzuführen.

Je weiter die Russen vordringen, desto mehr Krepostten oder detachirte Forts errichten sie. Es sind ihre einzigen Stützpunkte in dem feindlichen Land, und allmälig hat sich ein ganzes Netz von solchen Krepostten gebildet, deren manche den Anfang eines armseligen Städtchens veranlaßt. Auf diese Weise suchen die Russen vorzudringen, haben bis jetzt aber doch kaum mehr als die von dem Gebirg sich erstreckenden Ebenen erobert; das eigentliche Gebiet der Abasa ist noch unbezwungen und sieht noch keine Krepost. Um solche Forts, die am meisten vorgeschoben sind, wird oft ein erbitterter Kampf geführt, und nächtliche blutige Ueberfälle gehören nicht zu den Seltenheiten. Dabei ist der Garnisonsdienst in einer Krepost oft gleich dem Leben in einem Gefängniß, da man keine Viertelstunde weit sich von ihr entfernen darf, ohne von den stets lauernden Feinden überfallen zu werden. Nähert sich aber eine russische Colonne den Bergen, dann ertönt der Alarm durch die ganze Gegend; die zunächst bedrohten Hütten werden angesteckt, ihre Bewohner ziehen sich weiter in unzugängliche Schluchten zurück, wohin ihnen so leicht kein Heer folgen kann, von wo aus aber jede feindliche Bewegung bewacht wird.

Fast immer sind es nur die zunächst gefährdeten Hundertschaften, die sich zur Abwehr vereinigen, und doch ist der Kampf mit ihnen in jener furchtbaren Wildniß, jenen unzugänglichen Waldthälern für die Russen fast immer ein todbringendes verderbliches Wagniß.

So ist der Dienst in der kaukasischen Armee ein sehr schwerer. Oft ist es eine Strafe, in ihre Reihen versetzt zu werden. Die russischen Armeecorps geben ihre schlechtesten und untauglichsten Leute zur Kur dahin ab; und lange Zeit hindurch wurde das jährliche Recrutencontingent des Königreichs Polen dorthin geschleppt. Der arme Soldat kann oft Monatelang bei Tag und Nacht seine Waffen nicht ablegen und hat bei allen diesen Anstrengungen noch die elendeste Verpflegung. Man hat berechnet, daß das aus 120,000 Mann bestehende reguläre russische Heer durchschnittlich alle sieben Jahre erneuert wird; solche Verluste hat es zu tragen. Dabei sind die Verlüste der irregulären Truppen noch gar nicht in Betracht gezogen.

Der Krimkrieg war eine Zeit der Ruhe für die Abasa. Mit dem Frieden von Paris eröffnete sich dort wieder der Kampf. Wer kann bestimmen, wie lange er noch geführt werden wird. Die inneren Verhältnisse Rußlands sind der Art, daß leicht jede Action nach außen hin für längere Zeit bald gehindert werden kann. Jedenfalls würde die völlige Unterwerfung des Kaukasus der russischen Macht eine sehr bedeutende Verstärkung zuführen. Die kriegerischen Stämme würden, in das Heer eingereiht, eine treffliche Truppe werden, die Türkei wäre an ihrer Hauptflanke bloßgelegt und ein großes russisches Heer zu weiteren Thaten verwendbar.

---

* Gluck und seine Oper Orpheus.

Von F. Pletzer.

Es gehört unter die Zeichen der Zeit, daß in unsern Tagen immer häufiger trotz der angestrengten, fieberhaften Production auf allen Gebieten der Musik zurückgegriffen wird zu den Meisterwerken älterer Perioden, daß die Opern Glucks z. B. von Neuem Besitz ergreifen von den besseren Bühnen. Nur Kurzsichtigkeit kann diese Erscheinung für einen Ausfluß des Fanatismus für das Alte erklären oder behaupten, die Sache beschränke sich darauf, daß dieser oder jener ungewöhnlich gebildete Intendant, daß hier und dort eine begabte Sängerin, also in Dresden Wilhelmine Schröder-Devrient, in Berlin Johanna Wagner und Luise Köster, Liebhaberei für Gluck gehabt oder um dankbarer Rollen willen den alten Herrn protegirt hätten. Diese Erscheinung beruht vielmehr auf demselben Gesetze der Entwickelung des Geistes wie jene andere, daß Mendelssohn auf dem Gebiete der geistlichen Musik die Formen Bachs und Händels für seine eignen Oratorien benutzte, auf dem Gesetze, daß die mustergültigen Formen die nothwendigen Grundlagen alles gesunden Schaffens sein müssen. Als die Romantiker der Klassicität den Krieg erklärten, da schien diese unter dem Beifall der Mitwelt zu Grabe getragen zu sein und verschollen für alle Zeiten. Als aber die Propheten des neuen Geistes nach einiger Zeit ihren geistigen Bankerott erklären mußten, da suchte man die vielgeschmähten Bahnen wieder auf. Es hat alles seine Zeit. Nachdem die romantische Oper viele Dutzende von Werken auf die Bühne gebracht, haben sich nur einige wenige als stichhaltig erwiesen, und immer wieder mußte man sich bequemen, bei Gluck und Mozart vorzusprechen. Nachdem neuerdings zehn Jahre lang von den Dächern ist gepredigt worden, daß das Heil allein bei Wagner sei, neben dem die früheren Operncomponisten nicht an einem Tage genannt werden dürften, suchen die Theaterdirectoren wieder unter den alten Partituren umher, da die unmoralische Geschichte von Tristan und Isolde oder die ungeschliffenen Besitzer des Nibelungenhortes kein rechtes Vertrauen erwecken.

Die bedeutendsten deutschen Bühnen, wenn sie nicht wie etwa die hannoversche nach der oben herrschenden Liebhaberei sich richten müssen, haben neuerdings die fünf großen Opern Glucks, Orpheus, Alceste, Armide, die beiden Iphigenien, alle oder doch die Mehrzahl derselben wieder auf das Repertoir gebracht. Nicht weil die Intendanten und Sänger für den Schöpfer dieser Werke einseitig schwärmen und alles Spätere für Schund erklären, sondern weil einmal die Zahl der stichhaltigen und lebensfähigen Opern unserer Tage nicht groß genug ist, und weil zweitens die musikalische Entwickelung immer wieder das für alle Zeiten Gültige heraufführt und den geistigen Trägern jeder Periode als einen Spiegel vorhält, in dem sie sich beschauen mögen. Gegenüber der Willkür, der Gesetzlosigkeit, der Rohheit der alten und der neuen Romantik muß stets wieder gemahnt werden an die Gesetze der Formenschönheit und des künstlerischen Maßes, welche die Klassicität des vorigen Jahrhunderts beherrschen. Unsere Operncomponisten von heute sollen und können nicht schreiben wie die Kapellmeister vor hundert Jahren, aber sie sollen und können von ihnen lernen, wie alle Fortschritte, welche die Musik seit jener Zeit in der Instrumentation, in der Harmonie, im Rhythmus, kurz in sehr vielen Beziehungen gemacht hat, erst dann Früchte bringen und ein adliges Gepräge erhalten, wenn die Componisten sich beugen vor den ewigen Gesetzen, welche die Richtschnur des denkenden und schaffenden Geistes sein sollen.

Die Wiederbelebung der klassischen Oper gehört zu jenen zahlreichen kulturgeschichtlichen Erscheinungen, welche man sich klar machen muß, um sie zu begreifen und zu würdigen. Dazu mag heute Glucks „Orpheus und Eurydice“ die Veranlassung geben. Diese Oper, welche gerade vor einem Jahrhundert, am 5. October 1762, mitten unter dem Lärm des siebenjährigen Krieges in Wien zur Aufführung gelangte, bezeichnet eine der wichtigsten Stationen auf der Bahn der musikalischen Entwicklung. Sie ist die erste klassische Oper, das Vorbild und die Fahnenträgerin einer ganzen Richtung, welche mehre Jahrzehnte hindurch die Welt beherrschte, welche die größesten Werke ihrer Gattung durch den Geist einiger Zeitgenossen schuf und bis auf den heutigen Tag durch alle Wandlungen und Färbungen der Musik hindurch ihre alte schimmernde Pracht bewahrt hat. Die Zahl derjenigen Opern, welche als Werke ersten Ranges für alle Zeiten bleibend sind wie die Schöpfungen der größesten Dichter, Maler, Bildhauer und Baumeister, beläuft sich auf kaum mehr als ein Dutzend. Es sind die Hauptwerke Glucks und Mozarts und noch einige andere Meisterwerke bis zu Beethovens Fidelio hin, den man wohl den Schwanengesang der klassischen Oper genannt hat. Die eigentliche Blüthezeit dieser Kunstgattung erstreckt sich auf kaum dreißig Jahre. Auch hier also wiederholt sich, wie bei dem Oratorium des vorigen Jahrhunderts, wie bei der romantischen, der neueren italienischen und der französischen Oper, die Erscheinung, daß die betreffende Richtung ihre volle charakteristische Kraft und Fruchtbarkeit nur kurze Zeit hindurch behauptet.

Was ist denn die klassische Oper, und weßhalb ist weder die frühere noch die spätere so zu nennen? Beantworten wir diese Frage mit einem Blick auf die Entwickelung dieser Gattung*). Die Wiege der Oper stand in Italien; sie selbst war eine Wiederherstellung des griechischen Dramas, ein Produkt der neuerweckten Theilnahme für hellenische Bildung und Kunst. Die Gattung gedieh aus verschiedenen Gründen sehr langsam. Einmal war vom griechischen Geiste, für den man damals sich enthusiasmirte, gar wenig in der Menschheit jener Zeit zu finden; sodann wußte man nicht genau anzugeben, welche Rolle die Musik im antiken Drama

*) Vergl. die Werke von Marx über Gluck und von Jahn über Mozart. D. R.

gespielt habe. Die Reproduction der Gattung mußte daher aus diesen beiden Gründen frostig, künstlich, unsicher sein. Die erste, rohe Form bestand darin, daß eine Handlung, die den Schätzen der antiken Sage oder Geschichte entnommen war, auf der Bühne gesprochen und durch Chorgesang hinter derselben begleitet wurde. Die zweite, spätere Form war die, daß der Einzelgesang die Bühne selbst beschritt, und zwar so, daß ein Theil rasch gesungen wurde, ein anderer sich breiter entfaltete. So entstanden die Formen des Recitatives und des Liedes, das sich später zur ausgearbeiteten Arie erweiterte. Alles aber blieb am Aeußerlichen haften. Pomphafte Aufzüge, gegen welche die der heutigen großen Oper Kinderspiel sind, wurden Sache der Mode, und als sich das überlebt hatte, bemächtigte sich der Geschmack in gleicher Weise des Gesanges. Die Sänger beherrschten die Bühne, das Publikum die Componisten; sie dienten nicht der Sache, sondern die Sache ihnen. Der Einzelne wollte sich glänzend hervorthun und allein gelten. Der Componist hatte daher für eine große Anzahl von Arien zu sorgen, von denen die Sängerinnen in erster Reihe, die Kastraten in zweiter die Mehrzahl für sich in Anspruch nahmen. Waren sie beliebt, so gefiel die Oper. Duette, größere Ensemblesätze, Chöre wurden als Nebensachen behandelt, das Drama selbst war ganz gleichgültig.

In diesem Sinne schrieben die italienischen Operncomponisten des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Gattung, so unvollkommen, unkünstlerisch, unschön sie war, beherrschte die damalige gebildete Welt von ganz Europa. Diese auf den ersten Blick unglaubliche Erscheinung wird dadurch erklärlich, daß die italienische Oper bei allen Untugenden doch zwei Tugenden besaß, welche sie möglich und lebensfähig machten. Das waren der angeborne Schönheitssinn der Italiener, der sich trotz aller Unnatur auch hier behauptete, und die Kunst des Gesanges, welche zu einer Höhe ausgebildet wurde, die später nie wieder oder doch nur von einzelnen hervorragenden Erscheinungen erreicht worden ist. Beides hielt so lange vor, daß bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Italien das gelobte Land der Oper blieb, daß alle Componisten jenseits und diesseits der Alpen in diesem Geiste componirten. Das thaten auch Händel, so lange er Opern schrieb, und Gluck bis zu dem Zeitpunkte, wo er als Reformator der Gattung auftrat. Allerdings hatten sie und andere besonders begabte Geister die Formen selbst schon vielfach veredelt, die Tyrannei der Sänger zu brechen begonnen, von der gräulichen Erscheinung der Kastraten hier und da sich abgewendet und manche Rolle dem Tenor gegeben; aber im Wesentlichen herrschte doch noch die alte Form. Sie harrte der Zeit, wo sie zerbrochen werden sollte, um geistig neu belebt und veredelt zu werden.

Das war das Werk Glucks, der Jahrelang Opern des alten Stils geschrieben hatte und nun im Kampfe mit sich selbst und dem Geiste der Zeit sich durchrang zu den neuen Bahnen, welche vorzuzeichnen er berufen war. Seine kunstgeschichtliche Aufgabe bestand also darin, nicht zu einer beliebigen Handlung beliebige Arien zu schreiben, sondern die höhere künstlerische Einheit der Action und des Gesangs, Wahrheit, Schönheit und charakteristischen Ausdruck zu erstreben, dem Kunstwerk Ebenmaß und Uebereinstimmung des Inhalts und der Form zu verleihen, alle Willkür des einzelnen zu beseitigen und Unterordnung unter die höheren Gesetze des wirklichen Dramas als höchstes Gebot aufzustellen. Es ist natürlich, daß ein so gewaltiger Umschwung nicht gleich mit dem ersten Wurf erreicht wurde. Seine erste Oper neuen Stils, Orpheus und Eurydice, trägt die Spuren jenes Kampfes, die Schwierigkeiten der Durchführung eines so revolutionären Vorgehens an der Stirn; aber eben dort trägt sie auch den Lorbeer unvergänglicher Größe.

Sehen wir uns also die erste klassische Oper näher an. Der Verlauf der Handlung ist nach der Fassung bei Marx der folgende: Wenn der Vorhang sich hebt, enthüllt er ein anmuthiges stilles Gebüsch von Lorbeern und Cypressen, das sich in schönen Linien um eine kleine Ebene mit dem Grabmal Eurydice's legt. Eine Schaar von Hirten und Nymphen, Orpheus Gefolge, füllt die Scene, umwandelt, bekränzt mit Blumen und dem Zweig der Myrte, im Feierschritt der Trauer das Grabmal. Sie begehn mit Blumenspenden und Weihrauch und dem Opferbrauch geweihter Ausgießungen die Leichenfeier Eurydice's; die breiten Wellen des Trauergesangs steigen, vom ununterbrochenen Hall der Posaunen getragen, empor, die Blicke, die ausgebreiteten Hände flehen zu den Göttern da oben, und klagen ihnen das Leid, und senken sich wieder tief, als wollten sie der Verlornen nach in den Schooß der Erde, zum stillen Reich der Todten dringen. Sie haben noch Worte der Feier und den Trost der Opferweihen. Er, der verlassene Gatte, ist hingesunken am Grabmal und verstummt; kaum entreißen die langhinwallenden Melodien des Klagegesanges seinen Lippen den Seufzer: Eurydice! Dreimal seufzt er auf; dann trägt er nicht mehr das laute Geprunk der Klage, die er viel tiefer im Busen trägt. „Genug, genug, o Genossen!“ ruft er ihnen zu, „eure Trauer erschwert die meine. Streut noch einmal purpurne Blumen, umkränzt den Marmor und dann verlaßt mich. Ich will allein bleiben unter diesen trauervollen und dunkeln Schatten, allein mit der unseligen Gesellschaft meines Elends!“ Er spricht so gelassen und würdevoll, wie unmeßbarem Leid geziemt und der stillen Hoheit der Dahingeschiedenen, die allein seine Seele ganz erfüllt. Stumme feierliche Umwandlung und Umkränzung des Grabsteins folgt, die Wiederkehr der Klage schließt schön geordnet den Vorgang; unter den letzten Harmonien des feierlich nachhallenden Orchesters hat der Chor sich entfernt.

Nun ist er allein mit seinem Schmerze; nun hemmt nicht mehr die Rücksicht auf das, was im Beisein des Volkes dem König ziemt, nun darf er ganz Mensch sein. Doch nichts von jenen Ausbrüchen verzweiflungsvollen Schmerzes, dem niedere Naturen sich hingeben dürften. Das Nächste scheint der Verlust und das Leid darüber. Ihm näher steht, ihn einzig erfüllt das Gefühl, wie sie ihm Alles gewesen und Alles sei. „Ich rufe meine Liebe, wenn der Tag sich zeigt, wenn er sich birgt. Doch, o! eitel ist meine Klage, das Idol meines Herzens antwortet mir nicht!“ Nicht den Schmerz, nur das Verlangen, das in dem Hinschaun auf die Geschiedne sich rührend zärtlich verschönt, nur das vernehmen wir. Ungestümer wird sein Ruf nach Eurydice, nach der lieben Gattin. „Wo weilst du? dein Gatte weint! — von den Göttern fodert er dich, bei den Sterblichen sucht er dich und streut mit seinen Thränen seine Klagen in alle Lüfte!“

Immer heftiger drängt der Schmerz, die Grausamkeit der Götter wird angeklagt, die Gattin zurückgefordert, der Entschluß gefaßt, sie zurückzugewinnen aus der Unterwelt selbst. Da erscheint der Gott der Liebe: „Dir steht Amor bei!“ ruft er dem Verzweifelnden zu, verkündet ihm, daß Jupiter selbst mit seinem Leid Erbarmen habe, daß er ihm gewähre, zu Lethe's trägen Wellen hinabzusteigen; könne er mit seinem Gesange die Furien und Ungethüme und den heillosen Tod bezwingen, so kehre die Geliebte mit ihm zum Tage zurück. Allein er dürfe sie, — so wollen die Götter, — bevor er dem Abgrund' entstiegen, nicht anblicken; sonst verlier' er sie wieder, und für immer; und — fügt der Gott hinzu — Eurydice dürfe von der Bedingung nicht Kunde erhalten. Er verschwindet. Zu jedem Wagniß ist Orpheus gleich entschlossen; jetzt faßt er das Entzücken, daß Euridice wieder leben, daß er sie wieder bei sich haben soll, — aber zugleich die Qual, die Wiedergefundne nicht anschauen, nicht an seine Brust drücken zu dürfen;

jetzt erbangt er, was sie (wenn er ihr abgewendet bleibe) sagen, was sie denken werde; bei der Vorstellung des Wahnsinns, der sie erfassen müsse, gefriert ihm das Blut, erbebt ihm das Herz. Allein — er wird es können, er will es, er ist entschlossen, die Götter mögen ihm beistehn! er nimmt ihre Bedingung an. Blitz und nachhallender Donner antworten seinem letzten Ausrufe, der Donnergang des Orchesters scheint den Heldengang zur Unterwelt anzudeuten. Das ist der erste Aufzug.

Wieder hebt sich der Vorhang und enthüllt die schreckenvolle Unterwelt mit ihren Abgründen und ihrem Strom des Todesgrauns; von der Ferne her wallt finstres Rauchgewölk, von Flammen durchzuckt, das sich über die ganze schaurige Stätte lagert. Sobald die Scene sich öffnet, beginnen Furien und Gespenster den Reigen, den die Lyra des Orpheus mit ihren Harmonien unterbricht. Orpheus erscheint, und der Chor der Furien stimmt den finstern, in Trauer getauchten Gesang an: wer den verwegnen Fuß in die Nacht des Erebus setze? Und sie schwingen sich in heftigerm feindseligen Reigen und schütteln die Schlangen in ihren Händen und im schrecklich umherwallenden Haargelock, und in den erneuten Gesang mischt sich das Wuthgestöhn des Cerberus. Neue Schrecken scheinen sich zu enthüllen, denn der erste Reigen kehrt wieder. Das ganze Orchester folgt dem Einherschritt der Furien. In mildem Harfenklange, den ein zweites schwächeres Orchester hinter der Scene stützt, fleht Orpheus die Furien, die Geister, die zürnenden Schatten, sich zu besänftigen, und in seine rührenden Accente reißt hinein das Nein! der unerbittlichen Widersacher. Das ist jener unsterbliche Moment, der seit einem Jahrhundert dramatischen Lebens nicht wieder seines Gleichen, sondern nur einmal in Beethoven einen Nachhall gefunden, und von dem J. J. Rousseau sagt, daß man sich bei der Aufführung dieser Oper nicht erwehren könne, jedesmal zu zittern, wenn so oft das schreckliche Nein! sich wiederhole. Und vor dem Flehen der Liebenden schmilzt der harte Widerstand der Erinnyen. „Armer Jüngling, was willst du?“ entgegnen sie besänftigter und darum nur noch trüber: „hier auf dieser unheilvollen Schwelle der Schrecken lagert nichts als Trauer und Geseufz.! Was willst du? was?“ Nun vertraut er den fast Mitfühlenden: „Tausend Qualen, ihr leidbeladene Schatten, wie ihr, trag' auch ich“ — — — und die Furien erzittern unter dem neuen Gefühl des Mitleidens, das ihrer unbezähmbaren Wuth Einhalt gebietet; schon seufzen die Pforten der Unterwelt auf ihren schwarzen Angeln und gewähren sichern und freien Eintritt dem Ueberwinder. Sie weichen zurück und entfernen sich, und ihre Rede stirbt in dunkelm Gemurmel hin. Orpheus geht ein in die Unterwelt.

Die Scene verwandelt sich. Elysium breitet seine entzückenvollen Räume, mit Gebüsch umkränzt, mit Blumen geziert, von Flüssen und Bächen durchglänzt, aus. Anmuthiger Tanz seliger Geister. Orpheus tritt ein und schaut umher in dieser schönen Natur und lauscht den einschmeichelnden Harmonien, die der Gesang der Vögel mit dem Gemurmel der Bächlein nnd dem Flüstern der Luft in den Büschen bildet. „Alles athmet ruhiges Genügen, aber nicht für mich!“ Das ist das erste Wort, mit dem er in sich zurückkehrt. Er verlangt, er ruft nach Eurydice. Der Chor seliger Helden und verherrlichter Frauen ist nach ihm eingetreten, kündigt ihm Eurydice's Kommen an und ladet ihn, den großen Helden, den zärtlichen Gatten ein in das Reich der Ruhe; Amor gebe ihm Eurydice zurück, schon erstehe sie, schon nehme sie ihre erste Schönheit wieder an. Neue Tänze schlingen sich lieblich begrüßend um den Helden, und der Chor der Seligen ruft Eurydice auf, zu ihrem Genossen zurückzukehren. Von einer Schaar verklärter Frauen wird sie Orpheus zugeführt, der, ohne sie anzublicken, mit dem innigsten Verlangen ihre Hand ergreift und sie schnell hinwegführt. Freudentanz und Gesang der Seligen begleiten ihren Gang.

Der dritte Akt zeigt Orpheus und Eurydice in einer dunkeln, labyrinthisch gewundenen Höhle auf der Wanderung zur Oberwelt zurück; Felsmassen legen sich in den Weg, wildes Gestrüpp überdeckt die Felsen. Orpheus führt Eurydice bei der Hand, ohne sie anzublicken, und fleht „die einzig Geliebte“, zu folgen. Nun tritt ein, was zuvor Orpheus gefürchtet: Eurydice wird durch seine beharrliche Abwendung irre. Sie fragt, ob er es sei, ob sie träume, ob sie wache, ob sie irr' im Geiste sei? Er beschwichtigt sie mit Worten der Liebe: Orpheus sei er, lebe noch und sie werde unsre Sonne, unsre Welt wiedersehn; also solle sie in Kurzem erfahren, aber sie dürften nicht zögern, müßten den Weg verfolgen. Nun zweifelt sie an seiner Liebe, weil er sie nicht umarme; er möge sie wenigstens anblicken, ihr sagen, ob sie noch schön sei! Ihm wankt der Muth, je mehr er sie hört; doch sucht er sie zu beruhigen, zu gewinnen. Genug, zu den Zweifeln und Sorgen des liebenden Herzens gesellt sich der weibliche Eigensinn, peinlich lang ist der Weg und der Widerstreit der Nichtverstehenden, dem räthselvollen Benehmen gegenüber, zu dem Orpheus durch die grausame Bedingung gezwungen ist. Schon hat sie die Hand unwillig ihm entzogen. Beide lehnen sich, vom Aufruhr der Empfindungen erschöpft, an einen der umherstehenden Bäume. Eurydice findet in der Qual selber Kraft zu neuen Klagen über das grausame Schicksal, aus dem Tode zu solchem Schmerz erwacht zu sein. Sie ruft den geliebten Gatten: „Verlässest du mich so? tröstest du mich nicht? Der Schmerz verwirrt meine Sinne und du hilfst mir nicht? so muß ich sterben, ohne deine Umarmung, ohne dein Lebewohl?“ Sie fühlt sich ermatten, sie ruft ihm „Gedenke mein!“ gleich einer Scheidenden zu. Seine Kraft ist erschöpft, Angst und Zärtlichkeit zwingen seinen Blick zu ihr zurück. Aber in demselben Augenblicke stirbt sie dahin; vergebens ruft er sie, vergebens klagt er, vergebens fragt das zärtliche Herz, was er ohne Eurydice beginnen solle. Er beschließt, nicht mehr zu leben, er hat das Schwert ergriffen, sich zu durchbohren. Da erscheint Amor wieder, entwaffnet ihn, — der genug zu des Gottes Verherrlichung gelitten, — giebt ihm und dem Leben Eurydice zurück. Die Liebenden umarmen sich nun. Wir sind in den prachtvollen Tempel des Liebesgottes versetzt, Hirten und Hirtinnen strömen zahlreich herbei, Eurydice's Rückkunft zu feiern. Tanzreigen und Chorgesang, in den sich die Stimmen des Orpheus, des Liebesgottes und Enrydice's mischen, schließen die Oper.

Das ist der scenische Verlauf der Oper Orpheus. Wird nun an dieselbe der Maßstab des dramatischen Kunstwerks gelegt, so muß das Urtheil dahin ausfallen, daß die Dichtung hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, daß sie von derselben gewissermaßen nur eine Ahnung, nicht aber einen klaren Begriff hat. Es fehlt dem Texte allerdings nicht an dramatischen Momenten, aber es fehlen der Fortschritt und die Steigerung der dramatischen Dichtung, es fehlt besonders die Spitze, der Schluß. Eine kraftvoll, mit poetischer Nothwendigkeit vorangehende, immer größer und mächtiger sich entwickelnde Handlung ist nicht da; statt ihrer eine Anzahl von allerdings dramatischen Situationen, von denen aber die letzte, welche als die wichtigste zugleich die größeste und inhaltvollste sein müßte, grade am wenigsten dem Begriff und Gesetze dramatischer Handlung entspricht, vielmehr des prägnanten, ergreifenden Charakters entbehrt; denn sie enthält keine Entwickelung und motivirte Lösung, sondern nur einfach eine Auflösung, ein handlungsloses Ende. Dem entsprechend sind unter den Charakteren zwar Orpheus und die Erinnyen Träger dramatischer Handlung; zwischen ihnen begiebt sich etwas, sie stehen einander activ und als Parteien gegenüber. Eurydice dagegen ist eine rein lyrische Persönlichkeit, ihre Erscheinung, ihr Treiben einfach dem Mythus nachgebildet, aber nicht nach dem Gesetze des Dramas in die Handlung hineingezogen und verwebt. Amor ferner ist eine Figur, die in keinem inneren, nothwendigen, poetisch gebotenen Zusammenhange mit der Handlung steht, sondern lediglich aus äußeren Rücksichten auf Gestaltung und Mannichfaltigkeit herbeigezogen wurde. Diese Figur wirkt frostig, indem sie durchaus an den allegorischen Charakter der damaligen Festspiele erinnert. Auch der rein poetische Werth des Textes kann nicht hoch angeschlagen werden, da Stimmung und Haltung noch vielfach an die landläufige Weise der Textfabrikation erinnern; nur im Orpheus selbst und in seinem Gegensatze zu den Erinnyen pulsirt ein höheres dichterisches Leben.

Wenn nun Gluck aus diesem Libretto mit und trotz seinen Fehlern ein großes Kunstwerk geschaffen, so hat er eben damit den vollgültigsten Beweis seiner Meisterschaft geliefert, indem er das Mittelmäßige zum Großen umgestaltete, dem Mangelhaften den Stempel des Gewaltigen aufdrückte. Die künstlerische Harmonie und Abrundung, die sein Textdichter nicht zu erreichen vermochte, hat er herzugebracht, und in die beiden einzigen wirklich hervorragenden Situationen, an die er sich halten mußte, die Scenen zwischen Orpheus und den Dämonen, ist von ihm der mächtigste und ergreifendste poetische und musikalische Inhalt hineingelegt worden. Die Kunst des Gefühlsausdrucks und der Formenschönheit feiern hier einen der größesten Triumphe, welche die Geschichte der Tonkunst aufzuweisen hat, und um dieser Scenen willen gehört der Orpheus auf dem Gebiete der Musik ebenso zu den Lichtpunkten wie auf dem Felde der Poesie die größesten dichterischen Gebilde der griechischen Tragiker, Shakspere's und Goethe's. Nur allerdings klebt dem Schaffen Glucks hier noch

ein Mangel an, den er in seinen späteren Werken mehr überwunden hat, der Mangel eines leichten, vollen, lebhaften Stroms. An Eleganz und Fülle der Erfindungskraft übertrifft ihn gleich sein nächster Nachfolger Mozart bei Weitem, seine Production ist leichter, mannichfaltiger, üppiger. Gluck empfindet groß, mächtig, wuchtig, aber er hat nicht den köstlichen, anmuthigen, fortreißenden Fluß Mozarts. Er schreitet fest und gewichtig, bisweilen schwerfällig, aber immer würdevoll und untadelhaft schön einher; er imponirt, erweckt Staunen und Bewunderung, während Mozart uns rasch gewinnt und entzückt.

Auf welchem Wege und durch welche Mittel hat denn nun Gluck im Orpheus so große Wirkungen erreicht, das bis dahin Uebliche geadelt und sich als Reformator erwiesen? Nicht in den Formen der Arie, des Duetts und der größeren Ensemblesätze, denn diese waren schon vorhanden und von den italienischen Meistern und den ihnen folgenden anderen ausgebildet. Gluck hat seine größere geistige Tiefe allerdings auch hier in der Veredlung und Hebung der Form an den Tag gelegt, dem Abgelebten neuen Geist verliehen, dem Verblaßten neue Farben gegeben. Seine reformatorische Thätigkeit aber galt dem Recitativ und dem Chor. Waren beide bis dahin ganz untergeordnet gewesen, zur Ausfüllung gebraucht und in Knechtsgestalt einhergegangen, so hat Gluck sie zu wichtigen und unentbehrlichen, selbständigen und würdigen Bestandtheilen, zu gleichberechtigten Mitträgern der Handlung gemacht. Aus dem sogenannten trockenen Recitativ, welches in der italienischen Oper lediglich als Brücke von einer Arie zur anderen diente, wie Aschenbrödel behandelt und rasch auf die Seite geschoben ward, bildete sich nun das vom Orchester begleitete, musikalisch ausgeführte, auf Stimmung und Situation eingehende Recitativ. Es besteht nicht bloß aus flüchtig hingeworfenen Phrasen, die nur Ueber- und Durchgänge sind, sondern es hat höhere Verpflichtungen zu erfüllen, strebt nach Kraft und Ausdruck, nach feiner und geistvoller Charakteristik und ist, wenn auch an räumlicher und zeitlicher Ausdehnung den anderen Theilen des Werkes nachstehend, doch im Organismus des Ganzen von gleicher Wichtigkeit. Ja, so eifrig und gründlich, so gewissenhaft und pflichttreu zeigt sich Gluck als Reformator des Recitativs, daß er beinahe zu viel malt und in so hohem Grade jede Wendung und jeden neuen Gedanken benutzt und durchführt, daß er die Aufmerksamkeit des Zuhörers fast zu sehr in Anspruch nimmt und zersplittert, indem er ihm auch nicht das Geringste erläßt, mit jedem Schritt ihm etwas Anderes vorführt. Wie groß aber, wie kraftvoll und energisch er dachte, hat er in einer ganzen Reihe erhabener Recitative bewiesen. Als Muster auf demselben Gebiete bei Mozart mögen hier beiläufig die Recitative der Donna Anna und des Octavio im Don Juan, des Priesters und Taminos in der Zauberflöte herangezogen werden.

Die zweite Form, die Gluck zu der poetisch und musikalisch nothwendigen Geltung brachte, war der Chor, der durchschnittlich bis dahin auch rein nebensächlich war. Gleich im Orpheus liegt der Schwerpunkt im Chor, dem der Meister eine Fülle von schönen und erhabenen Gedanken zuwandte. Die eigentliche künstlerische Vollendung, die Ausbildung zur harmonischen Einheit mit den übrigen Bestandtheilen der Oper, die innige Verschmelzung mit dem Thun der einzelnen Personen hat Gluck allerdings auch hier erst in seinen späteren Opern erreicht. — Im Zusammenhang mit der Reformation des Recitativs und des Chors steht aber ferner die des Orchesters. Die Instrumentation bekommt mehr Farbe und Charakter, die verschiedenen Instrumente concertiren nicht bloß mit einander, sondern es wird jedes nach seinem Wesen und seiner Färbung verwendet und behandelt; sie alle erhalten durch Gegenüberstellung oder Vereinigung, durch einzelne Töne oder durch große Massen mit sorgfältiger Berechnung und feiner Kenntniß lebhaftes und mannichfaltiges Colorit.

Indem Gluck auf solche Weise so viel Neues und Außerordentliches schuf, ist es erklärlich, daß er gleich anfangs auf Unverstand und Feindschaft stieß. Viele konnten, Andere wollten nicht begreifen, daß hier Großes und Gutes aufgestellt wurde. Aber die Macht der Wahrheit und Schönheit siegte doch schnell über ihre Widersacher, die Oper behauptete sich glänzend, eroberte die andern deutschen, ja sogar viele italienische Bühnen. Schärfer und klarer noch als im Orpheus führte Gluck seine Reformation in den folgenden großen Opern durch. Im Jahre 1767 folgte Alceste, deren Text zwar ähnliche Mängel wie der frühere, aber doch größere Kraft und Bedeutung hatte. Beide übertrifft Iphigenie in Aulis hinsichtlich der dramatischen Handlung, der Charaktere und Leidenschaften; sie kam 1774 in Paris zur Aufführung und gab dem Kampfe gegen die italienische Oper europäische Bedeutung. In demselben Jahrzehnt bilden dann Armide und Iphigenie in Tauris die beiden letzten Stationen auf der großen Bahn des Meisters. Der Erbe seiner Aufgabe und seiner Größe wird nun Mozart, der den Weg geebnet fand und mit seinen sieben Meisterwerken die Welt eroberte.

Literatur und Kunst.

* Literarische Notizen. Die Erstlingsschrift von Dr. Bernhard Kugler in Tübingen, dem älteren Sohne Franz Kuglers, „Boemund und Tankred, Fürsten von Antiochien", erregt Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt. Die Schrift ist ein kleines Cabinetstück in Handhabung und Beherrschung der Methode; sie bezeichnet sich als einen Beitrag zur Geschichte der Normannen in Syrien; zugleich darf sie uns wohl als Vorläufer zu der Geschichte des zweiten Kreuzzugs dienen, an der der Verfasser arbeitet. In runder, lichtvoller Darstellung treten hier die normannisch-syrischen Zustände, die mannichfachen Verwickelungen Europas und Asiens, die Motive und Pläne einer halben Welt aus ihrem Dunkel hervor, und in den scharf umrissenen Persönlichkeiten der Führer sehen wir die Geschicke ihres Landes wie einen Naturproceß sich abspielen; wodurch denn die großen Forschungen Sybels ebenso wohl bestätigt als ergänzt werden. — Dr. Karl Seifart, welcher in Hildesheim eine neue Zeitung gegründet und einige Jahre hindurch redigirt hat, wird demnächst wieder nach Göttingen, seinem früheren Wohnorte, zurückkehren, um mit Benutzung der dortigen reichen literarischen Hülfsmittel ein umfassendes Werk, für welches er schon lange gesammelt hat, über Sitten und Leben der Deutschen im Zeitalter der Reformation auszuarbeiten. — Der erste Band der großen Ausgabe: „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert" ist nun erschienen; er hat lange auf sich warten lassen, macht aber nun einen stattlichen und vielversprechenden Eindruck. Er enthält, wie schon früher berichtet worden, den ältesten Theil der Nürnberger Chroniken: des Nürnberger Patriciers Ulman Stromer „Püchel von meim geslechet und von abentewr" (1349 bis 1407) und eine anonyme Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit bis 1441; aber um diese Ausgaben herum hat sich noch so viel anderer ausgegrabener Stoff, kritische Erörterung und zusammenfassende Darstellung gelagert, daß dieser erste Band weit über die Grenzen seiner Aufgabe hinausgeht und nach allen Richtungen hin die Geschichtsforschung des 14. (und 15.) Jahrhunderts bereichert.

* Vermischte Nachrichten. In Berlin starb vor einigen Tagen der Redacteur der eingegangenen „preußischen Staatszeitung", Professor Joh. Wilh. Zinkeisen, im Alter von fast sechzig Jahren. In der wissenschaftlichen Welt hat er eine Stellung durch seine Geschichte Griechenlands und die des osmanischen Reiches in Europa. Von 1840 bis 1851 leitete er in Berlin das amtliche Blatt der Regierung und zog sich dann aus dem preußischen Staatsdienste zurück. Er schrieb später noch eine Geschichte des Jacobinerclubs und Denkschriften über die orientalische Frage. — In Kappenberg in Westphalen starb in diesen Tagen die Tochter des Freiherrn vom Stein, Gräfin Kielmannsegge, im Alter von fast sechzig Jahren. — Das Geburtshaus Luthers ist längst zu einem Denkmal des Reformators geweiht. Aber das Sterbehaus, worin er die letzten 21 Tage seines Lebens zugebracht hat, war bisher in Privathänden. Den unablässigen Bemühungen des Oberpräsidenten der Provinz Sachsen ist es gelungen, daß der König dasselbe hat jetzt ankaufen lassen, um es für alle Zeit als ein Denkmals Luther's zu erhalten; dasselbe soll in dem Zustand wiederhergestellt werden, in welchem es am 18. Februar 1546 war. Wie verlautet, ist es die Absicht, die restaurirten Räume zur Ausstellung von Sammlungen zu benutzen, die an den Reformator erinnern. — Im Wiener Rathhause, in einem kleinen, engen, mit einer Thüre verschlossenen Gange, wurde ein höchst interessanter Fund gemacht. Er besteht aus mehreren hölzernen Kisten, welche alle, bis auf eine, die nur alte Kleider enthielt, mit Schriften, Urkunden und Büchern angefüllt waren. Insoweit aus einer bisher nur oberflächlich gemachten Prüfung hervorging, bestehen die Schriften und Urkunden aus Familienpapieren von Privatpersonen, von denen einige allerdings bis in das 15. Jahrh. reichen, die Mehrzahl jedoch dem 17. und 18. Jahrh. angehört. Es soll eine genaue Prüfung und Sichtung vorgenommen werden. — Zu Trier ist von der preußischen Staatsregierung in der Umgebung des römischen Bäderpalastes ein Grundstück erstanden worden, unter welchem man die Fortsetzung der Ruinen dieses merkwürdigen Bauwerks vermuthet. Die schon im Jahre 1817 begonnenen

Arbeiten des Ausgrabens, welche den hervorragendsten Theil des Bäderpalastes bloßgelegt haben, sollen eifrigst fortgesetzt werden, und es sind hiezu 22,000 Thlr. angewiesen, welche in Ratenzahlungen für diesen Zweck verausgabt werden sollen.

* Aus der Theaterwelt. In Berlin giebt man ein neues fünfactiges Schauspiel „Waldemar“ von Putlitz, welcher dem Lustspiel, in dem er früher sich glücklich bewegte, ganz entsagt hat und auf das „Testament des großen Kurfürsten“, den „Don Juan de Austria“, den „Wilhelm von Oranien in Whitehall“ nun einen „Waldemar“ folgen läßt. Es scheint, daß er mit diesem letzten am wenigsten glücklich gewesen ist. Das Drama behandelt die Geschichte des echten oder falschen letzten Sprößlings des askanischen Geschlechtes in der Markgrafschaft Brandenburg. Die Geschichtsforscher sagen, jener Waldemar des vierzehnten Jahrhunderts sei früh gestorben, die Poeten lassen ihn nach langer Wanderung und Buße zurückkehren. Ein großer Theil des Publikums kennt den Roman von Wilibald Alexis; dasselbe Thema behandelt Putlitz in seinem Schauspiel, indem er den Waldemar als echten auftreten läßt. Ein schlimmer Uebelstand dabei ist nur der, daß die Zuschauer, welche den Gedanken nicht los werden können, daß jener Waldemar, welcher einige Jahre hindurch eine Rolle spielte, ein Betrüger war, sich nicht recht zum Glauben an die Dichtung entschließen können, weil sie wissen, daß die Geschichte über ihn zu Gericht gesessen hat. Das Drama entbehrt der inneren Berechtigung und muß sich mit äußerlichen Conflikten behelfen; es wird zum phantastischen Traumbild, das überall an die Ecken und Kanten der Wirklichkeit anstößt. Ueberdies waltet Eintönigkeit in dem Drama ob, indem immer neue Scenen des Wiedersehens und der Begeisterung auftauchen. Sonst hat das Stück manche gute Eigenschaften; es ist poetisch gedacht und warm ausgeführt, der Dialog edel, die Schilderung der Zeit wahr und belebt, der dritte Aufzug sehr wirksam. Es fehlt nicht an vielen interessanten Andeutungen in Bezug auf den Charakter der Zeit; das ganze Elend, unter dem die herrenlose und zerrissene Mark seufzt, wird lebendig, mehr noch die, leider nur zu flüchtig angedeutete Willkür und Anmaßung der Ritter gegen Bürger und Bauern, derselben erbgesessenen Grundbesitzer, von denen ein Herrenhausmitglied einmal mit stolzem Selbstbewußtsein sagte, sie seien älter in den Marken, als das Geschlecht der Hohenzollern. Die Darstellung der Hauptrollen durch Frau Crelinger und Herrn Dessoir war eine ausgezeichnete. — Ein vieractiges Lustspiel, „Unsere Freunde“, welches von Heinrich Laube nach dem Französischen des Sardou bearbeitet und an der Hofburg in Wien zur Aufführung gebracht ist, hat kein Glück gemacht und stieß am Schlusse auf bedenkliches Schweigen der Zuschauer. — Friedrich Halm, der Dichter des „Fechters von Ravenna“, hat eine Tragödie, „der junge König“, unter der Feder. — In Prag giebt man mit Beifall eine dreiactige romantische Oper „Concino Concini“ von Thomas Loewe. Concini war der Günstling der Maria von Medicis, der zweiten Frau Heinrichs IV. von Frankreich. Die Oper enthält recht gute, aber vorwiegend lyrische Musik. Im Stil arbeitete der Componist besonders nach Meyerbeer und Wagner.

* Musikalische Notizen. Am 13. Januar kam in Bremen im sechsten Privatconcerte dieses Winters die Suite für Orchester in D moll von Franz Lachner in München zur Ausführung Das Werk ist seit einigen Monaten auf einer Rundreise durch die deutschen Concertsäle begriffen und hat so großen Anklang gefunden, daß der Componist zu einer zweiten ähnlichen Tondichtung sich veranlaßt fand, über deren Aufführung in München schon berichtet wurde. Jene erste Suite ist eine sehr dankenswerthe Bereicherung der Concertprogramme, die durchaus keinen Ueberfluß an neuen Compositionen für Orchester haben, wenigstens nicht an solchen, die sich mit Ehren behaupten. Das ist aber hier in vollem Maße der Fall; diese Suite enthält so gesunde, so natürliche, gute Musik, daß sie mit lebhafter Freude begrüßt werden muß. Die Form, welche Lachner wählte, war im vorigen Jahrhundert üblich und gehört zu den musikalischen Gestaltungen, aus denen die Symphonie emporwuchs. Vor dieser hat die Suite, wenn man will, den Vorzug und das Verlockende, daß der Componist sich freier und ungezwungener bewegen kann, nicht durch den Respect vor der Kunstform genöthigt wird, einen gemeinschaftlichen Faden durch die verschiedenen Sätze festzuhalten. Dabei ist allerdings die Gefahr, daß etwas Unkünstlerisches zu Stande kommt und das geistige Band fehlt; allein solcher Gefahr wird ein so gewiegter, ernster Musiker wie Lachner nicht verfallen. In der That bietet denn auch seine Suite einen wohlthuenden Gegensatz zu der affectirten und rohen Formlosigkeit, welche die Genies von heute zur Schau tragen. Es ist bei ihm alles so anständig, so fest, correct und von edler Abkunft, daß man das behagliche Gefühl hat, in guter Gesellschaft zu sein. Der Gedankenflug der Suite geht freilich nicht sehr hoch, aber es soll auch nicht Jeder den Olymp erstürmen wollen, und da es so viele giebt, die solches im Ernste wollen, so mag das diesen Auserwählten überlassen bleiben. Die Suite zerfällt in vier Sätze, welche betitelt sind: Präludium, Menuett, Variationen und Marsch, Introduction und Fuge. Der erste und der vierte Theil erinnern an die Meister des vorigen Jahrhunderts, an Bach und Händel, und zwar in durchaus ehrenvoller Weise; diese Sätze sind Muster auf ihrem Gebiete. Die Menuett hat ein moderneres Gewand, in dem sie sich mit Grazie und Sicherheit bewegt. Der bedeutendste Satz scheint uns der dritte zu sein, in welchem sich auf dem Grunde eines kurzen Themas eine ganze Reihe vortrefflich ausgeführter Variationen entwickelt, an die sich ein anmuthig beginnender und zur pomphaften Entfaltung fortschreitender Marsch anschließt. An der ausgezeichneten, die Instrumente in ihrem charakteristischen Wesen meisterhaft benutzenden und verwendenden Orchestrirung werden nicht bloß die guten Musiker, denen es eine Lust sein muß, solche Werke auszuführen, ihre Freude haben. Hoffentlich begegnen wir der Suite noch einmal an einem Symphonieabend, während die Privatconcerte an eine Wiederholung des „Oceans“ von Rubinstein denken möchten. — Das Urtheil der allgemeinen musikalischen Zeitung über Richard Wagners Concerte in Wien lautet ähnlich dem schon mitgetheilten. Die Ouverture zu den „Meistersingern“ sei gedankenarm, in ihrer zweiten Hälfte barbarisch lärmend, ein Beweis der Unbeholfenheit Wagners in symphonischen Formen. Die Nibelungen enthielten manche bewundernswerthe Combination, aber auch das unschönste Raffinement in Orchestereffekten und bösen Mangel an wirklich musikalischer Erfindung.

---

* Bremen, 15. Januar. Im Künstlerverein hielt gestern Herr J. G. Kohl einen Vortrag, welcher betitelt war: „Ein Ausflug in's Teufelsmoor.“ Zuerst wurden einige Andeutungen über die Entstehung dieses Moores, seine geographische Lage, seine frühere und jetzige Größe gegeben, sowie über den Anblick, den das Ganze von einer Anhöhe — dem Weyher Berge — aus überschaut, darbietet. Der ganze Moordistrict theilt sich in Flußniederung oder „Grünland“ und in „Hochmoor“, und dann wieder in wüste unbebaute Striche und in schön kultivirte mit neuen Dörfern besetzte Partieen. Zuerst wurde eine Schiffsahrt durch das „Grünland“ geschildert, dann eine Wanderung über das Hochmoor im Monate Juli; dabei der Anblick, den dasselbe um diese Jahreszeit darbietet. Die Ansiedlungen in Sommerhütten der Torfarbeiter, ihre Lebensweise und das Verfahren bei ihrer Arbeit wurde beschrieben, und dabei einige Rückblicke auf frühere Zeiten, namentlich auf die Bemerkungen des Römers Plinius über die Torfarbeiten der alten Nord-Germanen gethan. Zuletzt ging die Reise und der Vortrag zu einem Distrikte neuer Moorcolonien über. Der Vorleser stellte dar, wie eine solche Colonie mit einem Kanale beginnt, wie sie wächst, und schloß zuletzt mit der Ausführung des Bildes eines blühenden und wohlhabenden Moor-Dorfes oder einer sogenannten „Fehn-Colonie.“ Auch fügte Herr Kohl hie und da einige Züge zur Charakteristik der Sitten-, Denk- und Lebensweise der Armen und Reichen unter den „Düvelsmöörschen“ oder der Bewohner des Teufelsmoores bei.

In seinem Vortrage vom 2. Januar sprach Herr Dr. Buchenau über Wesen und Wirkung der Gifte. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Stellung der Toxikologie zu den verwandten Wissenschaften entwickelte der Redner die Schwierigkeiten einer erschöpfenden Erläuterung des Begriffs „Gift.“ Orfila, der berühmte Giftkenner, erklärt es so: Gift ist jede Substanz, welche in kleiner Gabe innerlich genommen oder auf irgend eine Weise einem lebenden Körper beigebracht, die Gesundheit stört oder selbst das Leben ganz vernichtet. Der Redner schloß sich im Wesentlichen einer anderen Erklärung, Husemann's, an, jedoch unter Vereinfachung derselben in folgender Weise: Gifte sind Stoffe, welche, ohne sich selbst dabei zu reproduciren, durch die chemische Natur ihrer Molecüle unter bestimmten Bedingungen im gesunden Organismus Form und Mischungsverhältniß der organischen Theile verändern, die Gesundheit beeinträchtigen und unter Umständen das Leben aufheben. Der Redner ging sodann die hauptsächlichsten Gifte, den Hauptgattungen nach, durch, zuerst die corrosiven (entzündlichen), sodann die narkotischen (betäubenden), sprach über die Wirkungen der Gifte, welche besonders im Nerven- und Blutsystem hervortreten, und verbreitete sich schließlich über die zweckmäßigste Art der Behandlung im Falle einer Vergiftung. Diese Behandlung kann entweder dadurch wirken, daß sie durch hervorgebrachtes Erbrechen das Gift wieder aus dem Körper entfernt, oder dadurch, daß sie mittelst eines Antidots (Gegengifts) das Gift selbst unschädlich macht. Der Redner zeigte noch, auf welche Weise man das Vorhandensein des Strychnins im Magen erkennen kann, nämlich durch eine bestimmte Färbung, welche der Magensaft durch das Strychnin erhält.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 4. Bremen, 25. Januar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die feine Sitte.

Eine socialkulturliche Skizze

Von Wilh. Kiesselbach.

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten? ...
Wen da die Feder hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten!

Kein Gott und Heiland löset ihn je
Aus diesen singenden Flammen — —
Nimm dich in Acht, sonst werd' ich dich
Zu solcher Hölle verdammen!

Heinrich Heine.

Der oft in diesen Blättern von uns ausgesprochene Satz der Socialistik, daß der gesammte heutige sittliche und geistige Inhalt der Menschheit das Produkt ihrer bisher in der Geschichte aufgewendeten fortschreitenden Kulturarbeit ist, sieht seine Gültigkeit keineswegs etwa auf das Gebiet der socialen Ethik, der Wissenschaft und des Staates eingeschränkt; wir finden sie vielmehr so ziemlich auch in allen übrigen Aeußerungen und Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens wieder und können dann von diesen Nebenästen der menschheitlichen Selbsterziehung aus um so leichter Rückschlüsse auf den Hauptstamm derselben herleiten. Hat der Leser sich z. B. wohl einmal gefragt, ob das Schachspiel im Laufe der Jahrhunderte nach einem vorweltlichen, uranfänglichen, transcendentalen Principe hinterdrein auf Erden eingerichtet worden sei, oder ob seine Regeln nicht doch aus einer im Menschengeiste mittelst der Reflexion vorgenommenen Anordnung und intellectuellen Handhabung gewisser gegebenen Verhältnisse herrühren; dann wird er auch vielleicht allmälig dem Verständnisse des Vorganges näher kommen, in welchem nach und nach bei der zunehmenden socialen Entwicklung der Menschheit auf historischem Wege sich die Begriffe von Tugend, Recht, Liebe u. s. w. in dem Kopfe des Menschen ausgebildet haben, deren Ursprungsquellen eine idealistische Philosophie bis dahin nur zu lange hoch über den Wolken gesucht hat; und ein so gewonnener Betrachtungsstandpunkt für die Bemessung der Geistesgeschichte leitet ihn darauf ferner mit Folgerichtigkeit zu dem großen Zusammenhange hin, in welchem sämmtliche Kulturregungen in der Menschheit zu einander und zu dem Wesen des Menschen an sich stehen.

Leider hat sich nur, sogar bis in unsere Tage hinein, selbst die Wissenschaft von der Geschichte die eben angedeutete Wechselwirkung in den menschlichen Kulturbestrebungen zu wenig klar gemacht, um aus einer bereits gründlichen Erfassung derselben ein brauchbares Schlußergebniß an die Socialistik abliefern zu können. Religions-, Kunst- und Staatsgeschichte sind wohl von jeher in ihrer Abgesondertheit vielfach geschrieben worden, die Wirthschaftsgeschichte hat sich ihnen in jüngster Zeit angeschlossen; aber in der beginnenden Geschichte der Gesellschaft sehen wir uns noch immer vergebens nach einer Geschichte der feinen Sitte um, die doch so innig mit der gesammten Kulturgeschichte der Menschheit verwachsen bleibt, indem die feine Sitte ja eigentlich das gefällige Außenkleid des ächten Humanismus abgiebt.

Natürlicher Weise soll es auch uns nicht in den Sinn kommen, einen derartigen historiographischen Versuch hier wagen zu wollen; die Beherrschung des sich dabei aufdrängenden Stoffes könnte erst nach jahrelangem Specialstudium stattfinden, die systematische Darstellung desselben würde sich wohl auf mehrere dicke Bände ausdehnen müssen. Indessen mögen wir es uns doch nicht versagen, in diesen Blättern wenigstens auf einige Gesichtspunkte hinzudeuten, die für das in Anregung gebrachte Thema in Betrachtung kommen — der Leser zieht daraus vielleicht seine Konsequenzen weiter.

Verstehen wir nämlich unter feiner Sitte ganz im Allgemeinen den freiwilligen, in Worten und Handlungen sich kundgebenden Ausdruck von rücksichtsvollem Wohlwollen des Einzelnen in seinem persönlichen Verkehre mit dem Mitmenschen, so ist es klar, daß dieselbe in der Völkergeschichte erst zu einer Periode einsetzen kann, wo überhaupt das Individuum schon in sich freier und selbständiger inmitten der Gesellschaft ausgebildet dasteht. Deßhalb wird man denn auch in dem gesammten asiatischen Alterthume, das in den großen Bevölkerungsmassen nur Nullen hinter der Eins seiner Könige und Priester kennt, vergebens nach embryonischen Ansätzen einer Sittenausbildung umhersuchen; je mehr eben in jener Menschheitsepoche die Theokratie für ihre geistlichen und weltlichen Hauptstützen eine abgötterische Verehrung verlangte, die sich z. B. in Babylon für den auf dem großen Thurme hausenden hohen Priester zu sonderbaren Leistungen verstand, um so weniger fand dafür in der Unterthanenschaft der Humanismus Gelegenheit, sich bei dem Umgange von Mann zu Mann und Haus zu Haus in feineren Formen äußerlich zu entwickeln. Religiöse Gebote und durchschlagende Generalceremonien ordneten damals die Verkehrsbeziehungen der Menge unter sich, in welcher der Einzelne so gut wie gar keinen individuellen Existenzwerth hatte.

Erst an der westlichen Außenseite Asiens, in Judäa, gelangt

im Alterthum unter anderen ökonomischen und politischen Verhältnissen, als sie im Osten und in Egypten vorherrschten, das Individuum innerhalb der socialen Gliederung neben der religiösen Rechtssphäre auch nach der feinen Sitte hin mehr zur Geltung. Mag immer wohl die heutige Röth'sche Schule, Freund Julius Braun an der Spitze, den Beweis führen, daß das ganze Patriarchenthum Israels mit allen seinen Personen, Mutter Sarah inbegriffen, nur dichterische Personificationen egyptischer und babylonischer Götterideen — Amun Reh und was da so hin gehört — enthält .... man kann vor diesen kritisirenden Ungeheuern für seinen Glauben nicht einmal die schöne Hagar als eine wirkliche Person retten, ... so beweist doch eben die Gestaltung, welche die jüdische Religionspoesie dem Leben der drei Erzväter in ihrem großen Epos verleiht, daß in Kanaan, selbst zur Zeit des Ursprungs des Pentateuch, bereits eine gewisse humane Umgangssitte Platz gegriffen hatte, obschon dieselbe noch reichlich in altasiatischer Weise mit religiösen Ceremonien verwachsen blieb. Und entwickelte sich von da ab in Palästina die freie ethische Individualität des Menschen immer mehr, bis zuletzt in der Person Jesu die innere, in der Menschenliebe vollzogene sittliche Vollendung des Einzelnen mit der feinsten Lebenssitte nach Außen als ideale Harmonie der höchsten Einzelbildung verklärt wurde, so war auch schon frühe in den Ausgängen der griechischen Geschichte neben dem Sinn für die Schönheit der Sinn für die feine Sitte erwacht.

In Homers Odyssee, selbst wenn auch sie gleich den fünf Büchern Mose's in viel späteren Zeiten entstanden sein sollte, gehen die Menschen stellenweise schon sehr freundlich und lieb mit einander um; die reizende Nausikaa konnte nur in einer Periode geboren sein, die bereits den zarten Empfindungen der Frauenseele gerecht zu werden verstand; und in dem späteren Freundeskreise der Athenischen Philosophen prägte sich dann vollends wohl, gleichen Schrittes mit der sublimen Philosophie eines Plato die feine, wohlthuende Umgangsweise von Mensch zu Mensch aus. Auch die von Aristophanes abgeschossenen Pfeile beweisen in ihrer Art, daß man das Wesen der humanen Sitte in Griechenland schon tief verstand, weil sie die Unsitte in ihren verschiedenen Erscheinungen treffen. Der Humor, diese geistige Verfeinerung der plumpen Groteske, den das ganze alte Testament noch nicht kennt, entspringt erst auf dem Boden eines sich mehr ordnenden geselligen Zusammenlebens der Menschen, indem er dem Ideale der socialen Beziehungen jeden Augenblick die vorfallenden kleinen Menschlichkeiten neckend gegenüberstellt; und sogar der niederschmetternde Witz und Hohn tritt in seiner Berechtigung bloß als Vorkämpfer des gesellschaftlichen Humanismus auf.

Führt aber Rom in seiner von Hellas ursprünglich angeregten Kulturentwicklung die Ausbildung des „modernen Menschen“ zunächst hauptsächlich nur nach der politischen Seite hin fort, indem es zuerst den Rechtsstaat in der Menschheitsgeschichte zum vollen Ausdruck bringt, so mußte doch eben die Rückwirkung der hellenischen Bildung auf sein Leben nach und nach bei ihm die Grazien des Umganges ebenfalls auf den Thron setzen, obschon dieselben der gesammten römischen Charakterbildung gemäß mehr das Kopf- als das Herzleben der Römer zu beherrschen wußten.

Mit dem alten streng religiösen und republikanischen Ehrenbewußtsein, das einst Lukretia in den Tod trieb und Brutus seine Söhne hinrichten ließ, verband sich allmälig, gleichen Fußes zu der dem ursprünglichen Rechte gegenüber Boden gewinnenden Aequitas des Prätors, in der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung des Staats bei seinen Angehörigen das Verständniß eines feineren Umganges, das endlich trotz aller fortdauernden Rohheit der unteren Plebs bis zum Eintritt der Kaiserzeit in den höheren socialen Schichten Roms eine Ausbildung erhielt, wie sie vielleicht nur die modernste Kulturgeschichte in Deutschland oder England wieder aufweist. Rührende Beispiele zarter Hingebung in Gatten-, Kinder-, Bruder- und Freundesliebe sind uns aus jener Periode des römischen Lebens aufbewahrt; Cicero war der liebevollste Papa gegen seine Tochter Tulliola; seine Briefe an Atticus athmen in der zartesten, fast diplomatischen Form die feinsten Schwingungen einer im Bewußtsein der Freundschaft beglückten Seele, und Horazen's einziger Vers:

„Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem“

schließt in Tonfall und Bild schon allen Zauber einer Heine'schen Lyrik in sich ein. Selbst in den politischen Beziehungen der Römer unter einander muß damals Rücksicht auf bessere Lebensart genommen worden sein. Als Cäsar zur Verstärkung seiner Partei einen Schub neuer Senatoren von minder edlem Geblüte ernannt hatte, klagte einst Cicero mit Achselzucken: „Es ist jetzt so eng im Senat!“ Worauf er dann freilich von einem der frischgebackenen Staatsmänner die grobe Antwort erhielt: „Marcus Tullius, du mußt auch immer Platz haben für Zweie“ — als ob die feine Figur der geistigen Aristokratie im Gedränge ebenso leicht zu dem ihr gebührenden Raume gelangte, zu welchem die plumpe Massenhaftigkeit der Imbecilität mittelst ihrer robusten Ellbogen von selber kommt.

Daß indessen in der eigentlichen Kaiserzeit die feine Sitte weder in Byzanz noch in Rom sich weiter entwickelte, erklärt sich wohl aus dem spezifischen orientalischen Despotismus am Bosporus und aus der furchtbaren individuellen Verworfenheit der Imperatoren am Tiber. Im Osten wurde sie von der bureaukratischen Etiquette erdrückt, welche viele Jahrhunderte später noch für den Hof Ludwig's XIV. von Frankreich das Musterbild abgab, im Westen dagegen zerstörte die entsetzliche Wollust, die dort auf dem Throne saß, mit der Zügellosigkeit der Begierden jede edlere Gestaltung des Lebens und Umgangs. Während aber in den oberen Schichten der römischen Gesellschaft eine furchtbare Zerrüttung aller sittlichen Verhältnisse um sich griff, richteten die unteren, bereits von den Lehrern des Christenthums erfüllten Volksklassen ihr Dasein und ihr Verkehren streng nach religiösen Gebräuchen ein; und die bald über Europa hereinbrechenden Völkerwanderungen führten dann vollends alle früheren socialen Bildungen auf einen plumpen Urzustand zurück. Als in Deutschland das einwandernde Christenthum die Priesterherrschaft der Frauen beendigte, fand es daselbst einen rohen Haufen ungeschlachteter Bauern und Bäuerinnen vor; selbst unter der Prinzessin Emma, Karls des Großen Tochter, der Geliebten Eginhard's, sollen wir uns ja nicht etwa eine feine Grazie vorstellen; der furor teutonicus im Betreff der Weiber wird durch alle alten Kriminalgesetze sattsam beurkundet.

Dergestalt ist es im Mittelalter zunächst nur die arabische Welt, welche, zugleich mit ihrer Wiedererweckung der Wissenschaft, mit der Durcharbeitung der Sprache auch die gefällige Umgangssitte im hohen Grade ausbildete. Mitten in Europa haus'ten noch trotzige, schwerfällige Ackerbaumenschen, deren schlichte Treuherzigkeit wohl einen sittlichen Kern verrieth, aber fürwahr sich nicht in Anmuth zu kleiden wußte, als schon an den Hauptsitzen der arabischen Kultur in Kleinasien, auf der Nordküste Afrika's und in Spanien ein edles, gewandtes Ritterthum blühte, in dessen Mitte ausgezeichnete Gelehrte in hohem Ansehen dastanden. Noch heute lassen sich die Rückwirkungen dieser Glanzepoche bei den Völkern der einstigen arabischen Herrschaft deutlich nachweisen; Burton führt in seinem bekannten Werke eine Menge der höflichen Redewendungen an, die unter der vorderasiatischen Bevölkerung aus der arabischen Ritterzeit her noch im Umlauf sind. So-

gar bei den Türken hat sich hinterdrein mit der arabischen Sprache auch die feine arabische Sitte unverkennbar eingebürgert. Es herrscht bis auf diesen Tag unter den gebildeten Einwohnern Stambuls ein sehr feiner Ton; ihre Sprache ist der graziösesten Biegungen fähig; Fallmerayer kannte noch am Abend seines Lebens kein größeres Vergnügen, als er empfand, wenn er eins seiner verbindlichen Komplimente im elegantesten Türkisch überreichen konnte. Bis auf diesen Tag verneint selbst der ganz gewöhnliche Osmanli in einem Gespräche die Behauptung des Andern niemals geradezu, sondern er sagt bei seinem Widerspruch gegen dieselbe bloß: „Yohk, Effendi“, d. h. „Weniger richtig, Herr!“ Er besitzt bei seiner angeborenen aristokratischen Artigkeit gar nicht einmal ein direktes Nein! in seiner ganzen Sprache, dagegen eine unerbittliche Verachtung für das Bobschlackerdeh, „das hohle Geschwätz.“

Und in gleicher Weise kam denn auch erst aus den arabischen Gebieten am mittelländischen Meere mit dem Handel, der arabischen Gewerbskunde und Wissenschaft der frische Anstoß zur Renaissance in das inzwischen unter der Feudalität seiner Barone gänzlich barbarisch gewordene Italien herüber. Gleich wie in Spanien sich an den arabischen Erinnerungen die spanische Grandezza emporbildete, verdankt ebenfalls Italien im Mittelalter weit weniger den Kulturausströmungen des in sich vertrocknenden Ostens als den Anregungen von der arabischen Bildung her den Ursprung seiner neuen Geistes- und Gesellschaftsgeschichte. Mit der Durchprägung des „modernen Menschen“, um hier den Ausdruck Burkhardt's zu gebrauchen, faßte dann in den reicher werdenden Städtestaaten auf der appeninischen Halbinsel auch die feinere Sitte auf's Neue festen Fuß. Die Senate von Florenz, Venedig und Genua waren wieder wie einst der Senat Roms, „Versammlungen von Königen“; von einer Frauengestalt, wie die der Vittoria Colonna, hatte man gleichzeitig nördlich von den Alpen noch gar keine Ahnung; wo ist damals in Deutschland, Frankreich oder England eine ähnliche Herrin des Geistes und der Anmuth? Eine einfache Vergleichung der italienischen Männer- und Frauenporträts aus dem Schlußjahrhundert des Mittelalters mit den Bildern deutscher Edelleute und Edelweiber aus der nämlichen Periode läßt nicht bloß den großen Unterschied der Malerkunst in beiden Ländern sondern auch ebensosehr den großen kulturlichen Unterschied in den Originalen selber auf der Stelle erkennen. Während in Mitteleuropa der grobspaßige Mummenschanz durch die Straßen der Städte tobte, und Trunksucht für fürstliche Tugend galt, bildete sich in Italien auf dem Carrus navalis der feine gefällige Volkshumor zu einem von der übrigen Welt angestaunten Kulturmoment aus. In dem Lande, in welchem schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Dante die Francesca di Rimini im fünften Gesange der Hölle mit dem zarten Worte:

„An diesem Tage lasen wir nicht mehr“

nur leise andeuten läßt, was unter der Königin Elisabeth in England die wohlgefütterten englischen Ladies noch ganz offen bezeichneten; in jenen Gefilden, in denen Petrarca sang und Boccaccio die reizende italienische Geselligkeit im Decamerone darstellte, herrschte eben nach der Berührung mit der arabischen Bildung bald durch das ganze Volk hin eine gefällige Sitte in allen Lebensäußerungen, die allein der Kunst und Poesie der hervorragenden italienischen Geister einen weichen Hintergrund darbieten konnte. Was gleichzeitig etwa in den süddeutschen Plätzen an edlem Patricierthum hervortrat, war nur ein Abglanz der italienischen Lebenskultur, eine Nachahmung, kein ursprüngliches Gebilde.

Ganz charakteristisch für den Entwicklungsgang der europäischen Geschichte ist es daher auch, daß, als die sich festsetzende Königsmacht in den verschiedenen europäischen Reichen die italienische Städtepolitik anzuwenden suchte, sie das gesellige Hofleben ebenfalls auf italienischem Fuße einrichtete. Frankreich namentlich übernahm dabei die socialen Errungenschaften Italiens ohne Weiteres. Da jedoch in der Folge das gesammte Kulturleben der französischen Monarchie sich in den Hofkreisen konzentrirte, so mußte sich die ursprünglich aus feiner Humanität hervorgegangene feine Sitte Italiens in denselben wohl bald in eine spitzfindige Kunst der Etiquette umzusetzen. In Vergleich zu den deutschen Rohheiten, wie sie sogar noch im achtzehnten Jahrhunderte in vielen adeligen Kreisen bei uns vorkommen, um von dem Kleinbürgerthum in den Städten und seinen lächerlichen Magistratspersonen hier ganz zu schweigen, herrschte allerdings seit Katharina von Medici in Paris äußerlich ein feiner Ton. Scenen, wie sie der sonst gar nicht so unedle Pfalzgraf Karl Ludwig gelegentlich aufführte, waren in den Schlössern der französischen Herzöge wohl unerhört. Als nämlich z. B. der genannte deutsche Fürst einst die Brüder seiner Frau, einer Fürstin von Hanau, bei sich bewirthete, schlug er seiner Gattin, weil sie über seine damalige Geliebte, Louise von Degenfeld spottete, bei offener Tafel dermaßen ehemänniglich in's Gesicht, daß sie nach ihrem Klagebericht an den Kaiser „wegen des verdrießlichen Nasenschweißens“ vom Tische aufstehen mußte. Elisabeth-Charlotte, die Schwägerin Ludwigs des XIV., konnte bis in ihr hohes Alter hinein mit ihren deutschen Erinnerungen dem Geiste des französischen Hofwesens nie gerecht werden. Allein eine künstliche Verfeinerung der äußerlichen Umgangsformen, wie sie in Paris unaufhörlich zunahm, darf doch bei der sittlichen Leere im Innern der Menschen unmöglich in der Kulturgeschichte als feine Sitte gelten. Man machte die Etiquette geradezu zu einer Wissenschaft, in der es darauf ankam, etwas Außergewöhnliches zu leisten. Daß der große König beim L'hombrespiel einen dicken Kavalier hinter sich regelmäßig als Ofenschirm benutzte und ihn für diesen seinem Herrn geleisteten Dienst baar besoldete, ist keine scherzhafte Erfindung. Ludwig der XV. prüfte einst absichtlich einen bei ihm anwesenden Lord, ob er sich in der Etiquette korrekt zu benehmen wisse. Denn als er mit seinem Gaste die Treppe hinunterstieg um auszufahren, machte er vor dem geöffneten Wagen eine leichte Handbewegung, daß der Engländer zuerst einsteigen sollte — und augenblicklich trat Mylord, zur Zufriedenheit der Majestät, in die Kalesche .... er gehorchte ohne Zaudern dem königlichen Befehl. Und bekannt ist auch die zarte Rücksicht, welche ein krank liegender französischer Edelmann gegen einen Besucher ausübte, als er ihm sagte: „Mein Arzt hat mir so eben mitgetheilt, daß ich in den nächsten Minuten sterben werde; Sie entschuldigen es dann wohl gütigst, falls ich dabei einige Grimassen mache.“ Sallet singt einmal gelegentlich:

„Abgeschmackte Niedlichkeiten,
Drin der ganze Kerl verschnitzelt,
Waren Inhalt jener Zeiten,
Die das Heilige frech bewitzelt.

Die Revolution setzte darauf dem frivolen Treiben der Pariser Aristokratie ein Ende, die übrigens durchweg sehr muthig zum Tode ging. Nur Madame du Barry schrie auf dem Schaffot mit flehender Gebehrde: „Encore un moment, Monsieur le Bourreau!“ — —

Fast sieht es wie eine humoristische Laune der Weltgeschichte aus, daß sie mitten in das übertünchte Leben der Seinestadt, kurz vor dem Zusammenbruch desselben, Benjamin Franklin mit dem schlichten weißen Haar gleichsam als persönlichen Maßstab für die ächte Humanität hineinsandte. Paris stand erstaunt vor der ehrwürdigen Gestalt des Greises, es fühlte die eigene Leere; daß höchste Einfachheit, getragen von edler Bildung des Geistes und

Herzens, aller Etiquette gegenüber zu solcher Geltung kommen könne, hatten die Marquis' und Marquisen auf dem Parquet von Versailles niemals geahnt. Der anmuthige Brief, in welchem der schon hochbejahrte amerikanische Gesandte um die Hand der liebenswürdigen sechszigjährigen Wittwe des Philosophen Helvetius — „Notre Dame d'Auteuil“ — warb, die, wenige Monate vorher, bereits die Werbungen des berühmten Turgot im treuen Gedenken ihres verstorbenen Gatten abgewiesen hatte, zeigte den überraschten Franzosen, in welchem Grade in „den Wildnissen Amerika's“ die Feinheit der Seele schon ausgebildet war. Neben Franklin giebt dann in der damaligen Periode des amerikanischen Lebens George Washington ein Musterbild edler, humaner Sitte ab. Das größte militärische Genie seines Landes, den Lewis Nicholas hatte zum König der Staaten machen wollen, war er unter seinem gastlichen Dache zu Mount Vernon, unbezweifelt durch alle „alten Dreizehn“ hin, wenigstens „der König der Sitte.“ Auch mit dieser wirkte er nach der praktischen Richtung. Wenn Amerika, welches vor neunzig Jahren geglaubt hat, schon am Anfange seiner Geschichte ein Staatsideal verwirklichen zu können, heut zu Tage zu geordneten Verhältnissen zurückkehren will, so darf es eben nicht vergessen, daß die feine Sitte auch ein wesentliches social-politisches Moment ausmacht. Von ihr ist jetzt leider

„In dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln“

wenig die Rede — Rüpelei gilt für Volkskraft.

Ganz anders hat dagegen, im Vergleich zu Amerika, England mit der Durchbildung einer geordneten politischen Freiheit auch die feine Sitte im Kreise seiner Bevölkerung entwickelt. „Die urgermanische Saukraft“, um mit Vater Arndt zu reden, bedurfte zwar langer Zeit, um sich in eine edle maßvolle Männlichkeit umzuwandeln. Ist es jedoch gegenwärtig durchweg in Europa anerkannt, daß die englische Aristokratie als die Trägerin der feinen Sitte dasteht, so ist auch jüngst von der ganzen englischen Nation ein Beispiel zarten Mitgefühls gegeben worden, wie die Historie wohl nur wenige ähnliche kennt. Mit der Königin trauerte um den Tod des Prinzen Albert das gesammte Volk! Die zarteste Rücksicht von Millionen Menschen suchte selbstbewußt dem tiefsten Lebensschmerze der Fürstin wenigstens einige Tröstung zu bieten; das Gefühl von so viel Volksliebe sollte ihr in etwas den Verlust des geliebten Gatten mildern. England weinte mit seiner Königin; die Weltgeschichte schrieb damals in ihre Tafeln den segnenden Spruch ein: „ein wirklich freies Volk — ein edles Volk!“

Darin liegen ja eben die Hindernisse, die sich in Deutschland der Herrschaft der feinen Sitte noch so vielfach entgegenstellen, daß unsere politischen Verhältnisse unseren gesellschaftlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Haben die Nachschwingungen der Weimarer Periode in der Nation, die vorher nur bei ihrer Aristokratie eine Nachäfferei der Franzosen sah, und deren Bürgerthum in der lächerlichsten Krähwinkelei dahinlebte, mit dem steigenden bürgerlichen Wohlstande auch der in der guten Sitte liegenden Humanität ein freieres Feld geöffnet, so drücken doch die unseligen, noch immer zum Absolutismus neigenden Staatszustände mit dem Beamtenpersonal die Ausbildung des öffentlichen Anstandes stets von Neuem zurück. Es macht sich sogar gegenwärtig noch stellenweise in Deutschland eine entsetzliche officielle Rücksichtslosigkeit breit, so oft sie ungestraft nach Willkür sich ergehen zu können glaubt. Je weiter nämlich die alte, noch in Amt und Würden befindliche, Büreaukratenschule hinter der modernen Staatswissenschaft zurück steht, je leerer sie selber sich an positiven Kenntnissen weiß, um so anmaßender sucht sie dafür nicht selten die Jämmerlichkeit der Individualität „durch die Würde des Amtes“ zu decken. Dieses Verfahren ist aber in politischer Hinsicht sehr gefährlich; denn man unterscheidet in Deutschland schon längst zwischen der Vernunft des Staates und der persönlichen Unvernünftigkeit seiner Diener. Allerdings hat die freie Presse nach der feinen Sitte hin im Vaterlande bisher bereits sehr wohlthätig gewirkt. Eine unabhängige Feder im Besitz der modernen Wissenschaft ist gegenwärtig der alten Staatsweisheit mit dem Pfauenrade gegenüber eine schlimme Waffe — wahrhaft eine Batterie von Armstrongkanonen, deren Kugeln leicht selbst durch ein dickes Eisenfell hinfahren. „Man kann ja Alles sagen“, sagte einst Dahlmann, „wenn man es zu sagen versteht“; und es gehört doch gewiß nicht zu den Lebensfreuden hienieden, falls einmal ein Individuum, das in des eigenen Nichts durchbohrendem Gefühle auf Kosten der Staatswürde den grand Seigneur zu spielen sucht, auf öffentlichem Markte von gewandter Hand wegen der Beeinträchtigung der feinen Sitte publicistisch hingerichtet wird. Allein zur völligen Beseitigung solcher persönlichen Uebergriffe im Amte reicht doch selbst die freie Presse noch nicht überall aus. Da soll man aber es wohl erwägen, daß wenn die politischen Gegensätze sich gegenwärtig in Deutschland sehr bedenklich schärfen, der Mangel feiner Sitte in officiellen Kreisen zu der politischen Differenz bei vielen Gemüthern die persönliche Verbitterung fügt. Ueber staatliche Fragen kann man sich von zwei entgegengesetzten Seiten aus immer noch zum Wohle des Ganzen verständigen; eine unter dem Schutze des Staates von einer Person empfangene persönliche Kränkung vergißt der unabhängige Mann nie! Und gerade die Erinnerungen an solche Kränkungen sind in unseren Tagen, wie wir schon neulich in diesen Blättern sagten, für kommende Zeiten dutzendweise als schöne Schinken ins Salz gelegt; ihre Nachwirkungen machen die nächste kurze Wendung in der deutschen Geschichte für die staatsmännische Perspective ganz unberechenbar. Im Jahre 1848 wollten die Bauern von Dingsfingen Deutschland revolutioniren, bloß um bei dieser Gelegenheit mit ihrem mißliebigen Amtsverwalter einmal gründlich abrechnen zu können; derartige menschliche Regungen haben jetzt weit um sich gegriffen; sie sind aber immer viel mehr das Produkt ungesühnter persönlicher Beeinträchtigungen von Seiten der augenblicklichen politischen Machthaber, als etwaiger unversöhnbarer politischer Gegensätze selber.

Es ist gewiß, daß der im feinen Geiste herrschende Staatsmann, wie er für die wirthschaftliche Grundlage seines Staates Sorge trägt, wie er die socialen Kräfte desselben in der Verfassung politisch in's Gleichgewicht zu bringen sucht, die Rechtsordnung durchbildet und endlich dem so gewonnenen Organismus einen kulturlichen Inhalt zu verleihen strebt, auch auf Beförderung der feinen Sitte in der Bevölkerung halten muß. Sie giebt ja erst den Ausdruck des in der politischen Freiheit erarbeiteten Kulturgehalts einer Menschengruppe im Verkehr der Individuen ab und bildet so im Zusammenhang der Geschlechter ein conservatives Moment in unserer beweglichen Zeit, dessen sociale Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Der Mensch ist auch vom Staate und seinen Bediensteten in erster Linie als Mensch anzuerkennen; sonst empört sich die verletzte Menschenwürde leicht und gern gegen die Staatswürde. Wir unsererseits vermögen uns daher keinen ächten Staatsmann vorzustellen, der nicht in Person und Haus, wie George Washington, auch das Muster feiner Sitte darbietet. Was freilich jetzt noch vielfach unter dem Namen „Staatsmann“ in Deutschland umherläuft, läßt es nur zu oft für den in diesem Falle völlig neutralen Beobachter unentschieden, ob in solchen Personen der Mangel an gründlichen Kenntnissen nicht doch noch von dem Mangel an Humanität und feiner Sitte übertroffen wird — mens agitat molem!

* Französische Lyrik.

Von P. J. Willatzen.

Der französische Minister des öffentlichen Unterrichts sprach vor nicht gar langer Zeit bei irgend einer Feierlichkeit das große Wort gelassen aus, und hinterher war's der Welt vergönnt es gedruckt, schwarz auf weiß, zu lesen, daß die französische Nation an der Spitze der Civilisation stehe. Nur gut, daß höchstens ein Franzose so etwas glaubt. England ist schon andern Sinnes. Es erkennt doch die umfassendere Geistesthätigkeit Deutschlands wenigstens auf dem Gebiete der meisten Wissenschaften an, und die deutsche Literatur findet dort mehr und mehr Eingang, während selbst bei den gebildetsten Franzosen in dieser Hinsicht die unglaublichste Ignoranz herrscht. In dem Bemühen, die geistigen Schätze fremder Völker sich anzueignen, kömmt kein Volk uns Deutschen gleich; es ist eine unwiderlegbare Thatsache, daß keine andere Nation mit so rastloser Thätigkeit darüber aus ist, sich die geistigen Errungenschaften der übrigen zu eigen zu machen und sich so in deren Charaktereigenthümlichkeiten, deren Art und Weise zu denken und zu fühlen, vertieft. Nirgends ist auch die Uebersetzungskunst zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, wie in Deutschland. Ist das zunächst der Formenfülle, der Schmiegsamkeit und Biegsamkeit unsrer Muttersprache zu verdanken, so gebührt darum doch nicht minder ihren Lenkern und Beherrschern, unsern Sprachmeistern, Anerkennung, indem sie der Welt zeigen, was alles sich aus unserm früher so mißachteten Deutsch machen läßt.

Es giebt kaum ein Volk auf der Erde, dessen literarische Schätze wir uns nicht durch Uebersetzungen zu eigen gemacht hätten; aber freilich artet dies Bestreben der Aneignung fremder Literaturen leider gar oft in völlige Uebersetzungswuth aus, und was eben so schlimm ist, unberufene Geister befassen sich damit, die taktlos und ohne Kritik über alles herfallen, was ihnen unter die Hände geräth. Vor allen Dingen werden wir mit einer wahren Sündfluth englischer Lyrik älterer und neuerer Zeit überschwemmt und sehen oft genug die Moore, Tennyson, Bryant, Longfellow von traurigen Poeten, die kaum einen ordentlichen Vers in der eigenen Muttersprache zu Stande bringen, auf unverantwortliche Weise mißhandeln und verwässern. Mit der englischen Lyrik wird etwa derselbe Unfug getrieben wie mit dem französischen Lustspiel, wogegen die Lyrik unsrer überrheinischen Nachbarn verhältnißmäßig weit weniger von uns kultivirt wird.

Hier wäre noch ein großes und dankbares Feld, denn kann sich die französische Lyrik auch mit der deutschen nicht messen, was Gedanken- und Gefühlstiefe und Reichhaltigkeit betrifft, so hat sie doch eine stattliche Reihe mehr oder minder ausgezeichneter Vertreter. So wenig diese der Mehrzahl nach in einer genügenden Auswahl des Hervorragendsten ihrer Schöpfungen verdeutscht worden sind, wie es nach dem heutigen Stande unsrer Uebersetzungskunst sich gebührte, so wenig gab es seither bei uns eine Sammlung von Uebersetzungen der bessern französischen Lyriker, durch welche man einen Ueberblick über deren Leistungen erhalten hätte, und durch welche die verschiedenen Richtungen charakterisirt worden wären. Englische Lyrik ist schon öfters, verdeutscht, in derartigen Werken zusammengestellt. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn jetzt dem erwähnten Mangel abgeholfen ist und wir mit einer trefflichen Lese aus den Dichtern Frankreichs seit der Revolution überrascht werden. Vor Kurzem erschienen: „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Stuttgart. Cotta'scher Verlag. 1862.“ Geibel hat sich hier wiederum den Dank aller Derjenigen erworben, die sich überhaupt für Literatur interessiren. Seine Uebersetzungen aus dem Spanischen waren bereits ein schönes Verdienst. Das „Spanische Liederbuch“, mit Paul Heyse gemeinschaftlich herausgegeben, ward zuerst mit allgemeinem Beifall begrüßt und erschien 1852 in zweiter Auflage — eine Sammlung, die nicht nur Zeugniß giebt von genauer Kenntniß der fremden Zunge, sondern auch vom tiefen Verständniß für die anmuthige Schalkhaftigkeit und seinen Sinn für die Grazie jener Poesie. Noch werthvoller war jedoch der nächste Beitrag zu unserer Kenntniß der spanischen Literatur, der uns durch Geibel ward. Im Jahre 1860 erschien: „Romanzero der Spanier und Portugiesen von Emanuel Geibel und Adolf Friedrich von Schack.“ Durch schönen Wetteifer kam hier ein Werk zu Stande, das in seiner Art zu den Perlen unsrer Literatur zählt. Was den Umfang betrifft, so bemerken wir nur, daß nicht weniger als 136 spanische und portugiesische Volksromanzen hier übertragen sind, wobei noch zu erwägen ist, daß die Cidromanzen sämmtlich ausgeschlossen sind, weil sie in andern Uebertragungen schon (wie z. B. durch die von Herder) hinreichend bekannt sind. Auch in formeller Hinsicht sind diese verdeutschten Romanzen mustergültig, indem die Assonanz durchaus streng durchgeführt wurde, eine Aeußerlichkeit zwar, die aber mit dem Wesen dieser Volksgedichte so innig verwachsen ist, daß wir es nie haben billigen können, wenn man es versuchte sie in ein deutschmodernes Gewand zu stecken; der Hidalgo muß von seiner Grandezza nothwendig einen bedeutenden Theil einbüßen, wenn er gezwungen wird im breitkrämpigen Hut und langschößigen schwäbischen Bauernrock einherzuschreiten. Die Uebersetzungen rühren so ziemlich zur Hälfte her von Emanuel Geibel und zur Hälfte vom Freiherrn von Schack, dem gelehrten Forscher im Gebiete der romanischen Literatur und ausgezeichneten Uebersetzer des Schah Nameh, des Heldenbuchs der Perser.

Das neue Werk, welches wir oben anzeigten, hat Geibel, wie schon bemerkt, mit Heinrich Leuthold gemeinschaftlich herausgegeben. Dieser Letztere machte sich dem Publikum unsers Wissens erst bekannt in dem gegen Weihnacht v. J. von Emanuel Geibel herausgegebenen „Münchener Dichterbuch.“ Die dort von ihm beigesteuerten Gedichte erregten durch ihre schöne Diction und Formgewandtheit gleich allgemeine Aufmerksamkeit und ließen für seine Betheiligung an den fünf Büchern französischer Lyrik das Beste hoffen. Mit den persönlichen Verhältnissen dieses neuen Dichters sind wir noch unbekannt und haben über sein Alter und seinen Entwicklungsgang nichts erkundet, doch scheint aus einigen seiner Gedichte im „Münchener Dichterbuch“ hervorzugehen, daß ihm das beneidenswerthe Glück zu Theil geworden ist, namentlich die Schweiz und Italien zu durchreisen, was nicht ohne erhebenden und belebenden Einfluß auf seinen Geist und sein Gemüth geblieben sein kann.

Auf Eins noch müssen wir aufmerksam machen, bevor wir uns ausschließlich der Besprechung der „Fünf Bücher“ zuwenden. Wir erkennen einen besonders liebenswürdigen Charakterzug Geibels darin, daß er literarischen Freunden so bereitwillig die Hand reicht, so als er Hermann Lingg beim Publikum einführte, als er mit Paul Heyse das spanische Liederbuch, mit Schack den Romanzero und nun mit Leuthold die „Bücher französischer Lyrik“ herausgab. Sicher wird ihm der Dank für solch freundliches Entgegenkommen nicht vorenthalten bleiben; er verdiente es wenigstens, daß diese Freunde ihm in ihren Herzen ein Denkmal setzten, nun er darauf verzichtete sich allein durch eine vollständige Sammlung der eigenen Uebertragungen ein solches zu errichten; es würde ein gar ansehnliches Werk abgegeben haben.

Das erwähnte neue Werk von Geibel und Leuthold zerfällt in sechs Abtheilungen; und zwar finden wir im ersten Buche die

Vorläufer der Romantik und unter diesen die Namen André Chénier, Chateaubriand, Chenedollé, Millevoye, Delavigne, Amable Tastu und Lamartine. Diese Reihenfolge spricht schon für die planvolle Anlage; denn wie der liebenswürdige Chénier, das Opfer der alle Dämme überfluthenden Revolution, den Anfangspunkt bezeichnet, von wo die Uebersetzer ihre Heerschau beginnen, so steht Lamartine mit Einem Fuße bereits auf dem Felde der Romantik, ohne jedoch sich von den althergebrachten Anschauungen und Formen der französischen Classicität ganz lossagen zu können. Von Chénier werden drei Stücke mitgetheilt: „Die junge Gefangene“, „der Gondolier“ und „Letzte Strophen“, sämmtlich von Geibel übertragen; Chateaubriand ist durch zwei Gedichte: „Heimweh“ und „der Sklave“ vertreten, deren erstes mitgetheilt werden möge, um die Meisterschaft zu beweisen, mit der die schwierigsten lyrischen Formen wiedergegeben sind:

Heimweh.

In meiner Brust wogt auf und nieder
Ein Ton aus unserm Frankreich wieder,
Da klingt es nach wie Lust und Schmerz
Und Lieder —
Wie sehnt sich, Schwester, heimathwärts
Mein Herz!

Denkst du der Tage längst vergangen,
Da von der Mutter Arm umfangen
An ihrer Brust die Kinderschaar
Gehangen?
Wie heilig da ihr silbern Haar
Uns war!

Und denkst du noch der Pfeilerhallen,
Um die der Dore Fluten wallen,
Des alten Mohrenthurm's, der tief-
Metallen
Mit Glockenmund, wenn Alles schlief,
Uns rief?

Denkst du des Sees, vom Forst umzogen,
Von Schwalben streifend überflogen,
Wo säuselnd sich das Schilf zur Flut
Gebogen,
Wenn ihr im Schooß des Abends Glut
Geruht?

Wer giebt mir meine Eichenhaine
Und Berge wieder? Wer die Eine,
Um die in täglich neuem Schmerz
Ich weine?
Ach, ewig sehnt sich heimathwärts
Mein Herz!

Die treffliche Uebersetzung dieses Gedichts ist von Leuthold. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß leider das Inhaltsverzeichniß in Hinsicht der Uebersetzer keine Aufklärung darüber giebt, wer die einzelnen Stücke übertragen hat und wir speciell der Güte Geibels die betreffenden Notizen verdanken. — Prachtvoll ist das von Chenedollé gegebene Gedicht: „Der Gladiator“, von dem wir wenigstens einige Strophen mittheilen wollen.

Zum Tod getroffen schwankt, doch stolzen Blicks, der Fechter,
Ein blutig Spielzeug nur der Römer stumpfem Sinn; —
Er sinkt, ein Mensch, wie sie, gefällt vom Menschenschlächter
Auf die Arena sterbend hin.

Zu fahlem Marmor siehst du seine Stirn erbleichen,
Er stirbt, doch fühlt im Tod sein Herz sich frei und groß;
Er stirbt, — da plötzlich bricht im Jubel ohne Gleichen
Der Beifall für den Sieger los.

Gleichgültig hört er's an, gelehnt auf seine Rechte;
Des Circus erster Preis dünkt ihm ein werthlos Glück;
Das Gut des Lebens selbst, dafern's nicht Rache brächte,
Verächtlich wies' er's jetzt zurück.

Fern schweift sein Sinn hinaus zur blauen Donauwelle,
Den Vater sieht er dort, den Greis im Silberhaar;
Er sieht bei seinem Weib auf seines Hüttleins Schwelle
Der sonngebräunten Knaben Schaar.

Groß sind sie worden, stark, die Augen trotzig blitzend,
Indeß er selber hier, im unerhörten Spiel
Auf fremden Landes Grund ruhmlos sein Blut verspritzend,
Der Schaulust dieser Römer fiel!

O Schmach! — So steht denn auf, Barbaren aus dem Norden!
Mit Brausen wälzt euch her, ein uferloser Strom!
Rächt eurer Söhne Fall und stürzt, ihr blonden Horden,
Stürzt dies entmenschte blut'ge Rom!

Millevoyes „Blätterfall“ ist jedenfalls für einen Theil der Dichter dieser Periode charakteristisch, und die Wiedergabe von Casimir Delavignes „Parisienne“ müssen wir eine Art Kunststück nennen. Lamartine ist durch einige der besten Gedichte aus seinen „poetischen Betrachtungen“ und „vermischten Gedichten“ vertreten. So gedankenreich diese Stücke sind, herrscht doch die Reflexion zu sehr vor, als daß sie so recht packen könnten. Das zweite Buch enthält „Romantiker“ und beginnt, wie billig, mit dem Hauptvertreter dieser Richtung, dem größten Lyriker der Franzosen: Victor Hugo. Die dreizehn Gedichte von ihm sind gut gewählt, um ihn zu charakterisiren, von seinen „Orientalen“ bis zur jüngst erschienenen „Weltlegende“ finden wir aus seinen verschiedenen Sammlungen Proben. Von Sainte Beuve erhalten wir „Herbstgedanken“ und zwei Sonette, und von dem trefflichen Alfred de Vigny die beiden schon oft übertragenen Balladen: „Das Horn“ und „der Schnee.“ Die vorliegende Uebersetzung ist ganz besonders gelungen. Von Edgar Quinet sind Bruchstücke aus seinem lyrischen Drama: „Prometheus“ beigesteuert und von Emile Deschamps das herrliche „Seestück.“ Acht Gedichte von Alfred de Musset bilden den Schluß dieses Buches.

Das dritte Buch beginnt mit zwei weniger bedeutenden Liedern von Desaugiers, und auch das zweite der beiden von Debraux müssen wir so bezeichnen. Ganz besonders hat uns dagegen die Auswahl aus den Chansons des unvergleichlichen Beranger zugesagt. Es sind zwanzig Lieder hier übersetzt, von denen wir ein von Geibel wiedergegebenes mittheilen.

Verwünschter Frühling.

Nach ihrem Fenster sah ich von dem meinen,
So lang der Eiswind durch die Gassen fuhr;
Wir liebten uns, doch einzig vom Erscheinen,
Wir küßten uns, doch in Gedanken nur.
Durch die entlaubten Linden hin und wieder
Uns anzuschau'n war unsrer Tage Glück;
Du giebst den Bäumen ihre Schatten wieder,
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Entrückt ist mir, vom dichten Grün verborgen,
Der Engel nun, deß Lächeln mich erfreut,
Den ich begrüßt an jedem Rauhreifmorgen,
Wenn er den Vöglein Futter ausgestreut.
Sie riefen ihm, und sah'n wir um die Brocken
Sie flattern, ward auch unsre Liebe flück;
Nein, nichts so lieblich doch als Reif und Flocken!
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Ach, ohne dich würd' ich sie stets noch schauen,
Wenn sie sich Morgens frisch vom Lager hebt,
Auroren ähnlich, die mit ros'gen Brauen,
Des Tages Vorhang lüftend, aufwärts schwebt.
Und spät, wenn ihres Lämpchens Schein zerflossen,
Versenkt noch sprach' ich in mein stilles Glück:
Sie schläft, mein Stern hat seinen Lauf beschlossen.
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Warum doch kann's nicht ewig Winter bleiben?
Dem Liebenden erschien die Zeit so schön.
Wie gerne hört' ich wieder an den Scheiben,
Des leichten Hagels springendes Getön!
Was hilft dein alter Hofstaat mir, dein Fächeln,
Dein Balsam, deiner Sprosser Flötenstück?
Ach, die Geliebte seh' ich nimmer lächeln.
Verwünschter Frühling, kehrst du stets zurück?

Die verschiedensten Gattungen des Berangerschen Liedes werden durch charakteristische Stücke vertreten. Die Nachtigallen, Mein Schiffchen und Die Schwalben sind reizende Nachklänge der Romantik; Rosette, Das Dachstübchen, Mein Rock, u. s. w. vertreten seine Reminiscenzen der Jugendzeit, die zugleich als Bilder des Pariser Volkslebens bezeichnend sind; von socialen Liedern finden wir unter andern: „Die Zigeuner“, „Der alte Sergeant“, „Schneckenzunft“ und „Mädchenträume“; von politisch-satirischen: „Der König von Yvetot“ und „Die Ameisen“, und am Schlusse erhalten wir die ergreifenden Scheiderufe des sterbenden Chansonniers. Von neuern Dichtern Frankreichs ist keiner so oft über-

setzt worden, wie eben der liebenswürdige Beranger; Geibel und Leuthold dürfen aber den Vergleich mit keinem ihrer Rivalen scheuen. Dupont beschließt dies Buch mit zwei von Geibel übertragenen Gedichten: „Die Blonde“ und „Die Braune“, von denen ganz besonders das letzte prachtvoll und glücklich in der Schilderung ist.

Das vierte Buch: „Idyll und Satire“ bringt nur die Namen Brizeux und Barbier und das von einem anonymen Dichter herrührende: „Der Löwe vom Quartier latin.“ Wir müssen darauf verzichten, von den Uebersetzungen dieser Abtheilung Proben zu geben, und wollen nur den Wunsch aussprechen, daß die Herausgeber an dem Ausbau namentlich des dritten und vierten Buches weiter schaffen mögen, indem hier zahlreichere Vertretung vielleicht nicht am unrechten Orte wäre.

Im fünften Buche erscheinen die „Epigonen verschiedener Richtung“ vor uns, unter Andern die Namen: „Reboul, Ampere, Souvestre, Houssaye, Gaulier, Turquety und Leconte de Lisle. Des Letztern „Sonnenuntergang“ ist ein ganz besonders farbenreiches Gemälde. Ein kleines Lied von Turquety, übertragen von Leuthold, möge hier Platz finden.

Licht und Schatten.

Sieh, wie von Osten ein rosig Verklären
Dringt in das Dunkel, das über uns lag!
Lächeln und Zähren,
Das ist der Tag!

Drüben der Schimmer der steigenden Sonne,
Hier noch die Dämmerung im nebligen Kleid;
Das ist die Wonne
Neben dem Leid!

Gleichwie der Tag und die Nacht dort sich gatten,
Schließt sich der Bund, der uns Beide umflicht;
Ich bin der Schatten,
Du bist das Licht.

Der Eindruck, den diese Epigonen machen, ist im Ganzen ein ziemlich unbedeutender, und ihre Schwächlichkeit tritt namentlich neben den flammensprühenden Jamben Barbiers hervor. — Interessant ist der Anhang, die sechste Abtheilung des Werkes, der uns bekannt macht mit den Dichtern der französischen Schweiz. Hervorragendes finden wir da freilich nicht, allein zu loben ist es, daß diesen Poeten ein Platz mit angewiesen ward, sie dienen jedenfalls dazu, das Gesammtbild zu vervollständigen. Wir finden hier zehn Namen, meist nur durch ein Gedicht vertreten. Das erste „Trauer“ von Albert Richard, einem waadtländischen, in Genf lebenden Dichter, hat uns am wenigsten gefallen. Das hüpfende Versmaß entspricht gar wenig der Stimmung des Gedichts. Am bedeutendsten scheinen, wenigstens nach den gegebenen Proben, Oyer de Lafontaine, Petit-Senn und Charles Didier zu sein.

Ein Verzeichniß der Dichter mit Geburts- und Todesjahr und Angabe der Heimath ist dem Werke zwar beigefügt, allein ausführlichere biographische und literarhistorische Notizen hätten den Werth des reichhaltigen Werkes nicht unwesentlich erhöht.

Indem wir die vor uns aufgerollten Schätze durchmusterten, haben wir eben nur Andeutungen geben können von dem vielen Schönen, das uns hier geboten wird, Andeutungen von dem Genusse, den diese Lectüre gewährt. Wer vollends, wie wir es vielfach thaten, Vergleiche mit den Vorgängern Geibels und Leutholds anstellt, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß das Gold der französischen Poesie hier zum Vollen ausgeprägt ist; hier kömmt der poetische Gehalt, die innere Mächtigkeit wie der äußere Glanz und Duft möglichst zur Geltung. Vielleicht zeigt sich dies am meisten bei den Gedichten Berangers und den schwungvollen Jamben Barbiers, die in manchen deutschen Uebertragungen phrasenhaft, roh und polternd erscheinen, während hier ihre ganze Wucht und Gewalt sich zeigt.

Literatur und Kunst.

* Musikalische Notizen. Eine neue dreiactige Oper „Vineta“ vom Musikdirector Richard Wuerst in Berlin wird seit dem 21. December in Breslau gegeben und findet viel Beifall, der ein verdienter zu sein scheint, denn sie erlebt rasche und zahlreiche Wiederholungen. Nach einem Berichte der „Signale“ ist der Stil der Oper durchweg edel, maß- und geschmackvoll, der Ausdruck warm, innig und tief empfunden, wenn zwar auch ohne Kühnheit und Leidenschaft, so daß eine wirksame dramatische Steigerung fehlt. Die Instrumentation ist frisch, blühend und edel. Der beste Act ist der zweite. — In München giebt man eine dreiactige Oper „die Foscari“ von Max Zenger, und zwar mit einem so bedeutenden äußeren Erfolg und unter so enthusiastischen Lobsprüchen der Münchener Presse, daß man annehmen muß, der Lokalpatriotismus spiele hierbei eine bedenkliche Rolle. Zenger ist ein noch sehr junger Componist, der sich bereits auf den Gebieten des Liedes, der Chöre und der Instrumentalmusik bis zur Symphonie hinauf bewegt hat. Jetzt hat er einen recht mittelmäßigen Text mit Eifer und solidem Fleiß in Musik gesetzt, mit echt künstlerischem Streben und ohne Haschen nach raffinirten Effecten. Er ringt nach Selbständigkeit, doch fehlt ihm dazu allerdings bedeutende Erfindungskraft. — Im Gürzenichconcert in Köln wurde am 13. Januar eine neue Composition von Ferdinand Hiller mit glänzendem Beifall aufgenommen. Es ist ein Gesang für eine Sopranstimme mit Frauenchor zu Geibels Gedicht „Palmsonntagmorgen.“ Bischoff sagt: Dieser liebliche Gesang ist in einer recht glücklichen und lichtvollen, keineswegs „dunklen“ Stunde entstanden; das Ganze ist ein sanft dahinfließender Strom, auf welchem die Schaar der Jungfrauen mit ihrer Führerin im blumenbekränzten Schiff dem Frühlinge entgegen ziehen. Melodie von Anfang bis zu Ende, eine köstliche Gabe für Gesangvereine, zumal da die Ausführung leicht ist, eine starke Besetzung des Chores nicht erfordert und schon mit acht bis zwölf Stimmen und einem volltönenden Sopran — in Köln von Frau Jademak gesungen — eine schöne Wirkung machen wird. — Ein neues Trio von Rintelen in Berlin, dem Enkel und Biographen Zelters, kam zur Aufführung in Berlin und erwarb sich Anerkennung. Der Verfasser ist Dilettant, hat aber tüchtige und ernste Studien gemacht. Sein Trio schließt sich im Stil an die Periode der Kammermusik zur Zeit des Ueberganges von der älteren zur neueren Musik an. — Richard Wagner hat soeben das Textbuch seiner komischen Oper „die Meistersinger von Nürnberg“ im Druck erscheinen lassen. Wir werden demnächst diese Dichtung beleuchten. Unter den Urtheilen über die drei großen Concerte Wagners in Wien lassen wir den schon mitgetheilten der Wiener „Recensionen“ und der Leipziger musikalischen Zeitung das der „Signale“ folgen, welches sich etwa dahin zusammenfassen läßt: Das Vorspiel zu den „Meistersingern“ hebt mit einer ziemlich einfachen Figur an und verarbeitet dieselbe in bekannter Weise mit fortwährender Steigerung der Orchestermassen. Interessanter sind die Bruchstücke aus den Nibelungen, wo nur der Ritt der Walküren mit gar zu blendenden und schreienden Farben ausgeführt ist. Die übrigen fielen ziemlich ab und litten am Mangel bedeutender musikalischer Gedanken. Die Formen hat Wagner bereits so ausgenutzt und verbraucht, daß er wenig Anregendes und Gehaltvolles zu bringen vermag. — Die Leipziger „neue Zeitschrift für Musik“, das Organ der Zukunftsmusik, spricht sich natürlich mit Entzücken über die Opern Wagners aus.

* Vermischte Nachrichten. In Philadelphia starb am Weihnachtsabend ein früher vielgenannter Mann und Wortführer der deutschen politischen Bewegung, Dr. Georg Friedrich Seidensticker aus Göttingen, im Alter von 65 Jahren. Er war einer der eifrigsten Fahnenträger nach der Julirevolution und betheiligte sich bekanntlich lebhaft an den Göttinger Unruhen von 1831, wo er Commandant der Bürgergarde war. Auf der Flucht gefangen, wurde er nach Celle gebracht und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Erst 1845 erfolgte seine Begnadigung unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere. Drüben war er anfangs Zeitungsredacteur, dann Beamter. — Der neue Roman von Heinrich Laube, der dreißigjährige Krieg, welcher im Feuilleton der Wiener „Presse“ portionsweise zu Tage kommt, will gar nicht zünden und erweist sich als recht gewöhnliche Arbeit. Es scheint, daß die „Presse“ ein schlechtes Geschäft machte, als sie dem Verfasser 1000 Gulden für jeden Band dieses Romans gab. — Die „Süddeutsche Zeitung“ stellt einige Proben von deutscher Gründlichkeit zusammen: Die geographische Gesellschaft in Wien scheint sich zur Aufgabe gestellt zu haben, ihre Nothwendigkeit zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in Oesterreich recht schlagend nachzuweisen. In dem, dem Jahrgang 1861 ihrer „Mittheilungen“ vorgesetzten Verzeichniß ihrer Bibliothek ist Remagen nach Würtemberg, Rödelheim nach Nassau verlegt; Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts scheint dem Bibliothekar ihrem Inhalte

nach ganz fremd zu sein, weil er dieses Werk, wahrscheinlich wegen des Zusatzes auf dem Titel: „bis zum Sturze des französischen Kaiserthums“ unter Frankreich aufführt. Das stärkste von Unwissenheit möchte aber sein, daß Palästina nach Amerika, das Cap der guten Hoffnung nach Asien, und Rußland nach Afrika verlegt wird. Vor kurzem ging eine Notiz durch unzählige Blätter, worin das Geburts- und das Sterbejahr Gellert's verwechselt und der Geburtstag des Lehrers von Goethe 20 Jahre nach Goethe's Geburtstag verlegt war, ohne daß einer der Redactente Anstoß daran genommen hätte. Der Literarhistoriker Julian Schmidt ließ Uhland „bekanntlich niemals vermählt“ gewesen sein; der Literarhistoriker Ed. Schmidt-Weißenfels läßt Lessing als Juden geboren sein. Amely Bölte verwechselt Joh. Heinr. Voß mit Julius von Voß und läßt jenen überdieß Verfasser von „Hannchen und die Küchlein“ sein, Brachvogel läßt bei Leuthen französische Generale gefangen werden und den deutschen Reichstag in Frankfurt seinen Sitz haben. Zahlreiche Scherze hat J. Levy's (aus Rodenberg) Angabe, daß in London jährlich zwei Billionen Häringe, also auf den Kopf täglich über 7000 Stück, verzehrt würden, hervorgerufen.... Man sieht, wie gerechte Ursache wir Deutschen haben. den Franzosen ihre Flüchtigkeitsfehler vorzuwerfen.

* Bremen, 22. Januar. Die hiesige Bühne hat in diesen Tagen durch eine zweimalige Aufführung der Oper „Orpheus und Eurydice“ von Gluck den Verehrern der klassischen Oper eine große Freude bereitet. Wir gebrauchen absichtlich den Ausdruck Verehrer; denn nicht alle, welche die Meisterwerke der klassischen Oper, besonders die Mozartischen, allezeit mit Freuden hören, schwören zu der Fahne Glucks. Sein Orpheus als das erste Vorbild einer ganzen Richtung enthält zwar bereits die großen Eigenschaften derselben, weiß sie aber nicht so glänzend und gewinnend zur Schau zu tragen wie Mozart. Der Gegensatz zwischen der Weise Glucks im Orpheus und der Weise unserer heutigen Componisten ist ein so gewaltiger, daß hart neben dem Faust von Gounod, der jetzt aller Welt in den Ohren liegt, unmöglich die richtige Stimmung für den Orpheus sich finden kann. Ueberdies sind wir nicht bloß gewöhnt, sondern auch berechtigt, mehr Handlung zu verlangen, als das Drama bietet. Kein Wunder daher, wenn die Mehrheit diese Recitative nicht allein für lang, sondern auch für langweilig erklärt. Nur eine meisterhafte Ausführung könnte die Zuhörer über diese Längen hinwegheben, aber solche Meisterschaft wird heute selten gefunden. Wir haben uns über Geist und Wesen des Orpheus und der klassischen Oper vor acht Tagen so ausführlich ausgesprochen, daß es eines weiteren Beleges für die obigen Bemerkungen nicht bedarf. Die mustergültigen, großartigen Theile der Oper, besonders der zweite Act, machten allerdings offenbar auf alle, selbst auf diejenigen, denen die Musik nur ein erträgliches Geräusch ist, großen Eindruck; ebenso die berühmte Arie des Orpheus im letzten Aufzuge. Den meisten der Anwesenden sind aber ohne Zweifel diese Stellen als Oasen, alles andere als eitel Wüste erschienen. Könnten sie sich entschließen, wiederzukommen, den Sängern Zeit zu lassen, sich so ungewohnter Aufgaben mehr zu bemächtigen, so würden sie sich vielleicht mit der Sache befreunden; aber sie werden wohl nicht kommen. — Die Aufführung der Oper war mit der Pietät und Sorgfalt vorbereitet, welche die Direction und Herrn Kapellmeister Hentschel auszeichnen. Das im Streichquartett ansehnlich verstärkte Orchester spielte mit Liebe und Eifer und fand sich natürlich auch leichter in die Sache als die drei Damen, welche oben die einzigen Trägerinnen einer Handlung sind, die fast nur lyrisches, an wenigen, allerdings erhabenen Stellen dramatisches Leben zeigt. Frau Zottmayer hat für den Orpheus die richtige Stimmlage, aber nicht die ausreichende Kraft, gewann auch erst nach und nach Muth und Sicherheit; im Gesange strebte sie mit Glück nach dem richtigen Ausdruck. Die Chöre leisteten weit mehr, als wir glaubten erwarten zu dürfen, und erreichten im zweiten Acte Wirkungen, die überraschend waren. Als die Regie sich bemühte, die Ausstattung der Oper mit Pantomime und Ballet so auszuführen, daß sie mit Ehren bestehen könne, hat sie zwar das Ihrige gethan. Es ist aber ein so greller Contrast schon allein zwischen unserer heutigen Tracht und dem antiken Costüm, daß man wirklich Mühe hat, bei dem Anblick dieser halb griechischen, halb modernen Erscheinungen ernsthaft zu bleiben. Bühnen, welche viel Geld für solche Dinge ausgeben und hübsche Figurantinnen besitzen, mögen sich hier leidlich durchschlagen, aber auch da muß man jeden Gedanken an stilgerechte Darstellung fern halten.

Der Künstlerverein beging gestern einen seiner geschichtlichen Musikabende, deren Cyclus eine Uebersicht der musikalischen Entwickelung vom Anfange des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage zu geben bemüht ist. Im Vordergrunde stehen dabei die Werke selbst und ihre Schöpfer, während jeder Abend eingeleitet wird durch ein orientirendes Wort über die betreffende Zeit und die Meister. Nachdem im vorigen Winter und Sommer die Periode von Bach und Händel an bis zum Höhepunkte der Klassicität in Haydn, Gluck und Mozart vorgeführt war, kam im December die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und somit zunächst Beethoven an die Reihe. Er erhielt wie Mozart zwei Abende, damit ein klareres Bild sich gestalte. Zu erörtern war hier der Umschwung, der durch den Uebergang von der klassischen Periode zur Romantik bezeichnet wird und der sich gleichzeitig auf politischem, religiösem und poetischem Gebiete vollzieht. Der Vortrag suchte das Wesen der Romantik, die Betonung der Herrschaft des Subjects mit seiner freien Bestimmung im Gegensatze zu der Unterordnung unter das Gesetz, näher zu zeichnen, indem dann schließlich Beethoven als der erste, mit der ganzen Macht eines gewaltigen Herrschers beginnende Romantiker hervortrat. Da seine hohe Bedeutung sich besonders auf dem Gebiete der Instrumentalmusik zeigt, so wurden diesem auch die von den musikalischen Mitgliedern des Vereins ausgeführten Werke entnommen. Das Programm der beiden Beethovenabende bildeten die Claviersonate in D moll, die Sonate für Pianoforte und Violine in C moll, jene von Herrn D. Engel, diese von ihm und Herrn Concertmeister Böttjer vorgetragen, das fünfte der Streichquartette (Op. 18, Nr. 5 in A dur) und das Septett in seiner Originalfassung. — Im Januar folgte nun die fernere Entwickelung der Romantik und speziell die der romantischen Oper, somit also Karl Maria von Weber mit seiner Stellung und seinem Einfluß. Es waren hier besonders zu schildern die Eigenthümlichkeit und das Verfahren der Richtung hinsichtlich der Texte, in welchen nun im Gegensatze zu der Liebe der Klassiker für die Antike die Schwärmerei für mittelalterliches Ritterthum, für die Phantastik der Sage und des Zaubermärchens, der Dämonen, der Elfen und ähnlicher Erscheinungen zum Ausdruck kam. Der Hauptnachdruck fiel daher auf die drei großen Opern Webers, den Freischütz, die Euryanthe und den Oberon, in denen jene Momente nach einander zur Geltung und zu mächtigen Erfolgen gelangten. Webers Bedeutung auf dem Gebiete des Liedes und der Instrumental-Composition blieb natürlich nicht unberührt. Die Werke des Tondichters, welche sich sodann an die einleitende Skizze anschlossen, erweckten die lebhafte, zum Theil begeisterte Theilnahme der zahlreich versammelten Zuhörer. Herr Mertel spielte zunächst das Rondo aus der ersten Claviersonate in C dur, dann mit Begleitung des Orchesters das Concertstück; Herr Behr sang die Arie des Grafen Adelhart aus der von Weber im Alter von 14 Jahren componirten, aber später völlig umgearbeiteten Oper Silvana (um das Jahr 1808), später die große dramatische Arie des Lysiart aus der Euryanthe, deren Ouverture in feuriger Ausführung durch das Orchester unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Hentschel den Abend beschloß.

In seinem Vortrage vom 7. Januar sprach Herr Dr. Buchenau über Arsenik. Der Vortragende hatte dabei einen doppelten Zweck, einmal den, an einem speciellen Beispiele die Vielseitigkeit der Toxikologie darzulegen und sodann auch einige Kenntnisse über dies bekannteste und gefürchteteste aller Gifte zu verbreiten. Von der chemisch-mineralogischen Seite ausgehend, hob er zunächst sein wichtigstes Vorkommen als Element und in Verbindung mit manchen Metallen hervor, wies namentlich auf den im gewöhnlichen Leben fast immer vernachlässigten Unterschied zwischen dem schwarzen und weißen Arsenik (Arsenikelement und arsenige Säure) hin und wandte sich sodann zu den chemischen Eigenschaften der letzteren. Ihre auf der Kohle unter Verbreitung eines knoblauchartigen Geruches stattfindende Reduction, ihre Sublimation, die Gelbfärbung, welche eine Lösung von Schwefelwasserstoff hervorruft, ihre Füllung durch Kalkwasser, ihre im Wasser nur schwer, leichter dagegen in Säuren vor sich gehende Auflösung wurden durch eine Reihe von Versuchen vorgeführt und damit zugleich die wichtigsten Erkennungszeichen bei einer gerichtlichen Untersuchung hervorgehoben. Sodann wurden die drei wichtigsten Arsenikfarben: Rauschroth oder Realgar, Rauschgelb oder Auripigment und Schweinfurter Grün vorgezeigt und besprochen; die beiden ersten sind Verbindungen des Arseniks mit dem Schwefel, das letztere mit Essigsäure und Kupfer. Der Vortragende wandte sich hierauf zu den Wirkungen des Arseniks, indem er es in seinen Hauptanwendungen als Arzneimittel, als Genußmittel und als Gift betrachtete. Hiervon hat wohl die Anwendung des Arseniks als Genußmittel Anspruch auf das allseitigste Interesse. Sie ist, wie man erst in neuerer Zeit sicher ermittelt hat, in den Alpengegenden von Steiermark und Tyrol weit verbreitet und verleiht dem Körper eine gewisse Frische und Spannung, eine größere Saftfülle und Rundung. Den Schluß machte die Frage nach den Gegengiften des Arseniks. Unter der langen Reihe von vorgeschlagenen Körpern ist nur das von Bunsen vorgeschlagene Eisenoxydhydrat wirklich zu empfehlen, und es hat denn auch schon in verschiedenen Fällen segensreich und rettend geholfen. — Der Gegenstand des Vortrags am 16. Januar war die Pflanzenfamilie der Palmen. Der Redner entwickelte in anschaulicher Weise Organisation und Bau dieser schönen und durch ihre Nutzbarkeit für den Menschen so wichtigen Pflanze. Bei einigen der berühmtesten Arten verweilte er länger und verbreitete sich über die Bedingungen ihres Gedeihens, über die mannichfache Verwendung der einzelnen Theile zu häuslichen und industriellen Zwecken, indem er seine verschiedenen Bemerkungen durch Vorzeigung einiger Palmengewächse (calamus), Blüthen und Früchte, ferner eines am Orinoco gewachsenen Palmenstammes ergänzte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 5. Bremen, 1. Februar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Gounod und seine Oper Faust.

Von F. Bleyer.

Vor Kurzem haben wir uns in der Betrachtung über Gluck und seine Oper Orpheus zurückversetzt in die Periode der Entwickelung der dramatischen Musik vor hundert Jahren und gesehen, wie in jener fernen Vergangenheit eine Umwälzung vor sich ging, welche mit ihren Folgen und Früchten in unsere Gegenwart hineinragt. Greifen wir heute einmal in das Leben und Treiben, das uns selbst umgiebt, wozu Gounod mit seiner Oper Faust den Stoff hergeben mag. Die kritische Betrachtung hat es hier allerdings nicht so leicht wie dort. Die Hauptforderungen, welche sie zu erfüllen hat, Ruhe und Objectivität, sind der Gluck'schen Reform gegenüber leicht erfüllt, weil jene Epoche abgeschlossen hinter uns liegt, Angesichts der Oper des französischen Componisten aber schwer zu erfüllen, weil wir mit ihm leben und in dem geistigen Prozesse befangen sind, zu dessen Erscheinungen die Oper Faust und ihre Erfolge gehören. Durch diese Bemerkung ist mehr zugegeben, als viele von denen, welche über solche Angelegenheiten nachdenken, für statthaft erklären werden. Man mag einwenden, daß diese Oper durchaus nicht so bedeutend sei, um zu den maßgebenden Erscheinungen gezählt zu werden und die Grundlage für eine kritische Umschau im Gebiete der dramatischen Musik abzugeben. Streng und vom höchsten Standpunkt aus genommen, mag das richtig sein. Allein der außerordentliche Erfolg des Werkes auf der Bühne, und zwar gerade auf der deutschen, ist von so großem kulturgeschichtlichem Interesse und so sehr ein Zeichen der Zeit, daß man nicht umhin kann, über die individuelle Bedeutung des Componisten und seiner Oper hinaus allgemeinere Gesichtspunkte aufzustellen. Gounods Faust stößt in der Presse zumeist auf zwei diametral entgegengesetzte Ansichten; die einen haben für ihn geschwärmt, die anderen ihn verdammt. Das Urtheil aber soll sich zwischen den Extremen bewegen und die rechte Mitte zu finden suchen.

Mit der Bemerkung, eine Oper wie die in Rede stehende verdanke ihr Glück lediglich dem Umstande, daß sie dem schlechten Geschmack huldige und somit den Beifall der Masse leicht gewinne, während sie doch jedes tieferen Gehalts entbehre, ist man sehr leicht fertig. Damit wird aber die Erscheinung, daß eben diese Oper die ganze deutsche Bühnenwelt erobert, nicht genügend erklärt; es muß hier doch etwas mehr zum Grunde liegen als die bloße frivole Spekulation auf verdorbenen Zeitgeschmack. Einem solchen Erfolge gegenüber kann man nicht vornehm absprechen, sondern hat nach Aufklärung zu suchen. Ueberdies werden wir Deutschen durch die Wahl des Textes so nah und tief berührt, wir haben ferner so viel Veranlassung, über das musikalische Moment dieser Tagesfrage nachzudenken, daß eine nähere Betrachtung geboten ist. Stellen wir denn die Puncte, welche zu erörtern sind, nach einander auf.

Man begegnet zunächst häufig der unwilligen Bemerkung, der Erfolg der Gounod'schen Oper sei wieder einmal ein Beweis von unserem gänzlichen Mangel an nationalem Stolz und Ehrgefühl, von der bedientenhaften deutschen Manier, den Fremden den Hof zu machen und die eigenen geistigen Schöpfungen zu verachten. Das ist ein einseitiger nationaler Standpunkt, der in diesem Falle durchaus der Berechtigung entbehrt. Mit dem Vorwurf hat es in vielen Dingen seine Richtigkeit, und es mag auf politischem Gebiete mit aller Energie darauf gedrungen werden, daß wir unsere Ehre wahren und uns nicht treten lassen. Aber in Sachen der Musik steht es anders. Die Kunst ist kosmopolitisch; ob eine gute Oper von einem deutschen Kapellmeister an der Donau oder von einem französischen an der Seine componirt sei, ist ganz gleichgültig. Hier entscheidet bloß, ob sie gute Musik enthält. Es ist ganz schön, wenn man sich mit allem Eifer des deutschen Componisten annimmt; hat aber sein französischer College bessere Musik geliefert, so gebührt seinem Werke nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen Welt der Vorzug. Sollten wir die deutsche Bühne in christlich-germanischem Eifer jeder französischen Oper verschließen, so dürften wir uns folgerichtig auch nicht darüber freuen, daß die Opern Glucks, Mozarts, Beethovens, Webers in Paris immer mehr Boden gewinnen. Es ist allerdings nicht grade erfreulich, wenn die dramatischen Erzeugnisse des modernen Babel bei uns mehr Verbreitung haben als einheimische, aber der einseitige Fanatismus, welcher die italienische und französische Oper ausschließen will, weil sie nicht in Deutschland gewachsen sind, schlägt allen Gesetzen der geistigen Entwickelung der gebildeten Welt ins Gesicht. Sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe. Das Schlechte geht überall, wenn es auch auf kurze Zeit sich breit macht, zu Grunde, das Gute aber behauptet sich und ist durch fanatischen Haß nicht zu besiegen. Es heißt allen geistigen Prozeß, alle Vielseitigkeit der musikalischen Entwicklung leugnen, wenn der Import von Opern über die Alpen oder über den Rhein verboten werden soll. Ueber-

dies aber sind wir — leider — gar nicht so reich, daß wir von unsern Zinsen leben und jedes weitere Geschäft, jede Verbreitung neuer Artikel entbehren und abweisen könnten.

Anders steht es mit einem zweiten Punkte. Das Textbuch zu Gounods Faust ist bekanntlich nach Goethe bearbeitet, und zwar in einer Weise, die wohl geeignet wäre, uns das Blut der Entrüstung in die Wangen zu treiben. Die Herren in Paris sind schändlich umgegangen mit der großen Dichtung Goethe's und haben mit echt französischer — Unverschämtheit ein Verbrechen, das nicht scharf genug gerügt werden kann, an einem der hehrsten Gebilde der Poesie begangen. Aber, lieber Gott, was ist da zu machen? Das Verbrechen liegt vor und kann nicht rückgängig gemacht werden. Es muß protestirt werden gegen dergleichen, — gewiß, aber wir kommen damit eben nicht weiter, denn der passive Widerstand trägt keine Früchte. Es bleibt also nur der Trost, daß dem großen Briten und seinem Trauerspiel „Romeo und Julie“ noch schlimmer mitgespielt wurde, und daß gegen freches Treiben frecher Textfabrikanten die Advokaten keinen Rath wissen. Ferner der zweite Trost, wenn das als solcher gilt, daß die Herren Carré und Barbier mit aller ihrer Ungeschicklichkeit und Plumpheit doch das herrliche Gefäß dieser Dichtung nicht haben zertrümmern können. Und endlich der dritte, daß weder sie noch die Franzosen überhaupt den Faust verstanden haben.

Damit kommen wir freilich auch nicht weit, und es hat also lediglich bei der Entstellung einer poetischen Schöpfung sein Bewenden. Sehr recht hat man übrigens in Berlin gethan, indem man die ganz direct aus Goethe entnommenen oder durch den deutschen Uebersetzer des französischen Buches hergestellten Verse ausmerzte und durch andere ersetzte. Den Manen des großen Dichters ist dadurch eine Art von Sühne und Genugthuung zu Theil geworden. Auch sonst hat es an Versuchen nicht gefehlt, die Erinnerung an die poetische Gestalt des Faust, dem so übel mitgespielt wurde, möglichst fern zu halten, indem man die Oper Margarete getauft hat. Dabei war das richtige Gefühl maßgebend, daß die Oper, welche aus der Figur von Goethe's Meisterhand einen Theaterhelden der allergewöhnlichsten, fatalsten Sorte gemacht hat, nicht den Namen Faust's tragen dürfe, höchstens den Margaretens. Im Grunde ist auch damit nichts gewonnen; „steht aber doch immer schief darum“, sagt Gretchen. Und was ist aus ihr selbst, diesem zarten, reizvollen Frauenbilde, diesem Meisterwerke aus der Hand des größesten Dichters geworden? Das Modell haben die Herren von Paris dem Altmeister von Weimar geraubt und diesem Modell nun mit der Gewissenlosigkeit, die drüben heimisch ist, ihren erbärmlichen Theaterputz umgehängt, daß schier die Hoheit und Anmuth der Formen nicht mehr zu erkennen ist. Fürwahr, wenn es nur etwas nützte, man sollte aus der Haut fahren über diesen Faust mit seinen hohlen Phrasen und über das Gretchen mit ihrem qualificirten Kindesmord.

Wenn nun aber die Verfasser des Textbuches ihr Gewissen einmal so weit gefangen nahmen, daß sie die räuberische Hand nach Goethe's Faust ausstreckten, so verfuhren sie bei der Ausführung des Attentates unleugbar mit praktischem Geschick. Allerdings haben sie kaum mehr zu Stande gebracht als ein brauchbares Opernbuch, aber gegenüber der unglaublich großen Menge von nichtsnutzigen Texten ist ein solcher wie der vorliegende eine wahre Perle. Alle die wundervollen Stellen, in denen Fausts Charakter in die Erscheinung tritt, sind bei dem Verfahren der Bearbeiter freilich zu Grunde gegangen oder doch so verwässert und verdorben, daß man nicht weiß, ob man lachen oder sich ärgern soll. Der Monolog Faust's im ersten Aufzug ist ein Hohn gegen die Verse und Gedanken Goethe's im Eingange der Dichtung. Hinterher spielt durchweg der verjüngte Held eine erbärmliche Rolle als Cumpan seines neuen Geschäftsfreundes oder als Liebhaber und Verderber Gretchens, während Mephistopheles doch noch etwas mehr aus dem Schiffbruche der Tragödie gerettet hat. Am gnädigsten gingen die Pariser Poeten mit dem Gretchen um, der immerhin ziemlich viel von dem poetischen Zauber des Originals erhalten blieb. Was dann aber ihrerseits die Herren hinzuthaten, der thörichte Süßholzraspler Siebel, die Umgestaltung Valentins, gehört der allergewöhnlichsten Sorte von Theaterfiguren an. Und doch ist die Summe, welche alle diese vereinigten Bestandtheile bilden, ansehnlich genug, so daß neben der Masse von Unsinn immer noch ein namhafter Bestand von Poesie übrig bleibt. Darüber wird sich bei uns Niemand wundern, daß Gretchens Schicksal und Handlungsweise in echtfranzösischer Auffassung dargestellt sind, daß sie, die mit ihrem Freunde Siebel doch wohl früher schon auf ziemlich gutem Fuße stand, das Kind nicht etwa im Wahnsinn der Verzweiflung tödtet, sondern nachdem sie reiflich über die Sache nachgedacht und gefunden hat, daß nach der böswilligen Entfernung des Vaters das arme Geschöpf doppelt lästig sei. Auch ist es nicht übel gedacht, daß Margaretens Mutter bei Beginn der Handlung bereits todt ist; da die Tochter somit einer moralischen Stütze entbehrt, finden die Zuschauer sich um so leichter darin, daß Faust auf so wenig Widerstand stößt.

Was sollen wir weiter über die Mißhandlung der Goethe'schen Dichtung reden? Nur das dürfen wir nicht vergessen, daß für den Componisten die Wahl des Textes unglücklich und glücklich zugleich war. Unglücklich den Franzosen gegenüber, die selbst den kleinen Rest von Faustpoesie, der übrig blieb, nicht verstanden und schmackhaft fanden. Die Oper hat in Paris nur geringen Erfolg gehabt, und unter den Gründen dafür ist ohne Zweifel der, daß die Textfabrikanten immer noch zu viel von der Gedankenwelt Goethe's stehen ließen. Für Deutschland aber war die Wahl glücklich, denn wir haben das Verständniß, welches drüben fehlt, und es hat zur Verbreitung der Oper durch Deutschland der Text unendlich viel beigetragen. Während man in Paris Mühe hatte, die Denkweise Fausts und sein Verhältniß zu Mephistopheles zu begreifen und über den Gesichtspunkt eines gewöhnlichen Libretto's nicht recht hinauszukommen vermochte, sind uns die Gestalten der Oper sämmtlich alte Bekannte, denen man in der Fremde zwar grauslich mitgespielt hat, aber den ursprünglichen Typus doch nicht völlig rauben konnte.

Kommen wir nun zu der Musik, so begegnen wir hier zunächst derselben Bemerkung, zu der soeben der Text die Veranlassung gab. Nicht weil unser Publikum Liebhaberei für die französische Oper hätte und seinen ehemaligen Günstlingen Auber und Meyerbeer einen dritten jüngeren Genossen zugesellen möchte, hat der Faust Gounods so raschen Eingang gefunden, sondern der Grund liegt in der Hinneigung des Componisten zu deutschem Wesen und zu deutscher Musik. Diese Hinneigung ist in ihm durch seine Studien geweckt und genährt worden; sie mußte natürlich bei dieser Oper durch die Wahl des Stoffes ganz besonders und weit mehr als bei seinen früheren Werken zum Ausdruck kommen. Und er kokettirt nicht etwa mit Deutschthümelei; er speculirt nicht auf Sympathie, sondern es handelt sich hier um einen charakteristischen Grundzug seines Wesens. Kein Wunder also, daß seine Klänge überall verwandte Seelen fanden. Und wir haben uns im Allgemeinen Gounods als eines verwandten Geistes durchaus nicht zu schämen.

Er ist zunächst ein intelligenter Mann und besitzt eine gründliche musikalische Bildung; Beides schützt ihn vor vielen Abwegen, auf welche mittelmäßige Talente leicht gerathen, indem sie von dem eigenen Glauben an die Unfehlbarkeit und vom Beifall der

Menge verführt werden. Es ist in unserer Zeit immer schon hoch anzuschlagen, wenn ein Componist frivole Mittel, durch welche leichte Siege zu erringen sind, verschmäht und auf Anstand hält; erleben wir es doch oft genug, daß berühmte und bedeutende Männer, deren Ruf und Rang längst fest stehen, zu unwürdigen Dingen sich herbeilassen, um etwas Neues und Pikantes zu liefern. Wie viel eher wäre das verzeihlich bei einem Musiker, der eine Stellung erst zu erringen hat! Gounod hat aber zweitens auch neben der Intelligenz Phantasie und poetischen Sinn. Wenn er den von den beiden französischen Poeten bearbeiteten Text wählte, so ist er allerdings ihr Mitschuldiger und hat eine Sünde auf seinem Gewissen; aber im Uebrigen gereicht doch, so manchen anderen Komponisten gegenüber, die nach tollen Textbüchern greifen, diese Wahl ihm zur Ehre, und er erweist sich nicht unwürdig, die vorliegende poetische Aufgabe zu lösen. Große und gewaltige Griffe, kühne Combinationen, mächtige und hinreißende Gedanken sind ihm allerdings nicht verliehen; aber er verräth dagegen auch an der entscheidenden Stelle niemals völlige Unfähigkeit oder stümperhafte Unverschämtheit. Von dem vielberufenen Genre der deutschen Kapellmeisteroper unterscheidet sich Gounods Faust vortheilhaft durch einen poetischen Hauch und durch geistige Frische, während allerdings im Einzelnen mancher Fehler und viele Unzulänglichkeiten der Oper vorzuwerfen sind.

Was dem Gounodschen Faust seine Verbreitung durch Deutschland ungemein erleichtert hat, das ist, wie schon früher bemerkt wurde, die Verwandtschaft mit deutschem Wesen. Wenn ein französischer Componist sich diesem Wesen anschließt, so wird man ihm daraus jenseits des Rheins keinen Vorwurf machen können. Eine national-französische Oper in demselben Sinne, wie Italien und Deutschland eine solche besitzen, giebt es nicht. Mit der dem Wesen unserer Nachbarn eigenthümlichen Leichtigkeit und Gewandtheit haben sie sich überall das Brauchbare herausgesucht und angeeignet, selbst nur die Färbung und den eleganten Schliff hinzugethan. So ist auch Gounod ein Eklektiker, aber als solcher um so glücklicher, als er mit noch jugendkräftiger Beweglichkeit mehr Ernst und Gewissenhaftigkeit verbindet, als seine Landsleute in ähnlichen Fällen durchschnittlich haben. Dabei geht er offen zu Werke; man kann ihm im Allgemeinen nicht vorwerfen, daß er mit hoffärtiger Miene seine Quellen verleugnete und Originalität affectirte. Er legt seine Karten ungenirt hin und spielt nicht viel Verstecken. Es läßt sich ihm mit Leichtigkeit nachweisen, daß ihm hier Meyerbeer, dort Wagner, an einer dritten Stelle ein älterer Componist vorgeschwebt habe; eine directe Entlehnung aber, die zugleich ein Armuthszeugniß für ihn selbst wäre, ist nicht aufzubringen. Im Allgemeinen hält er sich an die besten Muster, welche die Musik des jüngsten Menschenalters an die Hand giebt, und er hat die Werke Webers, Schuberts, Mendelssohns, Schumanns mit Eifer und nicht ohne Nutzen studirt, besonders auch das Wesen des deutschen Liedes begriffen. Von wohlthuendem Eindruck ferner ist namentlich die Instrumentation. Wenn er zwar in der Combination und im Raffinement Meyerbeer und Wagner nicht erreicht, so ist das wohl mehr ein Lob als ein Tadel. Seine Behandlung der Instrumente zeugt nicht bloß von gründlichen Studien, sondern auch von feinem Sinn für Anstand und für Schönheit. Er erreicht selten Großes, Blendendes, Hinreißendes, aber er steht auch niemals völlig ohnmächtig dem zu lösenden Gedanken gegenüber. Wir aber können schon froh sein, wenn wir uns vor der Verwilderung, die heute an der Tagesordnung ist, einmal in gute und anständige Gesellschaft zurückziehen können.

Der Verpflichtung, die Oper Nummer für Nummer durchzugehen und mit Lob oder Tadel Schritt für Schritt zu begleiten, können wir uns überhoben halten. Das ist von so vielen Blättern geschehen, daß ziemlich alle unsere Leser ähnliche Erörterungen werden vor Augen gehabt haben. Wir wollen dagegen einige contrastirende Theile der Oper herausheben, um daran des Componisten Stärke oder Schwäche nachzuweisen. Da muß nun allerdings zunächst gesagt werden, daß ihm das Größeste und Bedeutendste am wenigsten gelungen ist, sowohl in der Charakterzeichnung als auch in der rein musikalischen Ausführung. Unter den Figuren des Werkes sind Faust und Mephistopheles, welche doch in erster Reihe stehen und in besonderer Kraft hervortreten müßten, weit hinter dem zurückgeblieben, was sie sein sollten. Dabei ist freilich zu bedenken, daß der ganze gewaltige Gedankeninhalt und die poetische Größe des Paares, daß ihr Verhältniß zu einander, überhaupt also der eigentliche Kern der Dichtung, den Poeten, dem Componisten, dem französischen Publikum ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Faust ist schmählich entstellt, aus dem tiefen geistigen Kämpfer ein oberflächlicher, kläglicher Gesell geworden, und von dem Mephistopheles blieb nicht viel mehr übrig als ein Phrasenmacher. Daher denn namentlich die unglaubliche Inhaltsleere des ersten Aufzuges. Aber auch dem Wenigen, was von Geist und Gedanken übrig blieb, hat Gounod keinen Reiz und keine Bedeutung zu leihen vermocht. Die Chöre, welche in den Monolog Fausts verwebt sind, bilden denn doch ein gar zu jämmerliches Zerrbild des wundervollen Osternmorgens bei Goethe. Und ähnlich, wenn auch nicht in so schlimmem Grade wie hier, ergeht es allen Scenen zwischen Faust und Mephistopheles. Dieser letzte hat zwar etwas vom dämonischen Charakter, erhebt sich jedoch äußerst selten über eine ziemlich gewöhnliche, nach der seit der Romantik hergebrachten Schablone gemachte Phraseologie mit der obligaten dumpf grollenden Orchesterbegleitung. Der Kirchenscene im vorletzten Akte, die nach dem Muster des Propheten gemacht ist, zeigt sich der Componist durchaus nicht gewachsen; man läßt dieselbe daher auch vielerwärts aus.

Dagegen ist Margarete nicht nur in poetischer Hinsicht die hervorragendste und beste, sondern auch musikalisch die gelungenste und anmuthigste Erscheinung der Oper. Hier ist wirklich viel Poesie, und Gounods Talent, das wir soeben als ein sehr begrenztes bezeichnen mußten, zeigt sich bei dieser Figur von der günstigsten Seite. Gleich ihr Auftreten hebt sich, wenn es auch nur ganz vorübergehend ist, vortheilhaft gegen die mittelmäßige Umgebung ab. Im weiteren Verlaufe begegnen wir allerdings vielen Ungleichheiten; in der Arie, welche auf den König von Thule folgt, ist das Schlußallegro werthlos und hohl. Das Quartett sodann, obwohl nicht grade sehr hervorragend, gehört zu den besseren Nummern; das darauf folgende Duett ist wohl ohne Zweifel die beste, sowohl im Gedanken als in der Ausführung. Von da ab sinkt der Charakter in der Ausführung durch Gounod, hält sich wenigstens nicht auf der früheren Höhe. Wir müssen freilich immer bedenken, wie idealisch Gretchen von Goethe her vor uns steht, so daß wir unwillkürlich unsere Forderungen sehr hoch stellen. — Valentin, obwohl viel mehr ausgearbeitet als bei Goethe, ist ein ziemlich mattherziger Bursche; das Kampfterzett, nach dem Septett der Hugenotten gebildet, erreicht sein Vorbild nicht, die Todesscene steht dagegen höher im Werth. Der unglückliche Patron Siebel hat wenigstens durch ein schmachtendes Lied Anwartschaft auf Beifall, den sein sonstiges Thun grade nicht finden kann. An den meisten Bühnen wird diese Rolle von einer Dame gegeben. — In einigen großen Ensemblesätzen und Chören hat sich Gounod versucht, aber nicht mit besonderem Glück. Die getheilten und später sich vereinigenden Chöre des zweiten (hier des ersten) Aktes, im Genre des „Feldlagers in Schlesien" von Meyerbeer, sind nicht übel, die Walpurgisscene im letzten

Aufzuge, nach dem Tannhäuser gedacht und aus dem Venusberge hergeholt, ist dagegen sehr gewöhnlich und von ganz geringem Werthe; ebenso der Soldatenchor, der dem Publikum allerdings am meisten gefällt. — Alles in Allem, so vieles auch unzureichend und mittelmäßig ist, muß doch die Oper als ein tüchtiges Werk zweiten Ranges anerkannt werden.

Zum Schlusse wollen wir uns das Leben und den Entwicklungsgang Gounods vergegenwärtigen, wozu wir das Material bei dem französischen Kunsthistoriker Fétis und in der niederrheinischen Musikzeitung Bischoffs finden. Karl Franz Gounod ist geboren am 17. Juni 1818 in Paris und wurde durch Halevy auf dem Conservatorium gebildet. Daß seine Richtung von vornherein eine ernste und gediegene, seine Fortschritte bedeutend waren, beweist der Umstand, daß er schon 1837 und 1839 Preise gewann. Ein Stipendium, welches er von der Regierung erhielt, wurde für eine Kunstreise nach Italien benutzt. Er studirte in Rom vorzugsweise Kirchenmusik und brachte auf der Rückreise in Wien eine Messe zur Aufführung. Nach Paris heimgekehrt, wurde er Director der geistlichen Musik an einer Kirche und schien sich ganz dem geistlichen Stande widmen zu wollen. In den nächsten Jahren machte er wenig von sich reden. Erst 1851 wurde man auf ihn wieder aufmerksam gemacht, und zwar von London aus, wo vier Compositionen von ihm in einem Concert Aufsehen gemacht hatten und als eigenthümlich und von selbständiger Bedeutung geschildert wurden. Grade damals ward seine erste Oper, „Sappho“, einstudirt und nun mit besonderem Interesse erwartet. Sie machte aber bei ihrer ersten Aufführung am 16. April jenes Jahres kein besonderes Glück; man rügte die Erbärmlichkeit des Textes, den Mangel an Einheit und Logik, die Länge der Recitative und den Eigensinn, selbständig sein zu wollen und alle Muster zu meiden, gestand aber, daß ein poetischer Hauch über die Oper ausgebreitet sei. Im folgenden Jahre schrieb Gounod Chöre in antikem Stil zu Ponsards Tragödie „Ulysses“, die viel Talent verriethen, aber nicht recht zur Geltung kamen, da das Drama bald von der Bühne verschwand. 1854 ging seine Oper „die blutende Nonne“ in Scene; sie zeigt einen großen Fortschritt in der Behandlung der Gedanken und der Instrumentation, hatte aber auch unter einem schlechten Textbuche zu leiden. Ein Versuch auf dem komischen Gebiete mit einer Musik zu Moliere's „Arzt wider Willen“ war nicht glücklich und ist ganz vereinzelt geblieben. Endlich am 19. März 1859 wurde Gounods bedeutendstes Werk, „der Faust“, zum ersten Mal aufgeführt; der äußere Erfolg war größer als bei den früheren Opern, aber doch nicht bedeutend und anhaltend. Im Jahre 1860 folgte die dreiactige Oper „Philemon und Baucis“, in welcher sein Talent an einer läppischen Dichtung Schiffbruch litt. 1862 im Februar, während der in Paris zurückgelegte Faust über die deutschen Bühnen ging, führte die große Oper die „Königin von Saba“ auf, die nun jetzt in Brüssel mit bedeutendem Erfolge gegeben und auch bereits hier und da in Deutschland studirt wird. Sie giebt, da hier die günstigen Vorbedingungen fehlen, unter denen der Faust zu uns kam, den eigentlichen Prüfstein für die Beurtheilung Gounods ab. Es scheint, daß er sich nun ganz der dramatischen Musik zuwenden will. Er hat außer den genannten Opern eine Anzahl von Messen, Psalmen, Motetten, auch Symphonieen und andere Instrumentalsachen componirt, von denen manche in Paris zur Aufführung gekommen sind, ohne jedoch recht festen Fuß fassen zu können.

* Der Brudermord.

Nach dem Spanischen des Angel de Saavedra, Herzogs von Rivas.

Von Adolf Laun.

Die hier übertragene poetische Erzählung schildert in genauem Anschluß an die Geschichte das tragische Ende Pedros des Grausamen, Königs von Castilien (1350—1397), dessen Regierung in eine wilde Zeit fiel, mit unerhörten Freveln und Grausamkeiten angehäuft war und in ewigen Fehden mit den benachbarten Staaten, mit den Mauren und vor allem mit den empörten Großen seines Reiches verging, an deren Spitze sich seine natürlichen Brüder Friedrich, Tello und Heinrich, Graf von Trastamare stellte, welcher letztere ihn mit Hülfe des französischen Königs Karls V. und des berühmten Compagnieenführers Bertrand du Guesclin (spanisch: Beltran Claquin) auf der Ebene vom Montiel besiegte, in der hier erzählten Weise tödtete und als Heinrich „der Ritterliche“ den Thron bestieg.

I.

Der Spanier und der Franzose.

„Mosen Beltran, wenn Ihr ein Ritter seid,
Erbarmt Euch meines Herrn, auf daß er Euch
Sein Leben danke und die Krone, nehmt
Des Himmels Lohn, Ihr rettet einen König,
Der unglückselig eine Schlacht verlor.
Die Hand am Schwert und Gott, den Herrn, vor Augen
Biet' ich in seinem königlichen Namen,
Und seht, ich selber bin es, der es bietet,
Almanza Euch, Alienza und Seron
Und Soria und Monteagudo an
Und noch dazu zwölfhundert Stück Dublonen
In Gold von guter Währung mit dem Siegel
Leons und von castilischem Gepräg',
Auf daß Ihr Eure Truppe mögt belohnen
Und einen Hausstand gründen Euch zu Nutz.
O steht dem König Pedro bei, er ist
Der legitime Fürst, ein andrer nicht,
Und krönet Eurer Ritterthaten Ruhm
Mit einer Handlung, die so edel ist.“ —
So sprach als abendlich der Sonne Licht
Im Monat März sich hinter Wolken barg,
Am Fuß des dunklen Schlosses Montiel,
Wo die Standarte des besiegten Königs
Noch über Spanien Schreck verbreitete,
Ben Rodriguez von Sanabria dringend
Zu Beltran Claquin, der ihm unverzüglich
In Frankreichs Zunge diese Antwort gab:
Bedenkt, Herr Ritter, da Euch selber Gott
Zum Edelmann gemacht, daß ich des Königs
Von Frankreich Lehnsmann bin, und daß Don Pedro,
Der Euer Herr ist, feindlich ihn bekriegt,
Und gegen ihn den Bund mit England schloß.
Bedenkt, daß ich im Dienste des Infanten
Enrique steh' und ihm die Treue schwur,
Und er mir Sold und Unterhalt bezahlt,
Doch da Ihr Euch an mich als Ritter wendet,
Will ich mit meinen Leuten mich berathen,
Und meinen sie, ich könne König Pedro
Behülflich sein und doch die Ehre wahren,
So wird um Mitternacht vor meinem Zelt
Grad' über meiner Fahne eine Lampe
Sich zeigen, deren Strahl sich weit verbreitet;
Wenn Ihr sie seht, so kommt mit König Pedro
Allein, zu Roß und ohne Furcht und Waffen.

II.

Die Burg.

Unnütze Masse Stein, du Grab der Jahre
Und Thaten, das der Wand'rer und der Hirt

Des Abends mit geheimem Grauen sieht,
Wenn in zerfallnen Zinnen Uhus krächzen,
Sagen erweckend, die das Volk erzählt;
Ihr Trümmer, die zur Lehre für die Menschen
Des Himmels Strahl, der Jahre Sichel schonte,
Du riesiges Skelett, das auf dem Hügel
Wie eines Missethäters Leiche liegt,
An dem die Zeit zum Henker ward, du Stätte,
In der Gewürm und Raubgevögel haust,
Wo statt des Horns der Ruf der Eule tönt,
Du stummer Redner, der beredt verkündet,
Daß Elend, Druck und Stolz der Menschheit Loos
Von jeher war, — du Schloß von Montiel,
Du Stein, von Moos bedeckt und angenagt
Vom Wurm der Jahre, der in Staub zerfällt,
Wie zeigst du jetzt so anders dich als damals,
Wo du in stolzer Pracht an jenem Abend
Ein Ort der Zuflucht warst dem König Pedro. —
Ein winterlicher Abend war's im März,
Als sich die Welt in graue Nebel hüllte;
Die ries'ge Feste, wo der Thurm der Eide
Den dunklen Himmel hoch und scharf durchschnitt,
Erschien dem Auge wie ein Steinecoloß;
Um seine Stirne rollten sturmgejagt
Gewitterwolken durch die Luft dahin,
Es heult' und pfiff der Wind, und Hagelschauer
Und Regen schlugen klatschend an die Wände. —
Nur hier und da durchbrach ein Sternenlicht,
Als wär's das Auge des erzürnten Himmels,
Den Wolkenflor und blickte dunkelglühend,
Es strahlte hin auf dieses Schlosses Bau
Wie Leichenkerzen, die am Sarge brennen,
Den Feind verkündend, der auf Rache sinnt. —
Nicht minder wilden Anblick bot das Innre
Des Schlosses dar, der letzte Zufluchtsort
Des flücht'gen Heers, das muthlos und zersprengt,
Von Noth und Durst und Hunger war gequält.
Im mittlern Hofe brannt' ein großes Feuer,
Um welches wilde Gruppen lagerten
Und in phantastischen Gestalten rings
Die Wand beschatteten, Don Pedros Leute. —
Im Harnisch zeigten sich die Einen noch,
Der Andern Kleidung war zerfetzt, sie stöhnten
Ob ihrer Wunden Qual und mühten sich,
Das Blut zu stillen mit zerrissnem Tuch.
Dort aus dem Winkel tönten freche Lieder,
Und der verwegne Mund stieß rohe Flüche
Und gottvergeßne Lästerungen aus,
Hier zankte man sich mit gezücktem Schwert
Um einen magern Rest geschmorten Fleisches,
Und dort erzählte man so Schlimmes sich,
Daß manches Feiglings Herz vor Angst erbebte.
Der Hauptmann fand nicht Ehrfurcht noch Gehorsam,
Und kein Befehl vermochte Zucht und Ordnung
In ihren Reihn auf's Neue herzustellen;
Die Wache steht nicht mehr am Eingangsthor,
Und Wall und Hof bleibt unbesetzt. Verwirrung
Und Unruh und Gefahr ist überall.
Der Rosse Wiehern, Sterbender Gestöhn,
Gelächter, Hohngeschrei und Fluch' und Schwüre,
Die düsteren Gesichter — Alles bildet
Ein wildverworren schreckenvolles Ganzes,
Erhellt von Flammengluth, von Rauch umdüstert,
Ein Anblick ist's der Hölle, nicht der Erde. —
In einem hohen Thurm lag während dessen
Don Pedro tief von schwerem Schlaf befangen
In abgeleg'nem, sicherem Gemach. —
Hoch auf dem Thurm, nicht Sturm noch Regen achtend,
Stand harrend Rodriguez de Sanabria,
Ein Muster der Vasallentreu, den Blick
Und die Gedanken nach der Gegend richtend,
Wo der Franzosen Lagerzelte standen;
Er spähte schweigend nach der Lampe Schein,
Dem hellen Leitstern, der des Königs Schiff
Aus Nacht und Sturm zum Hafen lenken sollte.

III.

Der Schlafende *).

Schon schlug es Mitternacht vom Glockenthurm,
Da strahlt' am Zelt Claquins ein Lampenlicht!
Nie sah auf klippenreicher See der Schiffer,
Wenn er bei Nacht und Sturm den Pfad verlor,
Am Vorgebirge eines Leuchtthurms Strahl,
Der freundlich ihm den sichern Hafen wies,
Mit größrer Lust, als er die Leuchte sah,
Die Trösterin, nach der er lang gespäht.
Vor Wonne bebt sein edles Herz, und eilig
Steigt er hinab, den düstern Gang durchschreitend,
Der zu des Königs Kammer führt. Er nimmt
Den Schlüssel, der nur ihm ward anvertraut,
Und öffnet leis' die schwere Eisenthür,
Und wie er eintritt, faßt ihn ein Entsetzen;
Das ist nicht des Vasallen Scheu, wenn er
Voll Ehrfurcht seinem Herrn sich naht, die Angst nicht,
Die alle Menschen jener Zeit beschlich,
Wenn plötzlich sie vor König Pedro standen,
Nein, schlimmre Angst ergriff ihn, als er dort
Das unerklärlich Schreckenvolle sah.
Des Heerdes fast erloschne Gluth erhellte
Mit blauem Schimmer halb nur das Gemach,
Die hohen Pfeiler warfen ihren Schatten
Auf Estrich und auf Wand, der Rauch, der wirbelnd
Empor zur Deck' und zum Gesimse stieg,
Die Waffen, die Standarten, Alles schien
Beim Knistern des Kamins sich zu bewegen
Und nahm erschreckende Gestalten an.
Men Rodriguez de Sanabria war
Erstarrt und seine Glieder zitterten,
Als er Don Pedro nicht im Bette, nein,
Am Boden convulsivisch liegen sah,
Der richtet sich empor und hält in Händen
Das halbentblößte Schwert und sein Gewand
Ist rings zerfetzt, er ächzt und stöhnt; zu helfen
Sucht Jener ihm, doch er vermag es nicht,
Starr steht er da und blickt den König an,
Auf dem ein schwerer Alpdruck liegt und der
In wildem Traum verworrne Worte murmelt:
„Donna Leonor — Stiefmutter — böses Weib
Laß los — laß los — mit deiner Eisenhand
Zwängst du mein Herz! Halt Friederich, erwürg
Mich nicht, mit deinem Blick versteng mich nicht!
Tello — Osorio — du, Cerronel,
Was wollt Ihr mir, Verräther? tausend Leben
Entreiß ich Euch, Ihr zittert nicht? fort, fort, —
Auch Blanca du? noch trägst du meine Krone
Auf deinem Haupt, du wagst zu fluchen mir?
Du Ungerechte, — wie, Bermejo auch?
Verruchter Mohr, Ihr Alle bebt vor mir.
Zorzo darauf, Juan Diente faß sie!
Sie leben noch? sie sollen Alle sterben,
Denn seht, ich bin Don Pedro; Euer Leben
Ist mein. Ha, was ist das? ich schwimm' in Blut,
Was wollen diese Schwerter, diese Dolche,
Dies Gift? rings seh ich Schädel und Gerippe,
Und höre rings Trompetenstöße schmettern,
Ein ganzes Heer umringt mich, und ich bin
Zu Fuß, gebt mir ein Schwert, gebt eine Lanze!
Wie, tritt, das ganze Weltall mir entgegen?
Um mich zu rächen opfr' ich gern mein Leben
Und für ein Pferd geb' ich mein Diadem!
Ist Niemand, Niemand, der mir Hülfe bringt?“ —

*) Ueber die in diesem Traummonologe, der offenbar dem Monolog des Shakspeare'schen Richard III. nachgeahmt ist, genannten Personen mögen folgende Notizen genügen: Donna Leonor, Eleonore de Guzmann, die Geliebte seines Vaters, Alphons XI., die dieser nach Verstoßung seiner rechtmäßigen Gemahlin Maria von Portugal, Pedros Mutter zur Geliebten erhob, und von der er außer den genannten Bastardbrüdern Pedros noch mehrere Kinder hatte. — Ob Pedro dieselbe habe vergiften lassen, wie die Sage ging, ist historisch nicht ermittelt, aber gewiß ist, daß er seinen Bruder Friedrich enthaupten ließ, während Tello entkam. — Blanca von Bourbon, Schwägerin Karls des Fünften von Frankreich, mit der Pedro sich vermählte, von der er sich aber gleich wieder scheiden und die er später hinrichten ließ. — Osorio und Cerronel, kastilianische Große, die mit Pedros Brüdern verbündet an der Spitze der Aufständischen standen. — Zorzo und Juan Diente Pedros Freunde und Truppenführer. — Bermejo, der Rothe, Beiname des maurischen Usurpators Mahomet, Königs von Granada, der mit Pedro in Fehde lag, sich ihm unterwarf und von ihm in Sevilla hingerichtet wurde.

Da Sanabria solches hört, bemeistert
Er seinen Schreck und ruft: Vertrau auf mich!
Er sucht vom bösen Alp ihn zu befrein
Und ruft: Erwach, o Herr! und schüttelt ihn.
Don Pedro schlägt verwirrt die Augen auf
Und staunt, sich einen Mann so nah zu sehn,
Doch bald erkennt er ihn, er athmet freier
Und spricht, als käm' ihm die Erinnrung wieder:
„Es träumte mir, ich wär' auf einer Jagd.“ —
Mit Schweiß bedeckt erhebt er wankend sich
Und fragt auf eine Bank sich niederlassend:
Sprich Sanabria, was du Neues hast. —
„Das Zeichen gab, mein König, der Franzose.“
So gehn wir hin, erwidert ihm Don Pedro
Und was der Himmel will, geschehe. Er nimmt
Kleinodien, die er in den Gurt versteckt,
Setzt einen Helm auf ohne Federbusch
Und Halsband und Visir, faßt einen Dolch,
Er gürtet um sein Toledaner Schwert
Und wirft den dunklen Mantel um die Schulter.
Die Beiden gehn, verlassend das Gemach,
Mit raschem Schritt zum Festungswalle hin,
Wo ihrer mit zwei Pferden harrt ein Knecht,
Sie reiten ungesehn davon, den Nebel
Durchschneidend in der Richtung, wo die Lampe
Und mehr noch, wo des Königs Schicksal harrt. —

IV.

Die beiden Brüder.

Zwei Reiter halten vor dem Zelt Glaquins,
Vom Mantel dicht umhüllt, der Eine war
Don Pedro und der Andre Sanabria.
Sie steigen eilig ab, vertrauend auf
Des Feindes Wort; da sehn sie sich umringt
Von einer Schaar bewaffneter Franzosen;
Auf dem Gascogner Helm, im hellen Glanz
Des blauen Auges malte sich der Schimmer
Der Lamp', ein unglückdeutend Meteor,
Sie treten ungewissen Schritts in's Zelt,
Denn schon kommt ihnen Alles, was sie sehn,
Unheimlich und bedenklich vor; nur schwach
Bestrahlt ein bläulich Lampenlicht das Zelt,
In dem ein eichner Tisch und Sessel steht.
Ein Lagerbett und eine Waffenrüstung.
Doch düstrer noch stehn vier Bewaffnete
So unbeweglich wie der Fels im Meer;
Sein Angesicht enthüllt Don Pedro sprechend
Mit dumpfem Ton: komm laß hinein uns gehn,
Da plötzlich packt mit einer Eisenhand
Ihn einer jener Männer an und sagt:
„Nur nicht so eilig, lange dauert's nicht.“
Zur selben Zeit ergreift den Sanabria
Ein anderer von hinten, reißt das Schwert
Ihm weg und wirft ein Tuch ihm ums Gesicht.
Verrath! Verrath! so rufen beide aus
Und sträuben muthig kämpfend sich, da tritt
Von Fackeln und Bewaffneten umringt
Glaquin herein, der keine Waffen führt,
Und Don Enrique wilden Angesichts,
Und seine Rüstung, glänzt von Gold und Stahl,
Er schwingt in seiner Hand den nackten Dolch,
Wie wenn der Blitz durch Wetterwolken fährt,
Der Kriegsknecht läßt den Arm Don Pedros frei,
Und Alles harrt mit angsterfülltem Schweigen,
Enrique kennt Don Pedro nicht, und nicht
Don Pedro den Enrique; lange Jahre
Hat blut'ger Haß das Brüderpaar getrennt,
Ein Meer von Thränen liegt, ein Berg von Leichen,
Ein Abgrund von Verbrechen zwischen ihnen;
Enrique fragt zuerst satanisch lächelnd:
Wer von den zwein, ist meines Hasses Ziel?
Du Bastard, ruft Don Pedro ihm entgegen:
Ich bin dein König, zittere Verräther
Und beuge vor mir in den Staub dein Haupt. —
Die beiden Brüder kämpfen wuthentbrannt
Enrique sticht Don Pedro in's Gesicht,
Der wie ein Löwe: „du Verräther“ brüllt,
Dieweil sein Aug' der Hölle Gluth entsendet,
Die beiden ringen Brust an Brust gedrängt,
Und staunend blickt der Himmel auf sie nieder,
Sie fallen, doch sie raffen sich empor
Wie Hunde, die die böse Wuth befiel,
Mit ihrer Wunden Blut die Erde feuchtend,
Sie stoßen aus manch schweres Wort des Fluchs,
Einander so zerfetzend, daß nicht Dolch,
Nicht Zahn, nicht Nagel ihrer Wuth genügen.
Und schon gewinnt die Oberhand Don Pedro,
Er schickt sich an, auf's Neue zu beweisen,
Wie grausam oder wie gerecht er ist.
Als rasch Glaquin (o schlimmes Loos, muß immer
In Spaniens Hader sich ein Fremder mischen
Um drauf nach eigner Willkür zu entscheiden?)
Dem Schicksal eine neue Wendung giebt;
Er reißt verrätherisch Don Pedro nieder
Damit der andere ihn überwält'ge,
Indem er hämisch lächelnd bei sich spricht:
So dien' ich meinem eignen Herrn am Besten. —
Beendet ist der Bruderkampf, bis an
Den Knauf stößt Don Enrique seinen Dolch
In Pedros Herz und zieht vom Blute triefend
Ihn d'raus hervor, da tönte durch die Runde
Des Zelts ein schauerlicher Bravoruf,
Und aus der Hölle klang ein Wiederhall.

---

* Kleine Mittheilungen.

Fichte und seine Reden an die deutsche Nation. Die „Protestantischen Monatsblätter von Gelzer (Gotha, Justus Perthes)“ brachten vor einiger Zeit unter der Aufschrift: „Deutsche Fragen 1862“ eine Vorlesung, die am Abende des 19. Mai 1862 in Karlsruhe „zur Erinnerung an Fichte's Reden an die deutsche Nation“ gehalten worden war. Immer noch handelt es sich um „ein verjüngtes, lebenskräftiges, in Einheit gehaltenes Deutschland“, wie Steins Manifest aus Kalisch (März 1813) es aussprach; noch immer ist „der Einheitsbegriff des deutschen Volkes nicht wirklich, aber er ist ein Postulat der Zukunft, und dieses Postulat von einer Rechtseinheit aller Deutschen, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen berufen und dazu da im Weltplane.“ So sprach Fichte in seiner Rede „über den Begriff des wahren Krieges“ im Frühjahre 1813, wie er schon in seinen „Reden an die deutsche Nation“ das Ziel der künftigen Einigung der deutschen Nation fest ins Auge gefaßt hatte. Ueber diese „Reden an die Nation“ wird in der erwähnten Vorlesung eine Thatsache mitgetheilt, die besonders charakteristisch ist, und die der Redner aus dem Munde desjenigen vernommen hatte, dem sie begegnet war (des nachmaligen preußischen Staatsministers Eichhorn). Derselbe kam im Jahre 1808 nach Kassel zu Johannes Müller, der damals Unterrichtsminister im neugeschaffenen Königreiche Westfalen war, und sah bei Müller, den er besuchte, die Reden Fichte's aufgeschlagen liegen. „Sie kommen aus Berlin“, sagte Müller, „nun denn, so sagen Sie mir: hat Fichte diese Reden wirklich so gehalten, wie sie hier gedruckt vor mir liegen?“ — „Gewiß“, entgegnete Jener. — Und Müller: „Es ist nicht möglich; es ist schlechterdings unglaublich! So hätte er gewagt in Berlin zu sprechen, jetzt nach Jena und Tilsit und im Angesichte der siegreichen Feinde?“ — „So ist es“, erwiederte der Reisende, „glauben Sie mir auf mein Wort; wie sie gedruckt sind, hat Fichte seine Reden gehalten, ich selbst mit mehreren meiner Freunde bin als sein Zuhörer Ohrenzeuge dafür. Und noch mehr; Sie dürfen mir glauben, seine Worte sind nicht in der Luft verweht; in vielen

Herzen ist eine Gesinnung durchgebrochen, die künftig dem deutschen Vaterlande Frucht bringen wird.“ — Müller schwieg eine Weile; dann rief er mit Thränen in den Augen: „Wenn dem so ist, wie Sie mir sagen, wenn wieder eine solche Sprache geredet wird, und wenn die Jugend sie so aufnimmt, dann beginnt eine neue Zeit, die Zeit, welche Fichte als Prophet voraussah; aber wir Aelteren sind ihrer nicht werth; ich werde sie nicht mehr erleben!“ — Und noch ehe ein Jahr verstrich, starb Müller am 29. Mai 1809. K.

Johann Gottlieb Seume. Der 29. Januar ist der Geburtstag Seume's; er ist am 29. Januar 1763 zu Poserne bei Weißenfels an der Saale geboren. Ein Verehrer des Dichters wollte am Tage des hundertjährigen Jubiläums an dem Geburtshause Seume's eine marmorne Votivtafel errichten und feierlich einweihen lassen. Der Verleger der Seume'schen Schriften aber hofft auf Absatz für eine neue Gesammtausgabe in acht Bänden. Die Bewohner von Teplitz, wo Seume gestorben ist, dachten an eine große Feier zu Ehren des Verstorbenen und luden Deputationen von Turn- und Gesangvereinen zu sich ein. Die Süddeutsche Zeitung sagt: Die Schriftstellerfeiern, die man in Deutschland so gern begeht, werden wahrhaft bedenklich da, wo die Ovationen, die man dem Todten darbringt, in gar zu grellem Gegensatz zu dem Loose stehen, das er im Leben gefunden; wo das Schicksal des Dahingeschiedenen ein gar zu böses Licht wirft auf die Gesellschaft, in deren Mitte es möglich war; kurz da, wo die Todtenfeier nur erinnern kann an Misere, Verkennung, Verfolgung und Erbärmlichkeit jeder Art, die sich an den Lebenden hing. Da, in diesen Fällen wäre es fast besser, den Tag zu ignoriren, da man ihn doch nicht als Bußfest begehen kann. Diese Gedanken kommen uns bei der Nachricht, daß man in Teplitz eine Seume-Feier arrangirt und zu Deputationen von Turner- und Sängervereinen einladet. Wie ist es Seume ergangen, und woran kann uns sein Gedächtnißfest erinnern? Daran, daß er als achtzehnjähriger junger Mensch in die Hände hessischer Seelenverkäufer fiel, nach Canada geschafft und gegen die Freiheit der Amerikaner zu kämpfen gezwungen wurde? Daß er in seine Heimath zurückgekehrt, keine Anerkennung fand und seine Existenz ärmlich durch Lectionen und als Corrector fristen mußte? Zuletzt ging der schwerkranke, einsame, unglückliche und verbitterte Mensch, um Heilung zu suchen, nach Teplitz. Wie ging es ihm da? Der Dichter wurde, als sich sein Zustand verschlechterte und sein Tod zu erwarten stand, von den Hausleuten zum Ausziehen gedrängt — man weiß ja, wie fatal es für Wirthe ist, wenn Leute bei ihnen sterben! In diesem speciellen Fall ging jedoch die Rohheit auf's Aeußerste. Elise von der Recke mußte die Intervention des Bürgermeisters und die Hülfe der Polizei anrufen, damit man den Todkranken nicht thatsächlich an die Luft setze. Die Polizei kam noch eben zu recht, um diese Gräuelthat zu verhindern, und so, aufrecht, am Fenster, neben seinem gepackten Koffer, verschied in den Armen seiner herbeigeeilten Freunde der Spaziergänger von Syracus Johann Gottlieb Seume. So ging es ihm unmittelbar in dem Zeitabschnitt seiner literarischen Wirksamkeit; und ob es ihm nicht auch heute noch so ergehen könnte? Wahrlich, es gehört Courage von Seite der Teplitzer dazu, daran zu erinnern, daß Seume bei ihnen gestorben; Courage, jetzt nach bloß 50 Jahren, wo noch Zeugnisse jenes Verfahrens vorhanden sind, ein Seume-Fest zu veranstalten!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Pindarische Studien. Von C. Friederichs. — Euripideische Studien. Von A. Nauck. — Das Orakel und die Oase des Ammon. Von G. Parthey. — Die Schlacht von Warschau. 1656. Von J. G. Droysen. — Der Entwicklungsgang der religiösen Malerei. Von C. E. Luthardt. — Judith. Dramatische Dichtung. Von R. Kulemann. — Colberg 1807 oder Heldensinn und Bürgertreue. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von P. Wendt. — Berg und Gironde. Tragödie in fünf Aufzügen. Von C. Klausa. — Florian Geyer. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von K. Koberstein.

* Literarische Notizen. Von einem umfassenden Werke von Emil Weller in Zürich, „Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert“ liegt der erste Band vor. (Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung). Der Verfasser theilt mit, daß er viele bisher unbenutzte Quellen studirt habe und wie bei seinen Liedern des dreißigjährigen Krieges stets um die wortgetreue Wiedergabe des Orinals bemüht gewesen sei. Unter den einschlagenden Literaturgeschichten, die alle die Sache zu fragmentarisch behandelten, sei der Grundriß von Karl Gödeke der vollständigste auf diesem Gebiete, vernachlässige aber die historische und Volkspoesie. Die Forschung und Sammlung habe sich bis dahin namentlich auf die norddeutschen Bibliotheken, besonders Berlin und Wolfenbüttel, beschränkt, die süddeutschen zu wenig benutzt, was nun er nachgeholt habe. Seine Annalen zählen etwa 2000 Gedichte mehr auf als Gödeke's Grundriß. Er hofft manch Dunkle aufgehellt und eine bisher fehlende chronologische Uebersicht annähernd hergestellt zu haben. Der erste Band seiner Annalen zerfällt in die Abschnitte: 1. historische Lieder und Gedichte, 2. Volkslieder und Volksreime, 3. polemische, satirische und Lehrgedichte. — Von der von Andree herausgegebenen Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „Globus“ liegen uns einige weitere Hefte vor, welche beweisen, was neulich schon an dieser Stelle gesagt wurde, daß dies Blatt sich unter Andree's Leitung ganz ungemein gehoben hat. Aus dem Inhalt der neuen Hefte sind besonders die Artikel über Schanghai und Brehms „vierzehn Tage in Mensä“ hervorzuheben. — Der große hohenstaufische Kaiser Friedrich II. hat wieder einen Geschichtschreiber gefunden, den Engländer C. L. Kington, welcher ein zweibändiges Werk „history of Frederick the second, emperor of the Romans“ herausgegeben hat. Die Kölnische Zeitung sagt über das Buch: Es ist eine Erstlingsarbeit des Verfassers, jedenfalls sein erster Versuch auf so ernstem, wissenschaftlichen Gebiete, und als solcher sehr anerkennenswerth. Der Verfasser liebt den Helden, den er sich gewählt, und hat sich offenbar in die Zeit, die er schildert, mit großem Aufwande von Fleiß und Phantasie hineingelebt. Er hat sich ernster Quellen-Studien beflissen, und dies verdient bei ihm, als einem Engländer, um so mehr gerühmt zu werden, als er sie meist außerhalb seines Landes suchen mußte. Denn über des zweiten Friedrich Zeit existirt kein umfassendes Geschichtswerk, existiren nur Bruchstücke, wie sie eben in dem Rahmen der größeren Werke von Hallam, Milman und einigen Anderen Platz finden konnten. Im Gegensatze zu diesen verliert sich Herr Kington für Manchen vielleicht allzusehr ins Detail; doch kommt ihm hierbei sein belebter Stil trefflich zu Statten, und der Stoff, den er sich gewählt hat, die Lebensbeschreibung eines der genialsten Kaiser, ist im Großen wie im Kleinen zu interessant, als daß der Detail-Schilderungen leicht zu viel sein könnten. — Die Verlagshandlung von Krabbe in Stuttgart kündigt einen neuen Roman von Hackländer an, welcher betitelt ist „die dunkle Stunde“ und vom 1. März an in Lieferungen und fünf Bänden erscheinen soll.

* Ekhof und seine Schüler. Roman von Otto Müller. 2 Bde. Leipzig, Keil. — Der Verfasser, dessen Feder in den letzten Jahren wieder recht fleißig gewesen ist, hat sich abermals dem Gebiete der Novellistik zugewandt, der er die größesten und besten seiner Erfolge zu verdanken hatte, dem Literatur- und Kunstroman. Auf den Petrarca, der die Freunde des Dichters an den Bürger erinnerte, folgt Ekhof, der große Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, der die Erinnerung an Charlotte Ackermann weckt, mit welcher nebst Mügge's „Afraja“ die deutsche Bibliothek vor zehn Jahren eröffnet wurde. Ueber dies Genre der Kunst- und Künstler-Romane ist viel gestritten worden; es ist nicht zu leugnen, daß in demselben ein verborgenes Gift liegt, das leicht der Sache schadet. Man verfällt bei einer Wahl dieser Art häufig der Gefahr, den betreffenden Helden in einer Weise zu verherrlichen, welche mit der geschichtlichen Auffassung nicht stimmt und daher nothwendig einen Rückschlag auf die Schilderung der ganzen Zeit ausüben muß. Statt des kulturgeschichtlichen Spiegelbildes, welches der Leser erwartet, erhält er nur zu oft ein Zerrbild und im besten Fall eine planlose, unkünstlerische Zusammenstoppelung aus allen beliebigen Büchern. In diesem Sinne arbeiteten L. Mühlbach, Heribert Rau und manche andere, indem sie sich an ihrer Aufgabe ver-

fündigen und den Geschmack des Publikums gründlich verderben. Otto Müller nimmt die Sache ernster; die Quellen sind ihm nicht bloß dazu da, um frivol ausgeschöpft zu werden, sondern er ist bemüht, die künstlerischen Gesetze zu befolgen. Die Arbeit verräth mehr Sorgfalt, als wir sonst wohl bei ihm finden, und bei aller Begeisterung für den Stoff und den Helden doch auch Besonnenheit und Urtheil. Zu einem organischen Ganzen bringt man es allerdings bei einem solchen Thema selten; es ist gar zu natürlich, daß mehr eine fortlaufende Erzählung der Thatsachen nach einander als eine geschlossene Handlung dabei herauskommt. Ueberdies hat es etwas sehr Verlockendes, aus dem bunten und krausen Treiben des Komödiantenthums im vorigen Jahrhundert pikante Abschnitte herauszugreifen und dem Roman einzuverleiben. Müller hat sich in dieser Beziehung ziemlich gemäßigt und jedenfalls einige drastische Scenen gewonnen. Ekhof und seine Schüler Iffland, Beck und Beil waren alle verwickelt in jenes Komödiantenleben. Sie sind die Hauptfiguren des Romans, welcher in Gotha zur Zeit der Ekhoffschen Theaterverwaltung spielt und den durch häusliches Elend gebrochenen großen Schauspieler bis an sein Grab geleitet. Welchen Antheil seine Schüler an der Einführung Schillers auf die Bühne gehabt haben, ist bekannt genug. Die „Räuber“ wurden gedichtet in dem Jahre, da Ekhof starb; seine Zöglinge halfen in Mannheim mit an dem gewaltigen Erfolge der kecken gigantischen Dichtung.

* Bremen, 29. Januar. Im Künstlerverein hielt gestern unter dem Titel: Bremen vor zweihundert Jahren, Galeazzo Gualdo Priorato's Relation über Bremen aus dem Jahre 1663, Herr Dr. H. A. Schumacher einen Vortrag, der damit begann, die Entstehung der angegebenen Relation darzustellen. Der Redner erzählte, wie Priorato, Kammerherr der Exkönigin Christine von Schweden, vom Ende August bis Ende September des Jahres 1663 sich in unserer Vaterstadt aufgehalten habe, von Bremen Unterstützung für die durch die Türken sehr bedrängte venetianische Republik zu erbitten; wie die während dieser Zeit gemachten Beobachtungen 1666 von ihm aufgezeichnet seien. Hieran knüpfte sich eine kurze Uebersicht über das Leben des Mannes, als Kriegsmanns, Schriftstellers und Diplomaten, eine nähere Angabe über die Form, in der die fragliche Relation 1668, 1674 und 1678 gedruckt sei, über ihr Verhältniß zu einem auf hiesigem Staatsarchive befindlichen Documente gleichen Titels und über ihren Inhalt; es umfasse nämlich jener Bericht des Italieners nicht bloß eine Schilderung der Stadt, sondern auch eine kurze Geschichte Bremens und eine Beschreibung des damals schwedischen Herzogthums Bremen. Dann wandte sich der Vortrag zu der Mittheilung desjenigen Theils der Relation, der sich auf Bremen als Festungsstadt bezieht, und besonders zu den vier Befestigungen, welche die Stadt im Laufe der Zeit nach einander gehabt habe; er zeigte, daß in den vier Hauptstadien der Geschichte der Stadtbefestigung, welche die Relation erwähnt, in der ältesten, deren Beginn ins Jahr 1000 gesetzt werde, in den Werken, die zu Anfang des 14., der Bastei- und Rondeel-Befestigung des 16. Jahrhunderts und in der letzten, die im Jahre 1663 noch nicht ganz vollendet gewesen, vier verschiedene Fortificationssysteme zur Anwendung gekommen seien. Dann besprach der Vortragende die damalige Organisation des städtischen Militärwesens, der Stadtmiliz, die erst seit wenigen Jahren existirt habe und durch den Stadtcommandanten Gerhard auf dem Keller damals besonders gehoben worden sei, der Bürgerwehr, der drei Schützencompagnien und des Constablercorps. Endlich erwähnte er in Anhalt an jene Relation diejenigen städtischen Einrichtungen, die für eine Festung von besonderer Wichtigkeit sein mußten, die beiden Kornhäuser, das Zeughaus, die Sprützen, die, erst jüngst erfunden, damals bereits in unserer Stadt in Anwendung gekommen seien, das Wasserrad und dergl. Die Zeit hinderte eine ähnliche Erläuterung der Angaben Priorato's von Bremen als Reichsstadt und als Hansestadt, sowie eine Mittheilung der Notizen über den Eindruck, den die äußere Stadt, die Einrichtung der Häuser, Tracht und Lebensart ihrer Bewohner auf den Fremden gemacht habe.

Die Versammlung der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer am 26. wurde mit einigen geschäftlichen Mittheilungen eröffnet, aus denen wir namentlich die am 4. Februar bevorstehende Eröffnung der Dombibliothek und die Vorlage der vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. herausgegebenen Werke hervorheben, welche der genannte Verein der Abtheilung zugleich mit dem Anerbieten eines regelmäßigen Schriftenaustausches geschenkt hat. Dann hielt Herr J. G. Kohl einen Vortrag über die pontes longi in den Ems-Mooren. Er machte zuerst auf das Interesse der verschiedenen den Römern zugeschriebenen Erdwerke und Holzconstructionen aufmerksam, welche sich von der unteren Ems und der Grenze Hollands bis zur mittleren Weser in der Gegend der Porta Westphalica, oder auf der Marschroute des Germanicus in den Jahren 15 und 16 nach Chr. G., finden. Er wies namentlich auf die Dämme und Holzwege hin, welche beim Steinhuder Meer und beim Dümmer See existiren, sowie auf diejenigen, welche im Jahre 1818 von den Holländern im Bourtanger Moor beim Kloster Ter Apel entdeckt wurden, und schilderte dann einen Besuch bei demjenigen Bohlendamm, welchen im Jahre 1859 der Amtsvogt Buchholz in Lathe in der sogenannten Tinner Dose, einem großen Ems-Moor am Fuße des Hümmling, entdeckte, und besprach den Zustand, in welchem er dieses Bohlenwerk im Herbste 1862 gefunden hatte. Durch eine Vergleichung der Beschaffenheit desselben mit den oben genannten Dämmen und Moorwegen wurde es wahrscheinlich gemacht, daß es aus derselben Zeit und von denselben Wegebauern wie diese stammen müsse. Und indem der Vortragende ferner einige anders construirte und von Nicht-Römern herrührende Holzwege, von denen uns die Landesgeschichte Nachricht aufbewahrt hat, in Vergleichung zog, begründete er darauf sowie auf einige andere Umstände die Vermuthung, daß auch jener Bohlendamm den Römern zuzuschreiben sei.

Am Abend des 26. Januar begann im Saale des hiesigen Museums Herr J. G. Kohl wieder einen Cyclus von Vorträgen. Das Publikum hatte sich zahlreich eingefunden. Das Thema war: ein Spaziergang über den atlantischen Ocean. In recht unterhaltender, geistreicher Weise schilderte der Vortragende eine von ihm vor einigen Jahren mit dem englischen Postdampfer „Arago“ gemachte Reise von Neuyork nach Europa. Zuerst die mannichfaltigen Scenen vor der Abfahrt, die Einrichtung und Passagiergesellschaft auf dem Schiffe, dann das eigenthümliche Leben unterwegs in dem prächtig eingerichteten schwimmenden Hotel, See, Himmel und Thierleben auf dem atlantischen Ocean, eine zufällig in diese Fahrt fallende Feier des 4. Juli, des Unabhängigkeitstages der nun leider entzweiten Union, wobei es an einer langen und pomphaften Festrede, einem vom Capitän gegebenen glänzenden Mahle mit zahllosen Toasten, ferner an Feuerwerk und sonstigen Belustigungen nicht fehlte. Der Capitän mit seinen Pflichten und Lasten und mit seiner mächtigen Autorität wurde besonders gezeichnet, und zum Schluß führte der Redner mit lebhaften Farben seinen Zuhörern das Bild vor, wie nach langem Fragen und Warten endlich am späten Abend das erste Licht von Europa, ein Leuchthurm, erscheint und am andern Morgen vor den Augen der Vorüberfahrenden die liebliche Landschaftsscenerie der englischen Südküste sich entrollt.

In seiner Vorlesung vom 23. Januar besprach Herr Dr. Buchenau einige der wichtigsten Palmen, zunächst die auf den indischen Inseln, Australien, Westafrika, den Canaren u. s. w. vielverbreitete Cocospalme, von welcher so ziemlich alle einzelnen Theile zu industriellen Zwecken benutzt werden; z. B. ist das Holz unter dem Namen „Stachelschweinholz“ ein nicht unwichtiger Handelsartikel, die Blätter dienen zum Decken der Hütten, und in Streifen geschnitten als Schreibmaterial, die Nuß liefert Oel, die jungen Herzblätter ein wohlschmeckendes Gemüse. Die Anzahl der allein auf Ceylon gepflanzten Cocos-Palmen schätzt man auf 18 bis 22 Millionen. Eine zweite Palmengattung, deren Naturgeschichte und kulturgeschichtliche Bedeutung näher dargelegt wurde, war die in Ostafrika, am persischen Meerbusen und in Indien bis nach Singapore hinab heimische Palmyra-Palme, welche den berühmten Toddy liefert. Der Toddy ist der aus dem Blüthenstaub, wenn er verletzt wird, hervorquillende Saft. Frisch ist dieser Saft ein angenehmes Getränk, gegohren dient er als Hefe, und nach der Gährung kann Essig oder Arrac daraus gemacht werden. Mit Kalk versetzt und eingekocht liefert der Toddy den Jaggery-Zucker. Ferner die auf den Sunda-Inseln und den Molukken heimische Sagopalme. Um das lockere Mark, welches den bekannten Nahrungsstoff liefert, zu gewinnen, ist leider die völlige Zerstörung, das Umhauen des Baumes erforderlich. Sodann die Areca-Palme, die in Afrika heimisch und in Egypten mit 1 Piaster (8 Groten) für den Baum besteuerte Dattelpalme, die Oelpalme, deren Frucht das zu Erleuchtungsstoffen und Seifen benutzte Palmöl liefert. (Liverpool führt jährlich 40,000 Tons davon ein). Von den Palmen des westlichen Continents wurden die Mauriti-, die Sack-, die Assai-, endlich die am Magdalenenstrom und an den Quellen und oberen Zuflüssen des Maranon heimische Elfenbein-Palme näher besprochen.

Dom-Bibliothek.

Nachdem durch Vertrag zwischen der Domgemeinde und dem Künstlerverein die Verwaltung der **Dom-Bibliothek** der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer übergeben ist, bringt der unterzeichnete Ausschuß hierdurch zur Kunde, daß die Dombibliothek vom 4. Februar d. J. an dem Publikum einmal wöchentlich, und zwar bis auf Weiteres an jedem Mittwoch von 12 bis 2 Uhr, geöffnet sein wird.

Die Benutzung der Bibliothek steht jedem Bremischen Bürger, sowie Jedem, für welchen ein Bremischer Bürger hinsichtlich des durch Schuld des Benutzers der Bibliothek entstehenden Schadens Bürgschaft leistet, nach Maßgabe der Bibliotheksordnung zu, von welcher Abdrücke in der Bibliothek unentgeltlich verabfolgt werden.

Die Bibliothek ist in der sogenannten Glocke, neben dem oberen Saale des Künstlervereins aufgestellt; der Eingang ist durch den Domsumgang zu nehmen.

Bremen, im Januar 1863.

Der Ausschuß für die Dom-Bibliothek.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℳ 36 ℘ Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 6. Bremen, 8. Februar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die Hünen-Gräber des Giersfeldes.

Von J. G. Kohl.

Unter den uralten Gräber-Stätten unserer germanischen Vorfahren ist das sogenannte „Giersfeld“ im Niederstifte Münster eine der merkwürdigsten. Ja, nach dem Ausdrucke des hannoverschen Forstraths Wächter, der alle Hünengräber und Steinmonumente des Königreichs Hannover beschrieb, übrigens selber nicht an Ort und Stelle war, ist sie in Bezug auf die Anhäufung und den Reichthum alter Denkmäler „einzig.“

Das Giersfeld ist eine, circa 2000 Morgen große Haidestrecke, die von natürlichen Anhöhen, künstlichen Grabhügeln, vielen alten Hünengräbern und Steinkreisen umgeben und durchzogen wird. Sein Name hat ohne Zweifel etwas mit dieser Beschaffenheit zu thun und ist vielleicht von dem Englischen: gyre (lateinisch gyrus), Kreis oder Zirkel, abzuleiten oder auch mit dem dem Sächsischen geard oder gyrd (englisch gird), dänisch: gierde, gleich Einzäumung, Eingürtlung) verwandt, so daß man „Giersfeld“ mit Gürtelfeld oder Kreisfeld, (d. h. entweder das Feld der Kreise, oder das von Steinmonumenten umgürtete Feld) übersetzen könnte.

Das Giersfeld liegt nicht ganz vier Meilen nördlich von Osnabrück und ungefähr eben so weit westlich vom Dümmersee. Im Norden ist der nächste bekannte Ort die Stadt Quakenbrück, und im Westen Lingen im Emsthale. Es ist ein kleines Stück Haidewüste von äußerst ausdrucksvoller und ernster Physiognomie, das bisher noch der rings umher um sich greifende Anbau gleichsam wie ein Landesalterthum oder wie eine geweihte Stätte geschont hat. Rings um dasselbe herum liegen zahlreiche Stiftungen der christlichen Kirche: die alten Gotteshäuser von Alfhausen, von Merzen, von Ueffeln und von anderen Dörfern, so wie die Tempelherrn-Commenturei von Lage. Das Christenthum schloß sich gern an die unter dem Volke seit ältesten Zeiten heilig gehaltenen Lokalitäten an. Auch einige Lokalnamen der Gegend deuten auf ein hohes Alterthum und auf frühere Heilighaltung hin. Ein Hügel, der mitten auf dem Giersfelde liegt, heißt noch heutzutage: „der Heiligenberg“, und eine kleine Ortschaft hart an seinem Rande hat den Namen „Thiene“, was vielleicht auf eine „Thingstätte“ oder Volksversammlungsplatz hindeutet.

Noch heutzutage stellen am dritten Pfingsttage die frommen Bauern des genannten Dorfes Alfhausen eine Prozession an, die um ihr Kirchspiel herum und dann zum Heiligenberge auf dem Giersfelde geht. In dieser Prozession führten sie sonst, — vielleicht einem alten heidnischen Gebrauche gemäß, — auch Pferde und Kühe mit sich. Bis zu den Zeiten der Reformation machten auch die Bewohner der südlich gelegenen Dörfer Merzen und Ueffeln an demselben Tage eine eben solche Prozession aufs Giersfeld und trafen dort mit denen aus Alfhausen auf dem Heiligenberge zusammen.

Der Heiligenberg ist jetzt ein ganz öder, rings von Hünengräbern umgebener Hügel der nie ein christliches Gebäude getragen zu haben scheint. Es ist daher nicht unmöglich, daß jene Zusammenkünfte und Prozessionen der katholischen Christen bei ihm noch ein Ueberrest aus alten heidnischen Zeiten sind. Im 16. Jahrhundert wurden die Süd-Anwohner des Giersfeldes, die von Ueffeln, protestantisch und erschienen daher nicht mehr bei jener Prozession. Die von Alfhausen dagegen blieben katholisch und kamen zum Heiligenberge wie zuvor, brachten aber darauf das Sprichwort in Schwang: „He blift ut as Ueffeln“ (Er bleibt aus wie Ueffeln *).

Alle diese Dinge, sage ich, stimmen sehr gut zu der Annahme, daß wir in dem „Giersfelde“ eine Lokalität vor uns haben, die seit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag in den Traditionen unserer Haidebewohner eine große Rolle gespielt hat. Eben dahin deuten auch die Sagen von einem Gespenste, beim Volke „der Alf“ genannt, das auf dem Giersfelde spuken soll, und von dem ich nachher etwas Näheres berichten werde. Für die Heilighaltung des Orts in den ältesten Zeiten legen aber seine, wie gesagt, zahlreichen Steinmonumente selber das unzweideutigste Zeugniß ab.

Ich pilgerte in Begleitung einer gefälligen Gesellschaft ortskundiger Herren und Damen aus der Gegend von Bramsche am Fuße des Wesergebirges zur Besichtigung dieser merkwürdigen Localität heran. Schon in einem Kruge, bei dem wir in der Nähe des Giersfeldes anhielten, erzählten uns die Leute mit ziemlich gläubigen Mienen die Geschichte vom „Alf“, dem feurigen auf dem Giersfelde spukenden Koboldе. Auch bestrebten sie sich, als wir dem Giersfelde näher kamen, uns in den Haiden einige der merkwürdigen kreisrunden Pflanzenfiguren nachzuweisen, die sie Hexenringe nennen, und welche das Lycopodium oder

*) Die Daten zu obiger Darstellung habe ich aus dem kleinen Schriftchen „Ueber den Germanismus“ des Herrn E. W. Heine; der längere Zeit ein hannoverscher Beamter in dieser Gegend war, entnommen.

Bärlapp-Moos bildet, indem immer eine Menge dieser Pflanzen sich — in der That sonderbar genug! — in einem mehr oder weniger großen oder kleinen sehr regelmäßigen Kreise zusammenstellen und hinter einander herwachsen.

Wir durchwanderten mehre schöne Waldpartien und kamen endlich bei einem einsamen Bauernhofe, „Grumfeld“ genannt, auf das Giersfeld hinaus. Gleich dieser Bauer hat innerhalb der Umzäunung seines Gehöftes und unter den sein Haus beschattenden Eichen eins der schönsten und bestconservirten Hünengräber dieser Gegend. Es waren ein halbes Dutzend gewaltiger Steinblöcke, die wie gewöhnlich von kleineren (sogenannten „Trägern“) gestützt und von einem länglichen Kreise anderer Steine (sogenannter „Kreissteine“) umstellt waren. Ich habe nie ein Hünengrab in einem so merkwürdigen und intimen Verhältnisse zu den heutigen Landesbewohnern gesehen. Denn fast immer fand ich dieselben seitwärts von den Wegen in den Gebüschen und Wildnissen. Hier stand nun eins dicht vor den Fenstern eines Wohnhauses, innerhalb der Einfriedigung des Besitzthums, gleichsam im Parke des Eigenthümers, als wäre es noch sein Familienbegräbniß. Die Kinder des Hauses benutzten die mächtigen Steine als Gartenbänke und das Milchvieh lag im Schatten der Bäume des tausendjährigen alten Grabes.

Daß der Grumfelder Bauernhof eine sehr alte Pflanzung ist, behaupten die Leute allgemein. Sollte es möglich sein, daß er noch in directer Linie von den Helden, die unter den großen Granitblöcken ruhen, herrührte? — Grumfeld selbst — ich meine den Besitzer des eben so genannten Gehöftes, — ein langer ernster hagerer Mann, der uns nun von einem Grabe zum andern begleitete, hatte auch schon, wie mancher andere über die Schwierigkeiten nachgedacht, die unsere alten Vorfahren bei der Zusammenstellung der colossalen Steinblöcke überwinden mußten, und hatte sich darüber eine ganz eigenthümliche Theorie gebildet, die ich hier wiederholen mag, da sie mir neu und nicht ganz verächtlich schien. Er meinte, die Alten hätten die Steine im Winter auf einer Schnee- und Eisbahn forttransportirt. Auf gefrorenem glatten Schnee, so räsonnirte er, sei es leicht die größten Blöcke mit Stricken zu bewegen. Mit Hülfe des Schnees und Eises, glaubte er, hätten sie auch die gewaltigen „Decksteine“ auf die kleinen Träger hinaufgebracht. Diese letzteren, so war seine Ansicht, hätten sie erst in ihrer Ordnung aufgestellt, dann hätten sie dieselben unter Schnee begraben und darauf zu diesem Schneehügel eine lange, allmälig aufsteigende Schnee- und Eisbahn mit Hülfe aufgegossenen Wassers hergestellt. Die großen Blöcke wurden nun auf dieser Bahn leicht auf den Gipfel des kleinen Schneehügels hinaufgeschleift und lagen dann, nachdem der Schnee weggeschmolzen, auf den Spitzen ihrer Träger. Bei den vielen noch ungelösten Bedenken, die sich uns darbieten, wenn wir uns zu erklären versuchen, wie unsere in der Mechanik so unkundigen Vorfahren Steine von mehreren tausend Pfunden Gewicht auf ihre hohen Postamente schafften, erschien mir jene Hypothese eines westfälischen Bauern wirklich Manches für sich zu haben.

Vermuthlich verdankt das Grumfelder Monument seine gute Erhaltung eben dem Umstande, daß es ganz in den Besitz und Schutz eines wohlhäbigen Privaten übergegangen ist. Alle andern Monumente des Giersfeldes sind jetzt mehr oder weniger, einige völlig, zerstört. Sie wurden alle vom Steinhandel ausgebeutet, der in diesen Gegenden so viele ehrwürdige Alterthümer angegriffen hat. Wir besuchten noch mehre, die sich, ein Dutzend an der Zahl, und alle in der Entfernung von wenigen hundert Schritten von einander in einem Halbbogen um das Giersfeld herumziehen.

Sie liegen meistens auf den Gipfeln niedriger Anhöhen. Einige sahen aus wie Vogelnester, in denen der Kukuk gehaust hatte. Schöne prächtige Steine, unter denen die Helden ewig ruhen wollten, waren zerkeilt und die Splitter lagen noch umher. Hie und da war ein großer Denkstein, mit denen die Steinräuber nichts anzufangen wußten, liegen geblieben und bei Seite geschoben. Einige hatte man völlig ausgeleert, und sie waren Nestern gleich, in denen kein Ei mehr übrig war. Andere dagegen sind in der Hauptsache von diesem traurigen Geschicke bewahrt geblieben und lassen noch ihre ursprüngliche Gestalt und Bedeutung erkennen.

Die Aussicht von dem Gipfel eines dieser Grabhügel auf den ganzen zweifach melancholischen Schauplatz hatte etwas mächtig Ergreifendes und Rührendes. Man hat einen weitgedehnten Kirchhof, eine große nordische Nekropolis vor Augen. Rings umher in der Ferne sieht man Wald und aus ihm hie und da einen alten Kirchthurm hervorragen. Er faßt den ganzen kahlen, mit brauner Haide bedeckten Gottesacker, der fast zwei Stunden im Umkreise besitzt, ein. Dieser erscheint so als eine stille der Vergangenheit gewidmeten Welt für sich, von dem jetzigen Treiben ausgeschlossen. Die verschiedenen umherstehenden Grabhügel sehen aus der Ferne wie Ruinen und Trümmerstätten aus. Denn ihre Gipfel erscheinen gezackt von den Eingrabungen die man machte, und von den mächtigen Steinen, die man noch hie und da liegen ließ.

Nach den Schilderungen, die ich von den Grabhügeln des Ajax, des Hector und des Achilles bei Troja gelesen habe, bietet auch die Gräberstätte des alten Ilion keine viel großartigere und imponirendere Scenen dar, als dieses Giersfeld. Dazu ist es auch sehr wohl möglich, daß die Alten selbst, wo nicht die Griechen und Trojaner, doch die Römer und Germanen hier einmal gekämpft haben. Das Giersfeld sieht so recht wie ein Schlachtfeld aus, und es liegt ganz in der Linie von der Porta Westphalica über den Dümmer See zur Ems, einer Route, auf welcher Germanicus und seine Unterfeldherren mit ihren Legionen mehrere Male unter häufigen Kämpfen mit den Eingebornen marschirt sind, sowohl als sie zu den großen Schlachtfeldern am Teutoburger Walde und bei Idiistavisus hineilten, als auch indem sie sich von da zur Ems und zum Rhein zurückzogen.

Die poetische Erregung, welche man beim Anblick des Giersfeldes spürt, das hohe Alterthum, das aus der ganzen Lokalität zu dem Beschauer redet und seine Phantasie ergreift, scheinen aber manchen gelehrten deutschen Besucher dieses Platzes noch weit über die Zeiten der Römer hinausgeführt und ihn veranlaßt zu haben, das besagte Giersfeld sogar mit der mythischen Zeit der alten Griechen in Verbindung zu setzen. Einer dieser phantasiereichen deutschen Forscher hat nämlich, nachdem er eine Uebersichtskarte des Giersfeldes entworfen, daselbst gefunden, daß die Hauptgräber in ihren Abständen und Constellationen gerade dasselbe Bild geben wie eine Partie der Hauptsterne des „Zwillings-Gestirnes“ am Himmel und des unter diesen stehenden Orion. In einer Schrift über das Giersfeld giebt er eine Karte der beiden genannten Sterngruppen und der besagten Gräber, die beide genau übereinstimmen. Namentlich in der Nacht, wenn auf den Gräbern, die er auch für Opferstätten hält, die Opferfeuer leuchteten, so meint er, müsse die Aehnlichkeit der Constellation auf dem Giersfelde mit der an der bezeichneten Partie des Himmels frappant gewesen sein. Er glaubt in dieser Entdeckung „den Schlüssel zu großen Räthseln, eine großartige Hieroglyphenschrift über Sinn und Bedeutung des Germanismus“ (?) gefunden zu haben. Er sieht darin eine Bestätigung von dem, was Diodor von Sicilien sagt, daß die am Ocean wohnenden Völker die Dioskuren (Castor und Pollux) verehrt hätten.

Diodor von Sicilien führt dieß auf den Argonautenzug zurück, indem er meint, daß die Argonauten (unter ihnen Castor und Pollux) vom schwarzen Meere den Don bis zu seinen Quellen hinaufgefahren, von da westwärts queer durch's Land gereist und dann auf einem Strome, der sich in den Ocean ergoß, westwärts und nordwärts gefahren seien. — Unter diesem Strom soll nun entweder die Weser oder die Ems verstanden werden müssen, und es ist also glaublich, daß darnach Castor und Pollux in diesen Gegenden immer verehrt und deßhalb auch auf dem Giersfelde die ihnen geweihten Gräber und Opferstätten in derselben Figur und Gruppe zusammengestellt wurden, in welcher die ihnen geweihten Gestirne am Himmel bei einander stehen. — Ich wiederhole hier diese Hypothese nur als einen Beweis dafür, daß der interessante Anblick dieser Lokalität wirklich zu äußerst kühnen Combinationen zu inspiriren vermag, gestehe aber, daß sie mir bei weitem nicht so leicht in den Magen gewollt hat, wie die andere oben von mir erwähnte Idee des Bauern Grumfeldt über den Transport der Steine auf gefrorenem Schnee.

Von den merkwürdigen Hügeln und Anhöhen des Giersfeldes wandten wir uns zu seinen fast eben so interessanten und merkwürdigen Löchern und Austiefungen. Es giebt deren daselbst zwei: eine große und eine kleine Bodensenkung. Die größere, die wir besuchten, eröffnet sich mitten in der flachen Haide und hat eine äußerst regelmäßige kreisrunde Trichtergestalt. Sie hat oben etwa 300 Fuß und unten auf dem Grunde etwa 50 Fuß im Durchmesser, bei einer Tiefe von etwa 30 Fuß. Die mit dichter Haide und struppigem Gebüsche bewachsenen Wände fallen unter äußerst gleichförmigen Böschungen von allen Seiten her ins Innere des Trichters hinab. Unten ist der Boden kahl. Zuweilen soll er mit Wasser bedeckt und auch der Kessel selbst ein wenig mit Wasser gefüllt sein. Jetzt als wir hinabgingen, war er ganz trocken. Das zweite Loch ist eben so beschaffen, nur etwas kleiner. Nur diejenigen, welche diese großen Bodenlöcher nicht an Ort und Stelle besuchten, konnten wie es einige, die darüber schrieben, gethan haben, sich einbilden, daß es „Feuerheerde oder Oefen gewesen seien, worin die Opferthiere bei den Festmahlen der alten Germanen zu Ehren der vielen hier Begrabenen gebraten und gekocht worden seien; — oder daß eine Brunnengrabung zu ihnen Veranlassung gegeben haben möge."

Die Regelmäßigkeit der Proportionen und Umrisse, möchte zwar auf ein Menschenwerk schließen lassen. Allein man bemüht sich vergebens, den Zweck eines solchen zu errathen. Etwas wahrscheinlicher ist es, daß hier ein natürliches Einsinken des Bodens, ein sogenannter Erdfall, Statt gehabt hat; obgleich auch hiergegen der Umstand streitet, daß die geognostische Gestaltung des Bodens der Umgegend nicht zu Erdfällen geeignet und geneigt zu sein scheint. Die beiden bezeichneten Kessel des Giersfeldes sind weit und breit die einzigen ihrer Art.

Die Volkssage nimmt nichtsdestoweniger einen Erdfall an und behauptet, daß hier ein gottloser Mann gewohnt habe, der mit Haus und Hof vom Boden verschlungen sei. Seitdem ist es in dem Loche nicht geheuer, und es steigt zu Zeiten, namentlich wenn man ihn ruft der böse Geist „Alke" daraus hervor. Derselbe zeigt sich in der Gestalt eines feurigen Rades, das namentlich wenn man um Mitternacht den Geist begehrt, aus der Tiefe herauf-rasselt, die Abhänge des Erdfalls emporrollt und dann über das ganze Giersfeld dahin schweift, den Rufer verfolgend.

Einer der alten ehemaligen Grumfeldts nun, — ein Vorfahr desselben Bauernhofbesitzers, der jenes schöne Hünengrab in seinem Eichen-Park hat, und der uns auch eben jetzt zur „Alken-Kuhle" geleitet hatte, — hat wirklich einmal das Abenteuer mit dem Alke und seinem feurigen Rade bestanden. Es ging dabei nach der allgemein verbreiteten Volkssage, die auch uns wieder an Ort und Stelle ein halbes Dutzend Mal erzählt wurde, so zu: Besagter Grumfeld, ein flotter lustiger Bursche, saß einst, — das Jahrhundert und Jahr Christi wird nicht näher angegeben, — mit seinen Zechbrüdern, gleichfalls wohlhabenden Niedermünsterschen Bauern, beim Biere zusammen. Sie sprachen, wie die Bauern hier häufig thun, von ihren Rindern und Rossen und renommirten namentlich gegeneinander mit ihren Reitpferden und deren Hurtigkeit. Grumfeld, der sich dabei am meisten ereiferte, behauptete, er habe den besten Läufer, der es selbst mit „Alkes feurigem Rade" aufnehmen könne. Er schwur endlich bei Donner und Wetter und Schwerer Noth, er wolle in nächster Nacht mit seinem Schimmel den Alke anreiten und ihn zu einem Wettrennen herausfordern. Die Bauern hielten den Grumfeld beim Wort und wetteten neun Pfund Silber gegen sein Pferd, daß er das Abenteuer nicht bestehen würde. Er aber nahm die Wette an und bereitete sich vor. Er striegelte, putzte und sattelte seinen Schimmel und ritt mit ihm zunächst einmal am hellen Tage zur Alken-Kuhle, zeigte ihm den Weg und die ganze Gelegenheit und Gestalt des Orts und machte ihm deutlich, worauf es ankäme.

Das kluge Thier, welches alles begriff, kam mit ihm in schnellem Laufe nach Hause zurück, und da wies ihm Grumfeld auch noch die große Einfahrtsthür des Hauses, oder wie sie in Westfalen sagen: „de Niendören", die er bei dem Ritt in der Nacht offen lassen wolle, und die sie bei der Verfolgung aufnehmen solle. Dann pflegte und hätschelte er sein Pferd den ganzen Tag über und gab ihm das Beste, was er hatte, zu fressen und zu trinken. Er selber aber betete am Abend zu dreien Malen in heiliger Andacht zum Vater, Sohn und heiligen Geiste, daß sie ihm seine Sünden vergeben, seine Seele bewahren und ihn retten wollten aus dieser Gefährlichkeit, die er mit ihnen bestehen müßte.

Als so Mitternacht herbeigekommen, trabte er, allein auf Gott seine Hülfe setzend, hin zur Alkenkuhle. Indem er hier bis an den Rand des finsteren Algrundes heranritt, wandte er seinen Blick zum Himmel und zu den leuchtenden Sternen oben im Norden und betete noch eins in der Stille und andächtiglich, daß ihn alle guten Geister beistehen möchten. Es war eine schöne sternenklare Nacht. Kein Laut, nicht einmal das Geheul des Fuchses oder das Geschrei der Eule ließ sich hören. Sein Schimmel stand wie eine Bildsäule mit der Schnauze zur Kuhle gewandt und rührte kein Glied. Da auf einmal erklangen ringsum das Giersfeld herum mit dumpfen Tönen die Glocken, und es schlug 12 Uhr zuerst zu Uffeln, dann zu Merzen und zuletzt in Alfhausen. Mit dem letzten Schlage von Alfhausen erhob Grumfeld seine Stimme, und laut, daß es über die ganze Haide hinschallte, rief er: „Alke komm! Gehst du mit?" Alsbald hörte man es in der Tiefe rumoren, und eine gräuliche Stimme, die aus der Mitte der Erde zu kommen schien, antwortete: „Warte nur! den einen Schuh habe ich bereits an. Und der andere rückt schon herbei! Da bin ich, und will Dich bald packen!" Augenblicks wandte der Bauer sein Pferd und gab ihm die Sporen, und wie ein Pfeil vom Bogen fliegt, oder wie ein Blitz durch die Wolken schießt, so ging nun durch die Nacht und über die Haide die höllische Jagd von der Alkenkuhle nach Grumfelds Hause. Der tapfere Grumfeld auf seinem klugen Schimmel mit fliegender Mähne voran, und Alke auf seinem flammenden und funkensprühenden Rade hinterdrein.

Jener hatte anfänglich einen guten Vorsprung voraus, doch minderte sich dieser mit jedem Satze, und das feurige Rad kam ihm näher und näher auf die Hacken, indem es dabei immer größer anwuchs und über die Gesträuche und Gräben hinwegsetzte, so daß Grumfeld und sein Pferd, wenn sie sich umgeblickt hätten, wohl vor

Schreck zusammengestürzt wären. Aber sie hatten nun schon die weitgeöffnete Hausthür in Sicht, aus der das trauliche Heerdfeuer ihnen entgegenblickte. Dieß gab dem Schimmel neue Kraft und mit einem letzten und verzweifelten Sprunge setzte er, wie eine Schwalbe ins Haus fliegt, durch die große Thür mitten auf die Tenne hin. Hier an des Hauses Feuerstelle dankte Grumfeld seinem Schöpfer, daß er sich seiner väterlich angenommen habe, und gelobte, daß er von jetzt an seinen Gott nie wieder versuchen wolle. Er dankte aber auch seinem getreuen Schimmel, der ihm so freundlich beigestanden hatte, streichelte ihn und brachte ihn in den Stall.

Das feurige Rad war dicht hinter seinen Hufen her auf der Hausschwelle und an den Hausstender gestoßen und war dort zurückgeprallt. Als ein Wahrzeichen und zur Erinnerung an das Abenteuer sah man dort am andern Morgen einen verkohlten Flecken zum Beweise, daß Grumfeld nicht bloß geträumt habe, und derselbe wurde noch lange nachher, nachdem der Bauer seine wenn auch nicht ehrlich, doch im Schweiße seines Angesichts gewonnenen neun Pfund Silbers eingestrichen hatte, von den Leuten besehen und bewundert.

Als ich dem jetzigen Grumfeld, der uns dieß Alles selbst vortrug *), befragte, ob auch er denn noch an diesen Spuk glaube, da verleugnete er dieß zwar durchaus, erzählte mir aber doch dann gleich hinterdrein, daß es ihm allerdings einmal ganz wunderlich bei der Alkenkuhle gegangen sei. Er habe nämlich an einem gewissen sehr nebligen Novemberabende nach Alfhausen gemußt. Der gerade Weg von seinem Hofe dahin führe zwar dicht bei der Alkenkuhle vorbei. Er habe aber bei sich gedacht, er wolle diesmal doch lieber die Alkenkuhle vermeiden, und habe deßhalb zu einem weiten Umwege ausgeholt. Dabei sei er wohl über eine Stunde lang durch die Haide gestreift, und als er endlich, — in der Meinung, er müsse nun schon nahe bei seinem Ziele, dem Kirchthurme von Alfhausen sein, — einmal aufgeblickt, da habe er gerades Weges in die tiefe Alkenkuhle hinabgeblickt und sich an dem Rande eben dieses Lochs gesehen, dem er absichtlich so weit aus dem Wege gegangen zu sein glaubte. Dies sei ihm sehr verwunderlich und unheimlich vorgekommen. Auch habe es ihm geschienen, als tanze in der Tiefe auf dem feuchten Grunde ein Irrlicht. Ein Grauen habe ihn gepackt, und er sei, seine Tour nach Alfhausen für dieses Mal aufgebend, spornstreichs zu seiner Wohnung zurückgekehrt, und habe sich nicht eher beruhigt gefühlt als bis er die Schwelle seines Hauses überschritten und wie der Schimmel seines Vorfahren mit einem Satz auf die Mitte der großen Hausdiele gesprungen sei.

Daß es auf dem gräberreichen Giersfelde spukt, wird im Allgemeinen Jeder, der den Ort sah, natürlich finden. Es mag sich in den Sagen vom dort umherrollenden Dämon „Alke“ irgend eine alte Mythe von einem Gotte aus der Heidenzeit verstecken. Der Name „Alke“ findet sich in verschiedenen Theilen Norddeutschlands wieder. Wie hier im Osnabrückschen eine „Alkenkuhle“ und eine „Alkenburg“, so giebt es bei Düsseldorf ein Haus „Alkenrath“ genannt, bei Coblenz ein „Alkerhof“ und ein Dorf „Alken“, in Preußen ein Bauerngut „Alk“, und ein Dorf „Alkeheim“ und ferner in Dessau ein „Alkendorf“. Der Gelehrte, der die Sternbilder des Castor und Pollux in den Grabhügeln entdeckt zu haben glaubt, hat das Wort „Alk“ schon bei Tacitus, der von einer Germanischen Gottheit „Alcis“ spricht, gefunden und glaubt wieder, daß der Dämon „Alke“ als die Zwillingsgottheit der Dioskuren anzunehmen sei. Bei dem feurigen Rade des Giersfeldes erinnert er sich unwillkürlich des sechsspeichigen Rades, das im Wappen des Fürstenthums Osnabrück steht, und dessen Entstehung graues Alterthum deckt. Ich mag dazu auch noch bemerken, daß in einer Hoyaschen Sage mit dem Namen „Alke“ der Hund des wilden Jägers bezeichnet werden soll.

*) Ich habe hier übrigens seine Mittheilungen ergänzt durch eine Uebersetzung der Erzählung der Sage, wie sie sich bei Herrn Heine in dem citirten Schriftchen „Ueber den Germanismus S. 19 ff.“ befindet. Etwas anders ist sie wieder erzählt von Dr. Schwerdtmann in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, Jahrgang 1850 S. 399.

---

* Französische Romantik.

Das Sonntagsblatt brachte vor Kurzem (in Nr. 1 des gegenwärtigen Jahrgangs) einige Proben von Satiren Victor Hugo's auf den Mann des zweiten Decembers, in einer Uebersetzung von Dr. Adolf Laun. Nie ist der dritte Napoleon mit schärferen Waffen angegriffen, als diese Verse des verbannten Dichters es sind. Trotz aller kaiserlichen Polizei werden sie ihren Weg nach der Seine finden und dort ihren Eindruck nicht verfehlen. Denn so ohnmächtig sind die Poeten, wenigstens in Frankreich, den Männern der Gewalt gegenüber, doch nicht. Wie einst Beranger sein gut Theil mit beitrug zum Sturze der restaurirten Bourbonen, so kann die Satire Victor Hugo's in vielleicht nicht ferner Zeit auf die politischen Verhältnisse des ihm selbst verschlossenen Vaterlandes von verhängnißvollem Einfluß werden. Und dieser Dichter, der einem Jupiter gleich seine vernichtenden Donnerkeile auf den Gegenstand seines unvertilgbaren Hasses schleudert, wie herrlich hat er den ersten Träger des Namens Napoleon besungen! Unter den in den „Fünf Büchern französischer Lyrik von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold“ mitgetheilten Gedichten Victor Hugo's befindet sich auch ein solches, und wir erlauben uns dasselbe mit noch einem andern des berühmten französischen Romantikers abzudrucken. Wir glauben damit unsern Lesern einen Gefallen zu erzeigen. In der Besprechung des erwähnten Sammelwerks mußte über manches Einzelne flüchtig hinweggegangen werden, da es an Raum gebrach, um erschöpfend die Schönheiten darzulegen, und so ging's denn, wie es wohl vorkommen kann, daß grade etwas vom Besten, wenn nicht übersehen, so doch nicht nach Verdienst hervorgehoben ward. Die Uebersetzung, meisterhaft in poetischem Duft und fließender Diction, stammt aus der Feder Emanuel Geibels und gewährt vollkommen den Genuß von Originalgedichten.

I.

Aus „Napoleons Heimkehr.“

(1840.)

Sire, du kommst dereinst in deine Stadt gezogen,
Kommst ohne Sturmgeläut, Parteiwuth, Schlacht und Streit,
Acht schwarze Rosse ziehn dich durch den Siegesbogen
Im kaiserlichen Kleid.

Durch jenes selbe Thor, aus dem sie dich verstoßen,
Kehrst du mit Pomp, o Herr, zurück dann in dein Reich,
An Würd' und Herrlichkeit der Kronen Karl dem Großen,
An Ruhm dem Cäsar gleich.

Leuchtfeuer läßt Paris von hundert Thürmen wallen,
Und seine Stimmen all versammelt es im Chor;
Geläut und Trommelschlag, Posaun' und Pauke schallen,
Ein Preisgesang, empor.

Hinsinkt auf's Knie das Volk vor deinem Siegeswagen,
Hinsinkt das Heer, das dir so oft gefolgt zur Schlacht;
Doch nicken kannst du nicht, kannst nicht, wie vormals, sagen:
„Das habt ihr gut gemacht!“

Ein mächt'ger Jubelsturm und doch vom Schmerz gedämpfet,
Ein Ruf der Liebe, der aus tiefster Seele bricht,
Erfüllt die Stadt, doch du, der du ihn dir erkämpfet,
Mein Held, du hörst ihn nicht.

Und stumm, mit grauem Haar, die bärt'gen Grenadiere,
Um deiner Rosse Spur zu küssen, nah'n sie dicht;
Wen sollte solche Treu nicht rühren? Doch, o Sire,
Dein Auge sieht sie nicht.

Denn während um dich her, Gewalt'ger ohne Gleichen,
Der Ehrfurcht späten Zoll dir huldigend zu weihn,
Paris, Frankreich, die Welt sich fromm die Hände reichen,
Wirst du entschlummert sein.

Du wirst entschlummert sein, voll Majestät die Brauen,
Zu jenem dunkeln Schlaf traumschwer und wunderbar,
Den Barbarossa nun im Stuhl aus Stein gehauen
Schläft sechsmal hundert Jahr.

II.

Dahin!

Es war ein großes Schloß aus den verschollnen Tagen
Ludwigs des Dreizehnten, in's Abendroth versenkt;
Aus seinen Fensterreihn, die formlos schimmernd lagen,
Schien eine Feuersbrunst in lichter Gluth zu schlagen,
Das Dach verschwand, vom Glanz der Strahlenfluth ertränkt.

Vor unserm Blick erschloß — versunkne Pracht zu zeigen —
Sich einer jener Parks, wo Gras im Pfade weht,
Und zwischen wirrem Laub, umrankt von Epheuzweigen,
Auf grauem Fußgestell, marmorn, mit trübem Schweigen
An seiner Flamm' aus Stein ein bärt'ger Winter steht.

Verlassen schlummerte das große Wasserbecken,
In dem ein moosiger Neptun verwitternd lag;
Hoch überwuchs das Schilf die sumpf'gen Uferstrecken,
Und wildaufwucherten die Bäume rings, die Hecken,
Aus denen einst Boileau gefäll'ge Reime brach.

Die Mäntel, tief herab auf lange Degen fließend,
Belebten, ach, nicht mehr Boskett und Wiesenplan;
An ihrer Urne schlief die Nymphe, Wasser gießend,
Und weit ihr Kiefernpaar von Muschelwerk erschließend,
Gähnt' aus dem Luftgehölz die Grotte müd' uns an.

Und damals sagt' ich dir: Die Mauern hier umschlossen
Einst Lieb' und Liebeslust, so frisch wie deine jetzt,
Und Ruhm und Festesglanz und tausend süße Possen:
Und darum schau'n sie heut so düster und verdrossen,
Gleich Schalen, drin der Trank als Rost sich angesetzt.

Zu dieser Grotte schlich, wo Schlingkraut jetzt die Füße
Uns hemmt, beklomm'nen Muths, gesenkt das Augenlied,
Die Fee Lavallade wohl, Gandale wohl, die süße,
Die nur zu gern besiegt vom Sturm erlauchter Grüße
Beim Kommen Sire noch sprach und Louis, wenn sie schied.

Und grade so wie heut sah dazumal Gandale
Verschwimmen im Azur der Wolke blonden Flaum;
Vergoldend schimmerte das Dach im Abendstrahle,
Die Fenster flammten auf, tief glühten die Portale,
Der Himmel lag im Glanz und die Natur im Traum.

Ach, dazumal wie heut lustwandelten zusammen
Zwei Herzen hier durch's Grün, vereint durch süße Wahl;
Vom Himmel schien sie ihm, sein Engelsbild, zu stammen,
Und selig trunken hing das Auge voll von Flammen
Am Auge voll von Glanz, wie heute dazumal.

Von ferne durch den Forst vernahm man Scherz und Lachen,
Verliebten Jubel, der gedämpft herüberscholl,
Dann plötzlich ward es still; ihr Kosen unterbrachen
Die Zwei. Er frug bewegt: Was kann dich traurig machen?
Und sanft frug Sie zurück: Was dich gedankenvoll?

Und stumm dann, Hand in Hand, glückstrahlend, heiß die Wangen,
Durchwallten sie den Park vom Abend übersonnt;
Eins ward ihr Blick, ihr Hauch, ihr Denken, ihr Verlangen —
O hingeschwundne Zeit! O früh verloschnes Prangen!
O schöne Sonnen, längst hinab am Horizont!

Kleine Mittheilungen.

* Die neue Oper von Ferdinand Hiller. Das Sonntagsblatt hat mehrmals von der großen Oper Ferdinand Hillers „die Katakomben“ berichtet, welche im Februar des vorigen Jahres in Wiesbaden zur ersten Aufführung gelangte und im November in Karlsruhe in Scene ging. Die Bremer Bühne wird die dritte sein, welche sich die Darstellung dieses Werkes eines deutschen Componisten zur ehrenvollen Aufgabe stellt. Herr Kapellmeister Hentschel in Bremen studirt die „Katakomben“ mit Eifer und Sorgfalt ein; die Musikfreunde, die vor zwei Jahren den Componisten bei Gelegenheit seines Oratoriums „Saul“ und seines meisterhaften Clavierspiels im Künstlerverein persönlich kennen lernten, haben Aussicht auf einen zweiten Besuch Hillers, welcher versprochen hat, bei der vorstehenden Aufführung seiner „Katakomben“ zugegen zu sein. Die Oper ist nach dem Zeugnisse der Kritiker, welche bei den Aufführungen in Wiesbaden und Karlsruhe anwesend waren, eine der Bedeutung ihres Schöpfers durchaus entsprechende, würdevolle und schöne Tondichtung. Sie verlangt freilich eine Zuhörerschaft, welche in jeder Hinsicht einer ernsten Stimmung fähig und deren Sinn für das gediegene Schöne durch die moderne italienische Effectmusik und durch die französische Spektakeloper noch nicht abgestumpft ist. Denn der Gegenstand des von Moritz Hartmann verfaßten Gedichtes ist ein ernster, man könnte fast sagen religiöser, da er das Märtyrerthum der ersten Christengemeinden und den Gegensatz der neu aufgehenden inneren Welt im Gemüthe des Menschen gegen die hohle Nichtigkeit der in Sinnlichkeit versunkenen Römerwelt darzustellen sucht. Die Hauptvertreter dieses Gegenstandes sind die Römerin Lavinia und der Sclave Lucius, der Führer der Christenschaar. Ist hier auch wohl etwas zu scharfe Zeichnung, so hat doch Hartmann die Stimmung des Dramas im Ganzen gut festgehalten und durch nichts Ungehöriges getrübt oder gestört. Wir wollen die hervorragendsten musikalischen Momente, zu welchen der Textdichter dem Componisten Veranlassung gab, hervorheben. Die Oper beginnt mit einem wild charakteristischen Bacchanal, gegen welches sich ein milder Frauenchor schön abhebt. Diese beiden Elemente bilden mit einem reizenden balladenartigen Gesang einer Sclavin und dem Zornesausbruch des Römers Claudius über die Religion der Nazarener eine Introduction voll Leben und Charakter. Es folgt ein Duett von schönem melodischem Flusse zwischen der Lavinia und dem Claudius. Hierauf eine bewegte dramatische Scene, veranlaßt durch die Verfolgung des Christen Timotheus von Seiten des Volkes, das ihn zum Tode schleifen will. Ein Sextett mit hinzutretendem Chor und vollem Orchester, wie man es so schön in melodischer Erfindung, so tief und doch so klar gearbeitet in harmonischem Fluß, so großartig in der Formgestaltung und Gesammtwirkung (nach der Meinung der niederrheinischen Musikzeitung) vergebens in den Opernwerken der letzten Jahrzehnte sucht. Im zweiten Aufzuge bildet das Innere der „Katakomben“ die Scene, die Stätte der religiösen Zusammenkünfte der ersten Christen. Auf die dramatische Aufregung des ersten Finales folgt nun sanfte, schwermüthige Klage, deren einfacher Stil etwa an Mehuls „Josef in Egypten“ erinnert; bald hebt sich die Handlung wieder in neuen Conflicten zwischen Christen und Heiden, um mit einem prächtigen Hymnus großartig den zweiten Akt abzuschließen. Auch im dritten und letzten ist reicher Wechsel in Handlung und Stimmung; ein lieblicher Frauenchor und ein pomphafter Triumphmarsch, eine große Scene für Tenor mit charakteristischer Instrumentalbegleitung und wilde Chöre der Heiden bilden wirksame Contraste. Allen diesen Aufgaben soll der

Componist in Rücksicht auf dramatische Kraft vollkommen gerecht geworden sein. Daß der Gesang selbst und die Instrumentation würdig und vorzüglich behandelt sind, versteht sich bei Hiller von selbst.

. Von Bunsen's Bibelwerk ist kürzlich, gewiß zur lebhaften Freude der vielen Freunde des Werks und seines Verfassers, ein neuer Halbband erschienen, der siebente, oder die erste Hälfte des vierten Bandes, die Uebersetzung und Erklärung der vier Evangelien enthaltend. Auf dem Umschlag dieses Halbbandes macht die Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, die von ihr nach dem Tode Bunsen's in Aussicht gestellten ausführlichen Mittheilungen über die Fortführung von Bunsen's Bibelwerk, denen wir Folgendes entnehmen. Daß nach dem Tode des Verfassers eine längere Pause in dem Erscheinen der Fortsetzung des Werks eintreten mußte, war natürlich. Zunächst beeilte sich die Verlagshandlung die (von dem Verfasser selbst noch zum Druck beförderte) zweite Hälfte des vierten Halbbandes und den Bibelatlas herauszugeben. Sodann betrachtete sie es als ihre nächste und dringendste Aufgabe, für möglichst rasche Veröffentlichung der noch fehlenden Bestandtheile der ersten Abtheilung des Werkes („Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung"), nämlich des fünften bis achten Halbbandes Sorge zu tragen, und sie freut sich, bei der gegenwärtigen Veröffentlichung des siebenten Halbbandes (die vier Evangelien) zugleich das baldigste Erscheinen der ersten Hälfte des fünften Halbbandes (die Psalmen) anzeigen zu können. Darauf werden die zweite Hälfte des fünften Halbbandes (die Sprüche und das Buch Hiob), der sechste Halbband (die übrigen Bücher des alten Bundes) und der achte Halbband (die übrigen Bücher des neuen Bundes) folgen, womit die erste Abtheilung des ganzen Werks vollständig vorliegen wird. Die Verlagshandlung glaubt aber dem Publikum auch diejenigen Männer nennen zu müssen, von denen sie bei Veröffentlichung der Fortsetzung von Bunsen's Bibelwerk unterstützt ward und auf deren Hülfe sie zum Theil auch ferner bei Vollendung des Werks rechnen kann. Es sind dies zunächst zwei Söhne des verstorbenen Verfassers: Hr. Pfarrer Heinrich v. Bunsen in England und Hr. Dr. Georg v. Bunsen in Bonn, denen von ihrem Vater die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen wurde. Herr Lic. theol. Adolf Kamphausen in Bonn, welcher schon bei Lebzeiten des Verfassers und vom Beginn des Werks an seine Thätigkeit demselben widmete und sich um das Werk überhaupt die wesentlichsten Verdienste erwarb, hat die Bearbeitung und Herausgabe der Schriften des alten Bundes übernommen. Die drei ersten Evangelien, welche noch dem Verfasser selbst in erster Correctur vorlagen, wurden von Herrn Professor Dr. theol. Richard Adalbert Lipsius in Wien und Herrn Cand. theol. Johannes Bleek in Bonn durchgesehen. Das vierte Evangelium, von des Verfassers ältestem Sohne bearbeitet, wurde durch Herrn Professor Dr. theol. Heinrich Holtzmann in Heidelberg zum Drucke befördert, und dieser hat die Bearbeitung und Herausgabe der sämmtlichen übrigen Bücher des neuen Bundes übernommen. Da die beiden Herausgeber jetzt nicht mehr wie bisher durch anderweitige größere wissenschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen sind, sondern ihre Thätigkeit unausgesetzt dem Bibelwerke widmen werden, so hofft die Verlagshandlung die streng nach dem Plane des Werks und in Bunsen's Geiste zu Ende geführte Uebersetzung und Erklärung der Bibel dem Publikum bald vollständig vorlegen zu können.

†* Der hannoversche Katechismusstreit. Auch Karl Seifart hat in seiner bekannten Weise vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus die hannoversche Katechismusfrage in einer Broschüre beleuchtet, welche den Titel führt: „Der hannoversche Katechismusstreit. Ein Kampf der Civilisation gegen die Barbarei." Der ersten rasch vergriffenen Auflage ist jetzt eine vermehrte zweite Auflage (Hildesheim, Fincke'sche Buchhandlung, G. F. Schmidt) gefolgt. Die Schrift drängt auf wenigen Seiten einen ungemeinen Reichthum positiven Wissens in Bezug auf die deutsche Sittengeschichte der letzten Jahrhunderte zusammen und führt den Beweis, daß in den Zeiten der Orthodoxie und des exclusiven Confessionalismus die Menschheit auf einer weit niedrigeren Kulturstufe stand als die jetzige Welt. Aus diesen Beweisen zieht sodann der Verfasser den Schluß, daß es ein gradezu barbarisches Bestreben sei, wenn man durch Ausbreitung veralteter, durch die vorgeschrittene Kultur längst wiederlegter Religionslehren die heutige humanere Weltanschauung verdrängen und das Volk auf einen überwundenen Kulturstandpunkt zurückzwingen wolle. In Bezug auf die in der Katechismusfrage Seitens des hannoverschen Volks zu beobachtende Haltung so wie über den Begriff eines wahren Protestantismus äußert sich der Verfasser am Schlusse seiner Broschüre wie folgt: „Es kommt nicht darauf an, durch ein strenges Festhalten an den durch die Vorurtheile seiner Zeit beeinflußten Lehren Luthers den eifrigen und echten Protestantismus zu bekunden, sondern vielmehr darauf, an den Consequenzen festzuhalten, welche die Geschichte, unter der Aegide ihrer besten Träger, aus Luthers Lehren und Wirken, wie überhaupt aus der ganzen reformatorischen Bewegung gezogen hat. Diese Consequenzen treten aber in der Civilisation und Humanität zu Tage, welche uns das heutige Christenthum als ein humanisirtes, unduldsamen und beschränkten Confessionalismus ausschließendes erscheinen läßt; und dies vollendete oder humanisirte Christenthum ist die Religion der civilisirten Welt, eine Religion, welche Glaubenszwang, Aberglauben, Priesterherrschaft und Unduldsamkeit als barbarische, dem heutigen Kulturstandpunkte nicht mehr entsprechende Weltanschauungen und Institute bei Seite schiebend, zugleich der wahre Protestantismus ist, zu dem sich bereits nicht allein vernünftige Lutheraner, sondern die Gebildeten unter den Anhängern aller Confessionen und Religionen bekennen. Dieser Protestantismus hebt mit dem Begriff des alten confessionell starren Protestantismus zugleich diesen selbst auf und erobert der fortschreitenden Menschheit ein unbeschränktes Feld zur Entwickelung ihrer sittlichen Kraft und Bestimmung.

* Bremen, 5. Februar. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Dr. W. O. Focke einen Vortrag über „die wissenschaftliche und die dichterische Auffassung des Wahnsinns." Nach einigen einleitenden Bemerkungen beleuchtete er zunächst unsre Kenntnisse über das Wesen der Seele und ihr Verhältniß zum Körper. Darauf suchte er die Entstehungsgeschichte der Geisteskrankheiten in ihren Hauptzügen zu erklären und knüpfte daran eine Besprechung des Antheils, welchen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften an ihrer Entwicklung haben können. In diesem ursächlichen Verhältniß liegt auch, wie der Vortrag ferner erörterte, die Bedeutung des Wahnsinns für die dichterische, namentlich die dramatische Darstellung. Während die gewöhnlichen Schilderungen Wahnsinniger durch grundlose Vorurtheile beeinflußt zu sein pflegen, zeichnen sich die Shakspere'schen durch Tiefe der psychologischen Auffassung und ergreifende Naturwahrheit aus. — Herr Dr. Buchenau führte in seinem letzten Vortrage am 30. Januar das früher über die Baumwolle und deren Cultur Mitgetheilte weiter aus und besprach sodann die übrigen Pflanzen, welche Stoffe zum Verweben oder zum Flechten liefern, namentlich Flachs, Hanf, die Faser der Ananas und der amerikanischen Aloe, den Manila-Hanf (aus den Blattstielen der Banane), den neuseeländischen Flachs, die Jute. Letztere gehört zu den lindenartigen Gewächsen, ist mit der gelben Japan-Rose verwandt und in Hindostan heimisch, indessen weiß man leider bis jetzt noch nicht nichts Näheres und Gewisses über Anbau und Gewinnung der Jute. Der Vortragende zeigte Proben des Jute-Basts. Er ist brüchig und daher nur zu gemischten Geweben, zu Segeltuch u. s. w. zu gebrauchen. Auch das Seegras hat man als Ersatz für die Baumwolle vorgeschlagen, indessen ist es nicht lang und nicht fest genug zum Verspinnen. Wohl zu gebrauchen ist es zur Fabrikation von Papier. Bei letzterer fängt jetzt auch das Maisstroh an, eine bedeutende Rolle zu spielen. Der Redner zeigte ferner eine Probe der Rinde des Papiermaulbeerbaums, welche in Ostasien zum Papier benutzt wird. Hinsichtlich der Baumwollencultur verdient noch die Mittheilung hervorgehoben zu werden, daß sie nicht nothwendig Sclavenarbeit zu erheischen scheint, denn in Texas wird der Baumwollbau mit Erfolg von freien Leuten betrieben, auch gedeiht die Baumwolle sehr wohl in sub-tropischen Gegenden. In einer Tabelle, welche eine Reihe von Cultur-Pflanzen nach den verschiedenen Wärmegraden, die sie fordern, vorführt, nimmt die Baumwolle erst den neunten Platz ein. Es brauchen nämlich folgende Pflanzen mehr Wärme als die Baumwolle: Vanille, Cacao, Pisang, Cocos-Palme, Ananas, Zuckerrohr, Kaffee, Dattelpalme.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung. Von K. F. Schneider. — Jahrbücher für musikalische Wissenschaft. Erster Band. Von Friedr. Chrysander. — Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Von G. Th. Fechner. — Randglossen zu Onno Klopps „Tilly.“ Von A. von Buol. — Poetische Kleinigkeiten. Von J. Nordheim. — Frithjof. Eine dramatische Dichtung. Von Peter Lohmann. — Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von Gustav Pfarrius. — Verirrte Herzen. Roman in drei Bänden. Von P. J. Wilcken.

* Literarische Notizen. Vor zwei bis drei Jahren erschien eine von uns seiner Zeit angezeigte und besprochene Sammlung: „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten.“ Das Werkchen, dem Umsicht und Fleiß nachgerühmt werden müssen, erscheint jetzt in einer zweiten Ausgabe in Leipzig, Verlag der Rein'schen Buchhandlung; als Herausgeber nennt sich nun statt des früheren pseudonymen Karl Eichwald Herr Karl Tannen in Bremen. — Die „altdeutschen Geschichten“ von Karl Seifart finden, wie überall in der Presse, so jetzt auch von Seiten der strengsten unter den kritischen Zeitschriften, des „literarischen Centralblattes“, Anerkennung wegen der Naturwahrheit in den Schilderungen und wegen der Gabe spannender Erzählung. — Von den neulich von uns besprochenen Wiener Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst ist die erste Nummer des Jahrgangs 1863 erschienen; der Titel sagt: „unter besonderer Mitwirkung von R. v. Eitelberger, Jak. Falke, W. Lübke, C. v. Lützow und F. Pecht.“ Wie wir hören, sagt die „süddeutsche Zeitung“, wird Lützow die Redaction übernehmen oder hat sie schon übernommen. Diese erste Nummer bringt eine Reihe interessanter Artikel der verschiedensten Art: einen ersten „Offenen Brief über französische und deutsche Malerei“ (von A. Teichlein, dem bekannten Münchener Kunstschriftsteller), einen ersten Artikel über die (nun endlich in die rechten Hände gelangte) „Restauration des St. Stephansdomes“; Mittheilungen von Lübke über Schauer's photographische Albums, von einem uns Unbekannten über die Berliner Transparentgemälde, von Teichlein aus der Münchener Künstlerwelt, von Anderen über den Briefwechsel der Boisseree, über Köstlin's Aesthetik und über einige wichtige Specialarbeiten; am Schluß bringen die Rubriken „Kleine Chronik“ und „Locales“ Notizen über die Kunstereignisse des Tages. Die Vorrede „Was wir wollen“ ist von vortrefflicher Klarheit und Prägnanz, und man kann sie einfach unterschreiben; denn sie spricht alles das aus, was der Kunstkritik Noth thut, was sie leisten kann und wem sie dient; diesem Programm sollten alle Freunde der Kunst billigend und fördernd beitreten. — Das Schlußheft des Jahrganges 1862 von August Petermanns geographischen Mittheilungen (Gotha bei Perthes) enthält nebst vielen Miscellen und Besprechungen eine Uebersicht der geographischen Kenntniß der afrikanischen Reiche Kongo und Angola im Jahre 1862, mit einer sehr ausführlichen Karte von Dr. Petermann, zum Theil nach unpublicirtem Materiale; einen reichhaltigen Aufsatz von Major E. v. Sydow über die kartographischen Arbeiten und Publicationen in den Jahren 1861 und 1862 u. s. w. Das 9. Ergänzungsheft bringt die werthvolle, speciell im Auftrage der betreffenden Provincial-Regierung in den Jahren 1846 bis 1855 von dem deutschen Ingenieur Halfeld ausgeführte Aufnahme der brasilianischen Provinz Minas Geraes, einen großen Theil des Innern von Süd-Amerika umfassend, mit einer ausführlichen Abhandlung des bekannten Reisenden J. J. von Tschudi. Das 10. Ergänzungsheft enthält die Blätter 5, 7, 9 der großen Karte von Inner-Afrika von Dr. Petermann und B. Hassenstein, enthaltend die Staaten und Länder: Wadai, Dar Silia, Dar Runga, Bagirmi, Dar Banda, Bimberi, Moluo, Kongo und die Mundango-Länder. Der dazu gehörige Text besteht aus dem Originalberichte des Marquis Oratio Antinori über seine Reise vom Bahr-el-Gazal zum Lande der Djur, 1860 und 1861, und seine Erkundigungen über die Niam-Niam, die geschwänzten Menschen. Ferner die Berichte des Herrn von Beurmann vom April 1862 bis jetzt; begleitet sind dieselben von einer Karte seiner gesammten Routen und Aufnahmen von Bengasi bis Mursuk und Wau, zwei Nebenkarten mit der Umgegend von Bengasi und der Reise von Mursuk nach Gatron und Wau und seiner Aufnahme von Mursuk und Umgegend.

* Musikalische Notizen. Es herrscht in diesem Winter eine ganz außerordentliche Rührigkeit auf dem musikalischen Gebiete. Wir haben wieder drei größere neue Werke zu nennen, welche in der jüngsten Zeit in die Oeffentlichkeit getreten sind. In Breslau giebt man eine dreiactige Oper „La Réole“ von Gustav Schmidt, früher Kapellmeister in Frankfurt. Der Text ist von Charlotte Birchpfeiffer und wird sehr gerühmt. Den obigen Namen führt ein festes Schloß in Navarra, das Katharina von Medicis dem Heinrich von Navarra entreißen will. Durch List kommt sie auch fast zum Ziele, ihre Soldaten gelangen in die Burg, aber das Unternehmen wird vereitelt durch die Gräfin Armande von Courtenay, welche die Sache dem Heinrich verräth. Von der Musik sagen die „Signale“, daß der Componist dieselbe mit der ganzen Gewandtheit eines gründlich erfahrenen Meisters gearbeitet habe. Sie ist sehr sangbar und mit verständiger Rücksicht auf die Natur und Leistungsfähigkeit der menschlichen Stimmen geschrieben, reich an gefälligen und einschmeichelnden Melodien, nicht imponirend durch Macht und Energie, aber fesselnd durch natürliche Anmuth und Glätte. Der Erfolg war bedeutend und allgemein. — Nicht ganz so resolut und durchweg günstig ist das Urtheil über Gounods „Königin von Saba“, welche nun am 25. Januar in Darmstadt mit großem Pomp und unter Leitung des von Paris herübergekommenen Componisten in Scene ging. Die Oper erfordert einen großen Aufwand von Decoration und Maschinerie, weit mehr noch als der Faust; der erste Akt enthält den großen Aufzug Salomo's und der Königin von Saba, der zweite die Explosion eines Glühofens. Man hatte allen möglichen orientalischen Glanz und sämmtliche höllische Künste der Maschinerie aufgeboten und soll ganz Außerordentliches erreicht haben. Der Componist hat in diesen beiden Aufzügen sehr viel Blech gebraucht; das Urtheil der Berichterstatter über den Werth dieser Theile der Oper stimmt nicht überein. Im dritten Akte kommt das musikalische Element in edlerer Weise zur Geltung, und es soll hier in Chören und Einzelgesängen viel wirklich Schönes geleistet sein. Ein Duett für Sopran und Tenor wird als die beste Nummer der Oper bezeichnet. In den beiden letzten Aufzügen sinkt das Interesse; es scheint, daß der Text recht thöricht ist, und es wird sich auch hier erweisen, welche Vortheile Gounod bei dem Faust durch den Stoff für sich hatte. Auf jeden Fall war der Erfolg der Musik dieser neuen Oper, wenn man von dem Coulissenschwindel absieht, ein sehr ehrenvoller. — Woldemar Bargiel hat den dreizehnten Psalm „Herr, wie lange willst du meiner vergessen?“ für Chor und Orchester bearbeitet und damit nach dem Zeugnisse Bischoffs in der Kölnischen Zeitung eine Composition von edelstem Streben und echt künstlerischer Gesinnung geliefert. Dieselbe besteht aus vier in einander übergehenden Sätzen. Der erste athmet in klarer Polyphonie die sanfte Klage eines bangen, aber gläubigen Herzens, das sich im Vertrauen auf Gott erhebt; der Satz hat musikalische Tiefe und eine dem Geiste des alten Dichters entsprechende Auffassung, wie denn überhaupt das ganze Werk melodischen Fluß, sangbare Stimmführung und reine harmonische Strömung hat. Der dritte Satz ist ein schönes Adagio milden Charakters, der vierte ein ruhiges und harmonisches Bild sanft bewegter gläubiger Freude, jedoch vielleicht etwas zu lang. — Als neu zu betrachten und den obigen Werken anzureihen sind große Messen von Franz Schubert und Robert Schumann. Jene ist Manuscript; man gab aus derselben Bruchstücke in Leipzig, fand indeß, daß sie bei allerdings vielen Schönheiten nicht ganz auf der Höhe des Schubertschen Geistes stehen. Die Messe von Robert Schumann ist vor Kurzem im Druck erschienen und erregt großes Interesse.

* Vermischte Nachrichten. Eine glänzende Uhlandfeier hat in Berlin im Victoriatheater unter der Mitwirkung der ersten musikalischen und poetischen Kräfte der Hauptstadt stattgefunden. Berthold Auerbach hielt eine schwungvolle Festrede, Heigel und Löwenstein hatten Prolog und Epilog gedichtet, Hans von Bülow spielte die Beethovensche Phantasie für Pianoforte mit Chor und Orchester; eine Reihe von lebenden Bildern nach Uhlandschen Balladen (Sängers Fluch, Goldschmieds Töchterlein, der gute Kamerad, der Wirthin Töchterlein, das Schifflein u. s. w.) bildeten einen Bestandtheil der Feier, welche von einer glänzenden Versammlung besucht und mit dem reichsten Beifall aufgenommen wurde. Den Reinertrag zum Besten des Uhlanddenkmals schätzt man auf nahe an 100 Thaler. — Die Feier zu Ehren Seume's an seinem hundertsten Geburtstage, dem 29. Januar, hat zu Poserna bei Lützen stattgefunden. Der Herausgeber der „Gartenlaube“ und der Schriftsteller Ludwig Storch hatten dort eine Marmortafel anbringen lassen, welche in Gegenwart einer Anzahl von Herren aus Leipzig eingeweiht wurde. Abends erfolgte noch eine Festfeier in der Centralhalle in Leipzig. Man beschloß, eine neue Stiftung zu gründen, welche den Namen Ludwig Uhlands tragen soll. Wieder also eine Concurrenz für die Schillerstiftung? — In der Kölnischen Zeitung finden wir folgende Mittheilung: Der Naturforscher von Heyden hat die bei Schlangenbad in Nassau vorkommenden Schlangen näher untersucht, welche jenem Bade den Namen gegeben haben. Diese Schlangenart ist keine sonst im mittleren Europa lebende, sie ist nur im südlichen Theile

des Continents eigentlich heimisch. Es ist Calopeltis flavescens Scop. und stimmt vollkommen überein mit der berühmten Aesculaps- oder Epidaurus-Schlange, welche als Symbol der wohlthätigen Gottheit betrachtet und als Attribut des Aesculap um seinen Stab gewunden ist. Zur Zeit, als Q. Fabius und C. Brutus Consuln waren, herrschte in Rom die Pest, und es wurden, um solche zum Aufhören zu bringen, damals viele Schlangen von Epidaurus geholt, auf der Tiber-Insel ausgesetzt und daselbst verehrt. Gegenwärtig ist diese Schlange um Rom noch sehr häufig, was sie wohl in früheren Zeiten nicht war, da man sonst nicht nöthig gehabt hätte, sie von Epidaurus zu holen. Ihr ganz vereinzeltes Vorkommen bei Schlangenbad macht es wahrscheinlich, daß die dortigen Quellen schon von den Römern gekannt waren und sie die Schlangen hierhin verpflanzt haben. Entfernt von ihrem eigentlichen Vaterlande, werden sie sich hier, begünstigt von dem steinigen Boden, erhalten haben. Auch noch eine andere Schlange: Tropidonotus tessellatus Laur., ebenfalls dem südlichen Europa angehörig, hat von Heyden bei dem den Römern schon bekannt gewesenen Bad Ems aufgefunden; sie wird sich dort auch aus den Römerzeiten erhalten haben. — Heinrich Barth sprach neulich in einer Versammlung der geographischen Gesellschaft zu Berlin über den gegenwärtigen Stand der Expeditionen in Afrika. Herr von Heuglin und Dr. Steudner dringen jetzt nach Mittel-Afrika vor, während Dr. Munzinger sich von Chartum gegen N.-O. gewendet hat. Herr v. d. Decken hat sich im September vorigen Jahres nach Mombas begeben, um von hier aus seine Expedition nach dem Kilimandscharo zu unternehmen. Speke und Grant wollen weiter nördlich einzudringen versuchen. Im Norden Afrikas bemühen sich die Franzosen, die Tuareg-Länder zu erforschen, und der jetzt in Bornu angekommene Reisende v. Beurmann hat von der türkischen und englischen Regierung den Auftrag erhalten, mit Wadai wieder Verhältnisse anzuknüpfen. Dr. Baikie ist vom Kowara jetzt nach England zurückgekehrt.

* Ausgrabungen am Rhein. Man hat kürzlich an zwei Stellen des Rheingebiets, bei Gelsdorf im Ahrthal und bei Poich im Kreise Mayen, römische Särge gefunden, die in ganzen Stücken aus Basaltlava zugehauen sind. Dieselben waren mit gewölbten Deckeln geschlossen und enthielten Ueberreste von Gebeinen und Gefäßen von terra cotta. Die Aufgrabungen wurden bis zu näherer Bestimmung der königlichen Regierung eingestellt und letztere hat nunmehr weitere Nachforschungen auf ihre Kosten angeordnet. Das Vorhandensein römischer Ansiedlungen in dem von der Natur begünstigten Mayfeld ist längst bekannt und es scheint namentlich Münster-Mayfeld aus einer solchen hervorgegangen zu sein. Wird doch sogar der bei dem genannten Städtchen liegende Kalscher Hof, wo ausgedehnte Fundamente von Römerbauten gefunden wurden, als der Geburtsort Caligula's angegeben, so daß der Kalscher Hof und das Dorf Moselweiß bei Coblenz sich um die zweideutige Ehre, Geburtsort Caligula's zu sein, streiten könnten. Auch der viereckige, abgestumpfte und mit Zinnen gekrönte Thurm der Stiftskirche zu Münster-Mayfeld wird als Werk der Römer angesehen und wohl nicht mit geringerem Grunde, wie der von wissenschaftlichen Autoritäten als Römerbau anerkannte Thurm der Ruine Kalsmunt bei Wetzlar, welcher dem Thurm zu Münster sehr ähnlich construirt ist. Daß der letztere ursprünglich als fester Wartthurm gedient hat und die Kirche erst in späteren Zeiten demselben angebaut wurde, erhellt aus den nach der verbauten Seite zugemauerten Oeffnungen.

Concert und Oper.

* Bremen, 2. Februar. Zu einem nachträglichen Bericht über die musikalischen Erlebnisse während der letzten Wochen sind wir noch verpflichtet. Besprochen wurden einige größere Werke, durch deren Ausführung die Privatconcerte und Symphonieabende sich ein Verdienst erwarben, die Iphigenien-Ouverture von Scholz, der Ocean von Anton Rubinstein und die Orchestersuite von Franz Lachner; Wiederholungen dieser Tondichtungen stehen in Aussicht. Einiger Leistungen von Solisten ist noch zu gedenken. Da begegnen wir zunächst am Clavier, das in diesem Winter eine größere Rolle spielt als sonst wohl, zwei verwandten Gestalten, der Frau Ingeborg von Bronsart und dem Fräulein Sara Magnus, welche beide großes und verdientes Interesse erregten. Jene erfreute uns schon wiederholt, diese zum ersten Male durch ihren Besuch. Frau von Bronsart war allerdings in diesem Winter weniger glücklich als im vorigen, indem sie sich durch die Wahl des Beethovenschen Concertes in Es dur eine Aufgabe stellte, deren Lösung ihr bei aller Trefflichkeit im Einzelnen nicht wohl gelingen konnte. Man möchte sagen, dies Concert mit seinem energischen Charakter verlange unbedingt einen Mann, und zwar einen ganzen Mann; unter den Frauen ist nur Clara Schumann ihm gewachsen. Das Genre unseres Gastes ist aber durchaus ein weicheres und mehr lyrisches; Chopin, den sie vor einem Jahre spielte, sagt ihrem Wesen zu und wird ungemein anziehend von ihr wiedergegeben. Hier liegt ihre Verwandtschaft mit Fräulein Magnus, einer jungen Stockholmerin, welche in Berlin ihre Studien machte und von dort aus während der Saison Concertstädte besucht. Sie wird überall herzlich willkommen geheißen werden; hier spielte sie das Chopinsche Concert in F moll durchweg, besonders aber im zweiten und dritten Theil mit ausgezeichneter Technik und dabei elegant und anmuthig. Was nun beiden Damen fehlt, ohne daß ihnen daraus ein Vorwurf gemacht werden soll, Energie und Fülle im strengen Sinne, das bringt der junge Geiger Herr Wilhelmj mit und weiß es in einer bei solcher Jugend überraschenden Weise geltend zu machen. Kaum aus den Reihen der Schüler des Conservatoriums in Leipzig entlassen, hat er schon bei glänzender Technik die Entschiedenheit und Festigkeit eines Künstlers; er erinnerte uns an das Auftreten Joachims. In seinem Vortrage des ersten Theils von Lipinski's Militärconcert und der ungarischen Phantasie von Ernst war Alles energisch, voll und reif und wurde mit Sicherheit und tadellos vorgetragen. Hoffentlich besucht uns der junge Künstler, der eine bedeutende Zukunft hat, bald wieder.

Mehrere Sängerinnen wurden uns von der Direction, welche in diesem Winter dem weiblichen Geschlecht ganz besonders zu huldigen scheint, vorgeführt. Unter ihnen zeichnete sich Fräulein Weiß von Hannover, die uns vor einiger Zeit im Theater durch einen Besuch — leider einen einzigen nur — erfreute, besonders aus. Sie besitzt eine außerordentlich schöne Stimme, deren Altlage von vorzüglicher, prachtvoller Klangfarbe ist. Die künstlerische und vorsichtige Ausbildung oder Behandlung der höheren Stimmlage wird eine Lebensfrage für die junge Künstlerin sein. Unter ihren Vorträgen war der einer Arie aus dem Händelschen Oratorium „Herkules" der beste. Ihr folgte am 27. Januar eine zweite Altistin, Fräulein Elvira Behrens aus London, welche sich ganz dem Concertgesange gewidmet hat und unter den Oratorien-Sängerinnen in London eine geachtete Stellung einnimmt. Sie sang eine sehr interessante Arie des Italieners Rossi (aus dem 17. Jahrhundert), indem sie den charakteristischen Ausdruck glücklich traf; ferner die Partie des Orpheus in den Gesängen des zweiten Aktes der Gluckschen Oper. Hier war der Vortrag kühler, als er sein durfte, vermuthlich weil die Sängerin fühlt, daß der Klang ihrer Stimme bei einem größeren Aufgebot von Kraft unschön werden könnte. Die Akademie, welche die herrlichen Chöre zum vollen Ausdruck brachte, verlieh dem Concert ferner noch durch Mozarts Ave verum, ein Stabat mater von Nanini (um 1600), Lieder von Mendelssohn, von denen eins wiederholt werden mußte, und das „Zigeunerleben" Robert Schumanns einen ganz besonderen Reiz. Schade, daß unsere musikalischen Verhältnisse nur an zwei Abenden des Winters eine solche Belebung der Programme gestatten. Man denkt daran, wie wir hören, demnächst einen Theil der „Jahreszeiten" von Haydn auszuführen. Die Jugendfrische dieses Werkes hat sich noch kürzlich abermals in Berlin erwiesen, wo eine Aufführung der „Jahreszeiten" durch die Akademie wiederholt werden mußte, damit dem Andrange des Publikums Genüge geschehe.

Von der Oper unserer Bühne ist so lange nicht im Zusammenhange die Rede gewesen, daß es schwer ist, die Fäden wieder anzuknüpfen. Indeß wurde über die beiden hervorragendsten Ereignisse der letzten Wochen berichtet, den Orpheus von Gluck und den Faust von Gounod. Die Aufführung der ersten dieser nicht bloß in ihrer Entstehung durch hundert Jahre, sondern auch in Wesen und Charakter durch eine so tiefe Kluft getrennten Werke war freilich nur für einen kleinen Kreis, der sich mit hoher Freude in die alte Zeit zurückversetzte, ein Ereigniß. Der Faust dagegen gewann so sicheren Boden in der Gunst des Publikums, daß er in wenigen Wochen achtmal gegeben werden konnte und somit das Repertoir beherrschte. Ein Glück daher, daß die Hauptstütze unserer Oper, Frau Haase-Capitain, nach langer Krankheit ihrer Thätigkeit zurückgegeben ist; in jenen beiden Werken nicht beschäftigt, konnte sie sich anderen zuwenden und für die nothwendige Vielseitigkeit des Repertoirs einstehen. Die frühere Noth, das unsichere Umhertasten, welches bereits das Publikum in die bedenklichste Stimmung versetzte, wurde durch die Genesung der Primadonna überwunden, das gute Verhältniß zwischen Direction und Abonnenten hergestellt und eine glückliche Entwicklung der Saison gesichert. Schon war in den Tagen der Bedrängniß eine Stellvertreterin erworben, Frau Zottmayer-Hartmann, der es auch gelang, den Theaterbesuchern allmälig Anerkennung für ihre guten Eigenschaften abzugewinnen. Seitdem nun beide Damen gleichzeitig und bisweilen mit einander wirken, den jüngeren Colleginnen einen Theil der Last abnehmend, ist der gute Humor der Leute im Zuschauerraum wieder so vollständig hergestellt, daß der Himmel voll Geigen hängt und an Entzücken kein Mangel ist. Da kann denn manches recht Mittelmäßige vorkommen, es wird alles mit dem Mantel der Liebe bedeckt; wir befinden uns in jenem seligen Zustande, wo das Vermögen der Unterscheidung zwischen Gutem und Bösem abhanden kommt.

Frau Haase hat uns, nachdem sie auf die ersten zündenden Darstellungen der Norma und der Donna Anna die böse Zeit der Noth hatte folgen lassen, eine Anzahl von Charakteren vorgeführt, in welchen sie neben der wiedergewonnenen Vollkraft der Stimme ihre große Vielseitigkeit in der dramatischen Gestaltung in ein glänzendes Licht setzte. Ihre Rollen waren die Gräfin in „Figaro's Hochzeit", die Valentine in den „Hugenotten", die Leonore im „Troubadour", die Antonina im „Belisar"; dazu gesellt sich demnächst die Prinzessin im „Robert". Eigenthümlich und in vieler Hinsicht überraschend war die Mozartsche Gräfin, welche Frau Haase mehr als irgend eine der Künstlerinnen, welche wir in dieser Rolle gesehen, im Geiste des Textdichters und des Componisten darstellte als ein Wesen, in dessen Brust zwei Seelen wohnen, die Trauer und die Lustigkeit. Sie sang in den Ensemblestücken, welche die Intrigue enthalten, mit reizender Leichtigkeit und jener feinen Grazie, die nur echt musikalische Naturen erwerben. Der Vortrag der zweiten Arie, die für unsern Sinn allerdings etwas zu viel Verzierung erhielt, war vollendet in technischer Hinsicht und meisterhaft in der Darlegung der Stimmung. Mit noch größerer Lust und mit dem Gefühl des höchsten Wohlseins, wenn man so sagen darf, bewegt sie sich allerdings in hochdramatischen Rollen. Als Antonina besonders hatte sie Momente, bei denen man staunen mußte über so viel dramatische Kraft und Ausdauer mitten unter wirklichen Anstrengungen. Die berühmte Rachearie des ersten Aktes war unübertrefflich durch das Feuer der Leidenschaft, der letzte Auftritt nicht minder ausgezeichnet in der Schilderung der Verzweiflung. Nur in zwei Dingen thut die Künstlerin zu viel, nämlich in der Bewegung der Arme bei Aeußerungen der Leidenschaft und darin, daß sie sich angewöhnt hat, bei Intervallen den Ton so herüberzuschleifen, daß man die dazwischen liegenden Töne mit zu hören bekommt. Das sind kleine Schatten, die sie leicht entfernen kann. Jetzt aber noch eine Bitte. Wir haben des italienischen Gesanges doch recht viel gehabt; wie wäre es, wenn die verehrte Künstlerin nun auch einmal etwas recht Gutes wieder sänge? Denn „es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen." Also ein klein wenig Mozart!

F. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 7. Bremen, 15. Februar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Richard Wagner und seine neuen Opern.

Von F. Pleyer.

Vor etwa vier Jahren erschien im Buchhandel das Textbuch „Tristan und Isolde", welches Richard Wagner für seine gleichnamige Oper nach dem berühmten Gedichte Gottfrieds von Straßburg gearbeitet hatte. Die Oper selbst wird, wie unsere Leser wissen, jetzt in Wien einstudirt, um unter Wagners eigener Leitung in Scene zu gehen. Noch bevor dies Ereigniß nach unendlich vielen vergeblichen Ansätzen wirklich in die Erscheinung tritt, läßt Wagner den Text einer gleichfalls vollendeten Tondichtung „die Meistersinger von Nürnberg" als Buch erscheinen. Wir haben es hier mit einer komischen Oper, dem ersten Versuche des Componisten auf diesem Gebiete, zu thun; die Sache ist also hinsichtlich seiner persönlichen Entwickelung sowohl als auch aus höheren Rücksichten von Interesse, und es wird gestattet sein, bei dieser Veranlassung Wagner und die sogenannte Zukunftsmusik einmal wieder näher in das Auge zu fassen.

Die Wagnerfrage ist nämlich, wie wir im Verlaufe des Winters mehrmals in der Kürze angedeutet haben, in eine neue Phase eingetreten. Wenn der Ausdruck Wagnerfrage gewählt, statt der Sache also, um die es sich handelt, — die heutige Oper und Musik überhaupt —, eine Person in den Vordergrund gestellt wird, so ist das unsererseits keine Incorrectheit. Wagner und seine Freunde haben die Angelegenheit mehr und mehr zu einer persönlichen gemacht, wie das überall da geschieht, wo eine bestimmte Individualität im Hochgefühle ihrer vermeintlichen oder wirklichen Bedeutung sich selbst zum ausschließlichen Mittel- und Brennpunkt einer Frage erklärt. Es kommt nun darauf an, ob ein solches Manöver gelingt. Vorderhand ist das hier der Fall; denn obgleich allerdings Wagner heute durchaus nicht mehr so viel Einfluß auf die öffentliche Meinung übt, wie vor etwa sieben oder acht Jahren, so stehen doch noch rüstige Kämpfer für ihn in Reihe und Glied, und er selbst bemüht sich seit einigen Monaten angelegentlich um neue Erfolge mit neuen Waffen.

Der Hauptstreiter zwar für Wagner, der eigentliche Fahnenträger der Zukunftsmusik, Franz Liszt, scheint vorläufig verstummt zu sein. Nachdem er Jahre hindurch tapfer für seinen Schützling gestritten, seinen Opern die Hallen der deutschen Theater und die Spalten vieler Blätter geöffnet, hat er nun die Waffen jüngeren Händen anvertraut, um selbst zu den Füßen des heiligen Vaters in Rom von seinen Anstrengungen auszuruhen. Mittlerweile trat Wagner selbst auf den Kampfplatz. Er hatte während der in Zürich verlebten Jahre an seinem Riesenwerke, den „Nibelungen", gearbeitet und erklärt, er werde nicht eher vor der größeren Welt wieder erscheinen, als bis diese Oper, die aus vier Opern besteht, fertig sein werde. Indeß hat er seinen Sinn ändern müssen, da sich keine Bühne bereit finden ließ, diese gewaltige Aufgabe in Angriff zu nehmen. Mußte nun der Nibelungenhort also vorläufig noch verborgen bleiben, so wurde der Liebestrank, den Tristan und Isolde einst zu sich nahmen, der Welt kredenzt. Allein auch hier thürmten sich die Hindernisse gigantisch empor. Waren unbefangene Gemüther schon betreten durch die wunderlichen Verse, welche Wagner gedichtet hatte und recht naiv drucken ließ, — das Sonntagsblatt hat im Mai 1859 haarsträubende Proben davon gegeben —, so konnten selbst die begeisterten Verehrer Wagners nicht füglich für solche Poesie eintreten. Die Großherzogin von Baden, welcher die Oper gewidmet ist, befahl eine Aufführung in Karlsruhe. Ein junger Kapellmeister stürzte sich, wie einst Curtius in den Abgrund, in die Partitur, konnte auch bald den ersten Akt auswendig spielen. Die Sänger, welche die Oper studiren mußten, machten aber Meuterei, und Eduard Devrient, der Director der Karlsruher Hofbühne, erwirkte höheren Orts die Genehmigung, die Oper bei Seite legen zu zu dürfen. Ein Mann von solchem Kunstsinn und so eisernem Fleiß konnte nicht in den Verdacht der Intrigue oder Unlust kommen; sein Auftreten ging aus der Ueberzeugung hervor, daß die Oper unsangbar und unaufführbar sei. Zu demselben Resultate gelangten um dieselbe Zeit die Künstler und die Direction der kaiserlichen Oper in Wien, wo man nach einer Reihe von Proben die Sache aufgab.

Inzwischen machte Richard Wagner den Versuch, Paris und somit Frankreich für sich zu erobern. Er wählte zu diesem Zwecke den Tannhäuser. Im Grunde war das eine der vielen Inconsequenzen des Componisten, der seinen Tannhäuser feierlich für einen überwundenen Standpunkt erklärt, weil die Oper, welche unbefangene Leute für die weitaus beste des Verfassers halten, im alten Stile componirt ist. Nun, wer wollte es ihm verdenken, daß er behufs seiner Einführung in Frankreich dasjenige wählte, was am ersten geeignet war, die Pariser zu gewinnen? Die Angelegenheit bot überdies eine pikante Parallele. Wie einst der alte Gluck unter dem Schutze der ihm schwärmerisch ergebenen Marie Antoinette in Paris Triumphe feierte, so sollte nun der

moderne Gluck durch die für ihn schwärmende Fürstin Metternich auf den Brettern der großen Oper Lorbeeren ernten; der Kaiser stellte mit der größesten Freigebigkeit Menschen und Gelder zur Verfügung. Der Erfolg ist bekannt genug, die Acten des Prozesses, der einen so stürmischen Verlauf nahm, sind geschlossen.

Wagner sah sich also wieder auf Deutschland angewiesen; er hatte fast ein Jahr seines Lebens verloren, allein die Energie, welche unter den Eigenschaften des begabten Mannes nicht den letzten Rang einnimmt, war ungebrochen. Da sich um diese Zeit die verschiedenen deutschen Vaterländer, aus denen er seit 1849 verbannt war, allmälig ihm wieder öffneten, so begann er eine Rundreise, auf welcher er nun selbst zum ersten Male seinen Lohengrin auf der Bühne sah; denn es war ihm vor seiner Flucht aus Dresden im Mai 1849 nicht gelungen, diese schon zwei Jahre zuvor componirte Oper zur Aufführung zu bringen. Als er aber selbst den Schauplatz betrat, auf dem er seit dem Jahre 1850 etwa, wo die Liszt'sche Agitation für den Tannhäuser begann, so manche Triumphe gefeiert hatte, denen er in Zürich aus der Ferne zusehen mußte, da hatten sich die Dinge schon wesentlich verändert. Der Feuereifer, mit dem einst Tannhäuser und Lohengrin in die Welt eingeführt waren, hatte bereits erheblich nachgelassen, und in den Becher der Freude, den er nun selbst an die Lippen setzte, mischte sich ein Tropfen Wermuth, denn das Urtheil der Welt stimmte nicht mit dem seinigen.

Beide Opern haben sich auf der Bühne eingebürgert und sind, so viel an ihnen auszusetzen ist, als werthvolle Gaben anerkannt und zu einer sichern Stelle gelangt. Der Lohengrin aber hat sich viel weniger zu behaupten vermocht als der Tannhäuser, während doch jener nach Wagners eigner Meinung weit höher steht als dieser; denn der Lohengrin gilt ihm als sein erstes Werk neuen Stiles, wenn auch dieser Stil in demselben noch nicht mit voller Consequenz durchgeführt ist. Das Publikum aber erwärmte sich weit mehr für den Tannhäuser und gab auch der Aufführung des Rienzi und des fliegenden Holländers, auf welche Wagner jetzt nichts mehr hält, seine Genehmigung, zeigte aber gar keine Neigung, sich für die Nibelungen und den Tristan im vorhinein, wie man in Wien sagt, zu interessiren oder gar zu begeistern, was doch sonst im Stadium der Schwärmerei unter solchen Umständen bereitwillig geschieht.

Welche Lehre liegt in diesem Verhalten des Publikums? Daß es Richard Wagner gerade da und in der Hinsicht am höchsten schätzt, wo er sich selbst unterschätzt und verurtheilt. Wenn er sich in den Formen bewegt, in welchen vor ihm die bedeutendsten Meister unter allmäliger kunstgerechter Ausbildung dieser Formen sich bewegt haben, da stimmt man ihm zu und läßt ihm bereitwillig Gerechtigkeit widerfahren. Wenn er aber diese Formen schmäht und für überwunden erklärt, wenn er, um von den Alten zu schweigen, Weber, Marschner, Spohr, Meyerbeer als unfähige Componisten hinstellt, während er doch gerade in ihren Fußtapfen und bisweilen mit recht bedenklicher Anlehnung an die Geschmähten seine besten Gesangsnummern, seine wirksamsten Effecte zu Stande bringt, während er anderwärts, wo er aus eignem Holze zu schneiden bemüht ist, auf lebhaften Widerspruch und den Vorwurf unschönen Raffinements oder unverhüllter Langerweile stößt — so hat sich damit die öffentliche Meinung in einer Weise ausgesprochen, die zwar von den Organen seiner Partei für kurzsichtig, thöricht, abgeschmackt ausgegeben wird, aber damit doch nicht widerlegt ist. Als man dergleichen vor zehn Jahren öffentlich sagte, erhoben seine schwärmerischen Anhänger ein Zetergeschrei; jetzt werden sie schon kleinlauter.

Wagner muß nun gefunden haben, daß es hohe Zeit sei, den etwas erlahmenden Eifer der Welt für seine Werke neu zu beleben und die seit Jahren versprochene wahre und untrügliche Oper oder vielmehr das musikalische Drama, wie der offizielle Titel lautet, in Scene zu setzen. Und so ist denn nun Wien zum neuen Zion erkoren, von dem die Lehre des Heils ausgehen soll in alle Welt, alle Völker zu entzücken und die Ungläubigen zu bekehren. Ohne Aergernisse und Hindernisse geht es dabei freilich nicht ab. Die Mitglieder der kaiserlichen Oper, welche die Rollen von „Tristan und Isolde“ studiren, verzweifeln schier daran, diese endlosen Recitative auswendig zu lernen, und quälen sich seit Monaten damit ab; bis jetzt scheint man auszuharren und das Wagniß durchführen zu wollen. Der Componist selbst behält Zeit genug, um die Wiener mit einzelnen Nummern der „Nibelungen“ und der „Meistersinger“ bekannt zu machen; auch Leipzig und Prag sind damit bedacht worden. Dagegen wäre denn nichts einzuwenden, doch stoßen wir hier abermals auf eine jener Inconsequenzen, welche Wagner sich selbst so gern vergiebt. Er hat wiederholt erklärt, es sei unkünstlerisch und eine Sünde, Bruchstücke aus Werken aufzuführen, weil damit der Zusammenhang, das höchste Gesetz der Kunst, zerrissen werde. Jetzt führt er abgerissene Sätze aus seinen musikalischen Dramen auf und absolvirt sich selbst von der Sünde.

Es ist natürlich, daß man aus der gedruckt vorliegenden Oper „Tristan und Isolde“ und aus den Berichten über die Bruchstücke aus den anderen musikalischen Dramen sich kein Urtheil bilden kann. Theils soll ein solches überhaupt sich erst an vollendete und öffentlich aufgeführte Werke heften, theils wäre es in diesem Falle schon aus dem Grunde völlig unmöglich, weil die Berichterstatter sich so arg widersprechen, wie es nur bei leidenschaftlich aufgeworfenen Parteifragen der Fall ist. Da es sich hier nicht bloß darum handelt, was Wagner seit zehn Jahren geschaffen hat, sondern zugleich darum, ob wirklich von ihm eine völlig neue und auch von anderen zu beschreitende Bahn eröffnet wurde, so hat die Sache ein tiefes und weit greifendes Interesse. Große Hoffnungen darf man schwerlich hegen. Der Tannhäuser ist vor achtzehn, der Lohengrin vor sechszehn Jahren componirt. Darf man annehmen, daß Wagners Talent seitdem sich so frisch erhalten oder vielmehr sich so bedeutend noch entwickelt habe, daß von ihm eine seinen eignen Angaben entsprechende Ausführung so großer Probleme, wie er sie aufgestellt hat, zu erwarten wäre? Muß man nicht vielmehr die Besorgniß hegen, daß seit sechszehn Jahren die Kluft zwischen dem Wollen und Vollbringen, welche schon der Lohengrin aufdeckt, sich noch erweitert habe? Zeigen nicht die Texte seiner neueren Opern eine höchst bedenkliche Abnahme seiner geistigen Kräfte?

Das sind Fragen, aus denen man nicht Schadenfreude und Tadellust herauslesen möge. Wer ein Herz hat für die Kunst und ihre Förderung wünscht, begrüßt jeden Fortschritt, von wem er immer komme, mit hoher Freude. Aber man verlange nicht, daß ein Versprechen für die That genommen werde. Je lauter und zuversichtlicher die Phrase, um so größer das Mißtrauen, um so strenger die Untersuchung. Diese hat jetzt zu beginnen und erhält mit jedem Tage neues Material. Ein solches liegt in dem gedruckten Texte der „Meistersinger von Nürnberg“ vor; prüfen wir es näher.

Wir haben noch ganz kürzlich an dem Beispiele zweier Opern gesehen, von welcher unendlichen Wichtigkeit die Wahl und Ausführung eines Textes sind. Wie mancher Componist hat es schwer büßen müssen, daß er diese Wahrheit verkannte! Es braucht nur an Mozarts Cosi fan tutte, an Webers Euryanthe, an viele Opern Marschners und Spohrs, — der Jüngeren ganz zu geschweigen, — erinnert zu werden. Eine Fülle vortrefflicher Musik ist durch schlechte Texte zu Grunde gerichtet und liegt in den

Partituren begraben. Wagner hat bei der Wahl seiner Stoffe, wie auch in der Musik selbst, manchen großen und glücklichen Griff gethan. Er theilt zwar mit allen Romantikern die einseitige Vorliebe für mittelalterliche Stoffe und behandelt dieselben überdies willkürlich und phantastisch genug. Aber er hat noch nie einen schlechten, undankbaren, abgeschmackten Text gewählt, arbeitet auch bekanntlich seine Stoffe mit großer Sorgfalt und Liebe selbst aus. Das geschah auch mit der komischen Oper „die Meistersinger von Nürnberg“, die wir uns nun näher ansehen wollen. Da Wagner so großen Nachdruck auf die Textbücher, und zwar mit vollem Rechte, legt, das neueste selbst dem Druck übergeben hat, so ist damit ein öffentliches Urtheil nicht bloß gestattet, sondern auch herausgefordert.

Gleich beim ersten Blick werden wir stutzig. Das Buch umfaßt 140 eng gedruckte Seiten, also etwa so viel, wie sechs resolute, ausgewachsene Operntexte gewöhnlichen Schlages in Summa zu enthalten pflegen. Nun allerdings, das musikalische Drama hat nicht die langen Arien und Duette der alten Oper, die zehn Minuten dauern und doch nur aus zehn Reihen bestehen. Bei der durchcomponirten Oper geht es glatter darüber weg, da das Meiste recitativisch vorgetragen wird. Aber doch, selbst bei der promptesten Expedition, wie viel Zeit erfordern die unzähligen Verse, welche auf 140 Seiten stehen können, ehe sie alle befördert und abgesungen sind! Wie wird der Componist es fertig bringen, innerhalb der Zeit, welche er für eine komische Oper in Anspruch nehmen darf, alle diese Verse absingen zu lassen? „Nun, das ist meine Sache“, wird er erwidern; und er hat recht, uns geht's eigentlich nichts an. So unterdrücken wir denn auch ein Zweites, was uns stutzig gemacht hat, nämlich die enorme Masse von sächsischen Reimen und von fabelhaften Wörtern; denn der Verfasser kann sich in der ersten Hinsicht damit entschuldigen, daß seine anderen poetischen Collegen auch ein weites Gewissen in Sachen des Reims haben, und in der zweiten sich darauf berufen, daß man sich doch in den Geist der Zeit versetzen und demselben auch in der Diction Rechnung tragen müsse. Die Zeit ist nämlich das sechzehnte Jahrhundert, der Ort das alte herrliche Nürnberg, die Handlung hat keinen geringeren Mann zum Mittelpunkt als Hans Sachs, den Schuhmacher und Poeten.

Der Meistersinger sind gerade so viel als der Sänger im Tannhäuser, nämlich sechs, und zwar: Hans Sachs der Schuster, Veit Pogner der Goldschmied, Kunz Vogelgesang der Kürschner, Konrad Nachtigall der Spengler, Sixtus Beckmesser der Schreiber und Fritz Kothner der Bäcker. Beim Beginn der Handlung befinden wir uns in der Katharinenkirche zu Nürnberg, die Gemeinde singt den letzten Vers eines Chorales; es ist der Nachmittags-Gottesdienst zur Einleitung des Johannisfestes. Veit Pogners Tochter Eva, begleitet von ihrer Amme Magdalene, wechselt Blicke mit dem Ritter Walther von Stolzing, der sich an eine Säule lehnt. Magdalene zupft Eva mehrmals und mahnt sie zur Vorsicht. Als die Frauen sich entfernen wollen, tritt Walther heran und erklärt seine Liebe in folgenden Versen:

Fräulein! Verzeiht der Sitte Bruch!
Eines zu wissen, Eines zu fragen,
Was nicht müßt' ich zu brechen wagen?
Ob Leben oder Tod? Ob Segen oder Fluch?
Mit einem Worte sei mir's vertraut: —
Mein Fräulein, sagt —

und nach einigen Unterbrechungen von Magdalenens Seite stellt er die Frage:

Mein Fräulein, sagt, seid ihr schon Braut?

Magdalene meint, darum müßte er den Vater fragen, und treibt fort, ist aber sehr geneigt zu bleiben, als Sachsens Lehrbub David sich zeigt, für den sie ein Tendre hat. Der Ritter erfährt nun, daß am folgenden Tage großer Sängerkampf ist, bei welchem Eva des Siegers Braut werden soll. Eva platzt damit heraus, daß sie Walther wählen werde; in großer Aufregung verspricht er mitzukämpfen und zu siegen, indem er zu Eva sagt: „Für euch Leben und Blut! Für euch dichtender Muth!“ Sie erwidert mit großer Wärme: „Mein Herz, seliger Gluth, für euch liebende Huth!“ Die Frauen verschwinden. Walther bleibt.

Die Lehrbuben der Meister richten nun ein Gestühl her; es soll Nachmittags noch eine Freiung sein, auf der ein Lehrling freigesprochen wird, der nichts wider die Tabulatur verbrochen hat; Meister wird, wen die Prob' nicht reut. Die Lehrjungen stellen unter allerlei Redensarten und geistreichen Witzworten die Bänke zurecht. David unterrichtet sie über den Zusammenhang der Sache, und wie man's anzufangen hat, um ein Singer zu werden. Zur Aufklärung der Sache setzen wir folgende Zeilen hierher; der geneigte Leser wird sich leicht zurechtfinden:

Der Meister Tön' und Weisen,
gar viel an Nam' und Zahl,
die starken und die leisen,
wer die wüßte allzumahl!
der „kurze,“ „lang“ und „überlang“ Ton,
die „Schreibpapier,“ „Schwarz-Dinten“-Weis';
der „rothe,“ „blau“ und „grüne“ Ton,
die „Hageblüh,“- „Strohhalm,“- „Fengel“-Weis';
der „zarte,“ der „süße,“ der „Rosen“-Ton,
der „kurzen Liebe,“ der „vergess'ne“ Ton;
die „Rosmarin,“- „Gelbveiglein“-Weis',
die „Regenbogen,“- die „Nachtigall“-Weis';
die „englische Zinn,“- die „Zimmtröhren“-Weis';
„frisch Pomeranzen,“- „grün Lindenblüh“-Weis'.
die „Frösch,“- die „Kälber,“- die „Stieglitz“-Weis';
die „abgeschiedene Vielfraß“-Weis';
der „verwirrte“ Ton, der „Töne“-Ton,
der „Lerchen,“- der „Schnecken,“- der „Beller“-Ton,
die „Melissenblümlein,“- die „Meiran“-Weis',
„Gelblöwenhaut,“- „treu Pelikan“-Weis',
die „buttglänzende Draht“-Weis' . . .

Das mag vorläufig genügen. Dem Ritter Walther wird bei alledem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopfe herum. David giebt ihm die tröstliche Nachricht, daß derjenige Sieger sei, der in den obigen Formen sich am besten bewege und aus eignen Worten und Reimen eine neue Weise zusammenfüge. Die Lehrbuben haben Katheder und Bänke gestellt, die Meister treten allmälig ein. Wir erfahren aus einem Zwiegespräch Beckmessers und Pogners, daß jener nach dem Besitze Evchens strebt und zu siegen gedenkt. Der Ritter tritt näher und erklärt, er wünsche in die Zunft aufgenommen zu werden. Erstaunen, Mißtrauen. Die Meister sind alle da und werden aufgerufen. Pogner eröffnet mit einer Anrede, die an den Landgrafen im Tannhäuser erinnert, die Sitzung und verspricht dem Sieger seine Tochter. (Diese Scene wurde in Wien gesungen und machte guten Eindruck; die Sprache ist hier ziemlich natürlich.) Es bleibt vorbehalten, daß Eva den Sieger ausschlagen kann, doch darf sie keinen andern begehren. Darüber erhebt sich ein Streit, und die Geschichte ist wirklich ein wenig confus, doch dringt Pogner durch. Meister Kothner trägt nun die Tabulatur vor; sie lautet

„Ein' jedes Meistergesanges Bar
stell' ordentlich ein Gemäße dar
aus unterschiedlichen Gesetzen,
die Keiner soll verletzen.
Ein Gesetz besteht aus zweien Stollen,
die gleiche Melodei haben sollen;
der Stoll' aus etlicher Vers' Gebänd',
der Vers hat seinen Reim am End'.
Darauf so folgt der Abgesang,
der sei auch etlich' Verse lang,
und hab' sein' besondere Melodei,
als nicht im Stollen zu finden sei.

Derlei Gemäßes mehre Baren
soll ein jed' Meisterlied bewahren.
Und wer ein neues Lied gericht',
das über vier der Silben nicht
eingreift in andrer Meister Weis',
des' Lied erwerb' sich Meister-Preis." —
Nun setzt euch in den Singestuhl!

Walther muß beginnen und singt in großer Aufregung. Die Zünftler, über den Eindringling sehr ungehalten, unterbrechen ihn und halten mit ihrer Meinung nicht zurück. Sie rufen:

Wer nennt das Gesang?
's wird einem bang!
Eitel Ohrgeschinder!
Gar nichts dahinter!

Sachs tritt für den Angegriffenen auf und will, daß er zu Ende singen soll. Beckmesser, der das Protokoll geführt hat, ruft:

Was sollte man da noch hören?
Wär's nicht nur uns zu bethören?
Jeden der Fehler groß und klein,
seht genau auf der Tafel ein. —
"Falsch Gebänd," "unredbare Worte,"
"Kleb-Silben", hier "Laster" gar;
"Aequivoca", "Reim' am falschen Orte,"
"verkehrt", "verstellt" der ganze Bar;
ein "Flickgesang" hier zwischen den Stollen,
"blinde Meinung" überall;
"unklare Wort," "Differenz," hie "Schrollen,"
da "falscher Athem," hier "Ueberfall".
Ganz unverständliche Melodei!
Aus allen Tönen ein Mischgebräu'!
Scheuet ihr nicht das Ungemach,
Meister, zählt mir die Striche nach!
Verloren hätt' er schon mit dem acht':
doch so weit wie der hat's noch keiner gebracht!
Wohl über fünfzig, schlecht gezählt!
Sagt, ob ihr euch den zum Meister wählt?

Walther singt weiter, Pogner und Sachs sind für ihn, die andern wider ihn, die Lehrburschen schreien dazwischen. Das Resultat des Finalgesanges ist, daß die Meister rufen: "Versungen und verthan!" Alle gehen in großer Aufregung auseinander.

Im zweiten Aufzuge befinden wir uns vor den Häusern von Pogner und Sachs; es ist heiterer Sommerabend. Die Lehrjungen schließen die Fenster und singen witzige Verse auf David und Magdalene, welche mit jenem kokettirt und des Ritters Schicksal erfährt:

Der Meister freit,
Der Bursche freit!
Da giebt's Geschlamb' und Geschlumbfer!
Der alte freit
Die junge Maid,
Der Bursche die alte Jumbfer!

Pogner kommt mit Eva vom Spaziergange und meint, sie müsse sich recht freuen auf den Johannistag, wo sie den Preis zu ertheilen habe. Sie gehen in's Haus. Sachs kommt mit seiner Arbeit in's Freie und denkt über des Ritters incorrecten, aber doch poetischen Gesang nach.

Es klang so alt, und war doch so neu, —
wie Vogelsang im süßen Mai; —
wer ihn hört,
und wahnbethört
sänge dem Vogel nach,
dem brächt' es Spott und Schmach. —
Lenzes Gebot,
die süße Noth,
die legten's ihm in die Brust:
nun sang er, wie er mußt'!
Und wie er mußt', so konnt' er's;
das merkt' ich ganz besonders:
dem Vogel, der heut' sang,
dem war der Schnabel hold gewachsen;
ward auch den Meistern bang,
gar wohl gefiel er doch Hans Sachsen.

Eva erscheint und scherzt geistreich mit Sachs über Drath und Pech, Singen und Heirathen; sie sucht wegen des Ritters mit ihm anzubinden, läuft aber zornig davon, als der Meister von der Geschichte abräth und meint, er solle sich anderswo sein Glück suchen.

Ja, anderswo soll's ihm erblüh'n
Als bei euch garst'gen, neid'schen Mannsen:
Wo warm die Herzen noch erglüh'n,
Trotz aller tück'schen Meister Hansen.

Bald kehrt sie zurück und trifft auf den gerade heranschleichenden Ritter, dem sie "außer sich" mit folgenden schönen Versen ihr Herz erschließt:

Ja, ihr seid es!
Nein, du bist es!
Alles sag' ich,
denn ihr wißt es,
Alles klag' ich,
denn ich weiß es,
ihr seid Beides,
Held des Preises,
und mein einz'ger Freund!

Walther antwortet in demselben Genre; er ist empört über "dieser Reim-Gesetze Leimen und Kleister" und ersucht Eva mit ihm zu fliehen. Als der Nachtwächter in sein Horn stößt, legt er "mit emphatischer Gebärde die Hand an sein Schwert und starrt wild vor sich hin", indem er ruft "Ha!" Eva bittet ihn, seinen Zorn zu sparen, da es nur der Nachtwächter sei, verschwindet für einen Augenblick und kehrt in Magdalenens Kleidung zurück, um mit Walther zu entfliehen. Doch müssen sie hinter einem Gebüsch sich verstecken, da Sachs ihren Fluchtversuch beobachtet zu haben scheint. Gleichzeitig tritt Beckmesser auf, um der Eva ein Ständchen zu bringen. So wie er ansetzt, singt Meister Hans kräftig, indem er zugleich an einem Paar Schuhe arbeitet:

Jerum! Jerum!
Halla halla hei!
Oho! Trallalei! o he! u. s. w.

Dieser Gesang, Beckmessers Ständchen, Walthers Zornesausbrüche, Evchens Beschwichtigungsversuche, geben ein Ensemble ab, das gewiß nicht wirkungslos sein wird. Es ist bei solchem Lärm ganz natürlich, wenn Beckmessers Ständchen etwas confus so lautet:

"Will heut' mir das Herz hüpfen,
werben um Fräulein jung,
doch thät der Vater knüpfen
daran ein' Bedingung
für den, wer ihn beerben
will, und auch werben
um sein Kindelein fein.
Der Zunft ein biederer Meister,
wohl sein' Tochter er liebt,
doch zugleich auch beweist er,
was er auf die Kunst giebt:
zum Preise muß es bringen
im Meistersingen,
wer sein Eidam will sein.
Nun gilt es Kunst,
daß mit Vergunst
ohn' all' schädlich gemeinen Dunst,
ihm glücke des Preises Gewunst,
wer begehrt mit wahrer Inbrunst
um die Jungfrau zu frein."

Da die Nachtruhe nun einmal gestört ist, kommen Magdalene, David, die Nachbarn und singen wacker mit, wobei die Schimpfwörter so dicht fallen wie die Hagelschlossen. Hallunke, Dummrian,

Lümmel, Schnauze, Plauze — diese und ähnliche schöne Sachen wirft man sich bei der »Keilerei« an den Kopf. Wir geben eine kleine Probe.

Die Nachbarn
(auf der Gasse, durcheinander.)
Euch gönnt' ich's schon lange! —
Wird euch wohl bange? —
Das für die Klage! —
Seht euch vor, wenn ich schlage! —
Hat euch die Frau gehetzt? —
Schau', wie es Prügel setzt! —
Seid ihr noch nicht gewitzt? —
So schlagt doch! — Das sitzt! —
Daß dich, Hallunke! —
Hie Färbertunke! —
Wartet, ihr Racker!
Ihr Maaßabzwacker! —
Esel! — Dummrian! —
Du Grobian! —
Lümmel du! —
Drauf und zu!

Lehrbuben
(durcheinander, zugleich mit den Nachbarn.)
Kennt man die Schlosser nicht?
Die haben's angericht'! —
Nein dort die Schmiede,
Mit Kloben und Niete! —
Die Becker! Die Becker!
Die Ofenhöcker! —
Meinst du etwa mich?
Mein' ich wohl dich? —
Seht nur der Hase!
hat überall die Nase! —
Da hast's auf die Schnauze! —
Herr, jetzt setzt's Plauze!

(Bereits prügeln sich Nachbarn und Lehrbuben fast allgemein durcheinander.)

Gesellen und Bürger
(von allen Seiten dazu kommend.)
'Sind die Weber und Gerber!
Dacht' ich's doch gleich! —
Die Preisverderber!
Spielen immer Streich'! —
Dort den Metzger Klaus,
den kennt man heraus! —
'S ist morgen der Fünfte:
brennt Manchem im Haus!
Zünfte! Zünfte!
Zünfte heraus! —
Schneider mit dem Bügel!
Hei, hie setzt's Prügel!
Gürtler! — Zinngießer! —
Leimsieder! — Lichtgießer!
Tuchscheerer her!
Leinweber her!
Hierher! Hierher!
Immer mehr! Immer mehr!

Die Nachbarinnen
(an den Fenstern, durcheinander.)
He da! dort unten!
Seid doch gescheit!
Seid ihr gleich Alle
zum Streite bereit?
Was für ein Zanken und Toben!
Da werden schon Arme erhoben!
Hört doch! Hört doch!
Seid ihr denn toll?
Sind euch die Köpfe
vom Weine noch voll?
Zu Hülfe! Zu Hülfe!
Da schlägt sich mein Mann!
Der Vater! der Vater!
Sieht man das an?
Christian! Peter!
Niklaus! Hans!
Auf! schreit Zeter! —
Hörst du nicht, Franz?
Gott, wie sie walken!
's wackeln die Zöpfe!
Wasser her! Wasser her!
Gießt's ihn' auf die Köpfe!

(Die Rauferei ist allgemein geworden. Schreien und Toben.)

Endlich will Walther entspringen, Sachs packt und zieht ihn in sein Haus, dem David eins mit dem Knieriemen überhauend, Eva wird ohnmächtig, Beckmesser entflieht, die Nachbarn verschwinden, und der Nachtwächter schließt »mit etwas bebender Stimme« den Aufzug.

Im letzten Akte finden wir am andern Morgen Hans Sachs in seiner Werkstatt über einem Folianten. Walther erscheint, wird vom Meister wegen des kleinen Mißverständnisses der vorigen Nacht aufgeklärt und singt Probe. Der Schüler wächst dem Lehrer unter den Händen und wird von diesem aufgefordert, nun beim Sängerkampfe sich auch so gut zu machen, worauf er abgeht. Beckmesser erscheint, lärmt und poltert anfangs gewaltig, erhält aber dann von Hans Sachs ein Gedicht, welches dieser vorhin gemacht, zum Geschenk. Er beschließt, es zu benutzen, um damit zu siegen, bricht in Freudentaumel aus und singt im Weglaufen:

Freund Sachs, ihr seid ein guter Poet;
Doch was Ton und Weise betrifft, gesteht,
da thut's mir Keiner vor!
Drum spitzt nur fein das Ohr,
und: Beckmesser,
Keiner besser;
Darauf macht euch gefaßt,
wenn ihr ruhig mich singen laßt. —
Doch nun memoriren,
schnell nach Haus!
Ohne Zeit verlieren
richt' ich das aus. —
Hans Sachs, mein Theurer!
ich hab' euch verkannt;
durch den Abenteurer
war ich verrannt:
so einer fehlte uns bloß;
Den wurden wir Meister doch los! —
Doch mein Besinnen
läuft von mir hinnen:
bin ich verwirrt,
und ganz verirrt?
Die Silben, die Reime:
die Worte, die Verse:
ich kleb' wie an Leime,
und brennt doch die Ferse.
Ade! ich muß fort!
An andrem Ort
dank' ich euch inniglich,
weil ihr so minniglich;
für euch nun stimme ich,
kauf' eure Werke gleich,
mache zum Merker euch:
doch fein mit Kreide weich,
nicht mit dem Hammerstreich!
Merker! Merker! Merker Hans Sachs!
daß Nürnberg schusterlich blüh' und wachs!

Es folgt eine Scene zwischen Sachs, Eva und Walther, Magdalene und David, Variationen über das Thema Liebe. Das letzte Finale führt uns auf den Wiesenplan mit Zelten bei Nürnberg. Die Zünfte erscheinen; die Schuster rufen »streck, streck, streck,« die Schneider »meck, meck, meck,« die Bäcker »beck, beck, beck,« und so folgt Witz auf Witz. Die Meistersinger ziehen auf, und nach »längerem Schweigen großer Ergriffenheit« eröffnet Hans Sachs das Gesangsturnier. Beckmesser beginnt, ängstlich in's Blatt sehend, er weiß sein Lernen nicht ordentlich, wird verhöhnt

und stürzt wüthend fort. Walther singt wundervoll und bekommt Evchen; in den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude.

Wir hätten gern noch mehr Proben der Wagner'schen Poesie gegeben, mögen aber einen Prozeß wegen Nachdrucks nicht riskiren. Der Leser wird sich sein Urtheil gebildet haben. Wagner hat wieder einmal eine ganz gute Sache ruinirt. Stoff und Hintergrund sind vortrefflich gewählt und würden, wenn auch die Oper fast wie eine Parodie auf den Tannhäuser aussieht, gewiß eine ganz gute Wirkung machen. Auch an glücklichen Combinationen fehlt es nicht. Aber die Ausführung ist von so haarsträubender Abgeschmacktheit, daß man doch kaum begreift, wie ein Mann von feiner Bildung dergleichen ausdenken, niederschreiben und drucken lassen kann.

Was soll nun werden? — Neulich bemerkte Jemand: Wenn nun Leute kommen und diese komische Oper für unsinnig erklären, so wird Wagner mit überlegenem Lächeln sagen: „Das versteht ihr nicht; alle Componisten, die vor mir sogenannte komische Opern geschrieben haben, waren Thoren und verstanden nichts davon. Meine „Meistersinger von Nürnberg“ sind die erste wirkliche komische Oper.“

Ganz richtig; so wird es kommen.

Kleine Mittheilungen.

* Keltische Sprache und Literaturen. Ueber diesen Gegenstand, der unsere Sprachforscher so viel beschäftigt hat, sprach im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 31. Januar Legationsrath Dr. Meyer, ehemals Secretär des Prinzen Albert. Die geheimnißvolle, räthselhafte Natur des keltischen Volks- und Sprachgebiets ist immer für Poeten und Gelehrte besonders anziehend gewesen. Die Macht und Blüthe der Kelten fällt in eine vorgeschichtliche, wenigstens in eine nicht durch geschriebene oder steinerne Urkunden beleuchtete Zeit. Für den Stammvater der Kelten galt den Hellenen Keltos, der Sohn des Herakles und einer Tochter des Atlas. Ihre Wanderung von Asien nach dem westlichen Europa und Nordafrika dauerte viele Menschenalter. Als die Zeit der keltischen Völker vorüber war, wuchsen über dem Schutt und den Trümmern derselben die Germanen empor. In ihrem Blut, ihrer Sitte und Sprache tragen sie die Erbschaft derer mit sich umher, welche einst den Boden pflügten, deren Herren jetzt sie sind. Bis auf die Gegenwart herab erhielten sich indessen noch ein paar zersprengte Bruchstücke des Stammes in reiner Ursprünglichkeit. Gleich den Resten der vorsündfluthlichen Thiere haben sie sich in den verstecktesten Winkeln der Erde geborgen. Sechs Landschaften nannte der Redner, in denen sich die keltische Race unversehrt bewahrt: das schottische Hochland, das südliche Irland, die Insel Man, Wales, Cornwallis und die Bretagne. Die drei ersteren scheinen von nördlichen Kelten, die drei letzteren von den Söhnen der Stämme bevölkert, die einst, in südlicher Richtung vordringend, ihre asiatische Heimath verließen. Die Sprache jener, die gälische oder irische, ist die ältere. Das Idiom der Südkelten, das gallische oder welsche, erscheint mit allerhand neueren Elementen vermischt. — Von einer keltischen Literatur jetzt noch zu sprechen, könnte befremdlich erscheinen, und doch hat eins ihrer Werke, die Lieder Ossians, in der Geschichte der Poesie Epoche gemacht und die ganze gebildete Welt in Erstaunen gesetzt. Daß der Ossian Macphersons unecht, ist ja allerdings erwiesen, allein seine Gesänge sind doch ihrem innersten Wesen nach Schöpfungen des keltischen Volksgenius, der Wiederhall einer untergegangenen poetischen Welt. Die zerstreuten irischen Melodien und Sagen, die dichterischen Vermächtnisse aus einer um ein Jahrtausend zurückliegenden Zeit hat Macpherson gesammelt, aneinandergereiht, überarbeitet, aber seine Zuthaten ließen sie in ihrem tiefsten Kern unangetastet. Der vorwiegende Inhalt des Ossian ist eben so echt nationalen Ursprungs wie der der schottischen Lieder von Beethoven. Der eine wie der andere haben nur die alten Schätze gehoben und sie dem allgemeinen Besitz und Genuß zugänglich gemacht. Charakteristisch für den Ossian wie für die ganze keltische Dichtung ist die Gluth des Kolorits und dabei die Zerflossenheit der Zeichnung, der jähe Wechsel zwischen anstürmender Kraft und in sich zurücksinkender Weichheit, die Auflösung und Umdeutung des realen Lebens in die zerfließenden Nebelbilder eines phantastischen Traums. Ein tiefer Ton der Klage klingt überall hindurch. Wir vernehmen hier den Todtengesang eines Volkes, das von dem Vorgefühl seines unabwendbaren Geschickes erfüllt ist. In der gesammten keltischen Poesie lassen sich drei Hauptgattungen unterscheiden: die lyrische Dichtung, die didaktische Triade und das allegorische Märchen. Von jener theilte der Redner in einigen religiösen, aus unvermischt heidnischen Anschauungen hervorgegangenen Schlachtgesängen interessante Proben mit. Die didaktische Triade suchte mit Hülfe der Dreizahl irgend einen Satz aus dem Gebiet der Erfahrung, der Ethik, der Religion, dem Gedächtniß einzuprägen. Auch zu humoristischen Zwecken wurde sie häufig benutzt. Als Beispiele solcher Lehrsprüche wurden u. A. die folgenden angeführt: „Drei Dinge sehen im Dunkeln: der Genius, das Gewissen und die Liebe.“ „Drei Schutzwaffen hat das weibliche Geschlecht: das Kind seine Unschuld, das Mädchen seine Schönheit, die Frau ihre Zunge.“ „Dreierlei sieht man am liebsten hängen: einen nassen Hut, einen gesalzenen Fisch und einen Geizhals.“ „Ueber Dreierlei lacht der Narr: über das, was er versteht, was er nicht versteht und über alles Andere.“ In der Gattung des allegorischen Märchens gehört die Sage von König Arthus und der Tafelrunde, in die sich ethische und astronomische Anschauungen vielfach verschlingen. (Diejenigen, welche sich für diesen Gegenstand interessiren, verweisen wir auf die Artikel von Ferd. Lotheißen in den Nummern 38 und 39 des Jahrgangs 1862 unseres Sonntagsblattes).

* Das Wormser Lutherdenkmal. Dem „deutschen Museum“ entlehnen wir folgende kritische Mittheilung: Während das von dem verewigten Rietschel entworfene und begonnene Wormser Lutherdenkmal in rüstigem Fortschreiten begriffen ist (zu den noch von Rietschel selbst vollendeten Standbildern Luther's und Wiclef's sind neuerdings die Statuen Savonarola's von Donndorf und Huß' von Kietz hinzugekommen, beide, wie competente Stimmen aus Dresden versichern, streng nach der von Rietschel gefertigten Skizze ausgeführt und des heimgegangenen Meisters vollkommen würdig), währt der Streit über den Platz, wo das Denkmal aufgestellt werden soll, noch immer fort. Zwar unter den stimmfähigen Beurtheilern ist kein Streit darüber, vielmehr stimmen die gründlichsten Quellenforschungen der Geschichtschreiber der Stadt Worms (wie Pauli und Lange) darin überein, daß Luther in Worms nicht im Rathhause, sondern in dem ehemaligen Bischofshofe vor Kaiser und Reich stand. Dieser Bischofshof wurde bei der Zerstörung von Worms durch die Franzosen zu Ende des 17. Jahrhunderts in Trümmer gelegt, der Grund und Boden jedoch, wo er gestanden, ist noch jetzt unbebaut, es ist ein Gartenplatz, der sich im Besitz des Hauses Cornelius Heyl in Worms befindet. Die Heyl'sche Familie nun — es mag hier unerörtert bleiben aus welchen Gründen —

macht Schwierigkeiten, den Platz zur Errichtung des Denkmals abzutreten, ihre Anhänger und Freunde aber suchen diese Weigerung dadurch zu unterstützen und sogar zu rechtfertigen, daß sie beweisen wollen, nicht der ehemalige Bischofshof, also der jetzige Heyl'sche Garten, sondern das Rathhaus sei der Ort, wo Luther sein berühmtes „Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders, Amen!“ gesprochen, bekanntlich der Moment, in welchem Rietschel den großen Reformator dargestellt. Zu diesen Wortführern und Verfechtern der Heyl'schen Familieninteressen gehört nun auch der Verfasser des obengenannten Schriftchens; wenn die Familie Heyl jedoch keinen geschickteren Advokaten findet, so kann man ihr nur rathen, den Streit überhaupt fallen zu lassen. Der Hauptbeweis, auf den Herrn Hohenreuther seine Behauptung, als habe jene berühmte Reichsversammlung nicht im Bischofshof, sondern im Rathhaus stattgefunden, zu stützen sucht, besteht darin, daß er die bekannten Stellen aus Spalatin's „Annalen“, in denen ausdrücklich das Gegentheil bezeugt wird, für das Einschiebsel eines Dritten erklärt. Vor solcher Beweisführung freilich muß jeder Widerspruch verstummen, sie ist durch sich selbst gerichtet und bedauern wir nur das schöne starke Papier, auf welchem die Hohenreuther'sche Schrift gedruckt ist.

Horace Vernet †. Der am 17. Januar verstorbene größte Schlachtenmaler Frankreichs, der gefeierte Darsteller der „Glorie der großen Nation“, war am 30. Juni 1789 zu Paris geboren. Sein Geburtshaus ist der Louvre, wo sein Vater und Großvater, ebenfalls zwei ausgezeichnete Künstler, wohnten, und wohin jetzt wohl, der bestehenden Sitte gemäß, die hervorragendsten seiner Werke aus den andern französischen Galerien übersiedeln werden. Schon 1810, nachdem er zuvor eine Zeitlang Kriegsdienste gethan hatte, begann Vernet's Künstlerlaufbahn, die er jedoch 1814 wieder verließ, um noch einmal den Fahnen des Kaisers zu folgen. 1817 erschien dann seine „Maurenschlacht von Tolosa“, zwei Jahre später die „Ermordung der Mameluken“. Damit war der Weg zu den großen, die Gegenwart illustrirenden Geschichtsbildern geöffnet, auf welcher Vernet's schönste Lorbeeren wachsen sollten. 1822 — 23 malte er für den damaligen Herzog von Orleans (später König Ludwig Philipp) eine Folge napoleonischer Schlachten, in den Jahren darauf die berühmten historischen Genrebilder aus dem Leben des Kaisers, den „Gardisten von Waterloo“, das „Trompeterpferd“ u. a. Durch die Ernennung zum Director der französischen Academie in Rom (1828), sowie durch mehrmalige Reisen nach Afrika erhielt seine Kunst vorübergehend eine andere Richtung — „Judith und Holofernes“, „Rafael und Michel Angelo im Vatikan“, dann die reizvollen biblischen Bilder in modernem Costüm stammen aus dieser Zeit, — um jedoch bald nachher wieder in die nationale-militärische Bahn einzulenken. In den Jahren 1836 — 48 entstanden jene Riesenschlachtgemälde, welche die Gallerie von Versailles namentlich zu einem Ruhmestempel des jungen Frankreichs gemacht haben. 1852 kam dazu noch die Schilderung der „Einnahme Roms“. Der Künstler bewahrte sich bis in das höchste Alter die seltenste Frische und eine staunenswerthe Productionskraft. Er starb kinderlos, 74 Jahre alt.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Preußen vor fünfzig Jahren. Von F. Pflug. — Der 15. Februar 1763. Von H. von Schmettau. — Schillers Geistesgang. Von A. Kuhn. — Von Nord und Süd. Kunst- und Reisebriefe. Von A Stifft. — Gleichnisse und religiös-sittliche Lebensbilder. Von F. Schnell.

* Kaulbachs Goethebilder. „Goethe's Frauengestalten“, nach Handzeichnungen von Wilhelm von Kaulbach mit erläuterndem Texte von Ad. Stahr (Verlag von Friedrich Bruckmann in Stuttgart), deren erste Lieferung vor einiger Zeit erschien, sind bis zur vierten Lieferung fortgeschritten und weisen in ihrer Fortsetzung dieselben Eigenschaften auf, welche wir ihnen im Beginne nachrühmten (sagt die Kölnische Zeitung). Die beiden vorliegenden Hefte enthalten „Hermann und Dorothea“, zwei Darstellungen „Gretchens“ und „Iphigenie“. Wir enthalten uns jeder genaueren Beschreibung, da die Compositionen durch die großen, brillanten Photographien allgemein bekannt sind. Der originelle Meister zeigt sich uns allerdings nicht in treuester Nachdichtung Goethe'scher Weiblichkeit, sondern, der Eigenartigkeit seiner Natur gemäß, kräftig, nordisch, fast reckenhaft. Es sind eigentlich durch und durch Kaulbach'sche Frauengestalten, die unser größter Dichter angeregt hat. Gleichwohl wird sich Jedermann an der bildnerischen Kraft des Künstlers erfreuen. Der Text Stahr's geht fein und sinnig entwickelnd auf Dichter und Illustrator ein. Was die Ausstattung betrifft, so ist dieselbe vorzüglich zu nennen. Die Kupferstiche sind trefflich und die Typographie ist ausgezeichnet. Das deutsche Volk wird in diesem Werke um ein schönes Buch reicher.

* Charlotte Schiller. Von dem Briefsammelwerk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (Stuttgart, Cotta'scher Verlag) ist jetzt der zweite Band erschienen. Den Anfang bilden die auf die Familien bezüglichen Briefe, von Schiller's Schwiegermutter, seiner Schwägerin (Karoline von Wolzogen) und von deren zweitem Gatten (Wilhelm von Wolzogen), so wie die auf das Fortkommen der Söhne bezüglichen der Erbgroßherzogin von Weimar, des Generals von Wolzogen und Wilhelms von Humboldt. Den zweiten umfangreicheren Theil bilden die Briefe der Erfurter und Weimarer Freunde: des Capitäns Henry Heron, der späteren Gattin Wilhelms von Humboldt (Karoline von Dachröden), der Frau von Kalb, Goethe's und der Frau von Stein. Daran schließt sich der dänische Kreis. Hier erhalten wir (sagt die „Süddeutsche Zeitung“) die Briefe des Grafen und der Gräfin von Schimmelmann, wie einige von Baggesen's Gattin und Ida Brun. Einem dritten Bande sind die Jenaer, Dresdener, Heidelberger und schwäbischen Freunde (Adlerskron, Fischenich, Graß, Harbauer, Hoven, Knebel, Körner, Niethammer, Paulus, Schönberg, Stock, Heinrich und Ernestine Voß und Andere) vorbehalten. Vollständig mitgetheilt sind hier nur Goethe's Briefe, die übrigen mit Auswahl oder mehr oder weniger verkürzt, was dem Herausgeber (Professor Urlichs) bei Frau von Humboldt und Frau von Stein, nach eigenem Bekenntnisse, schwer geworden.

* Aus der Theaterwelt. Ein neues vieractiges Schauspiel „Eglantine“ von Eduard Mautner in Wien, dem Verfasser des „Preislustspiels“, wird auf dem Burgtheater bei ausgezeichneter Besetzung mit Erfolg gegeben. Der Grundgedanke und die Handlung scheinen dabei allerdings den geringsten Theil des Verdienstes zu haben, einen größeren mehrere wirksame Scenen, den bedeutendsten die Darstellung. Die Wiener „Recensionen“ sagen: Der Grundgedanke ist an sich allerdings ein schöner und echt poetischer, allein um ihn würdig und ergreifend durchzuführen, fehlt Herrn Mautner die Tiefe der Auffassung und der poetische Sinn. Mit seiner Eglantine wollte Herr Mautner zeigen, daß einerseits nur ein durch Leiden geläutertes Gemüth die höchste Stufe in der Kunst zu erklimmen vermag, und andererseits, daß für den Auserlesenen die Kunst das Höchste sei, daß sie einen Ersatz für ein zerstörtes Lebensglück bieten und selbst die Liebe bezwingen könne. Daß diese Absicht des Verfassers erst gegen den Schluß des Stückes klar hervortritt, ist ein Fehler; ein zweiter liegt in den kleinlichen und prosaischen Beweggründen, welche vorgebracht werden, um das in Eglantine schlummernde Künstlerbewußtsein zu wecken. Was die Charaktere betrifft, so sind sie vom Verfasser eigentlich nur skizzirt, nur in den äußeren Umrissen gezeichnet; die Ausführung hat er den Darstellern überlassen und ist dabei vortrefflich gefahren. Der schwächste Theil des neuen Schauspiels ist der Dialog. Die Sprache ist wohl durchaus glatt, fließend, man könnte sie salonfähig nennen, aber allzureich an Gemeinplätzen und oft gehörten Phrasen, und da, wo sie sich erheben will,

doch ohne eigentlichen Schwung. — Roderich Anschütz in Wien, der Dichter des Trauerspiels „Johanna Gray“, das vor einigen Jahren einen Anstandserfolg erlebte, hat ein Drama vollendet, dessen Held Kunz von Kauffungen, der Prinzenräuber, ist. Schon mehrere Dichter haben sich an diesem Stoffe versucht, dem es an eigentlich tragischem Gehalte gebricht. — In Berlin giebt man mit leidlichem Erfolg ein Lustspiel „die Verschwörer“ von Hermann Hersch, dem Verfasser von „Anna-Lise“, der es seit diesem Stücke nicht mehr zu einem glücklichen Griffe zu bringen vermochte. — Abermals ist eine neue Bearbeitung des Moliere'schen „Tartüffe“ für die deutsche Bühne angefertigt worden, und zwar durch den bekannten Schauspieler Grunert in Stuttgart. — Oscar von Redwitz hat sein Lustspiel „Die Gräfin aus der Provence“ nach der ersten Leseprobe, welche in München bereits stattgefunden hatte, wieder zurückgezogen. — Die Commission zur Berathung über den vom Könige von Preußen ausgesetzten, am 10. November dieses Jahres zu ertheilenden dramatischen Preis (zum Andenken Schiller's) besteht für dieses Jahr aus folgenden Mitgliedern: aus dem Generalintendanten v. Hülsen, dem Geh. Legationsrath Abeken, dem Geh. Regierungsrath Professor Boeckh, dem Geh. Regierungsrath Pinder, den Professoren Mommsen, Hotho und Curtius, dem Director des Hoftheaters Devrient zu Karlsruhe und dem Hofrath Freytag zu Siebleben bei Gotha.

* Vermischte Nachrichten. Die Angelegenheit der Restauration der schönen Stephanskirche in Wien ist nach einem langen Streite zwischen der Kunst und den Behörden endlich in ein glückliches Stadium getreten. Die Leitung des Baues ist auf den Vorschlag der Wiener Akademie der bildenden Künste in die Hände des Professors Friedrich Schmidt gelegt worden. Die Wiener „Recensionen“ sagen bei dieser Gelegenheit: Es kann uns nur hoch erfreulich sein, daß hiemit das Schicksal des großartigsten Bauwerkes Deutsch-Oesterreichs einem Manne anvertraut ist, welcher zu den tüchtigsten deutschen Architekten und zu den feinsten Kennern der Gothik zählt. Aus Zwirner's Schule hervorgegangen, führte Fr. Schmidt bereits als junger Mann mehrere Jahre hindurch selbständig die technische Bauleitung des Kölner Domes und kam dann 1857 als Professor der Architektur an die Akademie der Künste nach Mailand. Seit der politischen Wendung der Dinge lebt Professor Schmidt in Wien als Lehrer der Akademie und hat sich hier sowohl durch seine pädagogischen Leistungen, als auch durch eine Reihe praktischer Bauführungen in weitesten Kreisen bekannt und beliebt gemacht. Von seinen Kirchenbauten wollen wir nur die Lazaristenkirche, die Pfarrkirche in Fünfhaus und eine gothische Kirche in Graz hervorheben. — In Wien starb am 19. Januar im Alter von 73 Jahren ein verschollener Mann, der einst viel genannt wurde, Hermann Herzenskron. Er war seiner Zeit ein beliebter Volkslustspieldichter. Die „Modethorheiten“, womit er vor mehr als fünfzig Jahren debutirte, erlebten über hundert Wiederholungen. Obwohl er vorzüglich für das Carltheater schrieb, so versah er bei der Fruchtbarkeit seines Talents und seiner Gewandtheit auch andere Bühnen, darunter das Burgtheater, mit seinen Erzeugnissen. Außerdem schrieb er noch für Almanache und Journale humoristische Aufsätze, die gern gelesen wurden. Dabei stand er mit fast allen literarischen Persönlichkeiten Wiens in Verbindung, war wegen seiner Gutmüthigkeit und Gefälligkeit überall gern gesehen und gehörte zu den Freunden Bäuerle's, Saphir's, Castelli's und Weidmann's. Seit dem Tode eines hoffnungsvollen Sohnes schwand sichtlich seine physische und geistige Kraft. — Das famose Halsband der Königin Marie Antoinette wird nach beinahe einem Jahrhundert nochmals Veranlassung zu gerichtlichen Debatten geben. Der Cardinal Rohan hatte in dem Prozeß, in den er verwickelt worden war, den Verkäufern des Halsbandes, den Juwelieren Böhmer und Bassange, einen Schuldschein von 1,900,000 Frcs. ausgestellt, die Schuld aber nicht bezahlt. Später übertrugen die Gläubiger einen Theil ihrer Forderung, 800,000 Frcs., auf einen gewissen Gabriel Deville. Auch diese Summe wurde nie bezahlt, und es sind heute die Erben dieses Deville, welche gegen die Erben der Erbin des Cardinals, der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort, klagbar geworden, indem sie dieser vorwerfen, das Activvermögen der Hinterlassenschaft nicht richtig angegeben zu haben.

* Bremen, 11. Febr. Herr Dr. Buchenau behandelte am 6. Febr. das innere Leben der Pflanze, besonders die Leitung des Saftes und die damit verbundene Ernährung. Er verbreitete sich ausführlich über die von Malpigi an Obstbäumen entdeckte Saftströmung, welche eine doppelte ist. Einmal nämlich steigt Saft im Splint herauf (der primäre Saftstrom). Er dient vorzugsweise dazu, das Leben der Blattes, des Magens der Pflanze, zu unterhalten. Sodann steigt Saft durch die Rinde herab (secundärer Strom). Diese bewirkt die Holzbildung, Verdickung des Stammes und theilt sich der Wurzel mit. Schließlich wurden die Erscheinungen des Blutens der Bäume und des Thränens der Weinrebe erklärt. Diese letzte Erscheinung ist einer aus der Wurzel stammenden, ihrem Wesen nach noch nicht erforschten Druckkraft zuzuschreiben. — Herr Kohl trug in seiner letzten Vorlesung „Erinnerungen an den Kaiser Nicolaus“ vor. Bekanntlich verlebte Kohl mehrere Jahre in Rußland, und die dort gewonnenen Anschauungen und Eindrücke bildeten nun die Hauptzüge des interessanten Porträts, welches er von jenem so außerordentlich gefürchteten und einflußreichen Selbstherrscher entwarf. Seine äußere Erscheinung, Gewohnheiten und Lebensweise, sein ungeheurer persönlicher Einfluß im eignen Lande, in Europa und bis nach Arabien und Egypten hin, seine Umgebung, seine Neigungen und Abneigungen wurden lebhaft charakterisirt. Mit einem gewissen Behagen erblickte man in dem Bilde, welches der Redner zeichnete, manches schöne Licht und Freundliches. Dahin ist namentlich die einfache, nüchterne Lebensweise, die Enthaltsamkeit und Strenge des Kaisers gegen sich selbst, seine Neigung zum Familienleben, seine Liebe zu Kindern, seine Gewissenhaftigkeit in der Erziehung seiner Kinder zu rechnen. Auf der andern Seite fehlte es auch an düstern Zügen nicht, und besonders ausführlich und wahr wurden die unheilvollen Folgen seiner despotischen Herrschaft geschildert. Durch sein selbstherrisches, den Willen und die Eigenthümlichkeit Anderer nicht achtendes Regiment wurde sein Volk moralisch corrumpirt, zu Betrug und Verstellung, zur Heuchelei und Bestechlichkeit nothwendig angeleitet. Die Parallele, welche der Redner hinsichtlich der Verwaltungs- und Gesetzgebungsgrundsätze mit einem freien Staate zog, war vortrefflich, und gleichsam als Bestätigung diente dazu die Schilderung des tragischen Endes des Nikolaus, der noch zuletzt alle seine Anstrengungen vergeblich, seine eigenen Schöpfungen vernichtet, sich selbst von denen, die er für seine besten Freunde hielt, verlassen sehen mußte.

Herr Kapellmeister Ferdinand Hiller aus Köln wird am 15. Februar hier eintreffen, um selbst die letzten Proben seiner Oper „die Katakomben“ zu leiten. Auch die beiden ersten Aufführungen, welche für den 19. und 21. Februar in Aussicht gestellt sind, wird er dirigiren. Die Hauptrollen sind in den Händen der Frau Haase-Capitain und des Fräuleins Boß.

Geographische Preisfrage.

Die Erdkunde hat neben ihrer wissenschaftlichen auch eine praktische Bedeutung, welche für alle am Weltverkehr theilnehmenden Nationen eine Uebersicht des auf ihrem Gebiete Geleisteten, entweder im Allgemeinen oder nur zu bestimmten Zwecken, von Zeit zu Zeit wünschenswerth erscheinen läßt. Unter den praktischen geographischen Fragen aber ist die auf die Auswanderung bezügliche eine der wichtigsten. Die Ansiedelungen im Auslande können der Geographie sehr dienstlich sein, wie den ersteren weitere Fortschritte durch die letztere in Aussicht stehen.

Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig hat sich daher veranlaßt gesehen, in der Sitzung vom 22. November 1862 folgende Preisfrage zu stellen:

„Welche sind die geographisch-statistischen und politisch-commerciellen Verhältnisse derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung vorzugsweise gerichtet gewesen ist, und welche Länder empfehlen sich hiernach am meisten für eine wohlorganisirte deutsche Colonisation?“

Es wird bei Bearbeitung dieser Aufgabe nicht nur auf Klima, Bodengestaltung, Bewässerung, Culturfähigkeit, Producte und Bewohner der betreffenden Länder, sondern auch auf die Verbindungswege mit dem Mutterlande, sowie auf die physikalisch-geographischen Verhältnisse, welche auf den Verkehr mit Deutschland fördernd oder hemmend einwirken, Rücksicht zu nehmen sein.

Der ausgesetzte Preis beträgt Einhundert Thaler. Die Bearbeitungen müssen in deutscher Sprache abgefaßt sein und bis spätestens am 30. Novbr. 1863 bei dem Schriftführer des Vereins, Dr. Henry Lange in Leipzig (Rosenstraße 4) eintreffen, an welchen sie portofrei in der Weise anonym einzusenden sind, daß jede derselben mit dem nämlichen Motto wie das den Namen und die vollständige Adresse des Verfassers enthaltende versiegelte Couvert versehen wird. Die Veröffentlichung der motivirten Urtheile erfolgt im März 1864.

Gemäß dem vom Vereine aufgestellten Preisfragenregulativ wird das Manuscript jeder mit dem Preise oder einem Accessit gekrönten Arbeit Eigenthum des Vereins, jedoch so, daß es dem Vereinsvorstande freisteht, jede solche Arbeit entweder ganz oder auszugsweise oder theilweise drucken zu lassen, ohne daß der Verfasser noch auf Honorar Anspruch zu machen hätte; doch ist der Vereinsvorstand befugt, dem Verfasser eine anderweitige Veröffentlichung seines Werkes im ersten Falle nach Jahresfrist, im zweiten und dritten Falle sofort zu gestatten.

Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig.

Prof. Dr. J. V. Carus, d. Z. Vorsitzender. — Dr. A. A. Barth, d. Z. Cassirer.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 8. Bremen, 22. Februar. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Eine Begegnung mit Bugomil Goltz.

Von A. von Eye.

Gegen Ende meines Aufenthalts in Düsseldorf überbrachte mir ein Freund eine Einladung für den Abend zu Professor Scheuren mit dem Bemerken, daß der berühmte ägyptische Reisende Bogumil Goltz von der Gesellschaft sein werde. Ich machte ein zweifelhaftes Gesicht, wie wenn uns Jemand als bekannt vorgeführt wird, dessen wir uns doch nicht entsinnen; aber einige Bemerkungen meines Freundes spannten meine Aufmerksamkeit, und ich griff zum Champollion-Figeac, um bei den bevorstehenden Erörterungen nicht als ganz Unkundiger zu erscheinen. Einige Stunden später war die Gesellschaft vereinigt. Unter acht bis zehn bekannten Personen nahm ich eine unbekannte wahr, einen Mann von mittlerer Größe und kräftigem, gedrungenem Bau, der der Botschafter von den Pyramiden sein mußte. Im wirren Spiele des Lichtschimmers machten sich die Züge des Gesichtes wenig bemerkbar; seine erste Erscheinung hatte nichts besonders Anziehendes und sein Benehmen wenig Entgegenkommendes. Er faßte offenbar weniger den Einzelnen in der Gesellschaft, als diese im Ganzen ins Auge und schien durch die Formen des ersten Bekanntwerdens einigermaßen sich belästigt zu fühlen. Die Spenden unserer freigebigen Wirthin beunruhigten ihn offenbar, und während Thee getrunken wurde, kam eine lebendige Unterhaltung nicht zu Stande. Er wies sogar die Aufforderung, von dem fremden Lande zu erzählen, mit Ungeduld ab, indem er betheuerte, daß Nil- und Theewasser sich nicht vertrügen. Als aber die Anzeichen hervortraten, daß von den Anwesenden dem materiellen Bedürfnisse Genüge gethan, und eine gewisse behagliche Ruhe sich verbreitete, erbot sich Goltz, aus seiner Reise, die er schon beschrieben, einige Stücke vorzulesen. Er begann, aufgefordert, sogleich damit und führte das Gelesene durch mündliche Erläuterungen weiter aus.

Wie lange er so gelesen und gesprochen, vermöchte wohl Keiner aus der Gesellschaft zu bestimmen, denn wir alle fühlten uns bald wie durch Traumes Gewalt in eine fremde Märchenwelt versetzt und erlebten Wunderdinge, für die keine Zeit mehr nach Stunden zu messen war. Goltz offenbarte eine Darstellungsgabe, für die keine zweite zur Vergleichung herangezogen werden kann Wir machten in dem Augenblicke sämmtlich die Reise mit ihm, ja, machten sie in seiner Begleitung, wie wir sie allein nie würden machen können, auch wenn wir wirklich über Meer führen. Denn des Zauberers Macht wirkte nicht allein, indem er uns vom trägen Ufer des Niederrheins in das Gewirre der Straßen Kairo's, den Tumult der Nilhäfen, in den Brand der Wüste und die Nacht der Pyramiden versetzte, nein, er schuf auch das Land erst, wohin er uns führte. Denn solch ein Aegypten, wie er es malte, existirt für keinen Anderen, weil kein Anderer wie er es sieht. Und doch war Alles, was er vorbrachte, die reinste Naturwahrheit, nur Wahrheit, die bisher Keiner an den Dingen entdeckt, von einem Standpunkte aus gesehen, den er zuerst eingenommen, und aus einer Tiefe der Wesenheit gewonnen, die dort Niemand zuvor gesucht. Da handelte es sich nicht um sogenannte Resultate für die Wissenschaft, um das Maß dieser oder jener Pyramide, um die Erklärung einer Inschrift, nicht um pittoreske Scenerien, die etwa für ein Skizzenbuch taugten, nicht um spannende Abenteuer — obwohl es auch an all' diesem nicht fehlte —, das ganze Aegypten stellte sich dar, Land und Volk, wie es in Geschichte und Gegenwart leibte und lebte und wie es vor dem Throne Gottes Rechenschaft darüber zu geben hat.

Goltz war, das bemerkten wir bald, ein Reisender eigener Art. Um der Misere unseres conventionellen Lebens einmal zu entgehen, war er über Meer gezogen, und wahrlich! wenn er jenes mit dem Scharfblick und dem tiefen Bedürfniß für würdigeres Menschendasein angesehen hatte, die er mit nach Aegypten genommen, so mußte er hinreichend davon übersättigt sein. Von Aegypten aber kehrt er zurück, schwärmend für Aktenstaub und den Anblick eines Polizeisoldaten!

Nicht als Geschichts- oder Naturforscher, nicht als reisender Künstler oder Missionär, sondern rein als Mensch hatte Goltz sich in jene Rumpelkammer ältester Geschichte und neuester Geschichtslosigkeit begeben, und der sittliche Mensch war es auch, der seine Anschauungen in Betrachtung und Erzählung formulirte. Die Gefahr aber, von diesem Standpunkte aus ein bloßes moralisches Phantom zu bieten, ward vollständig beseitigt durch die Tiefe und Umfassungskraft der philosophischen Speculation, die jede Erscheinung auf ihren natürlichen, nothwendigen Grund zurückführte, durch die kindliche Unschuld des Redners selbst, die instinctartig auch in der ungeheuerlichsten Verworrenheit noch den Kern menschlichen Daseins zu treffen und von dort aus einen Hauch der Anmuth über das Angeschaute zu verbreiten wußte; endlich durch eine ganz ungewöhnliche Kraft der Darstellung, durch die er sich jedes eigenen Urtheils überhob, vielmehr dasselbe im Hörer durch

die Schilderung hervorrief. Goltz war in seinen Beschreibungen und Erzählungen Dichter, Bildhauer und Maler, wie er denn auch in der Kunst nach allen drei Richtungen sich versucht, sogar einen Lehrkursus als Bildhauer durchgemacht hat. Alles, was er vorführte, stand da vollkommen gerundet und im hellsten Glanze der Farben; Alles war belebt und wirkte wie ein Lebendiges. Der in seinem Innern mit dämonischer Kraft gährende Geist wußte selbst aus dem Staube der Wüste, aus der Härte des Granitblockes den Funken zu lösen, der sie zu Theilnehmern der warm athmenden Welt berechtigt. Die überraschendsten Wendungen, die unerhörtesten Ausdrücke standen ihm zu Gebote; er ruhte nicht, bis er eine Sache in der Beschreibung bis auf den Grund erschöpft, und brauchte nöthigenfalls zehn, zwölf Ausdrücke für denselben Gegenstand. Den ganzen Vortrag würzte sein westpreußischer Humor, der um so ungezügelter sich erging, je mehr er in sich selbst die Sicherheit trug, daß er nie die Grenze des Geziemenden überschreiten könne.

Des Erzählers Darstellungsgabe war noch lange nicht erschöpft, als der Hörer Fassungsvermögen schon nachhinkte, und bei der ersten Pause zeigte sich, wo Jeder war stehen geblieben. Mintrop, der liebenswürdige Kinderraphael, dem seine frühere ländliche Beschäftigung noch frisch in der Erinnerung lag, hatte genug, als er von einem Lande hörte, in dem es oft Jahre lang nicht regnet. Ein Landschafter suchte die Schilderung einer ägyptischen Mittagsscenerie festzuhalten, in der, wie im Zaubermärchen, die ganze Erde sich in farbiges Feuer aufzulösen scheint. Ein Dritter schauerte noch zurück vor dem antediluvianischen Schnaufen eines Kameelkopfes, den Goltz mit einem an ein Vorgebirge gebundenen Rachen verglich, der schäumend und „blubbernd“ beständig hin- und herfährt. Die Einbildungskraft unseres genialen Wirthes war so mit Bildern überfüllt, daß er höchst aufgeregt, bald an dieses, bald an jenes Stück der Erzählung sich erinnernd, seine Bewunderung zwischen dem Berichteten und dem Berichterstatter theilte. Bei mir hatte die merkwürdige Erscheinung des letzteren endlich auch den Gegenstand seiner Schilderung in den Hintergrund treten lassen, und erst jetzt fiel mir auf, wie das Aeußere des Mannes ganz seinem Innern entsprach. Sein ganzer Körperbau war kräftig wie sein Geist — hatten doch seine Schultern den Streichen der Nilräuber widerstanden und seine Faust eine wilde arabische Buhlerin zu Boden geworfen. Höchst bedeutend erschienen der Schnitt und die Züge seines Gesichtes. Eine hoch gewölbte Stirn ward noch vergrößert durch das Herabziehen der Augenbrauen, die in langjährigem Denken so gewöhnt, in förmlichem Halbkreise sich über die Augen senkten. Die letzteren, keineswegs groß und offen, verriethen doch das Feuer der inneren Leidenschaft und konnten eine Gluth und Schärfe annehmen, die vernichtend hätte wirken müssen, wenn nicht um den Mund unverwüstlicher Humor und Gutmüthigkeit gespielt hätten. Seine Persönlichkeit trat als so bedeutend heraus, daß allgemein ein lebhaftes Verlangen sich kund gab, etwas Näheres von Goltz' Lebensumständen zu erfahren. Und hier that sich denn ein Gang derselben auf, der nicht weniger reich und wunderbar erschien, als das schon Gehörte.

Durch Geburt zum polnisch-preußischen Gutsbesitzer bestimmt, hatte Goltz, wie schon erwähnt, eine Zeitlang in der Jugend sich der Kunst gewidmet, später aber studirt und, wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, einige Jahre im preußischen Staatsdienst zugebracht. Die Verwaltung seiner Güter, die er sodann angetreten, war durch die merkwürdigsten Wechselfälle unterbrochen. Von einem unwiderstehlichen Hange getrieben, die Welt und die Menschen kennen zu lernen, hatte er größere Reisen durch Europa gemacht und sich in die sonderbarsten Lagen begeben. Als Pächter großer Landstrecken hatte er zeitweise in Polen gehaust, als Pferdehändler Rußland durchzogen, mit Handwerksburschen als einer ihres Gleichen auf der Streu geschlafen. Dann zog er sich für Jahre zurück und gab sich philosophischen Speculationen hin. Bis zum 45. Jahre des Schreibens sich enthaltend, behauptete er, daß er hätte zergehen müssen vor Gedanken, wenn er sie nicht endlich zu Papier gebracht. Seit der Zeit aber habe er viele Ries vollgeschrieben. Dann hatte er sich losgerissen und die Reise nach Aegypten gemacht.

Was Goltz an jenem Abend vortrug, findet sich zum Theil auch geschrieben in seinen Werken: Das Buch der Kindheit, und Ein Kleinstädter in Aegypten; aber diese geben kaum einen Schatten von der Wirkung seines mündlichen Vortrags. Es fehlt dabei das Gewicht seiner persönlichen Erscheinung, der Nachdruck, den die Leidenschaft jedem seiner Worte verlieh. Denn wenn Goltz' Rede auch bei aller Erregtheit klar und so wohlgeordnet dahinfloß, daß sie sogleich hätte niedergeschrieben werden können, so machte sie doch nie den Eindruck, als rede er bloß aus dem Gedächtniß. Er war stets mit ganzer Seele bei und in dem, was er sagte, und ergriff damit auch das ganze Gemüth des Hörers. Es erschien als die feinste Blüthe seines Geistes, daß er nie sich selbst aus dem Auge verlor und bei scheinbar völliger Entfesselung der Leidenschaft doch stets die Zügel in Händen behielt. Er paßte, wie ich später noch mehr merkte, seine Rede mit feinstem Takte dem jedesmaligen Zuhörerkreise an, dessen Bedürfniß und Tragkraft ihm sogleich eröffnet war, und grade bei den verschiedenen Aufgaben, die ihm so erwuchsen, schien sich Vermögen und Vergnügen seiner Meisterschaft noch zu erhöhen. Diese Spuren sind natürlich in seinen Büchern verwischt, wie ja überhaupt auch des größten Geistes geschriebener Ausdruck stets nur ein schwaches Abbild seiner persönlichen Wirklichkeit bietet. Goltz drückte wiederholt aus, daß er sich nirgend wohler befinde, als in einem beschränkten Kreise gleich gestimmter und gleich interessirter Freunde; er mußte sich beengt und verwirrt fühlen, sobald er vor die Allgemeinheit als Publikum trat; und wie er diesem wohl doch noch zu viel zugemuthet, zeigt leider die laue Aufnahme seiner Schriften.

Der nähere Zweck, der Goltz nach Düsseldorf geführt hatte, war der Plan, Vorlesungen über seine Reise zu halten. Seine der Mittheilung so bedürftige Natur fühlte nach den reichen Erlebnissen, wie nicht anders zu erwarten, sich gedrungen, auch Andere davon genießen zu lassen. Obgleich man zweifelte, daß er Erfolg finden werde, so gelang es doch der Begeisterung seiner gewonnenen Freunde und dem Rufe, der über die Erscheinung des interessanten Reisenden sich schnell verbreitete, für drei Abende eine zahlreiche Zuhörerschaft zusammen zu bringen. Schon vorher hatte er eine Vorlesung in der Künstlergesellschaft Malkasten gehalten.

Ich kam in jener Zeit mit Bogumil Goltz noch einigemale in Gesellschaft zusammen, unter Anderem bei dem rheinischen Dichter Wolfgang Müller, wo Ersterer die Unterhaltung wieder auf ganz anderem Gebiete sich bewegen ließ, aber nicht minder tiefe und originelle Lebensanschauungen offenbarte. Ein vorzügliches Talent erwies er auch als Erzähler von Anekdoten, deren er einen großen Reichthum im Gedächtnisse führte und die er, so unbedeutend sie an sich oft waren, doch meistens zu Trägern einer höheren Lebensanschauung stempelte. Häufig war ihr Gegenstand aus seiner engeren Heimath genommen, deren spießbürgerliches Leben, namentlich in den kleinen Judenstädten, er in ergötzlichster Weise vorführte. Unvergeßlich wird mir die Schilderung des Appetites eines Kosaken vor seiner Schüssel mit gepfefferter Specksuppe sein, die eine ganze Psychologie dieses Volksstammes enthielt.

Seit jener Zeit gedachte ich oft der mit diesem merkwürdigen Manne verlebten Stunden und studirte eifrig in seinen Schriften. Wie war ich überrascht, als ich in Nürnberg in einem der Museen mit Goltz zusammentraf. Ich war anfänglich zweifelhaft, ob er es wirklich sei; denn sein Gang war aufrechter und sein Aussehen frischer, obwohl er seit unserem ersten Begegnen einen bedeutenden Schritt dem Alter näher gethan hatte; Goltz ist gegenwärtig ein Sechsziger. Das Fremdenbuch, in das er sich bescheiden als Literat eingeschrieben hatte, überzeugte mich aber bald, und ich erneuerte die Bekanntschaft. Er war sogleich wieder der Alte, doch offenbar in gereizter Stimmung und deßhalb sein Ausdruck gepreßt und herbe. Den ersten Anknüpfungspunkt der Unterhaltung gewährte das seit unserem letzten Beisammensein erschienene Buch über Aegypten, dessen laue Aufnahme er beklagte, ohne daß ich dazu gelangte, ihm gegenüber wenigstens manche Erklärungsgründe geltend zu machen. Denn ich kann mir denken und weiß es aus Erfahrung, daß Jemand, der den Verfasser nicht kennt und in der Masse die Perlen nicht zu finden weiß, sich von mancher schroffen Außenseite der Schrift zurückgestoßen fühlen kann. Ehe ich dergleichen aber in passender Form ihm auszudrücken im Stande war, ging er auf die Veranlassung seiner Anwesenheit am Orte über. Er war im Begriff und völlig vorbereitet gewesen, von neuem eine größere Reise und zwar nach Asien zu machen, aber das Benehmen eines deutschen Buchhändlers, mit dem er die Herausgabe eines größeren Werkes verabredet gehabt, das dieser aber am Ende zurückgewiesen, weil Goltz den Termin nicht eingehalten, hatte ihn so verstimmt, daß er sich zur Umkehr entschlossen. Bis München war er noch gegangen, von da aber zur Heimreise nach Thorn, seinem jetzigen Wohnorte, umgekehrt. Wir verabredeten für den Abend mit Bekannten eine Zusammenkunft im Cafe Noris, zu der einige eingeladen wurden. Der Hauptgegenstand des Gesprächs war das neue Buch, das er herauszugeben im Begriff gestanden, und zwar eine Ideal-Encyclopädie, wie er es nannte, ein vollständiges System seiner philosophischen Weltanschauung, das er aber, dem Buchhändler zu gefallen, die Selbstverläugnung gehabt hatte, in ein alphabetisches Register zu bringen. Er behauptete, für mehr als dreihundert Bogen das Material fertig liegen zu haben; doch hatte er daraus eine Quintessenz für sechszig Bogen gezogen. Erfreut, einmal ein dankbares, bescheidenes Publikum zu haben, gab er im mündlichen Vortrage größere Stücke aus seinem Werke zum Besten, und zwar ganz in der oben beschriebenen Weise, mit einer hinreißenden Glut der Rede, aber vollkommener Klarheit und Anschaulichkeit dessen, was er vorbrachte. Man sah, daß er vollständig seinen Gegenstand durch Denken bewältigt hatte, aber auch, welche Leidenschaft in seinem Innern glühte, da er noch in seinem sechszigsten Jahre in der Nothwendigkeit war, gleichsam bettelnd umherzugehen, um seine Reichthümer mitzutheilen. Allmälig hatte sich das ganze Kaffeehaus als Zuhörerschaft um uns versammelt, und einige der Gäste warfen Blicke auf den Redner, als fühlten sie sich berechtigt, einen entsprungenen Tollhäusler zu arretiren. Es wurde Goltz unheimlich, und wir begaben uns an einen einsamen Ort, wo er ungestörter sprechen konnte. Wir waren bis gegen 12 Uhr in der Nacht beisammen, und von 4 Uhr an bis dahin hatte fast ausschließlich er die Unterhaltung geführt, zum Theil im zusammenhangenden Vortrage über durchaus abstracte Gegenstände.

Ich darf nicht versuchen, auch nur etwas vom Inhalte seines Vortrages wiederzugeben. Ich hoffe vielmehr, daß dennoch ein gutes Geschick es fügen wird, daß sein Werk bald an das Tageslicht tritt. Aber das ward mir klar, daß hier eine neue Welt geistigen Lebens aufgethan war. Goltz kennt zwar die Systeme unserer älteren und neueren Philosophie, aber er scheint erst im Verlaufe seiner eigenen Untersuchungen das Bedürfniß gefühlt und demselben genug gethan zu haben, sich mit jenen bekannt zu machen. Er war mit Feststellung seiner eigenen Weltanschauung, seiner eigenen Philosophie, wenn wir so sagen wollen, fast fertig, als er nur merkte, daß er sich auf dem Gebiete philosophischer Speculation befinde. Zwar weiß und gesteht er, was er seinen Vorgängern verdankt, die ja das Denken der ganzen gebildeten Welt weiter gefördert haben, ohne daß diese selbst sich überall bewußt ist, wem sie es zu verdanken hat; die erst den Dingen jene Durchsichtigkeit gegeben, durch welche das Auge eines jüngeren, mit eigener Sehkraft begabten Forschers noch weiter zu dringen im Stande ist. Seit vierzig Jahren hat Goltz denkend in den Tiefen des Lebens verweilt und nicht allein in dem Schattenbilde des Lebens, das sonst wohl die Philosophirenden in der Einsamkeit ihres Studirzimmers sich erträumen und für das wirkliche halten. Aus dem Leben selbst hat er geschöpft und dieses zum Gegenstande seiner Betrachtung gemacht. Und er hat es in dieser Betrachtung weiter gebracht als bloß zu kulturhistorischen Skizzen oder Novellen. Auch die scheinbar auf der äußersten Oberfläche schwimmenden Erscheinungen hat er bis zur Wurzel zu verfolgen und als Offenbarungen des zum Bewußtsein aufringenden Daseins zu stempeln gewußt. Seine Philosophie ist eine Logik des Werdens, eine Aesthetik des wirklich Vorhandenen, eine Metaphysik des vollendeten Daseins, sie ist ein Gewinn neuen Lebens selbst und ein Schritt weiter zur Vollendung.

Während Goltz sprach, ward mir klar, worin der eigentliche Grund zu suchen, daß das Studium der Philosophie in unsern Tagen so sehr abnimmt. Das Leben ist nicht nach Leben begierig, und namentlich in den Tagen der Jugend, wo wir lernen, haben wir den feinsten Instinkt dafür, ob uns wirkliches, inhaltvolles Leben oder der leere Schein geboten wird. Was aber auf unsern Kathedern sich als Philosophie geberdet, ist ja nur die Copie einer Copie, und so wenig wie in der Kunst, muthet uns diese in der Wissenschaft an. Stände Goltz auf einem Lehrstuhle, er würde Schaaren von Zuhörern um sich sammeln. — Das ist nun freilich in unserer Zeit nicht zu hoffen. Seine Lehren werden wohl nur aus zweiter Hand der Welt zu Gute kommen, wie es schon einem andern Propheten von Thorn erging. Doch es ist jammerschade, daß eine solche Kraft, die dem Geiste als Vehikel der Offenbarung dienen könnte, so wenig soll Verwendung finden!

Seit jener Zeit ist Goltz in einer Reihe von Schriften mit seinen Meinungen und Forderungen dem Volke näher getreten und hat dessen Aufmerksamkeit erregt. Das bedeutendste seiner Werke, 1858 erschienen, führt den seltsamen Titel: Der Mensch und die Leute, in welchem indeß die ganze Tendenz des Buches bereits sich ausspricht. Goltz stellt darin ein Bild des Menschen auf, wie er sein soll, und daneben das, wie man ihn in Wirklichkeit antrifft. Er macht sich aber keineswegs bloß die leichte und unnütze Arbeit, daß er aus irgend einem fremden oder eigenen philosophischen System eine Abstraction auszieht und uns als Chablone vorhält, durch die sich nun alle Menschen umzeichnen oder bemalen lassen sollen, oder daß er aus den Grundsätzen der Religion und Sittenlehre ein System aufstellt und daneben mit heiligem Eifer auf die Menschen und ihre Sünden und Mängel losfährt. Er erwirbt sich vielmehr das wichtigere Verdienst, aus den leiblichen und geistigen Elementen, aus welchen der Mensch zusammengesetzt ist, nachzuweisen, was er ursprünglich ist, und was er unter allen Umständen sein könnte, wenn er ganz das wäre, was er sein sollte und zu sein vermag. Daneben weiset er nach, was Barbarei und Cultur und der Mischmasch von beiden, in welchem wir leben, aus dem Menschen gemacht haben, welche Halbheiten, Einseitigkeiten und

Verrenkungen diese zu Tage gefördert, und was wir zu thun haben, um aus diesem Bereiche der geflickten Halbnaturen, der Masken, Larven und Gespenster, des höheren und niederen Philisterthums als volle und ganze Menschen wieder hervorzugehen. Vorzüglich zieht er gegen die einseitigen Richtungen der Neuzeit, den überhandnehmenden Materialismus und Profanverstand zu Felde und predigt diesen gegenüber Seelenbildung, Gemüthsleben, Herzensgewohnheiten, Persönlichkeit, Tiefe, Charaktertreue, Historie in Denken und Thun. — Aber auch dabei bleibt Goltz nicht stehen. Er erhebt sich über den Höhenpunkt gewöhnlicher Philosophie, indem er nachweist, wie in allen Menschen ein unverwüstlicher Gotteskeim der Wahrheit, der Heil- und Bildkraft bewahrt bleibt, wie der gewöhnliche Mensch auf irgend einem Punkte, in irgend einer Form ein Ehrenmann, ein wahrhaftiger Mensch und der Fortbildung fähig ist; wie an Jeden der ideale Maßstab gelegt werden darf. — Auf diesem Punkte erscheint Goltz wie der Diogenes der gegenwärtigen Zeit, der auch bei Tage mit der Leuchte umhergeht, Menschen zu suchen, aber nicht, wie der alte heidnische, in den Menschen Wölfe, Säue und Affen erkennt, sondern in diesen, in den Mißbildungen der Gesellschaft, noch das Menschliche nachweiset.

Auch abgesehen von der großen Bedeutsamkeit seines Inhaltes gehört das erwähnte Buch zu den interessantesten Erscheinungen der neueren Zeit. Denn es hält sich keineswegs bloß auf philosophischem Gebiete, unterwirft auch nicht allein die eigene Umgebung, bekannte Dinge, der Betrachtung, sondern verbreitet, unter der oben angedeuteten Rücksicht, über die ganze Erde seine Beobachtungen. Nach Darlegung der allgemeinen Gründe, worauf die ganze Menschheit sich bewegt, der Natur und Kultur, ihrer Prozesse und Wechselwirkungen, führt er als deren Resultat die verschiedenen wilden und civilisirten Nationen vor, die er zu nicht geringem Theile aus eigener Anschauung kennt und mit seiner unnachahmlichen Virtuosität, unter den blendendsten Schlaglichtern schildert.

In seinen später erschienenen kleineren Werken führt Goltz im Grunde immer dasselbe Thema durch. Man könnte von ihm sagen, was die Sophisten dem Sokrates vorwarfen: „er spricht immer über dasselbe.“ — „Und über dasselbe immer in derselben Weise,“ könnte auch Goltz antworten, andeutend, daß er den einen, ewig unveränderlichen Gehalt der Dinge in's Auge fasse, während die Sophisten der alten und neueren Zeit den äußersten Schein von verschiedenen Seiten zur Spiegelung bringen und mehr trügerisch fesselnde Unterhaltung als wirklich wahre, befreiende Belehrung bieten. — Im Jahre 1859 erschien seine Physiognomie des Volkes. Das am meisten gelesene und besprochene Buch ist vielleicht die Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. In dem erstgenannten größeren Werke war dem deutschen Volke kein eigner Abschnitt gewidmet. Es erhielt ein eigenes Buch: Die Deutschen, eine ethnographische Studie, welche 1860 erschien. Was Goltz anfänglich im großen Ganzen an den Nationalitäten nachgewiesen, untersucht er in diesen kleineren Werken an den einzelnen Schichten der Völker, vorzüglich des deutschen, an den verschiedenen Classen und Ständen der Gesellschaft, den mannigfachen Stellungen, Aemtern und Berufen des Lebens, und sie gewähren außer dem allgemeinen Interesse das besondere Vergnügen, daß fast jeder in seiner Lebenslage sich selbst auch abgebildet und sein Bildniß mit den überraschendsten und treffendsten Randbemerkungen begleitet sieht. — Es ist schwer, die Goltzischen Schriften in rascher Reihenfolge und ununterbrochenem Zusammenhange zu lesen. Wie wir erzählten, daß vor seinem belebten mündlichen Vortrage seine Hörer ermüdet zurückgewichen seien, so spenden auch seine Schriften eine solche Fülle von Gedanken, einen solchen Reichthum von Anschauungen, Beobachtungen und unerwarteten Schlußfolgerungen, daß die Masse des Gebotenen nicht mit einem Male zu bewältigen ist. Aber sicher wird man auch, wo man nachschlägt in Goltz' Werken, selbst im kleinsten Bruchstücke den Eindruck einer mächtigen Wirkung, einer ergreifenden, zugleich fesselnden und erlösenden Geistesmacht davon tragen. — Goltz nur als Schriftsteller beurtheilen zu wollen, hieße auch unter der günstigsten Aufnahme seiner Leistungen seinen Anspruch verkürzen. Wie er sich aus der Lebenspraxis zum Schriftsteller hervorgearbeitet, findet er nur Genüge, indem er unaufhörlich als solcher zu jener wieder zurückkehrt. Was er schreibt, hat er vorher erfahren und lange in Empfindung und Gedanken bewegt und schreibt es nur, weil er es des Empfindens und Denkens für werth hält. Der Mensch steht in ihm vor dem Philosophen, der Charakter vor dem Talente; seine Schriften bieten die rechte Belehrung, weil überall der rechte Mensch es ist, der da lehrt. Goltz spricht überall eben so sehr zum Herzen wie zum Verstande, er steht hinter dem Vortrage seiner Ansichten stets mit der Forderung der lebendigen Verwirklichung, und in seiner vorletzten Schrift, den Typen der Gesellschaft, scheint es fast, als wolle Ungeduld ihn ergreifen. Aber schon im ersten Bändchen seines letzten Werkes: „Hinter den Feigenblättern“ betitelt, einer Umgangphilosophie und pathologischen Menschenkenntniß,“ dessen Fortsetzung leider durch Schuld des Verlegers unterbrochen ist, steht er wieder da im vollen, ruhigen Bewußtsein seiner Sendung, nur noch entschiedener einstehend für seine Loosung, als Vorkämpfer des Idealismus und zwar jenes einzig wahren, realen Idealismus, der das Materielle nicht schlechtweg verneint, sondern als Theil und Element seiner selbst geltend macht und eben darum keiner Partei verfällt, weil er die entgegengesetzte vollständig mit in sich aufnimmt.

Es ist keineswegs nothwendig, daß wir in allen Einzelheiten mit den Ansichten Goltz' übereinstimmen; aber seine Art der Betrachtung der Dinge, in welcher er rein als sittlicher Mensch den Erscheinungen des Lebens entgegentritt und als solcher den Maßstab an diese anlegt, bleibt unter allen Umständen und für alle Zeiten die wahrste und höchste. Und wenn in dieser Weise Jemand auftritt, den seit der Jugend her mehr als vierzig Jahre der Ernst des Alters im Schweigen verhielt, im Alter aber die Leidenschaft der Jugend zum Reden bringt, so ist von vornherein an Beruf und Wirkung nicht wohl zu zweifeln.

Während der Unterhaltung mit Goltz drängte sich mir eine bedeutsame Stelle aus einem Aufsatze von St. René Taillandier auf, der vor einigen Jahren in der Revue des deux mondes etwa folgende Ansicht über Stand und Anwartschaft unserer Kritik aussprach. „— — Man sieht an diesen verschiedenen Arbeiten, daß die deutsche Kritik anfängt, die Bedeutung ihrer Aufgabe zu begreifen. Wenn sie auch noch nicht hinreichend gerüstet ist, um einen Vernichtungskrieg gegen die Regellosigkeit der Bildung zu unternehmen, bemerkt sie doch, daß Stillschweigen ihr nicht mehr erlaubt ist; sie gewöhnt sich, ihre Stimme zu erheben. Es war Zeit, daß sie aus ihrer Ruhe hervorging, um ihre Stelle im Kampfe der Ideen einzunehmen. Seit Lessing, kann man sagen, hatten eigene Begeisterung und schöpferische Kraft sie verlassen; sie war zum Dilettantismus herabgesunken, bisweilen voll von Schein und Gelehrsamkeit, bisweilen verworren und gemein, fast immer theilnahmlos für die Fragen, welche aus der Literatur ein Werkzeug des Heils oder des Verderbens machen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte die Kritik in würdiger Weise daran gearbeitet, ein Volk zu erheben, sie hatte den Einfluß der Fremden abgeworfen, der die Entwickelung des deutschen Genius hinderte. Die gegenwärtig nothwendig gewordene Revolution ist derselben Art.

nur weit ernster und mit wichtigeren Interessen verknüpft. Es handelt sich noch darum, den deutschen Geist wieder zu finden, aber nicht allein auf dem Gebiete der Kunst, sondern im Bereiche der Sitte und Sittlichkeit, in Allem, was den Charakter, die Seele, den Grund des Lebens selbst betrifft."

"Im achtzehnten Jahrhundert entfernte Lessing die Einflüsse, welche den Ueberlieferungen des Vaterlandes zuwider waren, und brachte die deutsche Phantasie wieder zu sich selbst. Wo ist der Lessing der neueren Kritik, der für Fühlen und Denken der Deutschen das thun wird, was der erste für Poesie und das Theater that? Wissen wir auch nicht, wann dieser Lessing erscheinen wird, so wissen wir wenigstens, an welchen Zeichen er zu erkennen ist. Er wird den gemachten Systemen nicht unterthan sein, denn er kommt eben, um die Nebel zu zerstreuen, worin der Feind sich hüllt. Er wird in der Vergangenheit das Spiegelbild suchen, woraus der edle deutsche Geist hervorglänzt, und er wird häufig den verirrten Söhnen dieses Bild vorhalten. Aber die Vergangenheit wird ihn nicht allein beschäftigen; er muß auf die Gegenwart wirken, an die Lebenden sein Wort richten, und die Freiheit seiner Sprache wird der Erhabenheit des Gedankens nicht nachstehen. — Wenn man ansieht, was schätzenswerth ist in den Arbeiten der Deutschen, und sieht, was ihnen noch fehlt, begreift man besser, was Deutschland von dem bevorstehenden unparteiischen Gerichte zu erwarten hat. Wenn eines Tages die zerstreuten Fähigkeiten, stärker und sicherer geworden, sich in Einem Geiste vereinigen werden, dann wird der Lessing, von dem wir reden, sich der Herrschaft bemächtigen, und der Idealismus, den man auf immer überwunden geglaubt, wird auf seinen Ruf wieder erwachen, wie vor einem Jahrhundert auf den Ruf des Verfassers des "Nathan" das halb erstorbene Gefühl für die vaterländische Dichtung erwachte." — —

Durch die sternhelle Nacht begleiteten wir Goltz in den Straßen der alterthümlichen Stadt bis zu seiner Herberge, vor der wir mit kurzem, kräftigem Handdruck Abschied nahmen.

* Dänische Volkslieder.

Uebertragen von P. J. Willatzen.

I.

Das verlassene Mädchen.

Ich steh' in tausend Träumen; —
Der, den ich liebe, wird nicht mein,
Indeß er lebt in Freuden
Vertrau'r ich hier allein.
Er wird nicht mein, er wird nicht mein,
Dem ich so treu wie Gold —
Die vielen falschen Menschen,
Die haben's so gewollt.

Die Blümlein auf dem Felde,
Wie schön sie blühn, o sieh es an!
Muß mich um den zergrämen,
Der mein nicht werden kann.
Ja, wenn ich in den Tod nun geh,
Bringt's Leid dir zum Gewinn,
Und mir, so lang' ich lebe,
Kömmst du nicht aus dem Sinn.

Viel lieber will ich wandern
Den weiten, weiten Weg voll Leid,
Als unter falschen Menschen
Hier leben eine Zeit.
Will reisen fort in's öde Feld,
Mein Zelt dort bau'n alsbald;
Auf jede meiner Klagen
Giebt Antwort mir der Wald.

II.

(Das) Aepfelchen wächst ja wohl nimmer so hoch,
Es muß doch zur Erde noch fallen;
Und ward ich betrogen von meinem lieben Schatz,
Dann werd ich betrogen auch von Allen.
Wo weilt mein Freund zur Zeit!
Was zogst du fort so weit?
Ach, warum verließest du mich?

III.

Der Ritter und das Mägdlein.

Ein Ritter, der liebte ein Mägdlein hold,
Recht wie sein eigen Herze;
Er hieß sie gehen zur Linden,
Sie wollten einander da finden.

Doch als sie kam zur Linden,
Da war dort Niemand zu finden;
Wohl aber war zu schauen
Der tiefsten Wälder Grauen.

"Guten Abend, guten Abend, meine holde Jungfrau!
Was wandelst du hier so einsam?
Suchst du vielleicht nach Rosen
Oder Lilien und andern Blumen?"

"Ach nein, nicht such' ich nach Rosen,
Und nicht nach Lilien und Blumen;
Ich harre hier meines Geliebten,
Hast du ihn nicht gesehen?"

"Ich sah ihn gestern Abend zum Tanz
Spazieren mit stolzen Fräulein;
Du kannst dich gern mir ergeben,
Ihn siehst du nicht mehr im Leben."

Er zog hervor ein goldenes Band,
Dazu auch silberne Spangen:
"Dein ist, was ich mag zeigen,
Giebst du dich mir zu eigen."

"Und wäre dies goldne Band auch so lang
Vom Himmel wohl bis zur Erden,
Du machst mich nimmer doch glauben,
Mein Schatz könne untreu werden!"

"Hör' auf! Hör' auf, Herzliebste mein!
Ich kann mich nicht länger verstellen!
Wir gehören Eins dem Andern;
Laß zusammen uns weiter wandern!"

IV.

Unglückliche Liebe.

Das ist der größte Schmerz,
Mit dem die Welt betrübet:
Wenn man verlieren muß,
Die man von Herzen liebet;
Das ist der größte Schmerz,
Den je sie bringen kann:
Zu lieben, ach, die man
Doch nicht erringen kann.

Doch Dank, daß mir einmal
Dein süßer Blick gegolten,
Und wenn mich auch dafür
Die Meinen arg gescholten!
Hab' Dank für jeden Kuß,
Für jede Seligkeit,
Dank, daß du mich geliebt
Die kurze, kurze Zeit!

V.

Es war Sonnabend Abends.

Es war Sonnabend Abends,
Ich saß und harrte dein,
Versprachst zu mir zu kommen —
Und ließest mich allein.

Ich legte mich auf's Bette
Und weinte bitterlich,
Und stets, so oft die Thüre ging,
Meint' ich zu hören dich.

Auf stand ich Sonntag Morgen
Und schmückte festlich mich,
Ich wollte ja zur Kirche gehn,
Um dort zu sehen dich.

Doch als ich kam zur Kirche,
Da warest du nicht dort,
Du warst gegangen andern Weg,
Um zu betrügen mich.

Das rothe Gold, das Band,
Das du mir einst gebracht,
Am besten, daß du's wieder nimmst,
So hab' ich's jetzt bedacht.

Wie soll man Rosen finden,
Wo keine Rose blüht?
Wie soll man Liebe finden,
Wo keine Liebe glüht?

VI.

Der mit den schwarzen Locken.

Ich ging wohl auf den hohen Berg
Und sah in's tiefe Thal,
Da kam ein Schiff gesegelt,
Drei Grafen saßen drin.

Der jüngste von den Grafen,
Die dieses Schifflein trug,
Er wollte um mich werben,
Wie jung er mochte sein.

Was zog er von dem Finger?
Ein'n Ring von rothem Gold;
„Sieh da, sieh da, mein Mädchen,
Nimm den und sei mir hold!“

O hör' mich, liebste Mutter,
Und dieses sag' ich dir:
Der mit den schwarzen Locken
Soll sein mein süßer Freund.

* Schwänke aus Tirol.

Getreu nach der mündlichen Volkschronik aufgezeichnet.

Von Peter Moser.

Unumstößlicher Beweis.

Drunten in Serbien gilt das Sprüchwort: „Der Weingarten bedarf keines Gebetes, sondern der Haue.“ Die italienischen Leute in der Gegend von Neapel sagen: „Mist thut mehr Wunder als die Heiligen.“ Im Zillerthal ist einmal ein Bauer zum Herrn Pfarrer gekommen, wie dieser an einem Sonntag nach der Christenlehre im Garten spaziren gegangen, und hat also gesprochen: „Mit gütigem Verlaub, Hochwürden! Ich muß euch gerade heraus sagen, daß ihr auch nicht allemal ganz recht habt. Ihr habt oft und vielmal gepredigt: inbrünstiges Gebet sei das allerwirksamste Mittel, daß auf dem Felde alles recht gut wachse und gedeihe. Wahrhaftig, denk' ich mir einmal, das wär' gar vortheilhaft, und ich will das Ding mit allem Ernst probiren. Ich hab' draußen im Felde zwei Bühel, die sind akkurat gleich dürr und unfruchtbar. Es ist seit Menschengedenken nichts gewachsen darauf, als ein wenig schlechtes Moos und struppiger Heiderich drunter. Ihr seid ja selbst wol daran vorübergegangen, wenn ihr auf dem Felde draußen Brevier gebetet habt. Den einen Bühl düng' ich saggarisch theuer im Frühling, grab' ihn fleißig um und säe Gerste ein — und die wächst jetzt prächtig, es ist eine wahre Lust sie anzuschauen. Zum andern Bühl bin ich oft und lange hingekniet und habe gebetet, so kräftig und inbrünstig, als es nur möglich ist und noch länger, als ich beim andren gearbeitet. Aber meint ihr, es wäre mir ein Gräslein gewachsen? Gewiß kein einziges! Ihr seht also ganz klar, Hochwürden, daß es vom Arbeiten und Düngen gut wächst, aber nicht vom Beten.
(Volksmündlich im Unterinnthal.)

Richtiges Urtheil.

Im Dornauberg, einem Ausläufer des Zillerthales, hat vor Alters keine Kirche gestanden, und viele Leute haben ihr Lebenlang kein anderes Geläute gehört als die Kühglöcklein. Einmal mußte ein Dornauberger, der das leztemal aus seinem heimathlichen Hochthal gekommen, als man ihn zur Taufe getragen, hinaus nach Maierhofen gehen, denn er hatte Geschäfte. Er blieb bei dem Bauer, wo er eben seine Angelegenheiten abzumachen hatte, über Nacht und betete Abends, so gut es gehen wollte, mit den Leuten den Rosenkranz, wie dies in Tirol alter christlicher Brauch ist. Nur unser Dornauberger hatte dieses Gebet noch nie vernommen gehabt drinnen zwischen seinen riesigen Schneebergen. Doch klopfte er am Schlusse der Andacht recht wacker an die Brust, wie er's bei den andern sah, und rief dazu: „O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt!“

Ungefähr ein Jahr darauf kam er wiederum heraus zu demselben Bauern und betete wieder, wie das erstemal, den Rosenkranz. Aber als er diesmal am Ende an's Herz klopfte, rief er: „O du Schaf Gottes ꝛc.“ — Da stieß ihn sein Nachbar mit dem Ellbogen und sagte: „Lamm Gottes, heißt es, nicht Schaf Gottes!“ — „Saggara, entgegnete der Dornauberger unwillig — wenn's voriges Jahr ein Lamm gewesen ist, so wird's heuer wohl ein Schaf sein! Das versteht doch ein Kind!“ —
(Volksmündlich im Unterinnthal.)

Akkurat wie Graberbartl!

„Akkurat als wie Graber-Bartl! Nichts als andrehen und ungut sein“ — sagen die Alpacher zu einem unfriedsamen Menschen. — Ja wie ist denn der Graber-Bartl zu einer so traurigen Berühmtheit gekommen? Es sind ja schon längst alle Gebeine von ihm vermodert.

Die allerältesten Leute im Thal haben noch solche gekannt, die den Graberbartl als katzgraues Männlein haben herumgehen sehen. Und daß er in solchem Andenken steht, kommt von seinem Unfriedsamsein her. Beim Böglerwirth einmal an einem hohen Festtag sitzt er neben einem baumstarken Wildschönauer am Zechtisch. Auf einmal zieht er die Faust auf und giebt dem Wildschönauer eins hinauf, daß es patscht. Der schaut natürlich ganz kurios drein und fragt: „Ja wie? Hab' ich dir einmal

etwas gethan?“ „Nein — sagt der Grabenbartl — aber du könntest mir vielleicht später einmal etwas thun; und ich hab' gedacht: früh genug ist allemal recht.“

Von solchen und andern Geschichten her stammt der Spruch: „Ungut wie Graberbartl!“ (Aus dem Volksleben im Alpach.)

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe in Bildern mit erläuterndem Text. Von G. Bleibtreu. — Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee. Von M. von Thielen. — Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvins. Von J. H. Merle-d'Aubigné. — Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden. 2 Bde. Von Ernst Pasqué. — Galileo Galilei. Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von E. Meyer. — In Sünden. Eine Familiengeschichte. 2 Thle. Von Edmund Hoefer. — Photographien des Herzens. Novellen und Erzählungen. Von S. Verena. — Novellen. Von J. M. Hutterns.

* Musikalische Notizen. Die von Friedrich Chrysander, dem Biographen Händels, herausgegebenen „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft,“ welche wir unter den neuen literarischen Erscheinungen kürzlich aufführten, bilden einen stattlichen Band von reichem Inhalt. Derselbe besteht aus Betrachtungen von Moritz Hauptmann in Leipzig über Klang und Temperatur, einer Beleuchtung und Uebersetzung des ersten musikalischen Lexikons des Johannes Tinctoris aus Brabant (um 1477) von Heinrich Bellermann und einer Reihe von Beiträgen des Herausgebers selbst über deutschen Volksgesang im 14. Jahrhundert, die Geschichte der Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Kapelle und Oper vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, den Ursprung des Königsgesanges God save the king, die neue englische Ausgabe des Oratoriums „Saul“ von Händel, endlich Beethovens Verbindung mit Birchall und Stumpff in London. Chrysander äußert sich im Vorworte des ersten Bandes näher über seine Absichten. Eine Zeitschrift, welche sich das Ziel setzt, das Gesammtgebiet der Tonkunst nach einheitlichen wissenschaftlichen Grundsätzen zu behandeln, erschien ihm nothwendig. Die Jahrbücher wollen ihren Stoff nicht bloß aus der Geschichte der Musik, sondern aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst entnehmen. Besondere Aufmerksamkeit soll dem Volksgesange gewidmet werden, da derselbe bisher nur poetisch, nicht musikalisch ausgebeutet ist; ebenso dem Leben und der Thätigkeit halb oder ganz vergessener Tonkünstler. — Im Kölner Gürzenich kam am 10. Februar ein neues Salve regina für Solo-Quartett, Chor und Orchester von Franz Wüllner in Aachen zur Aufführung. Die Kölnische Zeitung berichtet darüber: Das Werk fand eine sehr beifällige Aufnahme bei den Musikern und dem Publikum, und mit Recht, denn es zeichnete sich durch melodischen Fluß, sangbare Stimmführung, Klarheit der Harmonieen, reine Form und tüchtige polyphone Arbeit, besonders in der Schlußfuge, aus. Das Solo-Quartett, welches die dritte Nummer bildet (das Ganze hat vier Sätze) und welches später der Chor pianissimo begleitet, wurde durch besonderen Applaus ausgezeichnet. — In Berlin giebt man auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine neue Oper: „Die Fischer von Catania“ von dem Franzosen Maillart, dessen „Glöckchen des Eremiten“ auf deutschen Bühnen so viel Glück macht. Die „Fischer“ haben keinen besonders großen Erfolg, die Oper erinnert in Text und Musik sehr an die Stumme von Portici, aber zu ihrem eigenen Nachtheil. Die Fenella Maillarts singt und heirathet. Die Musik ist wie im Glöckchen recht melodiös, aber auch recht oberflächlich. — Die in London mit großem Erfolge aufgeführte Oper, „die Rose von Erin“ (ursprünglich „Lily of Killarney“) von Julius Benedict ist nun auch in Braunschweig in Scene gegangen und hat Glück gemacht. Es ist eine romantische Geschichte, welche in Irland spielt am Killarney-See, geschickt gemacht ist, nur gegen das Ende matt wird. Die Musik zeichnet sich durch gefälligen Charakter, besonders im lyrischen Theil, aus; Ensemblesätze sind wenige da und von geringerem Werthe, zu dramatischer Höhe erhebt sich der Componist selten. Er hat dem Londoner Publikum, unter dem er seit Jahren lebt, zu große Concessionen gemacht, als daß die Musik dabei hätte besonders gedeihen können. — Die Oper „Beatrice und Benedict“, welche Hector Berlioz nach Shakspere's „Viel Lärm um nichts“ componirt und in Baden-Baden aufgeführt hat, ist im Clavierauszug erschienen. — Eine Ouverture von Wendt kam in einem Concert in Berlin zur Aufführung, sprach jedoch nicht an. Sie trägt den Charakter mühseligen Umhersuchens, peinlichsten Ringens mit der Größe der Aufgabe. Die Harmonie wogt unstet hin und her, die Modulation ist grübelnd, die Instrumentation theils trocken, theils gewaltsam; nirgends ein Ausblick ins Freie und Weite. — Auf dem diesjährigen niederrheinischen Musikfeste in Düsseldorf wird Jenny Lind singen. — Joachim hat sich mit der talentvollen Sängerin Fräulein Weis in Hannover verlobt. — Ein Porträt Franz Schuberts, welches sehr ähnlich sein soll, hat sich in Wien gefunden und soll vervielfältigt werden.

* Bremen, 19. Februar. Die gestrige Versammlung des Künstlervereins war der Begrüßung des hier anwesenden Herrn Kapellmeisters Ferdinand Hiller aus Köln gewidmet. Das Programm bestand lediglich aus seinem vierten Trio (Serenade, Op. 61) für Pianoforte, Violine und Violoncell. Die feine, graziöse Composition wurde vorgetragen von den Herren D. Engel, Concertmeister Böttjer und Cabisius, welchen Herr Hiller seinen lebhaften Dank abstattete. Er bereitete sodann den Anwesenden eine hohe Freude, indem er sich an den Flügel setzte und einige seiner kleinen Compositionen für Clavier (eine Etüde, „zur Guitarre“ und einen Marsch) in der vollendeten, poetischen Weise, welche sein Meisterspiel charakterisirt, vortrug. — Am 11. Februar hielt Herr Dr. Emminghaus einen Vortrag, welcher betitelt war; „Ein Lebensbild aus dem schweizerischen Jura.“ Nach einer Einleitung, die dazu bestimmt war, die Zuhörer mit dem geographischen Begriff der schweizerischen Jura bekannt zu machen und ihnen ein möglichst treues Bild von Land und Leuten zu geben, bei welcher Gelegenheit auch der historischen Ereignisse, die sich auf jurassischem Boden vollzogen haben, in der Kürze gedacht wurde, ging der Redner zu einer Schilderung des ersten Anfanges, der Entwickelung und des jetzigen Umfanges der schweizerischen und insbesondere der Neuenburger Uhrenindustrie über. Diese Industrie ist durch einen bloßen Zufall gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die unwirthlichen Berge von Neuenburg eingeführt worden. Der Ursprung ist historisch genau nachweisbar — und diese Geschichte ist überaus lehrreich und interessant. Ein Schmiedelehrling von La Sagne, Daniel Jean Richard, fertigte die erste Uhr im Neuenburger Jura, wo es damals noch unbekannt war, daß in Genf schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts (Charles Cousin) Uhren fabricirt wurden. Die neue Industrie entwickelte sich bald zu großer Blüthe und bewirkte eine vollständige Umwandlung in den wirthschaftlichen Verhältnissen jener, ehemals dürftigen Gegenden. Der Redner schilderte den Umfang, den diese Industrie gewonnen, und entwickelte die Ursachen dieser großartigen Ausdehnung. Die Uhrenindustrie im Neuenburger Jura ist ein Ergebniß der Arbeitstheilung. Sie ermöglicht es, daß von den dabei beschäftigten Arbeitern jeder etwa 31 Uhren durchschnittlich im Jahre fertig bringt. In La-Chaux-de-Fonds ist die Industrie in 53 verschiedene selbständige Zweige eingetheilt, deren jeder verschiedene, oft sehr viele selbständige Etablissements beschäftigt. Es folgten Mittheilungen über die Mannigfaltigkeit der gefertigten Waare; jedes Land will seine besonderen Uhren, und die Schweizer verstehen es wohl, den verschiedenartigsten Bedürfnissen gerecht zu werden. Eine Zeit lang wurden auch Uhren verlangt und bestellt, die nicht gingen; sie wurden im Sclavenhandel verwendet. Der Redner schilderte den Umfang, welchen der schweizerische Uhrenhandel gewonnen. Endlich folgte eine Darstellung des Entstehungsprozesses einer Taschenuhr von den ersten rohen Anfängen bis zu den letzten Arbeiten des Remonteurs. Eine Verpflanzung der Industrie aus den Bergen des Jura ist nur sporadisch gelungen; noch lange werden die Schweizer vorzugsweise berufen sein, die Welt den Werth der Zeit schätzen zu lehren. — Herr J. G. Kohl hatte sich zum Gegenstande seines letzten Vortrages (am 9. Februar) eine Charakterisirung der Yankee's von Nordamerika (der Bewohner der Neu-England-Staaten) und ihrer kulturhistorischen Thätigkeit gewählt. Nach einem kurzen Ueberblick über die Gegensätze und Verschiedenheiten, welche sich in der Kolonisirung des Nordens und des Südens von Nordamerika zeigten, ging der Redner zu einer Darlegung der eigenthümlichen kulturhistorischen Verdienste des Yankeevolkes über. Er führte sie zuerst in ihrer glänzendsten That als Kolonisten, als Staaten- und Städtegründer vor und kennzeichnete sodann eine Menge anderer großartiger kulturhistorischer Leistungen der Yankees; die rapide Schöpfung eines ausgedehnten Netzes von Verkehrsbahnen aller Art, Eisenbahnen, Kanäle, Kunststraßen, Stromcorrektionen, Dampfer- und Telegraphenlinien, ihre Wirksamkeit in Handel und Fischerei, Schiffsbau und Schifffahrt, in der Entdeckung neuer Länder, in der Fabrikindustrie und in technischen Erfindungen; ferner auf geistigen Gebieten: im Volksunterricht, in der Wissenschaft und Poesie. Als hervorragende Züge wurden der kirchliche Sinn, große Lernlust und Trieb zum Nützlichen, so wie eine heftige Leidenschaft für die Geschäfte bezeichnet. Die heitere gemüthliche Seite des Volkslebens fehlt. Von besonderem Interesse waren auch die Parallelen, welche in allen obigen Beziehungen mit der Bevölkerung des Südens der vereinigten Staaten gezogen wurden. Sie fielen sämmtlich zum Nachtheil des Südens aus. Wenn auch dieser in einigen Stücken etwas leistete, so waren die Northerners die Helfer und Rather, ja geradezu die Ausführenden. — Herr Dr. Buchenau trug in seiner Vorlesung am 13. Februar Näheres über den Bau und die Funktionen der Zähne vor Nach einigen einleitenden Bemerkungen, welche die Wichtigkeit und das Fruchtbare der Verbindung der vergleichenden Anatomie mit der Geognosie für den Fortschritt der

Naturwissenschaft in's Licht stellten, entwickelte der Redner sein Thema im Einzelnen und zeigte zunächst Bau, Bestandtheile, Wachsthum und Krankheitserscheinungen des Menschenzahnes, indem er zugleich praktische Winke über zweckmäßige Pflege der Zähne gab. Das Hohlwerden der Zähne kommt wahrscheinlich von der Entstehung kleiner Pilze in denselben her. Von großem Interesse war ferner die Darstellung der Typen der Zahnbildung bei den höheren Thierklassen. Unter Vorzeigung der Gebisse von Exemplaren aus den wichtigsten Gattungen setzte der Redner in anschaulicher Weise auseinander, wie wunderbar zweckgemäß der Bau des Gebisses und des Schädels überhaupt für die den verschiedenen Thieren von der Natur zugewiesenen Funktionen: des Kauens oder Festhaltens der Beute oder des Vergiftens derselben eingerichtet sei. Es wurden auf diese Weise nach einander die Gebisse folgender Thiere vorgeführt: des Tigers, des Fuchses, der Fischotter, des Dachses, des Bären; ferner des Pferdes, der Hirschkuh, der Gemse; des Bibers und des Hasen; des Delphins, Hechts, Krokodils; des Elephanten, des Mammuths; des Hais. Zum Schlusse folgte Näheres über die Funktionen des Giftzahns bei gewissen Schlangen.

* Die neue Oper von Ferdinand Hiller.

Bremen, 20. Februar 1863.

Die erste Aufführung der Oper »die Katakomben« von Hiller ist gestern erfolgt. Sie bildet ein Ereigniß, dessen Zustandekommen bis zum letzten Augenblick bezweifelt werden mußte. Erregte schon die Kürze der Zeit, welche dem Einstudiren der Oper gewidmet war, großes und gerechtes Bedenken, so erkrankten überdies noch zwei Mitglieder des Personals, und nur der Opferfreudigkeit anderer war es zu verdanken, daß der Herrn Kapellmeister Hiller versprochene Termin eingehalten werden konnte. Bei allem Mißgeschick war die Aufführung seines Werkes eine unerwartet glückliche. Sollen wir zunächst vom äußern Erfolge berichten, so stellte sich das Ergebniß heraus, daß die Theilnahme des Publikums mit dem Verlaufe der Handlung sich steigerte. Der Componist wurde nach dem zweiten und dritten Aufzuge mit den Darstellern der Hauptrollen gerufen. In dem gedrängt vollen Hause waren auch mehrere fremde Notabilitäten der Kunst anwesend, unter denen wir Herrn Kapellmeister Dietrich aus Oldenburg, Herrn Concertdirector Joachim aus Hannover und Frau Caggiati, welche demnächst die Rolle der Lavinia in Hillers Oper singen wird, nennen. Von einem Urtheil über das Werk kann nach dieser ersten Aufführung natürlich nicht die Rede sein. Es darf nur versucht werden, die ersten allgemeinen Eindrücke wiederzugeben, und dies wird nur thunlich sein, wenn wir einen Blick auf den Text der Oper werfen, deren Handlung uns in die Zeit des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung und nach Rom versetzt.

Der erste Aufzug führt uns in das Haus einer vornehmen Römerin aus dem Geschlechte der Cäsaren — Lavinia, — wo eine zahlreiche Gesellschaft, in welcher man unter andern den Präfekten von Rom — Claudius — und den Senator Cornelius bemerkt, aus Anlaß eines Festes bewirthet wird. Antikes Bacchanal, während dessen man Anlaß erhält die Liebe des Claudius zu Lavinia, und die Herzensmüdigkeit der letzteren zu beobachten. Unter den die Gesellschaft bedienenden Sclaven befinden sich Lucius und Clythia, beide Christen, und ersterer Vorsteher einer Gemeine. Clythia soll zur Unterhaltung der Gäste singen und trägt die Geschichte von Christus und Magdalene, der reuigen Sünderin, vor, welche Lavinia so eigen ergreift, daß sie sich näher nach dem Ursprunge derselben erkundigt, während Claudius und die andern Anwesenden mit Verachtung vom »bluttriefenden Sclavengotte« sprechen, von dem solche Kunde bis in ihre Gesellschaft drang; Claudius nicht ohne Furcht, das Bächlein möge zum Strome werden, das Nazarenerthum möge sich so ausbreiten, daß es die alten Götter verdränge, mit denen dann auch Rom fallen werde, — er sieht nur in der Ausrottung der Neuerer Heil. Durch den so entstandenen Mißklang ist einmal die Festfreude gestört, und die Gäste zerstreuen sich. Der zurückbleibende Claudius erneuert vergeblich sein Werben um Lavinia. Indem hört man Tumult im Hofe und ein verfolgter Christ, Timotheus, stürzt, Rettung vor dem ihm nacheilenden Volke suchend, herein und wirft sich zu den Füßen Lavinias. Diese erfährt von den Eingedrungenen die Ursache der Verfolgung, und als Timotheus gezwungen werden soll, seinen Glauben zu verläugnen, stärkt ihn Lucius, der sich ihm von den Andern unbeachtet, als Vorsteher der christlichen Gemeine zu erkennen giebt, zum Märtyrerthume, wozu es aber nicht kommt, da Lavinia nicht duldet, daß der an ihre Laren geflüchtete angetastet werde, und auch Cornelius darauf hinweist, daß der Verfolgte als römischer Bürger vor die Gerichte gehöre. Lavinia wird immer mehr aufmerksam auf die so verachteten und offenbar doch so gefürchteten Nazarener und beschließt, dieselben genauer kennen zu lernen. — Der zweite Aufzug versetzt uns in das Innere der Katakomben. Man sieht die Christen einzeln und paarweise in dieselben hinabsteigen und sich in den verschiedenen Gängen verlieren. Lucius erfährt von Clythia, daß Timotheus trotz Lavinia's Schutz doch seinen Verfolgern in die Hände gefallen und von ihnen getödtet worden sei. Die Liebe, die sie ihm gesteht, weist er resignirt zurück und ermahnt sie auch künftig vor den Heiden nicht mehr zu singen. Clythia nimmt von ihrer Laute, die sie auf einem Grabe niedergelegt, Abschied. Lavinia erscheint in dem eben auch von Clythia verlassenen Raum. Sie verzweifelt bereits, das richtige Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben, als die Töne eines Hymnus an ihr Ohr schlagen, womit die Gläubigen die Auferstehung des Herrn feiern. Seltsame Vermuthungen drängen sich ihr dabei auf, welche sie mit einer mystischen gleichzeitigen Sage vom Tode des großen Pan in Verbindung bringt. Die Christen kommen mit der Leiche des Timotheus, Lavinia stellt sich hinter einen Felsenvorsprung. Die Art, wie Lucius von der Auferstehung der Todten spricht, so wie sein Aufruf zur Begehung des Liebesmahles, nachdem die Leiche weggeleitet worden ist, steigern Lavinia's Neugierde ebenso als ihre Hoffnung, hier ein Mysterium zu entdecken, durch welches ihrem Leben und ihren vom Genuß erlahmten Trieben ein neuer mächtiger Impuls werden müsse. Sie wird entdeckt. Staunen, Furcht und Entrüstung bemächtigen sich der Christen, welche Lucius beschwichtiget, indem er sie an den Schutz erinnert, den sie dem Timotheus hatte angedeihen lassen. Lavinia spricht sich nun aus. Neue Verwunderung der Christen über ihre falschen, sinnlichen Voraussetzungen, denen Lucius zu begegnen sucht, indem er ihr zuruft: »Nicht Erdenfreuden darf ich dir versprechen, den Leib, als ein Gefäß der Lust, mußt du zerbrechen.« Allein Lavinia versteht ihn nicht und will sich enttäuscht entfernen. Die Christen bedrohen sie, aus Furcht von ihr verrathen zu werden. Lucius gebietet ihnen von ihr abzustehen und den Herrn um ihre Erleuchtung anzuflehen. Seine ganze Haltung macht einen tiefen Eindruck auf Lavinia. — Der dritte Act versetzt uns abermals in Lavinias Wohnung, wo wir sie von ihrer Dienerschaft umgeben finden, um zum Empfange des triumphirend von einem Feldzuge heimkehrenden Imperators geschmückt zu werden. Nachdem dies geschehen, bleibt Lavinia mit Clythia allein. Indem sie die Letztere beschenken will, erfährt sie von ihr, daß sie in des Lucius Hände das Gelübde der Armuth abgelegt habe. Sie ermuntert sie zum Singen, Clythia gesteht, daß sie auch ihrer Kunst auf Lucius Geheiß entsagt habe. Immer mehr erstaunt über die Macht, welche ihr Sklave über die Gemüther auszuüben scheint, und der ihr Herz selbst schon erliegt, läßt sie denselben rufen. In einem bewegten und wechselvollen Austausche, welcher den ganzen Abgrund des von Leidenschaft zerwühlten Herzens der Römerin bloß legt, muß diese nun erfahren, daß die Liebe des Lucius eine übersinnliche ist, welche mit ihrer eigenen sinnlichen nichts gemein haben kann, aber da dies ihr ganz unbegreiflich ist, so vermuthet sie, daß eine Neigung des Lucius für Clythia vorhanden sei, welchen diesen für ihre Liebesbitten taub mache. Ihr Stolz erwacht und verlangt nach Rache. Die Scene verwandelt sich in einen öden Platz vor den Katakomben. Lucius zeigt den versammelten Christen an, daß ihr Aufenthalt entdeckt sei (Lavinia hat sie verrathen) und ermahnt sie, hinwegzuziehen und den Glauben anderswo zu verbreiten. Sie entfernen sich. Lucius bleibt zurück, entschlossen, den Martertod zu erleiden. Claudius kömmt an der Spitze der Verfolger an, er findet die Katakomben leer, aber Lucius bietet sich ihm als Opfer dar; ihm gesellt sich die zurückgebliebene Clythia. Als beide von den Kriegern hinweggeführt werden sollen, erscheint Lavinia, von Reue über ihren voreiligen Verrath angetrieben. Sie verlangt von Claudius Schonung für Lucius und glaubt diese zuletzt dadurch zu erlangen, daß sie ihre Liebe zu demselben bekennt — umsonst. Mittlerweile hat die Christen Reue erfaßt, ihren Vorsteher verlassen zu haben, sie kehren zurück und schließen sich diesem an, selbst der Senator Cornelius bekennt seinen Glauben offen. Lavinia selbst, um mit dem Geliebten sterben zu können, giebt vor, Christin zu sein, was aber von den andern geläugnet wird. Von diesen zurückgewiesen und von Claudius mit lästigen Anträgen bedrängt, mit dem Dasein zerfallen, giebt sie sich den Tod. Claudius wüthet, die Christen gehen frohmuthig dem Tode entgegen, in der Zuversicht, daß das heidnische Rom endlich fallen und ihr Glaube triumphiren werde.

Dieser von Hiller seiner Oper zum Grunde gelegte Text besitzt große Vorzüge. Er ist geschickt gearbeitet und hat mehr Poesie und Würde, als man in der Regel in Textbüchern findet. Indeß ist der Charakter der Handlung ein so vorwiegend ernster, daß sie weit eher für ein Oratorium als für eine Oper geeignet erscheint. Der Zuschauer gebraucht einige Zeit, ehe er sich für die Sache zu erwärmen vermag, umsomehr als erst im Verlaufe der Handlung die auf Herz und Gemüth wirkenden, leicht faßlichen und greifbaren Seiten derselben hervortreten. Bei der Composition hat Hiller die ganze Kraft und Kunst des gediegenen Musikers eingesetzt und vor Allem in den großen Finalsätzen neben glänzenden Griffen auf dem Gebiete der großen Combinationen auch in rein musikalischer Beziehung Ausgezeichnetes geleistet. Die lyrischen Theile der Oper machen, da die Handlung hier nicht so rasch den Zuschauer gewinnt und überzeugt, geringeren Eindruck und werden sich erst bei wiederholten Darstellungen geltend machen. Lebendig und tief wurde die Theilnahme von dem Augenblick an, wo Lavinia aus ihrem nicht recht motivirten Weltschmerz sich zum Denken und Handeln aufrafft. Von da an gewinnt alles festere Gestalt und schärfere Züge. Nach den weiteren Aufführungen werden diese vorläufigen Andeutungen zu erweitern und zu berichtigen sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℳ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 9. Bremen, 1. März. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die alten Keller-Hauptleute des Raths-Weinkellers zu Bremen
während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von J. G. Kohl.

Einen städtischen Bier- und Weinkeller gab es in Bremen, wie in andern norddeutschen Städten vermuthlich schon seit sehr frühen Zeiten. Einige haben behauptet, daß der erste Keller dieser Art am Fuße der Domdüne, wo jetzt die neue Börse gebaut wird, gelegen habe. Im 14. Jahrhundert soll er unter dem Eckhause an der Obernstraße und dem Markte, welches in manchen alten Schriften „Domus vinaria" (das Weinhaus) genannt wird, gewesen sein. Ich lasse dies Alles hier, wo ich nur von den letzten drei Jahrhunderten reden will, einstweilen auf sich beruhen und bemerke nur, daß im Anfange des 15. Jahrhunderts, zwischen 1405 und 1410, der jetzige Raths-Weinkeller unter dem Rathhause, das man damals baute, eingerichtet, und daß zu derselben Zeit auch die Behörde „der beiden Weinherren" eingesetzt oder doch in ihren Pflichten und Befugnissen bestimmt regulirt wurde. Es waren dies zwei Herren vom Rathe, welche nicht nur den städtischen Weinkeller, sondern auch den Weinhandel der Privaten in der Stadt und die auf Wein gelegten Abgaben zu beaufsichtigen hatten.

Ohne Zweifel hatten diese Weinherren von vornherein einen kundigen Mann im Keller, um die Geschäfte des Kellers unter ihrer Oberaufsicht zu führen, alles beim Ein- und Verkauf der Weine und beim Lager Nöthige zu besorgen. In verschiedenen Aufzeichnungen aus dem 15. Jahrhunderte — und einzeln auch schon früher — wird ein „Weinmann" oder „ein Kellermann zu Bremen" erwähnt, worunter ohne Zweifel der Lager- und Kellermeister des städtischen Weinkellers zu verstehen ist. Zweifelhaft erscheint es mir, ob dieser „Wein-" oder „Kellermann" gleich von vornherein ein vom Rathe installirter und besoldeter Beamter oder etwa nur ein weinkundiger Pächter des Kellers gewesen sei.

Gewiß ist es, daß zu verschiedenen Zeiten der Keller sowohl verpfändet als verpachtet gewesen ist. Verpfändet war er z. B. einmal im Jahre 1435 an Heinrich Basmer, den Sohn des berühmten unglücklichen Bürgermeisters dieses Namens. Und verpachtet war er im Jahre 1547 an einen gewissen Martin Hemelinck und nach dessen Tode noch später an die Wittwe desselben. Einem solchen Pächter wurden dann die Preise bestimmt, zu denen er den Wein geben müsse. Auch hatte er die Verpflichtung, selbst durch seine eigenen Bemühungen den Keller „zum Behuf der guten Stadt" immer reichlich mit Wein zu versorgen. Er mußte dabei auch theure Jahre und damals oft eintreffende Kriegeszeiten und Belagerungen in Rücksicht nehmen und trachten, daß es selbst während lange dauernder Belagerungen im Stadtkeller den Bürgern zum Trost an Weine nicht fehle. Ob dieses Verpachten des Weinkellers in der Mitte des 16. Jahrhunderts nur eine vorübergehende Maßregel gewesen sei und wie lange es gedauert habe, vermag ich nicht zu bestimmen. Ausgemacht aber ist es, daß es wenigstens im Jahre 1595 aufgehört hatte, und daß um diese Zeit der Senat einen von ihm salarirten Beamten zur Beaufsichtigung des Weinkellers und zur Leitung und Besorgung seiner Geschäfte einsetzte, und daß von diesem Jahre an dann über zwei Jahrhunderte hindurch ein Rathskeller-Vorsteher dem andern im Amte folgte.

Der erste dieser Reihe von Beamten war ein gewisser Herr Daniel von der Horst und in seiner uns aufbewahrten Bestallungs-Urkunde heißt es, der Rath bestelle ihn zu seinem „Weinmann" und „Diener im Stadtkeller". Es scheint demnach, daß dies der offizielle Titel dieses Amts gewesen sei. Doch zeigt sich in den Weinkeller-Papieren auch neben demselben der später viel gewöhnlichere und bis in das jetzige Jahrhundert dauernde Titel „Hopp-Mann" (der Hopfen-Mann).

Man sagt, diese letztere Benennung sei daher zu erklären, daß der Weinmann des Kellers zugleich auch der „Hopfen-Mann", d. h. der Aufseher des Hopfenlagers der Stadt gewesen sei. Durch eine verkehrte Auslegung und Uebertragung des Plattdeutschen „Hoppmann" soll dann der Hochdeutsche Titel „Hauptmann" entstanden sein. Da indeß auch in anderen städtischen Kellern z. B. in dem von Lübeck der Lagermeister den Titel „Kellerhauptmann" führte, so wäre es wohl möglich, daß auch in Bremen sich dieser Titel selbstständig und ohne die Beihülfe des „Hoppmann" ausbildete, und neben diesem in Gebrauch kam. Gewiß ist es, daß seit dem Ende des 17. Jahrhunderts im gemeinen Leben „Keller-Hauptmann" die gebräuchlichste Bezeichnung der Charge war. Allerdings aber bedienten sich Schriftsteller, die correct sein wollten, noch bis zum Jahre 1820 in ihren Aufzeichnungen des Titels „Hoppmann".

Der Senat gab von vornherein seinem „Weinmann", der allerdings große Verantwortlichkeiten und Pflichten übernahm, eine

ziemlich günstige Stellung. Er bestimmte ihm die alte „**Domus vinaria**" am Markte als seine Residenz mit freier Wohnung und „mit Genuß der Heuer eines kleinen Hauses dahinter." Dazu (seit dem Jahre 1627) ein Gehalt von 200 Thalern, und ferner jedes Mal, wenn er eine große Reise an den Rhein zum Ankauf von Weinen machen würde, 30 Thaler „zu einem Reisekleide," ferner auch noch 32 (seit 1689, 52) Thaler Kostgeld für jeden „Weinknecht", den er im Keller unterhalten mußte, der aber dann noch vom Senat besonders besoldet wurde. Außerdem aber auch ertheilte er ihm noch einige schätzenswerthe Privilegien, namentlich, daß er „von Accise, Wachen, Bürgerwerken und andern bürgerlichen Pflichten enthoben sein solle in allen den Zeiten und Fällen, in denen die Herren des Raths von denselben frei seien." — Dazu gaben ihm die bedeutenden Geschäfte, die er im Namen des Kellers abschloß, noch wohl sonst manche Gelegenheit zu indirektem und nicht unerlaubtem Gewinne. Dies Alles war zu jener Zeit eine ziemlich reichliche Ausstattung, und es war daher kein Wunder daß, wenn die Stelle einmal leer wurde, es an zahlreichen Bewerbern für sie nicht fehlte. Wenn man die Liste der Namen der verschiedenen Inhaber übersieht, so findet man darunter mehrere fremde und dem Anscheine nach auch adlige Namen, außer dem schon genannten „Herrn von der Horst", auch einen „Herrn de Neufville", einen „le Turk" ꝛc. Auch wird daher das Kellerhauptmann-Amt und das ganze Weinkeller-Institut zu wiederholten Malen in den alten Papieren des 17. Jahrhunderts „eine sehr honorable Station" genannt.

Jedenfalls war der Rathskeller-Handel lange Zeit (fast noch während des ganzen 18. Jahrhunderts) das Hauptweingeschäft in der Stadt, und außerdem wurden von da aus durch Vermittelung des „Hoppmanns" die übrigen Weingeschäfte vielfach überwacht und dirigirt. Der Hoppmann hatte die „Weinaccise", das sogenannte „Bodeigeld" *), die „Kranzgelder" und andere Abgaben einzufordern. Ja ein Theil der Weinläger der privaten Weinhändler, nämlich ihr Rheinwein, lag bei ihm im Stadtweinkeller unter seiner Aufsicht. Dies Alles machte natürlich den Kellerhauptmann zu einer nicht unwichtigen Person in der Geschäftswelt.

So lebten denn auch diese Kellerhauptleute im 17. Jahrhunderte manchmal „wie die Herren." Einem derselben, der vom Rathe wegen der theuren Zeiten (ungefähr um 1680 herum) eine Erhöhung seines Gehaltes verlangt hatte, wurde von Seiten der seine Lage untersuchenden Rathsmitglieder vorgeworfen, „er halte sich köstliche Schlitten, ein Pferd, dessen er sich zum Reiten bediene und dazu kostbare Schabberaquen, die jede wohl über 100 Thaler zu kosten scheine. Er habe sich die feinsten damastenen Servietten und wullenen Paruynen von außen bringen lassen. Er gehe auf die Dantz- und Fechtschulen und habe sich auf den Dantzbodens theure Mascaradenkleider machen lassen und habe mit ihnen gestutziret. Dabei sei er so hochmüthig und stolz geworden, daß er kaum regratulire und den Huth abnehme, wenn er gegrüßt werde, und daß er sogar auf der Börse einige Leute sehr gering zu achten scheine. Da sei es kein Wunder, daß er bei seinem Salaire nicht reich werden wolle, wie alle seine „Anticessoren." — Freilich waren denn auch, wie gesagt, die Pflichten und Geschäfte eines Weinkellerhauptmanns und die Anforderungen, die man an ihn stellte, nicht gering und sehr zahlreich. „Er sollte", so heißt es in den vom Senate ausgestellten Bestallungsbriefen aus dem 16. und 17. Jahrhunderte, „sich täglich fleißig im Weinkeller befinden lassen, sollte auch auf alle und jede Stücke Weins gute Aufsicht haben und tragen, den Keller mit aller Nothdurft jeder Zeit versorgen. Den Herren des Raths und auch andern vornehmen Bürgern und Männern solle er persönlich aufwarten, sonst aber gute, verständige und so viel möglich treue und fleißige Knechte und Jungen halten, so nebenst ihm gute Aufsicht mithaben und jeden mit gebührlicher Bescheidenheit den Wein bringen muegen. Das Geld, das jeden Tag für die Weine und für Kringeln und Pfefferkuchen einkomme, solle er des Abends spät oder des Morgens früh in die Lahde, wozu die verordneten Weinherren den Schlüssel haben, selbst einwerfen, damit es wöchentlich daraus genommen, gezählet und an andere Orte verwahrt werden möge. Ganz besondere Obacht soll er bei Auffüllung der Weine und namentlich derer, welche in der sogenannten Rose verwahrt liegen, haben und dieselbe in Gegenwart der Weinherren werkstellig machen, das aufgefüllte Quantum verzeichnen, nichts aber unter die Füllweine rechnen, was dazu nicht gehörig. Die Auffüllung der Weine in der Rose soll wöchentlich (später monatlich, dann vierteljährlich) geschehen, und dabei soll jedenfalls der Kellerhauptmann immer in Persona zugegen sein, und soll sehen, daß Niemandem davon ohne Vorwissen der Weinherren verabfolgt werde, auch den Schlüssel zur Rose sofort nach geschehener Auffüllung den Weinherren wieder abliefern. *) Auch auf Licht, Feuer und sonsten soll er im Keller gute Aufsicht führen und darauf sehen, daß Alles im Weinkeller, absonderlich in denen Logimentern (kleinen Trinkstuben) fein säuberlich und rein sei, daß Kannen, Krüge, Gläser und alles Geschirr wohl geschwenkt und auch wohlriechend sei, ingleichen nit zulassen, daß einiges Spielwerk, als Karten, Brettspiel oder sonsten, im Weinkeller solle gebraucht werden, wie es vor alters her auch nicht Herkommen gewesen. **) Er soll ferner auch alle die Weine, so von den Bürgern, Weinhändlers oder Weinzapfers zur Stadt gebracht werden, noch ehe dieselben vom Wagen abgeladen, fein richtiglich verzeichnen, in ein sonderlich Buch tragen, die Accise davon abfordern und darüber Rechnung halten, und überhaupt von Allem, was gekaufft und verkaufft worden, den verordneten Weinherren guten Bescheid und Rechnung thuen. Dafür soll er aber mit keinerlei Weinen, vielweniger aber mit Brandwein, weder mit großen noch mit kleinen Fäßlein oder Maaßen, handeln und überhaupt nicht die allergeringste Negotia treiben. Von Zeit zu Zeit soll er an den Rheinstrom reisen, um dort die besten Weine selber aus den besten Quellen zu kaufen. Und über dies Alles soll er, ehe er in's Amt tritt, einen körperlichen Eid leisten, und auch, damit der Senat seiner Dienste desto mehr versichert sei, einen Bürgen auf 2000 ß ***) stellen. Ingleichen sollen sich auch seine Knechte mit einem körperlichen Eide verpflichten."

Um allen diesen Pflichten genügen zu können, mußte natürlich ein solcher Kellerhauptmann mancherlei Eigenschaften, Talente und Kenntnisse besitzen. Vor allen Dingen mußte er das ganze Weingeschäft, namentlich aber den Handel mit Rheinweinen und die Behandlung derselben gründlich kennen, und dabei wo möglich von der Pike auf gedient haben. Wie streng man es dabei nahm und welche Studien, Befähigungen und Uebungen man in dieser Beziehung schon im 16. und 17. Jahrhundert verlangte, ersieht man am besten aus den Schriften und Curriculis vitae, welche die Aspiranten dem Senate vorlegten und mit denen sie sich zu der Stelle empfahlen.

„Er habe", so sagt einer dieser Aspiranten (ein gewisser Schönemann) um die Mitte des 17. Jahrhunderts, „von Jugend auf zum

*) Eine gewisse alte Abgabe auf jedes in die Stadt kommende oder auch nur Bremen passirende Faß Wein.

*) Dies Alles kommt namentlich in der Bestallung des Herrn de Neufville von 1713 vor.

**) Dies steht in einem Bestallungsbriefe von 1627, ist aber später oft eingeschärft und dann auch wohl wieder aufgehoben worden.

***) Diese Summe variirt zu verschiedenen Zeiten.

Weinhandel die größte Lust gehabt, und daher zuerst zu Amsterdam die französische und holländische Sprache, Rechenkunst und das Buchhalten fertig begriffen. Darauf habe er das Faßbinderhandwerk zu Frankfurt am Main ehrlich erlernt, wie sein Lehrbrief ausweise. Hernach habe er in Elweldt" (richtiger: Elfeldt [Eltville], der Hauptstadt des Rheingaus, der alten Residenz der Erzbischöfe von Mainz), „bei einem der berühmtesten Faßbänderer, welcher damals der vornehmsten Weinhändler Commissionen gehabt, gearbeitet und in seiner Profession auch exercirt. Darauf habe er bei verschiedenen der vornehmsten Rhein-Wein-Händlers sowohl in Deutschland als auch in Stockholm einige Jahre vor Diener serviret und für selbige am Rheinstrohm zu Bacharach und sonderlich im ganzen Rheingau verschiedene große Partheyen Wein erkauft, allda vielfältige Wein-Märkte und Wein-Auktionen besucht und Ankäufe helfen contrahiren und schließen, selbigen oft und viel beigewohnt und auch also die vornehmsten Orte und Länder, wo die besten Weine wachsen und um die wohlfeilsten Preise zu haben und gekaufft werden müssen, wohl erkundigt, biß er sich auf diese Weise kapabel gemacht, seine eigene Handlung in Cassel anzufangen und den hochfürstl. Hof daselbst mit Wein zu versehen. Er habe auch im verflossenen Monat April auf hochfürstliche Gnädige ihm aufgetragene importante Comission über 200 Stück Faß Wein in der Stadt Mainz gekauft und zum hochfürstlichen Vergnügen geliefert. Dieweil er denn nun bei so geschaffenen Dingen sich getraue die erledigte Hauptmannsstelle in dero Magnificenzen und Herrlichkeiten zu Bremen berühmtem Weinkeller mit großem Nutzen und Vortheile zu versehen, so habe er nicht anstehen wollen, unterdienstlich zu bitten, ihm diese Stelle übertragen zu wollen."

Im Jahre 1689, wo wiederum die Kellerhauptmannsstelle erledigt war, stellt sich ein anderer Candidat, ein gewisser Johann Ehrhardt, vor und bittet um die Verleihung derselben, „indem er schon von Jugend auf beim Weinhandel umbgegangen sei, nicht allein das Faßbänder-Handwerk gelernet und darauf gereiset, sondern auch nachher bei Seiner hochfürstl. Durchlaucht Herrn Anton Ulrichen Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg 5 Jahre als Weinschank und dann als Kellermeister im Dienste gewesen sei. Von da sei er nach Hildesheim in Eines dortigen hochweisen Rathes Weinkeller gefordert worden, woselbst er ein weitläuftiges Lager unterhanden gehabt und 8 Jahre lang Rechnung geführet, auch jährliche Reisen an den Rhein-Strom gethan und dadurch der Orte dergestalt kundig geworden, daß im ganzen Rheingau kein Dorf sei, welches ihm nicht bekannt und von welchem er nicht sagen könnte, was bei des Ortes Weinwachs zu schaffen wäre. Als sein Vater in Straßburg ihn dahin gerufen, um ihm seinen Wein- und Essig-Handel zu führen, sei er Anno 1680 dahingegangen. Wie aber die gute Stadt Straßburg im folgenden Jahre leider in der Françoisen Hände gerathen, habe er seine Wohnung Anno 1682 nach Worms transferiret. Daselbst aber habe er im jüngst abgelegten Herbste 1688 der Françoisen Tyrannei zu seinem Unglück erst recht erfahren müssen. Sie hätten dort Alles zerstört und auch sein Haus sei dabei zu einem Schutt- und Aschenhaufen geworden, er selber habe wohl für 10,000 ℛ Schaden an Wein und Essig dabei gelitten und bäte nun um die Hauptmann-Stelle in dem berühmten Keller zu Bremen."

Aber nicht nur die Kellerhauptleute, sondern auch die „Rathskeller-Diener," wenn sie sich zu ihrem Amte meldeten, wurden fleißig geprüft, ob sie die gehörigen Qualitäten dazu besäßen. Sie mußten auch, — in späterer Zeit wenigstens, — dem Rathe ihre Handschrift vorlegen, und hiebei wurden sie dann in dem Eifer, die Stelle zu erhalten, zuweilen wohl ganz poetisch und philosophisch. Einer derselben empfahl sich den Herren vom Rathe mit folgenden sorgfältig von ihm gewählten, kalligraphisch untadelig ausgeführten Sprüchen:

„Wer mit Vernunft erwägt den Wechsel aller Sachen,
„Den kann das Glück nicht stolz, kein Unglück zaghaft machen."

Dies schrieb er mit deutscher Schrift, und dann fügte er noch mit lateinischen Lettern den Vers hinzu:

Was du als Zinsen deinem Geiste leihest,
Das ist und das nur bleibt dein Eigenthum.

Solche den Kellerhauptmanns-Candidaten und ihren „Knechten" abgeforderte Bekenntnisse und Examina, deren man, wenn es nicht zu weitläuftig wäre, noch mehre produciren könnte, sind an und für sich merkwürdig und lassen nebenher manche interessante Blicke in den Handel und Wandel der damaligen Zeiten thun.

Sie zeigen aber insbesondere, wie genau man es mit denjenigen Leuten nahm, denen man die Erziehung so kostbarer Bacchusgaben anvertrauen wollte, wie es die in den „Zwölf-Apostel-Fässern" zu Bremen gebetteten Weine waren. Man begreift es auch, daß unter der Pflege so gut geschulter Männer am Ende eine so weit in die Welt hinausduftende Bremer „Rose" hervorblühen konnte. Einer der wichtigsten Punkte war dabei, wie man sieht, eine tüchtige Kenntniß des Rheins, seiner Weinberge, Weinmärkte und sonstigen Gelegenheiten. Und so waren denn auch ihre häufigen Reisen zum „Rheinstraumb" und namentlich „ins Rynkow" (in den Rheingau) einer der „importantesten" Theile ihrer Funktion. Sie waren verpflichtet — in ihren Bestallungs-Patenten ist das besonders erwähnt, — diese Reisen regelmäßig von Zeit zu Zeit zu unternehmen, um den Keller nach seiner Nothdurft zu versorgen und den beständigen Abgang an Weinen durch neue Einkäufe zu ersetzen. Aber zuweilen in außerordentlichen Fällen mußten sie sich auch ganz plötzlich „auf Befehl der Herren Weinherren" aufs Pferd setzen und „hinaufreiten zum Rheinstrom," um rasch einige Einkäufe zu machen.

In dem einen Jahre hatte man schon im Frühling vernommen, „daß der Weinstock am Rheine *wohl* verblühet sei und bis dato nach Wunsch stehe." Und dann im Herbste desselben Jahres kam die Nachricht herab, „daß nun am Rhein Alles von schönen Weinen überfließe und daß man dort nicht Fässer genug habe, um den reichen Segen zu bergen." Schnell wurden dann die Herren Weinherren, „nachdem sie diese Zeitungen dem Senate referiret," bevollmächtigt, 8 bis 10,000 ℛ (so im Jahre 1689) aufzunehmen, um von der Conjunktur zu profitiren, und rasch wurden dem „Weinmann" seine Pässe ausgefertigt, um an den besten Quellen den besten Wein zu schöpfen.

In einem anderen Jahre hatte man dagegen gehört, daß es droben schlimm stehe, „daß man die Françoisen erwarte und daß es im nächsten Frühling am Rheinstraumb wohl wieder drüber und drunter gehen werde." Auch dann durfte der Bremer Weinmann nicht säumen und eine beschwerliche Winterreise nicht scheuen, um noch bei Zeiten seine Einkäufe zu machen. Zuweilen auch meldete wohl ein großer Weinbergbesitzer am Rhein dem Bremer Senate in einem vertraulichen Briefe, „daß sein Herr Schwiegervater einen Keller mit 200 Stück der kostbarsten und edelsten Weine hinterlassen habe, daß dieses Lager, welches nächstens zum Verkauf kommen würde, eine Perle unter allen Kellern am Rhein sei, und daß die Käufer, die darum buhlten, ohne Zahl wären. Holländer, Engländer, so wie auch der Markgraf von Ansbach und selbst der Kurfürst von Mainz hätten ein Auge darauf geworfen. Aber er (der Verfasser des Briefes) gönne diesen herrlichen Vorrath vorzugsweise den Herren von Bremen, ihren berühmten Keller damit zu zieren." Auch in einem solchen Falle, — wie denn noch bei vielen andern ähnlichen Gelegenheiten, die ich hier übergehe,

mußte der Bremer »Hopfenmann« wieder satteln und schnell »hinauf« nach Frankfurt oder Mainz.

Wie gesagt bekam er jedes Mal bei solchen Reisen vom Senate 30 Thaler zu einem Reisekleide, wobei er dann noch außerdem seine Zehrungskosten während der Reise in Rechnung bringen durfte. 30 Thaler waren im 17. Jahrhundert wohl reichlich so viel wie jetzt 60 oder noch mehr, und es scheint dies ziemlich reichlich für ein bloßes »Reisekleid.« Aber ohne Zweifel war darunter die ganze Ausrüstung des Kellerhauptmanns zu verstehen, und diese war in damaligen Zeiten allerdings weitläuftig genug. Was verriß er nicht unterwegs an Zaum- und Sattelzeug für sein Pferd. Für sich selbst brauchte er nothwendig einen dicken Ueberwurf oder Friesrock und dann noch in den kalten Wäldern und Bergen des Hessenlandes, die er passiren mußte, einen hinten aufgeschnallten zwölf Ellen weiten Mantel, der in Schnee- und Regenwetter übergezogen und ihn und sein Pferd und alle Dinge, mit denen es bepackt war, decken mochte. Zur Vertheidigung seiner Person hatte er zwei Pistolen mit Zubehör nöthig, die vorne in dicken Bärenfelltaschen steckten, und außerdem auch schnallte er sich noch einen langen Säbel um. Mitunter auch nahm er noch seinen Weinknecht mit, der dann, wie es scheint, ebenfalls von jenen 30 ₰ ausgerüstet werden mußte. In einer langen ledernen, in seinem Mantelsack versteckten Geldkatze hatte er oft ziemlich bedeutende Summen baaren Geldes bei sich. Denn Wechsel waren, wenigstens im 16. Jahrhundert, in Bremen noch nicht sehr allgemein. Auch hielt der Senat von Bremen, wie man aus mehreren Hindeutungen ersehen kann, stark darauf, daß sein »Weinmann« alle seine Einkäufe immer baar in klingender Münze bezahle. Doch gab er ihm zu Zeiten auch noch, um ihn und sein Pferd nicht zu sehr mit Gold und Silber zu beschweren, einen Creditbrief mit, und ein solcher Creditbrief (aus dem Ende des 16. Jahrhunderts) lautete dann so:

»Urkundt Senatus, Ihren Weinmann Daniel von der Horst mitgegeben, uffen Fall er Gelts benöthigt, desselben uffzunehmen. Wyr Bürgermeister und Rath der Stadt Bremen thun Allen und einem Jeden, so diesen unsern offenen Schein ersehen, zu wissen, was maßen wir gegenwärtigen Briefes-Inhaber, unserm Weinmann Daniel von der Horst, hinaufgeschickt und berechtigt, etliche Stück Weins zu behuf unseres Stadtweinkellers einzukaufen, ihm auch zu dem Behuf etliche Pennige*) übermacht. Als sich aber begeben könnte, daß ihm etwa Gelegenheit vorfallen möchte, mehr Wein einzukaufen, und er zu dem behuf etliche Gelder unserthalben aufzunehmen verursacht wurde, — als gelangen demnach an alle und jede**), so er etwa deßwegen ersuchen würde, hiermit unser dienstliches Bitten und freundliches Begehren, man wolle gegenwärtigen Briefes-Zeigern an Geld ein dusend daler, oder nach Gelegenheit vierzehn, oder funfzehnhundert***) Daler auf unsern guten glauben und baare zahlung gutwillig leihen und vorstrecken.«

Mit solchen Briefen ausgestattet, und zuweilen auch sonst noch »an etliche vornehme Kaufleute in Ffort« (Frankfurt) empfohlen, ritt dann der »Weinmann Daniel« oder »der Diener Peter Flachs«, oder wer nun gerade Kellerhauptmann war, hinauf, um bei Herrn Christoffer Hoherath zu Mentz (Mainz) oder bei der Wittwe Emerich in Mentz, oder bei Herrn Stubenrauch oder dem Herrn Küropt oder dem Herrn von Dalberg daselbst oder im »Delsanschen Keller in Hochheim« oder in einem der andern der »höheren Orte« seine Einkäufe zu machen. Der erstgenannte Herr Christoff Hoherath war ein großer Weinhändler am Ende des 16. Jahrhunderts, die andern Firmen werden in spätern Zeiten gelegentlich genannt. Mit einigen dieser großen rheinländischen Kellerbesitzer und Weinhändler standen unsere Weinherren, Kellerhauptleute und ihr Weinkeller in beständiger und lange dauernder Verbindung, und es entwickelte sich dann wohl, wie es zwischen Kaufleuten und ihren alten treuen Kunden zu gehen pflegt, neben dem Geschäftsverkehre auch ein gewisses freundschaftliches Verhältniß unter ihnen, was sich dann und wann durch gegenseitig übersandte Grüße und Geschenke bethätigte. Noch heutzutage pflegen wohl die Kaufleute und namentlich die Weinhandlungen ihren Kunden im Oberlande zu gewissen Jahreszeiten kleine Präsente zur Auffrischung der alten Freundschaft und Verbindung zu übersenden. Dieselben bestehen jetzt meist in einem Körbchen Hummer oder Schellfische oder andern derartigen Delikatessen, wie man sie von einer Seestadt erwartet. Auch der Senat von Bremen bedachte schon im 16. Jahrhundert die Geschäftsfreunde seines Kellers in ähnlicher Art.

Doch mochte die langsame Weise des damaligen Verkehrs »frische« Schellfische, Austern und dergleichen Geschenke verbieten. Man griff daher zu solideren Gaben, z. B. zu einigen tüchtigen Marsch-Ochsen oder Kühen, die sich ganz gut selbst völlig frisch bis zum Rhein hinbringen konnten. So wurden ein Mal im Jahre 1597 von Seiten des Senats durch die Weinherren und den Kellerhauptmann eben jenem obengenannten »Christoffer Hoherath, Bürger und Weinhändler zu Mentz, davor, daß er des Orts jährlichs etliche Weine einzukaufen und für den Kellerhauptmann zu Bremen parat zu halten pflege, wie auch zur Anzeigung eines dankbaren Gemüths ein schönes Rind und zwei junge Kühe alle drei schier roth und mit weißen Köpfen verehret.«

Dies waren ziemlich umständliche Präsente; denn die Rinder brauchten doch wohl einige Wochen, bis sie sich zum Rheine hinaufgegrast hatten. Doch es wäre noch ganz leidlich gegangen, wenn sie nur immer so ruhig hätten weiter grasen können. Aber wie übel ging es nicht in jenen Zeiten, — wo jeder Spaziergang, jede Wanderung im lieben deutschen Reiche ein »Wettrennen mit Hindernissen« war, wo es auf Schritt und Tritt Zölle und zahllose Barrieren und harpyenartige Wegelagerer aller Art gab, — solchen vom Bremer Senate zum Rhein gesandten fetten Marsch-Rindern! Die im Jahre 1597 für »Herrn Hoherath« bestimmten geriethen schon bei der Porta Westphalica in die Klauen Seiner fürstlichen Gnaden des Bischofs von Minden. Der Bischof hatte in jenem Bergthore, das damals der »Paß von Hausbergen« hieß, eine Wache aufgestellt, die in seinem Namen einen Zoll von allen passirenden Dingen einforderte und diejenigen todten oder lebendigen Gegenstände, welche den Zoll »nicht gutwillig bezahlt hatten,« confiscirten. Was der gute Bürger Lüter Meyer, den der Bremer Senat mit dem Transporte der drei weißköpfigen Rinder nach Mainz beauftragt hatte, sich dabei zu Schulden kommen ließ, wird Einem aus den Akten nicht recht klar. Aber Meyer meldete nach Bremen, er sei mit seinem Vieh von des Bischofs Leuten »arrestiret.«

Der Senat richtete nun zwar alsbald »ein unterdienstliches Schreiben und Ansuchen an den hochwürdigen und hochvermögenden Fürsten Bischof zu Minden,« setzte ihm darin sein Verhältniß zu

*) Wird wohl eine handliche Summe gewesen sein. Aber der vorsichtige Senat wollte wohl, indem er bloß von „Pennigen“ sprach, niemand nach den Goldstücken seines Weinmanns lüstern machen. Uebrigens hätte er eigentlich gar nicht nöthig gehabt, in diesem Creditbriefe auf das baar mitgegebene Geld anzuspielen, da es ja doch dem Darleiher keine Sicherheit gab.

**) So allgemein, ins Blaue und in das große Weltpublikum hineingreifend werden wohl schwerlich die Creditbriefe noch jetzt ausgestellt.

***) Wenn der Senat seinen Weinmann bis zum Belaufe von 1500 ₰ creditiren wollte, so hätte er füglich die 1400 und 1000 ₰ unerwähnt lassen können. Man wird aber die Naivetät der ganzen Denk- und Schreibweise dieser überflüssig vorsichtigen und sparsamen Alten, denen beim Zählen die Goldstücke an den zögernden Fingern klebten, und die auch nicht leicht dazu gebracht werden konnten, eine so große Summe wie 1500 ₰ rundweg und auf ein Mal auszusprechen, charakteristisch finden.

dem Weinhändler Hoherath in Mainz auseinander, stellte ihm auch vor, wie die drei Rinder, die er ihm genau beschrieb, nicht zum Handel, sondern nur als Geschenk „zur Anzeigung eines dankbaren Gemüths" nach Mainz hinaufgesandt seien, wie auch daß sein Bürger Lüter Meyer, der sie habe treiben sollen, nicht studiose und dolose, sondern nur „ganz unversehens" den Paß und Zoll von Hausbergen habe vorübertreiben wollen, völlig unwissend, daß derselbe Seiner fürstlichen Gnaden gehörig sei. Sie bäten daher, daß der Bischof gegen Zollerledigung das unschuldige Vieh wieder freilassen wolle.

Der Bischof beantwortete indeß dies Schreiben gar nicht, und da die Herren von Bremen lange Zeit vergebens auf eine Erwiederung geharret hatten und die armen Rinder noch immer in der Porta in Arrest standen, so mußte der Senat sich zu einem zweiten Briefe entschließen, in welchem er dem Bischof die ganze Sache noch einmal des Breitern auseinandersetzte, indem er sich gegen ihn zugleich darüber beklagte, „daß sein unterdienstliches Ansuchen bei Seiner hochfürstlichen Gnaden nicht allein keine Statt und Raum habe gewinnen wollen, sondern man dasselbe auch nicht einer wenigen Antwort gewürdigt habe, (was er, der Senat, vor dieß Mal an seinen Ort gestellt sein lassen wolle). Man erwarte um so mehr, daß der Bischof die Rinder freigeben würde, da man ja auch in der Stadt Bremen Alles, was er, der Bischof, daselbst zum Behuf seiner Hofhaltung ankaufen lasse, ihm gutwillig zoll- und accisefrei verabfolge."

Hierauf setzten endlich die Räthe des Bischofs die Feder an, entschuldigten das Stillschweigen ihres Herrn erstlich damit, daß er von Minden abwesend in einer entfernten Gegend auf der Jagd oder im Kriege gewesen sei, bedauerten dann aber zugleich, daß die Kühe „der Ehrbaren und Wohlweisen günstigen Herren und guten Freunde" zu Bremen arrestirt und confiscirt bleiben müßten und nicht restituirt werden könnten, „weil es nur zu offenbar sei, daß ihr Bürger Lüter Meyer das Vieh allerdings dolose und studiose beim Zoll habe vorbeitreiben wollen, da ja ein Zollbrett gerade am Wege in Mitten des Bergpasses und von jedermann zu sehen befestigt sei, und die prätendirte ignorantia mithin überall nur affektiret sein könne." Hiermit mußte sich, so scheint es, damals der Rath von Bremen begnügen und auch der arme Mainzer Weinhändler Herr Hoherath mußte sich den Appetit zu dem fetten Rinderbraten aus der Marsch vergehen lassen. Wenigstens finde ich der Sache nachher weiterkeine Erwähnung gethan.

Eben so viel oder noch mehr Händel und Mühe als mit ihren Präsenten hatten die Weinherren und ihre Kellerhauptleute, um ihre schönen Weine, die sie am Rhein aufgekauft hatten, glücklich durch alle der zwischenliegenden Herren Länder zur Stadt und in ihren Keller zu schaffen. Der gewöhnliche Weg, auf welchem sie dieselben bezogen, war der auf der großen Heerstraße von Frankfurt über Kassel zu Lande. Bei Hannöversch Münden, wo man den „Weserstraumb" erreichte, wurden sie dann wohl eingeschifft und zu Wasser nach Bremen transportirt. Aber an der Weser gab es außer einer Menge flacher und im Sommer kaum fahr- und passirbarer Stellen viele widrige Zölle und feindselige braunschweigisch-lüneburgische und anderweitige Festungs-Commandanten, mit denen man beständig in Hader lag über die Freiheit der rathsherrlichen Weine vom Zoll, oder über die Höhe und Entrichtungsweise der Zölle.

Obgleich der Rath seinen „Weinmann", den Kellerhauptmann, der zuweilen wohl in Person solche Transporte begleitete, mit einem „Offenen Paßbrief" versah, in welchem kund gethan wurde, daß dieser Wein kein eigentlicher Handelswein sei, vielmehr wie die Weine anderer hoher Herren als ein Ehrenwein betrachtet werden und daher zollfrei sein müsse, so wurde ein solcher Paßbrief doch gar nicht respektirt. Und einmal (es war im Hochsommer 1633) wurde eine Anzahl für den Bremer Rathskeller bestimmter Stückfässer Monate lang bei ihrem Transporte auf der Weser aufgehalten, erst in Münden und, nachdem man sie da losgeeist, wieder von dem braunschweigisch-lüneburgischen Commandanten in Hameln, mit dem der Senat, so wie auch dann zwischendurch mit den braunschweigisch-lüneburgischen Räthen so lange hin und her correspondiren mußte, daß man zuletzt angst und bange um die Conservirung der schönen Weine wurde, die in dem heißen Sommer, dem sie in ihrem schlecht geschützten Arreste in Hameln ausgesetzt waren, „gährig und stichig werden und zugleich verderben möchten."

Viele Jahre hindurch (von 1593 bis 1656) richtete der Senat umständliche und wiederholte Schreiben an die Räthe der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg und auch an diese hohen fürstlichen Herren selbst, um ihnen zu beweisen, daß ihren Rathskellerweinen nach deutschen Reichsgesetzen und Reichsgewohnheiten die Zollfreiheit gebühre. „Denn," so heißt es in einem dieser Briefe des Raths von 1610, „diese Weine seien keiner Privat-Persohn zuständig, sondern gehörten dem Rathe und der freien Reichsstadt Bremen; — es würde auch mit ihnen keine Handthierung getrieben, sondern sie würden an Fürsten, Graven und Herren und Dero Gesandten, so jedesmal durch Bremen durchreisten, verehret und auch für den Rath selbsten zum Ehrenwein verbrauchet. Und dergleichen Weine ließe man immer auf aller Fürsten, Graven und Herren Zollstätten frei und ohne Erlegung eines Zolles und Ungeldes auf bloße Fürzeigung eines dazu ausgefertigten glaubwürdigen Scheines frei passiren. Daß des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg Beamten dennoch für solche Weine eine Caution gefordert hätten, sei deßhalb etwas Ungehöriges." Die Räthe pflegten darauf zu antworten: „ihr Herzog sei gerade nicht zu Hause und sie selber könnten für sich die Zollfreiheit nicht bewilligen." Und auf weiteres Correspondiren von Seiten Bremens schrieb dann der Herzog selber hinterdrein mit freundlichem Gruße: „er wisse nichts davon, er wolle sich aber über die Sache bei gelehrten Männern erkundigen." Endlich aber gelangte im Jahre 1636 von Hildesheim ein Brief herab, den der Herzog Georg schrieb und der ganz kurz so lautete: „wie Er, der Herzog, sich zwar wohl erinnere, daß es im Deutschen Reiche also hergebracht sei, daß Chur- und Fürstlichen, auch Gräflichen Personen jährlichs ein Gewisses an Weinen zu behueff ihres Hoffstaats frei passiret würde, also es ihm gar nicht wissend sei, daß die Räthe von Bremen dergleichen Freiheit zu ihrem Behufe beständiger Weise erlanget, vielmehr fände es sich, daß, gleich wie es bei andern die Weser hinuntergehenden Waaren täglich geschehe, auch der Rath von Bremen von seinen Weinen den gewöhnlichen Zoll zu entrichten schuldig sei: „„Wollten's Euch also vermelden,"" so schließt der Herzog seinen kurzen Brief, „„denen wir sonsten in Gnaden gewogen. Datum Hildesheim 14. Juli Anno 1636. Georg.""

Da man diesem Allen nach auf dem Weserstrome so vielen Schwierigkeiten begegnete, so versuchten der Rath und seine Weinbeamten zuweilen auch wohl für ihre Weine den Transport auf dem untern Rhein nach Rotterdam und von da zur See nach Bremen. Namentlich geschah dies einmal im Jahre 1602. Sie richteten dann ähnliche Schreiben an die Generalstaaten und auch an den Prinzen Moritz von Oranien, bei denen sie ebenfalls um Lizentfreiheit und um eine freie Passage ihrer Weine durch die Niederlande anhielten und zwar unter Anführung derselben Gründe: „weilen die Weine für den Rathskeller angekauft seien, nicht bloß um damit den Rath und die Bürgerschaft zu versorgen, sondern zum großen Theile auch um sie Fürsten und Herren und Derselben Botschaftern, in ihren Durchzügen, deren in ihrer Stadt fast alle

Tage vorkämen, zu verehren.“ Allein in Holland fanden sie hiermit natürlich noch weniger ein Gehör, und die Generalstaaten schlugen schon im Jahre 1602 die freie Passage der Bremer Rathskeller-Weine ohne Weiteres ab.

Da auch der Rhein somit verschlossen und derselbe dabei ein weiter Umweg war, und da wie gesagt auch die Weser vielfach barrikadirt und ohnedies im Winter und im hohen Sommer der traurigen Naturverhältnisse des Flusses wegen kaum benutzbar war, so scheint es, daß man daher die Weine meistens lieber ganz von Frankfurt bis Bremen durch Fuhrleute über Land kommen ließ. Diese Fuhrleute hatte dann wieder der Kellerhauptmann zu requiriren und zuweilen auch in Person zu begleiten. Sie brachten den Wein in großen Stückfässern und „Zulasten“ zu fünf Oxhoft aus dem Rheingau herbei und bildeten dabei, wenn der Transport bedeutend war, mitunter ziemlich große Karawanenzüge von 7 bis 10 Wagen. Sie gebrauchten dabei oft mehr als drei Wochen, und im 17. Jahrhundert kam diese Art des Transports vom „Rinckow“ (Rheingau) bis Bremen gewöhnlich 7½ bis 8 ℔ *) per Ohm zu stehen, was ungefähr die Hälfte des am Rhein bezahlten Ankaufspreises der Waare war.

Aus diesem allen ist denn zur Genüge ersichtlich, mit wie großen Hindernissen die Dornenwege bestreut waren, auf welchen im 16., 17. und 18. Jahrhunderte unsere schönen Rheinweine und auch die ihnen vorgesetzten Kellerhauptleute wandern mußten. Es ist daher auch kein Wunder, daß einige der letztern auf jenen Wegen strauchelten, ihren Pflichten nicht gewachsen waren, sich in Schwierigkeiten verwickelten, wohl gar den mancherlei Versuchungen auf ihrem Lebenspfade nicht widerstanden und dann schließlich mit schimpflicher Absetzung oder gar im Arrest und Gefängnisse endigten. Auf die Specificirung von Vorfällen dieser Art kann ich mich hier jedoch nicht einlassen, will aber noch bemerken, daß seit dem Jahre 1726 das Amt der Kellerhauptleute in der bremischen Familie Wilhelmi, in welcher von da an bis zum Jahre 1830 immer die Söhne ihren Vätern adjungirt und zu deren Nachfolgern im Voraus designirt wurden, so zu sagen erblich wurde.

Als im Jahre 1833 der letzte bremische Kellerhauptmann Wilhelmi starb, wollte die Bürgerschaft dieses alte und veraltete Amt ganz abgeschafft haben. Der Senat wollte dagegen, daß die Stelle vorläufig nur unbesetzt bleibe und im Budget als „vakant“ bezeichnet werde. „Vielleicht könne man sie später einmal wieder besetzen.“ Doch geschah dies nicht und es wurden dann diejenigen Einrichtungen getroffen, die noch jetzt im Keller existiren und auf deren Schilderung ich hier nicht eingehe, da ich nur einige Notizen zur Charakterisirung der Stellung der alten Kellerhauptleute und ihrer Zeiten beibringen wollte.

*) Diese Frachtpreise werden namentlich für das Jahr 1680 angegeben.

Kleine Mittheilungen.

* Die Deutschen in Südamerika. Auf der Nürnberger Gustav-Adolf-Versammlung im August 1862 fand der Pfarrer Ebert aus Kassel Gelegenheit, über die Deutschen in Südamerika einige vielfach interessante, wenn auch zugleich betrübende Mittheilungen zu machen. Namentlich in Chili, dem civilisirtesten und geordnetsten unter allen südamerikanischen Freistaaten, finden sich viele Deutsche, die mit andern Ausländern seit etwa fünfzehn Jahren in jenes rein-katholische Land eingewandert sind. Jene langgestreckte Küste im südamerikanischen Westlande, die im Norden einen gar unfruchtbaren Boden für wirthschaftliche Erzeugnisse, aber reichliche Silberadern besitzt, bietet im Süden die fruchtbarsten Felder und in der Mitte für Volkswirthschaft und Industrie die reichsten und ergiebigsten Quellen dar. Unter den dort eingewanderten Deutschen sind besonders auch viele evangelische Kurhessen gewesen, und unter diesen erwachte zuerst ein kirchliches Bedürfniß. Sie machten zu diesem Zwecke in den letzten zehn Jahren die angestrengtesten Bemühungen, um ein kirchliches Gemeinwesen zu gründen. Zuerst begannen sie in San Jago, der Hauptstadt Chili's. Dort ist eine Universität, an welcher der frühere Director der polytechnischen Schule in Kassel, Dr. Philippi, als Professor der Naturwissenschaften angestellt ist, aber zugleich wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters von der Regierung viel gebraucht wird, um das Land in seinen fernsten Gegenden zu untersuchen und Ansiedler dort anzuweisen, die Kolonisten zu besuchen und ihre Bedürfnisse kennen zu lernen. Auch andere Deutsche in Chili haben an andern Orten Versuche gemacht, eine deutsche Kirche zu gründen, aber sie fanden sich dort in zu geringer Zahl, um das Werk für sich allein ausführen zu können. Besser gestaltete es sich in Valparaiso, einer bedeutenden Hafenstadt, wo jährlich so Viele einwandern. Dort haben einmal die Deutschen, was so selten der Fall ist, fest zusammengehalten und eine compacte Masse gebildet. Sie haben eine Schule gegründet, die schon 80 Kinder zählt, und man war auch fast daran, eine Kirche zu constituiren. Aber dies Unternehmen scheiterte an der unglückseligen deutschen Eigenheit, zu sehr ins Einzelne zu gehen und um Kleinigkeiten zu markten. Es war hier nicht bloß das Confessionelle von diesem und jenem; sogar das kirchliche Parteiwesen, das wir in Deutschland so tief beklagen, drang in den kleinen Kreis ein, und als es sich um die Berufung eines Geistlichen handelte, da wollten die Einen, er sollte sagen: Verwahre das Feuer und das Licht, die Andern dagegen: Bewahre das Feuer und das Licht. Und über das Bewahren und Verwahren konnten sie nicht einig werden. Tiefer im Lande, zu Valdivia und Gorin, wo die Deutschen in sehr großer Anzahl leben, waren schon vor vier Jahren ähnliche Bestrebungen bemerkbar. Man wollte ein eigenes Kirchenwesen begründen und einen Geistlichen berufen; aber noch ehe über die Bedingungen unterhandelt werden konnte, war schon wieder Spaltung unter ihnen eingetreten. Seitdem hat jenes Werk Büchners: „Ueber Kraft und Stoff“, das auch in Deutschland Manchem den Kopf verrückt und das Herz verdorben hat, auch dort die Köpfe verrückt und die Herzen verdorben. Seitdem ist bei den Meisten, die zur Gründung einer Gemeinde entschlossen waren, das schöne Feuer erloschen, und es ist von den übrigen Verständigen, die der Zahl nach zu wenig waren, nichts ausgerichtet worden. Neuerdings hat sich im südlichen Theile auf einer Insel, die 450 Quadratmeilen enthält, eine große Anzahl Deutscher fest zusammengeschaart, Badenser, Kurhessen und Würtemberger, die damit umgehen, eine Kirche zu errichten und eine Schule zu gründen. Aber sie haben eben so mit dem Mangel an den nöthigen Geldmitteln zu kämpfen, als sie auch der in Chili herrschenden und reich dotirten katholischen Kirche gegenüber einen gar schlimmen Stand haben und nicht wenig gefährdet sind. K.

* Aus der Theaterwelt. Die dramatische Dichtung „die Nibelungen“ von Friedrich Hebbel hat sich nun endlich auch das Wiener Burgtheater erobert. Director Laube verhielt sich lange abweisend gegen die Tragödie; nachdem dieselbe aber gedruckt und in Weimar, Schwerin und Berlin aufgeführt war, hat er sie nun auch einstudirt und am 17. Februar „Siegfrieds Tod“ in Scene gehen lassen. Der Erfolg scheint, wie das bei der Eigenthümlichkeit der Dichtung in Wien besonders sehr erklärlich ist, ein nur mäßiger, wenn auch sehr ehrenvoller zu sein. Der Norden wird für die Tragödie Hebbels ein viel besserer Boden sein, wie sie denn auch in Berlin sich auf dem Repertoir erhält. Ein Wiener Kritiker sagt sehr richtig: Hebbel hat einerseits das überaus schwierige, vielleicht unlösbare Problem eines Nibelungen-Dramas der Lösung so nahe gebracht, als irgend möglich, andererseits eben dadurch die schließliche Unlösbarkeit an seinem genialen Versuche nur noch deutlicher erwiesen. Gerade heraus: wie Hebbel bisher immer, so hat er auch diesmal den Stoff sehr unglücklich gewählt, einen Stoff, dessen geschichtliche Züge bis in das Gebiet der Fabel reichen, dessen ethische Gesetze von denen unserer Welt grundverschieden sind, dessen Zauberformeln überdies für uns keinen Sinn und Werth mehr haben, zum mindesten nicht als dramatische Motive. Was mit diesem Stoffe anzufangen war, ihn uns menschlich und historisch näher zu bringen, das hat der Dichter gethan, und zwar hat sich die Wirkung von der Bühne herab als eine weit stärkere und erwärmendere erwiesen, als wir nach der Lektüre zu hoffen wagten. Mit Ausnahme des ersten Aktes zweiten Theils, der Vorgänge in Isenland, wo die beabsichtigte spukhafte Stimmung gänzlich ausblieb — theils weil Brunhild's Vision unverständlich bleibt, theils weil der scenische Apparat und die Darstellung hier unzureichend waren, — fanden nicht nur die einzelnen tief poetischen Züge, deren in jedem Akte einige zerstreut liegen, ihre eigenthümliche Wirkung, sondern die großartig einfache Anlage und die gehobene Stimmung des Ganzen imponirten gar sichtlich einem nichts weniger als ernst bewundernd gestimmten Auditorium, so daß Aufmerksamkeit und lebendig ernster Antheil

vom ersten (einaktigen) Theile an fühlbar wohlthuend angeregt, von jenen Scenen in Isenland zwar herabgedrückt, aber vom zweiten Akte des zweiten Theiles doch wieder unverrückt bis zum Schlusse wach erhalten wurden. — Die neulich erwähnte neue Bearbeitung des Moliere'schen „Tartüffe“ für die deutsche Bühne durch Grunert ist in Stuttgart auf die Bühne gekommen. Seine Uebersetzung hält sich, unter zeitgemäßer Verwandlung des gereimten Alexandriners in reimlose Jamben, mit lobenswerther Treue an den Sinn und Ausdruck des Originals, dessen häufig durch den Reim bedingte Weitschweifigkeit sie gleichwohl vermeidet. Nur einmal, am Schlusse des vierten Aktes, ist ein schauspielerischer Effektschluß hineingebracht und in schöne Reime gekleidet worden, der gegen Moliere's Art, nur das Vernunftgemäße darzustellen, absticht. Vortrefflich dagegen ist am Schlusse des Stückes jene breite Schmeichelrede auf Ludwig XIV. durch eine motivirte Entscheidung der Gerichte gegen Tartüffe ersetzt worden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Von E. Schlagintweit. — Das Leben Muhammeds. Nach den Quellen dargestellt. Von Th. Nöldeke. — Der letzte Komödiant. Roman in 3 Theilen. Von Karl von Holtei. — La Stella. Roman aus Venedigs Gegenwart. Von F. von Remmersdorf. — Christian VII. und sein Hof. Roman in 2 Bänden. Von A. Baudissin. — Die Gräfin von der Nadel. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Von Hans Wachenhusen. — Moderne Charakterköpfe. 3 Bände. Von Amely Bölte. —

* Literarische Notizen. Die Werke des Romantikers Josef von Eichendorff sollen noch einmal eine neue Auflage erleben, welche vom Sohne des Dichters besorgt, auf sechs Bände berechnet und mit Bildniß, Facsimile und biographischer Einleitung versehen wird. Nebst den schon früher gedruckten Romanen, Novellen und Dramen enthält die Ausgabe auch noch nicht veröffentlichte Lieder, die Novelle „eine Meerfahrt“ und das Märchen „Libertas und ihre Freier“. — Friedrich Vischer in Zürich, der Aesthetiker, ist mit der Sammlung der Werke Uhlands beauftragt. Aus dem Nachlasse des Dichters gelangt nächstens eine im Februar des vorigen Jahres entstandene Abhandlung „Die Todten von Lustnau“ in der „Germania“ zum Abdruck. — Die von verschiedenen deutschen Kreisen ausgehende Aufforderung, die Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Werke des so schwer heimgesuchten Julius Mosen in Oldenburg zu unterstützen, hat auch unter den in England angesiedelten Deutschen lebhaften Anklang gefunden. Außer in London steigt die Zahl der Subscriptionen in Liverpool, Nottingham, Bradford und anderen Städten, welche deutsche Einwohner beherbergen, zu einer anerkennungswerthen Höhe. Neben den übrigen Clubs und Gesellschaften sind es hauptsächlich die Turnvereine, welche sich für den nationalen Zweck ein besonderes Verdienst erwerben. Ferdinand Freiligrath, dessen regste Theilnahme nie vermißt wird, wo es einer Sache deutscher Literatur gilt, hat ein schönes Gedicht an Mosen, dessen Thätigkeit nun schon lange durch eine traurige Krankheit gelähmt ist, zu dieser Gelegenheit veröffentlicht. — Der Jahrgang 1863 von Petermann's geographischen Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie (Gotha bei J. Perthes) wird mit einer sehr interessanten physisch-geographischen Abhandlung über das Becken des Bodensee's, von Professor Regg, eröffnet, der sich die Beschreibung der Provinz Nelson auf Neuseeland, von Dr. F. von Hochstetter, mit einer werthvollen geologischen Karte, so wie eine Arbeit über die Provinz Chiriqui in Mittelamerika, von Dr. Moritz Wagner, gleichfalls mit einer speciellen Karte, eine Mittheilung über die schwedische Expedition nach Spitzbergen 1861, und ein kartographisch-geographischer Bericht über eine neue Karte von Dr. Petermann, von West-Australien, Tasmanien und Neuseeland, anschließen. Das herrliche Unternehmen, das auf die Länderkunde einen so mächtigen Einfluß gewonnen hat, fängt, wie man sieht, den neuen Jahrgang mit bewährter Trefflichkeit an.

* Das germanische Museum. Nachdem der neue erste Vorstand des germanischen Museums, Dr. A. L. J. Michelsen, in einer am 27. October v. J. gehaltenen außerordentlichen Sitzung des Verwaltungsausschusses gewählt und diese mit Einstimmigkeit auf ihn gefallene Wahl in einem Schreiben an den Herrn Obmann des Verwaltungsausschusses, d. d. Schloß Seidingstadt bei Hildburghausen, den 30. November 1862, förmlich angenommen worden war, hat derselbe nunmehr das Directorium des germanischen Nationalmuseums verfassungsmäßig übernommen und seine Directorialthätigkeit bereits begonnen. Seinen Amtsantritt hat er zuvörderst durch Veröffentlichung eines zum großen Theil aus ungedruckten Archivurkunden geschöpften, vier Druckbogen starken Programmes angekündigt, welches ein wichtiges, dem Bereiche der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte angehörendes Thema behandelt, indem es den Titel führt: „Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der Landfrieden in Deutschland.“ Demselben ist unter den urkundlichen Beilagen auch eine interessante, zu Nürnberg ausgestellte Landfriedensurkunde Kaiser Karl's IV. vom Jahre 1349 aus dem Archive des germanischen Museums angefügt worden. — Die österreichische Regierung hat ihren Jahresbeitrag ansehnlich erhöht.

* Bildende Kunst. In den mehrmals erwähnten und von uns dem gebildeten Publikum empfohlenen „Recensionen für bildende Kunst“ finden wir einen Kunstbericht aus Rom, welcher unter Anderm die letzten Arbeiten unseres Landsmannes, des Bildhauers Karl Steinhäuser, bespricht. Er hat die Technik der Ausschmückung der Kirchen mit Chorschranken, Baldachinen, Osterleuchtern, Bischofsstühlen in Marmor, wie dieselbe schon im Mittelalter betrieben wurde, jetzt wieder zur Geltung gebracht, jedoch mit der Modification, daß er daneben der freien Plastik auch ihrerseits alle Rechte zu wahren weiß. Das erste Werk dieser Art, ein schöner Osterleuchter, wurde von König Friedrich Wilhelm IV. angekauft, und es steht jetzt dicht bei dem Orte in der Friedenskirche zu Potsdam, wo der verstorbene Monarch zum ewigen Frieden eingegangen ist, ein echter Leuchter der Auferstehung. Dieser Erfolg ermuthigte den Künstler zu einer größeren Arbeit, einem Altar, der zwar seiner weiteren Bestimmung in der Werkstatt von Piazza Barberini noch harrt, aber doch Veranlassung geworden ist, daß der Fürstbischof von Olmütz einen noch größeren Altar zur Feier des in diesem Jahre bevorstehenden tausendjährigen Jubiläums der Slavenapostel Cyrillus und Methodius bestellte. Wir zweifeln nicht daran, daß es dem Künstler auch hier gelingen werde, die feine Schönheit und milde Innigkeit seiner Skulpturen durch den farbigen Kontrast einer wohl abgewogenen musivischen Malerei noch mehr zu heben und das Ganze zu bedeutender architektonischer Gesammtwirkung aufzubauen. Neuerdings hat Steinhäuser auch eine überlebensgroße Statue der Deborah für den Großherzog von Oldenburg geschaffen, was uns daran erinnert, daß der Künstler namentlich die Schilderung edler Weiblichkeit in Werken wie „Mignon“ mit dem Ausdruck einer tiefen Seelenbewegung zu durchhauchen weiß. In letzter Zeit wurde ihm sodann eine ehrenvolle Veranlassung, eben so tüchtiges Zeugniß von seiner verständnißvollen Auffassung der Antike abzulegen. Ein schöner Erostorso wurde im letzten Frühjahr bei den Nachgrabungen auf dem Palatin zu Tage gefördert. Steinhäuser erhielt von Paris aus den Auftrag den Torso zunächst in Gyps zu ergänzen, und da die Restauration in Photographie dem Kaiser Napoleon vorgelegt wurde, so befahl dieser, daß die Ausführung in Marmor an Steinhäuser übertragen werde. — Der Kölner Dombau schreitet rüstig vorwärts. Am 24. Oktober des vorigen Jahres konnte das Interimsdach des Langschiffes entfernt werden, so daß nun das neue Gewölbe frei über dem herrlichen Raume schwebt. Bis zum September sollen die Querschiffe fertig sein, worauf dann die Trennungsmauer zwischen Chor und Langhaus fallen soll. Der Innenraum tritt dann mit seiner ganzen Gewalt zu Tage. — Die beiden in Dresden bestehenden Künstlervereine haben eine Commission für den Bau eines Künstlerhauses gebildet, welches auf dem, vom König überlassenen Platze zwischen Packhof und Hotel Bellevue an dem schönen Elbufer errichtet werden soll. Neuerdings hat sich die Commission noch verstärkt durch namhafte Persönlichkeiten aus den weiteren Kreisen ihrer Mitbürger. Eine Lotterie von Kunstwerken soll die zum Baue nöthigen Mittel beschaffen, und schon sind die erfreulichsten Zusagen thätiger Mithülfe von mehreren Kunstgenossenschaften, z. B. von Düsseldorf, Wien, Frankfurt, Hamburg ꝛc. eingegangen, und man darf noch weiter genossenschaftlicher Unterstützung dankbar und vertrauensvoll entgegensehen. Die dortige Künstlerschaft hat ihrerseits bis jetzt Beiträge und Zusagen bis zum Werthe von 10,000 fl. an die Commission abgegeben. — Der junge Bildhauer Rau hat, mit Benutzung der Todtenmaske, eine Kolossalbüste Uhland's vollendet und in Tübingen ausgestellt, wo dieselbe allgemeinen Beifall findet. Nach dem „Schwäbischen Merkur“ hat Uhland's Wittwe den Künstler sofort beauftragt, die Büste für sie lebensgroß in Marmor auszuführen. Man hofft dann das Werk auch in lebensgroßen Gypsabgüssen dem Publikum zugänglich gemacht zu sehen. — Eine große Sammlung für den Restaurationsbau des Ulmer Münsters ist im Gange; es sind nämlich noch 500,000 Gulden erforderlich, wenn der Umbau vollendet und der Dom vor Zerstörung gesichert werden soll.

* Bremen, 26. Februar. Die gestrige zweite Aufführung der Oper „Die Katakomben" von Ferdinand Hiller unter der Leitung des Componisten giebt uns die erwünschte Veranlassung, die in der vorigen Nummer gemachten Bemerkungen zu erweitern und zu berichtigen. In demselben Maße wie diese Wiederholung sich durch Sicherheit und Klarheit vor der ersten Darstellung auszeichnete, kann sich das Urtheil fester gestalten und bestimmter aussprechen. Die Vorzüge und Schönheiten des Werkes traten, da die Darstellenden auf der Bühne und die Mitwirkenden im Orchester ihre Aufgabe weit mehr beherrschten, in ein glänzenderes Licht, und der Componist muß eine große Freude und das Gefühl gehabt haben, daß seine Tondichtung einen fruchtbareren und ergiebigeren Boden fand als am ersten Abend. Das zahlreiche Publicum, welches uns gestern ein besonders musikalisches zu sein schien, begleitete die Oper mit lebhafter und tiefer Theilnahme, welche für die würdevolle Haltung des Stoffes und der Musik, für alle hervorragenden Einzelheiten schnell die richtige Stimmung fand. Gleich die Introduction und das Duett des ersten Aktes, welche bei der Darstellung vom 19ten einer Zuhörerschaft begegneten, die sich in die Sache nicht recht zu finden wußte, riefen einen viel bedeutenderen Eindruck hervor. Auch die späteren lyrischen Stellen der Oper, die Scenen der Clythia, der Lavinia und des Lucius im zweiten und dritten Aufzuge wurden in ihrer Vortrefflichkeit weit mehr gewürdigt, da die Darsteller größeres Bewußtsein von ihren Aufgaben an den Tag legten und sich mit mehr Zuversicht in denselben bewegten. Um so besser und günstiger hoben sich die Contraste, welche der Componist mit Geschick und Kunst neben einander gestellt hat, heraus. Die Finalsätze, die nach unsrer Meinung vorzüglich gelungen sind und vollkommen auf der Höhe der jetzigen Opernmusik stehen, ohne die geringste unwürdige Concession an den Modegeschmack des Tages zu machen, wurden in ihrer ganzen Bedeutung und Schönheit gewürdigt und vom allgemeinsten Beifall begleitet. — Herr Kapellmeister Hiller hat uns heute verlassen und ist nach Köln zurückgekehrt. Die dritte Aufführung seiner Oper, die in den nächsten Tagen erfolgen soll, wird uns mit allen Eigenschaften des Werkes so weit vertraut machen, daß wir uns ein eingehendes Urtheil erlauben dürfen.

Im Künstlerverein sprach am 25. Februar Herr J. H. Volkmann über Eros und Psyche. In der Einleitung ging er davon aus, daß erst seitdem die Archäologie als selbständige Wissenschaft sich Bahn gebrochen, die Erzeugnisse der griechischen Kunst mit den literarischen zum Gewinn für beide Theile zusammengestellt seien. Der Redner suchte nachzuweisen, daß die bildende Kunst mit Vorliebe solche Stoffe auswählte, welche dem Volke aus Lied und Dichtung geläufig waren, wenn gleich bei der Genialität eines griechischen Künstlers Abweichungen von den herkömmlichen Vorstellungen und eine freiere Gestaltung der gegebenen Grundzüge sich von selbst verstehen; daß später nach der vollen Entfaltung des griechischen Lebens in umgekehrtem Verhältnisse einzelne dichterische Erzeugnisse sich an Werke der Kunst anlehnten, daß endlich zuweilen eine Wechselbeziehung zwischen beiden Statt fand. So bei der Ausbildung des Mythos von Eros und Psyche. Nach Entwickelung des Verhältnisses der Kunst und der Poesie zu diesem Mythos ging der Redner auf die Episode über Amor und Psyche in den Metamorphosen des Apulejus näher ein, wies nach, wie vereinzelt diese literarische Quelle im Alterthum dastehe, und wie sich vielmehr die bildende Kunst völlig an die alexandrinische Poesie angeschlossen und auf diese wieder ihre rückwirkende Kraft geübt habe. An eine kurze Psychologie, eine geschichtliche Darstellung der Vorstellungen von der Seele von Homer bis Plato, knüpfte der Vortragende eine Erläuterung einzelner auf Eros und Psyche bezüglicher Bildwerke, theilte einige an die letzteren sich anschließende Epigramme aus der griechischen Anthologie mit und schloß mit der Darstellung einiger hieher gehörenden Gruppen aus dem capitolinischen Museum.

Herr J. G. Kohl las am 23. Februar über die Dünen und überhaupt die Natur der friesischen Inseln. Er wandte sich zuerst zu der 3 — 4 Stunden langen und etwa eine halbe Stunde breiten Insel Norderney. Da an diesem Theil der Nordseeküste die West- und Nordwestwinde vorherrschen, die friesischen Inseln aber mehr oder weniger alle von West nach Ost gestreckt sind, so bildeten sich die Dünen vorzugsweise an der Westseite, während die Insel nach Osten zu flach und eben in's Meer verläuft. Die Ansiedelung konnte eben deßhalb nur auf der westlichen Seite erfolgen. Da allein bot sich Schutz vor den Unbilden der Witterung, etwas anbaufähiger Boden, um Wiesen und Gärten anzulegen, auch konnten sich nur da die nöthigen Ansammlungen von Trinkwasser bilden. Es hat sich an dieser Seite der Insel eine Art Naturhafen gebildet, wo die Schiffe bequem aus- und einschlüpfen können. Nach Osten zu wird die Insel immer flacher und kahler, bis sie zuletzt von den weißen Dünen allmählich in die See verläuft. Eine Wanderung von dem bebauten und bewohnten Westen durch die Insel bis an das flache Ost-Ende hat ihre eigenthümlichen poetischen Reize, wenn auch die Aesthetik der Dünen noch nicht so ausgebildet ist wie die der Alpen- und Gletscherwelt. Geleitet von einem alten, mit Allem, was die Insel angeht, wohlvertrauten Insulaner, Ulrich Klün Ulrich's Sohn, unternahm Kohl eine solche Wanderung und schilderte und erzählte nun die Eindrücke und Gedanken, welche er dabei gehabt hat. Er entwarf zuerst ein Bild der gesunden und kräftigen Bewohner der Insel und besprach ihre Lebensweise, Sitten und die große Anhänglichkeit an den Flecken Erde, auf welchem sie geboren sind. (Dieß zeigt sich neuerdings noch bei den Wangeroogern.) In der Regel fangen sie an zu kränkeln, wenn sie dauernd sich auf dem Festlande („festen Wall") niederlassen. Sodann wurde das Dünenlabyrinth, durch welches die Wanderung ging, einer näheren Betrachtung unterzogen. Auffällig und interessant sind zunächst die uralten natürlichen Dünenbrunnen (kesselförmige Aushöhlungen, Dobben), sodann die doppelte und dreifache Hügelkette der Dünen und die zwischen ihnen gebildeten Längenthäler (Dellen), die in den Dellen gedeihende Pflanzenwelt, welche nicht selten Exemplare aus den verschiedenen Floren des Moores, der Haide, Geest, Marsch und des Salzbodens aufweist, ferner die Leegten (die von Norden nach Süden laufenden Querthäler). Die Fauna der friesischen Inseln ist arm, Hasen und Füchse sind nicht vorhanden, und es bietet sich als jagdbares Wild nur das Kaninchen (von den Einwohnern „Kein" genannt) dar. Neuerdings ist die Ratte hinzugekommen, gegen welche die Einwohner im Herbst zu Felde ziehen. Die Dünenvegetation wird gegen Osten zu immer spärlicher. Auf der äußersten westlichen Düne, der wohl eine Viertelstunde langen, weißen Düne, gedeiht kein Gräschen mehr. Die lang gestreckten Stücke und runden Kuppeln dieser Dünen haben oft sehr malerische Formen, und die feinen Zeichnungen und Gebilde, welche der Wind in dem weißen Sammet des Sandes zurückläßt, haben ihren eignen ästhetischen Reiz. Von dem Gipfel der weißen Düne, dem höchsten Punkte der Insel, hat man einen prächtigen Umblick auf Norderney und das Meer. Der nun folgende Theil des Vortrags, eine vergleichende Geographie und Ethnographie der Nordsee-Inseln vom Texel bis nach Jütland hinauf, und ferner Bemerkungen über die Bedeutung der Sandansammlungen und Geeststriche für die Cultur unsres nordwestlichen Deutschlands haben bleibenden Werth auch für den Fachmann, und es steht zu hoffen, daß diese und ähnliche, mündlich bereits vorgetragenen Arbeiten Kohl's durch den Druck dem ganzen deutschen Publikum zugängig gemacht werden.

Herr Dr. Buchenau sprach am 22. Februar über die Naturgeschichte der Gräser. Die Familie der Gräser umschließt 8000 Arten, den zwanzigsten Theil aller bebauten Pflanzen. Weit mehr als in den Tropen sind die Gräser in den Ländern der gemäßigten Zone für den landschaftlichen Charakter der Natur von bestimmender Wichtigkeit. Ihre Bedeutung für Ackerbau und Viehzucht braucht nicht erst erwähnt zu werden. Sie sind auch für die Gestaltung der Erdoberfläche von Einfluß. Fortwährend bilden sie neues Festland, wie sich dies z. B. im Kleinen beim Steinhuder Meer an der langsam immer weiter in die See hinausrückenden Schilfdecke zeigt. Sie retten Land vor der Zerstörung, z. B. in den landes an der Mündung der Gironde, wo gewisse Gräser (zwei Psamma-Arten) siegreich gegen Flugsand und Wellen vordringen und Dünen bilden, auf welchen sich dann später eine Baumvegetation entwikeln kann. Sie schaffen endlich auf kahler unwirthbarer Höhe neues Erdreich, indem sie zwischen Flechten und Moos aus d n Felsspalten emporsprießen. Es wurde zunächst der Bau der Wurzel, des Halms und der Blätter besprochen. Charakteristisch bei den Gräsern ist das bei der Stellung der Blätter zur Geltung kommende Gesetz der Zweizeiligkeit. Letzteres herrscht auch bei den Blüthen. Diese sitzen sich gegenüber, wie der Redner dieß an einer Weizenähre und anderen Exemplaren von Grasarten zur Anschauung brachte. Der Bau der Aehre des Roggens und des Weizens wurde näher beschrieben. Der Fruchtknoten ist bei sämmtlichen Gräsern einfächrig. Einen wesentlichen Antheil an der Schönheit der Aehren haben die fein gezahnten Grannen. Die Grannengräser haken sich bekanntlich wegen ihrer sägeartigen Beschaffenheit häufig in den Wollpelz der Schafe fest und werden so die Ursache von Krankheiten dieser Thiere. Die meisten Gräser enthalten bekanntlich in ihrem Samen Stärkemehl und eiweißliche Stoffe, beide für die Ernährung des Menschen äußerst wichtig. Die Eiweiß-Körper sitzen dicht unter der Schale, und unser Schwarzbrod ist eben deßhalb, weil es die vorzugsweise in den äußersten Zellenlagen sitzenden Eiweißstoffe mit enthält, so nahrhaft. Der Redner führte dann die Getreidearten oder Culturgräser auf: Reis, Mais, Möhren, Hirse, Weizen, die ächte Hirse, Roggen, Wasserreis, Gerste und Hafer, theilte Näheres über den Reis mit, welcher das Hauptnahrungsmittel des dritten Theiles der ganzen Menschheit bildet, und verbreitete sich schließlich über die Cultur des Mais.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 10. Bremen, 8. März. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Festbräuche im hannoverschen Westfalen.

Von Herm. Hartmann.

Von allen deutschen Stämmen waren die Sachsen die letzten, welche das Christenthum annahmen. Die Burgunder, Franken, Alemannen und Longobarden waren schon im fünften und sechsten, die Baiern, Chatten, Thüringer und Friesen im siebenten und achten Jahrhundert bekehrt. Erst gegen das neunte und im neunten Jahrhundert wurde den Sachsen das Christenthum aufgezwungen. Und wie sehr das wilde, gewaltthätige Volk geneigt war, dasselbe wieder abzuschütteln, beweist der Abfall des ganzen Sachsenstammes zu den Zeiten des Kaisers Lothar, welcher eigentlich die Veranlassung dazu gegeben hatte. Dieser Abfall, in der Geschichte als Aufstand der Stellinger bekannt, wurde von König Ludwig blutig unterdrückt und dem Sachsenvolke nochmals das Christenthum und der ihnen wegen des Zehnten verhaßte christliche Priesterstand aufgedrungen. Aber erst nach Jahrhunderten und nicht ohne bedeutende Concessionen gemacht zu haben gelang es dem Christenthum, über das Heidenthum den Sieg davon zu tragen. Die zerstreute Wohnweise auf Einzelgehöften und die bekannte Zähigkeit des sächsischen Volkes erschwerte den Priestern ungemein ihr Bekehrungsamt; und erst als man in politischer und religiöser Beziehung von strengen Maßregeln Abstand genommen und sich zu einem milderen Verfahren bequemt hatte, gewöhnte man das unterjochte Volk an den neuen Glauben.

Zunächst ließ man die eingesessenen Edelinge zum Grafenamte zu; und so finden wir unter den Grafen des Osnabrückschen Sprengels mehrere Nachkommen Wittekinds. Nachdem dieses Edelingsgeschlecht, das edelste und reichste in Engern und Westfalen, durch die Taufe Wittekinds zum Christenthum übergetreten war, entwickelte sich unter den Mitgliedern desselben ein großer Eifer für das Christenthum. So gründete Waltbert, der Enkel Wittekinds, der 859 in zweien Gauen des Osnabrückschen Sprengels das Grafenamt verwaltete und die Reliquien des heiligen Alexander selbst von Rom geholt hatte, die Kirche zu Wildeshausen im Gau Leri. Die Königin Mathilde, die Tochter des Grafen Dietrich, eine Urenkelin des Grafen Waltbert, stiftete ein Kloster in Enger, wo die Gebeine ihres berühmten Vorfahren ruhen; und die Schenkungen an dasselbe bestätigte ihr Sohn, Kaiser Otto I., am 14. Juli 948. Auch der Bischof Ludolf zu Osnabrück, vom Wittekind'schen Stamme, trat in die Fußstapfen seiner Vorfahren. Der sächsische Heerbann, d. i. die allgemeine Wehrpflicht, auf welcher die Freiheit des Einzelnen und der Gesammtheit beruhte, war unter der Fremdherrschaft zu Grunde gegangen. Anstatt dessen hatte sich ein Lehnsverhältniß entwickelt, welches die unbemittelten Freien zu Hörigen der Grafen, der reichsten Freien und der Kirche umformte. Da nun die Grafen aus den Edelingsgeschlechtern sich des Christenthums mit solchem Eifer annahmen, so mußten die Hörigen nothgedrungen ihrem Beispiele folgen. Von den Hörigen der Kirche verstand sich dieses von selbst. Außerdem verließen die Edelinge und Freien, welche sich an die neuen Verhältnisse nicht gewöhnen mochten, das Land.

Die Concessionen, welche der Priesterstand dem Heidenthum machte, bestanden zunächst darin, daß er die heidnischen Festbräuche fast unverändert fortbestehen ließ und nur dafür sorgte, daß diese von jetzt an zur Verherrlichung des christlichen Gottes verwandt wurden. Außerdem fielen die christlichen Hauptfeste mit den heidnischen zusammen. Das Osterfest wurde nicht nur mit dem heidnischen Feste der Ostara, woher auch der Name blieb, zu Anfang des Frühlings gefeiert, sondern hatte auch eine ähnliche, wenngleich tiefere Bedeutung. Denn, wenn die heidnischen Deutschen in diesem Feste die Auferstehung der Natur vom Winterschlafe feierten, so ist es den Christen das Erinnerungsfest an die Auferstehung ihres Herrn und Heilandes. Das Weihnachtsfest fiel in die heiligen zwölf Nächte, in welchen unsere heidnischen Vorfahren das Fest der Wintersonnenwende, die Wiederkehr der Alles belebenden Sonne, feierten. Ferner wurden der Verehrung des Volkes anstatt der Götter solche Heilige untergeschoben, welche vermöge ihrer Bedeutung oder Eigenschaften mit jenen Aehnlichkeiten darboten. An die Stelle des Gottes Wotan traten der Apostel Petrus, die Heiligen Nicolaus und Martin, welcher letztere auf seinem weißen Rosse, mit dem breitkrämpigen Hute und im weiten Mantel ganz dem Bilde entsprach, welches man sich von dem heidnischen Gotte entworfen hatte. Der Apostel Paulus ersetzte den mächtigen Donnerer, und Maria übernahm die Rolle der Frau Holle. Sie tritt statt dieser als Beschützerin des Flachses auf, wie denn auch die über die Herbstfelder gespannten leichten Spinngewebe Mariengarn, Marienfäden genannt werden. Ja, wo der Vorrath von Heiligen ausging, erfand man neue, um mit ihren Namen die eingeschmuggelte heidnische Waare zu decken. Da man nun außerdem auf den dem Wotancultus geheiligten Plätzen, zu welchen die alte Gewohnheit das Volk hinzog, christliche Kirchen und Kirchhöfe anlegte und auch hier dem heidnischen Gebrauche

treu blieb, welcher in den Hünenbetten Altar und Begräbnißplatz vereinigte, so waren alle Bedingungen zu allmäligen, fast unbemerkten Uebergängen vom Heidenthum zum Christenthum gegeben, wenn wir annehmen dürfen, daß die tiefe geistige Bedeutung des Christenthums dem rohen sächsischen Volke vorerst noch verschlossen blieb.

Aus dem oben Angeführten ergiebt sich nun von selbst, welchen Weg die Forschung der deutschen Götterlehre einzuschlagen hat. Da wir keine geschriebene Götterlehre, keine Ueberbleibsel von Tempeln mit Götterbildern haben, da solche bei den alten Deutschen in der Regel nicht vorkamen, so bleiben uns unter den Göttersagen des stammverwandten scandinavischen Nordens nur die alten Lieder, Sagen und der Volksaberglaube, um aus ihnen und den Gebräuchen, welche sich aus heidnischer Zeit bei den christlichen Festen erhalten haben, die Götterlehre unserer heidnischen Vorfahren zurechtzulegen.

Die alten Sachsen wurden, wie erwähnt, von allen deutschen Völkern zuletzt bekehrt, und ihrer zähen Anhänglichkeit an die alten Gebräuche haben wir es zu danken, daß noch so viele Anklänge an den heidnischen Mythus erhalten sind. Die beiden Stämme des Sachsenvolks, die Westfalen und Engern, von denen jene an der Ems, diese an der Weser wohnten, besaßen in der Edelingsfamilie, welcher Wittekind entstammte und der an Grundbesitz und fast königlichem Ansehen in Engern und Westfalen keine andere gleichkam, den treuesten Hort ihrer Freiheit und Religion. In den sächsischen Kriegen vertheidigten sie beides, unter Führung ihres tapfern Herzogs Wittekind, mit der größten Hartnäckigkeit gegen die Uebermacht der Franken, bis sie dieser unterlagen und Wittekind sich taufen ließ. Die letzte dreitägige Schlacht wurde nach einer alten Urkunde, welche Möser auf der Dombibliothek zu Osnabrück fand, (Mösers Osnabrück'sche Geschichte I. pag. 205), an der Hase in der unmittelbaren Nähe von Osnabrück geschlagen; und bald darauf gründete Karl der Große das Bisthum Osnabrück, das erste in den sächsischen Landen. Da der große Frankenkönig nichts ohne eine tiefere Berechnung that, so läßt sich annehmen, daß gerade dieser Ort, welcher auserwählt wurde, das erste christliche Münster zu tragen, ein durch vorhin schon angegebene Gründe vorzüglich geeigneter sein mußte. Und dieses war auch wirklich der Fall. Die vielen durch Sagen gefeierten Hünenbetten, welche zugleich auch den Gerichten als Sitze dienten, so die berühmten Karlssteine im Hon, deren größten Deckstein Karl der Große mit einer Pappelgerte zersprengt haben soll, die Gretescher Steine und die vielen Stellen, welche die Osnabrückischen Wittekindssagen verherrlichen, umgeben den alten Bischofssitz in nächster Nähe. Die Wittekindsburg, in welche Wittekind nach der Schlacht an der Hase floh, und von welcher die Fundamente noch nachweisbar sind, liegt nur eine Stunde davon entfernt. Alles dieses weist darauf hin, daß der von Karl dem Großen im Jahre 783 gegründete Dom zu Osnabrück auf einem Platze steht, welcher auch dem heidnischen Sachsenvolke ein besonders heiliger war.

Außer dem Heliand, der altsächsischen Evangelienharmonie, welchen, wie Bechstein sagt, noch der Geist und die Anschauungs- und Ausdrucksweise der Eddaliedersänger durchweht, haben wir nichts, was von sächsischen Dichtungen aus der ersten christlichen Zeit erhalten ist. Dagegen ist Westfalen und vorzüglich das hannoversche, der Landdrosteibezirk Osnabrück, auf welchen wir uns zunächst beschränken wollen, reich an Sagen, Festbräuchen und Aberglauben. Unter den Sagen stehen die Wittekindssagen oben an; wir verweisen die Leser auf die Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, wo sie im dritten Bande gesammelt sind. Auch die andern Sagen von Alke, dem Juljäger, vom Darnssee u. s. w. möge man dort und in A. Kuhns westfälischen Sagen nachlesen. Uns sollen unter den beiden Fundgruben des heidnischen Mythus, dem Volksaberglauben und den Festbräuchen, zunächst die letzteren beschäftigen.

Die Mummereien und Umzüge, Festspeise und andere Festbräuche hatten sich in den katholischen Gegenden Westfalens bis in das zweite Viertel des jetzigen Jahrhunderts erhalten, und da erst fingen sie an, den vereinten Bemühungen der Polizei und Geistlichkeit zu weichen. In einem katholischen Dorfe, dessen schon im Jahre 948 Erwähnung geschieht, geboren und erzogen, war ich in meinen Jugendjahren Zeuge der sich jedes Jahr wiederholenden Festbräuche und will nun diese in chronologischer Ordnung und getreu zu schildern versuchen.

Fangen wir mit der heiligen Adventszeit an, so begegnet uns zunächst das Nicolausfest, welches am 6. December gefeiert wurde. Am Abende erschien der heilige Nicolaus, Klausmann genannt, und brachte den artigen Kindern allerhand Naschwerk, den unartigen drohte er mit Ruthe und Schüsseltuch. Dort, wo der Heilige nicht selbst erschien, wurden Holzschuhe vor die Fenster gesetzt und am andern Morgen mit allerlei Leckerbissen gefüllt vorgefunden. Für die Erwachsenen fanden Tanzereien, Schmausereien und Verkleidungen statt. In allen Häusern wurden Mettwürste gebraten, und von weit und breit kamen Gäste herbei, um sich an diesen Schmausereien zu betheiligen.*) Es muß auffallen, daß an diesem Tage eine bestimmte Speise zugerichtet wurde; und wenn wir uns erinnern, daß man im scandinavischen Norden um die Weihnachtszeit dem Gott Freir (althochdeutsch Fro) Schweine schlachtete, so werden wir in dem Mettwurstessen eine heidnische Beziehung erkennen, da jene von Schweinen gewonnen werden. Der uns in Westfalen begegnende St. Nicolaus ist mit dem Schimmelreiter, dem Pelzmärte oder Martin in Schwaben, dem Knecht Ruprecht verwandt. Er ist derselbe, welcher auf einem Schimmel als Sünte (d. i. St.) Klaas durch Friesland und Holland zieht; ja die weite Seereise nach dem Kap der guten Hoffnung nicht scheut, um die Kinder der sogenannten „Boers" zu beschenken. Durch ganz Nordamerika lenkt der alte deutsche Gott seine Schritte, denn kein geringerer ist in der Gestalt des heiligen Nicolaus verborgen, als Gott Wotan. Es muß uns ein stilles zufriedenes Lächeln ablocken, wenn wir sehen, wie die nüchternen Amerikaner, welche vom Deutschthum nichts wissen wollen, sich arglos um unsern alten deutschen Gott schaaren, welcher ihren Kindern mit gewinnender Freundlichkeit Geschenke darreicht. Mit dem St. Nicolausfeste beginnen die Umzüge der heidnischen Götter, welche in den heiligen zwölf Nächten zur Zeit der Wintersonnenwende ihren Gipfel erreichen und am heiligen Dreikönigsabend mit einem großen Umzuge der Götter der Erde, Nirdus, Nerthus, der rügischen Hertha, Herda, Berchta, Perchta, Frau Holle, endigen.

Die Weihnachtszeit fällt in die heiligen zwölf Nächte, welche noch jetzt unter den Landleuten die Zwölften heißen. In dieser Zeit hält man sich auch noch jetzt von jeder groben häuslichen Arbeit fern. Man darf weder dreschen noch ausmisten, weil die Verrichtung einer solchen Arbeit Unglück für das nächste Jahr bringen würde. In der Weihnachts- oder Christnacht wird alles Wasser zu Wein, und der Hopfen kommt aus der Erde. Wenn man in den Weihnachtstagen Stroh vom Boden zieht, fällt leicht ein Kind mit herunter. Die Witterung in den Zwölften bestimmt die eines jedes Monates im folgenden Jahre. Neujahrsabend muß alles rein abgesponnen und ein neuer Wocken aufgesteckt

*) Die festlichen Zusammenkünfte dieser Zeit beschreibt schon Tacitus: Germania, Cap. 40: „laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur. Non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata."

werden, das bringt Glück fürs neue Jahr. In die Weihnachtszeit fällt nun das Singen vom Thurm. Damit hat es folgende Bewandniß. Auf einem dem Dorfe nahegelegenen Bauernhofe erwachten vor vielen vielen Jahren die Schläfer durch das volle Dorfgeläute, welches deutlich und feierlich herüberschallte. In der Meinung, daß man zur Frühmette läute, welche am ersten Weihnachtstage den Festgottesdienst eröffnet, kleiden sich die Hofleute rasch an und begeben sich nach dem Dorfe. Wie sie vor der Kirche ankommen, finden sie die Kirchthür verschlossen und die Straßen des Dorfes leer. Bei näherem Nachdenken und Besinnen sehen sie die Täuschung ein, da sie bis zum Weihnachtsfeste noch drei Tage zu warten haben. Der Bauer stiftet hernach, wie auf höhere Eingebung, das Singen, welches noch jetzt drei Tage vor Weihnachten von dem hohen Kirchthurm zauberhaft in den stillen Abend herüberschallt. Diese Sage, welche die Stiftung, die noch augenblicklich von dem jedesmaligen obgleich protestantischen Hofbesitzer durch eine an die Sänger gespendete Labung aufrecht erhalten wird und Lienescher Mittewintersabend heißt, erklären soll, gehört zu den vielen anderen, welche von dem Zauberwesen in den heiligen zwölf Nächten berichten. In ihnen bricht auch das wilde Heer mit erneuter Wuth hervor.

Am Vorabend des Dreikönigstages hielt die Göttin Herda, Berchta, Frau Holle, die Erdenmutter, die Beschützerin des H e r d e s, die Belohnerin des häuslichen Fleißes, die Göttin des Spinnens und Flachses, noch die letzte Umfahrt. Am heiligen Dreikönigsabend gingen nun größere Knaben verkleidet und mit einer Papierlaterne versehen, welche auf einem Stabe befestigt ein brennendes Licht enthielt, von Haus zu Haus und sangen Lieder, welche auf die heiligen drei Könige Bezug hatten. Es waren immer ihrer drei, von denen der eine die Laterne in immerwährender Drehung erhielt. Das Lied wurde in hochdeutscher Mundart abgesungen und hatte weiter keinen Werth. Dagegen kann ich nicht unterlassen, zwei kleinere in plattdeutscher Mundart hier einzuschalten, welche kleinere Kinder, Mädchen und Knaben, jene die frierenden Händchen unter ihren Schürzen verbergend, absangen. Diese nahmen wie die als „die drei Weisen aus dem Morgenland“ verkleideten Knaben Geschenke in Empfang. Das eine Lied heißt:

„Kindken, Kindken Jeisus,
Giv us ein pund Deigus (Teig?)
Lütke stücke,
Grot Gelücke.
Selges nies jars avend,
As de kinner nar schole gingen,
Harrn se gern wat geten,
Harrn nich enen beeten.
Lewe moor, gaht na'n spiker,
Söket wat gi finen könt:
Keise un brod,
Godes lohn.
En stücke van de teuten (Torte),
Da kön wi scheun na fleuten (flöten).
En stücke van de schinken,
Da kön wi goot na drinken.
Rosenblad,
Scheune stad
Scheune junge deeren givt us wat,
Drei mide (Meile) weges is no wiet,
Gevt us wat, so were gi us quiet.“

Das andere lautete:

„Hilge drei könge sin hoch geborn,
Mari moder godes heft kindken verlorn.
Kindken was in Gipkenland (Aegyptenland),
Gipkenland was wol bekand.
Da seiten drei düfkens (Tauben) up eene dür (Thür),
De eene was kold, de anre was warm,
De drüdde nam Mari moder Godes in arm.“

Mit den Fastnachtsmummereien beginnen nun die Vorbereitungen zu den Frühlingsfesten. In ihnen spielte der Wettstrei zwischen Frühling und Winter seine bedeutsame Rolle, welche mit der Niederlage des Winters endigte. Dieser wurde in der Gestalt einer Strohpuppe auf einer Bahre zur Gruft gebracht (d a s T o d a u s t r a g e n), und damit endigten die heidnischen Spiele. Wir wollen nun sehen, was von ihnen als Festbrauch geblieben ist.

Am Sonntag vor Aschermittwoch begannen die Aufzüge. Von der Fastnachtsherberge aus erschienen nach der Kirchzeit zwei stattliche, costümirte Reiter, welche mit Trompetengeschmetter den Beginn der lustigen Fastnacht verkündeten. Dann folgten die Aufzüge, welche auf bekränzten, meistens von verkleideten Knaben gezogenen Wagen allerlei lustige und ernste Scenen vorstellten. Daß hierbei ein derber Humor mitspielte und manche Gebrechen und Lächerlichkeiten der vornehmen Stände gegeißelt wurden, versteht sich von selbst. Mit einem Spielchor voran und von Hanswurst begleitet, der sich manchen Scherz gegen zuschauende Mädchen und Frauen erlaubte, bewegte sich der Zug über die Straße des Dorfes und kehrte dann nach der Herberge zurück. Am Abend bis tief in die Nacht wurde getanzt und getrunken. Am Montag Morgen riefen maskirte Reiter die beliebte Fastnachtsspeise, heiße Weggen, aus, indem sie folgenden Spruch hersagten:

„Hallop, hallop! N. N. heft Hedewegge to kop.
Schmeckt so seute as ferkenfeute (Schweinefüße).
Stecht der een betken botter in,
Schmeckt no ei's so seute (süß)!“

Am Nachmittage desselbigen Tages begannen die Spiele auf dem Vogelberge, einem öffentlichen Vergnügungsorte. Diese bestanden in dem Hahnenschlag und Katzenwerfen. Zu jedem der beiden Spiele gehörte eine Gesellschaft junger Männer, welche sich durch Beigaben zur Anschaffung eines Siegespreises, der gewöhnlich in einem bunten, seidnen Tuche bestand, vereinigt hatte. Es zogen nun solche Gesellschaften unter dem Vorgange der Musik, die Siegeszeichen auf einer Stange hoch zur Schau tragend, nach dem Vogelberge. Ein Hahn, in einem Korbe so befestigt, daß nur sein Kopf sichtbar blieb, wurde bei dem ersteren Spiel, dem Hahnenschlag, an einen passenden Platz gesetzt, darauf zur Loosung geschritten, und es schritt der Erste mit verbundenen Augen, dreimal im Kreise gedreht, ein mächtiges Schwert in der Hand, auf den Hahn los, um ihm den Kopf abzuschlagen. Gewöhnlich ging er in ganz entgegengesetzter Richtung und hieb, sich dem Hahn gegenüber wähnend, mit mächtigem Schwunge in den Sand. Ein Anderer folgte auch wohl kopfüber dem mächtigen Hiebe, und so konnte es an komischen Episoden dabei nicht fehlen. Zuletzt gelang es einem Klügeren, welcher die Binde unbemerkt zu lüften wußte, dem Hahn den Kopf abzuschlagen, und er wurde so als Sieger begrüßt. Das Katzenwerfen bestand darin, daß man gegen eine auf einem Pfahl befestigte Tonne, in welcher ein Kätzlein gefangen saß, warf, bis zuletzt ein glücklicher Wurf den Käfig zerbrach und das geängstigte Thier unter lautem Hurrah entsprang. Durch den glücklichen Wurf hatte sich der Sieger das Tuch erworben. Waren diese Spiele beendigt, so wurde der Abend wiederum mit Tanz und Trinkgelage bis tief in die Nacht verlängert. Für uns sind diese Spiele bedeutungsvoll in ihren Erinnerungen an die heidnischen Thieropfer. Wenn ein Ortseinwohner sich diesen Festlichkeiten entziehen wollte, so wurde er von den lustigen Zechbrüdern auf eine Leiter gesetzt, wie die Strohpuppe beim Todaustragen, und so aus seinem Hause fort nach dem Wirthshause gebracht. Am Aschermittwoch-Abend wurde die Fastnacht begraben. Eine Strohpuppe wurde auf eine Leiter gelegt, welche als Tragbahre diente, und unter dem fürchterlichsten Geheul der Fastnachtsgenossen

vor's Dorf getragen und hier begraben. Jeder Leidtragende hatte eine Laterne, und bei der Beerdigung wurden Reden gehalten. So schloß mit dem Todaustragen der Fastnacht das Fest, wie das heidnische mit dem Todaustragen des Winters.

Die Tage in der stillen Woche vor Ostern heißen goen Mondag (guter Montag,) Schellen dingsdag (Schellen-Dienstag), krummen goensdag (krummer Mittwoch), grönen donnersdag, stillen fridag, Pausk avend (von Passah). Wenn es am Charfreitag regnet, so bleibt der Regen während des ganzen Sommers ohne Nutzen. Am Charfreitag darf keine Arbeit vorgenommen werden. Das Wasser, welches in der Osternacht vor Sonnenaufgang geschöpft wird, ist heilkräftig. Die heilige Osterzeit bietet nun wieder eine Anzahl von Festbräuchen dar, welche auf die hohe Bedeutung des heidnischen Frühlingfestes hinweisen: Der Palmsonntag war für die Kinder ein überaus wichtiger Tag. Mit einem großen, mit Bändern geschmückten Palmenstocke, an welchem als besondere und schon seltene Zierde ein großer Apfel prangte, umstanden die glücklichen Kleinen den Altar, von welchem aus der Priester mit Weihwasser die Palmstöcke benetzte. Diese wurden nun, nachdem zuvor der Apfel verzehrt worden war, sorgsam aufbewahrt und bei Gewittern von den Hausbewohnern ins Feuer geworfen, ein dem Gotte Donar dargebrachtes Opfer, damit er das Haus mit seinen Keilen verschone. Am Charfreitage war große Procession nach einem nahen Berge, auf welchem noch neuerdings ein ausgemauertes Hünengrab entdeckt wurde, welcher Umstand auf seine heidnische Bedeutsamkeir hinweis't. Am Ostersonntag Nachmittag fanden die schönen Osterspiele auf dem Vogelberge statt. Vor allen war es das herrliche Ballspiel, an welchem Alle, Junge und Alte, theilnahmen.

Ich habe fünfzig-, ja sechszigjährige Männer mit jugendlichem Uebermuthe Ball schlagen sehen. Die kleineren Kinder boten in ihren bunten Kleidern und bei ihren Spielen mit farbigen Eiern auf der sandigen Erhöhung des Vogelberges die freundlichsten Gruppen dar. Hier saßen sie, in langen Rinnen ihre gefärbten Eier kollernd. Die Farbe derselben war gewöhnlich roth oder gelb, und man behauptet, daß die rothen dem Gotte Donar, die gelben der Göttin Ostara, der Göttin des Frühlings und des Frühroths, heilig waren. Das Spiel bestand darin, daß zwei Kinder ihre Eier (Pauskeier) durch eine Rinne laufen ließen. Bei dem Zusammenstoß mußte eins der Eier brechen und gehörte dem, dessen Ei heil blieb. Auch für erwachsene Mädchen fehlte es nicht an einer Lustbarkeit. Es wurde ein Wettrennen veranstaltet, in welchem die jungen Dirnen ihre Schnellfüßigkeit zeigen konnten. Junge Bursche waren Kampfrichter. Die Schnellfüßigste wurde als Kaufobject ausgeboten, es wurde um dasselbe gefeilscht und es dem Meistbietenden zugeschlagen. Außerdem boten überall Buden ihre Leckereien feil und trugen nicht wenig dazu bei, das Volksfest zu beleben. Am Abend leuchteten die Osterfeuer von den Bergen in die Thäler. Das Osterfeuer, welches die Dorfjugend anzündete, hatte früher auf dem Osterbrink gebrannt, war aber der Feuergefährlichkeit wegen, da dieser dem Dorfe zu nahe lag, nach einer andern Höhe verlegt.

Um Johanni feierten unsere heidnischen Vorfahren in der Reihe der Naturfeste das Sommerfest und in ihm die größte Erdennähe der Alles erwärmenden und belebenden Sonne. Die Johannisnacht ist eine besonders geeignete, um heilkräftige Kräuter zu sammeln. In ihr und zwar vor Sonnenaufgang muß man die Hauswurz, Donnerkraut genannt, schneiden und in der Wohnstube oder im Unterschlage, dem Raume, welcher neben der einen Seitenthür liegt und wo im Sommer gegessen wird, in den Balken stecken. Nimmt man so viele Stengel, als Hausbewohner vorhanden sind, und merkt sich ein jeder den seinigen, so kann man an dem Welken des einen oder andern Stengels genau messen, wer von ihnen sterben muß. Gewöhnlich grünen und blühen die wurzellosen Stauden lustig fort. Am Johannistage tritt uns ein Fest entgegen, welches noch im 17. Jahrhundert gefeiert wurde und eine tiefe religiöse Bedeutung hatte. Auf dem Giersfelde im Kirchspiel Ankum, auf welchem acht Hünenbetten von einer solchen Mächtigkeit liegen, daß wohl ursprünglich an vierhundert Granitblöcke, sogenannte Findlinge von acht bis zwölf Fuß Länge, über einander gethürmt waren und von denen noch wohl zweihundert vorhanden sein mögen, vereinigten sich am dritten Pfingsttage drei Processionen, welche von Üffeln, Märzen und Alfhausen, drei benachbarten Ortschaften, deren schon in einer Urkunde von 974 Erwährung geschieht, (Möser, Osnabrück'sche Geschichte, Band I. Urkunde 17) ausgingen, um durch eine symbolische Handlung von diesem dem Wotancultus geweihten Boden für's Christenthum Besitz zu nehmen. Es wurde nämlich auf dem dort befindlichen heiligen Berge, einem künstlichen Todtenhügel, das Kreuz aufgepflanzt und eine Messe gelesen. Üffeln, welches protestantisch wurde, blieb zurück, und von diesem Umstande rührt das Sprichwort her: „He blivt ut as Üffeln". Auf dem Giersfelde spielt auch die Sage vom Alke, einem Nix, welcher in dem ebenfalls dort befindlichen trichterförmig gestalteten und mit Wasser gefüllten Erdfalle haust. C. W. Heine vermuthet in seinem Werke über den Germanismus, daß hier das numen alcis des Tacitus (Germ. Cap. 43.) verehrt worden sei. Da das gothische Wort alkeis die glänzenden, leuchtenden bedeutet, so weis't das numen alcis auf die Lichtgestalten der Asen hin, deren Höchster Wotan war. *)

---

* Wanderungen in den Alpen.

Vom Zellersee nach Berchtesgaden.

Von G. von Bernewitz.

Welcher Freund der Alpen besucht nicht gern wiederholt das obere Salzachthal, Gastein und Berchtesgaden; aber weiter seitwärts von ersterem als bis zum lieblichen Zellersee kommen doch vielleicht nur Wenige. Dennoch bieten die Gegend von Saalfelden, der sogenannte Höllweg und der Gang über den Hirschbühel Punkte, die an Großartigkeit, wahrhaft idyllischer Lieblichkeit und wunderbarer Naturbildung sich mit den schönsten Partieen der am meisten besuchten Gegenden messen können. Um Naturfreunde darauf aufmerksam zu machen, will ich einige Blätter aus meinen Skizzen und Tagebüchern folgen lassen.

Hell funkelte der Thau in den Strahlen der Morgensonne, und gleich zarten Schleiern zogen sich die bläulichen, aus dem See gestiegenen Nebel aufwärts nach den Schluchten der umgebenden Berge, als ich wohlgemuth zu meiner Fußwanderung mich rüstete und das gastliche Posthaus zu Zell verließ. Am obern Ende des See's spiegelte sich ein Kirchlein und ganz nahe dabei ein alterthümliches, gethürmtes Gebäude in der hellen Fluth; Reith war es, früher von Grafen bewohnt, jetzt die Wirthschaft eines Fleischers! — noch zeigen mehrere unbewohnte und jetzt ziemlich wüste Zimmer der oberen Stockwerke in reicher Täfelung und zierlichem Schnitzwerke Spuren der einstigen, nun immer mehr zerfallenden Schönheit dieses Schlößleins; aber durch die zerbrochenen Fenster schimmern in ungetrübter Herrlichkeit die eisigen Spitzen des Wiesbach- und des Kitzsteinhornes, und wie

*) Man vergleiche den Artikel von J. G. Kohl in Nr. 6 des Sonntagsblattes von diesem Jahre.

in einem venetianischen Spiegel erglänzt das umgekehrte Bild davon in dem glatten unbewegten See: so glatt und unbewegt, wie die Zeit an den Werken der Natur vorübergeht.

Doch weiter fort! denn höher steigt die Sonne, wärmer wirken ihre Strahlen, und viel wird es noch heut zu sehen und zu zeichnen geben; nur das bald folgende, mit vier Eckthürmen geschmückte, kleine Schloß Saalhofen, mit seinen Wirthschaftshöfen idyllisch am Fuße der Berge gelagert, vermag auf kurze Zeit den Wanderer noch zu fesseln. Auf und ab, in sanften Wellen dem Boden folgend, führt die Straße, nachdem sie die links aus einer Schlucht kommende Saale überschritten hat, am Berghange hin, durch Wiesen, Felder und Wald. Zu einem Kessel erweitert sich das Thal, welches vor uns und zur rechten Seite die gigantischen Zacken des steinernen Meeres und des ewigen Schneeberges begrenzen. *) Dörfer und Weiler wie einzelne Höfe zeigen sich hin und wieder zerstreut, muntere Heerden lassen ihre Glöcklein erklingen, aber wenige Menschen nur sind auf der Straße und in den Feldern zu sehen.

Die Bauart der ländlichen Gebäude bleibt die im ganzen Pinzgau vorherrschende; ein regerer Sinn für Sauberkeit, besonders im Innern der meisten Häuser und Gehöfte, der die Orte mancher anderer Gebirge, und namentlich die sächsischen, auszeichnet, wäre auch hier zu wünschen. Dagegen habe ich in der Umgegend von Saalfelden einen eigenthümlichen Gebrauch gefunden, das Andenken an Verstorbene zu bewahren, der wohl von Pietät zeugt, aber in einer Art und Weise, die nichts weniger als ansprechend, sondern wohl eher widerwärtig zu nennen sein dürfte. Man findet nämlich an Gebäuden, welche an der Straße stehen, größere und kleinere Bretter angenagelt, auf denen mit schwarzer Oelfarbe aufgezeichnet ist, wer und zu welcher Zeit als Leiche auf diesem Brete gelegen habe. Diese Bretter beziehen sich nun nicht allein auf gewesene Bewohner der Häuser und Güter, wo sie angebracht sind, sondern auch auf solche, aus den von der Straße ziemlich weit entlegenen; hierzu sind besonders einzelne, aber an der Straße stehende, Heustadel benutzt.

Nach einer scharfen Wendung, um ein Gehölz, lag der freundliche Markt Saalfelden am westlichen Abhange des steinernen Meeres vor mir. Als wäre hier ein Kampfsplatz von Titanen gegen Götter gewesen, so thürmen sich über den grünen Bergen kahle Felsen wild und zerrissen über einander; die weißen Teppiche des Schnees sind hin und wieder ausgebreitet, und einzelne Nebelstreifen ziehen langsam durch die dunkeln Schluchten, als wollten sie sich vor den zehrenden Strahlen der Sonne verbergen.

Sehr malerisch zeigt sich auf einem der grünen Vorberge das zum Theil noch bewohnte Schloß Lichtenberg und hinter ihm seitwärts, in die höheren, schroffen Felsenwände eingehauen, eine längst verlassene Einsiedelei mit kleiner Kapelle. Der Ort Saalfelden selbst zeigt außer seiner alten, aber einfachen Kirche, die ungefähr aus dem 15. Jahrhundert, deren ansehnlicher Thurm jedoch aus dem 12. Jahrhundert zu stammen scheint, nichts Bemerkenswerthes und hatte vor nicht langer Zeit durch Feuer sehr gelitten. Dessenungeachtet prangte St. Florian auf einem Brunnen in reicher Vergoldung; auf meine ketzerische Bemerkung, daß er diesen Schmuck um den Markt nicht verdient habe, da er das Feuer nicht gedämpft, entgegnete einer der dort beschäftigten Männer, daß dies auch nicht aus Dankbarkeit geschehen sei, sondern um ihn zu bewegen, nunmehr die neuen Häuser in Schutz zu nehmen. Ich konnte nicht unterlassen, den Leuten zu sagen, daß das Geld für eine gute Feuerspritze besser hätte verwendet werden mögen; ich könne schon recht haben, meinte ein Anderer, die Gemeinde hätte es auch nicht gethan, sondern der reiche Bräu (Bierbrauer); einige Weiber warfen mir sehr giftige Blicke zu und mochten den vermeintlichen Ketzer wohl eher der Hölle als dem Himmel empfehlen. Doch ich kam in den Himmel, wenn auch dem Namen nach in die Hölle; ich meine das reizende Thal der Saale, das sich von hier an wieder verengend, zwischen den steilen Abhängen, des steinernen Meeres einerseits und dem Birnhorn und den Ochsenhörnern andererseits, in fast nördlicher Richtung hinzieht, und dessen ursprünglicher Name Hohlweg durch den Volksmund zum Höllweg gemacht wurde; die Hölle und der Teufel müssen nun einmal in den schönsten Theilen aller Gebirge fortspuken.

Großartigkeit und liebliche Idylle wechseln nun fortwährend mit einander ab; die höchsten Felsenzacken sieht man jedoch immer nur theilweise aus der Ferne, weil bei dem geraden Aufblick, in Folge der Enge des Thales, die unteren Abstufungen der Felsen die oberen Partieen verdecken. Zumeist hat mich eine Partie bei Diesbach angesprochen, wo sich an einer Stelle das Thal erweitert, mitten auf üppigen Wiesen ein stattliches Bauernhaus sich eben so wohlhäbig und einladend als wahrhaft malerisch mit seinem braunen Holzwerk aus den umgebenden Bäumen hervorhebt, und in der Ferne die schnee- und eisbedeckten Spitzen der Ochsenhörner sich zeigen. Von der östlichen Seite stürzt in einer Schlucht ein Wasserfall herab, — der Diesbach, — welcher an und für sich zwar schön, aber viel zu eingeengt ist, um eine wirklich malerische Ansicht zu gewähren.

Bei Frohnwiese — eigentlich Frauenwiese —, einem einzelnen recht netten Gasthause, steht ein ziemlich hoher ganz isolirter Felskegel und ein kleiner, wie der Sohn beim Vater, daneben. Etwas weiter hin, in wohlbestellten Feldern und Wiesen, schauen aus dichten Bäumen die freundlichen Häuser von Weißbach, die sich traulich um das zierliche Kirchlein schaaren. Wie eine Treppe zu den Wolken thürmen sich dahinter die Granitmassen in kolossalen Stufen auf. Dies ist der Fuß des Hirschbühels; um ihn zu besteigen, schien es mir gerathener, den kommenden Morgen abzuwarten und in Frohnwiese den heutigen Abend zu verbleiben, um von der starken Bewegung zu rasten, Griffel und Feder aber noch mehrfach in Berührung mit dem Papier zu bringen.

Noch schwebten Dämmerung und leichter Nebel im tiefen Thale, denn erst die höchsten Firnen der Berge vergoldete die aufgehende Sonne, als ich mich vom Lager erhob, um meine Fußpartie bis Berchtesgaden zu vollenden; denn den Hirschbühel zu übersteigen gewährt wohl den geistigen Sinnen einen hohen Genuß, ist jedoch für die unterthänigen Organe, die daran nicht theilnehmen können, wie meist im Leben auch in anderer Bedeutung, mit ziemlich viel Anstrengung verbunden, obgleich die Straße — wie alle in Oesterreich — sehr gut angelegt und unterhalten ist; eine Sorgfalt, in der dies oft ungerecht geschmähte Land jedem anderen zum Muster dient.

Einen Reisegefährten hatte ich auch heute nicht erhalten, denn ich war in dem geräumigen Gasthause der einzige Fremde geblieben; eben so wenig als gestern kam mir ein reisender Naturfreund entgegen. Dennoch war heute in den ersten Morgenstunden wegen des sonntäglichen Gottesdienstes die Straße belebter als gestern, da von allen nur bewohnten Thälern und Höhen Kirchgänger sowohl wie Handelsleute herbeikamen, weil nach jedem Gottesdienste auch ein Mercuriusdienst gefeiert wird.

Die Straße, welche gerade aus dem Thale abwärts folgt, führt nach Lofer, dem bekannten Passe; die über den Hirschbühel zweigt sich gleich hinter der Kirche von Weißbach rechts ab durch eine bewachsene Schlucht. Nach halbstündigem Steigen zeigt ein

*) Der ewige Schneeberg, auch übergossene Alpe genannt, wird den Besuchern von Gastein als „die Wetterwand“ bekannt sein.

Wegweiser links nach der Seisenberg-Klamm, einem Naturwunder, welches zwar den berühmten Oefen der Salzach ähnelt, dieselben aber — wenn auch im Ganzen an Großartigkeit ihnen nachstehend — gewiß an Wunderbarkeit übertrifft. Ist man auf parkähnlichen Wegen, die mit Sitzplätzen versehen sind, an den Punkt gekommen, wo das Wasser unterirdisch durchrauschet, so öffnet sich den erstaunten Blicken eine enge Schlucht, in die man, jedoch viel weniger tief wie bei den Oefen, hinabzusteigen hat; hier ist über dem fließenden Wasser eine ziemliche Strecke weit eine hölzerne Galerie angebracht, welche auf quer über den Bach in die Felsen eingelassenen Balken ruhet. Diese Wandelbahn führt zu einer Höhle, welche das Wasser seit Jahrtausenden ausgespült hat, und setzt sich auf gleiche Weise in derselben fort, bis man am Ende derselben wieder an das eigentliche Bette des Baches kommt, der hier hoch herabstürzend einen furchtbar stäubenden und donnernden Wasserfall bildet. Fast eben so sehr als die Kraft der Natur muß man die Kühnheit der Menschen bewundern, über den tiefen, tobenden Wassern, an den hohen senkrechten Felsenwänden diese Holzbauten anzubringen.

Die Straße, auf dem linken Ufer des Seisenbergbaches bleibend, folgt den Windungen des tiefen, engen Thales und bringt dadurch, je höher je mannigfaltiger, der schönen Aussichten, sowohl vorwärts als besonders rückwärts, eine ziemliche Menge vor die entzückten Augen. Zwei derselben möchte ich besonders hervorheben, die zu den überraschend schönsten und großartigsten gehören; es ist dies ein Blick auf die Ochsenhörner und dann, schon nahe dem höchsten Punkte der Straße, die Aussicht nach dem Birnhorn. Bei dem ersten Punkte hat man von einem ausspringenden Bogen des sich um den steilen Felsen schlängelnden Weges zunächst den Blick über das tiefe Thal, das der wilde Bach durchrauscht; jenseits zeigt sich rechts ein Bergriese, der sich in drei Terrassen gleich einer künstlichen Pyramide erhebt; auf seinen Stufen grünen herrliche Almen, mit Sennhütten und Häusern geziert, Felsenwände wechseln mit Waldung, und zuoberst thront gleich einem Altar der Urzeit ein abgeplatteter Felsenkegel, mit grünen Tannen besetzt. Den Hintergrund bilden die, trotz dem mehr als prosaischen Namen, in wahrhaft poetischer Schönheit aufsteigenden Felsenzacken, die Ochsenhörner genannt, in deren Schluchten und auf den flacheren Graten blendende Schneemassen lagern.

Jeder Alpenbesucher weiß, welcher große Reiz in der immer neuen Mannigfaltigkeit liegt, die der Wechsel der Gruppirung und sogar, scheinbar wenigstens, der Formen der Berg- und Felsenkuppen wie ihrer einzelnen Spitzen hervorbringt; da durch jede horizontale und vertikale Veränderung des Standpunktes ein neues, von den früher gesehenen oft ganz verschiedenes Bild entsteht, so daß nur die genaue Orientirung die Identität überzeugend machen kann. Eben so überraschend daher ist die Aussicht auf das Birnhorn, da der Vordergrund wegen des höheren Standpunktes noch mehr ausweicht und die riesige Masse des Birnhorns scheinbar näher hervortritt. Wie eine vom Himmel herabgesunkene Glocke, zur Andacht im Tempel der Natur zu läuten, steht das Birnhorn uns gegenüber, Felsenmassen und Waldstrecken bilden seinen Mantel, ein Tuch von Schnee seine Krone; rechts im Hintergrunde zeigt sich, mit hohen, aus Schneefeldern aufsteigenden Felsenkuppen, der Rücken, welcher das Birnhorn mit dem Ochsenhorn verbindet.

Trotzdem daß diese Höhen im Winter wohl viel weniger anmuthig zu bewohnen sein mögen, als sie mich jetzt zum Verweilen einluden, zeigen sich im Vordergrunde doch immer noch Güter und Häuser, denen man ansieht, daß sie zu bleibenden Wohnungen dienen; ein kühner, hoher Balkensteg bildet die Verbindung der beiden Seiten des hier immer noch tief eingeschnittenen Thales.

Bald war nun der höchste Punkt der Straße über den Hirschbühel überschritten, damit aber auch die größte Schönheit, welche dieselbe darbietet, vorüber. Von dem Gränzpunkte Engelwacht, der aus einer Kapelle, die den Namen gegeben hat, den beiden Zollhäusern und einem — ziemlich unwirthlich aussehenden — Wirthshause in der Nähe besteht, geht der Weg nun auf bayrischem Boden in einem sehr sterilen und öden Thale stark abwärts.

Weiterhin bietet der eine halbe Stunde lange, aber schmale Hintersee wieder einige malerische Ansichten, doch steht er den meisten übrigen Seen weit nach; ich habe keine Skizze davon mit nach Hause gebracht, denn es ging mir damit wie dem Kranich in der Fabel: die ersten, geeigneten Punkte überging ich, weil ich noch auf bessere hoffte, und die letzten verschmähte ich aus Verdruß, daß ich die besseren versäumt hatte; dennoch wollte ich diesen die Mühe der Umkehr nicht widmen, weil mir morgen das vierte Mal der Besuch des einzig schönen Königssee's bevorstand.

Etwas weiter abwärts macht der sogenannte Teufelskopf einen höchst frappanten Effect. Von einem steilen Hange, mehr mit Gebirgsschutt als von Vegetation bedeckt, hebt sich eine kahle, dunkelgraue Felsenmasse fast senkrecht, aber tief zerklüftet, empor und endet mit drei wild zerrissenen Spitzen. Das Ganze macht wirklich durch seine Nacktheit und Oede so wie durch die Einfarbigkeit des Alpenkalkes in dieser einsamen Gegend einen wahrhaft grausigen Eindruck; und so wäre, in diesem seltenen Falle, der Name ziemlich gerechtfertigt. Nur an den einzelnen kleinen Schneestellen, die sich noch zu Anfang des Juni zwischen den Spitzen zeigten, war die sehr bedeutende Höhe zu erkennen; da der Mangel aller Vegetation, so wie die gleiche Farbe der großen, zerklüfteten Masse, eine perspectivische Schätzung noch viel schwieriger als bei andern Hochgebirgstheilen macht.

Von Ramsau an wird das Thal wieder freundlicher; links geht ein Weg, am Taubensee vorüber, nach Reichenhall; der Fuß des Watzmannes und des Steinberges bildet nun die rechte Thalseite; je näher an Berchtesgaden, desto belebter und anmuthiger wird die Gegend, bis dieser reizende Ort selbst endlich erreicht wird, wo mir das gute Hotel Brugg „zum Watzmann" Erquickung und Ruhe gewährte.

* Wilhelmine Schröder-Devrient *).

Die große Schauspielerin Sophie Schröder, geborene Bürger, aus Paderborn heirathete im Jahre 1795, erst fünfzehn Jahre alt, den bisherigen kurkölnischen Criminalrichter Joh. Nik. Smets aus Eynatten bei Aachen, welcher damals unter dem Namen Stollmers Mitglied einer Schauspielergesellschaft in Reval war. Aus dieser Ehe, die 1799 wieder getrennt wurde, stammte der am Niederrheine bekannte Dichter Wilhelm Smets, der späterhin mit seiner acht Jahre jüngeren Stiefschwester Wilhelmine in Wien zusammentraf, wo sie etwa neun Monate zusammen waren. Sophie verheirathete sich später mit Friedrich Schröder, Schauspieler und Sänger und zu seiner Zeit besonders als Darsteller des Don Juan berühmt. Ihre älteste Tochter war Wilhelmine, geboren zu Hamburg den 6. December 1804 nach ihrer eigenen Aufzeichnung (also nicht 1805, wie in den andern Biographieen steht; jene Aufzeichnungen, einen sehr bald abgebrochenen Anfang von Memoiren, hat Claire von Glümer in ihren „Erinnerungen an W. Schröder-Devrient", Leipzig, bei Barth, 1862, die Wolzogen benutzt hat, mitgetheilt).

Die Eltern bestimmten sie schon als Kind von vier Jahren zur Tänzerin, und sie war mit ihren zwei Schwestern zuerst in

*) Nach einer Besprechung des Buches von Alfred von Wolzogen über die Künstlerin in der niederrheinischen Musikzeitung.

Prag, dann in Wien Mitglied des Kinder-Ballets von Friedrich Horschelt (geboren zu Köln 1793). Wenn dieses Institut auch wohl nicht die beste moralische Schule sein mochte, so fand doch Wilhelmine in ihm eine treffliche Vorübung zu mimischem und plastischem Ausdrucke, welchem sie späterhin einen sehr großen Theil ihrer Erfolge verdankte.

Nach dem Tode ihres Vaters, der am 18. Juli 1818 in Karlsbad starb, sorgte die Mutter für die Ausbildung des begabten Mädchens für die Bühne als Schauspielerin.

Wilhelmine betrat, fünfzehn Jahre alt, am 13. October 1819 als Aricia in Schiller's »Phädra« zum ersten Male die Bühne auf dem Hofburgtheater in Wien, und ein gewisser Höhler, unter welchem Namen man keinen Anderen als den bekannten Wiener Theaterdichter und Humoristen Castelli zu suchen haben wird, referirte über dieses Debut in der Dresdener »Abendzeitung« mit folgenden Worten, die offenbar das Gepräge der schlichten Wahrheit an sich tragen: »Eine einnehmende körperliche Bildung, eine für ihr Alter bewundernswerthe Besonnenheit im Spiele, eine reine und verständige Declamation zeugten von der guten Schule, aus der sie hervorging. Als das Publikum sie am Schlusse hervorrief, führte die geehrte Mutter sie an der Hand vor und empfahl sie nicht nur der Nachsicht, sondern auch der Strenge des Publikums.« Im Verlaufe dieses Engagements spielte sie von bedeutenden Partieen noch die Luise in Schiller's »Kabale und Liebe«, die Beatrice in der »Braut von Messina« und die Ophelia im »Hamlet«. Ihre jüngere Schwester Betty wurde von der Mutter am 16. October 1819, dreizehn Jahre alt, als Melitta in Grillparzer's »Sappho« vorgeführt, und über sie urtheilte Castelli: »Diese steht noch auf der Gränzlinie zwischen Kind und Jungfrau, daher war es wohl auch zu erklären, daß ihr die Aeußerungen der Kindlichkeit mehr gelangen, als jene der Leidenschaft.« Wegen nicht geeigneter Beschäftigung an der Hofburg ging Betty Schröder im Januar 1823 zum Theater an der Wien über, und auch der schon 1821 stattfindende Uebergang Wilhelminens vom Schauspiel zur Oper war durch die damaligen Verhältnisse des Hofburgtheaters wesentlich mitbedingt; denn da es weder ihr noch ihren beiden Schwestern gelang, sich dort auch nur die bescheidenste Stellung zu erobern, so sah sich die Mutter genöthigt, an eine anderweitige und gewinnbringendere Beschäftigung ihrer Töchter zu denken.

Es ist oft so dargestellt worden, als sei das musikalische Talent Wilhelminens ganz urplötzlich in ihr erwacht, als habe Niemand in der jungen Schauspielerin, welcher gewisse prophetische Stimmen bereits die Erfolge der Mutter, als einer großen Tragödin, geweissagt, die künftige Sängerin zu ahnen vermocht, als habe überhaupt Niemand gewußt, daß die angehende Künstlerin zu allen reichen Naturgaben auch noch mit dem köstlichen Gnadengeschenke einer schönen hohen Sopranstimme ausgestattet worden war. Diese Erzählungen sind richtig, wenn man das große Publikum dabei im Auge hat, das allerdings durch die Sängerin Wilhelmine Schröder nicht wenig überrascht wurde; falsch aber ist die Annahme, als sei selbst die Mutter und ihr Freundeskreis durch dieses Meteor überrascht worden. Die Mutter hat vielmehr Wilhelminen mit aller Sorgfalt zur Sängerin ausbilden lassen, sobald sie es inne wurde, daß das Mädchen stimmbegabt und mit einem feinen Gehör ausgerüstet war.

Den besten Lehrern hat sie den musikalischen Unterricht ihrer Tochter anvertraut; der deutsche Singmeister der Letzteren war der tüchtige Joseph Mozatti (gestorben den 5. Juni 1858), von dem unter Anderen auch der wackere Baritonist Schober und Karoline Unger (jetzige Ungher-Sabatier) ausgebildet worden sind, und später kam Wilhelmine, wie mehrere zuverlässige Gewährsmänner uns versichern, auch noch zu Giulio Radichi (gestorben den 16. Sept. 1846), einem in Wien etablirten italienischen Maestro von großem Rufe, in die Lehre. Jedenfalls war der Unterricht Mozatti's derjenige, der am längsten dauerte und am meisten fruchtete, obschon Wilhelmine in ihrer Jugend keinen großen Eifer zum Lernen zeigte und z. B. zum Scalasingen stets gezwungen werden mußte. Am höchsten aber ist der Vortheil zu veranschlagen, der ihr daraus erwuchs, daß sie alle Rollen, mit welchen sie in Wien debutiren sollte, unter der speciellen Leitung ihrer Mutter, die früher selbst länger als zehn Jahre in der Oper mitgewirkt, einstudirte, wobei nicht bloß Mozatti, sondern auch noch ein besonderer Clavierspieler zur Begleitung gegenwärtig war und die Mutter ihr über jedes Wort, jede Bewegung, jeden Schritt und Tritt den einsichtsvollsten Rath ertheilte. Und nun vergesse man ferner nicht, welchen großen Vorsprung vor anderen jungen Sängerinnen sie dadurch schon gewonnen, daß sie bereits zwei Jahre hindurch so schwierige dramatische Aufgaben wie eine Ophelia bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit zu lösen sich bestrebt hatte, ehe sie die Opernbühne betrat. Mußte doch eine solche Vorschule ihre geistigen Anlagen ganz anders entfalten, ihre schöpferische Selbstthätigkeit in ungleich stärkerem Grade anspornen, als dies bei Künstlerinnen der Fall zu sein pflegt, welche ihre Laufbahn gleich mit der Oper anfangen, bei der der sinnliche Klangreiz des Organs die ersten Erfolge fast allein bestimmt, und schon deshalb von einer eigentlichen Kunstleistung ab ovo kaum die Rede sein kann.

Es versteht sich, daß, wer den kleinen, überaus nützlichen Umweg von Shakespeare's Ophelia zu Mozart's Pamina nicht zurückgelegt hat, diese »singende Ophelia«, welche viele unserer gewöhnlichen Opern-Debutantinnen oft wohl schon von vornherein für eine unbedeutende Aufgabe zu halten belieben, weil die Partie keine großen Bravour-Passagen enthält, so nicht zur Darstellung bringen werden, wie unsere siebenzehnjährige Künstlerin, als sie damit zum erstenmale vor das Wiener Publikum trat und Friedrich August Kanne in der »Wiener musikalischen Zeitung« über dieses Debut wie folgt referiren durfte: »Am 20. Januar 1821 war eine neue Erscheinung für das Hof-Operntheater am Kärnthnerthor Wilhelmine Schröder als Pamina. Die kluge Mutter hatte das Mädchen früher in keinem Privatcirkel singen lassen; Niemand wußte, daß das Mädchen musikalische Kenntnisse besitze, und so war gleichsam eine Sängerin aus den Wolken herausgefallen. Man wunderte sich daher um so mehr, bei ihr eine ziemlich ausgebildete Stimme, eine ganz reine Intonation und einen zwar ganz einfachen, von allen Schnörkeleien entfernten, aber sehr angenehmen Vortrag zu finden. Diese Vorzüge, verbunden mit einem Schauspielertalente, wie noch wenige große Sängerinnen bewiesen haben, gewährten einen eigenen Zauber und entzückten die überraschten Zuschauer so sehr, daß das Haus von Beifall wiederhallte. Wir wünschen uns und der jungen Sängerin Glück, wenn sie anders in der Folge ihre Stimme gehörig zu pflegen versteht und bei vermehrter Biegsamkeit derselben auch nicht zugleich von dem herrschenden Modegeschmack verführt, in faden Verzierungen ihr Heil sucht, sondern die Einfachheit und Wahrheit sich zum höchsten Ziel ihrer Leistungen setzt.

Diese würdigen Worte einer besonnenen Anerkennung stechen von den ekelhaften Lobpsalmen, womit heutzutage jedes neue Bühnen-Talentchen gleich als ein Nonplusultra der Vollendung ausgeschrieen und auf diese Weise recht absichtlich dem faulen Eitelkeitsteufel überliefert wird, so vortheilhaft ab, daß wir einen angemesseneren Prolog zur Eröffnung der Opern-Laufbahn unserer Künstlerin uns kaum zu denken wüßten. Kanne's Urtheil behielt, wie wir in der Folge sehen werden, seine Wahrheit bis ans Ende dieser ruhmreichen Laufbahn. Nach dem ersten glücklichen Debut wurde Wilhelmine bei den in Wien so häufigen Concerten vielfach in Anspruch genommen. Zuerst sang sie am 2. Februar 1821 in einem Concerte des berühmten Contrabassisten Dall' Occa, wo sie durch eine sehr anmuthig vorgetragene Arie von Pavesi und in einem Duett aus Rossini's »Armide« zeigte, »daß ihre schöne klangreiche Stimme schon viel Biegsamkeit gewonnen hatte.« Mit steigender Spannung sah das Publikum hiernach einer neuen dramatischen Leistung der talentvollen jungen Künstlerin entgegen. So groß aber die Erwartungen auch immer sein mochten, sie wurden durch ihre außerordentlich gelungene Darstellung der Emmeline in Weigl's »Schweizerfamilie« am 2. März noch übertroffen. »Ihr Spiel«, so schrieb Kanne, »war meisterhaft — idealisch kann man es nennen —, voll Innigkeit, Natur und Wahrheit. Sie sang einfach und herzlich, wie es die Rolle erfordert, declamirte richtig, und ihre Intonation war durchgehends rein. Bewundernswürdig ist die Sicherheit, mit welcher sie die einzelnen hohen Töne und die von einander entfernten Intervalle, ohne sie erst nach Art sehr vieler Sänger und Sängerinnen durch einen Vorschlag zu suchen und zu bilden, sogleich in voller Reinheit zu treffen weiß. Dies beweist ihre glücklichen und natürlichen Anlagen und die zweckmäßige, gute Schule Mazotti's. In ihrer Darstellung fand sich keine Spur von einer Anfängerin. Bei den mannigfaltigen Talenten, welche sie uns offenbarte, ist sie für die Oper eine eben so erwünschte als ganz ungewöhnliche Erscheinung, und wir hoffen, daß ihre große Lehrerin die vielen Keime, welche einst die herrlichste Blüthe versprechen, sorgsam pflegen und hüten werde. Möge der ihr bisher gewordene Beifall ihren Eifer verdoppeln. Das Publikum liebt sie schon.«

Ihre dritte Opernpartie war am 12. April 1821 die Marie in Grétry's »Blaubart« (Raoul Barbe-bleue). Schon damals schrieb Kanne, daß sich die herzdurchdringenden Töne und Geberden, welche uns mit Mitleiden und Schaudern erfüllten, als wirklich dem Innern entquollen bekundeten. Sie gab den ganzen Part mit gleicher, ja, gegen den Schluß der Oper mit steigender Kraft und

leistete im Spiele, besonders in den zwei letzten Acten von dem Momente ihres Herausstürzens aus dem Schreckensgemache bis zum Schlusse so Bedeutendes, daß diese Rolle wohl nicht leicht wahrer und ergreifender irgendwo gegeben werden dürfte. Sie bewies sich auch als Sängerin, besonders in solchen Stellen, die einen hohen Grad leidenschaftlichen Ausdrucks fordern, alles Beifalls würdig, der ihr auch sowohl im Verlauf, als am Schluß der Oper reichlich zu Theil ward. Fleißige und unter sorgfältiger Leitung fortgesetzte Uebungen werden sie im Gesange auf eine noch höhere Stufe und sicher zu dem Range einer bedeutenden tragischen Sängerin erheben.

Noch größer aber war der Erfolg, den sie am Vorabende des kaiserlichen Namensfestes, den 3. November 1821, in Weber's „Freischütz", der zum ersten Male in Wien gegeben wurde, als Agathe errang.

Am 20. December wurde am Kärnthnerthore zum ersten Male Spohr's „Zemire und Azor" aufgeführt. Wilhelmine gab die Partie der Zemire „mit frischer Stimme und angemessenem Spiele". Nach Kannes Bericht gefiel vorzüglich die Romanze an die Rose, obwohl man deutlich sah, „daß an mehreren Orten die Rolle eine große, kunstfertige Sängerin erfordert hätte"; mehrmals war ihre Intonation auch schwankend.

Im Sommer 1822 machte die Mutter mit ihren beiden ältesten Töchtern Wilhelmine und Betty die erste Gastspiel-Reise über Prag zunächst nach Dresden, wo Sophie und Betty Schröder am 13. Juli in Houwald's „Fluch und Segen", am 16. in Grillparzer's „Sappho" spielten, und Betty für die Rolle der Melitta noch zu jung gefunden wurde. Außerordentlich aber war die Sensation, die Wilhelminens erstes Auftreten am 21. Juli als Emmeline in der „Schweizerfamilie" hervorrief.

Nachdem sie ihr Dresdener Gastspiel am 26. Juli als Pamina geschlossen, ging es weiter nach Leipzig, wo die Mutter Ende Juli als Sappho, Gräfin Orsina und Medea (von Gotter) große Bewunderung erregte, aber auch Wilhelmine wiederum als Emmeline, Pamina und in den ersten Scenen des zweiten Actes vom „Freischütz" als Agathe, nach Eduard Genast's Bericht, „den hohen dramatischen Funken bekundete, der in späteren Jahren zur Feuersäule heranwachsen sollte, den Weg beleuchtend, den die Jünger ihrer Kunst zu gehen hatten".

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Das Leben Walthers von der Vogelweide. Von M. Rieger. — Geographie und Statistik von Mexiko und Centralamerika. Von J. E. Wappäus. — Französisches Leben. Von Karl Wattenburg. — Aus beiden Welten. Dichtungen. Von Jegor von Sivers. — Stern und Rose. Poetische Erzählungen aus dem Orient. Von G. Morin. — Ein Roman in Norderney. 3 Thle. Von E. von Rothenfels.

* Bremen, 5. März. Am 28. Februar veranstalteten der Künstlerverein und die Liedertafel eine Uhlandfeier, deren Ertrag dem Denkmalfonds in Tübingen zufließen soll. Dieser Zweck ist durch zahlreichen Besuch der Feier, von der wegen des beschränkten Raumes viele ausgeschlossen bleiben mußten, erreicht; eine namhafte Summe wird nach Tübingen gesandt werden können. Herr Dr. Wilhelm Meyer sprach über Uhland, indem er besonders die Romantik beleuchtete. Eine Anzahl von Liedern und Balladen des Dichters kam durch den Gesang der Liedertafel und durch lebende Bilder zum Vortrage. — In der Versammlung vom 4. März sprach Herr Senator Gildemeister über Lady Macbeth. (Wir werden diesen Boetrag in unserer nächsten Rnmmer mittheilen.) Durch Mitglieder der musikalischen Abtheilung des Vereins kam Felix Mendelssohns Octett für Streichinstrumente zur Ausführung. — In der am 2. März abgehaltenen Versammlung der Abtheilung des Vereins für Bremische Geschichte nnd Alterthümer wurde von Seiten des Geschäftsausschusses ein Antrag auf Herausgabe einer Zeitschrift für Bremische Geschichte eingebracht. Nicht nur die mit auswärtigen Vereinen angeknüpften Verbindungen lassen das Bestehen eines solchen Vereinsorgans als sehr wünschenswerth erscheinen, sondern es hat sich, abgesehen davon, das Bedürfniß nach einem Organ, durch welches die Forschungen über Bremische Geschichte und die Materialien für dieselbe veröffentlicht werden können, mehr und mehr fühlbar gemacht. Da nach den der Versammlung gemachten Mittheilungen die Zeitschrift nicht nur antiquarischen Forschungen dienen, sondern auch die neuere und neueste Geschichte Bremens in derselben vertreten sein soll, damit die Zeitschrift wo möglich selbst eine werthvolle Quelle für die zukünftige Geschichte unseres Freistaats werde, so ist wohl zu hoffen, daß dieselbe auch in den Kreisen des größeren Publicums Anklang finden und daher keinen bedeutenden Aufwand von Geldmitteln erfordern würde. Doch beantragte der Ausschuß, nöthigenfalls für das erst· Jahr aus den Mitteln der Abtheilung einen Zuschuß bis zu etwa 120 Thalern entnehmen zu dürfen. Die Zeitschrift soll in zwanglosen Heften erscheinen, wo möglich aber in jedem Jahre ein Band von 15 Bogen ausgegeben werden. Es liegt bereits hinreichendes Material vor, um das Erscheinen des ersten Bandes bis zum Schlusse dieses Jahres in Aussicht stellen zu können. Die Versammlung genehmigte einstimmig die Vorschläge des Ausschusses und wählte dann in die mit der Herausgabe der Zeitschrift beauftragte Redactions-Commission die Herren Dr. Ehmck, Dr. Hugo Meyer und Dr. Alfred Pauli. — Darauf hielt Herr Dr. H. A. Müller einen Vortrag über die Miniaturen der hiesigen Stadtbibliothek. Nach vorausgeschickter Einleitung über die Bedeutung des Studiums der Miniaturen für die Geschichte der Malerei wie für die gesammte Cultur legte er zunächst das bereits in den „Mittheilungen der K. K. Central-Commission für die Baudenkmale" (Wien 1862, März) genauer von ihm beschriebene Evangelienbuch Kaiser Heinrich's III. aus Echternach (um 1040) vor, wies dessen Verhältniß zu den verwandten Büchern desselben Ursprungs in Gotha und Trier nach und besprach die stilistisch und gegenständlich interessantesten der 51 Bilder dieses Codex. Nachdem er mit kurzen Worten einige andere Handschriften erwähnt hatte, verweilte er besonders bei der s. g. Chronik des Grafen Gerhard von Holstein, unbekannten Verfassers, die wahrscheinlich im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts geschrieben, die Weltbegebenheiten vom Paradiese an bis zum Jahre 1260 erzählt und mit einer großen Menge von Bildern meistens sehr naiver oder drastischer Darstellungsweise versehen ist; und zuletzt bei einem vermuthlich in England entstandenen Gebetbuche aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, das mit 31 biblischen und legendarischen Bildern geschmückt, an Feinheit und Sauberkeit die meisten der zahlreichen gleichzeitigen Codices des Britischen Mnseums noch übertrifft. Den Schluß des Vortrages bildete eine kurze Uebersicht über die in der Bibliothek der hiesigen Hauptschule befindlichen Handschriften, die, wenn auch weniger mit größeren Bildern versehen, doch durch ihre zahlreichen Vignetten und ihre Initialen die zeitliche Lücke der Handschriften der Stadtbibliothek zu ergänzen vermögen.

Die letzte Vorlesung des Herrn Kohl, am 2. März, betraf die Fürsten- und Ehrenweine des Bremer Rathskellers. Nach einigen einleitenden Worten über die culturgeschichtliche Bedeutung der städtischen Weinkeller Norddeutschlands besprach der Redner die Art und Weise, wie die Ehrenweine, d. h die Weingaben an angesehene Leute verabfolgt wurden, und erzählte, wie ein Quantum Wein aus dem Rathskeller ursprünglich zu den regelmäßigen Einnahmen der Mitglieder des Raths und andrer höherer Beamten gehört habe, welche Vorfälle und Festivitäten sich an die Anwesenheit fremder Fürsten und hoher Herren im Bremer Rathskeller geknüpft haben, wie u. A. auch edle Weine als Ehrengeschenk an Friedrich den Großen geschickt worden und dieser Fürst in einem (im Archiv noch vorhandenen) Schreiben dafür gedankt habe, wie in der französischen Zeit, besonders seitens der französischen Marschälle und Generäle, mit den Schätzen des Weinkellers gewirthschaftet worden sei u. A. Der Vortrag erregte besonderes Interesse, und es wird daher unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, daß Kohl demnächst den Vortrag mit vielem andern von ihm auf dem hiesigen Archiv gesammelten Stoff zu einer Geschichte des Bremer Raths-Weinkellers verarbeitet herauszugeben gedenkt.

Die letzte Vorlesung des Herrn Dr. Buchenau (am 27. Februar) betraf den Zucker. Nach einigen Bemerkungen über die Bedeutung des Zuckers, welcher längst nicht mehr ein Luxusgegenstand, sondern Nahrungs- und Arzneimittel und gerade bei uns in Norddeutschland in so vieler Beziehung unentbehrlich sei, verbreitete sich der Redner zuerst über die chemischen Bestandtheile des Zuckers, welcher bekanntlich eine Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ist, wies die verschiedene Vertheilung dieser drei Bestandtheile bei den verschiedenen Zuckerarten, dem Milchzucker, dem Rohrzucker und dem Traubenzucker, nach, besprach das Krystallisiren des Rohrznckers, den (in den Conditoreien vorzugsweise zum Färben benutzten) Caramel oder braunen geschmolzenen Zucker, das Einzuckern des Fleisches statt des Einsalzens, — ein Verfahren, welches sich auf die Eigenschaft des Rohrznckers, nicht zu gähren, stützt, und wandte sich dann der näheren Betrachtung der einzelnen Zuckerarten zu. Hierbei wurde auch ein höchst interessanter und national-ökonomisch belehrender Ueberblick über die Entwickelung der Rohr- und der Rübenzucker gegeben. Augenblicklich sei der Rohrzucker als Verbrauchsartikel in Deutschland völlig durch den Rübenzucker verdrängt, wenn indessen in den tropischen, für den Anbau des Zuckerrohrs geeigneten Ländern eine bessere Waldwirthschaft, eine rationellere Fabrikation eingeführt, wenn die Verkehrswege erleichtert und die bei der Fabrikation brauchbare Kohle noch billiger bezogen werden könne, dann werde die schon jetzt auf's Aeußerste angespannte europäische Rübenzuckerindustrie dem Rohrzucker wieder weichen müssen. — Nach Schluß der Vorlesung zeigte der Redner einer Anzahl seiner Zuhörer noch das Verfahren des Kochens im luftleeren Raume.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 11. Bremen, 15. März. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Lady Macbeth.

Von Otto Gildemeister.

In der langen Gallerie dramatischer Gestalten welche Shakspear geschaffen, hat Lady Macbeth von je her einen hervorragenden Platz eingenommen. Der Eindruck welchen diese düstere und furchtbare Schöpfung auf die Leser und die Zuschauer hervorruft, beurkundet immer von Neuem den vollständigen Erfolg des kühnen Versuches, ein Weib als Trägerin und Urheberin des anscheinend unweiblichsten Verbrechens, des gewaltsamen Königsmordes, darzustellen. Lady Macbeth unterscheidet sich durch die Umstände der That von den anderen mit Blut befleckten Frauen, welche die tragische Bühne von ihren Anfängen an häufig genug uns vorgeführt hat. Das körperliche Grauen welches der Mörder zu überwinden hat, ehe er sein Verbrechen begeht, der physische Abscheu vor dem Blute, das Beben der Nerven beim Anblicke des Sterbens, diese Schranke zwischen dem Vorsatze und dem Vollbringen der That ist von Natur stärker bei dem Weibe als beim Manne. Diese Schranke niederzuwerfen, ist mithin ein höherer Grad verbrecherischer Leidenschaft beim Weibe erforderlich als beim Manne. Das Weib muß, wenn es zu Messer und Schwert greift, viel tiefer und stürmischer erregt sein als der männliche Mörder. Und fast nur diejenigen Leidenschaften sind im Stande eine so tiefe, wilde Erregung hervorzurufen, daß sie ein Weib zum Blutvergießen hinreißen kann, — nur diejenigen Leidenschaften welche an sich stärker im weiblichen als im männlichen Herzen leben, welche das weibliche Leben am mächtigsten und ausschließlichsten beherrschen, mit einem Worte diejenigen Leidenschaften welche unmittelbar oder mittelbar auf dem Affecte der Liebe beruhen: Eifersucht und Rache. In der blinden Wuth der verrathenen und der beraubten Liebe mag selbst eine weibliche Hand fest und stark genug sein, um den tödtlichen Streich zu führen; Medea, so gräßlich ihre Handlungen sind, bleibt ein Weib in ihren Motiven; Chrimhilde, wenn sie in Blut förmlich schwelgt, denkt nur an ihren verlorenen Gatten; Elektra, in jener furchtbaren Scene des Sophokles, wo sie dem Orest zuruft, zuzuschlagen, der Mutter nicht zu schonen, kein Mitleid aufkommen zu lassen, bekundet durch dies Uebermaß des Grimmes doch nur ein Uebermaß kindlicher Liebe zu dem Heldenvater, der vor ihren Augen hingeschlachtet worden ist. Die Dichter, indem sie solchergestalt fast ausnahmslos den von Weibern begangenen Morden ein Motiv der Liebe zu Grunde legten, haben damit nur die Erfahrungen des wirklichen Lebens anerkannt, welche lehren daß Frauen ohnehin weit seltener als Männer gewaltsam tödten, daß sie aber, wenn es geschieht, gewöhnlich unter dem Einflusse der größesten aller weiblichen Leidenschaften stehen. Frauen welche so tödten, haben (so seltsam es klingt) gewiß viel Herz, und wenn man dagegen einwenden wollte daß sowohl die politische wie die Criminalgeschichte von weiblichen Ungeheuern berichtet, deren Mordthaten in ihren Motiven die größeste Herzlosigkeit verrathen, so ist dazu zu bemerken, daß in diesen Fällen in der Regel nicht der tapfere Stahl, sondern das gemeine feige Gift eine Rolle spielt. Es erscheint auf den ersten Blick ziemlich gleichgültig, ob Jemand einen Menschen vergiftet oder ihn ersticht; aber es ist in Wahrheit durchaus nicht gleichgültig. Die persönliche, körperliche Wirksamkeit des Verbrechers ist von großer Wichtigkeit für die Ausmessung seiner verbrecherischen Energie.

Lady Macbeth nun, um auf sie zurückzukommen, hat auf den ersten Anblick bei ihrer That gar nichts von jenem Pathos weiblicher Leidenschaft, welches ihren unmittelbaren Antheil an dem Morde uns erklärlich machen könnte. Sie treibt nicht Eifersucht, nicht Wuth über gekränkte Liebe, zerstörtes Lebensglück, nicht der Durst nach Rache, weil ihr ein Kind oder ein heißgeliebter Vater entrissen worden wäre. Ihr einziges sichtbares Motiv ist der Ehrgeiz, die Begierde nach der Königskrone. Und der Dichter hat recht geflissentlich jedes gemüthlichere Motiv ausschließen wollen. Die Quelle aus welcher er den Stoff für sein Drama schöpfte, sagt daß Lady Macbeth die Tochter eines Häuptlings gewesen sei, welcher im Kampfe gegen König Duncan umkam, und um ihn zu rächen, habe sie ihren Gemahl angestachelt den König zu erschlagen. Unter hundert Dichtern würden neunundneunzig diesen Wink benutzt und zu einem effectvollen Monologe der Lady, in welchem sie ihr Verbrechen mit rührenden Worten beschönigt hätte, verarbeitet haben. Es ist höchst bemerkenswerth daß ein solches, auf den ersten Blick ächt dramatisches Motiv von Shakspear vollständig verworfen wurde. Augenscheinlich wollte er nicht daß in den Adern seiner Lady diese mildernde Beimischung fließe. In herber Einseitigkeit sollte sie vor uns erscheinen und ohne alle Kunstgriffe gerührsamer Rhetorik, in unverhüllter Furchtbarkeit dennoch uns tragisch fesseln und erschüttern, nicht einfach uns abstoßen und mit Abscheu erfüllen. Mit anderen Worten — denn nur so konnte dieser Eindruck erreicht, nur so der einfache Abscheu vermieden werden, — dies vorwiegend männliche Motiv, die Begierde nach Macht sollte für sich allein, ohne die Einmengung

den Spuren gottverliehener Tugenden, wie Muth und Todesverachtung, forscht. Vor dem Straßenräuber hat er im Grunde mehr Respect als vor dem Erbschleicher. Und er hat wieder mehr Respect vor dem Räuber welcher eine Krone raubt, als vor dem welcher Banknoten stiehlt. Denn eine Krone ist eines Verbrechens schon eher werth als schmutziges Geld; jene ist ein Mittel, um die höchsten Kräfte des Geistes glänzend zu bethätigen; die Banknoten können nur dienen, um gemeine Nothdurft oder Genußsucht zu befriedigen. So hat schon der Keim der Schuld, in welcher das schottische Paar zu Grunde gehen soll, obwohl ein Keim reiner Selbstsucht, einen Beisatz edlen Metalls. Das Verbrechen das sie begehen werden, deutet auf großangelegte Naturen, der Preis des Verbrechens ist ein solcher welcher Alltagsmenschen nicht einmal im Traume locken würde, welcher nur auf Helden mit verführerischem Zauber wirkt.

Aber auf Frauen auch? könnte man fragen. Zugegeben daß die Wollust der Macht den an Schlachten und Blut gewöhnten Macbeth wohl so weit bestricken konnte, daß er die Lehnspflicht, das Gastrecht und die Menschlichkeit vergaß, ist es wahrscheinlich daß eine andere, als eine ganz entmenschte, also tragisch nicht mehr zu verwendende Frau von dieser Leidenschaft so weit sich hinreißen lasse, um, nicht etwa für die Krone zu intrigiren, fremde Meuchler zu dingen, nach langen inneren Kämpfen vielleicht einmal Gift zu gebrauchen, sondern sofort, ohne Zögern einen schlafenden König in ihrem eigenen Hause zu ermorden? Mag die Sucht zu herrschen bei Frauen immerhin eben so groß sein wie bei Männern, kann sie bei ihnen wohl jemals den Grad physischer Wildheit erreichen, ohne welche eine solche blutige That nicht wohl denkbar ist? Wird nicht eine Frau lange schwanken, ehe sie, ich will nicht sagen ihr Gewissen, sondern nur ihre Nerven, ihre körperliche Blutscheu zum Schweigen bringt? Denn wohlgemerkt, Lady Macbeth ist im ersten Augenblick entschlossen; sie führt zwar nicht selbst den tödtlichen Dolchstoß, aber sie ist persönlich bei der schauderhaften Katastrophe anwesend und thätig, und es ist klar, wenn es nöthig gewesen wäre, hätte sie sich auch nicht besonnen, selbst zuzustoßen. Alle physischen Schauder der Mordnacht erlebt sie eben so unmittelbar wie der stärkere Gemahl, und augenscheinlich erträgt sie dieselben weit gelassener als er. Ist es natürlich, ist es denkbar daß der Rausch der Leidenschaft, gerade einer solchen politischen Leidenschaft das Weib leichter als den Mann über die Schrecken der blutigen Stunde hinwegträgt? Ja, wenn sie aus blinder Rachsucht handelte, wenn sie in eifersüchtiger Wuth einen treulosen Geliebten erdolchte, wenn sie wie eine gereizte Tigerin ihre Kinder vertheidigte, dann ließe sich solche weibliche Wildheit denken, — aber aus dem Ehrgeiz allein schöpft eine Frau schwerlich diese Macht über sich selber.

Man sieht leicht, daß dieser Einwand etwas für sich hat. Daß Weiber zu Hyänen werden können, wird damit nicht geleugnet, aber es wird behauptet daß irgend ein Zustand des Rausches, irgend ein Fanatismus vorangehen müsse, bevor ein Weib, welches diesen Namen noch verdient, ihre angeborene Natur so weit verleugnen könne, und es wird behauptet daß politischer Ehrgeiz, mächtig wie er immerhin wirken möge, doch schwerlich im Stande sei diesen Rausch der Leidenschaft so urplötzlich zu voller Höhe zu steigern, wie es nothwendig wäre, wenn Lady Macbeth's Handlungsweise begreiflich erscheinen solle. Nicht ihr böser Wille wird als unwahrscheinlich bezeichnet, wohl aber die Art und Weise wie dem bösen Willen sofort die entschlossene That folgt.

Hierauf ist nun vor allen Dingen zu bemerken, daß Lady Macbeth nicht als eine Frau von politischem Ehrgeiz geschildert wird. Sie trachtet nicht, wie die russische Catharine, wie die englische Elisabeth, für sich nach der Herrschaft. Sie denkt ausschließlich an die Erhöhung ihres Mannes. Er soll König sein! Darin beginnt und endet ihr ganzes Denken und Streben. Diese Form nimmt weiblicher Ehrgeiz oft genug an, ohne deshalb frei von weiblicher Selbstsucht zu sein. Der Mann soll steigen in der Welt, damit die Frau durch ihn regieren könne, oder damit die Frau den Genuß habe, Excellenz zu heißen und ihre Bekannten zu überstrahlen. Weder von jenem Haschen nach Einfluß noch von dieser kleinlichen Eitelkeit zeigt Lady Macbeth eine Spur. Mit keinem Worte verräth sie daß sie an die Krone auf ihrem eignen Haupte denkt. Nie weidet sie sich an der Aussicht auf den äußeren Pomp des Thrones. Nach einmal vollbrachtem Werke verschwindet sie in dem Frauengemache, ohne jemals das Verlangen zu äußern, an der Regierung Theil zu nehmen. Sie beherrscht ihren Mann nur da, wo sie um seinetwillen ihn beherrschen zu müssen glaubt. So wie er frei als König auftritt, läßt sie ihn gewähren, und sie erscheint nicht einmal als seine Mitwisserin und Vertraute. Ihr Ehrgeiz ist ganz und gar der Ehrgeiz der Ehefrau, aber ein Ehrgeiz in großem Stile, furchtbar in seiner Intensität, grandios in seiner verbrecherischen Einseitigkeit, und, wie gesagt, bis zu einem gewissen Grade selbstverleugnend. Sie geht vollständig auf in dem Gedanken an ihren Gemahl, und dieser Gedanke, ihn zum Könige zu machen, um seinetwillen, dieser urweibliche Gedanke erfüllt ihre Natur mit jenem Fanatismus, welcher sie zur Mörderin macht.

Man kann es nicht genug, namentlich wo es sich um Frauencharaktere handelt, nicht genug betonen daß Shakspear seine Stücke weniger für den Leser als für Schauspieler schrieb, und zwar für Schauspieler die unter seiner unmittelbaren Anleitung standen. Wenn man daher ihn liest, muß man sehr oft die knappe Andeutung der psychologischen Entwicklung, um sie recht zu verstehen, durch das Spiel des sorgfältigen und orientirten Bühnenkünstlers sich ergänzt denken. Gleich in der ersten Scene in welcher die Lady auftritt, muß die Schauspielerin die brennende, herzverzehrende Leidenschaft der Frau für ihres Gatten Erhöhung durchleuchten lassen, als den eigentlichen Hintergrund des Charakters. Ein stiller, aber glühender Enthusiasmus für ihren tapferen Krieger, eine gewisse löwenartige Zärtlichkeit muß ihren ersten Monolog durchflammen. Wir haben ein wirkliches Ehepaar vor uns, das völlig eins in sich ist, und die Frau lebt und webt nur in dieser schrecklichen aber innigen Ehe. Macbeth selbst, sobald die Zauberschwestern die verhängnißvolle Weissagung ihm zugerufen haben, denkt augenblicklich daran, den König aus dem Wege zu räumen; aber dieser Gedanke, so rasch und mühelos er in ihm entspringt, erfüllt ihn doch mit Grausen. Der ruchlose Wunsch ist sogleich lebendig in ihm, aber eben so schnell ergreift ihn die Furcht vor dem blutigen Werke, welches das Schicksal ihm anweist. Sein erster Schritt ist, daß er Alles seiner Frau schreibt, der „theuersten Genossin seiner Größe", wie er sie nennt, damit sie nichts von der Vorfreude auf die versprochene Hoheit verliere. Mit diesem Briefe in der Hand tritt die Lady auf, und sofort zeigt sie, daß sie dem Manne an Kühnheit der Wünsche und Hoffnungen gleich, an Sicherheit des Entschlusses ihm weit überlegen ist. Mit der Botschaft von der Hexenweissagung steht sofort, unbeirrt durch Furcht und Zweifel, deren Verwirklichung als unabänderlicher Entschluß vor ihr.

Du sollst werden was
Sie dir verheißen... Nur fürcht' ich dein Gemüth,
Es ist zu voll der Milch menschlicher Milde,
Den nächsten Weg zu fassen. Du möchtest groß sein,
Nicht Ehrgeiz fehlt dir, nur die Bosheit die
Ihm dienen sollte. Was du eifrig willst,
Das willst du heilig: möchtest nicht falsch spielen,
Und doch unrecht gewinnen; möchtest haben

Was ruft: „Dies mußt du thun, wenn du es hast,
Das was du mehr dich scheust zu thun als wünschest
Es bliebe ungethan." Eile hieher,
Daß ich ins Ohr dir meine Seele gieße
Und mit der Kühnheit meiner Zunge strafe
Was von dem goldnen Reif dich ferne hält,
Mit welchem Schicksal dich und Geisterhülfe
So sichtlich krönen will.

Noch hat ihr Anschlag gegen den König keine feste Gestalt angenommen; sie weiß noch nicht daß Duncan in ihr Haus kommen wird; sie denkt noch nicht an einen Meuchelmord, und noch weniger daran daß sie selbst dabei thätig sein müsse; aber das Eine steht sofort fest bei ihr: das Ziel soll erreicht werden und auf dem nächsten Wege. Dies ist die geistige Kraft, auf welcher die Laufbahn eines Napoleon beruht. Ein Ziel, ein Weg, nicht rechts, nicht links geschaut, alles bei Seite geworfen, was hemmen und hindern könnte, namentlich keine Skrupel, keine Milch menschlicher Milde, wenn es einmal ans Handeln geht. Consequent, gerade aus, mathematisch wie eine Kanonenkugel. Die Zweckmäßigkeit an sich erregt unseren Beifall, auch wenn der Zweck unsittlich ist; wir ergötzen uns an dem Scharfsinn welchen ein Dieb entwickelt, auch wenn wir den Dieb verachten; wir bewundern die Genialität mit welcher ein Usurpator sich eines Reichs bemächtigt, auch wenn wir seinen Treubruch verdammen. Nichts ist verächtlicher als der verbrecherische Wille, welcher nur aus Feigheit und Unschlüssigkeit das Verbrechen unterläßt. Die Gewalt der Leidenschaft welche alle Hindernisse besiegt, die Klugheit und Energie welche sie bethätigt, sind selbst in ihrer Verirrung, Kundgebungen der hohen Kraft welche Gott der Seele und dem Geiste des Menschen verliehen hat. Hat einmal die Leidenschaft den verkehrten Weg eingeschlagen, so soll sie ihn auch gehen und nicht hinken oder taumeln. Diese Entschlossenheit und Festigkeit des Verbrechens wird uns um so mehr imponiren, je weniger sie aus Stumpfheit und Roheit des sittlichen Gefühls hervorgeht, je größere Anstrengung der Verbrecher nöthig hat, jene Festigkeit und Entschlossenheit sich selber abzuringen und abzutrotzen, je mächtiger in ihm die Möglichkeit des Guten ist, welche er durch Selbstbeherrschung und Selbstentäußerung zu ersticken hat, wenn er sicher und siegreich auf das Ziel seines Willens losgehen will. Es verhält sich hiemit genau so wie mit dem umgekehrten Falle. Die tugendhafte That wird um so mehr gepriesen, je größere Schwierigkeiten innerer Versuchung ihr entgegenstanden. Ein Mensch interessirt uns nicht sonderlich, welcher Gutes thut, weil er von Natur ein Engel ist. Aber er interessirt uns, wenn er seiner schlechten Begierden in schwerem Kampfe Herr wird und auf solchem Wege zur Tugend gelangt. Weder die Sanftmuth der Taube noch die Wildheit des Tigers sind dramatische Motive; dramatisch ist nur die menschliche Freiheit, welcher die Wahl zwischen dem Guten und dem Bösen offen und möglich läßt.

Dieser Satz findet volle Anwendung auf Lady Macbeth. Sie hat, wie wir sahen, im ersten Augenblicke bei sich beschlossen: ihr Gatte soll den Thron besteigen. Nichts soll dies verhindern. Der nächste Weg soll eingeschlagen werden. Welcher Weg aber der nächste sein wird, steht noch dahin. Die Umstände werden es entscheiden müssen. Da tritt der Bote ein, welcher meldet: Der König kommt zu Nacht hieher. Diese wenigen Worte sind nicht so schnell gesprochen, als auch im Geiste der Lady der ganze Mordplan fertig ist. „Du bist wahnsinnig das zu sagen!" antwortet sie dem Boten. Ein unglaublich glücklicher Zufall liefert den König ihr ins Haus und in die Hand. Das schwierige Unternehmen erscheint schon halb gelungen, ehe es noch angefangen worden ist. — „Du bist wahnsinnig das zu sagen!" Ein verhaltener Siegesjubel spricht aus diesen Worten zweifelnder Ueberraschung. Sie sieht sofort, daß nun das Einfachste und Klügste sein wird den König unter ihrem Dache umzubringen, und das Einfachste und Klügste zieht sie vor. Freilich ist es auch das Schauerlichste und Verruchteste, und Lady Macbeth empfindet dies lebhaft und tief genug. Dies ist ein Punkt von entscheidender psychologischer Wichtigkeit, welchen die Schauspielerinnen regelmäßig übersehen. Lady Macbeth ist keine blutdürstige Furie, keine abgestumpfte Teufelin, welche kaltblütig und lachend über Leichen dahinschreitet. Im Gegentheil, es graut ihr vor dem unheimlichen Frevel, welchen ihre Leidenschaft und ihr Verstand ihr als nothwendig vorhalten. Allerdings schwankt sie deshalb in ihrem Entschlusse nicht; geschehen soll und muß es; sie überwindet ihre widerstrebende Natur; aber sie muß doch erst überwinden. Die Worte welche der Dichter sie sprechen läßt, als der Bote sich entfernt hat, sind nicht ein rhetorischer Zierrath, sondern sie malen den Seelenvorgang, die gewaltsame Unterdrückung der menschlichen Regungen, die selbstbewußte Panzerung der schwachen Frauennatur für ein Unternehmen, gegen welches jede Faser und jeder Blutstropfe sich empört. Ruhig ihr Fasern und Blutstropfen, sagt sie gewissermaßen: stört mich nicht in meinem Werke: jetzt ist es nicht Zeit euch zu gehorchen: Macbeth soll König sein!

Kommt,
Ihr Geister, die ihr blut'gen Plänen dient,
Entweibt mich jetzt! füllt mich vom Schopf zur Zehe
Mit grimmster Grausamkeit! Macht dick mein Blut!
Verstopfet Weg und Zugang jedem Scrupel,
Daß nicht Natur mit reuigen Heimsuchungen
Den schlimmen Vorsatz umstürzt....
Kommt an meine Weiberbrüste,
Nehmt meine Milch für Gall', ihr Geister des Mordes!
Komm, dichte Nacht
Und hüll' dich in den schwärzesten Rauch der Hölle
Daß nicht mein scharfer Dolch die Wunde sehe,
Daß nicht der Himmel durch das Dunkel spähe
Und rufe: Halt! halt!

Diese Stelle darf natürlich nicht vom Proscenium aus ins Parterre hineingekreischt werden, sondern sie muß gesprochen werden wie ein inbrünstiges, ringendes Gebet, freilich ein Gebet an die Mächte der Finsterniß. Gerade wie eine gute fromme Frau vor einem gefährlichen Unternehmen, das ihr zu schrecklich scheint, Gott um Stärke und Mannhaftigkeit anflehen könnte, so sucht hier zu einem bösen Werke die Lady Schutz gegen das was sie als weibliche Schwäche ansieht, gegen ihre Natur. Der Mord ist ihr nichts weniger als eine Bagatelle, er steht vor ihr als ein Schreckniß, welches zu besiegen alle Geister der Nacht ihr beistehen sollen; aber freilich sie besiegt es am Ende. Ich will hier erwähnen daß die große englische Schauspielerin Mrs. Siddons, welche vor funfzig Jahren in Shakspearschen Tragödien glänzte, wie ich irgendwo gelesen habe, der Meinung war, Lady Macbeth müsse eine kleine feine blonde Frau sein, — eine Bemerkung welche wohl nichts anderes sagen soll als daß die Darstellerin recht sinnlich, recht malerisch den Contrast zwischen dem energischen Geiste und den weiblichen Nerven der Lady veranschaulichen müsse.

Ueberhaupt wird die Darstellerin wohl thun, jeden Buchstaben der Rolle sorgfältig anzusehen. Sie geräth sonst in Gefahr den Schlüssel dazu nie zu finden. Ein Beleg hiefür bietet sich sogleich. Unmittelbar nach der eben angeführten Beschwörung finsterer Mächte, tritt Macbeth, aus dem Kriege heimkehrend, ins Haus. Die Lady begrüßt ihn mit den Worten:

Großer Glamis! würd'ger Cawdor!
Größer als beides durch das künft'ge „Heil!"
Dein Brief hat mich hinweggetragen aus
Der dunklen Gegenwart, ich fühle jetzt
In einem Augenblick die ganze Zukunft.

Ein englischer Kritiker knüpft an diese Stelle die absurde Bemerkung: hier sehe man recht, was für ein herzloses verhärtetes Weib die Lady sei. Ihr Mann komme unversehrt aus einem blutigen Kriege, und sie empfange ihn ohne ein Wort der Zärtlichkeit und Freude, mit einer frostigen Aufzählung seiner Titel. An sich ist es absurd zu verlangen, daß eine Frau, deren Gehirn voll von einem Unternehmen auf Leben und Tod ist, die mit brennender Ungeduld, um einen Königsmord mit ihm zu verabreden, ihren Mann erwartet, sich zärtlich nach seinem Wohlbefinden erkundigen soll, zumal sie aus seinem Briefe weiß daß er mit heiler Haut davon gekommen ist. Noch absurder aber ist es, in der eben angeführten Stelle eine frostige Auskramung von Titeln zu finden. Diese Stelle ist vielmehr ein enthusiastischer Ausbruch der tiefsten weiblichen Seelenregung, welche die Lady beherrscht. Die Liebe zu ihrem Gatten, die bei ihr eins ist mit dem begeisterten Wunsche ihn zu erhöhen, ihn groß und herrlich vor allen Männern zu sehen, diese Liebe findet, unter dem Eindrucke des furchtbaren Augenblicks, plötzlich bei seinem Eintreten Worte, gerade diejenigen Worte welche die Situation am nächsten legt. Sie begrüßt ihn mit dem prophetischen Gruße den die Zauberschwestern an ihn gerichtet haben; alle Schrecken des bevorstehenden Verbrechens, mit denen sie eben noch in ihrer Einsamkeit gerungen hat, verschwinden bei dem Erscheinen ihres Helden; in der Extase ihrer weiblichen Leidenschaft fliegt sie ihm entgegen: Glamis, Cawdor, König dereinst! Die Gegenwart versinkt; die Zukunft mit allem ihren Glanze liegt strahlend vor ihrem Seherauge: mit einem Worte, gerade dies ist die Stelle welche die Lady unserem menschlichen Verständnisse näher rückt, welche uns das Pathos ihrer Natur offenbart. Mit diesem Augenblicke weiblicher Begeisterung ist auch alle letzte Spur weiblicher Schwäche beseitigt. Von nun an geht sie stolz, sicher, unerschütterlich ihren Gang durch die furchtbarsten Stunden. In dem folgenden Zwiegespräch mit Macbeth ist sie schon, wie sie es gewünscht hatte, entweibt.

Macbeth.

Mein liebstes Herz,
Duncan kommt her zu Nacht.

Lady.

Und wann geht er von hier?

Macbeth.

Morgen, so hat er's vor.

Lady.

O niemals soll
Die Sonne den Morgen sehn.

Macbeth versteht sogleich, was sie meint. Er erschrickt, und sein bleiches verstörtes Antlitz zeigt, daß er noch nicht gelernt hat das Grauen zu überwinden, über welches sein Weib schon mit fester Selbstbeherrschung gesiegt hat. Sie schilt ihn deshalb.

Dein Angesicht, mein Than, ist wie ein Buch,
Worin die Menschen Seltsam's lesen können.
Die Welt zu täuschen, sieh aus wie die Welt;
Trag Willkommsgruß in Auge, Hand und Zunge;
Gleich' der unschuld'gen Blume, aber sei
Die Schlange unter ihr. Wir müssen sorgen
Für ihn der kommt; und du sollst dieser Nacht
Großes Geschäft in meine Förd'rung stellen,
Das alle unsre künftgen Nächt' und Tage
Ausstatten wird mit Herrschermacht und Hoheit.

Macbeth.

Wir sprechen noch davon.

Lady.

Nur blicke frei.
Verstörtes Antlitz ist wie stete Angst.
Mir überlaß das Weitre.

Und damit nimmt sie die Zügel in die Hand. Man sieht daß sie es nicht thut, weil Macbeth tugendhafter ist als sie; er geht in der Hauptsache unbedenklich auf ihren Plan ein; er will nur noch temporisiren, er will noch von der Sache sprechen. Sie thut es auch nicht, weil sie regieren will. Sondern sie thut es, weil ihrer geistigen Ueberlegenheit ganz von selbst die Leitung zufällt. Sie denkt keinen Augenblick daran ihren Mann zu gängeln, um ihn ihr Uebergewicht fühlen zu lassen, sondern sie denkt nur an die Sache: die Sache fordert es daß während der Krisis eine unbeugsame Hand das Ruder fasse. Nachher, wenn Alles vorüber ist, läßt sie stillschweigend das Steuer fahren. Man muß beachten: sie fühlt durchaus keine Geringschätzung gegen ihren Mann; sie erhebt sich nie über ihn; sie kennt ihn als tapfer und fähig großer Thaten; was sie an ihm auszusetzen hat, ist nur seine Menschlichkeit, welche an sich nicht verächtlich, nur in dem kritischen Augenblick störend und gefährlich werden kann. Darum richtet sie gegen diesen Punkt alle Energie ihrer Beredtsamkeit. Die Sarkasmen, die furchtbare Rhetorik die sie anwendet um ihn zu sich auf gleiche Höhe heraufzuziehen, sind nicht ernsthaft gemeint, sondern nur Mittel des Augenblicks. Macbeth hat eine Anwandlung von Vasallentreue; er kann es nicht übers Herz bringen einen so gnadenreichen Lehnsherrn zu verrathen; er will die Sache aufgeben. Mit erheucheltem Erstaunen versetzt darauf die Lady:

War die Hoffnung denn betrunken,
Die du dir anzogst? Hat sie jetzt geschlafen,
Und wacht nun auf und schaut so grün und fahl
Auf das was sie so frei that? Von Stund' an
Schätz' ich auch deine Liebe so. Du fürchtest
In deiner eignen tapfern That zu sein
Was du im Wunsche bist? Du möchtest haben
Was du ja achtest als die Zier des Lebens,
Und doch als Memm' in deiner Achtung leben,
„Ich darf nicht" folgen lassend auf „ich möchte,"
Gleich wie die Katz' im Sprichwort?

Macbeth.

Bitte, still.
Ich wage Alles was ein Mann vermag,
Wer mehr wagt, ist kein Mann.

Lady.

War's denn ein Thier,
Das mir dies Unternehmen hat eröffnet?
Als du es wagtest, da warst du ein Mann:
Um mehr zu sein als was du bist, warst du
Nur desto mehr der Mann. Nicht Zeit und Ort
Traf damals zu; du wolltest beides machen:
Nun machen sie sich selbst, und ihre Gunst
Entmannt dich jetzt. Ich hab' gesäugt und weiß
Wie süß es ist ein saugend Kind zu lieben:
Ich würde, wenn es mir ins Auge lachte,
Die Brust aus dem zahnlosen Munde reißen,
Sein Hirn zerschmettern, hätt' ich so wie du
Hiezu geschworen!

Macbeth.

Wenn's mißlingt?

Lady.

Mißlingt es.
Schraub deinen Muth nur auf die feste Höhe,
So wird es nicht mißlingen. Wenn Duncan schläft u. s. w.

Der Anschlag gegen des Königs Leben wird von ihr mit kurzen, klaren Zügen vorgezeichnet, ohne viel überflüssige Redensarten, wie ein Feldherr seine Befehle ertheilt, und Macbeth ruft bewundernd aus: „Gebär nur Knaben! Dein unbeugsam Metall muß nichts als Männer erzeugen!" Die starke, unerschrockene Seele der Frau reißt ihn mit sich fort: „ich bin entschlossen," ruft er, „und spanne jedes leibliche Organ an zu der Schreckensthat." Die geistigen Organe anzuspannen war das Werk der Lady.

Während der eigentlichen Katastrophe fällt der Darstellerin der Lady Macbeth eine schwierige, aber wundervolle Aufgabe zu, welche, wenn ich den Charakter richtig gelesen habe, darin bestehen wird, durch die ruhige Haltung der Lady, durch welche allein sie in dem kritischen Augenblicke Entdeckung und Untergang von ihrem Gemahl abwenden kann, das innere Grausen hindurchblicken zu lassen, mit welcher in dieser schauerlichen Nacht auch ihre Seele zu ringen hat, welches sie aber, weil die Sache es gebietet, mit fast übermenschlicher Selbstbeherrschung zu bändigen weiß, während Macbeth selbst unter diesem Grausen alle Fassung verliert. Der Dichter hat diesen Scenen eine düstere, nächtliche Färbung von unübertrefflicher Meisterschaft der Stimmung gegeben. Man hört förmlich die ahnungsvolle Stille des Schlosses, in welchem Alles schläft außer der Mord. Nun ertönt die Glocke, zum Signal daß der König und seine Kämmerer in wehrloser Bewußtlosigkeit liegen. Macbeth schleicht in das Schlafgemach des Duncan, um das Werk zu vollbringen, für welches die Lady Alles vorbereitet hat. Sie hat die Kämmerer trunken gemacht, sie ist selbst drinnen im Schlafgemach gewesen, um zu sehen daß Alles in Ordnung sei. Nun tritt sie heraus, um nicht anwesend bei der Blutthat zu sein. Sie ist weit entfernt, unnöthiger Weise dem Greuel zuzusehen; sie hat auch so genug zu thun, die Last des entsetzlichen Augenblicks zu tragen. Schon in dieser Scene muß das Motiv anklingen, welches hernach sich in dem Schlafwandeln zu erschütterndster Wirkung entfaltet. Also keine stumpfe Unempfindlichkeit, noch weniger trotzige Freude an dem Verbrechen als solchem, sondern nur so viel Festigkeit als erforderlich ist, um Meisterin ihrer selbst und der Situation zu bleiben. Sie hat selbst von dem Weine genommen, den sie den Kämmerlingen credenzt hat.

„Was sie berauscht gemacht hat, macht mich kühn;
Was sie verlöscht hat, giebt mir Feuer.“

Ein charakteristischer Zug, welcher zeigt daß die Haltung dieser Frau nicht Folge eines innern Mangels, sondern das Werk ihrer bewußten Anstrengung ist. Aber kaum hat sie sich ihrer Kühnheit berühmt, so schaudert sie zusammen. Durch die stille Nacht tönt ein Schrei. Die Verbrecherin erschrickt, aber sie faßt sich rasch. Das Grauen ist mächtig, aber sie ist stärker. „Es war nur die Eule, der unheimliche Wächter, der das schlimmste Gute Nacht ruft.“ Nun horcht sie. „Jetzt ist er dabei.“ Die Thüren stehen offen; sie hört das Schnarchen der trunkenen Diener. Wieder packt sie das Grauen. Aber sie erinnert sich daß der Schlaftrunk stark gewürzt war; es ist nichts zu fürchten. Da ruft auf einmal Macbeth hinter der Scene, und sie fährt von Neuem zusammen. Wenn sie erwachten! aber es ist unmöglich: sie hat Alles zu sorgfältig vorbereitet. Nur der Versuch ist gefährlich, die That selbst kann nichts mehr schaden. Das Einfachste wäre am Ende gewesen, sie selbst hätte der Sache ein Ende gemacht, ohne auf ihren Mann zu warten. Sie war ja vorhin im Gemache des Königs. Dann wäre diese tödtliche Angst vorüber. Warum hat sie es nicht gethan? Und nun kommt, wie ein plötzlicher Mollaccord, das Bekenntniß: „Hätt' er nicht meinem Vater ähnlich gesehen, wie er schlief, ich hätt' es gethan!“

Die tiefe Erschütterung ihrer Seele, dünkt mich, spricht auch in der nun folgenden wundervollen Scene. Die That ist vollbracht, das Ziel ist erreicht, das Diadem ist errungen. Aber kein Wort des Triumphes entfährt ihr, nicht einmal Triumph heucheln kann sie, um ihren fassungslosen Mann aufzurichten. Sie findet nur hohle, nichtssagende Redensarten, um ihm Muth zuzusprechen.

Macbeth.

Ich habe die That gethan. Hörtest du nicht ein Geräusch?

Lady.

Ich hörte Eulenschrei und Heimchen zirpen.
Sprachst du nicht?

Macbeth.

Wann?

Lady.

Jetzt.

Macbeth.

Während ich hereinkam?

Lady.

Ja.

Macbeth.

Still! horch!
Wer liegt in der zweiten Kammer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth.

Dies ist ein trauriger Anblick!

Lady.

Thörichter Einfall, zu sagen: trauriger Anblick!

Macbeth.

Der Eine lacht' im Schlaf, und Einer schrie Mord!
Daß sie einander weckten: ich stand und lauschte.
Aber sie sagten ihr Gebet und legten sich
Wieder zum Schlafen.

Lady.

Dann liegen zwei zu Bett.

Macbeth.

Einer schrie: „Gott segn' uns!“ und „Amen“ der Andre,
Als sähn sie mich mit diesen Henkershänden.
Lauschend auf ihre Furcht, konnt' ich nicht Amen sagen,
Als sie sagten: Gott segn' uns!

Lady.

Bedenk es nicht zu ernstlich!

Macbeth.

Aber warum konnt' ich nicht Amen sagen?
Ich brauchte dringend Segen, und das Amen
Stak mir im Halse fest.

Lady.

Solch eine That darf man nicht so bedenken;
Es macht uns sonst verrückt.

Macbeth.

Mir war's als schrie' 'ne Stimme: „Schlaft nicht mehr!
Macbeth mordet den Schlaf!“ — den unschuldigen Schlaf,
Schlaf, der das wirre Knäul der Sorge löst,
Tod jedes Lebenstages, Bad der Mühsal,
Balsam der Seele, zweiter Gang der Natur,
Hauptnährer bei des Lebens Fest...

Lady.

Was meinst du?

Macbeth.

Und immer rief es: „Schlaft nicht mehr!“ durchs ganze Haus;
Glamis mordet den Schlaf, und drum soll Cawdor
Nimmer schlafen, Macbeth soll nimmer schlafen.

Lady.

Wer war's denn, der so schrie? — Ei, werther Than,
Du lockerst deine stolze Kraft, daß du
So fieberhaft dran denkst. Geh, hole Wasser,
Wasch diesen schmutz'gen Zeugen von den Händen!
Was bringst du diese Dolche mit hieher?
Die müssen drinnen sein: geh, bring sie weg,
Beschmier die schlafenden Kämmerer mit Blut.

Macbeth.

Ich geh' nicht mehr hinein.
Mir graut an das zu denken was ich that;
Es wieder ansehn kann ich nicht.

Lady.

Wankelmüth'ger!
Gieb mir die Dolche. Die Schlafenden und Todten
Sind nur wie Bilder. Nur ein Kinderauge
Fürchtet gemalten Teufel. Wenn er blutet,
Will ich der Kämmerer Gesicht vergolden;
Denn ihr Verbrechen muß es scheinen.

Man sieht, erst die äußerste Noth, die dringendste Gefahr der Entdeckung treibt sie zu dem gräulichen Entschlusse. Macbeth und sie sind verloren, wenn sie sich nicht über Alles hinwegsetzt und in die Mordkammer zurückkehrt. Sie thut es, und sie benutzt ihre That sofort wieder, um den halbvernichteten Gatten zu ermuthigen.

Meine Hände sind von deiner Farbe; aber ich verschmäh' es
Ein Herz zu tragen weiß wie deins... Ich hör' ein Pochen
Am Süderthor: — zurück in unsre Kammer!
Ein wenig Wasser reinigt uns von dieser That:
Wie leicht erscheint sie dann! — Dein fester Sinn
Hat dich im Stich gelassen. — Horch, man pocht!
Schnell, leg dein Nachtkleid an, daß nicht ein Anlaß
Uns ruf' und wach uns zeige. Verlier dich nicht
So kläglich in Gedanken.

Mit diesem Auftritte haben wir den tragischen Höhepunkt erreicht; nun beginnt das allmähliche Versinken der in Frevel überreizten Frauenseele, ihr Versinken in dem qualvollen Rückblicke auf diese Nacht, welche, wie sich nun zeigt, nicht an einer gefühllosen Megäre, sondern an einem tiefster Erschütterung zugänglichen, bisher nur durch eiserne Willenskraft verschlossenen Herzen vorübergegangen ist. Den leisen, ahnungsvollen Schritt der herannahenden Nemesis hört man schon in Aeußerungen wie: „Solch eine That darf man nicht so bedenken; es macht uns sonst verrückt," und „ein wenig Wasser reinigt uns von dieser That: wie leicht erscheint sie dann." Denn das Grübeln über die That beginnt nun gerade für sie, und gerade sie lernt nun erkennen, daß Wasser die Blutschuld nicht abzuwaschen vermag. Gerade die furchtbare Tiefe der Seelenangst, welche sich ihrer bemächtigt, nachdem der Anreiz des Handelns, der Rausch der Leidenschaft vorüber sind, zeigt uns wie mächtig in ihr das Gute hätte sein können, welche Stärke des bösen Willens erforderlich war, um ein Herz das so verzweifeln kann, zu überwältigen. Eine Zeitlang hält noch bekümmerte Sorge um ihren Gatten sie aufrecht. Sie fühlt daß sie ihm noch Hülfe und Stütze sein muß, und sie steht ihm inmitten schrecklicher Prüfungen standhaft und treu zur Seite. Schon ist sie selber gebrochen, schon ist ihr klar daß Alles verfehlt ist; sie gesteht sich selber:

Nichts ist gewonnen, alles ausgegeben,
Wenn ohne Freud' uns läßt gelungnes Streben.

Aber ihrem Manne zeigt sie das heitre, sichre Antlitz; ihm gegenüber hält sie fest an den sophistischen Trostgründen, an deren Kraft sie selbst nicht mehr glaubt. Was geschehen ist geschehen. Ueber unabänderliche Dinge soll man nicht nachgrübeln. Er soll vergnügt mit seinen Gästen tafeln, dann werden die finstern Gedanken ihn schon verlassen. Und noch einmal bei dem Banquette, bei welchem Banquo's Geist erscheint und die blutigen Locken schüttelt, rafft sie all ihre Kraft zusammen, um das Verderben von ihres Mannes Stirne abzuwenden. Ihre Geistesgegenwart beschwichtigt die erstaunten Gäste, ihre Reden retten den Schein, ihr Zuspruch kämpft gegen die gespenstischen Schauer der Erscheinung; sie erschöpft Flehen und Spott, um Macbeth wieder zu sich zu bringen. Aber ihre Sarkasmen verstummen augenblicklich, so wie die Gäste sich entfernt haben und sie mit ihrem Gemahl allein bleibt. Kein Vorwurf kommt über ihre Lippen; sie entschuldigt tröstend seinen Paroxysmus mit dem Mangel an Schlaf und sie geleitet ihn zärtlich besorgt zu seinem Lager.

Von nun an trennen sich die Wege des Ehepaars. Macbeth erstarrt zu wildem Trotze; er betäubt seine innere Foller in schäumender eberartiger Wuth; er watet in Blut dem andern Ufer zu, bis das Blut über ihm zusammenschlägt. Einsam bleibt die Lady in dem Königsschlosse zurück. Sie erscheint nicht mehr als Theilhaberin seiner Unternehmungen; sie bleibt unberührt von den ziellosen Grausamkeiten die er begeht; diese Grausamkeiten dienen nur dazu ihre Seele noch schwerer zu bedrücken. Die tragische Sühne wird an ihrem eigenen Herzen vollzogen, und mit dem Meistergriffe des Genies hat der Dichter den einzigen möglichen Schluß ihres Lebens uns in unauslöschlichen Farben gemalt.

Wie sollte er uns zu Zeugen so tiefinnerlicher Vorgänge machen? Ein Weib wie Lady Macbeth hat keine Vertraute der sie ihr Herz ausschütten könnte; ihr Gatte ist der Letzte dem sie verrathen möchte was sie martert; ein Monolog stimmte zu ihrem wortkargen, stets sich beherrschenden Wesen nur schlecht. Sie hat solche Gewalt über sich, daß jede Klage von ihren Lippen unnatürlich klingen würde. Aber ein Mittel bleibt, um uns einen Blick in die Hölle dieses Busens thun zu lassen. Der hülflose Schlaf, der Schlaf den Macbeth gemordet hat, wird zum Verräther und Herold ihrer unsäglichen Pein. Eine erhabnere und zugleich ungezwungnere Scene als diese ist nie gedichtet worden. Schauder und Genugthuung vermischen sich bei dem Anblicke des wandelnden Schlafes, welcher aufgehört hat „Balsam der Seele, Bad der Mühsal" zu sein, welcher nur den Geist entwaffnet, um ihn wehrlos unwiderstehlichen Gedankenqualen zu überliefern. Jede Nacht lebt sie nun von Neuem die Schrecken der Mordnacht durch, und wir erfahren jetzt, wie tief alle einzelnen Umstände damals, wo sie unerschüttert schien, in ihr Gedächtniß sich eingegraben haben. In ihrem Traume wäscht sie sich die blutigen Hände, aber der eine „verdammte Flecken" will nicht weichen. In ihrem Traume hört sie wieder die Uhr schlagen: „eins, zwei! nun ist es Zeit es zu thun." Sie hört wieder wie ihr Mann sagt: „Die Höll' ist schwarz," aber sie vermag nicht wieder mit Spott zu antworten. Und dann auf einmal jener Ausruf ergreifender Naturwahrheit: „Wer hätte gedacht daß der alte Mann so viel Blut in sich gehabt hätte!" Jetzt kommt es zu Tage, was die Verbrecherin in sich selber zu beschwichtigen, zu übertäuben, zu beherrschen hatte, als sie „ihre kleine Hand" in Blut tauchte. Jedes Wort das sie in ihrem Traume spricht, ist wie ein Licht ins Innnere der Vase gesetzt, die wir bisher nur von außen beleuchtet sahen. Und merkwürdig, selbst in diesem Zustande gänzlicher Zerrüttung läßt ihre gequälte Seele die Sorge um den Gatten nicht los. Durch die blutigen Schatten hindurch sieht sie noch ihn, des Trostes und Zuspruchs bedürftig, und das Stöhnen tiefster Angst verstummt zuweilen, um ein abgerissenes Stück der alten trotzigen Weise durchklingen zu lassen: „Was brauchen wir zu fürchten wer es weiß? Niemand kann unsere Macht zur Rechenschaft ziehen." „Nichts mehr davon, mein Gemahl! nichts mehr davon! du verdirbst Alles mit diesem Auffahren!" Aber diese Nachklänge der alten Entschlossenheit können sich nicht behaupten gegen den schrecklichen Gesang der erwachten Erinnnen: „Hier ist noch immer der Blutgeruch! alle Wohlgerüche Arabiens werden diese kleine Hand nicht wieder frisch machen." Und dann ein Seufzer, abgrundtief, so tief, so erschütternd, daß selbst der bedächtige Arzt erschrickt und flüstert: „Welch ein Seufzer! Das Herz ist schlimm belastet."

Sie ist vernichtet, ehe sie leiblich stirbt, ehe sie irgend etwas von der ergeizten irdischen Hoheit eingebüßt hat. Auch dies ist ein Umstand, auf den wir achten müssen. Noch ist Macbeth König und unbesiegt; die persönliche Gefahr ist noch fern für sie und für ihn; es ist nicht eine gemeine Verzweiflung, welche durch äußere Unglücksschläge ihren Troß und ihre Stärke bricht. Mit der Krone auf dem Haupte, mit dem Purpur auf den Schultern erliegt sie der Macht ihres eigenen besseren Ichs, welches um so unwiderstehlicher und furchtbarer sich an ihr rächt, je größer die Gewalt war, die ihm von der Leidenschaft angethan worden ist.

Die Zerlegung eines solchen Charakters ist unzertrennlich von einem Mangel, welcher darin besteht, daß sie die einzelnen Bestandtheile nur von einander gesondert nachweisen kann, während im Drama selbst alle Bestandtheile zugleich in ihrer Gesammtheit, nur in immer wechselnder Beleuchtung, wirksam sind. Sie treten nicht immer alle gleich deutlich in jedem Augenblicke hervor, aber sie sind alle in jedem Augenblicke gegenwärtig, und die gleichzeitige Gegenwart aller uns fühlen zu lassen, ist die Aufgabe der Schauspielkunst. Auf der Bühne muß Lady Macbeth schon beim ersten Auftreten das Weib sein, welches ruchlos genug ist das Verbrechen zu begehen, nicht ruchlos genug, das begangene zu ertragen. Dem Göttlichen im Menschen kann sie für einen Augenblick Schweigen gebieten, aber sie kann es nicht tödten, und, wie mit dem Speere des Erzengels, schleudert der auch in ihr waltende beleidigte Gott den schon triumphirenden Dämon zurück in die ewige Nacht.

---

*Ferdinand Hiller und seine neue Oper.

Von F. Pleyer.

Bremen, den 11. März.

Für die angekündigte genauere Besprechung der Oper „die Katakomben“ von Ferdinand Hiller, von welcher bisher zu zweien Malen in der Kürze berichtet wurde, gedachten wir die vierte Aufführung des Werkes abzuwarten, um mit demselben immer mehr vertraut zu werden und so den festen Boden für ein eingehendes Urtheil zu gewinnen. Da nun aber durch die Repertoir-Verhältnisse der hiesigen Bühne diese vierte Aufführung noch hinausgeschoben worden ist, so treten wir nach der dritten bereits näher an das Werk heran und glauben uns dazu, nachdem wir die bisherigen Darstellungen mit Interesse verfolgt und den Clavierauszug der Oper durchgesehen haben, wohl berechtigt. Allerdings gehören die „Katakomben“ zu denjenigen Tondichtungen, auf welche die vielfach mißbrauchte Regel, daß man erst nach mehrmaligem Hören urtheilen dürfe, im vollsten Maß Anwendung findet. Diese Forderung bietet sich ungemein bequem dar, um Mittelmäßiges und Hohles, das sich die Miene giebt, groß zu sein, vor den scharfen Streiflichtern der Kritik zu bewahren. Die Erfahrung beweist, daß dies Verlangen ganz besonders dringend von solchen Componisten gestellt wird, denen ihr eignes Gewissen sagt, daß die Leute eigentlich mit dem besten Willen aus ihren Werken bei wiederholtem Hören nicht mehr heraushören können als beim ersten; nämlich weil überhaupt nichts darin ist. Da sieht es denn der Menge gegenüber immerhin nach etwas aus, wenn einer ungünstigen Kritik, welche sich ungenirt hervorwagt, erwidert wird, es sei ungerecht, so rasch abzuurtheilen.

Bei der Oper Hillers steht die Sache aber in Wahrheit anders. Der Stoff sowohl als die Ausführung desselben durch den Componisten geben so viel zu denken und haben so viel Eigenartiges, so manche Abweichung von den breitgetretenen Wegen, daß der erste Gesammteindruck bei näherer Bekanntschaft die vielfachste Berichtigung erhält. Obwohl der Componist nicht nach blendender Originalität hascht und dadurch den Zuschauer so fremdartig berührt, daß er sich nicht zurechtzufinden vermöchte, so hat er doch so viel interessante Selbständigkeit, daß man sich von der Stimmung, mit welcher man im Uebrigen heutzutage einer neuen Oper entgegenzutreten pflegt, losmachen muß. Wir wollen, um deutlicher zu sein, einen Vergleich aus der Gegenwart heranziehen. Der Faust von Gounod und die Katakomben von Hiller sind Producte unserer Zeit, stehen insbesondere bei uns hart neben einander, sind auf demselben Boden der heutigen Opernmusik, welche alle Fortschritte und Consequenzen der Entwickelung der dramatischen Musik benutzt und gezogen hat, erwachsen, sind beide Werke, die als werthvoll und bedeutend anzusehen sind. Und wie unendlich verschieden sind diese Opern, wie charakteristisch hebt sich in ihnen der Gegensatz des französischen und des deutschen Stils ab! Oder richtiger der Gegensatz des französischen und des deutschen Meisters, denn von einem einheitlichen und festen Stil kann bei Gounod nicht die Rede sein. Der Pariser Componist findet mit der Gewandtheit und Leichtlebigkeit seines Stammes rasch die Stellen und Seiten heraus, mit denen eine gute Wirkung, ein glücklicher Effect zu erreichen ist, und bringt denselben dann geschickt zum Ausdruck, so daß er sofort den Zuhörer gewinnt. Dieser findet sich angenehm angeregt, indem er einfach und naiv genießen kann, ohne daß man ihm zumuthet nachzudenken. Auch wo von Rechtswegen etwas Tiefe sein sollte, wird er glatt darüber hinweggehoben, indem Gounod grade nicht zu denjenigen gehört, die „in der Wesen Tiefe trachten“. Dabei ist er aber ein so guter Musiker, daß er alles vermeidet, was ihm den Vorwurf der Gewissenlosigkeit oder der affectirten Uebertreibung zuziehen könnte. Im Ganzen hat der Zuhörer das Gefühl, daß er sich in guter und anständiger Gesellschaft befindet, bei der er sich nicht compromittirt, der er sich vielmehr mit Behagen und ohne große Gewissensbisse hingeben kann.

Wenn aber die Kritik, welche jede neue Erscheinung mit Ernst und unparteiischer Ruhe zu prüfen hat, dem französischen Componisten, so gern sie ihn mit seinem Werke willkommen heißt, die Schwächen und das Unzulängliche aufweisen und rügen muß, so hat sie dagegen den deutschen Meister freudig zu begrüßen wegen seiner ernsten und würdevollen Haltung, die man um so höher schätzt, je näher man seine Oper kennen lernt. Die Vorzüge und Schönheiten derselben liegen durchaus nicht auf der flachen Hand; ihre besten Eigenschaften sind nicht kokett herausgeputzt und so an die Oberfläche gebracht, daß man ihrer im ersten Augenblick gleich habhaft würde und sie bequem mit sich nach Hause tragen könnte. Hiller will seine Zuhörer nicht bloß einige Stunden lang angenehm unterhalten; es ist nicht damit abgethan, daß die Leute sich behaglich im Sperrsitz ausstrecken, eine pikant zurechtgemachte Handlung mit ganzem Auge ansehen und mit halbem Ohr süße Melodieen schlürfen. Es wird vielmehr von den Leuten verlangt, daß sie denken, vom landläufigen und hergebrachten Opernstil absehen und sich in die Sache vertiefen. Das Denken ist nun nicht Jedermanns Sache, namentlich nicht eine Beschäftigung, welche mit besonderer Vorliebe von der großen Mehrzahl der regelmäßigen Theaterbesucher getrieben würde. Bei Gounod genießt man den Teufelsspuk, die Chöre mit viel Blech, die lüsternen Tänze der Damen der Walpurgisnacht, die hübschen Gesichter in der Schlußapotheose ohne alle geistige Anstrengung. Bei Hiller sind die nach dieser Seite einschlagenden Bestandtheile der Oper rein nebensächlich, wie sie es im Kunstwerke sein sollen; er verschmäht sie nicht in puritanischem Hochmuth, aber er läßt dergleichen nicht weiter zu, als der Stoff es verlangt, fordert dagegen aber vom Zuhörer, daß er seine ganze

Aufmerksamkeit der Musik selbst zuwende. Das französische Werk wird man immer gern hören, das deutsche mit jedem Male höher schätzen.

Auf die Parallele, welche wir soeben aufgestellt haben, legen wir keinen großen Werth, wissen vielmehr sehr gut, daß sie, wie alles dergleichen, ein wenig hinkt. Allein sie kann doch dazu dienen, unsere nächsten Leser in ihrem Urtheile, wenn es anders mit dem unsrigen übereinstimmt, zu befestigen, die entfernteren aber, welche die Hillersche Oper nicht kennen, einigermaßen zu orientiren. Es sollte uns freuen, wenn dadurch etwas zur Verbreitung dieses Werkes beigetragen würde. Allerdings sind bei dem Schicksal deutscher Opern die Bühnenleitungen in weit höherem Grade eine entscheidende Instanz, als man glaubt. Die mit allen Mitteln reichlich ausgestatteten Intendanzen der Hofbühnen nicht nur, sondern auch Directionen städtischer Bühnen, wenn sie ernsten Kunstsinn und wahre Liebe zum Guten haben, können unendlich viel thun für Unterstützung und Beförderung der musikalischen Production. Man sagt wohl, der Geschmack der Masse neige sich besonders dem Mittelmäßigen und Schlechten zu, er zwinge die Vorsteher der deutschen Theater, denselben Weg zu gehen. Das ist aber nur halb wahr; es ist ganz wohl ausführbar, wie grade in diesem Augenblick die hiesige Bühne beweist, das Gute zu fördern und die Guten für dasselbe zu gewinnen. Die Directoren und der Kapellmeister wissen recht wohl, daß der Faust ihnen weniger Mühe macht und mehr Geld einbringt als die Katakomben Hillers, aber sie haben doch nun die Genugthuung, daß die Oper des deutschen Meisters große, und zwar, was das Entscheidende ist, steigende Theilnahme gefunden hat. Selbst der Versuch, das Werk an einem Sonntage zu geben, dessen Publikum am allerwenigsten sich gern mit ernsten Dingen beschäftigt, ist gelungen.

Denn ernst müssen allerdings Stimmung und Neigung derjenigen sein, welche diese Oper würdigen wollen. Der Componist hätte mit leichter Mühe den von Handlung und Musik leichtsinnig und frivol denkenden Leuten eine Reihe von Concessionen machen können. Er hat das verschmäht und auf die Aussicht, der Masse zu gefallen, verzichtet, um dagegen von dem besseren Theil der musikalischen Welt das Zeugniß zu erhalten, daß er ein werthvolles Werk geschaffen hat, dessen treffliche Eigenschaften sich immer klarer herausstellen werden, je mehr man sie betrachtet und genießt, das dem Modegeschmack des Tages nichts von der Würde und der Gewissenhaftigkeit des Kunstwerkes opfert.

Indem wir nun an die Oper näher herantreten, wird uns die Verständigung mit den Lesern des Sonntagsblattes durch die kürzlich in dieser Zeitschrift abgedruckten Betrachtungen über die dramatische Musik erleichtert. In den Artikeln über Glucks Orpheus, Gounods Faust, Wagners letzte Opern ist so viel von der Entwickelung des musikalischen Dramas seit den letzten hundert Jahren die Rede gewesen, daß wir uns darauf beziehen und daher vieles voraussetzen können. Von dem Texte Moritz Hartmanns war bei Gelegenheit der ersten Aufführung der „Katakomben" die Rede. Wir haben hier eine der besten Arbeiten vor uns, eine der wenigen wirklich guten, die deutschen Componisten zu Gebote gestanden haben. Die heutige Musik ist ja, wie neulich näher ausgeführt wurde, zum Glück über den unsinnigen Satz hinaus, den die Romantiker aufstellten oder doch guthießen, daß auf den Text garnichts ankomme. Begabte Dichter halten es jetzt nicht mehr für eine unwürdige Aufgabe, Opernbücher zu schreiben. Julius Rodenberg hat für Bott in Meiningen eine „Actäa" und für Anton Rubinstein eine „Lalla Rookh" verfaßt, die poetischen, selbständigen Werth haben. Freilich hat Bott aus jenem ersten Stoffe nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Kapellmeisteroper gemacht, die in Berlin trotz neuen Decorationen keinen Erfolg hatte, und Rubinsteins Dichtung scheint des dramatischen Nervs zu entbehren; indeß das ist eine Sache für sich. Moritz Hartmanns Textdichtung „die Katakomben" ist ein Buch, das in poetischer Stimmung gemacht ist und gewissermaßen schon „Musik hat in sich selbst." Wir haben dabei nur zwei Bedenken, die früher schon kurz angedeutet wurden. Zunächst sind der Stoff und die ganze Behandlung so ernst und streng, daß vom Zuschauer eine von der gewöhnlichen und alltäglichen völlig abweichende Stimmung verlangt wird. Die Handlung hat etwas, von dem die Leute sagen werden, daß es herbe und spröde sei. Der Gegensatz des in Sinnenlust verkommenen Römerthums und des puritanischen Wesens der ersten Christen eignet sich ganz vorzüglich zum Vorwurf für ein sogenanntes weltliches Oratorium, stößt aber auf der Bühne, die ein frisches, volles Leben verlangt, auf große Schwierigkeiten. Sodann ist doch Lavinia eine Figur, welcher die Sympathie der Zuschauer sich nicht leicht und voll zuwendet. Sie bewegt sich zu viel in Gefühlsäußerungen, für die man keine rechte Theilnahme hat; Weltschmerz und Lebensüberdruß sind Kategorien, die unsere realistische Zeit nicht mehr gelten läßt, sie sind heutzutage nur noch Vorwurf der Komödie, nicht mehr des ernsten Dramas. So wie sie klarer wird und sich entschließt, nicht mehr in Gedanken zu wühlen, sondern das Glück des Lebens zu suchen, wird die Gestalt faßlicher und gewinnt, mag sie immerhin falsch handeln, doch die Zuschauer. Für den Erfolg der Oper hat diese Sachlage den Nachtheil, daß man anfangs nicht recht warm werden kann, dagegen den Vortheil, daß Handlung und Theilnahme sich künstlerisch richtig steigern, während grade an dem Mangel dieser Nothwendigkeit unzählige Werke scheitern.

Der Componist hat den Ton, welchen er für Wesen und Haltung seiner Musik wählen mußte, sehr glücklich getroffen. Es ist überall dem Werke die richtige Färbung verliehen und mit großer Kunst, dabei ohne allen Zwang und Affectation, festgehalten. Hat man sich hineingefunden in die Handlung, so bewegt man sich durch die verschiedenen Situationen mit großem Interesse und hat durchweg das Gefühl, daß die erste und höchste Forderung der dramatischen Musik, einheitlicher und wahrer Charakter, erfüllt und ohne die geringste Abweichung durchgeführt ist. Dichtung und Musik decken sich vollständig, der entsprechende Ausdruck fehlt nie, er wird weder unschön in der Leidenschaft, bei welcher die Verlockung zu grellen Farben so nahe liegt, noch frivol in den weichen Stellen, in denen eine üppige und triviale Melodik leichte und große Erfolge verheißen würde. Der Componist, der über einen reichlich fließenden Quell der Melodie zu verfügen hat, könnte hier wohlfeile Wirkungen ohne Mühe erreichen und wäre des Dankes Vieler gewiß. Die Contraste ließen sich gewinnender gestalten, aber das Gesetz künstlerischer Würde und angemessenen Ausdrucks steht ihm höher als der Beifall der gedankenlosen Masse. — Eine zweite vortreffliche Eigenschaft seines Werkes ist die, daß es echt musikalisch, natürlich und sangbar gedacht ist. Als guter Musiker im besten und strengsten Sinne des Wortes schreibt er nichts, das nicht zu rechtfertigen wäre; er vermeidet alles Grelle, Unschöne, Unnatürliche, das Richard Wagner's Verderben zu werden scheint. Schwer ist seine Musik sehr oft, aber nie unsangbar; er muthet den Sängern nichts zu, was allen Gesetzen der Entwickelung und Leistungsfähigkeit der Stimmen hohnspräche und sie mißhandelte, wie es die große französische Oper gethan hat und der Componist der Zukunft zu thun im Begriffe steht. Die Hauptrolle der Lavinia ist allerdings sehr weit davon entfernt, eine dankbare Opernpartie im hergebrachten Sinne zu sein; die Sängerin hat eine Anzahl

von hochdramatischen Stellen, welche eine bedeutende Künstlerin erfordern, mit der vollen Kraft eines Talentes, das sich auf Charakteristik versteht, vorgetragen sein wollen und nur dann den vom Componisten gedachten großen Erfolg haben. Da er die alte Form der geschlossenen Arie vermeidet, so muß Lavinia auf bequem zu erreichende Triumphe verzichten. Einen leichteren Stand hat der eigentliche Träger der Handlung, Lucius, indem seine Rolle nicht nur auf mehr Sympathie beim Zuhörer rechnen darf, sondern auch den Vorzug größerer Concentration hat. In der glücklichsten Lage befindet sich die Sängerin Clythia, welche sich auf dem lyrischen Gebiete bewegt und mit den ihr zugewiesenen Stellen mühelos die Herzen gewinnt. Soll unter den Bestandtheilen, welche das vortrefflich gruppirte Ganze bilden, ein Unterschied gemacht werden, so scheint uns, daß dem Chor der Preis zu ertheilen sei. Die Aufgabe, dem Chor seine volle Bedeutung innerhalb des dramatischen Kunstwerkes zuzuweisen, hat Hiller glänzend gelöst. In der Introduction gleich bildet er die feste Grundlage, auf welcher die Exposition sich aufbaut, und den kräftigen, scharf gezeichneten Hintergrund, auf dem sich die Gestalten des Dramas abheben. In vielleicht noch höherem Grade und im allerbesten Sinne ist dies der Fall in allen drei Finalsätzen, welche meisterhaft gearbeitet sind und als Kunstwerke an sich gelten können; die eindrucksvollste unter diesen Nummern ist wohl das zweite, Musiker möchten vielleicht das erste Finale für das vollendetste erklären. Unter den kürzeren Scenen vermag das Duett des ersten Actes zwischen Lavinia und Claudius weniger zu erwärmen, als die Auftritte zwischen Clythia und Lucius im zweiten Aufzuge und die Scenen des dritten. Wir heben besonders den Anfang der zweiten Abtheilung, Clythia's Lied an die Laute, in der dritten das Duett der Lavinia und des Lucius wegen des vortrefflich geschilderten Gefühlswechsels, dann das Duett zwischen Clythia und Lucius hervor. Da wir nicht für eine musikalische Zeitschrift schreiben, so müssen wir uns auf diese allgemein gehaltenen Andeutungen beschränken. — Was die Instrumentation betrifft, so ist es überflüssig zu sagen, daß sie vorzüglich sei, da sich das bei Hiller von selbst versteht. Das schöne Maß, welches er beobachtet, muß indeß der Verwilderung gegenüber, in welcher die neuromantische Schule ihre Genialität sucht und das wahre Heil findet, noch besonders rühmend hervorgehoben worden. Ginge es nach den Grundsätzen dieser Schule, so wären wir gerade so weit, das Natürliche und Gesunde für langweilig und krankhaft zu erklären.

Für diejenigen aber, welche eine gesunde und natürliche Entwickelung der Musik wünschen und für den einzig richtigen Weg halten, ist es eine große Freude, Hiller mit so viel Eifer und Erfolg auf einem Gebiete sich bewegen zu sehen, dem er im Uebrigen fast fremd geworden ist. Nur einige Male und vor langen Jahren hat er ernste Opern geschrieben. Nachdem er 1840 sein Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems" vollendet und in Leipzig aufgeführt hatte, ging er nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurück und componirte dort die Oper „Ein Traum in der Christnacht" nach einem Drama von Raupach. Die Dresdener Hofbühne brachte dies Werk im Frühjahr 1844 zur Aufführung. Ueber den Werth der Musik waren alle Stimmen einig, allein es hieß auch, das Textbuch richte sie zu Grunde. Sie hatte keinen Bühnenerfolg und verschwand wieder vom Repertoire; nur einige Gesänge und und die Ouverture erhielten sich. Diese letzte ist kürzlich wieder in Köln zur Aufführung gekommen; sie ist nach dem Urtheile Bischoffs in der Kölnischen Zeitung ein bedeutendes Tongemälde, anziehend durch melodische Erfindung, Wechsel der Stimmung und schöne Instrumentation. Einige Jahre später entstand ein „Konradin", nach einem Texte von Reinick.

In den „Katakomben" hat die musikalische Welt nach unserer Meinung ein sehr werthvolles und bedeutendes Werk zu begrüßen, das mit dem ganzen Ernst und der würdevollen Haltung eines ausgezeichneten Musikers, dem die Gesetze der künstlerischen Schönheit die höchste Richtschnur sind, componirt ist. Es steht mitten in der jetzigen Phase der dramatischen Musik, bewegt sich in den geläuterten und geklärten Formen, welche die Oper sich allmälig geschaffen hat, überschreitet aber nie zu Gunsten frivoler Zwecke die Grenzen und Linien des Erlaubten. Auf große und allgemeine Popularität hat sie nicht zu rechnen, da Richtung und Stimmung zu ernst sind, um die große Menge gewinnen zu können. Der musikalisch fühlende Theil des Publikums wird ihren Werth überall nach Gebühr zu schätzen wissen und ihr eine der ehrenvollsten Stellen unter den Erzeugnissen der heutigen dramatischen Musik anweisen. Alle Bühnen, die sich über den Standpunkt des Geldgewinns hinaus um die Förderung der Kunst bemühen, mögen es sich angelegen sein lassen, die Oper Hillers mit der Sorgfalt, welche sie verlangt, einzustudiren, und es wird keine es zu bereuen haben, daß sie um die Verbreitung des Werkes eines deutschen Componisten sich bemühte.

Ein deutscher Staatsmann.

* Bremen, 12. März. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Dr. Ehmck einen Vortrag über „einen deutschen Staatsmann" des fünfzehnten Jahrhunderts, Georg Heimburg, der als langjähriger Consulent und Syndicus der Stadt Nürnberg, als Rath mehrerer deutscher Fürsten und endlich als Rath des böhmischen Königs Georg Podiebrad an der Spitze der fortschreitenden Ideen seiner Zeit kämpfte, in die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands und Europas während des Zeitraums von etwa 1430—1472 in sehr entschiedener Weise eingriff und sich namentlich durch seine klare und bestimmte Auffassung der nationalen deutschen Interessen auszeichnete. Als muthiger und unerschrockener Bekämpfer des Papstthums, als Vertheidiger der weltlichen Macht und der selbständigen Berechtigung der weltlichen Interessen gegenüber den herrschsüchtigen Ansprüchen der Kirche ist er schon in der Zeit der Reformation anerkannt worden; eben so wichtig und großartig ist seine auf die politische Reform des deutschen Reichs, auf die Begründung einer wahrhaft deutschen Politik, auf die Herstellung eines nationalen deutschen Reichs gerichtete Wirksamkeit. Diese letzteren Bestrebungen suchte der Vortrag namentlich darzustellen. Nach einer einleitenden Besprechung der wichtigsten politischen und kirchlichen Reformbestrebungen im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wurde der an das Concil von Basel geknüpfte Versuch geschildert, eine deutsche Nationalkirche zu begründen, dann nach flüchtiger Berührung der Thätigkeit Heimburgs während des großen Städtekrieges (1450), auf dem Fürstenconvent von Mantua (1459) und seiner Vertheidigung des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich in dem Brixener Bisthumsstreit sein Wirken als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des Königs Podiebrad erörtert und in letzterer Beziehung sowohl die Vertheidigung des böhmischen Staatswesens gegen die Angriffe des Papstthums als auch die Bemühungen hervorgehoben, Deutschland vor den Gefahren, welche ihm damals einerseits von der päpstlichen Politik, andererseits von der Vereinigung der slavischen Mächte drohten, zu bewahren.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Heinrich von Kleist. Von A. Wilbrandt. — Henniges von Treffenfeld und seine Zeit. Von G. von Kessel. — Die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht. Von J. Falke. — Aus meinem Tagebuche. Gesammelte Erzählungen. 2 Bde. Von Friedrich Gerstäcker. — Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813. Von Edmund Hoefer. — Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Von W. Raabe. — Befreite Herzen. Novellen. Von Emma Niendorf.

* Literarische Notizen. Der 21. März dieses Jahres ist der hundertste Geburtstag Jean Pauls, welcher am 21. März 1763 in dem Städtchen Wunsiedel am Fichtelgebirge in den beschränktesten Verhältnissen geboren wurde. Eine Feier des Dichters ist hier und da angeregt worden, wird sich aber wohl auf literarische Kreise beschränken, da er der heutigen Generation fast ganz abhanden gekommen ist und nur noch wenige Verehrer zählt. Zu den mancherlei Schriften über Jean Paul, der selbst eine „Wahrheit“ aus seinem Leben zu schreiben begonnen hatte, sind eben die zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes von Ernst Förster herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter“ getreten. Der vorliegende erste Band, (sagt Dünzer in der Kölnischen Zeitung), enthält in zwei Abtheilungen den Briefwechsel mit drei vertrauten Freunden. Der erste derselben ist der von ihm als Immanuel gefeierte Jude Emanuel, mit dem späteren Familiennamen Osmund, in Baireuth, mit welchem Jean Paul über dreißig Jahre in der innigsten Verbindung stand. Die Briefe geben uns von dem bedeutenden Wesen beider Männer ein anziehendes Bild. Von dem zweiten Freunde, einem der ersten und glühendsten Verehrer des Dichters, Friedrich von Oertel, bekannt durch seine gegen Kotzebue gerichtete Schrift „vom Adel“, haben sich nur wenige erhalten, wogegen die von Jean Paul vorliegen. Der Dritte ist der wunderliche Violin-Virtuos Paul Thieriot aus Leipzig, ein tüchtiger Schüler Gottfried Hermann's, der ihn vergeblich zu einer Stelle am Kölner Gymnasium empfohlen hatte. Wie wunderlich auch Thieriot sich hier geberdet, so wird man doch nicht ohne rührenden Antheil das wirre Treiben dieses geistsprudelnden, sich selbst vergeudenden Menschen verfolgen. Wenn der Herausgeber mit Recht als einen der hervorstechendsten Züge Jean Paul's seine hohe Begeisterung für Männerfreundschaft bezeichnet, so bedarf es keines weiteren Wortes, um auf die Wichtigkeit dieser neuesten Mittheilungen zur Belebung des edeln Menschenbildes des Dichters des „Titan“ und der „Flegeljahre“ hinzuweisen. — Die deutsche Uebertragung der Sonette Shakspere's von Friedrich Bodenstedt wird vom Londoner Athenäum, dem Haupt-Organ der englischen Kritik, der Schlegel'schen Verdeutschung der Dramen Shakspere's an die Seite gesetzt. Selbst die neue Anordnung, durch welche Bodenstedt die in England bisher allgemein gültige Reihenfolge der Sonette völlig umstößt, findet dort Anerkennung und Aufnahme. Als Heinrich Brugsch auf seiner Reise nach Persien Tiflis besuchte und sich nach dem weisen Mirza-Schaffy erkundigte, der durch Bodenstedt berühmt geworden ist, wußte man ihm nicht zu sagen, wo das Grab desselben zu finden sei, überhaupt nichts über ihn zu berichten. Mirza-Schaffy ist vor mehreren Jahren an den Folgen des zu reichlichen Genusses von Melonen gestorben; man hat ihm eine Ausgabe seiner Lieder mit in das Grab gegeben. — Große Theilnahme erregt in literarischen Kreisen der frühe Tod der begabten und liebenswürdigen Schriftstellerin Aline von Schlichtkrull in Berlin. Ihre tüchtigste Arbeit war der vierbändige Roman „Richelieu“, für welchen sie die ernstesten Studien gemacht hatte. — Die „socialen Bilder aus England“ von Julius Althaus finden viel Beifall bei der Kritik wegen der Gewandtheit und Lebendigkeit der Schilderung. Aehnlich wie der Engländer Carlyle und der Amerikaner Emerson Charaktermänner geschrieben, hat Althaus es unternommen, zur Veranschaulichung der Vorzüge und Mängel des englischen Nationaltypus eine Reihe von biographischen Bildern zu entwerfen. So zeichnet er den englischen Seehelden Cochrane, den Soldaten Havelock, den Fabrikanten und Socialisten Owen, den Literaten Thomas de Quincey, den Geistlichen Sidney Smith, den Abolitionisten Zacharias Macaulay und den Historiker und Staatsmann Thomas Babington Macaulay. — Ein ärgerlicher Streit hat sich über dem Grabe Uhlands erhoben zwischen Berthold Auerbach und Adolf Schöll. Jener hatte Erinnerungen an Uhland drucken lassen und wurde nun von diesem beschuldigt, daß er Unrichtiges angegeben habe, um pikant zu sein, überhaupt sich allzu gern als Freund bedeutender Männer hinstelle. Ueber diesen letzten Punkt sagt Auerbach: Ich hatte das Glück auch mit Uhland befreundet zu sein, und wenn eine Biographie des verehrten Mannes erscheinen wird, werde ich die an mich gerichteten Briefe von ihm dem Biographen zu Gebote stellen, und unser Verhältniß wird sich dann klar erweisen. So hoch ich auch die erhabenen Zeitgenossen stelle, denen nahe zu treten mir vergönnt war, so bin ich doch stolz genug, zu sagen, daß ich mir nicht von ihnen einen Ruhm anzueignen suche, sondern mit redlichem Bemühen aus eigener Kraft die Ehre eines Namens und einer Wirkung für meine Mitmenschen zu erringen strebe.

* Musikalische Notizen. Es wurde vor einiger Zeit berichtet, daß Anton Rubinstein seiner Oper „die Kinder der Haide“, die in Wien und Weimar gegeben ist und in Berlin studirt wird, eine zweite Oper habe folgen lassen. Die Dresdener Bühne ist die erste, welche sich dieses Werkes angenommen hat, und dasselbe bestand dort soeben mit Glück die Feuerprobe. Die dreiactige Oper hieß ursprünglich Lalla Rookh, ist nun aber „Feramors“ getauft. Zum Grunde liegt das bekannte erzählende Gedicht von Thomas Moore. Lalla Rookh, die indische Fürstentochter, ist mit dem Bucharenkönige verlobt und wird ihm nach Kaschmir zugeführt. Unterwegs gewinnt der Sänger Feramors ihre Liebe, die schwer mit der Pflicht kämpft. Beide kommen in allerlei Gefahren, bis in Kaschmir es sich herausstellt, daß Feramors der König selber und ihr Verlobter ist. Aus seinem Großwesir und der Gefährtin der Prinzeß wird ein zweites Paar. Feramors ist gleichsam der Johann von Paris des Morgenlandes; während aber hier die graziöse Komödie vorwaltet, so dagegen bei Feramors der elegische Ton. Julius Rodenberg hat den Text mit warmer poetischer Empfindung und viel Gewandtheit gearbeitet, doch ist die Handlung arm und hat nicht genug natürliche Wirklichkeit in den Figuren und Situationen. Für den dünnen Faden ist die Oper zu lang, das komische Element hat nicht genug ungezwungenen Humor. Das Urtheil über die Musik Rubinsteins lautet günstig. Man rühmt ihm edle und poetische Conception, reiche Erfindung, originelle Melodik, innigen und wahren Ausdruck nach; Rhythmik und Modulation sind interessant und eigenthümlich, die Instrumentation fein und geistreich. Am besten und glücklichsten bewegt sich Rubinstein im lyrischen Elemente, ungeschickt ist er aber wie sein Textdichter im Gebiete des Humors. Der Großwesir, bei welchem beiden Verfassern sowohl der Bojeldieu'sche Seneschall als der Mozart'sche Osmin vorgeschwebt haben, ist ganz mißlungen. Voll lieblicher, origineller und fesselnder Musik ist der erste Act; der zweite enthält ein sehr poetisch gedachtes und reizend ausgeführtes Liebesduett. Gegen das Ende hin erschöpft sich aber das immer in derselben Stimmung sich bewegende Talent des Componisten, dem überdies für die Finales die dramatische Kraft fehlt, so daß ein musikalisches, durchgearbeitetes, dramatisch characteristisches Ensemblestück mit kernhaftem Wesen und Reichthum der Färbung vermißt wird. — In Leipzig hat man die musikalischen Leute durch eine Aufführung der maurerischen Trauermusik für Orchester von Mozart erfreut. Das ist ein kurzes Adagio von wunderbarer Schönheit und höchst eigenthümlichem Character. Otto Jahn sagt: „Mozart hat nichts geschrieben, was durch technische Behandlung und vollkommene Klangwirkung schöner, durch ernstes Gefühl und psychologische Wahrheit tiefer einwirkte, als dieses Adagio. Es ist der musikalische Ausdruck der männlich gefaßten Gesinnung, die dem Tode gegenüber dem Schmerze sein Recht läßt, ohne sich durch ihn beugen zu lassen.“ Mozart, der bekanntlich Freimaurer war, schrieb dies Adagio im Jahre 1785 bei dem Todesfall der Brüder Mecklenburg und Esterhazy. — Julius Rietz in Dresden ist von einer schweren Krankheit, an welcher er ein halbes Jahr lang danieder lag, wieder hergestellt. — Die Wiener Gesellschaft der Musikfreunde hatte einen Preis auf die beste Orchestersymphonie ausgesetzt und die Herren Ambros in Prag, Hiller in Köln, Lachner in Mannheim, Reinecke in Leipzig und Volkmann in Pesth zu Richtern ernannt. Diese Herren haben der Symphonie von Joachim Raff, die betitelt war: „An das Vaterland“, unter 32 Werken den Preis zuerkannt. Diese Symphonie ist in Wien aufgeführt und soll im Druck erscheinen. — Die jüngst in Köln aufgeführte Composition für Sopransolo mit weiblichem Chor und Orchester „Palmsonntagmorgen“ von Ferdinand Hiller wird nächstens im Musikalienhandel zu haben sein. Gesangvereine sind aufmerksam zu machen auf eine von Dommer geschickt vorgenommene und im Druck herausgekommene Bearbeitung von zwölf Melodieen Wolfgang Francks (aus dem 17. Jahrhundert) für gemischten Chor. — Ein zweiter Band von Briefen Felix Mendelssohns wird zur Herausgabe vorbereitet. — Bei Bartholf Senff in Leipzig erschienen drei Clavierstücke aus den Concertprogrammen der Frau Wilhelmine (Clauß) Szarvady. Es sind dies drei echte Perlen aus dem Schatze der älteren Musik, durch deren Vortrag in ihren Concerten die gefeierte Künstlerin die musikalische Welt entzückt hat: Sonate in C-dur von Scarlatti, Arie von Pergolese,

und „Les Niais de Sologne„ von Rameau. Von dem kleinen „Air“ von Pergolese behauptete Berlioz in einer seiner geistreichen Kritiken im Journal des Debats, daß es „mehr wahrhaftige Melodie enthält, als man in Pergolese's „Serva Padrona“ und in seinem nicht minder berühmten „Stabat mater“ finden kann.“ — Dem vormaligen Hofopernsänger Hölzel in Wien, der bekanntlich wegen Ungehorsams entlassen worden ist, weil er in Marschner's „Templer und Jüdin“ das gestrichene Ora pro nobis in dem Liede des lustigen Einsiedlers bei der Vorstellung trotzdem gesungen, hat nunmehr in Berücksichtigung seiner vieljährigen Dienstleistungen Kaiser Franz Joseph eine Pension von jährlich 1000 fl. bewilligt.

* Vermischte Nachrichten. Am 3. März starb auf seinem Gute in Maxen bei Dresden im fünfundsiebzigsten Jahre der so viel genannte Major von Serre, der Anstifter der Schillerlotterie. Durch diese und die damit verbundenen ungeheuren Arbeiten und Aergernisse allerlei Art, welche Serre davon hatte, wurde ihm der Abend seines Lebens vielfach verkümmert. Der Streit zwischen ihm und dem Vorstande der Schillerstiftung in Weimar ist noch nicht geschlichtet, wird nun auch wohl, da die Sache jetzt den Advokaten in die Hände fällt, einen noch heftigeren Charakter annehmen. — Der Componist Flotow hat seine Intendantenstelle am Schweriner Hoftheater aufgegeben, um ganz nach Paris überzusiedeln. — Der bekannte Reisende und Schriftsteller Bogumil Goltz ist wieder auf einer Rundreise durch Deutschland begriffen. Er hat in der letzten Zeit in Nürnberg und Köln Vorträge über seine Erlebnisse auf den großen Reisen, die er gemacht hat, gehalten und die Zuhörer durch die außerordentliche Lebendigkeit seiner Rede und durch farbenreiche Schilderung gefesselt. — In Hannover wurde durch die dort bestehenden Liedertafeln, deren nicht weniger als sieben sind, am 28. Februar eine Uhlandfeier unter Leitung des Kapellmeisters Fischer veranstaltet. Obwohl die königliche Familie anwesend war, so glänzten doch Adel und Offiziercorps durch Abwesenheit, die sonst nie fehlen, wenn ein Ballet oder eine neue Oper angekündigt wird. Nach dem Concert vereinigten sich etwa 300 Sänger unter Uhland's Bildniß im Theliasaal zu einem Festmahl. Die Festrede auf Uhland hielt Dr. Rabert, der die literarhistorische Bedeutung des Dichters schilderte. Später nahm Obergerichtsanwalt Albrecht das Wort, pries die patriotische Bedeutung des verstorbenen Dichters und brachte der Zukunft des deutschen Volks ein stürmisch aufgenommenes Hoch. Die Großdeutschen, besonders der Schatzrath von Rössing, waren eifrig bemüht gewesen, dem Feste jeden politischen Charakter zu nehmen und das Hervorbrechen nationaler Sympathieen zu hindern; allein diese Bemühungen blieben erfolglos. — Jüngst sind wieder Forschungen nach den Resten ehemaliger Pfahlbauten am östlichen Bodenseeufer angestellt worden und haben den günstigsten Erfolg gehabt. Spuren derselben sind eine halbe Stunde von Ueberlingen bei Nußdorf aufgefunden. Nebstdem aber wurden am Ufer zwischen Ueberlingen und Meersburg, bei Maurach, noch wichtigere Entdeckungen gemacht. An dem dortigen Landungsplatz der Schiffe trifft man mehrere Reihen eingeschlagener Pfähle, eine Menge schwarzer und gelber Feuersteine und außerdem steinerne Waffen und Werkzeuge, und zwar Lanzenspitzen, Aexte und Beile verschiedener Größe und Form und Fruchtquetscher. Die Zahl dieser bereits aufgefundenen keltischen Waffen und Werkzeuge beträgt über hundert; die Steinart, aus der sie gefertigt sind, ist meistens Kieselschiefer oder Granit. — Eines jammervollen Todes starb kürzlich im Krankenhause zu Bregenz am Bodensee Fenner von Fenneberg, der Adjutant Messenhausers während der October-Revolution von 1848 in Wien. Er entfloh damals und kam nur im Bildnisse an den Galgen. Nachdem er in Amerika lange sich kläglich durchgeschlagen, dann endlich eine gute Anstellung erhalten hatte, wurde er wahnsinnig Nach seiner Genesung kehrte er nach Deutschland zurück, lebte in traurigen Verhältnissen als Schriftsteller in Hamburg und erhielt dann die Erlaubniß nach Bregenz zu gehen. In der Umgegend dieser Stadt lebte er als wandernder Dorfschulmeister, bis ihn ein Nervenschlag traf. So verfiel er dem Hospital, wo er vor einigen Wochen von seinen Leiden erlöst wurde. Seine Frau treibt sich dort noch im tiefsten Elend und dem Trunk ergeben umher. — Auf dem Grabe des vor drei Jahren verstorbenen berühmten Tenoristen Wild soll ein Denkmal errichtet werden. Die Beiträge für das Schubertdenkmal belaufen sich auf 11,000 Gulden. — Ein komischer Censurstrich ist am Burgtheater in Wien jüngst im „Don Carlos“ neu zur Anwendung gekommen. König Philipp muß jetzt statt: „Schützt mich vor diesem Priester“ sagen: „Schützt mich vor diesem da.“ — Vor kurzem starb in Newyork der Theologe Dr. Eduard Robinson, der Gatte der bekannten deutschen Schriftstellerin Talvj. Er zeichnete sich besonders durch seine Reisen und antiquarischen Forschungen in Palästina aus und hat sich außerdem durch Uebersetzung von Gesenius, Buttmann u. A. ins Englische verdient gemacht. Robinson war ein edler Mensch, ein patriotischer Bürger und großer Gelehrter, der zuerst in Amerika der deutschen Philologie Bahn brach. Der Tod traf ihn, ehe er ein größeres Werk über die dunkeln Stellen der Bibel vollendet hatte.

* Bremen, 12. März. „Neue psychologische Aphorismen“ war die Bezeichnung der Vorlesung, welche Herr J. G. Kohl am 9. März hielt. Es war eine Reihe psychologischer und moral-philosophischer Betrachtungen über folgende Themata: Redekunst — Schweigekunst; Phantasie; Lichter: Eigenthümlichkeit; Originalität; Subjectiv und Objectiv; sich selbst übertreffen; das durstige Auge; wie wir uns durch Kunst und Wissenschaft die Leiden mindern können; Dauer des Ruhmes durch Thaten und Werke; reine Bewunderung und unbedingter Abscheu; Emphase vermeiden; Weltverbesserei; Erziehungskunst und Wasserbaukunst; Dauer der Individuen; et de te fabula narratur; die Hellseherei der Leidenschaftlichkeit; durch Andere die Welt genießen; üble Nachrede; Caprieen des Gedächtnisses; der Zauber der Erinnerung; das Vergessen; latente Liebe in der Thierwelt. Wie der Name des Vortrags und die große Zahl der Themata zeigt, war eben nur eine aphoristische Behandlung beabsichtigt. Wenn wir nun die Frage bei Seite lassen, ob das eine und andere der genannten Themata sich in dieser Form sachgemäß besprechen lasse, ob dabei nicht vielmehr dem blendenden, aber häufig unzutreffenden, selten erschöpfenden Vergleich auf Kosten einer streng gedanklichen Entwickelung zu viel Raum gelassen werde, müssen wir gestehen, daß uns manche wohlgewählte, sinnige Parallele erfreute, manche feine Bemerkung überraschte, und daß uns überhaupt aus dem Ganzen eine gereifte, mannichfaltige Erfahrung und eine milde Gesinnung wohlthuend entgegentrat. Am Montag, dem 16. März, wird Herr Kohl seine letzte Vorlesung, und zwar „über das Poetische und Malerische unserer alten Städte“ halten.

* Am 6. März hielt Herr Dr. Buchenau einen Vortrag über die Rose. Die Rose gehört zu der Familie der Rosaceen, wohin u. A. auch die Erd- und Himbeere zu rechnen sind, und ist eines der am meisten ausgebildeten Gewächse. Sie zeigt zahlreiche Staubgefäße (21, 34 oder 55), die Blätter sind zusammengesetzte. Ueber den Bau der Blume, über die eigenthümlichen und bei den einzelnen Arten der Rosaceen unter einander abweichenden Formen des Fruchtträgers verbreitete sich der Redner näher und führte an, wie verschieden die Größe der Blumen bei einzelnen Arten der Rose ist. Die Blume der rose of gold fields (welche in der Nähe von Charleston wächst), ist so groß wie ein Suppenteller. Von dieser Größe herab giebt es die verschiedensten Variationen bis zur kleinsten, der Nußrose. Die Hauptschönheit unserer Gartenrose beruht auf Erscheinungen, welche durch sorgsame Pflege bewirkt werden können: der Füllung und Form der sogenannten Sprossung. Es handelt sich dabei um die Verwandlung der Staubgefäße und zuweilen auch der Fruchtknoten in echte Blumenblätter, und ferner darum, daß sich mehrere Mittelpunkte bilden, um welche sich die Blätter anlegen. Sämmtliche Rosenarten finden sich nur auf der nördlichen Hälfte unsres Erdballs; der Redner führte folgende Hauptarten an: die Hundsrose; die Weinrose, die Bibernellrose, die gelbe Rose, die Essig- oder Zuckerrose und die Centifolie. Man zieht die Rose selten aus Samen; meistens wird sie durch Ableger oder Oculiren auf Stöcke wilder Rosen gezogen. Man sticht auch wohl die unterirdischen Triebe ab und pflanzt sie neu ein. Das wichtigste industrielle Präparat aus der Rose ist das Rosenöl. Die Fabrikation desselben war im Mittelalter sehr einfach: man übergoß die frisch gepflückten Rosenblätter mit Olivenöl, und nach einiger Zeit war das Rosenöl fertig. Heutzutage ist die Fabrikation complicirter geworden; man ist dahin gekommen, mittelst des Destillationsprocesses den Riechstoff der Rose rein darzustellen. In größerer Menge wird das Rosenöl gegenwärtig bei Marseille und Adrianopel fabricirt. Bei dieser letzten Stadt sind fünf Districte mit der Fabrikation beschäftigt, und man schätzt die Production in der Türkei auf jährlich 100 — 120,000 Loth. In platten, mit einem Filzüberzug versehenen Blechflaschen kommt es von jener Gegend nach Constantinopel. Selten gelangt es jedoch unverfälscht nach anderen Theilen Europa's. Die Verfälschung geschieht gewöhnlich in Constantinopel mit Wallrath oder mit der sogenannten türkischen Geranium-Essenz (einem, gewöhnlich von den aus Mekka heimkehrenden Pilgern mitgebrachten Oel aus den Wurzeln einiger Grasarten Ostindiens). Nach einigen Bemerkungen über die Pflanzen, welche fälschlich den Namen „Rose“ tragen, z. B. die Rose von Jericho, und ferner die Rolle, welche die Rose im Alterthum, besonders bei den Römern, spielte, schloß der Redner die Vorträge dieses Winters, welche Vielen mancherlei dankenswerthe Belehrung und Unterhaltung gewährt haben.

* Bremen, 12. März. Die Uhlandfeier, welche am 28. Februar von dem hiesigen Künstlerverein und der Liedertafel veranstaltet wurde, hat einen Ertrag von etwa 260 ℔ Gold ergeben. Diese Summe ist an den in Tübingen bestehenden Ausschuß für das Uhlanddenkmal abgeschickt worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 12. Bremen, 22. März. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Gemälde-Ausstellungen in Berlin.

Von E. Linden.

Berlin, im März 1863.

Spezial-Kunstausstellungen sind seit einiger Zeit in unserer Hauptstadt an der Tagesordnung. Noch während der letzten Wochen der großen Kunstausstellung im vorigen Jahre zog das famose Genrebild von Knaus, „Nach der Taufe,“ Tausende von Beschauern in die Räume der Sachsesche permanenten Kunstausstellung; dann folgte die Ausstellung der kolossalen Reiterstatue des verstorbenen Königs, von G. Bläser, bestimmt für die neue Kölner Eisenbahnbrücke; gleich darauf stellten einige unserer ersten Maler, G. Richter, K. Becker, Knaus und O. Achenbach, für einen mildthätigen Zweck einige ihrer neuesten Werke aus, und augenblicklich sind es zwei Ausstellungen zu gleicher Zeit, welche die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber in Anspruch nehmen: Die sämmtlichen auf Friedrich den Großen bezüglichen Werke Adolf Menzels, in der Akademie, und das große Geschichtsbild von Lessing: „Huß vor dem Scheiterhaufen.“

Von besonderer Eigenthümlichkeit ist die Menzelsche Ausstellung; das Talent des Künstlers ist ein eigenthümliches, sämmtliche Werke stellen entweder den König selbst dar, oder ihr Inhalt steht wenigstens in nächster Beziehung zu ihm, und die Veranlassung der Ausstellung gab die Unterstützung zweier Veteranen aus der Armee des großen Königs, von denen der eine 95, der andere 113 Jahre alt ist. Menzel wird schon seit mehr als einem Jahrzehnt unter die bedeutendsten der Berliner Maler gerechnet, der originellste war er immer. Ein gutes Theil dieser Originalität ist dem Umstande zuzuschreiben, daß er seine Ausbildung ganz sich selbst verdankt — insofern wenigstens, als er nie einen Meister oder Lehrer gehabt hat. Als er in der Prüfungsklasse der Akademie seine Arbeit vollendet hatte, welche über die Aufnahme in die Akademie entscheidet, erklärte ihn der der Klasse vorstehende Professor (allerdings noch eine Größe aus der alten Zeit) für gänzlich talentlos und rieth ihm dringend vom Studium der Kunst ab. Theils der Bildungsgang des Künstlers, theils aber auch sein scharfer Verstand machten ihn zum Realisten, und zwar von einer solchen Entschiedenheit, daß in seinem ersten die Aufmerksamkeit erregenden Gemälde der Realismus fast bis zum Komischen getrieben war. Ein Künstler von geringerer Bildung und Schärfe des Geistes und von minder energischem Forschungstrieb hätte sich auf diesem Wege wahrscheinlich in eine Sackgasse verrannt; Menzel jedoch fand bald den Weg, der zur Aussöhnung und höheren Einheit von Natur und Kunst führt. Doch war es kein Gemälde, mit welchem er zuerst in die Oeffentlichkeit trat. Sein erstes Werk waren die Illustrationen zu der „Geschichte Friedrichs des Großen von Kugler und Menzel“ (1842), vierhundert Holzschnitte, welche weitaus alles bis dahin in Deutschland auf diesem Gebiete Geleistete überragten. Und nicht allein das in Deutschland Geleistete; denn wenn sie an Eleganz der Zeichnung, an Virtuosität im Vortrag, an koloristischer Wirkung den besten französischen Illustrationen gleichkamen, so hatten sie vor diesen noch die bedeutsamsten Eigenschaften des deutschen Genius voraus: Wärme der Empfindung, gedankliche Tiefe, Unterordnung des Effectglanzes unter den Hauptzweck des Kunstwerkes, der hier die Charakteristik Friedrichs des Großen, seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner Armee, kurz die Charakteristik der Welt war, welche der König sich geschaffen und der er den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte. Eine kleine Auswahl von diesen Illustrationen giebt die Ausstellung.

Menzels Ruf als einer der besten Zeichner und unbedingt als der beste Illustrator war durch dies Erstlingswerk fest begründet, und es verstand sich von selbst, daß ihm eine wichtige, ganz gleichartige Arbeit übertragen wurde: die Illustrationen zu der neuen Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, welche der König Friedrich Wilhelm IV. veranstalten ließ. Noch hatte er diese umfangreiche Arbeit nicht vollendet, als auch schon eine neue, äußerlich noch anspruchsvollere auf ihn wartete: das Bildwerk (gleichfalls in Holzschnitt) zu einem Werke über die Armee Friedrichs des Großen. Die Hand des Künstlers in diesen letzteren Werken ist noch leichter und kecker geworden, die Technik noch mehr durchgeistigt, die Charakteristik noch frappanter — Inhalt und Machwerk gehen vollständig in einander auf. Die letzte Vollendung nach allen diesen Seiten hin zeigen die bekannten zwölf Portraits in halber Figur: Friedrich der Große und die Helden des siebenjährigen Krieges. Zu diesen sämmtlich in Holzschnitt ausgeführten Arbeiten fügt die Ausstellung noch eine Handzeichnung in Bleistift, den König in seinen ersten Regierungsjahren vorstellend, von ungemein großer Feinheit und Grazie und zartester Technik, und schließlich eine Kohlenzeichnung von mittlerer Größe, welche den Vater Friedrichs des Großen bei einem Besuche einer Dorfschule zeigt.

Die zweite Hälfte der ausgestellten Werke besteht aus Oelgemälden verschiedener Größe, Gouachebildern in kleinem Maßstabe und in einer Feder- und Tuschzeichnung. Es wäre nicht zu verwundern,

— ja es wäre der Erfahrung nach vollständig in der Ordnung — wenn der eminente Zeichner als Maler hinter sich selbst zurückbliebe. Um als ersterer eine solche Höhe zu erreichen, wie sie Menzel einnimmt, bedarf es in der That bei den Meisten eines vollen Lebens und angestrengten ausschließlichen Studiums. Auch ist Menzel nach ursprünglicher Begabung viel mehr Zeichner als Maler, wie ein Theil der Gemälde, und darunter namentlich ein erst untermaltes, beweis't; und dennoch steht er in der andern Hinsicht theils beinahe, theis vollständig auf der Höhe der neusten Malerei und kann sich neben manche der bedeutendsten Koloristen aus der französischen und belgischen Schule stellen. Das früheste seiner Oelgemälde, Friedrich der Große mit seinen Freunden und Genossen an der Tafelrunde, machte bei seinem Erscheinen durch die geistreiche Composition und scharfe Charakteristik, eben so sehr jedoch auch durch die Keckheit und den Glanz der koloristischen Behandlung Aufsehen. Indessen dem schärferen Auge entgehen doch nicht einige Partieen, in denen der Künstler in dieser zweiten Beziehung nicht seinen letzten Zweck erreicht hat, und welche die Anstrengung offenbaren, die ihm der koloristische Theil des Werks gekostet hat. Anders in einem zweiten Bilde von ähnlichem Vorwurfe: „Concert auf Sanssouci.“ Hier verschwindet jede Trennung von Zeichnung und Malerei, jede Spur von Anstrengung und Reflexion. Es ist ein glänzendes und zugleich liebenswürdiges Werk. Der Ort der Handlung ist der Concertsaal in Sanssouci, wie er noch heute zu sehen ist. Ziemlich die Mitte des Raumes nimmt der König ein, nicht mehr in seinen jüngeren Jahren — er ist in seinen letzten Dreißigerjahren gedacht — aber doch noch von eleganter Haltung und Statur; er spielt auf der Flöte ein Concert, unter Begleitung eines Streichquartetts, in welchem Graun und Benda mitwirken, und eines Cembalo, welches Philipp Emanuel Bach spielt. Zur Seite, gegen eine Fensterbrüstung gelehnt und in Anhören vertieft, steht Quanz, des Königs Lehrer. In der Haltung und dem Gesichtsausdrucke der zuhörenden Personen vom Hofe zeigt sich in hübscher und verschiedenartiger Charakteristik die Wirkung der Musik oder des Schauspiels. Von besonderer Liebenswürdigkeit ist die Gestalt der Herzogin von Bayreuth, der geliebten Schwester des Königs. So bedeutend die Wirkung des Bildes in Bezug auf sinnliche Schönheit ist — durch den Glanz der Beleuchtung, die Farbe der Costüme, die Pracht der Roccoco-Architectur —, so erregend ist sie in Bezug auf die Charakteristik der Scene, der Gestalten und auf die über dem Ganzen ruhende weihevolle Stimmung.

Beide Bilder, so wie noch drei andere unter den Oelgemälden gehören ihrem Inhalte nach dem Gebiete des geschichtlich Anekdotlichen an; demgemäß ist ihre Größe in mittlerem Maße gehalten. In einem umfangreichen Gemälde: „König Friedrich und die Seinen in der Frühe des 14. Octobers 1758“ (Ueberfall bei Hochkirch) steht der Künstler auf dem Gebiete des großen, historischen Stiles. Er bleibt auch hier durchaus nicht hinter sich selbst zurück. Menzel ist abgesagter Feind alles Conventionellen, und so hat er auch hier in der Anordnung der Handlung alles mehr oder minder Traditionelle der Schlachtgemälde außer Acht gelassen und sich vorzugsweise oder vielmehr ausschließlich von der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit bestimmen lassen, so weit dies die Natur seiner Kunst zuläßt. Die linke Seite des Bildes zeigt nach dem Hintergrunde zu das schon von den Oesterreichern genommene, brennende Dorf, gegen welches eine Schaar Preußen, in der Mitte des Bildes in Reihe und Glied stehend, ihr Feuer richtet. Im rechten Vordergrunde stürzen ohne Ordnung Soldaten und Officiere herbei, welche das Feuern jählings aus dem Schlafe geweckt hat, eben so wie den König, der zu Pferde aus dem Mittelgrunde her herbeigesprengt kommt, in Haltung und Zügen die äußerste Spannung und Ueberraschung zeigend. — Die Totalwirkung ist hochdramatisch, und auch die Symbolik, welche die geschichtliche Begebenheit ausspricht, kommt klar zur Anschauung. Ein Vorwurf ist dem Künstler vielfach daraus gemacht worden, daß er die Gestalt des Königs nicht zur Hauptfigur gemacht, ihr vielmehr eine Stelle erst im Mittelgrunde des Bildes angewiesen, wo sie in ziemlich kleinem Maßstabe erscheint, während die Figuren des Vordergrundes Lebensgröße haben. Diesem Vorwurfe entgegenzutreten wird es dem Künstler nicht an Gründen fehlen; und sollte er auch nur den einen Grund für alle anderen geben, daß er alsdann ein ganz anderes Bild, als er die Absicht hatte, hätte malen müssen, so müßte man ihm darin vollkommen Recht geben. Die Figur des Königs zu Pferde in Lebensgröße hätte im Bilde so viel weggenommen, daß für die Darstellung des Kampfes nur ein höchst ungenügender übriggeblieben, und das Gemälde somit im Wesentlichen ein Bildniß des Königs geworden wäre.

Als letztes von den größeren Gemälden ist noch die erste Begegnung Friedrichs mit Kaiser Josef II. zu nennen. Wie die Begegnung in der Wirklichkeit erfolgte, auf der Treppe des bischöflichen Schlosses zu Neisse, so hat sie Menzel auch dargestellt, ohne die Schwierigkeiten zu achten, welche ihm theilweise aus der Natur dieser Oertlichkeit erwuchsen. Daß diese Schwierigkeiten nicht ganz überwunden sind, würde dem Eindrucke des Werkes vielleicht wenig Abbruch gethan haben, wenn der Künstler in den beiden Hauptfiguren so glücklich gewesen wäre, wie in denen seiner sonstigen Bilder und selbst wie in einzelnen Gestalten des Bildes selbst, wie der des jungen Thronfolgers und des Prinzen Heinrich. Es scheint, als ob er über der Sorge um das Charakterisiren ins Unschöne gerathen sei. Von sehr schöner Wirkung ist das wohlwollende, ja herzliche Lächeln auf dem Gesichte des Königs, eine ungewohnte Erscheinung an den Bildern des Königs und deßhalb von um so stärkerer Wirkung.

Die übrigen farbigen Bilder könnte man Gelegenheitsgedichte des Künstlers nennen, und wahrscheinlich war ihre Schaffung eine Erholung von den ernsteren und anstrengenderen Arbeiten. Einige darunter, wie z. B. das, welches den König auf der Redoute im Kabinet der Tänzerin Barbarina darstellt, sind durchweg fein und graziös gehalten, in andern tritt das Schönheitsprincip allzusehr hinter der Charakteristik zurück, wie in dem „Ball im Schlosse von Rheinsberg.“ — Menzel ist augenblicklich an einem sehr umfangreichen Werke thätig, welches die letzte Huldigung in Königsberg darstellt. Mag der Künstler auch in Rücksicht auf vielerlei an dem Werke zu machende Studien und Erfahrungen sich lebhaft dafür interessiren — seinem eigentlichen Talente wird die paradeartige Darstellung nicht sehr zusagen.

Lessings Bild „Huß vor dem Scheiterhaufen“ giebt schon vermöge seiner großen Dimensionen und der großen Anzahl von Figuren eine Ausstellung für sich. Als Staffeleibild ist es von allergrößtem Maßstabe; den Vordergrund füllen eine Menge Gestalten, einige davon zu Pferde, in voller Lebensgröße. Eine Fülle von Leben und eine aus dem Großen und Vollen schaffende Kraft tritt dem Beschauer aus dem Werke entgegen. In der klaren übersichtlichen Anordnung zeigt sich der gewiegte Meister: rechts im Vordergrunde die Feinde des Märtyrers, weltliche und geistliche Fürsten, links Volksgruppen, mit vorherrschend sympathisirendem Ausdrucke, in der Mitte auf einer Erhöhung des Terrains und gegen den Mittelgrund die knieende Gestalt Hussens, mehr im Hintergrunde der Scheiterhaufen und die auf ihre Beute lauernden Henker. Lessings Hauptstärke liegt in der Bedeutsamkeit des Inhalts seiner Gemälde. Auch in dem gegenwärtigen Werke ergreift vor Allem die Tragik des Vorganges das Gemüth des Beschauers. In zweiter Stelle wird aber auch dem Schönheits-

gefühle für sich seine Genugthuung, nicht nur durch schöne und kräftige Zeichnung und Motivirung, sondern auch durch koloristische und specifisch malerische Wirkung. Seit einer Reihe von Jahren schon geben die Werke des Künstlers deutlich Zeugniß von seinem Bemühen, dem ihm früher oft gemachten Vorwurfe, daß er kein „Maler“ sei, — im Sinne der heutigen Koloristen aus belgischer und französischer Schule —, den Grund zu entziehen. Ich entsinne mich eines Gemäldes, von dem die Sage unter den Malern ging, daß mit ihm Lessing ausdrücklich habe zeigen wollen, daß er auch Kolorist sein könne, welches aber dieser Absicht wenig entsprach, da es zwar lebhafter in den Farben war als die früheren Bilder des Künstlers, durchaus aber nichts zeigte von der virtuosen Mache und der Tiefe und dem Glanze der Färbung der neuesten Koloristen. Lessing scheint seine Bemühungen nach dieser Seite hin fortgesetzt zu haben; viele Partieen des gegenwärtigen Bildes zeigen eine bedeutende Annäherung an den Standpunkt der neuesten Koloristen; in andern ist noch deutlich die etwas platte und dünne Malerei der älteren Düsseldorfer erkennbar.

Eine Vergleichung des Bildes mit dem berühmten aus früherer Zeit „Huß vor dem Concile zu Constanz“ liegt nahe. Ich glaube nicht, daß das spätere ganz die Triumphe feiern wird wie das frühere. Die Totalwirkung des jetzt ausgestellten ist zwar imposanter als die des früheren, dagegen nicht von der intensiven Kraft, welche in diesem die Gestalt Hußens selbst ausstrahlte, die geistig und materiell die Hauptgestalt des Bildes war, während der Huß vor dem Scheiterhaufen schon durch sein Zurücktreten in den Mittelgrund und die dadurch bedingte Verkleinerung der Maße an Bedeutsamkeit einbüßt, dann aber auch an Kraft des geistigen Ausdrucks dem Huß vor dem Concile nicht ganz gleichsteht.

Das Bild ist schon vor mehr als zehn Jahren vollendet, und der Grund, weßhalb es erst jetzt in Deutschland bekannt wird, liegt in dem Umstande, daß es sogleich nach seiner Vollendung nach Amerika ging, wo es der Käufer, ein reicher Deutsch-Amerikaner, seiner Galerie einverleibte. Nach dem Tode des Besitzers gingen die einzelnen Bilder durch Verkauf in andere Hände über, und Lessings Werk kam wieder nach Deutschland, nachdem es eine Zeitlang in London ausgestellt war.

* Die Lodbrokssagen und das Lodbrokslied.

Von P. J. Willatzen.

I.

Wer jetzt die Küstenlande der Ostsee bereist oder auf den spielenden, freundlichen Wellen dieses Binnenmeeres von Strand zu Strand, von Insel zu Insel zieht, kann sich ungestört den Eindrücken der Naturschönheiten hingeben. Hinter keiner der vielen hügeligen Landzungen, die mit üppigen Buchenwäldern bekränzt oder mit im Winde wallenden Kornfeldern bedeckt sind, lauern heut zu Tage die einst so gefürchteten Wikinger, die nordischen Seekönige; aus keiner der vielen labyrinthischen, gewundenen Wasserstraßen und tief in's Land hinein sich verlierenden Meeresbuchten brechen sie hervor, um sich auf unser friedliches Fahrzeug zu stürzen. Diese Zeiten sind längst vorüber. Das Christenthum mit seinen veredelnden, sittigenden Wirkungen hat vielleicht nirgends so große Wunder geübt, als indem es seine Macht an der Rauhheit der nordischen Völker versuchte. Die Meere und Küstenländer der Nord- und Ostsee waren in vorchristlicher Zeit Schauplätze der unerhörtesten Gräuelthaten; änderte das Christenthum auch dies nicht mit Einem Schlage, umfaßt die Uebergangsperiode im Gegentheil mehrere Jahrhunderte, indem namentlich in Schweden das Christenthum erst im zwölften Jahrhundert den entscheidenden, vollständigen Sieg davon trug, so gab es doch Schranken, und Raub, Mord und Gewaltthaten anderer Art waren doch nicht geradezu legitimirt. Allmählich kehrten hier Zustände ein, wie das Mittelalter sie in südlicheren, der Cultur länger erschlossenen Ländern aufwies. Jetzt lassen die blühenden, lachenden Ostseeländer nicht im Entferntesten ahnen, was alte Sagen und Chroniken aus jenen fernen Tagen zu erzählen wissen. Nur hin und wieder, wie im südlichen Schweden, sprechen auf meerumspülten Landzungen uralte verwitterte Bautasteine und dichtgereihete, kreis- oder bootförmig mit Feldsteinen umpflanzte Grabhügel eine beredte Sprache und verkünden dem Spätgeborenen, daß hier einst die gewaltigen Recken der Vorzeit in blutigen Schlachten ihre ungefüge Kraft an einander maßen. Wem es vergönnt gewesen ist, von buchengekrönter Landspitze hinauszuschauen auf das blaue baltische Meer, wie es den Himmel schimmernd widerstrahlt und mit blendenden Armen die lieblichen waldgeschmückten Inseln und Inselchen umfängt, der wird dieses Anblicks nicht vergessen, denn das Herz geht Einem dabei auf, daß man sich unwillkürlich Flügel wünscht. Wie die leichtbeschwingte Möwe, welche dort über dem Wasserspiegel, bald sich hebend, bald sich senkend, hinstreicht, möchte man von Eiland zu Eiland schweben. Und wer die Völker des Nordens kennen gelernt hat, der wird wissen, daß sie manche Tugenden sich bewahrt haben, welche, in ihrem Wesen begründet, den Vorfahren eigen waren lange bevor sie eine Ahnung vom Christenthum hatten.

Denn wie entsetzlich roh und unmenschlich im Allgemeinen die Zeiten der Wikinger, oder um es richtiger zu bezeichnen, die heidnischen Zeiten waren, so weit die Sagengeschichten des Nordens uns von ihnen Kunde geben, so kommen doch auch nicht selten poesievolle, ja rührende Scenen vor, daß man unwillkürlich stutzen muß. Ich erinnere an das Gunnarslied, welches ein Bruchstück aus der Nialssaga behandelt und im Munde des Volkes noch auf den Färöern und Island lebt. Ein Kämpe, Gunnar, wird von den Feinden verfolgt und bittet sein Weib um einen Theil ihres Haupthaars, da der Strang seines Bogens zersprungen ist. Sie weigert sich, weil er sie geschlagen. Da bietet die alte Mutter ihm weinend ihre grauen Haare an, allein der Sohn will lieber das Leben verlieren, als daß er der auch nur ein Härchen raube.

Deßgleichen die Sage vom Skalden Guttorm am Hofe des gepriesenen norwegischen Königs Harald Haarfagr, von welcher Snorro Sturleson in seiner Heimskringla berichtet. Zwischen all die vielen tausend Blutgeschichten von Wikingszügen nach allen Weltgegenden hin, bei denen es auf Verheerung und Zerstörung abgesehen war, sind doch gar viele anmuthige Idyllen gestreut, und das Leben gerade der gewaltigsten Recken ist fast immer reich mit Rosen der Liebe durchflochten. Einer der Lieblingshelden der nordischen Sage ist der König Regner Lodbrok. Das Volk scheint seine ganze Fülle von Poesie aufgeboten zu haben, um ihn, den letzten Herrscher der Sagenperiode, zu verherrlichen, und dies ist denn auch in dem Maße geschehen, daß es dem unermüdlichsten Forscherfleiße der nordischen Alterthumskenner kaum gelingen wollte, einiges Wenige aus seinem Leben als historische Thatsache nachzuweisen. Die beiden Hauptquellen, Historia Danica, durch welche Saxo Grammaticus († 1204) sich unsterblich machte, und die Regner Lodbroksage stimmen nur in einigen Punkten mit einander überein. Erwähnt wird er in isländischen, fränkischen und englischen Annalen, allein in der Angabe über die Zeit, wann er gelebt haben soll, weichen sie außerordentlich von einander ab. Während die englischen Chronisten seinen Tod nach 867 durch seine Söhne rächen lassen, berichten die isländischen Geschlechtsregister, oder lassen vielmehr berechnen, daß der Tod des Helden etwa 793

erfolgt sei. Es ist nicht der Zweck, das Für und Wider hier zu erörtern, und so mag die Frage auf sich beruhen; die Thatsache jedoch, daß ein König dieses Namens eine lange Reihe von Jahren im Norden ruhmvoll, weit und breit gefürchtet und viel besungen gelebt habe, steht unwiderleglich fest. Eine kurze Zusammenstellung der interessantesten Sagen, welche sich an Regner Lodbrok knüpfen, mag hier nach Anleitung des genannten Werkes von Saxo und der „Danmarks Historie i Hedenold af M. M. Petersen“ gegeben werden.

Die berühmte Braavallaschlacht war geschlagen (etwa 730), der uralte König Harald Hildetand gefallen und Sigurd Ring Beherrscher seiner weiten Reiche geworden. Die romantische Sage vom Tode dieses letztern ist den weiteren Lesekreisen des deutschen Volkes bekannt geworden durch einen Romanzen-Cyclus „König Sigurds Brautfahrt,“ der zu dem Schönsten gehört, was Geibel geschrieben. Die Quelle ist enthalten in „Sögubrot af fornkunungum.“ Ein Sohn dieses Sigurd Ring und der Alfhilde war Regner. Von der Kindheit desselben wird nichts berichtet. Zuerst weiß die Sage von einem Liebeshandel zu erzählen, den der jugendliche Held mit der Schildjungfrau Lathgertha hatte. Als nämlich der schwedische König Frö den norwegischen Fürsten Sigurd (dieser Name kam im ganzen Norden häufig vor) tödten und die Frauen der Verwandten desselben mißhandeln ließ, zog der junge Dänenkönig Regner, um Rache zu üben, nach Norwegen, wo viele Waffenkundige sich ihm anschlossen. Unter diesen war auch eine Anzahl Schildjungfrauen, die sich in männlicher Kriegsrüstung einstellten, um am Kampfe mit Theil zu nehmen. Eine von ihnen, Lathgertha, zeichnete sich in der nun folgenden Schlacht vor Allen aus. Ueberall kenntlich durch ihr langes flatterndes Haar, stritt sie stets in den vordersten Reihen und trug wesentlich zum endlichen Siege bei. Regner ward aufmerksam auf sie, forschte nach ihrer Herkunft, fand sie edlem Geschlecht entsprossen und warb um sie. Die Antwort, welche sie übersandte, lautete nicht ungünstig, und so segelte Regner voll von Liebe und Sehnsucht in die Dronthjemsföhrde, um bei ihr zu gastiren. Seine Begleitung ließ er am Strande zurück und begab sich allein auf den Weg nach dem Gehöfte Lathgerthas. Liebe erforderte Kampf, und deßhalb mußte er mit einem Bären und einem bissigen Hunde ringen, welche den Eingang bewachten. Sein Speer erlegte den Bären, und mit gewaltigen Armen erwürgte er den Hund. So liebenswürdigem Freier konnte die nordische Jungfrau nicht widerstehen, sie ward sein und schenkte ihm mehrere Söhne, ward jedoch nach wenigen Jahren verstoßen.

In Gothland herrschte ein Jarl Namens Herröd, der eine wunderschöne Tochter hatte. Sie hieß Thora. Der Vater ließ ihr einen Frauenthurm bauen, und sie erhielt davon den Namen „Burghinde“, weil sie ebenso alle Frauen an Schönheit übertraf, wie der Hirsch die andern Thiere. Herröd schenkte seiner Tochter einen jungen Lindwurm (nach Saxo zwei), welcher allmählig dermaßen wuchs, daß er wie ein Wall den Thurm umgab, indem Kopf und Schwanz zusammenreichten. Das Ungethüm brütete auf Haufen Goldes, welche mit ihm an Größe zunahmen. Der Jarl that das Gelübde, daß nur derjenige Thora heimführen solle, welcher den Lindwurm erlege. Das war genug, um Regners nach Abenteuern trachtenden Sinn zur That anzufeuern. Er begab sich also nach Gothland, um den Kampf mit dem Ungeheuer zu unternehmen. Nach Einigen ließ er sich zottige Kleider machen (woher der Beiname „Lodbrok“) und diese in Pech steifen, damit das Gift des Ungethüms ihm nicht schade; nach Saxo Grammaticus sprang er mit seiner zottigen Tracht in's Meer und ließ das in den Zotteln haftende Wasser zu einem Eispanzer frieren. Darauf fand der Kampf statt und der Lindwurm ward erlegt. Das Eisen des Speeres blieb im Körper des Feindes stecken. Am Morgen darauf fand man das Ungeheuer todt, aber Niemand wußte, wer der Ueberwinder sei. Da ließ Herröd ein Ting zusammenberufen und ausrufen, daß der sich melden solle, welcher den zum Eisen passenden Schaft vorzeigen könne. Regner trat vor und wies sich als den Sieger aus, worauf der die schöne Thora zur Gemahlin erhielt, welche ihm zwei Söhne schenkte, die stets seine Lieblinge waren. Diese Sage erinnert, wie man sieht, an die altnordischen Sigurd-(Siegfried-)sagen.

Inzwischen war in Jütland und Schonen ein Aufstand ausgebrochen und ein gewisser Harald zum Könige ausgerufen worden (welcher nach Saxo derselbe Harald Klack gewesen sein soll, der in Folge einer späteren Niederlage zu Kaiser Ludwig dem Frommen nach „Menz“ geflohen ist). Die Sache drohte gefährlich zu werden und deßhalb sandte Regner hinauf nach Norwegen. Und Lathgertha, die Verstoßene, Schwergekränkte, welche inzwischen sich mit einem andern Könige vermählt hatte, vergaß das ihr widerfahrene Unrecht und erschien mit einer Flotte von 120 Schiffen, fiel den Feinden in den Rücken und entschied auf diese Weise den Sieg zu Gunsten Regners. Bald darauf starb Thora, und um den Schmerz darüber zu beschwichtigen, setzte Regner eine Regentschaft in seinen Landen ein und begab sich hinaus in die weite Welt zu „heeren“. Und hieran knüpft sich eine der lieblichsten Sagen.

Nachdem Regner die Kreuz und die Quere gezogen war, überall im Kampfe unwiderstehlich und stets unbesiegt, sollte er durch Frauenschönheit doch endlich wieder überwunden und wenigstens zeitweilig in Liebesbande geschlagen werden. Einst segelte der König nach Norwegen und legte in der Nähe des Vorgebirges Lindesnäs an den Strand. Die Köche begaben sich am Morgen auf's Land um Brod zu backen, sahen ein Gehöfte und gingen dahin. Zu Hause fanden sie nur ein altes Weib, Namens Grima, welches die Herrin war. Die Mannen Regners baten sie, ihnen beim Backen behülflich zu sein, allein sie entschuldigte sich damit, daß ihre Hände zum Kneten des Teiches zu steif seien. Auf dem Felde hütete indeß ein junges Mädchen, Grimas angebliche Tochter, die Herden. Die Pflegemutter hatte ihr allerdings verboten, sich zu waschen, weil sie nicht wollte, daß ihre bezaubernde Schönheit sichtbar werde; allein das Mädchen, welches in der Ferne in der Felsenbucht Schiffe gewahrte und also erwarten konnte, daß Gäste kommen würden, war nicht Willens seine Reize zu verbergen, wusch sich und ließ das seidenweiche Haar, welches so lang war, daß es bis an die Fersen herabhing, in prächtigen Wellen über Nacken und Schulter hinunterwallen. So kehrte sie heim, als eben die Köche des Königs Feuer angemacht hatten. Sie betrachtete die Fremdlinge und diese mit maßlosem Erstaunen die wunderbare Erscheinung der Jungfrau, und unbegreiflich war es ihnen, wie die häßliche Grima Mutter einer solchen Tochter sein könne. Kraka, so ward das Mädchen genannt, bereitete freundwillig sogleich den Teig; die Köche wollten selbst backen, da sie aber die Augen von der reizenden Mädchengestalt nicht wegwenden konnten, so geschah es, daß sie die Brote anbrannten. Als sie nun zu den Schiffen zurückkehrten und dem Könige die Speise vorsetzten, ward er zornig, allein sie entschuldigten sich damit, daß sie eine Jungfrau gesehen hätten, welche an Schönheit selbst Thora übertreffe. Regner hegte Zweifel an der Wahrheit solcher Behauptung und sandte andere Männer an's Land, um zu erfahren, ob die Schönheit des Mädchens wirklich so überaus groß sei, und ob sie ein entsprechendes Maß von Klugheit besitze. Zu dem Ende befahl er ihr, am nächsten Tage zu ihm an Bord zu kommen weder bekleidet noch ohne Kleider, weder fastend noch ohne etwas genossen zu haben, weder allein noch von Jemandem begleitet. Kraka versprach, am nächsten Morgen sich einfinden zu wollen, und um dem Befehle

des Königs nachzukommen, umwickelte sie sich mit einem zum Seehundsfang bestimmten Netze und ließ darüber ihr dichtes langes Haar herabwallen, welches allein fast im Stande war, sie ganz zu bedecken; um nicht fastend zu sein, biß sie in eine Zwiebel, und um nicht allein zu erscheinen, nahm sie ihren Hund mit sich. Regner war entzückt von der Erscheinung des Mädchens und fast noch mehr von ihrem Verstande. Er wollte sie sogleich bei sich behalten und ließ, um seinen Bitten noch mehr Nachdruck zu geben, die kostbaren Kleider Thoras hervorholen; allein Kraka verweigerte die Annahme, da sie die Gluth des Königs nicht noch mehr reizen wollte als dies durch ihre Persönlichkeit schon geschehen war. Nun wolle sie wieder zurück, sagte sie, wenn aber der König, von seinem Zuge heimkehrend, noch selben Sinnes sei, möge er nach ihr senden.

Regner kehrte bald zurück und Kraka folgte ihm als Gattin. Nach einer weit verbreiteten Sage, die noch heutigen Tages im Munde des Volkes lebt, soll diese Kraka eine Tochter des berühmten Sigurd Drachentödter und der durch ihren Flammentod bekannten Brunhilde gewesen sein und eigentlich Aslaug geheißen haben. Nach dem Tode ihrer Eltern ward das zarte Kind von dem treuen Heimer in einer Harfe verborgen und so nach Norwegen gerettet. Und wenn die Kleine zu klagen und leise zu weinen begann, griff Heimer in die Saiten, und siehe da — die Klage verstummte. Gewiß die schönste Allegorie von der Macht der Poesie und Musik, die denkbar ist. In Norwegen ward Heimer erschlagen von der alten häßlichen Grima und ihrem Manne, weil sie vermutheten, daß Heimer in der so treu von ihm behüteten Harfe Schätze berge. Sie fanden das Kind und gaben ihm den Namen Kraka (Krähe, ein Spott- und Schimpfname, da dieser Vogel im alten Norden eben so verachtet und gehaßt wurde, wie man den Raben heilig hielt.) Trotzdem Regner auf seinen vielen späteren Zügen häufig der Untreue sich schuldig machte, was man bei hohen Herren damals eben so entschuldbar, ja natürlich fand wie heut' zu Tage, so wußte sie doch sich in ihrer Stellung zu behaupten, und viel wird erzählt von ihrer Klugheit und Kühnheit, denn in Abwesenheit ihres Gemahls kam es sogar vor, daß sie in kriegerischer Rüstung an der Spitze des Heeres einherzog und Feinde, die in's Land gefallen waren, zurückwarf.

Regner indeß war bald hier, bald dort. So soll er die Sachsen unterworfen und die Finnen und Helsinger besiegt haben. In Schweden besuchte er seinen Unterkönig Eysten und sah dessen schöne Tochter Ingeborg. Regners Dienstmannen, denen die weise waltende Kraka oft im Wege sein mochte, waren der Meinung, daß Eystens Tochter eine würdigere Gemahlin für ihren König sei als die Tochter des häßlichen norwegischen Bauernweibs. Regner vernahm dies und unbeständig, wie er war, und dem ersten Eindruck nachgebend, verlobte er sich mit Ingeborg und verlangte nur, daß die Hochzeit bis zu seiner Rückkehr aufgeschoben werde. Bevor Regner seinen Sitz in der Heimath erreichte, verbot er dem Gefolge bei Todesstrafe, ein Wort gegen Kraka von dem Vorgefallenen laut werden zu lassen. Heimgekehrt empfing Kraka den Gemahl auf's Freundlichste und setzte sich schmeichelnd auf seinen Schooß, indem sie die weißen Arme ihm um den Nacken schlang. „Nichts Neues, Herr?“ fragte sie. Er wisse nichts, lautete die Antwort. Kraka wiederholte die Frage, als sie sich zur Ruhe legen wollten. Aber Regner gab vor, müde und schläfrig zu sein, und alle ihre Liebkosungen vermochten nichts über ihn. „Wohlan,“ sprach sie, „wenn du mir nichts Neues zu sagen weißt, dann will ich dir etwas erzählen und zwar eine gar absonderliche Märe; denn eine absonderliche Märe ist es doch wohl, wenn ein König, der schon eine Frau hat, noch eine zweite freit.“ „Wer verrieth das?“ fuhr Regner empor. „Bleibe nur ruhig, mein Lieber,“ erwiederte Kraka, „von deinen Dienstmannen hat keiner mir ein Wort verrathen; du entsinnst dich aber wohl dreier Vögel, die im Baume neben dir saßen, als du unterwegs deinen Mannen das Verbot ertheiltest; die unschuldigen Vöglein fliegen schnelle mit der Liebesbotschaft. Sie haben mich gewarnt.“ Und nun offenbarte sie dem Könige ihre Herkunft und Schicksale und zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussage weissagte sie ihm, daß der Sohn, dem sie in Kurzem das Leben geben werde, ein Muttermal in Gestalt eines Drachen um's Auge haben werde (Anspielung auf ihren Vater Sigurd, den Drachentödter). Es geschah, wie sie vorhergesagt hatte, und Regner bewahrte ihr die Treue. König Eysten jedoch begehrte Kampf, als er seine Tochter verschmäht sah. Nach wiederholten Kriegszügen siegte Regner auch hier, und Eysten ward gefällt.

Da es aber nicht die Absicht ist, die Quellen der Lodbrokssagen hier zu erschöpfen, so soll von den vielen Zügen nach den Ostseeländern, von dem bottnischen Meerbusen bis nach Wenden hin, nach England, Schottland, Irland und Flandern nicht weiter die Rede sein, und nur des tragischen Endes werde gedacht, das der gewaltige Held nach so vielen Thaten fand. — König Ella in Northumberland war mehrfach befehdet worden von den vielen Söhnen Regners, hatte sich aber trotz mancher Niederlage doch in seiner Herrschaft zu behaupten gewußt. Diesen zu bezwingen zog der gewaltige König aus, nahm jedoch im Hochgefühle seiner Kraft nur eine kleine, wenn auch auserlesene Schar mit sich. An der englischen Küste litt er Schiffbruch. Mit genauer Noth kamen die Recken an's Ufer, fanden hier aber den wachsamen König Ella mit einem ungeheuren Heere zum Empfange bereit. Es kam zum letzten Kampfe (wahrscheinlich 794). Regner trug in demselben weiter keine Rüstung als nur einen Helm; ein weißes seidenes Wamms, welches Kraka (Aslaug) ihm bei der Abreise geschenkt hatte, schützte ihn vor allen Wunden; in der Hand trug er den Speer, mit welchem er einst den Drachen erlegte, der den Thurm der schönen Thora bewachte. Nach langem Ringen wurden Regners Mannen überwältigt, er selbst zwischen den Schilden der Feinde so eingeengt, daß er dadurch wehrlos ward, und so brachte man ihn vor Ella. Der gefangene König war aber nicht dazu zu bewegen, seinen Namen zu nennen, und um ihn dahin zu bringen befahl Ella, daß er in einen Schlangenhof geführt werde. Es geschah, doch mußte man erst dem Helden das seidne Wamms abnehmen, weil keine Natter, kein Gewürm sonst ihm etwas angethan hätte. Schrecklich waren seine Qualen; allein er ertrug sie standhaft, und erst als die Ungethüme ihm das Herz zu zernagen begannen, brach er in die Worte aus: „Gnydja mundu grisir, ef galtar hag vissi,“ d. h. Grunzen würden die Ferkel, wenn sie des Ebers Qual kenneten. Regner starb. Seine Söhne aber rächten an Ella des Vaters Tod auf entsetzliche Weise.

* Die Inschrift des Höllenthors.

Das Sonntagsblatt wird nächstens Bruchstücke einer neuen Uebersetzung der „göttlichen Komödie“ Dante's von Adolf Doerr mittheilen. Wir lassen heute eine der berühmtesten Stellen des Gedichtes, die Inschrift des Höllenthors aus dem dritten Gesange der „Hölle,“ vorangehen, und zwar in einer Zusammenstellung der Uebertragungen von Streckfuß, Kannegießer, Schlegel und Doerr.

Karl Streckfuß.

Durch mich geht's ein zur Stadt der ewgen Qualen,
Durch mich geht's ein zum wehevollen Schlund,
Durch mich geht's ein zu der Verdammniß Thalen.

Gerechtigkeit war der Bewegungsgrund
Deß, der mich schuf, mich gründend that er offen
Allmacht, Allweisheit, erste Liebe kund.
Nicht ward vor mir Geschaffnes angetroffen,
Als Ewiges; und ewig daur' auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt hier jedes Hoffen.

K. L. Kannegießer.

Durch mich geht's in die Stadt voll Pein und Harm,
Durch mich geht's ein zum Schmerz, der nimmer schwindet,
Durch mich geht's unter der Verlornen Schwarm.
Gerechtigkeit trieb den, der mich gegründet,
Und in das Dasein mich zu rufen, waren
Allweisheit, Urlieb' und Allmacht verbündet.
Vor mir war nichts Geschaffnes zu gewahren,
Als Ewiges, und ewig bin auch ich;
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren.

Aug. Wilh. von Schlegel.

(in den „Horen" von 1795.)

Ich bin der Weg in's wehevolle Thal,
Ich bin der Weg zu den verstoßnen Seelen,
Ich bin der Weg zur Stadt der ew'gen Qual.
Mich schuf mein Meister aus gerechtem Triebe.
Ich bin das Werk der göttlichen Gewalt,
Der höchsten Weisheit und der ersten Liebe.
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden
Als ew'ges nur, und ewig währ' auch ich.
Ihr, die ihr eingeht, laßt die Hoffnung schwinden.

Adolf Doerr.

Ich führe nach der Stadt, zur Qual erkoren,
Ich führe zu der ew'gen Schmerzenspein,
Ich führ' in's Reich der Geister, die verloren.
Es rief mich aus Gerechtigkeit in's Sein
Mein hoher Meister, in mir offenbaren
Sich Weisheit, Macht und Liebe im Verein.
Vor mir war Ewiges nur zu gewahren.
Auch ich bestehe für die Ewigkeit.
An meiner Schwelle laßt die Hoffnung fahren!

---

* Für Julius Mosen.

Freunde des seit fünfzehn Jahren so schwer leidenden Julius Mosen haben sich, wie schon berichtet wurde, vereinigt, um dem Dichter durch Veranstaltung einer Gesammtausgabe seiner Werke eine Freude zu bereiten. Da es sich darum handelt, daß diese Ausgabe eine weite Verbreitung finde, so ist der Weg einer öffentlichen Subscription eingeschlagen worden. Indem aus demselben Grunde der Preis ein mäßiger sein muß, so ist eine starke Betheiligung der Lesewelt nothwendig, und die Presse erfüllt gern die Pflicht, allen Gebildeten die Unterstützung des Unternehmens an das Herz zu legen. Wir schließen uns der warmen Empfehlung an, welche das „deutsche Museum" in diesen Tagen ergehen ließ.

Es handelt sich hier um einen Dichter, der dem kranken Baume gleich von unheilbarem Siechthum befallen ward zu derselben Zeit, da die Knospe seines Genius sich eben am kräftigsten entwickelte. Wer kennt nicht „Die letzten Zehn vom vierten Regiment"? oder das Lied vom „treuen Hofer"? oder jenen „Trompeter an der Katzbach", der, von Wunden bedeckt, den letzten Athem seiner Brust hinaussendet in einer Siegsfanfare zu Ehren des befreiten Vaterlandes? Alle diese Lieder und noch manche andere, die derselben Quelle entflammen, werden noch heute in zahlreichen Kreisen gesungen, noch heute begeistert namentlich die Jugend sich an den schönen und herzerhebenden Empfindungen, welche darin ausgesprochen sind.

Allein das persönliche Verhältniß, das zwischen unsern Dichtern und dem Publikum obwaltet, ist von jeher ein sehr kühles und oberflächliches gewesen; eine berühmte Tänzerin, eine Sängerin, ein Schauspieler oder vielleicht gar ein berühmter Trapezspringer — ah gehorsamer Diener, um die kümmert sich jeder bei uns, von denen weiß alle Welt zu erzählen und mit pünktlicher Genauigkeit notiren die Zeitungen, Tag für Tag und Monat für Monat, wo jener Beinschwenker und diese Trillerschlägerin sich befinden, was sie thun und treiben und wie es mit der kostbaren Gesundheit steht. Dagegen was ein Dichter ist, ein deutscher Dichter, o natürlich, um dessen Leben und Treiben kümmert sich niemand bei uns, der hat ja seine Bücher, die für ihn Zeugniß geben, will er aber mit aller Gewalt, daß die Welt von ihm spricht, nun wohl, so lege er sich hin und sterbe, das ist für die Mehrzahl unserer Poeten die einzige Art, wie die Mitwelt erfährt, daß sie überhaupt jemals gelebt haben....

Und so werden auch von denen, die Julius Mosen's Lieder singen und seine Dichtungen verehren, vermuthlich nur die wenigsten bisher gewußt haben, daß der Dichter noch in unserer Mitte weilt, aber seit langen Jahren gefesselt von unheilvollem Siechthum und dadurch zu einer Unthätigkeit verdammt, die nicht ohne schwere Einbuße für unsere Literatur geblieben ist. Denn diese Krankheit überfiel den Dichter gerade in demselben Zeitpunkt, da er, angelangt auf dem Gipfel seiner männlichen Kraft, zur Klarheit gekommen war über die Welt wie über sich selbst und da wir somit von seinem Talente noch die reifsten und schönsten Früchte erwarten durften.

Julius Mosen wurde 1803 in Marieney, einem Dorfe des sächsischen Voigtlandes, geboren. Die Anfänge seiner literarischen Thätigkeit fallen somit in die Blütezeit der Romantik, und wie jeder, auch der begabteste Genius, die Spuren der Zeit und der Verhältnisse an sich trägt, unter denen er sich entwickelt, so tragen auch Mosen's Erstlingsdichtungen ein gewisses romantisches Gepräge, das der Objectivität und Plastik derselben nicht immer ganz vortheilhaft gewesen ist und das namentlich heutzutage, unter den so ganz veränderten Einflüssen der Gegenwart, uns zuweilen etwas fremdartig anblickt. Desto vertrauter dagegen ist uns noch heute der Ton, der gleichsam die Grundmelodie der Mosen'schen Dichtung bildet: das ist die patriotische Begeisterung des Dichters, das ist die Liebe, die er zu dem großen deutschen Vaterlande hegt, und der unerschütterliche Glaube, mit dem er an der Zukunft derselben hängt. Heutzutage ist es leicht, patriotisch zu denken und zu empfinden, der Stein, der so lange auf dem Quell unsers nationalen Lebens gelastet, ist gehoben, und es müssen entartete Herzen und verschrobene Geister sein, die sich heute noch der allgemeinen patriotischen Strömung entziehen können. Julius Mosen dagegen hing an der Idee des Vaterlandes und feierte dasselbe in Liedern und Gesängen zu einer Zeit, da den Weisen des Tages Patriotismus eine Thorheit und Vaterlandsliebe eine Narrheit war. In jenen faulen zwanziger Jahren, da der Nebel der Reaction seine giftigen Wolken über ganz Deutschland gebreitet hatte und da selbst Kunst und Wissenschaft das Knie beugten vor dem Götzen der Gewalt — damals schon, gleich einer verfrühten Lerche, stimmte Mosen seine patriotischen Weisen an und warb, ein echter Dichter, unbekümmert um den Erfolg des Augenblicks, für das Vaterland, das allverlassene! Julius Mosen ruft uns auf diese Art einen andern namhaften Dichter aus dem Anfang unserer romantischen Epoche ins Gedächtniß. Wir meinen Max von Schenkendorf; wie dieser, an der Schwelle der Romantik stehend, die Politik, das Vaterland,

die Freiheit zuerst in die Romantik einführt, so bildet Julius Mosen gleichsam den Uebergang von der Romantik zu jener politischen, jener vaterländischen Dichtung, die sich dann im Laufe der dreißiger und vierziger Jahre bei uns entwickelte und an der ihm selbst dann ein so wesentlicher Antheil beschieden ward.

Freilich nicht der Antheil, der seinem Talent und seinen Kräften angemessen. Mitte der vierziger Jahre als Dramaturg des damaligen Oldenburger Hoftheaters nach Oldenburg berufen, eine Stellung, die namentlich für Mosen's dramatische Wirksamkeit vom günstigsten Einfluß zu werden versprach, wurde er im Jahre 1848 von einer schweren Krankheit befallen, die ihn noch jetzt, nach einem halben Menschenalter, gefesselt hält und die leider keine Hoffnung auf Genesung mehr zuläßt. Ein Dichter von dem lebhaften und feurigen Temperament von Julius Mosen, den Kopf voller Pläne und Entwürfe, in einer Zeit wie diejenige, die wir seit 1848 verleben, und bei alledem gefesselt an's Krankenlager, unfähig, die Gebilde seiner innern Welt nach außen treten zu lassen, verdammt zu dumpfem Schweigen, während es innerlich gährt und kocht — o gewiß, es ist mehr als Qual des Prometheus, und wenn irgendeiner von den Dichtern der Gegenwart verdient hat, daß das Vaterland sich tröstend über ihn neige und Balsam in seine Wunden träufle, so ist es Julius Mosen, der Dichter der Freiheit, und nun schon seit fünfzehn Jahren in den Fesseln unheilbarer Krankheit.

Und die Gelegenheit dazu wird eben jetzt geboten. Hat Julius Mosen infolge seiner schweren körperlichen Leiden auch nichts Neues schaffen können und haben alle jene Entwürfe, mit denen er einst nach Oldenburg übersiedelte, unausgeführt bleiben müssen, so hat er doch seinen älteren Werken eine unausgesetzte Sorgfalt zugewendet und ist, mitten unter den Schmerzen und Entbehrungen, unausgesetzt bemüht gewesen, denselben denjenigen Grad von Vollendung zu geben, dessen sie nur irgend fähig. Mit einer Gesammtausgabe dieser älteren Werke beabsichtigt er, jetzt noch einmal aus der Stille seines Krankenzimmers vor seine Nation zu treten; es ist ein theures Vermächtniß, das Vermächtniß eines edlen, hochstrebenden Geistes, dem das Schicksal nicht gestattete, sich zu völliger Reife zu entwickeln — aber wie schön, wie verheißungsvoll sind schon diese Knospen und wer möchte zaudern, den Kranz, den die bleiche, abgezehrte Hand des Dichters daraus flicht, mit dankbarem Herzen entgegenzunehmen und in liebevoller Erwiderung ihm selbst um die frühergraute Schläfe zu winden?! Wir sind heutzutage so rasch bei der Hand, wo es sich darum handelt, das Andenken eines gestorbenen Dichters durch ein Standbild oder ähnliches Monument zu verherrlichen; nun wohl, diese Gesammtausgabe der Mosen'schen Schriften ist auch ein Denkmal und zwar ein Denkmal, das der Dichter sich selbst errichtet, ein Denkmal nicht aus Erz oder Stein, sondern aus dem Geist, der uns alle belebt und der der Zukunft unsers Vaterlandes vorleuchtet!

Die beabsichtigte Gesammtausgabe wird in zwölf Bänden erscheinen. Der erste Band soll die vermischten „Gedichte", der zweite die beiden größeren Dichtungen „Ahasver" und „Ritter Wahn" enthalten. Die drei folgenden werden die dramatischen Arbeiten des Dichters umfassen, also namentlich „Otto III.", „Rienzi", „Die Bräute von Florenz", „Heinrich der Finkler", „Wendelin und Helena" „Herzog Bernhard von Weimar", „Der Sohn des Fürsten", „Don Juan von Oesterreich" (noch ungedruckt). Band 6—11 werden die erzählenden Dichtungen des Verfassers enthalten, darunter die 1846 erschienenen „Bilder im Moose", den zweibändigen Roman „Der Congreß von Verona", die Novelle „Georg Venlot" und bisher noch ungedruckte „Erinnerungen". Der zwölfte und letzte Band wird ein ebenfalls noch nicht veröffentlichtes dramatisches Fragment „Oliver Cromwell" „Vermischte Aufsätze" und „Neuere Gedichte" bringen. Die Ausgabe wird in ungefähr 40 Lieferungen zu je 4 Sgr. erfolgen; natürlich konnte dieser außerordentlich niedrige Preis, demzufolge das Ganze nicht über 4—6 Thaler kosten wird, nur in Voraussetzung der allgemeinsten Theilnahme angesetzt werden, und dieser das Unternehmen auch unsererseits zu empfehlen, ist der Zweck dieser Zeilen; mögen dieselben nicht ganz erfolglos bleiben!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Attische Studien. 1. Pnyx und Stadtmauer. Von Ernst Curtius. — Geschichte der evangelischen Kirche Danzigs. Von E. Schnaase. — Sadducäer und Pharisäer. Von A. Geiger. — Die Findelhäuser und das Findelwesen Europa's. Von F. S. Hügel. — König Nal und sein Weib. Indische Sage, deutsch metrisch bearbeitet. Von C. Lobedanz. — Historische Novellen. 2 Bde. Von A. E. Brachvogel. — Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege. Von J. von Wickede.

* Das Goethehaus in Frankfurt. Das in Frankfurt bestehende deutsche Hochstift, geleitet vom Dr. Volger, dessen Hauptthätigkeit in Vorträgen über Gegenstände der Wissenschaft und Kunst besteht, hat nicht ohne große Mühe, aber doch mit Erfolg die Mittel zusammenzubringen gesucht, das Goethehaus am Hirschgraben in Frankfurt vor dem Schicksal des Verkaufs und der Verwendung zu Privatzwecken zu bewahren. Die vom Hochstift veranstalteten Sammlungen zum Zwecke der Erhaltung des Goethehauses zur Erinnerung des Dichters haben einen so guten Fortgang, daß die Erwerbung des Gebäudes gesichert ist. Der kürzlich verstorbene Cotta hat einen bedeutenden Beitrag gezeichnet, man hofft aber, daß man den Kaufpreis (56,000 Gulden) in Frankfurt selbst decken kann. Die Frau Rath hatte das Haus im Jahre 1795 mit Genehmigung ihres Sohnes und ihres Schwiegersohnes Schlosser um 22,000 Gulden verkauft. Im folgenden Jahre erwarb es die Familie Rössing um 28,000 Gulden und verkaufte es 1858 für 10,000 Gulden an einen Tapezierer, der nun mit 16,000 Gulden Nutzen es dem Hochstift abtritt. Diese Gesellschaft will das Haus nun so wiederherstellen, wie es um die Zeit, da Goethe's Schilderung seiner Jugend beginnt, eingerichtet war; einige innere Veränderungen, welche der letzte Besitzer vorgenommen hatte, sind leicht zu beseitigen, indem es sich nur um mehrere fortzubringende Wände und ein Treppengeländer handelt. Bisher befanden sich in dem Goethehause neben der Tapeziererwohnung ein Bücherladen und eine Theateragentur. — Das Schillerhaus in Weimar ist von der Stadt erworben worden; den ersten Stock bezieht demnächst der Vorstand der Schillerstiftung.

* Vermischte Nachrichten. In Würtemberg hat der in Stuttgart lebende begabte Dichter A. Dulk den Frommen im Lande groß Aergerniß gegeben. Er hat nämlich eine Art von modernem Passionsspiel, eine dramatische Bearbeitung des Lebens Jesu, den er als geschichtliche Person vom rationalistischen Standpunkt aufgefaßt hat, in Stuttgart und Tübingen vorgelesen. Dabei sind vielfach die Worte Jesu, überhaupt das Faktische der biblischen Erzählung benutzt, die Gestalten und der jüdische Volkscharakter nebst den anderen Elementen charakteristisch und mit viel Poesie gezeichnet, dem Ganzen aber eine Haltung gegeben, welche den höchsten Zorn der Auserwählten wachgerufen hat. Nachdem von Tübingen aus ein Unwetter über den Dichter ergangen, kündigte er als Erwiderung auf die Angriffe seiner Gegner eine Vorlesung seines Drama's in Stuttgart an. Die „Süddeutsche Zeitung" berichtet nun: Als die von der ziemlich zahlreichen und gewählten Zuhörerschaft mit gespannter Aufmerksamkeit fast drei Stunden lang angehörte Vorlesung des „Drama Jesu" zu Ende war, erhob sich der Vertreter des durch einen hohen Grad humaner Cultur eben nicht berühmten Bezirks Herrenberg (der seine kirchlich-ästhetische Bildung hauptsächlich dem Prälaten Kapff, dem glücklichen Concurrenten des weltbekannten Missionars Hebich, verdankt) — erhob sich der Advocat Oscar Wächter, einst rother Socialist, jetzt krasser Pietist, und protestirte im Namen des Christenthums gegen diese unheilige Behandlung der heiligen Geschichte. Herr Dulk erwiderte ruhig, dieses Werk sei für denkende Menschen und Christen geschrieben — und verließ unter dem rauschenden Beifall sämmtlicher übrigen Zuhörer den Saal. Die „unheilige Geschichte" wird nun wohl in den Blättchen der Pietisten eine Zeit lang den stehenden Gegenstand ihrer Anatheme bilden. — Das Kapitel des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst in München erneuert das schon am 18. Juni 1861 erfolgte Ausschreiben eines von dem König Max bestimmten Preises von 200 Stück Dukaten für Dramen aus der baierischen Geschichte. Der Termin zur Einsendung der concurrirenden Dramen ist bis zum 1. October d. J. offen gelassen. — In Braunau will man an der Stelle, wo am 26. August 1806 der Buchhändler Johann Philipp Palm als Opfer des napoleonischen Despotismus fiel, ein Denkmal errichten. Der Aufruf zu Beiträgen ergeht soeben in den öffentlichen Blättern. Die Nürnberger denken daran, ihrem großen Mitbürger Hans Sachs ein Standbild zu errichten, wie sie es dem Albrecht Dürer zu Ehren gethan haben. — Wie aus München berichtet wird, ist das Standbild Iffland's, welches König Ludwig von Baiern anfertigen läßt und mit dessen Ausführung Professor Widnmann daselbst beauftragt ist, im Modell vollendet. Dasselbe stellt den

großen Schauspieler im Costüm seiner Zeit, in Frack und Kniehosen dar; der Mantel, den der Künstler auf ausdrücklichen Wunsch des Königs hinzufügen mußte, deckt nur die eine Seite des in ausschreitender Bewegung gedachten Körpers. In der Hand hält Iffland eine Papierrolle, das Antlitz ist etwas empor und zur Linken gewendet. Die Maske zur Rechten deutet die Kunst an, der Iffland sein Leben gewidmet hatte. Die Statue, die eine Höhe von 10 Fuß hat und demnächst in der königlichen Eisengießerei zu München gegossen werden soll, ist für Mannheim bestimmt, wo sie ihre Stelle auf dem Platz vor dem Theater finden wird, dem Iffland bekanntlich eine Reihe von Jahren, und zwar gerade seine glücklichsten und fruchtbarsten Jahre, angehörte (1779—96.) Auch die für München bestimmte Schillerstatue, ebenfalls ein Geschenk des Königs Ludwig, ist im Guß vollendet; die Aufstellung wird vermuthlich am nächsten Geburtstag Schiller's stattfinden. — Die große, vom König Ludwig errichtete, Kehlheimer Befreiungshalle soll noch in diesem Jahre, wahrscheinlich am 18. October, feierlich eingeweiht worden. — Die Ausgrabungen in Pompeji, welche bekanntlich seit dem Regierungswechsel mit großem Eifer betrieben werden, haben in letzter Zeit wiederholt Funde von künstlerischem Interesse zu Tage gefördert. Die noch unter dem alten Regiment begonnene Ausgrabung der „neuen Thermen“ ist beendet; es fanden sich dabei namentlich einige mit Stucco, statt mit Malerei verzierte Wände. In der Nähe des „Hauses des Sirieus“ kam eine schöne kleine Bachusfigur von Bronze zum Vorschein. Besonders interessant sind endlich zwei in der „Straße des Holkonius“ gelegene Häuser mit verschiedenen Resten von Plastik und architektonischer Ornamentation. — In Mannheim starb kürzlich der berühmte Theater-Maschinist Mühldorfer, der sich vom einfachen Tischlergesellen bis zu dem in seinem Fach unübertroffenen Künstler emporgearbeitet hatte.

* Bogumil Goltz. Der vielgenannte Reisende und Schriftsteller Goltz, den vor ein'gen Wochen A. von Ege den Lesern des Sonntagsblattes vorführte, ist, wie neulich bemerkt wurde, auf einer Reise begriffen und hält in verschiedenen Städten Vorträge. Das geschah kürzlich an drei Abenden in Köln unter lebhafter Theilnahme der gebildeten Welt dieser Stadt. Wir berichten nach der Kölnischen Zeitung über die Vorträge des Herrn Goltz. Gleich am ersten Abend erhielten die Zuhörer durch die Vorlesung des liebenswürdigen Humoristen eine sehr heitere Anregung. Derselbe wußte seine geistreichen Antithesen, die einen Hauptbestandtheil seiner Darstellung ausmachen, seine scharfsinnigen auf reicher Beobachtung basirenden Bemerkungen über die Natur des Weibes mit überzeugender Gewalt zur Geltung zu bringen. Oft erregten seine mit der Gewalt und Fülle eines heißen Geisers hervorsprudelnden Genrebilder lautes Beifallsgelächter. Er machte es übrigens mit der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts wie die alten heidnischen Hirten, welche ihre Götzen bald anbeteten, bald schlugen, so daß wir kaum wissen, ob die anwesenden verehrlichen Damen sich im Ganzen geschmeichelt fühlten oder nicht. — In der zweiten Vorlesung gab Goltz Erinnerungen aus Egypten, Eindrücke jener in den Jahren 1849 und 1850 ausgeführten Wanderung durch das wunderreiche Nil-Land, welche er in dem Werke „Ein Kleinstädter in Aegypten“ so originell geschildert hat. Dieselbe unvergleichliche Anschaulichkeit, mit der wir ihn neulich Thatsachen des Gemüths und der sittlichen Lebensgewohnheit zu einem alle Gegensätze umfassenden und verschmelzenden Charakterbilde der weiblichen Natur gruppiren sahen, bewährte sich hier, wo das bunteste Gedränge sinnlicher Erscheinungen sich vor unseren Blicken in klare Uebersicht zusammenordnete. Mit Einem Ruck, wie der echte Poet, versetzte uns der Vorleser mitten in jene fremde Welt, das tausendfältige zauberhafte Farbenspiel, welches den Ankömmling wie ein Märchen der Tausend und Einen Nacht befängt, unserer Einbildungskraft in die vertraulichste Nähe bringend. Ein Blick in die Gassen-Mysterien von Kahiro! Wir selbst glauben zu sehen mit dem durchdringenden, die Seele der Dinge ergründenden, das Chaos beherrschenden Auge, das, rasch von Gegenstand zu Gegenstand hinüber- und herüberwechselnd, niemals die Ruhe verliert, des verworrensten Andranges von Bildern Meister bleibt. Wenn uns dann der zuverlässigste, stets aufgeräumte, nie aus der Fassung gebrachte Führer aus diesem Gewühl zu der Betrachtung der Pyramiden von Gizeh, der Riesentrümmer von Karnak und Luxor geleitet, so mahnt uns das sichere heimische Behagen, mit dem wir in seiner Gesellschaft all den exotischen Wundern gegenüber uns befinden, an die Wirkung eines anderen, tieferen Reizes, der den Abenteuern der Phantasie, den Ueberraschungen des Geistes erst wahren Gehalt und bedeutenden Zusammenhang verleiht. Es ist die schöne menschliche Freiheit des Gemüthes, der liebevolle Humor, womit die Geheimnisse, die der natur- und geschichtsforschende Poet den Dingen abfragt, in eine große, gottbeseelte Weltanschauung erhoben werden. Die echte, innerlich gespannte Aufmerksamkeit, mit der das zahlreiche Auditorium, zuletzt in lebhaftem Beifall seinen Dank bezeigend, dem Vortrage folgte, entsprach ganz dieser sympathischen Bewegung, welche der geistreiche Darsteller, der abbildende Künstler allein niemals erwecken kann. — Der dritte Vortrag führte die Zuhörer auf den eigentlichen Mutterboden der schriftstellerischen Thätigkeit des Herrn Goltz. Die Lebenseindrücke, aus welchen dies seltene Ingenium der Menschenbeobachtung seine erste reichliche Nahrung sog, gehören dem Gränzbezirke an, wo sich die Eigenthümlichkeiten polnischer, russischer und deutscher Volksart in den merkwürdigsten Berührungen zusammen finden. In dem nicht genug bekannten Buche „Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen.“ (3 Bde. Leipzig, Brockhaus, 1852), einem Schatz von lebendiger Gedanken- und Gestaltenfülle, lehrt Bogumil Goltz uns die Schule kennen, die ihn zu den praktischen Studien der Mannsjahre so trefflich erzogen hat. Dorthin konnte jene Lieblingsrichtung auf vergleichende Ansichten der Volks- und Völkerpsychologie, der wir in seinem Werke: „Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und civilisirten Nationen.“ (Berlin, Franz Duncker, 1858), die vielseitigsten, interessantesten Aufschlüsse verdanken, sich gründlich entwickeln, während der für Charakter-Parallelen ganzer Nationalitäten geübte Sinn zugleich an einer unvergleichlichen Auslese origineller Einzel-Figuren die üppigste Weide fand.

* Bremen, 20. März. Im Künstlerverein war vorgestern ein geschichtlicher Musikabend, der fünfte dieses Winters, der zehnte der ganzen Reihe, deren Aufgabe eine Uebersicht der Entwickelung der deutschen Tonkunst von Bach und Händel an bis auf unsere Tage ist. Nachdem an den letzten Abenden dieses Cyclus Beethoven und Weber geschildert und eine Anzahl ihrer Compositionen aufgeführt waren, folgte nun Ludwig Spohr. In der Einleitung wurde auf die Stellung dieses Meisters innerhalb der geistigen Bewegung unseres Jahrhunderts auf musikalischem Gebiete, auf seine eigenthümliche und selbständige Weise des Denkens und Schaffens, die hohe Bedeutung seines Violinspiels und die weitgreifende Thätigkeit auf allen hervorragenden Gebieten der Tonkunst hingewiesen. Da die Verhältnisse es nicht gestattet hatten, Orchesterwerke Spohrs zur Aufführung zu bringen, so waren bei der Auswahl von Compositionen solche berücksichtigt worden, die man sonst im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht zu hören bekommt. Herr Behr sang die melodiöse, weiche Arie des Vasquez aus der Oper „der Alchymist“ (1830) und eine Arie aus der wenig bekannt gewordenen Cantate „das befreite Vaterland“ (1814). Herr Ernst Rakemann blies das Adagio aus einem der Concerte, welche Spohr für seinen Freund, den berühmten Clarinettisten Hermstedt, componirt hat. Endlich vereinigten sich die Herren E. und L. Rakemann, C. Klier, Ulrici und H. Funck zur Aufführung des Quintetts für Pianoforte, Flöte, Clarinette, Fagott und Horn (C moll, Op. 52.) In den für den April und Mai in Aussicht stehenden geschichtlichen Musikabenden werden Marschner, Schubert, Schumann und Mendelssohn zur Besprechung kommen. — Die Abtheilung des Vereins für Bremische Geschichte und Alterthümer hatte gestern eine Versammlung, welche der Feier des Jahrestages ihrer Stiftung galt und sich zu einer patriotischen Erinnerung gestaltete. Herr Senator Lampe sprach über die Befreiung der Hansestädte vom französischen Joch im Jahre 1813, indem er vornehmlich Tettenborns Einzug in Hamburg am 18. März, die Kämpfe der hanseatischen Legion und die Schicksale Hamburgs unter der Gewaltherrschaft von Davoust beleuchtete.

Am 16. März schloß Herr J. G. Kohl seine Vorlesungen mit einer Betrachtung des Malerischen und Poetischen, welches unsere alten Städte darbieten. Er trat dabei gewissermaßen als Advokat der Städte auf und machte Front gegen die allzu zärtlichen Verehrer der Naturschönheiten, besonders auch gegen eine Richtung der Dichtkunst, welche immer nur Wald und Wiese, Höhen und Bergströme des Preisens werth hält und weder Auge noch Ohr hat für die mannichfachen ästhetischen Genüsse und poetischen Anregungen, welche sich uns in den Städten darbieten. Diese letzteren, die Reize, welche den Städten, den Ausgangs- und Mittelpunkten der Cultur, eigenthümlich sind, die beglückenden Verhältnisse und Anschauungen, welche der Aufenthalt in den Städten im Vergleich zu dem auf dem Lande darbietet, das alles legte der Redner ausführlich und beredt dar, indem er dabei in gleicher Weise auf das geographische, klimatische und historische Element, die liebliche von den Menschen in den Städten geschaffene „künstliche Natur“ (Gärten und Blumen), den überaus geweckten, lebhaften und feinen Sinn gerade der Städter für die Naturschönheiten, die sonstigen guten Eigenschaften, welche das Zusammenleben in den Städten am Menschen ausbilde, das Marktleben und überhaupt das kosmopolitische Element in vielen Städten, die Architektur, endlich auf die Schattenseiten der neueren Entwickelung der Städte Rücksicht nahm. Die höchst anmuthige und poetische Schilderung eines Tages aus dem Leben einer Stadt mit allen seinen bunten, wechselnden Erscheinungen schloß die sinnige Betrachtung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 13. Bremen, 29. März. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Brief Varnhagens von Ense an Johann Smidt.

Aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse des Bürgermeisters Smidt von Bremen wurde uns der hier folgende Brief Varnhagens von Ense aus dem December 1819 an (den zu jener Zeit in Wien als Mitglied der Ministerial-Conferenz verweilenden) Smidt zum Abdruck mitgetheilt. Dieser Brief ist in doppelter Beziehung interessant; einmal als bezeichnend für das Wesen des Verfassers, dessen diplomatische Laufbahn damals grade zu Ende gegangen war; sodann wegen der Zeit der Abfassung. Es war die Periode der Karlsbader Beschlüsse, der Einführung der Censur, der Demagogen-Verfolgungen; wenige Tage nachher siegte auch in Preußen die Reaction vollständig, indem Wilhelm von Humboldt und die übrigen liberalen Mitglieder des Ministeriums entlassen wurden.

* * *

Berlin, den 24 December 1819.

Der Wunsch und das Verlangen, Ihnen zu schreiben, hochverehrtester Freund, haben mich unausgesetzt erfüllt, seit ich Sie verlassen! Es gehörte der ganze Umfang von Rücksichten dazu, als kürzlich für jeden Schreibenden geboten worden, um ein Stillschweigen zu begründen, das mir so lästig fallen mußte, und noch jetzt den größten Theil meines Briefwechsels unterdrückt hält. Denn ich, der ich mit aller Freimüthigkeit eines reinen Bewußtseins meine Gesinnung niemals verhehlt, der ich gegen hohe und höchste Behörden noch stets ohne Scheu mein ganzes Herz auszuschütten bereit sein darf, ich möchte doch keineswegs jede freundschaftliche Mittheilung dem ungewissen Schicksal aussetzen, auf das jeder Briefwechsel gefaßt sein muß, wenn der Unverstand oder Halbverstand untergeordneter Leute einmal darüber fällt. Man sagt aber allgemein, und ich glaube es, daß die Gefahren dieser Art für Briefe sich täglich vermindern, und ich gebe Ihnen daher getrost einige Mittheilungen über mein persönliches Ergehn, die ich Ihrem freundlichen Antheile längst schuldig geworden! — Der Aufenthalt von Berlin, obgleich unangenehme Verhältnisse mich hieher gerufen, ist mir im Allgemeinen so wichtig und werth, und bietet mir andrerseits so ungemeine Annehmlichkeit, daß ich der unerwünschten Veranlassung fast ganz vergessen habe. Die nichtswürdigen Verläumdungen, die gegen mich ausgestreut worden, sind in ihrer lächerlichen Erbärmlichkeit schnell zu Boden gefallen, und es wird wohl kein Vernünftiger noch einigen Glauben daran heften. Auch ist mir, dies ist sehr zu beachten, in Bezug auf jene Dinge bis diese Stunde noch keine Sylbe des Vorwurfs gemacht worden, von Seiten des Fürsten von Hardenberg habe ich im Gegentheil die freundlichste Aufnahme erfahren, wie denn überhaupt seine edle wohlthuende Persönlichkeit unter keinen Umständen sich verläugnen mag! Von einer Bestimmung nach Nordamerika ist nicht mehr die Rede; sie hätte für mich, wegen meines häuslichen Verhältnisses, nichts Zuständiges gehabt, und meine darüber ausgesprochene Ansicht schien hinlänglich um die Sache rückgängig zu machen: allein es kommen noch allgemeine diplomatische Gründe hinzu, welche wahrscheinlich die ganze Sendung vor der Hand unterbleiben lassen. Wegen meiner anderweitigen Anstellung bin ich ganz unbesorgt, es muß mir eine werden, die mit dem, was ich nach der gewöhnlichen Schätzung der Dinge verlangen kann, übereinstimmt; überdies ist man mir eine Art Ersatz schuldig; und zuletzt bin ich immer derselbe, der ich bin, und bedarf keiner Gunst und Gnade, sondern stehe auf eignen Füßen. Unterdessen befind' ich mich hier auf dem Schauplatze der reichhaltigsten Bewegung und der lehrreichsten Erfahrung; jedes Ereigniß, jede Beziehung in den öffentlichen Angelegenheiten regt meinen aufmerksamsten Antheil auf, und erscheint mir im erhöhten Reize eines stets heller werdenden allgemeinen Weltverständnisses. Diese Muße, dieser Stoff der Beobachtung, sind für meine politische Entwickelung von entscheidendem Werthe, und vielleicht ist die Störung, die meine Abberufung von Karlsruhe mir verursachte, schon weit ausgeglichen durch die Schule, die ich hier durchlebe! Denn wer kann in Abrede stellen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt für die Gestaltung der Zukunft, besonders aber für die Hoffnungen und Besorgnisse Deutschlands, von außerordentlichster Bedeutung ist, wie die letztvergangenen Jahre durchaus keinen ähnlichen aufweisen? Der Augenblick scheint sogar die Hauptstadt Berlin in diesem Betreff über Wien und Frankfurt zu erheben. Bei all diesem vorliegenden Stoffe verhalt' ich mich doch lediglich betrachtend, wie es meine Lage mit sich bringt; zwar fühle ich wohl, daß ich über die meisten der jetzt in Bewegung gesetzten Gegenstände meine eignen Ansichten besitze, und ich fühle mir zugleich die Kraft und Geschicklichkeit, diese Ansichten auszusprechen in gehöriger Weise und zu verfechten, allein ich trage doch Bedenken, einem inneren Berufe ohne äußere Aufforderung zu folgen, und will dem Schicksal überlassen, ob es mir die letztere einmal in einem Staatsrathe oder wie sonst immer zuwenden will. Zudem bin ich auch noch jung genug, um nicht gleich ungeduldig zu werden, wenn nicht alles nach meinem Sinne ist; ich kann manches abwarten, was

die Zeit in ihrem Wechsel heraufführen muß: ich fülle mir indeß das Gedächtniß mit Sachen und Namen, die mir in der Zukunft gegenwärtig sein sollen! — Ein andres wäre es, wenn ich ganz ohne Rücksichten und ohne näheres Staatsdienerverhältniß dastände; in diesem Falle würde mir der innere Antrieb genügen, um aufzutreten, und ich würde als Schriftsteller nicht ohne Wirkung sein. Vielleicht sollte ich mich dieser Laufbahn jetzt hingeben, da grade die allgemeine Censuranstalt die günstigste Bestimmung dafür giebt, wenigstens für mein Talent, denn ich wollte schon alles mit Censur zu sagen wissen; ohne Censur aber kann jeder schreiben! Doch, ohne Scherz, ich sehe die Censur nur für ein Sylbenmaß an, das zuweilen hindert, oft aber auch durch seine Schwierigkeit grade neue Verbindungen und Schönheiten des Ausdrucks weckt. — Aus dem, was ich bisher gesagt, werden Sie, geehrter Freund, eine richtige Vorstellung von meiner hiesigen Lage und Stimmung bekommen; ich darf in der That wenig darüber klagen, es ist weder Aufgereiztheit noch Niedergeschlagenheit darin herrschend, von letzterer bin ich überhaupt kein Freund. Ich habe hier eine große Zahl von nahen Bekannten und wahren Freunden wiedergefunden; treue und eifrige Freunde, und dazu ganz neue Gönner und Beschützer, auf die mir nie eingefallen wäre zu rechnen. Diese Erscheinung hat mich schon in Karlsruhe und Baden erfreut, daß Achtung und Zutrauen in dem Maße herzutreten, als äußerliche Begünstigung zurückweicht; auf diese Erfahrung darf ich stolz sein, denn sie ist ohne wahre Rechtschaffenheit und selbständigen Werth nicht als möglich zu denken. Ich sehe eine außerordentliche Menge von Leuten hier, aus allen Klassen und von allen Farben, auch ohne diejenigen zu rechnen, die ich in den zahlreichen Abendassembleen unsrer Herren Minister finde; ganz besonders angenehm ist mir der Umgang mit manchen Gelehrten, deren Art hier im Ganzen viel vorzüglicher ist, als im südlichen Deutschland. Da ich in Wahrheit zu keiner der Parteien gehöre, die hier kenntlich geworden sind, so habe ich die größte Unbefangenheit und Freiheit im geselligen Verkehr, und darf die heterogensten Männer zusammen behalten, so z. B. morgen Mittag beim Herrn General Gneisenau speisen, und Abends den Herrn Minister Schuckmann besuchen. Ich führe dies an, weil sonst die Parteisucht die Menschen, wie noch nie vorher, getrennt hält und einander entfremdet, wodurch die ehemalige freie Geselligkeit Berlins so gut wie vernichtet ist! In manchen Stücken hat mir der Zufall sonderbare Fügungen gebracht, ich habe zum Beispiel seit meinem Hiersein noch nicht ein einziges Mal den Herrn Minister von Humboldt gesehn, dagegen aber von ungefähr die merkwürdige Bekanntschaft des Herrn von Kampz gemacht! — Ein angenehmes Wiedersehen hatte ich mit Dr. Sieveking, der hier durch nach St. Petersburg gereist ist; ich fand ihn in Ansichten und Haltung fortgeschritten, seit wir uns nicht gesehn hatten; er versprach mir zu schreiben, ich habe aber noch keine Nachricht von ihm. —

Von dem Gange der politischen Dinge im Allgemeinen werden Sie von mir nichts hören wollen, da sich wenig darüber sagen läßt, was wir nicht längst in alten Büchern gelesen hätten; im Tacitus, im Moniteur, im Bailleul. Eine Bemerkung nur drängt sich mir immer stärker auf und steigert sich zuweilen bis zu Schaudern: ich meine den täglich fühlbareren Mangel an politischen Talenten in Deutschland, den Mangel an fähigen Leuten überhaupt, wodurch entsteht, daß eine große Anzahl von Stellen im Staate nur einfach besetzt sind, und keine Wahl für Veränderung übrig bleibt! Der Finanzminister, um den der König von Würtemberg bemüht gewesen, der Minister des Innern, den der Großherzog von Baden bei mir erkunden gewollt, sind noch nicht gefunden! Ganze Parteien giebt es, die kein einziges Talent in ihrem Kreise besitzen. Hierin hat Frankreich einen großen Vorzug vor Deutschland, dort wimmelt es von guten Geschäftsmännern, und zwanzig Ministerien kann man zusammensetzen, ohne daß man zu durchaus untauglichen Leuten zu greifen brauchte; sonst war der Vorzug auf deutscher Seite. —

Sie haben ohne Zweifel die Schrift des Herrn von Ancillon gelesen; sie hat hier großes Aufsehen gemacht; Manche hielten dieselbe für das Zeichen des Uebertritts dieses Staatsmannes auf die Seite der Liberalen; ich kann dies nicht eben darin finden, glaube auch nicht, daß eine Verfassung, wie sie nach obiger Schrift gedacht werden kann, großes Heil bringen würde. Meines Freundes Wilhelm von Schütz ausführliches Buch über Herrn von Stourdza's Denkschrift konnte wegen des schweren Vortrags wenig eindringen; sie hat jedoch in ihrer leidenschaftlichen Mittelaltersucht auch viele rege Gedanken, die in ihrem lebendigen Bezuge auf die Gegenwart sehr zu beherzigen wären! Am meisten Aufsehn macht jetzt der Wiederabdruck des Sendschreibens, welches Herr von Gentz im Jahre 1797 dem Könige bei dessen Thronbesteigung gewidmet hatte; der Einfall zu diesem Wiederabdrucke ist sehr beißend, und für den Verfasser des Sendschreibens nicht freundschaftlich; dieser wird ungemein verletzt sein, und vielleicht gar verdrießliche Wirkung davon in seinen Verhältnissen spüren. Seinem Talentgenossen, Herrn von Chateaubriand, ist auf solche Weise der empfindlichste Schaden zugefügt worden. Diese Schriften, denen sich noch Dräseke's Predigten, eine neue Auflage der Schrift von Görres, zwei deutsche Nachdrücke von Pradts Karlsbader Kongresse, und des alten Voß unerbittliches Losbrechen gegen Stolberg, und vielleicht noch manches mir Unbekannte, anschließen, bilden eine Reihe von freien Aeußerungen in dem kaum begonnenen Zeitraum des Reiches der Censur, wie sie früher, bei fast unbegränzter Preßfreiheit, manches Jahr nicht aufzuweisen hatte! Hieraus läßt sich erkennen, daß die Regierungen wirklich den Sinn nicht haben, den die französischen Blätter ihnen vorgeworfen haben, denn keine jener Schriften ist verboten; zugleich wird die frühere Ansicht des Herrn von Gentz dadurch bestätigt. —

Wir sehn mit gespannter Neugier den Ergebnissen des Wiener Konklave's entgegen. Sie werden darüber nichts Näheres mittheilen wollen noch können, auch würde ich Sie kaum darum bitten mögen, da mir dasjenige, was zu wissen noth ist, hinlänglich bekannt wird. Ich hätte eigentlich nach Wien kommen sollen; wenn man mich dort nicht vermißt, so ist es nicht meine Schuld!

Lassen Sie mich aber baldigst von Ihrem persönlichen Wohlergehn gute Nachricht erhalten! Sie haben doch wohl Ihre Familie bei sich? Meine Frau, die hier weniger zufrieden, unaufhörlich leidend und nur nach Ruhe und Stille verlangend ist, trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie und die Ihrigen auf. Lassen Sie auch unsren Freunden die besten Grüße zukommen, insbesondre Friedrich Schlegeln, wenn er noch in Wien ist. Herr von Gentz ist wohl überaus beschäftigt; findet sich der Anlaß, so sagen Sie ihm ebenfalls, daß wir seiner bestens denken. —

Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und erfahren Sie alles mögliche Liebe und Gute auf allen Ihren Wegen! Mit herzlichster Ergebenheit Ihr K. A. Varnhagen von Ense.

* Aus Motley's „Abfall der Niederlande".

Die treffliche, zu Dresden in drei Bänden erschienene, Uebersetzung von Motley's „Abfall der Niederlande" (Dresden, Kuntze) hat diesem ausgezeichneten Geschichtswerke, welches sich in seiner histographischen Schönheit den berühmten Arbeiten eines Prescott

ebenbürtig an die Seite stellt, auch in Deutschland rasch einen weitern Leserkreis eröffnet. Gegenüber der hoffähigen „Objektivität" nämlich, mit der ein Leopold Ranke die Epoche des einsetzenden Staatsabsolutismus nach dem Schlusse des Mittelalters behandelt, so daß die einzelnen Personen eigentlich nur zu Trägern der obwaltenden Staatsideen werden, führt Motley dem Leser die individuellen Gestalten inmitten der Verhältnisse mit Fleisch und Blut entgegen und bietet ihm dadurch ein um so tieferes Verständniß der historischen Vorgänge dar, als grade in der Periode des europäischen Staatsabsolutismus von dem Charakter der wenigen Herrschenden so viel abhing. Auch zieht er die ökonomisch-socialen Zustände der Länder, welche Ranke fast gar nicht berücksichtigt, als Grundlage der politischen Gebilde unausgesetzt in Betracht; das gegebene Stadium der allgemeinen europäischen Staatsentwicklung in seinen bestimmten wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen und kulturlichen Gestaltungen bildet durchweg den großen Hintergrund, vor welchem das Drama des gewaltigen niederländischen Freiheitskampfes spielt. Derselbe wird dadurch zu einer glücklichen Fortsetzung der Anstrengungen, vermittelst deren in der Reformation zuerst Deutschland den Staat und die Kirche freiheitlich, national und unabhängig hinzustellen strebte. Gegen den spanischen Philipp, dieses Schwert des Absolutismus und der römischen Priesterherrschaft, fochten in Holland Protestantismus und nationale bürgerliche Freiheit zu gleicher Zeit; bis dann endlich, unterstützt durch die in der nämlichen Epoche vor sich gehende nationale Entwicklung Englands, das Nationalprincip im inneren und zwischenländischen Leben der Völker im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Europa zur Geltung kam und fortan die verschiedenen Staatskörper mit ihren Kolonialbesitzungen, individuell abgegrenzt im Raum und in der Politik, einander gegenüber standen.

Vom Uranfange der niederländischen Geschichte spinnt aber Motley seine Fäden bis zu dem Zeitpunkte hin, in welchem das Schicksal unseres ganzen Erdtheils in dem Delta des Rheines entschieden wurde. Es gilt ihm, den untersten Volksstoff zu finden, aus dem die zähe Bevölkerung in den Niederungen des Strombettes sich allmälig gebildet hat. Als der Herrschaft der Römer über die kriegslustigen Bataver die fränkische Herrschaft folgte, überwiegt das deutsche Element das celtische; aber die nationalen Bestandtheile, obwohl in etwas verändertem Verhältnisse, bleiben die nämlichen. Die alten Belgen, in Sprache und Sitten romanisirt, fügen sich unter das neue Reich der Franken. Dieses Volk, von seinen alten Sitzen am Rhein vertrieben, wendet sich nach Süden und Westen. Als Odoaker das römische Reich gestürzt hat, besetzen sie das celtische Gallien, nebst dem belgischen Theile der Niederlande, während die Friesen, mit welchem alten Germanenstamme das batavische Element verschmolzen ist, als „freie Friesen" jetzt den nördlichen Theil des Landes einnehmen. Nachdem dann in Frankreich das Haus Heristal zur Herrschaft gelangt war, wurde bei den Friesen, die fortwährend gegen die Franken kämpften, nach einer großen Niederlage im Jahre 736 mittelst britischer Mönche das Christenthum eingeführt, und wenn sie auch hintendrein mehrfach in Verbindung mit den Niedersachsen wieder von der neuen Lehre abfielen, so wußte doch Karls, des Großen, Hand sie in sein Reich einzufassen.

Bei der späteren Theilung seiner Hinterlassenschaft gingen darauf die Niederlande an Deutschland über, auch so noch Provinzen eines losen, uneinigen Reiches. — „Dies ist die Epoche, in welcher die manchfachen Herzogthümer, Grafschaften und andere kleine Herrschaften in ihren verschiedenen Gebieten erblich wurden." Damit hörte denn folgerichtig eine jede Stammverfassung zu Gunsten kleiner örtlichen Verwaltungskreise bei ihnen auf. So vergehen für diese Landesstriche fünf Jahrhunderte in wilden Fehden nach Innen und nach Außen: „Hier streiten Bischof und Baron, Menschenleben zu Tausenden mordend, um ein Paar Morgen sumpfigen Weidegrundes; dort balgen sich tapfere Familien, eigensinnig alte verlegene Streitigkeiten hegend, von Geschlecht zu Geschlecht," das Priesterthum setzt sich in Kirchen und Klöstern fest, und endlich erblüht mit dem Handel und der Industrie das Leben der Städte, die dann ihre benöthigten Privilegien an sich zu nehmen wissen.

Erst unter Philipp, dem Guten, welcher ja auch die Besitzungen der „wilden" schönen Jakobine an sich riß, kamen alle die niederländischen Provinzen unter der burgundischen Herrschaft wieder zu einem politischen Zusammenhange; der Orden des goldenen Vließes wird nach der Vermählung des Herzogs mit Isabella von Portugal zu Brügge nach dem Muster der dortigen Weberinnung gegründet; „Gewerbfleiß und Wohlstand, Ackerbau, Handel und Manufakturen waren im beständigen Zunehmen"; und Philipp rief die Brüder Johann und Hubert van Eyck nach Brügge, um die Kunst zu heben. So glücklich sich aber auch die bürgerlichen Verhältnisse der Niederlande unter diesem Fürsten anließen, so empfindlich wurden sie dafür durch die Eroberungslust Karl's, des Kühnen, berührt, der nur die eine herrschende Idee hatte Burgund zu einem Königreiche zu machen. Von dem Augenblicke an, wo er, mit der ersten stehenden Armee, welche die Geschichte des Mittelalters kennt und mit Kassern, welche seines Vaters Sparsamkeit gefüllt hatte, sich den Gegnern des listigen Ludwig von Frankreich anreihte, bis herab zu dem Tage, wo man ihn todt, nackt, verlassen, mit dem Gesichte in eine Pfütze von Blut und Wasser eingefroren, fand, verfolgte er beharrlich diesen einen Gedanken. Er hielt sich für einen vollendeten Feldherrn und liebte es, im Gespräche zu seinem Hofnarren sich mit Hannibal zu vergleichen. „Wir werden gehannibalt heute, Herr", sagte der bittere Narr, als sie von der unheilvollen Niederlage von Granson wegritten. Nach dem Tode Karl's, des Kühnen, der schon versucht hatte mittelst des von seinem Vater eingesetzten obersten Gerichtshofes die politischen Privilegien der Niederlande zu zerbrechen, „war Philipp's Enkelin, eben so jung, so schön, so schutzlos wie Jacobine, die einzige Herrin dieser ausgedehnten Besitzungen." Alsbald verbinden sich nämlich die „Hoeks" und „Kabbeljaus", Adel und Volk, ihre inneren Zwistigkeiten vergessend, zu Wiedereroberung ihrer „nationalen Konstitution"; während Ludwig XI. sich Burgund's bemächtigt und die Erbin Maria für seinen Sohn in Anspruch nimmt, drängen die in Gent versammelten „Stände" von Holland der Herrin das „große Privilegium" ab, das dann auch vielen anderen Provinzen bewilligt wird.

„Den 18. August 1477 geht Marie von Burgund aus der Obhut der Genter Bürger in die des Erzherzogs Maximilian über. Ihr schlauer Gemahl verbindet sich mit der städtischen Partei, in richtiger Erkenntniß, wo der Sitz der Stärke ist: er sieht voraus, daß die gefräßigen Kabbeljau's die Hoeks am Ende doch verschlingen werden. Indem er sich stillschweigend das Recht der Wiedererwägung vorbehält, ist er freigebig in Versprechungen an die municipale Partei. Inmittelst ist er Regent und Schutzherr seiner Gemahlin und seiner Provinzen — seine Kinder haben die Niederlande zu erben und Alles, was darinnen ist." Dergestalt mußte denn auch Maximilian, als nach vier Jahren seine Gemahlin durch einen Sturz vom Pferde das Leben verlor, für seinen Sohn Philipp trotz aller Auflehnungen der Bürger in den verschiedenen Theilen die Regierung der Niederlande in so fern übernehmen, daß er nach dem Vertrage vom 16. Mai 1488, während der Knabe unter Leitung eines Rathes Flandern verwalten sollte, seinerseits der Regent der übrigen Provinzen wurde. Obgleich

aber dieser Vertrag ihn aus der Haft in Brügge befreit hatte, brach er denselben bereits im nächsten Jahre, als er ein Heer von Kaiser Friedrich erhalten. Nach einem längeren Kampfe gegen die Flamänder wird dann im Oktober 1489 ein zweiter Vertrag abgeschlossen, dem gemäß Maximilian die unumschränkte Vormundschaft über seinen Sohn und die vollkommene Herrschaft über Flandern und die andern Provinzen erhält. Bei dem nach der Kaiserkrönung von Max im Jahre 1494 erfolgenden Regierungsantritt des siebenzehnjährigen Philipps, des Schönen, in den Niederlanden, beschwört der junge Fürst nur die Aufrechthaltung der von Philipp und Karl von Burgund oder ihren Vorfahren bewilligten Privilegien und erklärt alle diejenigen, welche seit Karl's Tode etwa erworben seien, für null und nichtig. Holland, Seeland und die übrigen Provinzen erkennen ihn auf diese Bedingungen als ihren Fürsten an: so schmählich und ohne Kampf geben sie das große Privilegium und alle ähnlichen Freiheitsbriefe preis. Sechs Jahre nachher stirbt Philipp der Schöne, der Gatte Johanna's, der Erbin von Kastilien und Aragonien, zu Burgos. „Ein schöner Wüstling, seinen Vergnügungen lebend und die Staatssachen seinen Ministern überlassend, war Philipp die Brücke, über welche das Haus Habsburg zu seiner fast universellen Monarchie gelangte; in sich selbst war er Nichts.“

Hatte aber Karl, der Große, seiner Zeit aus verschiedenen, in sich mehr gleichartigen Volksstämmen ein großes, einheitliches Nationalreich schaffen wollen, so läßt sich Karl's V. Zusammenraffen von Besitzungen nicht im Entferntesten mit einer solchen männlichen Wirksamkeit vergleichen. „Stämme“, sagt Motley, „welche in sieben Jahrhunderten sich zu feindlichen Nationen entwickelt hatten, geographisch wie geschichtlich geschieden, mit scharf entgegengesetzten Sitten und Gesetzen, zu widerwärtiger Verbindung zu nöthigen; viele Millionen unter einem Scepter zu vereinigen, nicht um ihrer natürlichen Verwandtschaft willen, sondern um ein glänzendes Familieneigenthum zu bilden; Einheit zu erzwingen durch Vernichtung lokaler Institutionen, populäre und liberale Freiheitsbriefe durch Edikte eines centralen Despotismus abzuschaffen; zu kämpfen gegen den ganzen Geist eines Zeitalters; Seelen und Körper ungeheurer Massen als das persönliche Eigenthum eines Individuums zu betrachten; nach der Vereinigung vieler zufällig verbundener Kronen im Besitze eines Hauses zu sterben; und endlich das ganze System krönen zu wollen durch die Befestigung der päbstlichen dreifachen Krone auf den kaiserlichen Häuptern der Habsburger; — alles das war nicht die Geistesfrucht eines großen gestaltungskräftigen Genius, sondern der selbstsüchtige Plan eines Despoten.“

Die Gestalt Karl's V. tritt in dem Werke Motley's ungemein plastisch hervor, und zwar nicht allein in den Beziehungen des Kaisers zu den Niederlanden, sondern in seiner gesammten europäischen Stellung überhaupt. Namentlich aber waren es in erster Linie die kirchlichen Verhältnisse der holländischen Provinzen, in welche der Sohn der tollen Johanna mit voller Rücksichtslosigkeit eingriff. Ketzerische Richtungen hatten sich im alten freien Friesenlande schon zur Zeit der Albigenser gezeigt, und frühe war bereits mit furchtbarer Grausamkeit von den römischen Geistlichen gegen sie angekämpft worden. Die lutherische Reformationsbewegung fand daher in dem Rheindelta einen bereiteten Boden vor. Während jedoch das Wormser Edikt des Kaisers in Deutschland nicht zum Vollzug kam, wurde in den niederländischen Provinzen die Inquisition zugleich mit eingeführt, um seiner Wirksamkeit zu Hülfe zu kommen. „Die blutige Arbeit begann alsbald. Am 1. Juli 1523 wurden zwei Augustinermönche zu Brüssel verbrannt, die ersten Opfer des Lutherthums in den Niederlanden. Erasmus bemerkte seufzend, nun fange die Stadt an, das Lutherthum ernstlich zu begünstigen.“ Noch strenger verfuhr indessen der Kaiser, als inzwischen die Wiedertäufer Unruhen hervorgerufen hatten. „Im Jahre 1533 schrieb die Königin Wittwe Maria von Ungarn, die Schwester des Kaisers und Regentin der Provinzen, die von Erasmus bewunderte „christliche Wittwe“, ihrem Bruder: nach ihrer Meinung sollten alle Ketzer, möchten sie reuig sein oder nicht, mit solcher Strenge verfolgt werden, daß der Irrthum gänzlich vertilgt werde, wobei man nur dafür Sorge tragen müsse, die Provinzen nicht gänzlich zu entvölkern. Mit dieser humanen Beschränkung unternahm die christliche Wittwe die Leitung eines so scheußlichen Systems des Mordes, wie nur jemals eines organisirt worden ist. Im Jahre 1535 erschien ein kaiserliches Edikt zu Brüssel, welches alle Ketzer zum Tode verdammte; reuige Männer sollten mit dem Schwerte hingerichtet werden, reuige Weiber lebendig begraben, Halsstarrige beiderlei Geschlechts verbrannt werden. Kaiserliche und päbstliche Verfolgung vollzogen ihr tägliches Mordgeschäft mit solchem Fleiße, daß es zweifelhaft sein konnte, ob die von der Königin Maria angedeutete Grenze nicht werde überschritten werden. In der Mitte des Gemetzels ließ der Kaiser seinen Sohn Philipp kommen, damit derselbe den Treuschwur der Niederländer als ihr künftiger Herr und Meister empfange. Gleichzeitig, 29. April 1549, ward ein neues Edikt zu Brüssel publicirt, welches alle früheren Dekrete in ihren strengsten Bestimmungen bestätigte und wiederholte. So standen die religiösen Angelegenheiten in den Niederlanden zur Zeit der Abdankung des Kaisers.“

Diese Abdankung selber am 25. Oktober 1555 in der großen Halle des Palastes zu Brüssel wird uns dann mit allen dabei auftretenden bedeutenden Persönlichkeiten vom Verfasser in sehr anschaulicher Darstellung vorgeführt. Der bekannte schöne Gobelin im Brüsseler Rathhause, der die so berühmte Scene als Bild enthält, scheint ihm dabei nebst den Beschreibungen der Zeitgenossen vorgeschwebt zu haben, um so alle Charaktere des kommenden Drama's dem Leser gleichsam vorläufig zu zeigen. Der hinfällige, erst fünf und fünfzig Jahr alte Kaiser Karl, den die Minen seines Mexiko kaum von einem Leiden erlöst hatten, an welchem noch Franz I., der Liebhaber der „schönen Eisenhändlerin“, rettungslos zu Grunde ging, erscheint in dem Kreise von Lanceval Egmont, Horn, dem Prinzen von Oranien, Granvella, dem Präsidenten Viglius und vielen andern niederländischen Großen nichts weniger als imponirend. „Von Angesicht war er stets ausnehmend häßlich gewesen, und die Zeit hatte sicherlich seine Züge nicht verschönert. Sein Haar, einst von lichter Farbe, war nun gebleicht, kurz geschoren und borstig: sein Bart grau und struppig. Seine Stirn war hoch und gebietend, das Auge dunkelblau, mit einem zugleich majestätischen und wohlwollenden Ausdruck, die Nase stark gekrümmt. Der untere Theil des Gesichts war von auffallender Mißgestalt, die Unterlippe schwer und hängend, eine burgundische Erbschaft, nicht minder getreu von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, wie das Herzogthum und die Grafschaft; die untere Kinnlade ragte so weit unter der oberen hervor, daß es ihm unmöglich war, die wenigen Zahnstumpfe, die ihm noch übrig geblieben, zusammenzubringen oder einen Satz mit verständlicher Stimme auszusprechen. Essen und Sprechen, zwei Beschäftigungen, die er stets sehr geliebt hatte, wurden ihm täglich schwerer in Folge dieses Mangels der Kopfbildung, die, wie ein Zeitgenosse sagt, damals kaum noch menschlich und natürlich, sondern fast einer Maske gleich schien.“

Im Kloster von St. Juste findet übrigens das forschende Auge der Geschichte nichts weniger als ein romantisches Leben eines stillen Einsiedlers. „Der alte Kaiser las dort nur Depeschen und schrieb oder diktirte Antworten von unendlicher Länge und

Weitschweifigkeit.« — — »Ausbrüche wilder Bigotterie, wechselnd mit Heldenthaten ekelhafter Schlemmerei, mit Mahlzeiten von Sardellenpfannkuchen, Würsten von Estremadura, Aalpasteten, eingemachten Rebhühnern, gemästeten Kapaunen, Quittengelees, Bier in Eis und Flaschen Rheinweins, unterstützt durch reichliche Sennes- und Rhabarbertränker, welche sein entsetzter Arzt ihm verordnet hatte, ein solches Schauspiel ist weniger anziehend für die Einbildungskraft als das gewöhnliche Gemälde von Karl's Klosterleben. Unglücklicher Weise ist es jenes, nicht dieses, welches nach dem Leben gemalt ward.«

Ehe darauf der im Laufe des Werkes oft sehr humoristische Verfasser Philipp II. in seinen Beziehungen zu den Niederlanden behandelt, schildert er in wenigen Zügen die seltsame Ehe des spanischen Königs mit Maria Tudor, Königin von England. »Obwohl eine Tyrannin und blutige Fanatikerin, war sie doch ein Weib, und ihrem Gatten wandte sie alle zarten und liebevollen Regungen zu, die ihrer Natur zu Gebote standen. Von kleiner, schmaler Figur, kränklich, äußerst kurzsichtig und doch mit einem Auge voll Feuer und Wildheit; ihr Antlitz durch Sorgen und schlimme Leidenschaften noch mehr als durch die Zeit gefurcht, mit einer groben und rauhen Mannesstimme, die man schon von weitem hörte, »trotzte die Königin allen Gefahren ihres Landes, in der Hoffnung, ihrem Gatten ein Lächeln abzugewinnen.« Als endlich ihr chronisches Uebelbefinden die merkwürdige Form annahm, welche beide Gatten veranlaßte, einen gemeinschaftlichen Brief an Kardinal Pole aufzusetzen, in welchem nicht die erwartete, sondern die geschehene Geburt eines Prinzen angezeigt und nur das Datum vorsichtiger Weise offen gelassen war, da überstieg die Freude der Königin für den Augenblick alle Grenzen. Die falsche Nachricht ward überall verbreitet, groß war der Jubel in den Niederlanden, wo die Leute so gern jede Gelegenheit benutzten, zu jubeln und Feiertag zu machen. »Die Regentin, welche sich in Antwerpen aufhielt,« schrieb Sir Thomas Grasham an die Lords des Rathes, »ließ die große Glocke läuten, um jedermann kund zu thun, daß die Neuigkeit wahr sei.« Als dann die Richtigkeit der königlichen Hoffnung nicht mehr verhehlt werden konnte, verließ Philipp das Land und kehrte erst wieder zurück, als er in England Subsidien erwirken wollte. **W. K.**

---

* Die Lodbrokssagen und das Lodbrokslied.

Von P. J. Willatzen.

II.

Ein berühmtes Gedicht der alt-isländischen Literatur führt die Namen „Krákumál“ oder „Lodbrókarskvida“. Es zählt Regners Thaten auf und soll von ihm selbst im Schlangenhofe während seiner Qualen gesungen worden sein, etwa wie die bei ihren inneren Kämpfen gefangenen Indianer, um ihre Verachtung gegen die ihnen bereiteten Martern zu zeigen und die Feinde zu höhnen, ihre Heldenthaten singend den Tod erwarten. Andere dagegen sind der Ansicht, daß Kraka (Aslaug) von einem an ihrem Hofe lebenden Skalden das Gedicht zur Ehre des Helden habe verfassen lassen, was um so wahrscheinlicher ist, als es nicht nur ihren Namen führt, sondern auch nicht gut denkbar ist, wie das lange Gedicht, wenn der Gemarterte es auch verfaßte, den Wächtern Wort für Wort im Gedächtniß geblieben sein soll. Wieder Andere sprechen die Vermuthung aus, Regner habe das Gedicht bis auf den Schluß, wo von seiner Gefangenschaft die Rede ist, vorher von seinem Skalden verfassen und zu seinem Vergnügen sich in Tagen des Glücks vortragen lassen, und daß der Schluß später auf Aslaugs Veranlassung hinzugekommen sei. Es mag dahingestellt bleiben, welche Ansicht die richtigere sei. Interessant ist aber das Gedicht um seiner selbst wie um des Gegenstandes willen, den es besingt, und der um die nordische Literatur hochverdiente C. C. Rafn erwarb sich reichen Dank, als er 1826 sein „Krákumál, sive Epicedium Ragnaris Lodbroci, regis Daniae“ herausgab. Es besteht aus 29 Strophen und athmet vollständig den Geist der alten Skaldenpoesie. Meiner Uebersetzung oder Bearbeitung liegt das Original nicht zu Grunde; vielmehr benutzte ich einen alten dänischen Text, welcher ursprünglich von einem Viborger, Christian Berntssohn, herrührt und aus dem Jahre 1652 stammen soll. Diese dänische Uebersetzung fand mit einigen Verbesserungen Aufnahme in der berühmten Sammlung Peder Syvs (1695), ward wieder umgearbeitet von Nyerup und ist jetzt zu finden in dem trefflichen Werke von A. P. Berggreen: „Danske Folkesange og Melodier, 1860.“ Sie hat jedenfalls den Vorzug kürzerer Fassung.

Das Beispiel Oehlenschlägers, der in seinem Heldengesang von Harald Hildetand neben kunstvoller Reimung in meisterhafter Weise die Alliteration anwandte, bewog mich ein Aehnliches zu versuchen, obgleich die zweifüßigen Verszeilen des Lodbroksliedes das Unternehmen doppelt schwierig machten. Gerade diese Schwierigkeit reizte mich von dem Versuche nicht abzulassen, und das um so mehr, als in der neueren deutschen Literatur die Alliteration fast ganz und gar abgekommen zu sein scheint, obgleich sie so wuchtvoll und markig ist. Wenn man mir den Vorwurf machen sollte, daß in meiner vorliegenden Bearbeitung das Gedicht zu künstlich geworden sei, so erwiedere ich im Voraus darauf, daß dasselbe ursprünglich überhaupt nicht die kunstlose Form des Volksliedes, der Balladen der Isländer hat, sondern eben ein Product der oft so überaus kunstvollen Skaldenpoesie ist.

Das Lodbrokslied.

Wir schwangen die Schwerter,
Als ich in Schweden
Vor Thoras Thurm
Den Hüter, den Drachen,
Erlegte mit Lachen,
Den wüthigen Wurm.
Mein Weib zu werden
Hielt ich sie werth;
Rings ward auf Erden
Mein Name geehrt.

Wir schwangen die Schwerter!
Ob jung noch an Jahren,
War mündig mein Muth.
In östlichen Reichen
Mußt' Mancher erbleichen
Und baden in Blut.
Welch Metzeln und Mähen,
Bis matt der Arm!
Welch Mahl dem Krähen-
Und Rabenschwarm!

Wir schwangen die Schwerter!
Acht Jarle faßten
Zur Schlacht den Entschluß;
Wie jung ich: Erlegen
Sind doch mir die Degen
Am Dünafluß.
Zum Strande glitten
Blutströme roth;
Die Raben litten
Da nimmer Noth.

Wir schwangen die Schwerter!
Und weit in den Wolken
Wettert' es nach.
Auf Ullarakrs Haiden
Mußt' Eysten erleiden
Wohl Schimpf und Schmach.
Er floh; wir zerklaubten
Mit Schwert und Pfeil
Die Schädel und raubten
Den Reichthum derweil.

Wir schwangen die Schwerter,
Sie härtend in Fluthen
Des Herzenquells.
Pfeilschüsse erklangen
Und Schilde zersprangen
Auf Bornholms Fels.
König Bulnir bracht' es
Ein Birtingsbad,
Und der Wahlstatt Wölfe,
Sie wurden satt.

Wir schwangen die Schwerter,
Den Feind gleich fällend,
Wo er sich fand;
Balthiof und die Britten,
Die kühn für ihn stritten,
Sie küßten den Sand.
So hielten wir Mette
Und Chorgesang —
Von Stätte zu Stätte
Das klirrend klang.

Wir schwangen die Schwerter!
An Schettlands Schwell'
In der Hjadingabucht
Wir Brünnen zerbrachen,
Helmstürze zerstachen
Mit der Wehre Wucht.
Wir spannten den Bogen
Mit gleicher Lust
Als Liebe wir pflogen
An Weiberbrust.

Wir schwangen die Schwerter!
Als Hertbiof sich wehrte
Und Sieg gewann
Und Ragnwald der Rache
Erlag und die Lache,
Die rothe rann:
Da klagten die Raben,
Sie waren verwaist,
Die er, sie zu laben,
Mit Leichen gespeist.

Wir schwangen die Schwerter!
Die neidische Norne,
Gesiegt hat sie!
In Wolken ihr Walten
Hemmen und halten,
Wer kann's und wie?
Daß kommen es konnte,
Wer hätt' es gedacht:
Der Ruhm des Reichs
Ist in Ellas Macht!

Wir schwangen die Schwerter!
Erführen die Ferkel
Des Ebers Qual,
Wie grunzten sie! Würden
Auf Ella sie bürden
Wohl tausend Mal.
Auf, Aslaugs kühne
Söhne! bereit,
Daß Rache sühne
Des Alten Leid!

Wir schwangen die Schwerter!
Das Leben nachtet
Mir nun gemach.
Die Nattern nagen;
Die stürmischen Klagen
Verstummen jach.
Ist Ella erschlagen
Und sein Geschlecht,
Dann soll man erst sagen,
Ich sei gerächt.

Das Lied, es endet!
Mein Leid sich nun wendet,
Die wilste Qual.
In Odins Hallen
Labt mich vor Allen
Dann Meth beim Mahl —
Leicht wird mir's machen
Die letzte Pein;
Ich geh mit Lachen
Zum Tode ein!

Ob der isländische Urtext auf Island selbst bekannt ist und dort gesungen wird, weiß ich nicht, ich glaube jedoch wenigstens das letztere stark bezweifeln zu dürfen. Allein im Gesange lebt der Held denn doch noch droben im Norden, trotzdem mindestens tausend Jahre verflossen sind, seit seine Drachenschiffe, von Helmen und Speeren starrend, die nördlichen Meere mit raschem Kiele durchpflügten. Auf den zwischen Norwegens Felsenküsten und dem rauhen Thule liegenden Färöern hat man noch ein „Ragnars táttur“, d. i. Ragnarslied, welches, nach monotoner Weise gesungen, statt der Musik beim Tanze dienen muß. Dies Heldenlied zählt in der mir vorliegenden Aufzeichnung 94 vierzeilige Strophen. Der Hauptinhalt ist kurz folgender: Thora, die Burghinde, welche schöner ist als die runde Sonne und alle Vogelkünste deuten kann, geht mit zwölf Dienerinnen in den Wald, wo sie ein Würmchen findet, das mit auf's Schloß genommen wird. Bald wächst das Ungethüm so ungeheuerlich, daß es die Burg umgiebt, und Thoras Vater verheißt ihre Hand dem, der es tödtet. Ein Graf vom Süden kömmt, kehrt jedoch vor Entsetzen unverrichteter Sache um, worauf Regner erscheint, siegt und sich entfernt, indem er den Schaft seines Speeres mit sich nimmt, dessen Eisenspitze im Körper des erlegten Drachen stecken bleibt. Gleich darauf naht sich ein Leibeigener, der so feige ist, daß er das todte Ungeheuer nicht zu berühren wagt, sondern, um das Speereisen zu gewinnen, sich so reckt, daß sein Gürtel springt. Er meldet sich als Besieger des Lindwurms und soll zu Thoras Leidwesen ihr schon vermählt werden, als Regner auf dem Tinge durch Vorzeigung des Schaftes sich als den Helden ausweist. Thora stirbt jedoch in der Brautnacht, nachdem sie ihrem Gatten aufgetragen, diejenige Jungfrau nach ihr zu freien, der ihre Kleider gut stehen: „Id väl nýtur mini klädi.“ Dies bildet den Uebergang zur Schilderung des Zusammentreffens mit der in tiefer Erniedrigung lebenden, schönen Kraka (Aslaug), von der übrigens dies Heldenlied berichtet, daß sie gleich hier nach wiederholter Frage des Königs ihre fürstliche Herkunft verräth.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Newtons und Goethe's Farbenlehre. Von J. K. Bähr. — Die Geschichte des Selfgovernment in England oder die innere Entwicklung der Parlaments-Verfassung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Von Rud. Gneist. — Philipp Melanchthons Leben und Wirken. Von C. H. Bretler. — Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859 bis 1862. Von G. Schober. — August Buchner, Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Wittenberg. Von W. Buchner. — Die Legende der heiligen Margarete, altfranzösisch und deutsch. Von W. L. Holland. — Oesterreichische Garnisonen. Roman aus dem Militärleben. 4 Bde. Von R. Byr. — In Palast und Hütte. Roman in 2 Bänden. Von Ch. Gravenreuth. — Der Gang zum Eisitbaum. Roman in 2 Bänden. Von H. von Levitschnigg. — Genderich und Alise. Episches Gedicht. Von J. Reinckens.

* Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Herausgegeben von Ernst Förster. Zweiter Band. München, Fleischmanns Buchhandlung. — Dieser zweite Band, besonders betitelt „Blätter der Liebe", enthält Jean Pauls Briefwechsel mit seinen Freundinnen Charlotte von Kalb, Emilie von Berlepsch, Josephine von Sydow, Karoline von Feuchtersleben, Karoline Mayer, seiner Gattin. Wir treten durchaus den folgenden Worten der „süddeutschen Zeitung" bei: Das unerschöpfliche Herz Jean Paul's schließt sich in allen diesen Verhältnissen menschendurstig, schwärmerisch und redselig auf; oft erst als Echo der begeisterten Stimmen, die schmeichelnd und anbetend ihn aufsuchten. Es ist bekannt, daß die Kalb, die Berlepsch, die Feuchtersleben ihn heimzuführen begehrten, und daß er sich dreimal losreißen mußte, um endlich in die richtige Rolle des Mannes, in die des Werbers zu kommen. Auch in den Verhältnissen zu den Männern ist ein ähnlicher Hauch: bald von seiner, bald von der andern Seite ein inneres Werben, ein weiblich schwärmender Ton, wie er jener Zeit geläufig war, ja wie er Manchen als die Blüthe der höchsten Bildung erschien. Als eine Festgabe wird man diese Briefsammlung gerne willkommen heißen. Auf ihren Inhalt näher einzugehen, verlangen wir nicht; die Ausbeute würde für den Kundigen gering, für den Unkundigen wenig fruchtbar sein. Denn wie bereitwillig man auch in den Briefen blättert, wie hübsch sich die Neugier angeregt und belohnt findet — es bleibt etwas Unerfreuliches in Veröffentlichungen, die, wie diese, gleichsam mit einer nachlässigen Armbewegung ihren Inhalt vor uns ausschütten, unbekümmert, ob alles der Mühe werth war oder nicht: kurz, die Buchmacherei, um es mit einem einfachen deutschen Wort zu sagen. Es ist in einem erschreckenden Grade zur Gewohnheit geworden, bei Publikation von Correspondenzen ohne Sieb, ohne Wurfschaufel, ohne Verstand und Billigkeit zu verfahren. Eine Sammlung, deren Werth für den Historiker wie für den Freund der Literatur sich verzehnfachen könnte, wenn sie in weiser und geschmackvoller Sichtung nur das Wichtige brächte und die Spreu zurückließe, wird gewöhnlich zu dickleibigen Bänderreihen aufgeschwemmt, um — nun, man weiß warum — und wenn es auch nur Bequemlichkeit des Herausgebers wäre. Unsere Literatur wächst ins Unermeßliche, sie hat längst weder Dach noch Boden mehr; ist es nicht ein unwürdiger Mißbrauch, uns auch bleibende Schätze mit so viel Ballast zu mischen? In diesen Förster'schen „Denkwürdigkeiten" könnten wir hunderte von Seiten entbehren; hunderte, die wir durchwühlen müssen, um die Körner zu finden; und für wen ist denn diese Spreu, als für die zerstreuten Unbeschäftigten, in denen so der letzte Rest gesunder Wißbegierde durch Gevatterinnen-Neugier erstickt wird? Doch das sind unnütze, ungewaschene Klagen, wird man einwenden. Ein kluger Herausgeber weiß besser, was ihm frommt; und was ihm nützt, wird ja uns nicht schaden. Kurz — damit wir zu einem guten Ende kommen — uns fällt hier der Schluß von einem der Briefe Jean Paul's an seinen redseligen Freund Thieriot ein (Denkwürdigkeiten" I. 470): „Lebt wohl, Alter! — Am Ende schneid' ich für Euch die Schlafrocksklappe, woran ich meine Autorfedern abwische, als ein Briefchen ab und Ihr geht es durch, in Euerer Antwort"... Und Ihr druckt es ab, in Euren „Denkwürdigkeiten".

* Literarische Notizen. Der hundertste Geburtstag Jean Paul's ist am 21. März an mehreren Orten in literarischen Kreisen begangen worden. In Berlin, wo er einst zur Zeit seines dichterischen Glanzes so große Triumphe feierte, vereinigte sich der größeste Theil der Presse zu einer Festfeier, bei welcher der alte F. W. Gubitz der Senior war. Eine große Anzahl von geistreichen Leuten waren an der Tafel versammelt; Berthold Auerbach sprach die Festrede. In Leipzig waren die Mitglieder des Schriftstellervereins „Warte" zu einer ähnlichen Feier zusammengetreten, welche von Roßmäßler eröffnet wurde. — Gustav zu Putlitz hat die durch die Uebersiedelung Flotow's nach Paris erledigte Intendantur der Schweriner Hofbühne übernommen. Der Dichter, dessen großes Schauspiel „Waldemar" in Berlin sich auf der Bühne erhält, sonst aber sich nicht recht Bahn brechen kann, hat jüngst wieder dem kleinen Lustspiel, das ihm früher so gut gelang, sich zugewendet. Man giebt von ihm einen dramatischen Scherz „das Schwert des Damokles" und ein patriotisches Lustspiel „die Schlacht von Mollwitz". — Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens von Ense, wird jetzt wegen der Herausgabe der Tagebücher ihres Oheims steckbrieflich verfolgt; sie befindet sich zur Zeit in Italien. — Alexander Ziegler, der beredte Vertheidiger der Schillerlotterie, hat seine Schrift über diese, das germanische Museum und die Expedition nach Innerafrika zu einem stattlichen Buch ausgearbeitet, das betitelt ist „Geschichte deutscher National-Unternehmungen". Das Portrait des jüngst verstorbenen Majors Serre ist dem Buche beigegeben. — Der alle fünf Jahre fällige Preis von 1000 Thalern für das beste Werk über deutsche Geschichte, welchen zuletzt Giesebrecht erhielt, ist in diesem Jahre neu zu vergeben. Die Preisrichter sind Bethmann-Hellweg, Homeyer, Lancizolle, Ranke, Sybel, Trendelenburg, Müllenhoff, Köpke, Schaefer in Greifswalde. — Christof Columbus ist wieder zum Helden einer Tragödie gemacht worden, und zwar von einem jungen Wiesbadener Dichter, Karl Kösting, dessen Stück daselbst, wie es scheint, mit Erfolg gegeben wird. — Eine neue Erzählung von Ida Hahn-Hahn „zwei Schwestern" wird für den Mai angekündigt. — Heinrich Laube's großer Roman „der deutsche Krieg", von dem ein großer Theil im Feuilleton der Wiener „Presse" abgedruckt war, erscheint demnächst im Buchhandel. Er schildert den dreißigjährigen Krieg in acht Bänden. Die ersten stellen den Krieg in Böhmen bis zur Schlacht am weißen Berge dar, die folgenden haben Gustav Adolf von Schweden und Wallenstein, die letzten Bernhard von Weimar zu Mittelpunkten der Schilderung. — Der dritte Band der von Alfred von Wolzogen herausgegebenen Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen von Schinkel ist jetzt in den Buchhandel gekommen.

* Musikalische Notizen. In Düsseldorf ist man mit dem Programm des zu Pfingsten stattfindenden diesjährigen niederrheinischen Musikfestes zu Stande gekommen. Es gelangen folgende größere Werke zur Ausführung: Der Elias von Mendelssohn, das Alexanderfest von Händel, beide mit Orgel, der dritte Theil der Schöpfung von Haydn, ein Orchestersatz von Johann Sebastian Bach, die Symphonieen in C dur von Beethoven und Schubert, Psalmen von Marcello, Sätze aus Schumanns Faust und Hillers Zerstörung von Jerusalem. Der Hauptmagnet ist die Mitwirkung von Jenny Lind; diese hat man aber um den Preis der Direction ihres Gatten, des Herrn Otto Goldschmidt, erkauft, was am Rhein großes Bedenken erregt. — Julius Stockhausen hat einen Lieblingswunsch, den Wunsch nämlich, ein Orchester zu dirigiren, erreicht. Er wird im nächsten Winter die philharmonischen Concerte in Hamburg leiten. — Richard Wagner ist seit dem Anfange dieses Monats in Petersburg, wo er mehrere Concerte giebt, deren jedes ihm mit tausend Rubeln garantirt ist. Das für diese Abende zur Verfügung gestellte Orchester besteht aus 130 Personen. — In München hat man die Oper „Lalla Rookh", aber nicht die von Anton Rubinstein, sondern die von Felicien David, auf die Bühne gebracht; der Erfolg scheint ein ziemlich bedeutender gewesen zu sein. — Die deutsche Kunst feiert in diesem Frühjahr in Paris wieder große Triumphe. Besonders Frau Clara Schumann und Frau Wilhelmine Szarvady werden hoch gefeiert; sie haben mehrmals zusammengespielt und namentlich durch den Vortrag klassischer Compositionen die Zuhörer entzückt. — Zu den Schätzen der königlichen Musikaliensammlung in Dresden gehören die zahlreichen Compositionen des dort im Jahre 1745 gestorbenen Contrabassisten und Kirchencomponisten Zelenka. Der Dresdener Künstlerverein erweckte neulich eine Suite von ihm für zwei Violinen, Bratsche, zwei Oboen, Fagott, Violoncell und Baß aus der unverdienten Vergessenheit und erregte damit großes Interesse. Aehnliches geschah im Leipziger Gewandhause mit einer Symphonie von Mehul, die nach dem Urtheil der „Signale" ebenso viel Geist als musikalisches Wissen und Können zeigt. Daselbst gab man am 12. März ein historisches Concert, dessen Programm aus französischen Compositionen alter und neuer Zeit (Catel, Lully, Rode, Rameau, Bojeldieu, Mehul, Gretry, Berlioz, Lesueur) sehr interessant zusammengesetzt war und die gewöhnliche Schablone wohlthuend unterbrach. — Ein Neujahrslied für Chor und Orchester, aus dem Nachlasse Robert Schumanns

herausgegeben, wird in den „Signalen“ wegen seiner schönen und wahren Contraste in Licht und Schatten, seiner dramatischen und melodischen Vorzüge für Concert-Aufführungen empfohlen.

* Vermischte Nachrichten. Von den jetzt wieder mit Eifer betriebenen Ausgrabungen in Pompeji haben wir mehrmals berichtet. Die neueste Notiz, welche wir darüber finden, ist die folgende: In einem Hause, welches man jüngst nach dem neuen Systeme vertical ausgrub, erschien eine Höhle, welche Knochen enthielt. Man goß sofort Gips in diese vom Vesuv gebildete Form. Als der Gips fest geworden war, nahm man die Decke weg, worauf sich den Augen ein Anblick darbot, so herzzerreißend, als die Phantasie sich nur vorstellen kann. Man erblickte mehrere Leichen in der Stellung, in der bei ihnen der Tod eingetreten war: Eine ältere Frau und ein junges Mädchen, die eine zu Füßen der anderen liegend, diese gegen die Erde gewendet, das Haupt auf dem Arme, die Hände zusammengeballt. Nach 18 Jahrhunderten noch von den Todeszuckungen erzählend, welche ihrem Ende vorangegangen, sind diese Leichen gleichzeitig ein Bild des Todes und der Agonie. In den Abgüssen sind die Skelette enthalten. Hier und dort starren die Knochen durch den Gips. Wohl keine Statue auf der Welt macht einen Eindruck gleich dieser. Dazu das wissenschaftliche Interesse, das hier gewährt wird. Der Abdruck der Kleider ist sehr bestimmt; um die Beine sind Bänder gewunden von einer Art Tricotstoff, an welchem die Maschen noch ganz deutlich zu erkennen sind; feine Unterhosen, welche bei dem jungen Mädchen bis zu den Knieen herabgehen. Außer diesen zwei Leichen fand man die Formen von noch einer Frau und einem Manne. Letzterer mißt 6 Fuß und trägt einen Schnurrbart. Er liegt auf dem Rücken. Seinem Antlitze sieht man die Schmerzen an, welche er gelitten, doch muß er mit Resignation den Tod erwartet haben. Die Formen der Frau sind von bewunderungswerther Schönheit. — Die „Signale“ geben folgende Notizen zur Bühnenstatistik: Die Zahl sämmtlicher bei deutschen Theatern Angestellten dürfte sich in runder Summe wohl auf 6000 belaufen. Ueber 200 Städte gibt es, welche sich — wenigstens zu Zeiten — eines Theaters rühmen können. Es existiren in Deutschland 23 Hoftheater, wozu noch zwei von Höfen subventionirte Theater — die in Neustrelitz und Oldenburg — kommen; alle übrigen sind Privatunternehmungen. Berlin besitzt acht Theater, Wien sechs, Hamburg vier, München drei; Dresden, Hannover und Köln je zwei. Deutsche Theater im Auslande existiren je zwei in Amsterdam und in Rotterdam, je eines in Gothenburg, Paris, Petersburg, Riga, Reval und Helsingfors. Die Endpunkte in den österreichischen Kronländern, wo deutsche Bühnen sich befinden, dürften Hermannstadt in Siebenbürgen, Essegg in Slavonien, Cilli in Steiermark, Lugos in Ungarn sein. Die Schweiz zählt deutsche Theater in Basel, Bern, St. Gallen und Zürich; Amerika besitzt dergleichen in Neuyork, Cincinnati, Neuorleans, San Francisco u. s. w. Gastspiele fanden im Laufe von 12 Monaten an den aufgezählten Bühnen weit über 1000 statt; die Zahl der Novitäten stieg über — 900. — Der Freiherr Roth von Schreckenstein, bisher neben Aufseß zweiter Vorstand des germanischen Museums in Nürnberg, hat seine dortige Stellung aufgegeben und den Posten des Archivars beim Fürsten Egon zu Fürstenberg in Donaueschingen angenommen. Daselbst starb kürzlich der Hofmusikus Gall, Nachfolger Kalliwoda's als Dirigent der Hofkapelle.

* Bremen, 27. März. Die musikalische Saison ist nahe vor ihrem Schlusse noch ungemein verschwenderisch mit ihren Gaben. Die laufende Woche bietet deren ein volles Maß. Das Theater giebt nicht weniger als vier Opern, wie es das in diesem Winter mehrmals schon im Laufe einer Woche gethan hat. Es begann am Sonntag mit Meyerbeers „Robert“, in welchem Frau Haase diesmal die Alice übernommen, nachdem sie vor einiger Zeit die Isabella gesungen hatte. Am Montage folgte Gläsers fast schon vergessene, jetzt mit Beifall und Erfolg wiederholte Oper, „des Adlers Horst“, in welcher Frau Zottmayer und die Herren Behr und Philippi die Hauptrollen haben. Am Mittwoch war für das Benefiz zum Besten der Armen eine sogenannte Gala-Vorstellung zu erhöhten Preisen unternommen, für welche Mehuls „Josef in Egypten“ mit Herrn Niemann von Hannover in der Titelrolle ausgesucht war. Eine Wahl, welche der Direction alle Ehre und den Freunden der klassischen Musik große Freude machte. Für heute endlich ist die vierte Aufführung von Hillers „Katakomben“ angesetzt. Neben diesen vier Opernabenden, zum Theil leider mit denselben zusammenfallend, drei Concertabende, unter denen das Privatconcert vom 24. durch die Mitwirkung der Herren Stockhausen und Jaell ein besonders glänzendes und ein sehr schöner Schluß des ganzen Cyclus wurde. Am 23. hatte Herr D. Engel mit seinem Gesangverein und mit freundlicher Unterstützung des Herrn Concertmeisters F. Engel aus Oldenburg eine Soiree veranstaltet, an welche die Kritik kein Anrecht hat, da ein Kreis von Eingeladenen der Aufführung beiwohnte. Sie darf indeß wohl hervorheben, daß für diesen Abend ein ganz vorzügliches, musterhaftes Programm aufgestellt war, dessen künstlerische Harmonie nirgend durch schlechtes Beiwerk gestört wurde. Wir setzen dasselbe zur Nachachtung hierher: Meeresstille und glückliche Fahrt, elegischer Gesang und Phantasie mit Chor von Beethoven; Gesang der Geister über den Wassern von Hiller; Gebet für Chor von Franz Schubert; Sonate von Beethoven und Rondo von Schubert für Clavier und Violine. Am 25. endlich, zu derselben Zeit da im Theater Mehuls „Josef“ gegeben wurde, bereiteten die Herren D. und F. Engel im Verein mit Herrn Cabisius auch den Mitgliedern des Künstlervereins und ihren Damen den Genuß klassischer Musik. Sie spielten ein wenig bekanntes, reizendes Trio in G dur von Josef Haydn, das Trio in B dur (Op. 97) von Beethoven, die beiden Engel sodann die große Kreutzer-Sonate für Clavier und Violine. Für den Monat April steht noch viel Musikalisches in Aussicht. Herr Musikdirector Reinthaler bereitet für den Charfreitag eine Aufführung des Messias vor, welche durch die Mitwirkung des Fräuleins Weis und der Herren Stockhausen und Karl Schneider eine ganz besonders ausgezeichnete zu werden verspricht. Am 7. April beginnt ein auf acht Abende berechnetes Gastspiel der Frau Jauner-Krall aus Dresden, welche uns unter Anderm durch die Dorfsängerinnen von Fioravanti und Figaro's Hochzeit von Mozart erfreuen wird. Das sechste und letzte der Symphonieconcerte ist auf den 14. April angesetzt. Heute soll eine neue musikalische Gesellschaft gegründet werden, welche die ihr zu Gebote stehenden Mittel für Ausbildung und Erhaltung des Orchesters verwenden wird.

* In der St. Johanniskirche zu Bremen.

Nimmer genug kann ich anschau'n dich,
Schwarzlockiger Knab', Italiens Sohn,
Der du ließest fern des Vaterlandes
Sonnige, wonnige Schönheitswelt;
Und irrtest lange mit deinem Aefflein
Einsam, verlassen, frostdurchschauert
Im grauen Norden von Dorf zu Dorf
Und von Stadt zu Stadt, die Herzen der Kinder
Für kleine Gabe durch lustige Possen
Mit Lust erfüllend, selber im Herzen
Das stumme, tiefnagende Heimathsweh.

Wohl dir, daß du fandest im fremden Land,
Unter Bekennern dir fremden Glaubens,
Dies ferne, dies einsame Gotteshaus
Deiner geliebten, uralt heiligen
Mutterkirche!

Nimmer genug kann ich anschau'n dich,
Schwarzlockiger Knab', Italiens Sohn,
Wie du hingeknieet kindlich und fromm,
Verloren in Träumen und stillem Gebet,
Das dunkle Auge von Thränen umglänzt,
Gefesselt am kerzenumstrahlten Altar
Und am schönen göttlichen Mutterbild.

Wie daheim vernimmst du des Priesters Wort,
Wie daheim wallt des Weihrauchs
Duft dir entgegen, es schimmern die Kerzen,
Das Glöcklein klingt, still wird's umher
Bei der heiligen Handlung Mysterium,
Und Alles, Alles wieder wie einst.

Wohl dir, daß du fandest im fremden Land,
Unter Bekennern dir fremden Glaubens,
Dies ferne, dies einsame Gotteshaus!
Dein stummes, tiefnagendes Heimathsweh
Löst sich in Thränen, trostvoll und still
Wird dir's im Herzen, die Mutterkirche
Reicht dir die Hand, die Mutterkirche
Selber, erhaben und abgelös't vom Heimathboden
Den Erdball umspannend, leitet dich heim,
Wo du auch sei'st, in des Vaterlandes
Sonnige, wonnige Schönheitswelt.

Hermann Allmers.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 14. Bremen, 5. April. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die römischen Katakomben.

Von Hermann Allmers.

I.

Gewaltig ist das Gebiet geschichtlicher Erinnerung, und ernste Schauer durchfluthen unsere Seele, wenn wir einsam in stillen Stunden die großen Trümmerstätten der ewigen Roma durchwandeln. Da ist zuerst jene sagenhafte und nebelumdämmerte Zeit, deren Erinnerungen sich unmittelbar an Troja's Fall knüpfen; es klingen Namen daraus hervor wie Aeneas, Anchises und Askanius, die uns wie mit einem Hauche unserer eigenen goldenen, märchenvollen Kindheit anweben. Dann treten altitalische Völkernamen auf wie Latiner, Osker und Etrusker, im Norden Ligurer, im Süden Tyrrhener und Sikuler, und eine Menge blühender Städte schaut von den Hügeln auf das heerdenbelebte, saatenumwogte Land und bis zum waldbeschatteten Gebirge. Wir denken an Veji, Gabii, Fidenae, Ardea und andere uralte Städte; aber der Name Rom war noch nicht unter ihnen, und Keiner gedachte dessen noch Jahrhunderte hindurch.

Verschwunden sind sie nun von der Erde, und von manchen wissen wir nicht einmal genau die Stätte, wo sie standen. Der ewige Strom der Geschichte, der darüber hinging, bald friedlicher fluthend, bald wilder brausend, er hat sie allesammt fortgespült bis auf wenige Reste ihrer Grund- oder Umfangsmauern. Seine Wogen aber haben dann und wann kleine, seltsame Dinge zu uns herangeworfen, deren Stoff dem nagenden Zeitenzahne widerstand, kleine räthselhafte Idole von grün gewordenem Erze, unförmlich, roh, kindisch unbeholfen, vertrackt und fratzenhaft, daß man sie eben so gut als von irgend einem kindhaften Stamme der Südseeinsulaner oder amerikanischen Rothhäute herrührend halten dürfte. Nur was der dunkle Schooß der Erde verbarg, ward verschont vom zerstörenden Zeitenstrome.

Die Gräber reden hier überall am lautesten, sie enthalten die sichersten Documente, die bedeutendsten Denkmale jener dämmervollen Vorzeit, mögen sie nun als jene rohen Anfangswerke menschlicher Kunstbestrebungen erscheinen oder, wie im Laufe späterer Zeit, als Schätze von trefflichster Bronzearbeit, von zierlichem Goldschmucke und edel geformten, herrlich bemalten Thongefäßen ächt hellenischer Kunst. Italien ist so recht das Land der Gräber, aus denen uns der verhallende Sang einstiger Herrlichkeit und Größe am ergreifendsten durch die Seele tönt.

Und endlich taucht nun die alte Roma selber empor, die Ansiedlung einer wild zusammengelaufenen, raublustigen Wolfsbrut. Dort ragt noch das Denkmal dieser ersten Zeit, der Mons Palatinus, den einst nach sieben Jahrhunderten die goldschimmernden Marmorpaläste der Cäsaren bedecken sollten. Voll rother, epheuumrankter Trümmer, voll wirren Gestrüpps, dunkler Cypressen und reichen Gebüsches, daneben Weinpflanzungen, Krautgärten, Winzerhäuschen, Villen, Kapellen, — hoch oben — ein Kloster mit palmengeschmücktem Garten, — so ragt heute das Viereck jenes weltgeschichtlichen Hügels weithin sichtbar. Aber an einer einzigen stillen, von Gestrüpp umrankten Stelle schaut ein Stück moosigen Quaderwerks hervor, aufgeführt aus mächtigen rohen Peperinblöcken. Dieses ist sicherlich Roms frühestes Denkmal, sicherlich ein Theil der allerersten Stadtanlage, der alten Roma quadrata des Romulus.

Und ferner aus der sagenhaften Königszeit sind noch zwei unzweifelhafte und hochberühmte Reste erhalten. Es umkreist den Palatin, bald hier, bald dort zu Tage gelegt, in unregelmäßiger Linie und geringer Entfernung ein anderer mächtiger Mauerwall, ebenfalls wie jener aus Peperinquadern bestehend. In ihm sehen wir Roms zweite Befestigung, es ist die Serviusmauer. Und endlich in sumpfiger Gegend des alten Velabrums gähnt uns der quaderumfaßte Schlund der berühmten Cloaca maxima entgegen und mit ihm vielleicht der älteste Bogenbau der Erde. Zugleich knüpft sich hieran die Erinnerung an den letzten der römischen Könige, Tarquinius Superbus. — Nun folgen die Denkmale der republikanischen Zeit. Drang uns von den Ueberresten der Königszeit oft noch ein ehrwürdig patriarchalischer Hauch entgegen, der uns fast an alttestamentarische Geschichten erinnert, so weht es von den republikanischen Denkmalen trotz aller Erinnerungen an Heldengröße, Volkskraft, starre eisenfeste Tugend doch nur frostig und unerquicklich auf uns ein; wir fühlen es, wie jeden Augenblick in jenem Volke ein echtes Stück der alten beutegierigen Wolfsnatur zum Vorschein kommt, und nur ganz selten vermag an zarteren und innigeren Zügen und Einzelheiten unser Gemüth sich wahrhaft zu erwärmen.

Schlicht, ernst und kraftvoll ist der Charakter aller Werke, die jene Zeiten hervorriefen, aber wenige Denkmale sind davon übrig, und diese noch dazu fast nur den späteren Jahrhunderten der Republik angehörend. Der berühmte Kuppelbau des Pantheons, Agrippa's herrliches Werk, ist das größeste unter ihnen, so wie es das am besten erhaltene aller Bauwerke Roms ist. Dann bezeichnen einige kleinere Gebäude, namentlich Tempelreste, diese Epoche und

endlich wieder Gräber, unter denen zwei vor allen übrigen hervorragen; das eine, der mächtige Rundbau des Grabes der Cäcilia Metella an der stillen trümmerreichen Via Appia, ist hinsichtlich seines räumlichen Umfangs das größeste von allen, das andere aber verbirgt sich unscheinbar mit seinen Gängen im dunklen Schooß der Erde, doch ein Glorienschein ewigen Ruhmes umstrahlt dasselbe; es ist das Heldengrab der Scipionen.

Indeß alles wird weit in den Hintergrund gedrängt von den Denkmalen der Cäsarenzeit, deren Erinnerungen uns mit Macht vor die Seele treten, wohin man sich wenden mag. Wo man geht und steht, immer taucht das ungeheure Bild der von den Millionen ihrer Bevölkerung durchtosten Weltbeherrscherin vor uns auf, uns begleitend weithin über die Campagna bis zu den Bergen. Auf den Bogenlinien von achtzehn meilenlangen Aquaeducten rauschte vom fernen Gebirg die klare Quellfluth daher und schäumte und sprühte in den fünftausend kleineren und größeren Brunnen der Stadt und speiste über achthundert Privatbäder und sechszehn große öffentliche Thermen mit ihren Tausenden von Badestellen. In der schweigenden Einsamkeit der Campagna ragen nun ihre hohen von Gestrüpp umwucherten Bogenreste, und noch innerhalb des alten Mauerringes schauen aus Wein- und Krautgärten die ungeheuren, zum Theil formlos gewordenen Trümmermassen der Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian und lassen ihre ehemalige Riesenhaftigkeit und Pracht mit Staunen ahnen.

Dort liegt das Thal des Circus maximus, wo über 400,000 Zuhörer sitzend den Spielen und Wagenrennen beiwohnen konnten, und außer diesem gab es noch acht andere der Art und fünf Naumachien für die Darstellung von Seegefechten. Und gleich neben dem ersten Circus stehen mit ihrem reichen Vegetationsschmucke die malerischen Trümmer der gewaltigen Kaiserpaläste, und wir wissen, daß es außer ihnen noch achtzehnhundert andere marmorschimmernde Paläste der Großen gab.

Da steht mit seinem dreifachen Bogenstockwerk die gewaltige Ruine des weltbekannten Colosseums. Wohl ist's heute still und friedlich drin, und ein Grünen, Blühen und Duften der Pflanzenwelt umfängt jetzt mit seinem holden Zauber rings das zerstörte Gemäuer, aber dennoch, in unser geistiges Ohr dringt uns noch heute das Thiergebrüll, das Waffengeklirr, Kampfgeschrei, Todesröcheln und der himmelan hallende Beifallsdonner aus achtzigtausend Kehlen eines entmenschten schaugierigen Volks.

Gleich daneben wölbt sich mit reichem Bildwerk geschmückt und herrlich erhalten ein edler Triumphbogen über dem Lavapflaster der Via sacra und weiter hin wieder einer und in mäßiger Entfernung noch einer, und ein anderes Bild erscheint bei ihrem Anblick. Aus lang gewundenen Tuben dringen mächtig hallende Töne zum festen dröhnenden Schritt sieggewohnter Legionen, ein ungeheurer glanzvoller Zug bewegt sich durch den hohen kunstgeschmückten Marmorbogen und durch die Gasse der dichtgedrängten Volksmassen; denn Roms glorreicher Cäsar kehrt heim von seinen Siegen über die Barbaren. Seht dort die reiche Beute, die er erwarb. Gleich hinter den Lictoren, die das herandrängende Volk zurückhalten, und den Tubenbläsern wird sie dem Triumphator vorangetragen, eroberte Waffen und Heerzeichen, Prachtgeräth und schimmernde Gefäße, gefüllt mit Goldmünzen, fremde Götterbilder, Kunstwerke aller Art, seltene Thiere, Modelle erstürmter Festungen und Schiffe. Was irgend sich zur Schau eignet, schmückt den Zug, und gleich hinter dieser Beute unter Vortritt von Sängern und Musikbanden der Triumphator selber lorbeerumkränzt auf goldschimmernder Quadriga, von weißen Rossen gezogen; wohin er kommt, vom tausendfachen Ruf „Jo triumphe“ empfangen und mit stolzem Lächeln grüßend zur Rechten und Linken, während der hinter ihm stehende **servus publicus** die goldene **corona triumphalis** über seinem Haupte hält. — Doch gleich neben ihm, ein tief ins Herz greifender Anblick, die besiegten Könige, Feldherren und Großen des unterjochten Landes, schmachvoll gebunden, gefesselt an den Wagen des Siegers, stumm, barfuß und gesenkten Blicks einherschreitend durch die jauchzende und sie höhnende Menge. Nun kommen die geschmückten Opferstiere mit vergoldeten Hörnern, geführt von Priestern und Opferschlächtern, und endlich mit seinen hochragenden Feldzeichen, den Adlern und Schildern, auf denen die Namen gewonnener Schlachten glänzen, das siegreiche jubelnde Heer, dort die Leichtbewaffneten, die Schleuderer und Bogenschützen, dort die schweren Truppen und Gepanzerten und dort die Reiter.

So geht es mit Pracht und Klang weiter die Via sacra entlang zum tempelreichen Forum, dessen edle Säulenreste noch heute malerisch in die Lüfte ragen, und dann hinauf zum Capitol. Den Clivus herunter schreitet dem Zuge glückwünschend in seinen Purpurtogen der Senat entgegen. Opferduft wallt empor vor den Tempeln, der Triumphator legt seine goldene Ehrenkrone dem capitolinischen Jupiter zu Füßen, Musik und Festhymnen, Jubel und Siegesfreude überall — indeß dicht daneben im dunkeln Gewölbe des alten Mamertinischen Kerkers ein schnell endendes Röcheln ertönt —; es sind die gefangenen Könige, die dort zu gleicher Zeit nach hergebrachter Sitte erdrosselt werden.

Das sind Bilder des alten Roms, die vor uns aufsteigen, wenn wir in stillen Stunden seine Trümmerwelt durchwandeln. Rom nannte sich einst mit Recht den Mittelpunkt der Welt. Auch von dieser Anschauung ist uns ein interessantes Denkmal erhalten. Es ist der sogenannte goldene Meilenstein, welcher mitten auf dem Forum stand, von wo an die Meilenzahl aller ausstrahlenden Straßen gerechnet wurde; darum nannte man ihn in stolzer Römerweise **umbilicus terrarum**, den Nabel der Erde. Denken wir uns nun einmal das ungeheure Volksgewühl im Großen und Ganzen, das dieses Weltcentrum Tag für Tag umwogte; alle Sprachen und Dialecte, alle Farben- und Racenunterschiede begegneten hier einander, dunkle Lybier und Numidier und hohe blondhaarige Germanensöhne, wilde Scythen und Sarmaten aus öden Steppen, und edle schönheiterfüllte Griechenjünglinge blickten hier einander ins Auge, alle bekannten Genüsse der Erde boten sich dar, sammt allen erdenklichen Lastern und Ausschweifungen, und endlich alle Religionen und Culte, der Isisdienst Egyptens, die Mithrasverehrung Persiens und der Astartencult Phöniciens vermischten sich hier mit der Anbetung des griechischen Olymps und der Gottheiten altitalischer Völker, bis endlich in diesem übervölkerten Göttergewimmel Tausende selbst nicht mehr wußten, welchen Gottheiten sie noch Tempel bauen sollten. Genug, wir bedürfen der ganzen Anspannung unserer Phantasie, um uns nur annähernd eine Vorstellung von alledem zu machen.

So bietet sich, wohin wir uns wenden, aus jener Macht- und Prachtwelt eine Fülle von ästhetischen und dramatischen Stoffen und Gegensätzen dar; höchste eigne Kraftanstrengung und verderbendrohendes Hereinragen wachsender fremder Gewalt, erhabenste Herrschertugend und maßlose Verworfenheit, stolzeste Todesverachtung und erbärmlichste Feigheit, höchste Geistesentwickelung und viehische Sinnlichkeit, verschwenderische Pracht und innere still gährende Fäulniß, Zerrüttung und Verrottung. Aber mitten in dieser Auflösung alles sittlichen Lebens fesselt uns mehr als alles andere ein ernstes, unscheinbares Element, wie unter überreifer farbenglühender Herbstfülle leise sich regende Keime eines künftigen Frühlings. Es ist die Erinnerung an die frühen Zeiten des Christenthums, an jene kleine, still wachsende Schaar, die mitten in jener Umgebung voll kindlicher Demuth und Herzensreinheit im Glauben, voll Innigkeit und Liebe, voll fröhlicher Zuversicht und fester Hoffnung und

darum so groß im Harren, Dulden und Sterben hier ihr ahnungsfreudiges Keimleben führte, so recht ein Leben „in silentio et spe“.

Und wiederum sind Gräber die einzigen Denkmale davon. Aber nicht sind es diesmal jene Prachtbauten, vor deren Umfang noch heute staunend der Wanderer steht, wie die hohe marmorbekleidete Cestiuspyramide vor dem Thore, das nach Ostia führt, oder das zerstörte Grab des Kaisers Augustus, in dessen Ringrest nun ein schaulustiges Publikum den Productionen der Kunstreiter oder den Späßen des Tagestheaters Beifall klatscht, oder gar wie der stolze Riesenbau des Hadriangrabes, das heute als Engelsburg vor der Tiberbrücke thront. Nein, die Sonne bestrahlt kaum eine Spur davon, aber wenn wir an rechter Stelle hinabsteigen in den dunklen Schooß der Erde, dann dehnt es sich plötzlich vor uns aus, das ungeheure schauerliche Labyrinth von schmalen Gängen und noch schmaleren Nebengängen, tausendfach sich kreuzend, nach allen Richtungen laufend, unterbrochen von Seitenräumen und Kapellen, und wohin wir schauen, an allen Wänden, rechts und links, vor uns und hinter uns, hoch und tief überall bescheint das flackernde Licht unserer Fackeln und Kerzen nichts als Gräber und wieder Gräber, bald gähnend offen und ihre zerfallenden Gebeinreste zeigend, bald noch geheimnißvoll verschlossen mit dünnen Steinplatten, auf denen unbeholfene Schriftzüge und roh gezeichnete Embleme zu schauen sind, noch lange nicht alle durchforscht und durchspäht, doch jetzt schon nach Millionen zählend, Jahrhunderte lang unbeachtet, verfallen und vergessen daliegend, nun aber wieder der andächtigen Verehrung und ernsten Wissenschaft geöffnet.

Das sind die ergreifenden Denkmale des frühesten Lebens und Waltens unserer Religion, das sind die Gräber der ersten Christenschaaren, die Ruhestätten der Bekenner und Märtyrer, es sind die Katakomben.

Während meines Aufenthalts in Rom war es mir gewährt, zum Oefteren und von verschiedenen Orten aus hinabzusteigen, um die dunklen Gassen dieser großen, stillen Todtenstadt zu durchwandeln, bald in größerer Gesellschaft, bald nur von einem Führer begleitet und jedesmal mit regerer Theilnahme, mit tieferem Ernste und tieferer Rührung, und so will ich es versuchen, meinen Lesern ein so klares Bild davon zu geben, wie es mir selber vor meiner Seele steht, indem ich bald eigner Anschauung folge und bald mich an die besten Schilderungen anderer Schriftsteller, namentlich an die eines Bunsen, Schnaase, Spencer, Northcote und Fournier halte.“ —.

Der Boden Roms und seiner Campagna ist außer den Thonablagerungen der Tiber und dem tertiären muschelreichen Kalkmergel des Monte Gianicolo und Monte Mario durchaus vulkanischer Natur und besteht vorzugsweise aus drei verschiedenen Tuffarten; nämlich aus dem festen, dunkelbraunen, wirklichen Tuffsteine, der überall zum Bau von Häusern und Gartenmauern benutzt wird, sodann aus dem rothen Tuffsande, der unter dem Namen Puzzolanerde mit Kalk vermischt den ausgezeichneten Mörtel liefert, und endlich aus einer hellbraunen bröcklichen Tufferde, die den größten Theil des Bodens ausmacht. Jene Tiberalluvionen nun enthalten gar keine Gräber, die Tertiärbildungen ebenfalls nur wenige Spuren von Katakomben, die letztgenannte Tufferde aber, Tufo granolare genannt, ist gerade mürbe genug, um sich ohne große Mühe aushöhlen zu lassen, und zugleich wieder fest genug, um stehende senkrechte Wände und stützenlose, ziemlich geräumige Höhlungen bilden zu können. Darum war sie vor Allen geeignet für solche Gruftanlagen, die denn auch in dieser Bodenart ihre größte Ausdehnung und Entfaltung haben.

Lange Zeit war man der Ansicht, die Katakomben seien ursprünglich nichts anderes als ausgebaute und verlassene Puzzolangruben, welche dann die verfolgten Christengemeinden zu ihrem heimlichen Versammlungsort erwählt hätten, um sie zugleich als gemeinsame Gräberstätte zu benutzen. Neuere Forschungen haben indeß diese Meinung dahin modificirt, daß die Katakomben, wie sie sich uns jetzt darstellen, durchaus als dazu bestimmte Anlagen sich herausstellen, da sie sich schon auf den ersten Blick von jenen völlig regellosen Puzzolangruben unterscheiden, daß aber diese allerdings hie und da der erste Anlaß zu Katakomben-Anlagen gewesen sein können.

Zu der Zeit als das Christenthum in Rom so weit um sich gegriffen hatte, daß es Aufmerksamkeit erregte, oder auch zur Zeit der Christenverfolgungen, deren erste bekanntlich schon unter Nero stattfand, boten solche Gräber eine sehr passende Stelle theils zum Verbergen der Verfolgten, theils zu Versammlungsörtern. Wenn etwa der Eingang im Garten eines christlich gesinnten Römers lag, war hier die geheimste und sicherste Stätte der Zuflucht. Mit leichter Mühe wurden dann einzelne schon vorhandene Höhlungen erweitert und regelmäßig bearbeitet, so daß sie als kirchliche Versammlungsörter dienen konnten, denen die mystische Beleuchtung durch Lampen, die tiefe Stille, die Trennung von der Oberwelt und die Sicherheit einen besonderen Reiz verlieh. Vorzugsweise aber eigneten sich diese Höhlungen zu Begräbnißstätten der Gläubigen. Da die heidnische Verbrennung dem gottergebenen Geiste und der biblischen Tradition nicht entsprach, da es gefährlich sein mochte, Gräber mit christlichen Emblemen und Inschriften den Augen der profanen Menge auszusetzen, so war es wohl natürlich, daß man diese Weise einschlug. Hiezu kam noch, daß die Liebesgemeinschaft der Gläubigen, die ja auch über das Erdenleben hinausreichen sollte, ihnen nicht gestattete, ihre Leichen in einzelnen Familiengräbern isolirt, wie es die Römer zu thun pflegten, zu bestatten; die Gemeinde sollte auch im Tode zusammenbleiben wie eine einzige Familie. Es war ein schöner Gedanke, da zu ruhen, wo man in der Gefahr des Lebens Schutz gesucht, wo man Worte der Zuversicht und der Hoffnung gehört hatte, und für die Ueberlebenden war es ein milder, freundlicher Gedanke, daß die Vorausgegangenen dennoch in ihrer Mitte ihren heiligen Versammlungen und Liebesmahlen nahe blieben. Besonders wichtig wurde diese Verbindung der Gräber und der Versammlungsorte zu Zeiten blutiger Verfolgungen. Nichts war natürlicher, als daß man die, deren Festigkeit im Glauben selbst durch die Schrecken des Todes nicht erschüttert worden war, die mit ihrem Blute für die Wahrheit ihrer Lehre Zeugniß gegeben hatten, besonders ehrte, und daß man diese Ehre, welche die Lebenden nicht entgegennehmen konnten, ihren Ueberresten erwies. Auch schien es vortheilhaft, diese vor Augen zu haben, um sich stets an die Pflicht ähnlicher unerschütterlicher Treue zu erinnern. Man liebte es daher, sich an ihren Gräbern zu versammeln, über ihnen das friedliche Liebesmahl zu halten, und es galt bald für einen Vorzug, in ihrer Nähe der einstigen Auferstehung entgegen zu harren *).

---

* Dr. Jakob Sturm.

Von A. von Eye.

In einem französischen wissenschaftlichen Werke stieß mir jüngst der Name des Nürnberger Dr. Jakob Sturm auf, dessen mit einer Anerkennung Erwähnung gethan wurde, wie sie, von den eifersüchtigen Nachbarn gespendet, sicher ein ungewöhnliches

*) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, III, 55.

Verdienst voraussetzte. Ich wunderte mich, troß meines zehnjährigen Aufenthalts in der alten Reichsstadt diesem Namen an Ort und Stelle niemals begegnet zu sein, obwohl er jener vorzugsweise zur Ehre gereichen mußte, und vermuthete sogleich, daß hier wieder ein Fall vorliege, wo wir in Buhlerei mit dem Fremden und Entlegenen das Nahe, Bessere übersehen. Begierig der Sache auf den Grund zu kommen, war ich sogleich entschlossen, nachzuforschen, um so mehr als ich voraussetzen durfte, bei dem noch lebenden Sohne des Verewigten an die ergiebigste Quelle zu gelangen. Dr. Joh. Wilh. Sturm theilte mir in anspruchslosester Weise die nöthigen Thatsachen über das Leben seines Vaters mit, und es ergab sich daraus ein Bild, so voll innerer und äußerer Genugthuung, daß im Augenblicke mein Herz sich dem trefflichen Manne mit ganzer Neigung zuwandte, obwohl ich ihn bislang nicht gekannt und er auf ganz anderem Gebiete thätig gewesen, als worauf ich mir den Maßstab für fremde Anerkennung gebildet. Diese einfachen und doch so inhaltsvollen Lebensumrisse der weitesten Oeffentlichkeit mitzutheilen, halte ich nicht allein für eine Pflicht gegen den Geschiedenen, den bisher das Ausland mehr als die Heimath anerkannte, sondern für eine Pflicht gegen die Oeffentlichkeit selbst, da das Vaterland, welchem es, dem Himmel sei Dank, zwar niemals an verdienstvollen Männern gebrach, das aber deren auch niemals zu viel gewinnt, um die Gesammtheit seiner Bürger daran zu erbauen; das wenigstens in keinem Falle die Verschuldung auf sich laden darf, eines seiner Söhne, die an seinem Ruhme und Gedeihen mühevoll mitgearbeitet, zu vergessen. Eine volle Würdigung des Mannes, der sein Verdienst am meisten durch Stille und Bescheidenheit geadelt, giebt aber nur die einfachste Erzählung.

Geboren am 21. März 1771, hatte er zum Vater Johann Georg Sturm, Kupferstecher, der ihn als einzigen Sohn von früh an gleichfalls seiner Kunst zubildete. Mit Talent begabt, machte er bald Fortschritte, sowohl in Führung des Grabstichels wie in Zeichnung von Figuren, worin ihn der Vater selbst unterrichtete. Neben dem Talente machte aber bereits frühzeitig in dem Knaben die Neigung sich geltend, welche die spätere Richtung seines Lebens hauptsächlich bestimmte: eine Vorliebe für die Natur und der unbezwingbare Trieb, durch Erforschung ihrer mannichfaltigen Erscheinungen ihr näher zu treten. Wie derartige Neigungen, die schon so früh als vorherrschendes Lebenselement durchbrechen, gewöhnlich durch entgegentretende Schwierigkeiten befördert und zusammengehalten werden, so entging auch unserm jungen Künstler dieser Vortheil nicht, den er oft genug als dessen Gegentheil mag beklagt haben. Die mangelhafte Methode jener Epoche, die durch Zeitaufwand der Geringfügigkeit ihrer Leistungen aufzuhelfen suchte, trat ihm sogleich mit doppelter Schwere entgegen, indem neben dem gewöhnlichen Schulunterrichte auch schon die Lehre des Vaters herging, die nach der Strenge und Weitschichtigkeit des Zeitalters auf eigne Regungen in der Seele des Knaben keine Rücksicht nahm und ihm für Befriedigung derselben wenig Zeit ließ. Noch der wißbegierige Jüngling mußte der Erholung und dem Schlafe abbrechen, was der Drang nach Vermehrung seiner Kenntnisse von ihm forderte, und selbst der schwer erlangte Gewinn mußte vorsichtig im Verborgenen gehalten werden. Diesem Umstande ist es offenbar zuzuschreiben, daß Sturm für die Zeit seines Lebens eine schwächliche Gesundheit davon trug; gerade den Hindernissen, mit denen er zu kämpfen hatte, verdankte er aber ohne Zweifel auch die unbeugsame Ausdauer, jenen rastlosen Fleiß, durch die er bei geringen Mitteln so Großes zu Stande brachte, verdankte er vor Allem jenen geläuterten Sinn, jene strenge Wahrheit und Echtheit in seinen Bestrebungen, wodurch er Allem, was er leistete, das Gepräge der Mustergültigkeit für alle Zeiten aufprägte.

Nach rühmlichem Harren erwies ihm endlich auch das Schicksal seine Gunst, das in einem unscheinbaren Anfange ihm den Gang seines ganzen ferneren Geschickes in die Hand gab. Sein Vater hatte zu einem von Pallas herausgegebenen Werke eine Platte zu fertigen, welche nach vorgelegter Zeichnung eine Reihe von Insecten wiedergeben sollte. Diese war aber, weil der Vater damals schon kränkelte, so ausgefallen, daß sie den Anforderungen des mit Beaufsichtigung jenes Werkes beauftragten Geh. Raths Schreber zu Erlangen nicht entsprach. Da kam es, daß Jakob Sturm, damals 16 Jahre alt, der die Platte selbst überbracht hatte, von Schreber den Auftrag erhielt, von dem zu jener Zeit in Nürnberg als praktischer Arzt sich aufhaltenden berühmten Dr. Panzer die fraglichen Insecten in Wirklichkeit sich zeigen zu lassen und darnach die Zeichnung und den Stich anzufertigen. Diese Arbeit übernahm der junge Künstler selbst, und sie gelang der Art, daß die genannten beiden Gelehrten von freudigem Staunen erfüllt wurden, und von diesem Zeitpunkte an hatte sich unser Freund zwei Gönner erworben, die das in ihm vorwaltende Talent erkennend, es mit der größten Zuvorkommenheit förderten und seine Studien weiter anregten und leiteten. Durch Schreber ward er für die Botanik, durch Panzer für die Insectenkunde gewonnen. Ersterer zog ihn zu sich und ließ ihn unter seiner Aufsicht längere Zeit hindurch Pflanzenzeichnungen ausführen; beide schlossen, wie sie mit dem geschickten Künstler eifrig in Geschäftsverbindung getreten waren, mit dem ernst strebenden Jünglinge und dem bald hervorgehenden tüchtigen Gelehrten eine innige, bis zu ihrem Tode fortdauernde Freundschaft. Die Bekanntschaft mehrerer anderer ausgezeichneten Naturforscher, die Sturm bei seinem Aufenthalte in Erlangen gemacht, befestigten sich ebenfalls zu einem vieljährigen Verkehre.

Kaum auf ein bestimmtes Gebiet übergetreten, begann er auch selbständig dasselbe zu bearbeiten. Er legte eigene Sammlungen an, und bereits im Jahre 1791 war er im Stande mit seinem ersten Werke hervorzutreten. Es führte den Titel: Insecten-Cabinet, nach der Natur gezeichnet und gestochen" u. s. w. und gedieh bis zum vierten Hefte mit je 25 Abbildungen, jedoch noch ohne Beschreibung. Panzer kam auf die Idee, daraus ein größeres Werk zu bilden, und so entstand dessen: „Faunae insectorum Germaniae initia", wozu Sturm die Zeichnungen und den Stich der Tafeln vom 1. bis 110. Hefte fertigte. Während der rege jugendliche Geist, voll Freude sich frei bewegen und seinen Lieblingsbeschäftigungen sich hingeben zu können, immer größerer Vervollkommnung nachstrebte, hatte er zugleich die Genugthuung, seinen Eltern in ihren letzten Jahren eine Stütze zu werden. Er vermählte sich im Jahre 1794 und lebte bis 1832, also 38 Jahre lang, in einer höchst glücklichen Ehe. Von sieben Kindern starben fünf bald nach ihrer Geburt; zwei Söhne aber, Johann Heinrich Christian Friedrich und Johann Wilhelm, erreichten das männliche Alter und gewährten dem Vater die Freude, auf seinem Gebiete und in seinem Sinne an seiner Seite zu arbeiten.

Im Jahre 1796 begann der ältere Sturm neben seinen künstlerischen Leistungen im Bereiche der Naturkunde, womit er eine ganz neue Bahn brach, so daß seine Abbildungen überall nachgezeichnet wurden, auch seine Laufbahn als Schriftsteller. In genanntem Jahre ließ er nämlich das erste Verzeichniß über seine Insectensammlung drucken, und dieses kleine Werk legte den Grund zu ausgebreiteten Bekanntschaften im In- und Auslande. In Kurzem vergrößerte seine Sammlung sich so sehr, daß im Jahre 1800 schon ein neues, bedeutend größeres Verzeichniß nothwendig wurde. Der dritte Katalog erschien im Jahre 1826, und als 1843 derselbe zum vierten Male herauskam, war die Sammlung zu einer solchen Bedeutung herangewachsen, daß sie

unter die größten und werthvollsten Privatsammlungen Europas gezählt werden durfte. Im selben Jahre, 1796, hatte Sturm auch sein klassisches Werk: „Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen“ begonnen, zu welchem die ausgezeichnetsten Botaniker Beiträge lieferten. Von diesem Werke erschienen bis 1849 hundert und einundfünfzig Hefte mit mehr als zweitausend Kupfertafeln. An dieses große Werk reihte sich bald ein anderes ähnliches: „Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen“, wovon bis zum angegebenen Jahre neunzehn Bändchen mit Käfern, sechs Hefte mit Amphibien, drei mit Würmern, drei mit Vögeln, im Ganzen mit mehr als fünfhundert Kupfertafeln, herauskamen. Die beiden rühmlich bekannten Werke, in deren Herausgabe er in späteren Jahren von seinen Söhnen treulichst unterstützt wurde, erhalten den Namen ihres Gründers in der Gelehrtenwelt auch bei kommenden Geschlechtern. Nebenbei lieferte er aber auch — so groß war sein Fleiß — zu andern naturwissenschaftlichen Werken die Kupfertafeln: z. B. außer zu der bereits genannten Panzer'schen Fauna, zu Graf Sternberg's Flora der Vorwelt, zu dessen Monographie der Saxifragen, zu Nees' von Esenbeck System der Pilze und Schwämme u. a. m. Die Aufzählung seiner sämmtlichen literarischen und artistischen Arbeiten würde den uns hier gegönnten Raum und die Geduld des Lesers bei weitem überschreiten. Doch existiren genaue Verzeichnisse darüber.

Mit ganzer Seele seiner Wissenschaft ergeben, begnügte Sturm sich nicht, im engen Kreise der Gelehrten für dieselbe thätig zu sein, sondern er suchte das Interesse dafür auch im Volke zu verbreiten und gründete im Jahre 1801 in Verbindung mit den ihm freundschaftlich nahestehenden Gelehrten Dr. K. Osterhausen und Dr. Joh. Wolf die naturhistorische Gesellschaft zu Nürnberg, welche bei Gelegenheit des fünfzigjährigen schriftstellerischen Wirkens ihres Stifters, im Jahre 1845, sich reorganisirte und seit dieser Zeit ihn als ihren Director verehrte. Mit noch größerer Auszeichnung ward er bei dieser Veranlassung aus der Ferne bedacht. Die Universität Breslau ertheilte ihm die philosophische Doctorwürde, und die kaiserliche Leopold-Karolinische Akademie der Naturforscher übersandte ihm ein Jubiläumsdiplom und nahm ihn — was mit sparsamer Auswahl zu geschehen pflegt — in die Zahl ihrer Mitglieder auf. Ueberhaupt fehlte es nicht an thatsächlicher Anerkennung seines Verdienstes von nah und fern, nachdem dieses in so vielen mustergültigen Leistungen sich manifestirt, und nach und nach ward Sturm von 21 gelehrten Gesellschaften zum correspondirenden oder Ehrenmitgliede ernannt, unter anderen — um die Tragweite seiner Wirksamkeit anzudeuten — in St. Petersburg, Moskau, Lund, Philadelphia, Carlisle in Pennsylvanien u. s. w. — Eine Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen und mehrere Käfer wurden nach ihm benannt. Ehrenvoller für ihn war noch die ungeheuchelte Liebe und das herzliche Wohlwollen aller derer, die ihm näher standen und die er durch sein mildes, anspruchsloses Wesen anzog. Während er aber so zu den größten Naturforschern in allen civilisirten Ländern der Erde in freundschaftlichen Beziehungen stand, die ausgebreitetste Correspondenz mit allen Sitzen der Gelehrsamkeit unterhielt, sein Name innerhalb und außerhalb Europa's mit Hochachtung genannt wurde, vermochte derselbe doch nicht, in seiner eignen Vaterstadt durchzudringen. Zwar nahmen bei der oben erwähnten Feier die Behörden der Stadt, so wie die wissenschaftlichen Vereine Rücksicht darauf, doch lesen wir in des Verewigten Grabrede, „daß man in seiner Vaterstadt Nürnberg kaum ihn beachtete, kaum eine Ahnung hatte von seinem vielseitigen Wirken, von dem Dasein eines Jakob Sturm kaum etwas wußte.“ Ja, man gedachte seiner so wenig, daß, als im Jahre 1845 die 23. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Nürnberg stattfand, man von Seiten dieser Stadt bei den vorher gepflogenen Berathungen Sturm nicht einmal hinzuzog. Und doch hätte gerade Nürnberg auf ihn stolz und dankbar sein sollen, denn den Ruhm, ausgezeichnete wissenschaftliche Werke hervorgebracht zu haben, welcher im vorigen Jahrhundert vorzugsweise dieser Stadt zufiel, hatte er bedeutend gemehrt und in dieses Jahrhundert hinübergetragen.

Jakob Sturm zwar war es am wenigsten, der solche Verkennung schmerzlich empfand. Jemehr er aus wahrem Interesse seinen ganzen Eifer der Wissenschaft und Kunst zuwandte, desto weniger dachte er daran, von außen her dafür irgend eine Belohnung zu erhalten. Er wird von Allen, die ihn gekannt haben, als der bescheidenste, anspruchsloseste Mensch gerühmt. Je größere Fortschritte er auf dem Gebiete der Naturkunde machte, je weiter er eindrang in ihre Geheimnisse, desto deutlicher erkannte er, welchem unermeßlichen und wichtigen Bereiche er gegenüberstehe; doch so frei von eitler Selbstsucht war seine Liebe zu der Aufgabe, der er sich für sein Leben gewidmet, daß er auch angesichts der Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte, von welcher er durchdrungen war, sich doch nur zu immer rastloserem Eifer angetrieben fühlte. Er trug jenen religiösen Sinn in sich, der den Freunden der Natur eigen zu sein pflegt, welche mehr die wunderbare Offenbarung Gottes als ihren eignen Ruhm darin zu finden trachten.

Zum großen Theile seinem ernsten, echten Streben, seinem sanften, anspruchlosen Wesen verdankte er ohne Zweifel auch das höchste Glück seines Lebens, den ungetrübten Frieden in seinem Familienkreise, welchen er als reines Geschenk des Himmels zu preisen niemals Anstand nahm. Es wurde schon erwähnt, daß seine beiden Söhne seine Mitarbeiter und Mitstrebende wurden. Größere Anhänglichkeit, innigeres Eingehen, als diese Söhne dem Vater bis in's hohe Alter erwiesen, wird kaum mehr gefunden werden. Nach echt deutschem Vorbilde namhafter Künstlerfamilien älterer Zeit blieben sie noch im Mannesalter, liebevoll dem greisen Vater zugethan, im elterlichen Hause wohnen, unterstützten ihn bei seinen Untersuchungen, begleiteten ihn auf seinen wissenschaftlichen Ausflügen und freuten sich des Ruhmes, der ihm dafür zu Theil wurde. — Dieses freundliche Zusammenleben erlitt nicht die mindeste Störung, als beide Söhne sich verehelichten, und zwar mit zwei Schwestern aus der in Nürnberg rühmlich bekannten Künstlerfamilie Zwinger. Sechs Enkel sah der Großvater mit der Zeit im täglichen Umgange die Beschwerden seines Alters erheitern. Wenn nichts Anderes, müßte dieses Zusammenleben uns überzeugen, daß wir es mit einer seltenen Familie zu thun haben. Welche Wunder verrichtet der Geist echter Wissenschaft und Kunst! —

Dr. Jakob Sturm brachte sein Alter auf 77 Jahre 8 Monate. Nach den Kämpfen und Entbehrungen der Jugend flossen ihm die Tage des Lebens in ungestörter Ruhe dahin, und unangefochten von manchen Widerwärtigkeiten, von denen sonst selbst die Glücklichen unter den Sterblichen nicht frei bleiben, erreichte er den Lohn der Gerechten, die ihren Tod nicht sehen. Sanft und ruhig entschlief er, ohne sein nahes Ende selbst zu ahnen, am 28. November 1848. — Eine große Beruhigung war ihm immer gewesen, daß seine Söhne alle Bürgschaft leisteten, auf der von ihm betretenen Bahn fortzuwandeln, und daß er die Sammlungen, für die er so unermüdet gewirkt, für die Zukunft gesichert und der besten Sorgfalt überwiesen sah.

Die Söhne, von welchen der ältere, der nun leider bereits auch hinübergeschiedene Dr. Friedrich Sturm, der zugleich mit einem ausgezeichneten Talente für bildende Kunst begabt war und sich vorzugsweise der Zoologie zugewendet hatte, während der jüngere Bruder sich mehr der Botanik gewidmet, begannen,

durch die Verbindungen ihres Vaters unterstützt, seit 1818 die Sammlungen mit ganz neuen Bestandtheilen zu erweitern, indem sie dabei hauptsächlich von der Rücksicht ausgingen, die Grundlage zu einem öffentlichen naturhistorischen Museum für ihre Vaterstadt zu bilden, welche, hierin allen Städten gleichen Ranges nachstehend, noch nichts dergleichen besitzt. Nicht weniger fuhren die Söhne fort, durch wissenschaftliche Veröffentlichungen dem Namen ihres Vaters Ehre zu machen.

Die Sturm'sche Sammlung, die größte deutsche Privatsammlung, welche Burmeister als eine classische, als Institut ersten Ranges bezeichnete, bildet noch heute eine Zierde der Stadt Nürnberg. Wir können hier nicht darauf eingehen, ihr eine wissenschaftliche Würdigung angedeihen zu lassen. Sie besteht aus sieben Abtheilungen. Die erste enthält die Säugethiere, von deren auch nur annähernd vollständiger Zusammenbringung man zwar von vorn herein absah, da sie das Vermögen jedes Privatmannes überschreiten müßte. Desto ansehnlicher ist die zweite Abtheilung, welche in nahezu 3000 Exemplaren gegen 1700 Arten von Vögeln enthält. Was diese Abtheilung aber vor Allem auszeichnet, so daß vor viel zahlreicheren Sammlunlungen ihr unbedingt der Preis eingeräumt werden muß, ist die außerordentlich elegante, dazu strengwissenschaftliche und lehrreiche Anordnung und Aufstellung der schönen gefiederten Bewohner der Lüfte. Die einzelnen Exemplare sind durchweg von Dr. Friedrich Sturm zubereitet, ausgestopft und aufgestellt worden, und zwar mit so künstlerischer Hand, daß er das vom Thiere genommene Leben gleichsam in dasselbe zurückgezaubert zu haben scheint. Auch die kleinste Feder ist wieder in die ursprüngliche Lage gebracht; Haltung und Bewegung sind mitgetheilt, als gingen sie aus innerer Regung hervor. Was sonst ähnlichen Sammlungen trotz der Pracht ihrer Schaustellungen einen unangenehmen Beigeschmack giebt, der Ausdruck des Todes, der Zug von Zerstörung und Moder, der an den Gegenständen haftet, fehlt hier gänzlich, und gewiß wird Niemand, der diese Sammlung gesehen, selbst der Laie, sie ohne ein Gefühl innigsten Entzückens verlassen. Namentlich ist die Sammlung von Colibri's einzig in ihrer Art. — In der dritten Abtheilung bemerken wir eine beträchtliche Sammlung von Nestern und Eiern, welche neben den europäischen auch viele ausländische Arten enthält. Die Insectensammlung enthält allein gegen 17,000 Arten von Käfern, außerdem noch 6226 Arten aus andern Ordnungen, im Ganzen über 70,000 Exemplare. Auch die Conchyliensammlung zählt zu den bedeutenderen und ist besonders reich an Land- und Süßwasserarten. Einzig in ihrer Art ist auch eine Sammlung von Schnecken, welche der genannte Dr. Friedr. Sturm aus Wachs nachgebildet und worin er gezeigt hat, mit wie feinem Sinne er das geheime Leben dieser niederen Schöpfungsstufen zu belauschen und mit wie geschickter Hand er es nachzubilden verstanden hat. — Die Pflanzensammlung umfaßt gegen 10,000 Arten.

Leider ist Gefahr vorhanden, daß diese ausgezeichnete Sammlung, die noch im Besitz des einen überlebenden Bruders ist, der Stadt und dem Vaterlande entfremdet werde. Der ersteren hat der Besitzer zwar zu einer Erwerbung ungewöhnlich annehmbare Bedingungen gestellt. Auch war, wie verlautet, der Ankauf vom Magistrate beschlossen, selbst vom Könige dringend empfohlen; doch immer haben sich bis jetzt unglückliche Hemmnisse dazwischen geschoben.

* Beirut und der Libanon.

Während in den Ländern der Türkei und Persien die Ortschaften von Jahr zu Jahr entvölkert werden, bildet die Hafenstadt Beirut in Syrien eine eigenthümliche Ausnahme. Unter dem Einflusse von Europa hat das uralte Beirut (Berytos) ein neues Leben begonnen. Noch vor dreißig Jahren war es ein unansehnlicher Flecken, der aber schnell und in auffallender Weise sich erweiterte und zunahm, so daß im Jahre 1847 der Ort 12 — 15,000 Einwohner, im Jahre 1852 35 — 40,000, und 1860 50 — 60,000 zählte. Aus der Ferne gesehen macht Beirut, wie alle Städte und Dörfer des Orients, wegen ihrer aus Lehm oder Quadersteinen erbauten Häuser und der platten Dächer derselben den Eindruck weit ausgedehnter oder fortlaufender Burgruinen, aber im Süden der Stadt prangen die Anhöhen auf's Lieblichste mit vielen, zwischen Hainen und Gärten, die meist mit Maulbeerbäumen bepflanzt sind, geschmackvoll angelegten Bauten. Dies sind vorzugsweise die Wohnungen der europäischen Consuln und anderer Franken, welche hier während des ganzen Jahrs Landsitze genießen, wie sie etwa St. Germain den Parisern für die schönere Jahreszeit darbietet. Der Fremde, der zu Wasser nach Syrien kommt und in die Meeresbucht von Beirut einläuft, erblickt hinter der Stadt die hohe Kette des Libanon, und einen großartigeren Hintergrund, als ihn da Beirut bietet, kann der Pinsel des Malers nirgends finden. Darf auch von hier das Auge nach den Cedern des Libanon nicht aufschauen, die der Dichter der Psalmen gefeiert hat, obgleich ein stattlicher Cedernhain auf den nördlichen Höhen des Libanon, ein paar Tagereisen von Beirut entfernt, sich ausbreitet, so grüßen doch den Fremden von dort Streifen des ewigen Schnee's, der auf seinem Haupte ruht. Der ganze imposante Gebirgsabhang, der von dem weißlichen Kalksteine, aus dem er besteht, in ein weißliches Gewand gehüllt ist, woher auch der Libanon den Namen des „weißen" Berges hat, zeigt eine vielfache Cultur, indem er terrassenförmig mit zahllosen Dörfern angebaut ist, die jedoch dem Auge des fernen Beschauers vom Meere aus nicht erreichbar sind. Die Bergkette des Libanon selbst ist steil, und der Weg, der auf ihr hinführt, ist so beschwerlich, daß ihn ein Reisender mit einem steilen Berge vergleicht, der gepflastert werden soll; die Pflastersteine liegen schon darauf, und zwar fast den ganzen Berg entlang, aber lose aufgeschüttet, von verschiedenem Umfang bis zu den größten Quadern, welche manchmal in Stufenform über einander geschichtet sind. Gleichwohl führt dieser Weg den Namen der Sultanije, d. i. „Königsstraße", und zwar deshalb, weil es die nächste und Hauptstraße nach Damaskus ist. Die Aussicht von hier nach Beirut und dem Meere ist wunderschön; aber ringsumher ist Alles öde, überall liegen rohe Steinmassen, welche ein ins Graue spielendes Colorit annehmen und theilweise in Form von Basalten sich dem Auge darstellen. Selten zeigt sich hier auch im Sommer ein verkümmertes Blümchen, während unten in der Tiefe Palmen und Baumwollenstauden, weiter hinauf Maulbeerbäume (die Seidenzucht ist hier vorzüglich im Flor), Feigen- und Olivenbäume in den Gärten, weißblühende Myrte, Oleander und die kleinblätterige, stachelige Zwergeiche wild im Freien gedeihen. Eine Wasserleitung auf dem kahlen Felsen trug viel zur Fruchtbarkeit des sonst unfruchtbaren Bodens bei.

Namentlich die Hafenseite von Beirut trägt noch Spuren des Alterthums, besonders da wo der felsige Grund einen hohen natürlichen Kai trägt. Hier liegt neben alten Mauerresten eine beträchtliche Masse ansehnlicher Säulen, mehr oder weniger verstümmelt, theils außerhalb des Wassers, theils im Wasser. Welche Bestimmung sie einst gehabt haben mögen, ist schwer zu errathen. Andere alte und schöne Säulen, darunter mehrere von Granit, finden sich auch im Bezirke der Stadt selbst. Allein wichtiger als durch etwaige alte Erinnerungen ist Beirut durch seine Bedeutung für die Gegenwart. Obenan steht seine commerzielle Wichtigkeit, indem es einen Mittelpunkt für Syriens Handel mit Europa

bildet und auf diese Weise den uralten Ruhm der Phönizier und ihrer Handelsstadt Berytos erneuert. Der stets zunehmende Verkehr des Occidents mit dem Orient, namentlich mit Syrien, so wie der Umstand, daß hier der beste Hafen der ganzen syrischen Küste ist, machen das unerhörte Wachsthum dieser Stadt erklärlich. Nach dem Handel kommt die Wissenschaft, die durch eine in Beirut bestehende gelehrte Gesellschaft mit einer Bibliothek und durch eine sehr thätige arabische Presse vertreten wird, welche der arabischen Literatur schon manchen guten Dienst geleistet hat. Drittens mag in diesem Zusammenhange auch noch darauf hingewiesen werden, daß Beyrut seit mehreren Jahrzehnten der Mittelpunkt der amerikanisch-protestantischen Mission geworden ist, die sich nicht geringer Erfolge, besonders unter den zahlreichen Maroniten dieser Gegend, zu rühmen hat. Auch die schon genannte Presse ist ihre Schöpfung und steht vorzugsweise in ihren Diensten. Außer dieser amerikanischen Mission hat seit einigen Jahren auch ein deutsch-evangelischer Prediger, vom Berliner Jerusalemsverein gesandt, eine gesegnete Wirksamkeit für eine deutsch-französische Gemeinde begonnen. Eine evangelische Gemeinde ward im November 1856 in Beirut gestiftet, und im Jahre 1861 folgte die Gründung eines evangelischen Waisenhauses in der Nähe von Beirut. D. Knd.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von W. Lübke. — Bruder Hansens Marienbilder aus dem 14. Jahrhundert. Von R. Minzloff. — Geschichte des germanischen Museums von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1862. Von E. Hektor. — Deutsche Dichtung. Die Lehre von den Formen und Gattungen derselben. Von W. Buchner. — Ludwig Preller. Eine Gedächtnißrede. Von G. T. Stichling. — Onno Klopp und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Von J. O. Opel. — Eine Actiengesellschaft. Erzählung in 3 Bänden. Von Levin Schücking. — Durch zwei Menschenalter. Novelle in 3 Bänden. Von G. Raimund.

* Literarische Notizen. Den vielen Freunden, welche der Dichter J. V. Scheffel in der Lesewelt zählt, wird die Nachricht willkommen sein, daß nach langer Zeit endlich wieder ein neues Buch von dem Verfasser des „Trompeters von Säkkingen“ und des „Ekkehard“ erscheint. Es ist betitelt „Frau Aventiure“ und enthält Lieder aus der Zeit Heinrichs von Ofterdingen. Vom „Trompeter“ wird im April eine neue Ausgabe mit poetischem Vorwort ausgegeben. — Eine Biographie Ludwig Uhlands von Friedrich Notter soll in den nächsten Tagen herauskommen. Der Verfasser hat aus eigener Bekanntschaft so wie durch die Familie Uhlands ein reiches Material für seine Arbeit zur Verfügung. Gegen zwanzig noch nicht gedruckte Dichtungen und eine Auswahl von Briefen werden in die Biographie verflochten; unter jenen ist das Fragment eines Trauerspiels „Alfer und Aurana“ und die ergänzende Skizze zu dem Bruchstück „Schildeis“. Für das Uhlanddenkmal sind jetzt etwa 17,000 Gulden zusammen; man hofft bald auf 25,000 Gulden zu kommen, womit die Sache als gesichert zu betrachten wäre. Wohl noch kein ähnliches Unternehmen ist in Deutschland so schnell zu Stande gekommen. — Der alte Böckh in Berlin beschenkt die gelehrte Welt noch mit einem Beitrage zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens der Egypter, Griechen und Römer unter dem Titel „über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen.“ Böckh hatte früher den Grundsatz aufgestellt, daß es dem Wesen des Schaltkreises widerspreche, mit dem Schaltjahre selbst zu beginnen, was so unnatürlich wie möglich sein würde. Dagegen berief sich Theodor Mommsen in seiner ausgezeichneten Arbeit über „Römische Chronologie bis auf Cäsar“ nicht allein auf den Julianischen Schaltkreis, sondern auch auf den altegyptischen und alexandrinischen und auf den von den Römern benutzten Kalender des Eudoxos, indem er behauptete, diese alle hätten den Schalttag nicht im vierten Jahre. Damit stimmte zum Theil ein so bedeutender Forscher, wie Lepsius, überein in der akademischen Abhandlung: „Ueber einige Berührungspunkte der egyptischen, griechischen und römischen Chronologie“, wogegen sich Böckh bereits in den Sitzungen der Akademie ausgesprochen hatte. In der vorliegenden Schrift sucht Böckh gegen die ihm befreundeten Amtsgenossen seine Ansicht zu vertheidigen. In seiner klaren, sinnigen Weise beleuchtet er mit genauestem Eingehen den höchst verwickelten Gegenstand, wobei er gelegentlich über manche damit in Verbindung stehende Punkte erwünschtes Licht verbreitet. — Eine Vertheidigungsschrift des Professors Tischendorf in Leipzig ist betitelt „die Anfechtungen der Sinai-Bibel“. Ein russischer Archimandrit nämlich und der bekannte Handschriftenfälscher Simonides haben zu beweisen gesucht, daß es mit der von Tischendorf herausgegebenen ältesten Bibelhandschrift nicht seine Richtigkeit habe. Gegen beide vertheidigt sich Tischendorf in jener Schrift. — Der neueste Roman Karls von Holtei, „der letzte Komödiant“, schildert den Lebenslauf eines Schauspielers aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit lebhaften und wirksamen, zum Theil aber recht drastischen und bedenklichen Farben, da der Verfasser die obligaten Liebesabenteuer sehr genau ausmalt. Das Hauptinteresse des Romans liegt in den Erinnerungen an Iffland, Fleck und andere künstlerische Größen jener Zeit und in den Streiflichtern, welche auf die Zeit der Befreiungskriege fallen. — Die Zahl der Werke über Goethe's Blüthezeit und seine Oberleitung des Theaters in Weimar ist kürzlich durch Ernst Pasqué um ein neues unter dem Titel „Goethe's Theaterleitung in Weimar“ vermehrt worden. Der Verfasser hat bei seiner auf eine große Zahl von Urkunden gestützten Arbeit weniger die großen geistigen Resultate als eine Fülle von Episoden und Einzelnheiten im Auge gehabt. Das Buch enthält daher namentlich viel über die Jagemann, Christiane Neumann, das Ehepaar Wolff und andere Künstler jenes Kreises. — Der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter hat von der Universität Rostock den Doctortitel erhalten.

* Frithjof. Eine dramatische Dichtung. Von Peter Lohmann. Leipzig. Matthes. — Von dem Verfasser dieser Poesie haben wir wiederholt zu reden gehabt, da er immer dafür sorgt, daß man sich mit ihm beschäftigen muß. Er hat allein sechs große Dramen geschrieben, die kürzlich, nachdem sie früher einzeln gedruckt waren, in zwei Bänden zusammengestellt sind. Er ist ein eifriger Priester auf dem Gebiete der dramatischen Poesie, bisher aber ein Prediger in der Wüste, da die Bühnen sich nicht zur Aufführung seiner Dramen verstehen wollen. Kürzlich hat er sich nun in der Verzweiflung auf das Verfertigen von Operntexten geworfen und deren auch schon fünf zu Stande gebracht, in der Hoffnung, daß ein Zukunftsmusiker sich seiner annehme; er dichtet nämlich seine Texte in der Wagnerschen Manier des Musikdramas. Ein wunderliches Erzeugniß dieser Art, „Valmoda“, haben wir vor etwa einem Jahre zu besprechen gehabt. Das jetzt vorliegende Musikdrama „Frithjof“ ist, so weit unsere Erinnerung geht, das beste, was wir von Lohmann gelesen haben. Der berühmte Stoff, den er sich erwählt, kommt ihm dabei allerdings sehr zu Statten und lös't schon die größere Hälfte der Aufgabe. Mit dem auf ihn selbst fallenden Theile dieser Aufgabe hat der Verfasser sich ziemlich anständig abgefunden und weniger Unsinn beigesteuert, als er es sonst wohl in ähnlichen Fällen zu thun pflegt. Ein bedeutender Componist würde aus diesem Texte, wenn er denselben erst sorgfältig durchsiebt, eine recht romantische Oper mit schönen Chören und wirksamen Finales machen können. An gut angelegten Ensemblescenen fehlt es nicht; die Liebenden, welche sich nach dem Vorbilde Lohengrins und Tristans in einem endlosen Duett die Herrlichkeit ihres reizenden Verhältnisses ausmalen, müßten sich allerdings gefallen lassen, daß ihnen einige von ihren Redensarten weggestrichen würden. Sie werden indeß wohl unbelästigt bleiben, denn die Farben dieses nordischen Gemäldes sind doch neuerdings etwas verblaßt und würden auf unsere heutige Generation schwerlich noch großen Eindruck machen. Was an ähnlichen Stoffen jetzt noch für die Bühne zu gebrauchen ist, das hat Richard Wagner selbst schon mit Beschlag belegt.

* Ein Fähnlein Vaterlandslieder für die deutsche Sache. Von Max Moltke. Berlin, 1862. Moltke's Selbstverlag. — Der Verfasser, der sich früher „Ferfasser“ schrieb, hat zu unsrer Freude seine ehemalige verschrobene Orthographie an den Nagel gehängt, denn sonst hätten wir dies „Fähnlein“ an uns vorüberziehen lassen, ohne es weiter einer Musterung zu unterwerfen. Moltke sagt in seinem „Ein Früling“ (Berlin, Erleben, 1853): „Die Verse sind mein einziges Fermögen“, und es ist ganz nett und lobenswerth, wenn man auf den Altar des Vaterlandes niederlegt, was man eben hat. Ob aber der deutschen Sache mit Versen geholfen werden könne, möchten wir bezweifeln, namentlich ob Moltke's Vaterlandslieder dazu geeignet sind. Es sind eben Tiraden, zu denen oft bedenkliche Anmerkungen und Randglossen gemacht werden könnten, wie z. B. wenn es im „Deutschen Gelübdegruß“ heißt: „Du leuchtend Volk der Welt, du Volk, so hochgestellt in Gottes Gunst! Frei von des Wahnes Haft, siegreich durch Armes Kraft, mächtig durch Wissenschaft, blühend durch Kunst.“ Oder wenn im „Vaterländischen Ehrenpreis“ Deutschland genannt wird die „Wiege heiligster Kriege, herrlichster Siege des Menschenthums“, und wenn es daselbst weiter heißt: „Der Völker keines schritt groß wie Deines durch Sturm und Wolk; o du erlauchtes, urwald-entlauchtes, gottangehauchtes Germanenvolk!“ W.

* Vermischte Nachrichten. Die geographischen Mittheilungen von August Petermann berichten wieder über neue afrikanische Expeditionen. Die französische Regierung schickt den Capitän Magnan mit drei flach-

gehenden Dampfern den Niger hinauf; er soll bis über Timbuktu hinauf nach Bamaku dringen, dort Contore errichten und eine Dampfschifffahrtslinie zu begründen suchen. Die Europäer haben übrigens im oberen Nigergebiet an dem fanatischen Marabut El Hadj Omar einen gefährlichen Feind. Der berühmte Löwenjäger Gerard hat sich auch dem Niger zugewandt. Er ist im November nach Sierra Leone abgereist, um von dort oder einem benachbarten Punkte nach den Quellen des Niger vorzudringen. Sodann hofft er die Landschaften zu besuchen, die nördlich von der Republik Liberia und von Dahomey liegen, und von da nach dem Quellengebiet des Niger zurückzukehren, wo er ein ausgedehntes angebautes Land zu finden erwartet, in welchem die Eingeborenen Baumwolle und Indigo cultiviren. Dort will der Reisende eine Ansiedelung zu gründen versuchen, um den Anbau jener Producte zu fördern und dem europäischen Handel neue Wege zu eröffnen. Später beabsichtigt er nach Timbuktu zu gehen, wo er die Papiere des 1822 in der Nähe ermordeten Major Laing aufzufinden hofft, und über Ainsalah, El Golea und Algerien nach Europa zurückzukehren. — Auch der Fregatten-Capitän Brossard de Corbigny, durch seine Aufnahmen am Senegal bereits rühmlich bekannt, hat sich im November nach dem Niger begeben, um das Delta dieses Flusses und sodann alle Flußmündungen zwischen dem Volta und dem Zaire wissenschaftlich zu untersuchen. — Wie englische Zeitungen berichten, beabsichtigen Capitän Burton und Du Chaillu, gemeinschaftlich den Gabun-Ländern einen Besuch abzustatten. Baron v. d. Decken hat Mombas in der ersten Hälfte des Octobers verlassen, um eine neue Reise nach den Schneebergen von Ost-Afrika anzutreten; sein Begleiter war Dr. Kersten aus Altenburg. — In Wien wird demnächst die kolossale Reiterstatue des Prinzen Eugen von Savoyen für den Burgplatz gegossen werden. Der edle Ritter ist dargestellt im alten Reiterkostüm mit Stulpenstiefeln und dreieckigem Hute mit Straußfedern. — Eine Probe von der unerhörten Schamlosigkeit und Gemeinheit der reactionären Presse gab kürzlich das in Erfurt erscheinende Wochenblatt „der alte Fritz“ in folgender Notiz: „In Kassel starb der als hochliberal gepriesene Oberbürgermeister Hartwig. Der Liberalismus paukte eine Theilnahme zusammen, als wenn ein Fürst das Zeitliche gesegnet hätte. Die Leiche war im Rathhause ausgestellt. Verunziert war der auf dem Sarge liegende Lorbeerkranz mit den Bändern der dreifarbigen Affenschande.“ — Die wundervolle Orgel der Marienkirche in Lübeck, eins der größesten und schönsten Werke, ist kürzlich aus einer umfassenden Reparatur glänzend hervorgegangen. — Die Pariser schwärmen für einen neuen Tenor, welcher wie ein Phänomen in der großen Oper aufgetaucht ist. Er heißt Villaret und war ursprünglich seines Zeichens Brauer in Avignon. Dort lernte ihn bei einem Concert ein angesehener Pariser Advokat kennen und empfahl ihn dem Director der großen Oper, welcher ihn ausbilden ließ. Die Geschichte erinnert an die vom Postillon von Longjumeau. Villaret debutirte vor einigen Tagen als Arnold in Rossini's Tell und gewann gleich durch das erste Recitativ die Zuhörer. Er hat eine sehr ansprechende, einschmeichelnde Stimme, gute Gesangsweise und anständige Manieren. Man ist darauf gefaßt, nächstens in den Zeitungen zu lesen, daß Meyerbeer sich nun endlich entschlossen habe, seine „Afrikanerin“ auf die Bühne zu bringen. — Die Symphonie in D dur von Karl Reinthaler, welche im vorigen Winter in Bremen zur Aufführung kam, ist jetzt gedruckt in Partitur und im Clavierauszug zu vier Händen aus dem Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig hervorgegangen. — Die Schauspielerin Frau Bayer-Bürck in Dresden hat sich wieder verheirathet, und zwar mit dem Oberstleutnant von Falkenstein; sie bleibt bei der Bühne.

* Kunz von Kaufung auf der Bühne. Der in Wien lebende Dichter Roderich Anschütz, Verfasser der Tragödie „Johanna Gray“, hat den Prinzenräuber Kunz von Kaufung zum Helden eines Trauerspiels gewählt, welches auf dem Wiener Burgtheater gegeben wird, aber kein Glück macht. Während der ersten Aufzüge wurde hier und da applaudirt, dann trat aber ein Fiasko in Form tödtlichen Stillschweigens ein. Zeit und Stoff erinnern unwillkürlich an Goethe's „Götz von Berlichingen“. Jede wirkliche Reminiscenz hat Anschütz allerdings geflissentlich vermieden, aus dem Kunz aber keine berechtigte tragische Gestalt zu machen vermocht. Die Wiener „Recensionen“ sagen: Kunz von Kaufung ist ein wilder, ungeschlachter Ritter, wie es deren zur Zeit viele gegeben haben, der als Typus eines damaligen kleinen Raubaristokraten nicht ohne historische Berechtigung sein mag, der aber keine dramatische Berechtigung hat, die Ritterschaft oder auch nur die Raubritterschaft in sich zu verkörpern oder auch selbst nur als Einzelner seine Sache dramatisch vor uns auszukämpfen, weil ihm der Verfasser weder Standes- noch einzelne Vorzüge verliehen hat, um derentwegen unser Antheil an ihn heranreichen könnte. Kaum wird uns klar, ob er dem Kurfürsten gegenüber auf ein wirkliches Recht sich berufen kann, — doch möchte hier allerdings nicht die materielle Streitfrage an sich, sondern der Begriff des Ritterthums bei Kaufung und der Gesetzlichkeit beim Kurfürsten mit Recht maßgebend sein. Allein dann hätte Kaufung doch irgendwie in den Augen des Zuschauers geadelt werden müssen. Das Problem war: aus dem Kaufung keinen Götz und doch einen tüchtigen, bei allen Fehlern und Auswüchsen liebens- und achtungswerthen Menschen zu machen, wie Goethe zu verfahren und nicht Goethe nachzuahmen. Von solcher Nachahmung sind die Charaktere im „Kaufung“ nun allerdings freizusprechen. — die Würde des Helden ist dem aber zum Opfer gefallen. Kunz von Kaufung ist ein wilder Geselle, der höchstens mitunter Schwäche, nirgends aber eine wirklich gute Eigenschaft verräth. Dem Kurfürsten trotzt er von vornherein unbedingt, der Kurfürstin Vermittlung lohnt er mit schwarzem Undank, gegen Frau und Kind ist er überwiegend hart, nicht einmal dem armen Tropf, dem Küchenjungen Schwalbe, der sich ihm diensteifrig dankbar naht, giebt er ein herzlich Wort zu hören, und fühllos trotzig stirbt er endlich, wie er gelebt. Trotz aber ist der Fehler eines Kindes, keines Helden, und diesem Helden gegenüber ist es bare Unmöglichkeit etwas Anderes zu empfinden, als Ungeduld. Was der Verfasser wollte, spürt man wohl — die rohe, aber edle Ritterkraft der mächtig wachsenden Gesittung gegenüberstellen; er hat uns aber nur das Rohe, Wilde, Trotzige verkörpert, und darum geht mit seinem Helden auch sein Stück zu Grunde. Schade um dasselbe; es ist mehr Detailtalent darin als in allen bisherigen Stücken des Verfassers. Der ganze erste Akt ist knapp und gut gemacht, das Kurfürstenpaar ist mit schönen warmen Zügen fest gezeichnet, auch die Köhlerepisode nicht übel, die Sprache durchweg angemessen, der Ton der Zeit mitunter zutreffend angeschlagen. Auch ist „Kunz von Kaufung“ darin ein merkwürdiges Stück, daß in demselben die Liebe nicht vertreten ist. Technisch verfehlt ist der dritte Aktschluß. Eine That wie dieser Knabenraub muß rasch geschehen, wenn auch durch Hindernisse unterbrochen; allein die langen Reden, die hier gewechselt werden, sind theatralisch unwahr, wenn sie auch noch so schön sich lesen.

* Der Kanzler von Tyrol. Unter mehreren neuen novellistischen Werken, deren Besprechung demnächst erfolgen soll, befindet sich der dreibändige Roman „der Kanzler von Tyrol“ von Hermann Schmid in München. Ueber den interessanten Stoff dieses historischen Romans sagt die „Donau-Zeitung“: Eines der dunkelsten Blätter in der tyrolischen Geschichte ist der an Dr. Wilhelm Biener im Jahre 1651 verübte Justizmord. Biener war von Amberg in der oberen Pfalz gebürtig und hatte sich durch umfassende Bildung, politischen Scharfblick, strenge Redlichkeit zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Als kaiserlicher Reichshofrath, erzherzoglicher wirklicher geheimer Rath und tyrolischer Kanzler besaß er das Vertrauen der Erzherzogin Claudia in ehrendster Weise und übte den wichtigsten Einfluß auf die tyrolische Landesregierung. Geistreich und kräftig, selbst aus dem Volke hervorgegangen, ein Mann des Volkes, suchte er das Wohl des Landes und Volkes so wie das Ansehen der Regierung zu heben. Dem deutsch-tyrolischen Adel war er aber als Fremder und nicht Ebenbürtiger ein Dorn im Auge, den wälsch-tyrolischen Nobili als ein Deutscher, der wälschen Ränken offen und energisch entgegentrat, den Geistlichen als ein Mann, der, an Bildung und Wissen ihnen überlegen, humaner gegen Andersgläubige dachte, ein Stein des Anstoßes. Die meisten Feinde und Neider erweckte ihm aber die Gunst der Landesfürstin, sein moralisches Uebergewicht und sein Hang zur Satire. So lange die Erzherzogin Claudia lebte, verbissen Adel und Geistlichkeit ihren Aerger oder machten ihm nur in unschädlicher Weise Luft. Der gewaltige Mann stand zu hoch, als daß sie ihm etwas anhaben konnten. Als aber seine Gönnerin ihr Haupt zur Ruhe gelegt hatte, ward der Entschluß gefaßt, den Kanzler zu stürzen und zu vernichten. Biener wurde unerwartet eines Tages vor den geheimen Rath unter dem Vorwande beschieden, daß dieser mit ihm über wichtige Gegenstände zu verhandeln habe. Er erschien, und während der Rathssitzung nahm ein mit geheimen Aufträgen abgeordneter Commissär alle seine Papiere in Beschlag. Bald wurde der edle Mann, der treueste Diener der Regierung, der aufrichtigste Freund des Landes, verhaftet und verschiedener erdichteter Verbrechen, vorzugsweise jenes der beleidigten Majestät, angeklagt. Die Hauptanklage hatte man mit einigen in seinen Papieren entdeckten Versen begründet, welche satirische Beziehungen auf die verstorbene Erzherzogin enthielten. Allein Biener behauptete standhaft, daß sie nicht von ihm herrührten, sondern untergeschoben seien. Dessenungeachtet wurde er schuldig erkannt, zum Tode verurtheilt und zur Vollziehung des Urtheils auf die Feste Rattenberg gebracht. Erzherzog Ferdinand Karl, dessen Lehrer Biener gewesen, hatte einen eigenen Boten mit der Begnadigung an den dortigen Commandanten abgesandt. Allein dieser wurde durch die Sorgfalt des Präsidenten Schmaus in Mühlau aufgehalten und kam erst um drei Uhr Nachmittags in Rattenberg an, nachdem des Unglücklichen Haupt schon um zehn Uhr Morgens unter dem Henkersschwerte gefallen war (17. Juli 1651). Des Kanzlers Gemahlin versank in Wahnsinn und stürzte sich von einem Felsen oberhalb Büchsenhausen. Bieners Hauptfeind, Schmaus, starb bald darauf eines jähen Todes. Das Volk bemerkte hiezu: Biener habe in der letzten Stunde seinen Ankläger Schmaus binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht gefordert. Bieners Sohn suchte im Kloster Frieden und starb hochgeachtet als Franziskaner zu Innsbruck, 91 Jahre alt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

№ 15. Bremen, 12. April. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die römischen Katakomben.

Von Hermann Allmers.

II.

Aehnlich wie im heidnischen Rom die Zünfte der Todtengräber, bestand auch in der christlichen Gemeinde eine wohlorganisirte Körperschaft, die fossores. Wir sehen sie auf ihren Gräbern mit den Werkzeugen ihres Geschäfts abgebildet. Sie besorgten die Herstellung und Verschließung der Gräber, sie höhlten nach Bedürfniß die körnigen Tuffhügel aus, reiheten Gang an Gang, Stockwerk an Stockwerk, indem sie oft nur die Hauptstraßen frei ließen und mit der nutzlosen Tufferde die Gänge wieder schloßen. Wohl war den Heiden diese Bestattungsweise nicht unbekannt, ja sie wendeten sie selber an, und selbst das berühmte Scipionengrab ist eine Art Familien-Katakombe. Allein es war auch gar nicht verboten, seine Todten auf beliebige Weise zu bestatten; konnte doch ein christlicher Besitzer in seinem Grund und Boden graben, wo und wann er wollte; nur in Verfolgungszeiten, wenn es galt, die Christen auszurotten, wurden diese Gräberstraßen zur furchtbaren Schlachtbank. Hier zu Hunderten zusammengedrängt, erlag die unglückliche Christengemeinde mit ihrem Hirten dem Mangel an Luft und Nahrung oder wurde auch unbarmherzig niedergemetzelt. Die letzte Erwähnung der fossores in den 11,000 bereits gesammelten christlichen Inschriften geschieht im Jahre 454, so daß man annehmen kann, mit dem Erlöschen dieser Körperschaft habe auch die planmäßige, allgemein gebräuchliche Ausgrabung der Katakomben aufgehört. (Fournier, Rom und die Campagna, S. 271.)

Bis jetzt haben die Untersuchungen ergeben, daß im Alterthum allein in Rom *) zum Wenigsten 40 große Katakombenanlagen im Gebrauch waren, von denen heute bereits 20 wieder aufgefunden sind. Nur die wenigsten davon sind ganz durchforscht, und man weiß noch immer nicht, wo ihr Ende ist. Dies eben erhöht das Gefühl des Fesselnden, Geheimnißvollen und Schauerlichen, welches beim Besuche der dunklen Tiefe auf's mächtigste das Gemüth umfängt. Aber wie ungeheuer ihre Größe ist, geht schon daraus hervor, daß das Areal der einen Katakombe San Calisto, so weit sie jetzt entdeckt ist, schon anderthalb Stunden im Umfange hat und ihre Gänge zusammen eine Länge von über 2000 Meter betragen, während die Gesammtlänge aller bekannten Corridore auf etwa 600 italienische Miglien berechnet ist, die Millionen von Gräbern enthalten.

So hatte sich denn im Laufe einiger Jahrhunderte die große christliche Todtenstadt gestaltet, wie sie jetzt vor unsern Blicken daliegt. Wir sehen ein vielfach verschlungenes, vielfach sich durchkreuzendes Gewirr von Hauptgängen und Nebengängen, die sich bald in geringer, bald in größerer Tiefe im Tuffboden hinziehen, oftmals aber auch als zweifaches, ja dreifaches Stockwerk über einander laufen. Sie sind durchgehends kaum zwei bis drei Fuß breit und zehn bis zwölf Fuß hoch, oben meistens spitzbogig geschlossen. Hie und da erweitern sich dann diese Gänge zu kleinen viereckigen Räumen (loculi), die fast immer rundgewölbt sind und zuweilen durch eine nach oben gehende brunnenartige Oeffnung (luminarium) einen schwachen Dämmer von Tageslicht erhalten, indeß alles Uebrige in ewiger Nacht ruht. Diese kapellenartigen Räume nun enthalten häufig einige Gräber von namhaften Bischöfen, Diakonen, Heiligen und Märtyrern der frühen Kirche und sind meistens mit Malereien decorirt. In allen übrigen Wänden dieses Labyrinths aber sehen wir von unten bis oben die wagrechten Grabhöhlungen. Jede derselben ist nicht viel länger, tiefer und höher als eben nöthig, um die Leichname aufnehmen zu können, doch zum Oefteren kommen auch Nischen für zwei Körper vor, deren Lage dann häufig so ist, daß das Haupt des einen zu den Füßen des anderen ruht. Den Rand dieser Gräber bildet ein Falz zur Aufnahme der Verschlußplatten, welche aus Marmor oder gebranntem Thon bestehen. Auf ihnen nun erblickt man stets eine Inschrift und daneben irgend ein christliches Emblem, beides mit rohen kindisch unbeholfenen Zügen eingegraben oder eingeritzt, daß der Unterschied von den festen und saubern Buchstaben der meisten heidnischen Inschriften Jedem sofort in die Augen fallen muß.

Diese Platteninschriften nun sind nebst den Malereien die wichtigsten Gegenstände altchristlicher Archäologie. Ueber 11,000 derselben sind bis jetzt bekannt und untersucht worden, von denen die Galleria lapidaria des Vatikans zweitausend, die Sammlung des Museo christiano des Laterans aber eine noch größere Anzahl besitzt. Sie bestehen außer den Namen der Verstorbenen meistens aus kurzen Gebeten, Aeußerungen des Trostes und der Hoffnung und Lobsprüchen, wie gut und fromm der Todte war. Fast alle sind sie kurz und innig, daß uns auf rührende Weise der Geist der Sanftmuth, Liebe und Geduld daraus entgegenweht. Häufig bestehen sie auch nur aus den Worten in pace oder requiescat in pace, die zum Namen gefügt sind, namentlich in der ersten Zeit. Später werden sie länger und immer inniger, oft aber selbst an's

*) Auch Neapel, Syrakus haben ungeheure Katakombenlabyrinthe.

Ueberschwängliche oder Sentimentale streifend. Das häufigste Beiwort des Verstorbenen ist: dem wohlverdienten (bene merenti) oder der süßesten (dulcissimae) oder auch „süße Seele“ (anima dulcis). Es wird bald der Unschuld und Sittenreinheit, bald der Sanftmuth, auch wohl der Schönheit und Klugheit gedacht. Märtyrer werden ausdrücklich bezeichnet bald mit dem bloßen Worte Martyr, bald „Martyrio coronatus“. Einfach und rührend ist zuweilen das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ausgesprochen, z. B. des Sohnes, der seiner lieben Mutter, oder der Eltern, die ihrem einzigen Kinde einige Worte weihten, und selbst die Treue eines Dieners findet Anerkennung. Einmal heißt es „Nunc dormit, quae amabat me“ (Nun schläft sie, die mich liebte). Zuweilen aber geht das Lob fast ins Komische über, wenn wir z. B. erfahren, daß Marcianus, der von so bewundernswürdiger Unschuld und Klugheit (mirae innocentiae ac sapientiae) war, leider schon im vierten Monate abberufen wurde. Ein andermal lesen wir: „Lämmlein Gottes“, „Taube ohne Falsch“, „ohne die Seinen je betrübt zu haben“ oder „eine Gattin, die, so lange sie lebte, noch nie Anlaß zum Streit gab“. Traditionelle Bibelsprüche finden sich dagegen gar nicht, alle Worte sind echt menschlich der unmittelbare Ausdruck des Gefühls und darum in ihrer kindlichen Einfachheit und Unvollkommenheit gerade doppelt rührend.

„Wir sind sicher“, sagt Schnaase, „daß diese Sprache nicht erkünstelt ist, nicht bloß eine Phrase lachender Erben; eine Wärme des Gefühls und der persönlichen Verhältnisse ist hier in Klassen der Gesellschaft eingedrungen, die sonst nur dem Erwerb oder dem sinnlichen Genuß nachgingen. Dadurch erhalten denn auch jene schwach und unvollkommen gezeichneten Symbole eine eigenthümliche Bedeutung; wir sehen diese einfachen und ungebildeten Leute mit Ideen beschäftigt, für welche ihnen genügende Worte fehlten. Sehr wichtig ist daher auch die Mannichfaltigkeit christlicher Symbole. Es sind nicht etwa einzelne Erkennungszeichen, nicht priesterlich angeordnete Hieroglyphen, sondern Erzeugnisse einer freiwirkenden Phantasie. Die ganze Natur löste sich in ein Symbol der Heilslehre und des Erlösers auf, Alles hatte irgend eine Beziehung auf ihn. Die metaphorische vergleichende Phantasie der Orientalen drang durch die heiligen Schriften in das Leben der abendländischen Völker ein, fixirte sich hier zum Bilde und wurde ein auch für die künstlerische Richtung der folgenden Jahrhunderte wichtiges Element.“

Das vornehmste und häufigste aller altchristlichen Symbole und Embleme war und blieb Jahrhunderte hindurch das Christusmonogramm, welches aus einem *X* und *P* (Chi und Rho), den griechischen Anfangsbuchstaben des Wortes Christus, zusammengesetzt ist.

Nicht nur die Grabplatten wurden damit als christlich bezeichnet, sondern wir finden es überall in jener Zeit auf Sarkophagen, Glasgefäßen, Lampen u. s. w., selbst noch auf den Mosaiken der Basiliken, während das Zeichen des Kreuzes noch sehr selten angebracht ist und nur in später Zeit vorkommt.

Ein zweites den Erlöser bedeutendes altchristliches Symbol ist der mystische Fisch, weil die fünf Buchstaben seines griechischen Namens ἰχθυς (Ichthys) zugleich die Anfangsbuchstaben der Worte Jesus, Christus, Gott, Sohn, Heiland in griechischer Sprache enthalten. Auf den Gräbern der Märtyrer sieht man sehr häufig Kränze (Kronen des Lebens) oder Palmzweige (Siegespalme), und sehr häufig kommt die Taube vor, einmal als Symbol der Sanftmuth und des stillen Duldens, dann aber auch einen Oelzweig oder ein Oelblatt tragend im Hinblick auf die Taube Noahs als Zeichen der nahenden Erlösung und Befreiung von Noth und Verfolgung; auch der Oelzweig allein kommt vor. Andere, aber meistens spätere Symbole sind noch der Pfau (als Sinnbild der Unsterblichkeit, weil er stets seinen Federschmuck erneuert), der Hahn (mit Beziehung auf Petrus als Sinnbild der Buße), der Hirsch (die Sehnsucht nach Gott ausdrückend nach Psalm 42, 2) und endlich das Lamm, das sich als Agnus dei nie in der Symbolik der Kirche verloren hat.

Nach den Inschriften und Emblemen sind sodann die Wand- und Deckenmalereien der Katakomben für unsere Erkenntniß christlicher Anschauung, Gefühls- und Ausdrucksweise jener Zeit von größter Wichtigkeit. Auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht haben sie Bedeutung, wenngleich sie in Betreff ihres eigentlich ästhetischen Werthes auch nur eine niedere Stelle einnehmen. In ihnen vereint sich gleichsam das letzte Ausklingen antiker Kunst mit den allerersten Zeichen einer christlichen. In ihren antiken Formen sind sie von christlichem Geiste erfüllt, und es würde eine große, fühlbare Lücke sein zwischen dem versinkenden Alterthum und dem heraufsteigenden Mittelalter, hätten wir nicht diese und die Mosaiken der altchristlichen Basiliken.

Die sämmtlichen Katakomben-Malereien zerfallen in zwei große Gruppen, in die antiken, die bis ins vierte, und in die byzantinischen Stils, welche bis ins achte Jahrhundert reichen. Spätere finden sich nicht mehr. Die ersteren aber sind bei weitem die zahlreichsten wie die bedeutsamsten. Hier dringt die heitere, spielende Phantastik und der gesunde Realismus der antiken Welt selbst bis in dunkle Grabeshöhlen und schmückt sie mit farbenbuntem Leben, und selbst da wo diese Bilder rein symbolisch gehalten sind, waltet in ihnen noch ein gut Stück realen Daseins.

Ebenso gehören sie in ihrer Technik, Anordnung, Zeichnung und Färbung völlig der antiken Kunst an, wie sie uns in den Resten der Titusthermen, der Kaiserpaläste und vor allem in Herkulanum und Pompeji aufbewahrt ist. Wenn auch gerade nicht unbeholfen, sind sie doch wenigstens sehr incorrect, flüchtig und selbst roh und zeigen offenbar, daß sie einer sinkenden Kunstepoche angehören und von sehr untergeordneten Künstlern ausgeführt sind. Aber das Kindlich-Naive ihrer Auffassung und das Freundliche, Milde, die Weihe im Ausdruck der Köpfe darf man wohl als ein aufkeimendes christliches Element begrüßen. Sie bestehen aus einzelnen Bildern in angemessenen Einfassungen, welche durch Arabesken oder Linien mit einander zu einem Ganzen verbunden sind.

Da die senkrechten Wände überall von Gräbern durchschnitten sind, so gewährte die Decke der kapellenartigen Gemächer die einzige Stelle für größere Malereien. Die Anordnung ist hier ziemlich gleichbleibend die eines Kreises, in dessen Mitte sich ein Bild wiederum in kreisförmiger oder auch in acht- oder viereckiger Einfassung befindet, während rings herum vier oder acht kleinere Bilder in halbkreisförmiger oder dem Viereck sich nähernder Einfassung stehen. Die Zwischenräume sind dann durch Linien, Blumen, Fruchtkörbe, Delphine, Genien und ähnliche arabeskenartige Malereien ausgefüllt. (Schnaase, Kunstgeschichte, III. 81.) Für den Mittelkreis ist überwiegend die Darstellung des guten Hirten gewählt. Ein mit kurzer Tunika bekleideter junger unbärtiger Mann mit freundlichen Gesichtszügen trägt das wiedergefundene Schaf auf seinen Schultern, während zuweilen ein Bock, das Sinnbild des verstockten Sünders, neben ihm steht. Es ist leicht einzusehen, wie die Auffassung Christi als friedlich schützenden Hirten seiner bedrängten Heerde in jenen Zeiten der Verfolgung sich am liebsten im Gemüthe entfalten mußte.

Der nächste Gedanke der Christen war dann der an Befreiung aus zeitlicher Noth und an die Auferstehung vom Tode. Auf ersteres beziehen sich oft einige alttestamentarische Darstellungen. Wir sehen Daniel betend in der Löwengrube, Noah aus seiner kistenartigen Arche schauend, die drei Männer singend im

feurigen Ofen. Auf das einstige Hervorgehen aus den Gräbern deutet hinweisend die Darstellung der Geschichte des Jonas, den nach dreien Tagen der Wallfisch ausspie, vor Allem aber die Auferweckung des Lazarus. Die Taufe ist symbolisch durch einen Fischer mit der Angel dargestellt, das Abendmahl oft nur durch einen Fisch (Christus), der einen Korb mit Brot und Wein im Munde trägt. Auch die Liebesmahle, die Agapen, der ersten Christen werden bildlich dargestellt. Man erblickt mehrere Männer an einem Tische sitzend, auf dem Bröte und ein Fisch liegen, oder ein Mann und eine Frau halten segnend die Hände darüber. Andere Gegenstände sind der Sündenfall, Moses mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlagend, die Heilung des Gichtbrüchigen oder Blinden.

In Bezug auf die Mutter Jesu haben die neuesten Untersuchungen das interessante Resultat ergeben, daß Maria mit dem Kinde entweder allein oder von den heiligen drei Königin verehrt (die dann als kurzgeschürzte Männer mit Beinkleidern und phrygischen Mützen erscheinen) bis ins zweite Jahrhundert öfters vorkommt, dann plötzlich verschwindet, um erst in der Zeit byzantinischer Erstarrung vom sechsten bis zum achten Jahrhundert wieder bildlich aufzutreten, nun aber allein ohne Kind reich geschmückt und in steifer Haltung selbständig thronend. „Darf hieraus ein Schluß gezogen werden“, sagt Fournier (Rom und die Campagna), „so wäre es vielleicht der, daß man in den ersten Jahrhunderten aus Liebe und Zuneigung zu der vor allen andern gebenedeiten Jungfrau sie überall gern mit abbildete, wo sie mit dem Kinde in der biblischen Geschichte auftritt. Später, als die Erinnerung an ihre Persönlichkeit, die doch manchem im zweiten Jahrhundert noch im Gedächtniß gewesen sein mag, entschwand, hatte man keine Veranlassung sie bildlich darzustellen. Als endlich die Kirche ihre Verehrung begann und gebot, trat sie wieder in die bildende Kunst ein, nun aber schon in dem ausgeprägten Typus, den der Byzantinismus verlieh.“

Auch Christus erscheint bärtig und thronend nur erst in der allerspätesten Zeit der Katakombenmalerei, und in der ganzen altchristlichen Kunst wird von seinen Leiden nur seine Gefangennehmung und allenfalls die Vorführung vor Pilatus dargestellt, nie aber die Geißelung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung, was völlig unerklärlich ist. — Fern von allen düstern und wehvollen Bildern und aller ernst thronenden Majestät, liebt es die heitere symbolisirende Katakombenkunst, den Erlöser fort und fort lieber als freundliche tunikabekleidete Jünglingsgestalt des guten Hirten oder gar als — Orpheus zu bilden, der durch Macht der Töne die Thiere des Waldes bezähmt und die Steine der Wildniß sich harmonisch aneinander fügen heißt. Erst nach Jahrhunderten, als rings die goldschimmernden Basiliken geschmückt mit den Marmorsäulen zerstörter Göttertempel weit und breit verkündeten, daß aus der ecclesia pressa eine ecclesia victrix geworden sei, da erst wuchs die friedlich milde Hirtengestalt zum riesenhaft und finster thronenden Weltenrichter empor.

Alles, was aus diesen letzten Jahrhunderten (dem sechsten bis achten) die Katakomben an Malereien enthalten, hat ungleich geringeres Interesse. Es sind fast nur einzelne für sich stehende Gestalten von steifer, schnurgrader Haltung und starren, seelenlosen, schematischen Zügen, einzeln den segnenden Erlöser, meistens Petrus und Paulus, Calixtus, Cornelius und andere frühe Heilige darstellend. Wir brauchen hier nicht näher darauf einzugehen.

Gänzlich ohne allen Schmuck ist stets das Innere der einzelnen Gräber. Ohne Sarg liegen die zerfallenen Gebeinreste in ihren Höhlungen, und einige fast vermoderte Stücke Leinwand und weiße Kalkspuren lassen vermuthen, daß man sie mit Kalk bestreute und dann umwickelte, um ein rasches Vergehen herbeizuführen. Daß man bei vielen noch Zeichen ihres gewaltsamen Märtyrertodes entdeckt habe, ist wohl kaum anzunehmen. Alle Gebeine, die ich sah, waren bis auf wenige Stückchen fast zu Pulver zerfallen. Aber manche Dinge von eigenthümlich räthselvollem Interesse findet man in diesen Gräbern. Da sind zuerst die kleinen röhrenartigen Fläschchen, auf deren Boden man eine dunkelbraune vertrocknete Substanz erblickt. Lange Zeit hielt man dieses für Blut und glaubte nun sicher, alle Nischen, in denen man solch kleines Fläschchen fand, als Märtyrergräber bezeichnen zu dürfen, bis genauere Untersuchungen den Bodensatz von Wein herrührend erklärten. Und nun glaubt man, daß es vielleicht frommer Brauch gewesen sei, geliebten Todten Wein vom letzten Liebesmahle mit ins Grab zu geben.

Dann finden sich, jedoch viel seltener und fast immer zerbrochen, gläserne flache Trinkgefäße mit gravirten oder goldgemalten Heiligenfiguren und kurzen Inschriften, theils den Namen jener Heiligen, theils einem Bibe in pace u. s. w. Ihre ganze Bedeutung ist noch dunkel. An einen Nachklang jener antiken Sitte, die dem Todten das mit ins Grab gab, was ihm im Leben lieb und werth gewesen (Andenken, Ehrengaben u. s. w.), ist hier wohl kaum zu denken. Die gefundenen Ringe mit christlichen Emblemen auf ihren Gemmen trug der Verstorbene wohl am Finger. In den Gängen und den Kapellen der Katakomben finden sich ferner dann und wann eigenthümliche krallenartige Werkzeuge von Metall und mit einem Stiel versehen, denen man gern als Marterinstrumenten ein tieferes Interesse verleihen wollte, doch sind sie wohl schwerlich etwas anderes als Werkzeuge, um brennende Pechkränze damit zu halten. Vor allem aber kommen in großer Menge bald in, bald vor den Gräbern, ganz wie bei denen aus heidnischer Zeit, die bekannten kleinen niedrigen Lampen vor, meistens aus gebranntem Thon, seltener aus Bronze bestehend. Sie haben ganz die Form der heidnischen Grablampen, von denen sie sich nur durch ihre christlichen Embleme, insbesondere durch das Christusmonogramm, was am häufigsten auf ihnen angebracht ist, unterscheiden. Ob ihr Gebrauch hier ein symbolischer oder nur ein rein praktischer war, gehört noch zu den ungelösten Fragen der christlichen Archäologie. Eine reiche und höchst interessante Sammlung von allen diesen Dingen enthält in besonderen Schränken jetzt die vaticanische Bibliothek.

* Die Franckefeier in Halle.

Von A. Wilde.

Es war ein Fest ganz eigener Art, das in dem alten Halle am 23. März gefeiert ward. Wenn man Vorbereitungen getroffen hatte wie zu anderen Solennitäten, wenn Aufforderungen zur Theilnahme erlassen, Bücher und Programme ausgegeben, und ein Comité zusammengetreten war, das Beiträge zur Gründung einer Säcularstiftung einforderte, wenn man in allen diesen Punkten den herkömmlichen Geschäftsweg nicht verlassen hatte, so war doch das Ganze anders, bei weitem anders, als wenn wir sonst Erinnerungsfeste feiern. Eine große Familie sammelte ihre weit zerstreuten Glieder an dem heimathlichen Heerde, um den Geburtstag des gemeinsamen Vaters zu begehen; es kamen die Kinder aus den entlegensten Fernen, von den verschiedensten Altersklassen, den unähnlichsten Lebensverhältnissen; kein Parteiunterschied, keine amtliche Rücksicht störte die Zusammengehörigkeit, die Einheit, die durch die Gemeinsamkeit der schönsten menschlichen Tugend, der Dankbarkeit, eine ungebotene, natürliche war. Welch' ein königlicher Mann, dieser August Hermann Francke, daß er durch das An-

denken an seinen Namen noch nach Jahrhunderten die vielgetrennten, feindlich sich bekämpfenden Generationen der Gegenwart in einer edlen Empfindung vereinen kann! In der That, es wäre gut, wenn es in unserer Zeit solcher Feste mehr gäbe!

So zahlreich wie am Sonntag, den 22., mochten die guten Hallischen Bürger seit langen Jahren nicht nach den wohlbekannten Räumen des Waisenhauses hinaufgezogen sein. War es nur Neugierde, die sie lockte? Manche allerdings mochte kein besserer Beweggrund leiten. Aber die meisten Stadtkinder dachten doch wohl noch an etwas Anderes als daran, die festlichen Zurüstungen zu begaffen; sie erinnerten sich wohl, daß sie hierher tagtäglich als Kinder gegangen waren, daß sie das Beste, was sie für das Leben gelernt, hier empfangen hatten. Viele sahen andächtig zu der Tafel mit dem schönen Spruche hinauf, der dem aus den Anstalten Zurückkehrenden auf den Weg gegeben wird: Fremdling, was du erblickt, hat Glaub' und Liebe gegründet. — Ehre des Stiftenden Geist, glaubend und liebend wie er.

Am andern Morgen leitete ein Choral, von dem Altan des Vorderhauses gesungen, den Tag feierlich ein. Gegen neun Uhr zogen die Festgenossen in den großen Versammlungssaal, Lehrer und Schüler der vielartigen Schulen, vor allen die eigentlichen Waisenkinder, unter ihnen zwei Nachkommen Francke's, Urenkel des Kanzlers Niemeyer, die Behörden der Stadt und viele Fremde. Unter den Klängen des ersten Gesanges erschien auch eine Deputation der Universität in feierlicher Amtstracht, deren Führer, ein theologischer Professor, den Glückwunsch der Hochschule überbrachte und auf die innigen Beziehungen zwischen dieser und den Stiftungen hinwies. Dann hielt der erste Director, Professor Kramer, die eigentliche Festrede, in der er ein Bild des Charakters und der Wirksamkeit des Stifters unter der segnenden Hand der Vorsehung in schmucklosen, aber bewegten Worten entrollte. Nochmaliger Gesang schloß diesen ersten und officiellen Theil des Festes, der noch feierlicher hätte sein können, wenn die Provinzialbehörden und das Ministerium Takt genug gehabt hätten, sich daran zu betheiligen.

Auf die Mittagsstunde hatte nicht das Directorium, sondern das obengenannte Comité ehemaliger Waisenknaben in demselben Saale eine Versammlung aller früheren Schüler der Stiftungen angesetzt. Die Behörden, die Uniformen fehlten; dafür sah man gruppenweise die einzelnen Jahrgänge zusammenstehen, Händedruck und Umarmung wechseln und mit freudigem Staunen lange vergessene Erinnerungen auffrischen. Von den Ansprachen, die auch hier nicht fehlen konnten, wenn nicht alle Gemeinsamkeit verloren gehen sollte, sind besonders zwei zu erwähnen, die des Diakonus Pinckernelle, der, einst selbst Waisenknabe, mit warmer Beredsamkeit die Persönlichkeit und Bedeutung Francke's im Allgemeinen zeichnete, und die des Professors Masius aus Leipzig, der mit der ihm eigenen Eleganz der Form und Auffassung Francke als Pädagogen behandelte. Außerdem erfuhren die Anwesenden aus dem Munde des Comitévorstandes, daß die Beiträge zu der beabsichtigten Stiftung so reichlich eingegangen seien, daß davon eine neue Waisenstelle gegründet werden könne, — gewiß die angemessenste Art, das Geld zu verwenden.

Ein Essen im städtischen Schießgraben vereinigte dann Alle zum dritten Male. Das Festcomité hatte Sorge getragen, daß von den Vier- bis Fünfhunderten die Zeitgenossen zusammensaßen. Auch hier gab es manch rührendes Wiedersehen und Wiedererkennen, das vielfach erst jetzt durch die gedruckte Theilnehmerliste möglich ward. Lehrer fanden als erwachsene Männer die Knaben wieder, denen sie mensa gelehrt, vieljährige Bankgenossen kamen unvermuthet wieder neben einander zu sitzen, auch alte Widersacher saßen sich bei der Weinflasche gegenüber. Ich war Zeuge, wie ein nunmehr schon lange weithin bekannter Arzt den Namen seines ersten Stubenseniors las, der ihn als elfjähriges Kind, als er das erste Mal von der Mutter gethan war, freundlich bewillkommnet und behütet hatte, und nun doch die Person nicht herauszufinden vermochte; wie sie sich dann endlich erkannten und in die Arme sanken. Was geht über den Idealismus eines erwachsenen Gymnasiasten?! Er ist besser, aber auch verwunderlicher als der eines Studenten. Das war recht der Ort für die alten Knaben, die Erinnerungen an jene schwunghafte Zeit zu wecken. Welch krauses Zeug wurde da unter heiterem Lachen, und doch auch mit einer gewissen Wehmuth aus den Winkeln des Gedächtnisses hervorgeholt. Da ward der ersten Jugendliebe nach einem Vierteljahrhundert wieder ihr Recht, auch der schwärmerischen Jünglingsfreundschaften ward ohne Spott gedacht; aber man erinnerte sich auch an die ungerechte Carcerstrafe, die der Sechszehnjährige wegen einer verstohlen gerauchten Pfeife erlitten, und lobte und pries die bösen Streiche und Listen wieder, die man den armen Lehrern gespielt, — oft indem diese letzteren dem hellen Gelächter halb verlegen, halb selber lachend zuhörten. Und wenn Einer gar die alte, so oft zum Jubel der Klasse geübte Kunst noch nicht verlernt hatte, in dem Tone des strengen Herrn Ordinarius zu reden, seine Mienen und Lieblingsworte wiederzugeben, — wie wurde das alte Behagen wieder lebendig, durch das man einst für manche saure Strafarbeit Rache genommen hatte.

An Tischreden fehlte es natürlich nicht, doch wurde nach alter Waisenhäuser Art mit einem Tischgebete, das ein Superintendent sprach, der Anfang gemacht. Am nachdruckvollsten sprach der zweite Director Dr. Eckstein, der den Meisten, sei es als Mitschüler, sei es als Lehrer, wohlbekannt war, und was er sprach, ward um so aufmerksamer angehört, weil Alle wußten, daß gerade jetzt über seine Berufung nach Leipzig verhandelt ward. Er allein durfte es wagen, zum zweiten Male zu reden und den schon beginnenden Lärm mit der Horazischen Reminiscenz: Est et fideli merces silentio zu unterbrechen; spätere Toaste wurden nicht mehr verstanden, weil sie nicht mehr gehört werden wollten, unter ihnen sogar ein sehr launiger auf die Frauen, auf die höhere Töchterschule nämlich, als auf das Institut der Stiftungen, das Lehrern wie Schülern ihre Hausfrauen heranbilde und erziehe. Es war nöthig, daß sich das chaotische Gewirr wieder in einem Mittelpunkte sammelte. Da ließ Schwetschke sein heiteres, witziges Gaudeamus igitur, veteres Latini vertheilen, was denn die beabsichtigte Wirkung, eine allgemeine Heiterkeit herzustellen, nicht verfehlte. Wie lange die Tische noch besetzt gewesen sind, wissen wir nicht; es mag noch lange geschwatzt und getrunken sein, als wir den Saal bereits verlassen hatten und nach den Stiftungen gegangen waren, wo zwischen 7 und 8 Uhr die Schüler an dem Standbilde Francke's unter Fackelbeleuchtung noch einen Choral sangen und den Directoren ein Lebehoch brachten.

Es war dies der richtige Abschluß des Festes. Der Freude über das erneute Beieinandersein war bei Tische ihr Recht geworden; aber das Andenken an den Gottesmann Francke forderte doch den nochmaligen Ausdruck einer höheren Empfindung.

Was vermag ein Mensch, den eine feste Ueberzeugung, edles Streben und unerschütterliches Gottvertrauen leiten, zu vollbringen! Wer will die Wohlthaten nur annähernd ermessen, die seine Werke den nachfolgenden Geschlechtern gebracht haben! Und selbst seine theologische Wirksamkeit, die so lange verkannt ist, wird auch jetzt noch nicht in ihrem vollen Werthe gewürdigt. Von Luther bis zu Friedrich dem Großen ist kein deutscher Mann gewesen, der mehr und nachhaltiger verjüngend auf die deutsche Nation gewirkt hätte als August Hermann Francke. Möge sein Andenken und sein Werk immerdar gesegnet sein.

* André Chénier.

Von Adolf Laun.

Während Marie Joseph Chénier, der beste dramatische Dichter der Revolutionszeit, der Tragödie durch Einflechtung der Politik und Anknüpfung an die Zeitströmung eine neue Richtung gab und durch Anwendung freierer Formen der späteren romantischen Schule vorarbeitete, bewirkte sein älterer Bruder André Aehnliches in der Poesie, die ihn zu den größten Lyrikern nicht allein des achtzehnten Jahrhunderts, sondern der gesammten Französischen Literatur zählt; er ist der erste Reformator der Verskunst geworden, indem er dem Alexandriner mehr Freiheit und Bewegung gab und ihn von den pedantischen Regeln der stehenden Cäsur und des eintönigen Zusammenfallens von Vers- und Satzende erlöste, kurz von den Fesseln, in die Meister Boileau ihn geschlungen hatte. Doch nicht allein in formaler Hinsicht war er ein Verjüngerer und Erneuerer der in Altersschwäche und Convenienz versunkenen französischen Muse und muß als ein Bahnbrecher für die freieren und größeren lyrischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts angesehen werden; seine Wirkung war eine tiefere, denn obgleich er in seinen Elegien und Idyllen sich die Alten, besonders die Griechen, zum Muster nahm und sich kaum über den geistigen Horizont der antiken Dichter erhob, so wußte er sich doch frei zu machen von der pseudoclassischen Tradition, in welcher der naive, der ächte griechische Geist in Redeschmuck, correcter, kalter Eleganz und monotoner Anwendung des mythologischen Bilderapparats verschwunden war. Bei ihm hört man wirklich antike Töne in reinem, natürlichen Französisch, und bei ihm haben die mythologischen Gestalten, die er vorzuführen liebt, wieder Leben und Wahrheit und sind etwas anderes als bloße Maschinerien und Allegorien; er denkt und fühlt wie ein alter Hellene. — St. Beuve charakterisirt seine Poesie mit folgenden zusammenfassenden Worten: Eine reine, melodische und gelehrte Stimme, eine edle trauernde Stirn, ein von Jugend strahlender und bisweilen thränenumhüllter Genius, die Wollust in aller ihrer Frische und Decenz, die Natur in ihren Quellen und schattigen Wäldern, eine Flöte von Buchsbaumholz, ein goldner Bogen, eine silberne Leier, das Schöne in seiner Reinheit. Das ist André Chénier.

Doch würde es hier zu weit führen, wollte ich weiter auf seine literarhistorische Bedeutung eingehen, die dadurch eine um so größere wurde, daß seine während der unpoetischen Kaiserzeit vergessenen Gedichte erst 1829 wieder in der Gesammtausgabe von de Latouche ans Licht traten, um in jenem günstigen Moment das erste Signal zur Erneuerung der französischen Dicht- und Verskunst zu geben. Hier will ich nur einen raschen Blick auf sein Leben werfen, das mit seinem tragischen Schluß ein lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt und schon öfter Stoff zu poetischen Darstellungen bot, unter denen ich eine Tragödie vom Belgischen Dichter Edouard Wacken und die bekannte Novelle Alfreds de Vigny: Stello ou les diables bleus hervorhebe.

Marie André de Chénier wurde 1762 zu Konstantinopel geboren, sein Vater war dort französischer General-Consul, seine Mutter, eine junge schöne Griechin voll Geist und Bildung, der er seine erste Erziehung und sein poetisches Heimweh nach dem alten Hellas verdankte, für dessen Größe und Schönheit er wie unser unglücklicher Hölderlin sein ganzes Leben hindurch begeistert war. Früh nach Frankreich geschickt, lebte er zu Carcassonne im schönen Audethal; dann brachte ihn sein Vater ins Collège de Navarre zu Paris. Hier blieb er mehrere Jahre und studirte eifrig das Griechische, das er nach Villemains Ausdruck weniger zu erlernen als in sein Gedächtniß zurück zu rufen schien. In seinem zwanzigsten Jahre trat er als Unterlieutenant zu Straßburg in das Regiment Angoumais ein, vertauschte aber bald die militärische mit der diplomatischen Carriere und war eine Zeitlang bei der Gesandtschaft in London angestellt, wo er sich gleichfalls nicht befriedigt fühlte. Nach einigen Reisen ließ er sich 1788 in Paris nieder und lebte dort ganz den Wissenschaften und der Dichtkunst. Sein Gedicht l'Invention und seine bukolischen und erotischen Gedichte sind die Früchte dieser literarischen Muße, die durch den Ausbruch der Revolution unterbrochen wurde. Er gab sich Anfangs derselben mit Begeisterung hin, zog sich aber bald von ihr zurück und nahm als Journalist eine unabhängige Stellung ein, in der er nach beiden Seiten hin Opposition machte und sowohl die demokratische Wuth wie auch die aristokratische Ungerechtigkeit bekämpfte und weder die Tyrannei der Patrioten noch die der Bastille, weder Privilegien für die Damen vom Hof noch für die der Halle anerkannt wissen wollte. Vorzüglich lud er den Haß der Jacobiner auf sich; er besang in einer kühnen Ode die That Charlotte Corday's, griff Collot d'Herbois an und schonte Robespierre nicht, er bot sich Ludwig XVI. zum Vertheidiger an, und der von dem verurtheilten König an den Convent erlassene Brief, in welchem die Appellation an das Volk verlangt wurde, war von ihm.

Hierauf lebte er Anfangs verborgen in Rouen und dann in Paris, wo sein Bruder, der Revolutionsdramatiker, der eine hervorragende Stellung im Convent einnahm, ihn nicht mehr schützen konnte. Er wurde verhaftet, schmachtete sechs Monate im Kerker und wurde zwei Tage vor Robespierre's Sturz, der ihn befreit haben würde, hingerichtet. Kurz vor seiner Hinrichtung schrieb er noch folgende ergreifenden und schönen Verse, die er nicht mehr vollenden konnte:

So wie des Westwinds Hauch im letzten Abendstrahle
    Belebt des Tages Abschiedsgruß,
Rühr' ich mein Saitenspiel vielleicht zum letzten Male
    Hier an der Guillotine Fuß. . . . .
Des Todes Schauer wird mein Aug' umringen
    In dieser Mauern düstrem Bann,
Bevor es mir gelang, den letzten Vers zu singen,
    Des Liedes, das ich kaum begann;
Des Todes Bote naht sich schon dem Kerkerthore,
    Umgeben von der Häscher Schaar,
Und bald ertönt mein Nam' im düstren Corridore,
— — — — — — —

Auf dem Karren, der ihn fortführen sollte, traf er mit dem Dichter Roucher zusammen. „Du hier“, redete er ihn an, „du zum Tode geführt trotz deiner jungen Familie, deiner Liebe zur ländlichen Dichtung und deiner Frau, die dich erwartet?“ — „Du zum Tode geführt“, erwiederte Roucher, „der du voll Zukunft, für Glück und Ruhm geschaffen bist?“ — „Ich habe Nichts für die Nachwelt gethan“, entgegnete Chénier, der es verschmäht hatte, sich vor dem Revolutionstribunal zu vertheidigen, der aber auf dem Schaffott, indem er die Hand an die Stirn legte, sprach: C'est dommage, pourtant j'avais quelque chose là!

Dies das Ende eines als Mensch und Dichter gleich edlen Mannes, dessen ästhetische Bedeutung wir jedoch vom Standpunkte deutscher Auffassung nicht so hoch anschlagen können, als es die französischen Kritiker in voller Einstimmigkeit thun; denn nach unserem lyrischen Maß gemessen erscheint seine Dichtung, die sich außer der schon besprochenen Idylle und Elegie auch auf satirische Zeit- und Sittenschilderung erstreckt, doch mehr sinn- und geschmackvoll gearbeitet als vom vollen Strom tiefer lyrischer Empfindung getragen zu sein. Auch die „Elegie an die junge Gefangene“, die in Frankreich sich noch immer einer großen Popularität erfreut, die jede junge Dame auswendig weiß, kann, so zart und geschmackvoll sie behandelt ist, unsere von einem unmittelbareren und kunstloseren Ausdruck genährte Empfindung

nicht ganz befriedigen. Lamartine sagt freilich von ihr: „Sie ist der melodischeste Seufzer, der je den Spalten eines Kerkers entschlüpft ist", und G. Planche sagt: „Nirgends hat André Chénier mehr Eleganz und Schmiegsamkeit und mehr Fülle und Reinheit gezeigt." Die junge Dame, deren Anmuth und trauriges Schicksal hier poetisch verherrlicht wird, war Mlle. de Coigny, Chéniers Mitgefangene im Gefängniß St. Lazare, die der obengenannte Dramatiker freilich nur auf Grund dieser Elegie zu des Dichters Geliebten erhoben hat. Diese bekannte Elegie ist zuletzt von Geibel und Leuthold in den fünf Büchern französischer Lyrik übersetzt worden.

* Heinrich Hübsch †.

In Karlsruhe starb am 3. April nach schweren Leiden der berühmte Architekt und Kunstschriftsteller Oberbaudirector Heinrich Hübsch im Alter von 68 Jahren. Von ihm sagt Ernst Förster in seiner „Geschichte der deutschen Kunst" (Band 5, Seite 467 u. folg.): Heinrich Hübsch aus Weinheim, geb. 1795, bildete sich in der Schule von Weinbrenner, von welchem er vornehmlich den freilich nur negativen Grundsatz angenommen zu haben scheint, daß alles Nichtconstructive in der Baukunst fehlerhaft sei. Er unternahm 1817 bis 1819 eine Reise nach Italien und Griechenland und gab (mit Heger) malerische Ansichten von Athen und ein Werk über griechische Architektur heraus, das zu einer Polemik mit A. Hirt in Berlin führte. Seine vorzüglichsten Bauwerke sind: die Kirche in Bulach bei Karlsruhe, das Finanzministerium, die polytechnische Schule, die Kunsthalle, die Treibhäuser, das Orangeriegebäude, die katholische Kirche und das Theater zu Karlsruhe, die Trinkhalle zu Baden-Baden, eine Kapelle zu Bruchsal, die Kathedrale zu Rottenburg und die Kathedrale zu Ludwigshafen. Außerdem ist die Restauration des Speyerer Domes und der vollständige Neubau der Westseite sein Werk.

Der unverkennbare Ernst, mit welchem Hübsch seine künstlerischen Aufgaben als Herzensangelegenheiten behandelt und mit ihrer Lösung gleichsam ein Glaubensbekenntniß ausspricht, macht ihn zum würdigen Genossen von Cornelius, Overbeck und deren Freunden, mit denen er gleichen Zielen nachstrebt. Was ihn aber wesentlich von diesen unterscheidet, ist: daß bei ihm die gestaltenden Kräfte nicht wie dort vorzugweise Phantasie und schöpferischer Formensinn oder Förderung harmonischer Schönheit sind, sondern klare, verständige Berechnung, sorgfältige Beachtung alter Vorbilder, die er selbst bei etwaigen Neuerungen nicht aus den Augen verliert. So scheint der Kirche zu Bulach keine architektonische, sondern etwa eine mathematische Idee zu Grunde zu liegen, so daß die Formen vom constructiven Geiste nicht sowohl getragen als geschaffen sind und also oft gegen das Gefühl der Rechtfertigung der Constructionslehre bedürfen. Um nur eines oder das andere zu nennen: das Gewölbe des Mittelschiffes ist kein Tonnengewölbe, sondern man möchte es eine Reihenfolge kleiner Tonnengewölbe nennen, die sich queer über das Mittelschiff legen, jedoch nicht horizontal, sondern in flachen Bogen gebildet sind. Die Seitenschiffe sind mit einem Viertelkreisbogen überdeckt und nehmen sich sonach wie in der Hälfte durchschnitten aus. Der Druck dieser Bogen gegen die Pfeiler scheint diese hinausdrücken zu wollen, und es hilft dem Auge wenig, wenn dem Verstand vorgerechnet wird, daß sie sich vergeblich abmühen, da die Kräfte von Schub und Gegenschub sich ausgleichen.

Zu dieser hier wie sonst sich kundgebenden Scheu vor Ausschreitungen künstlerischer Phantasie kommt nun noch ein grundsätzliches Zurückgehen auf die anfänglichen Zustände der christlichen Kunst, die ihm, aller Abhängigkeit von der bereits entarteten altrömischen Baukunst ungeachtet, der vollendetste architektonische Ausdruck des Christenthumes sind; ähnlich wie Viele Maß und Gestalt ihrer religiösen Ueberzeugungen von den Kirchenvätern sich feststellen lassen. Weit entfernt, in den Basiliken und Rotunden der ersten Jahrhunderte nur die Anlagen zu sehen, deren Elemente in allmäligem Wachsthum ihre letzte Entfaltung in der Gothik gefunden, so erblickt Hübsch in dieser vielmehr eine Entartung der Baukunst; läßt dem romanischen Stil, als dem der reineren Quelle nähern, einen weiten Spielraum, geht aber lieber auf diese zurück. Die Anwendung der Archivolte statt des Architravs bei Säulenstellungen findet er nicht nur vollkommen richtig, sondern setzt bei solchen Verbindungen auch den Flachbogen an die Stelle des halbkreisrunden. Für die Proportion des Durchmessers eines Bogens zur Höhe der Säulen, die er verbindet, nimmt er keine Grenze an; wenigstens kommt zu sehr hohen Säulen eine sehr schmale Zwischenweite vor, so daß er den Rundbogen behandelt wie den Spitzbogen, der doch in dieser Beziehung viel größere Freiheit gewährt. Das Hauptgesims einer Façade hebt Hübsch in der Mitte zu einem stumpfen Winkel empor, so daß ein Giebel ohne Basis entsteht, wie an der Kunsthalle, wo ohnehin romanische und griechische Elemente unharmonisch neben einander gestellt sind. Die Verbindung eines rechtwinkligen Porticus mit (dem Theil) einer Rotunde, nach dem Vorbild des römischen Pantheons, hat Hübsch auch bei dem Theater in Karlsruhe angewendet. In dem Entwurf zu einer protestantischen Kirche für Karlsruhe kommen statt eines Tonnen- oder Kreuzgewölbes bloße, über das Mittelschiff gesprengte Bogen oder Bogenwände vor, an welche die aus je zwei flachen, kleinen Tonnengewölben gebildete Decke sich anlehnt; eine Form die zum Theil in ähnlicher Weise in der Kirche S. Maria foris portam bei Ravenna zu sehen ist. Ich bekenne, daß mir diese Formen weder architektonisch wirksam noch einer bedeutsamen Entwickelung fähig scheinen; wie ich sie, wo Aehnliches in alten Baudenkmalen angewendet ist, mehr für einen Nothbehelf als für den Ausdruck künstlerischer Schaffenskraft ansehe.

Unter allen mir bekannten Werken von Hübsch halte ich die Trinkhalle in Baden Baden für das glücklichste. Schön gelegen, seiner Bestimmung vollkommen entsprechend und sie klar aussprechend, gefällig in Formen und Verhältnissen, eigenthümlich ohne alle Prätension, verständig ohne Trockenheit und durch und durch heiter. Auf einem starken Rustico-Unterbau erhebt sich die Halle mit 17 offenen Arcaden von flachen Bogen, von Säulen getragen, die zu keiner der bekannten classischen Ordnungen gehören, wohl aber harmonisch zu dem Geiste ländlicher Romantik stimmen, in welcher der Bau gedacht ist. Die Säulenschäfte sind stark, glatt, rund, die Basen attisch, die Capitäle den korinthischen verwandt, mit einer doppelten Krone von vier hohen und acht niedern Akanthusblättern, zwei Blumen an jeder Seite und an jeder Ecke Knospen, die in Spiralen stehen und somit an die griechischen Schnecken erinnern. Die Capitälplatte ist achteckig und abgestumpft, die darauf aufliegenden Bogen, wie der ganze Bau, von unverputztem Ziegelwerk, und zwar doppelt über einander liegend, mit einer flachen, mosaikartig verzierten Verdachung. Die Winkel zwischen den Bogen sind mit reliefirten Löwenköpfen und rothen und weißen Ranken ausgefüllt. Das Hauptgesims wird von einer Reihe kleiner Tragsteine gehalten; die Sockel, auf denen die Säulen stehen, von einem durchbrochenen Geländer unter sich zusammengehalten. In der Mitte des Gebäudes liegt der Haupteingang, von vier Säulen und zwei Pfeilern gebildet, von einem flachen Giebel überdeckt, dessen Feld von einem Relief eingenommen ist. Breite Stufen führen hinauf. Das Innere der Halle ist nicht minder freundlich. Tief und geräumig für eine große Anzahl Gäste, geschützt gegen Sonne, Regen und Wind, gewährt sie frische Luft und die herrlichste Aussicht. Die Decke ist ein Tonnengewölbe, von Gurtbogen unterbrochen, die von den Säulen zu den Wandpfeilern geschlagen sind und an ihren Enden eiserne Schleudern aufnehmen. Diese, bestimmt, die den Säulen mangelnde Widerstandskraft gegen den Schub des Gewölbes zu ersetzen, sind so einfach und anmuthig verziert, daß man ihre Sclavendienste über ihrem Anblick vergißt. Die Seitenausgänge werden durch je drei flache Bogen überdeckt, von denen der mittlere eine erhöhtere Unterlage hat. Diesen zur Seite befinden sich Nischen zur Aufnahme von Statuen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ludwig Uhland. Von Otto Jahn. — Der Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Von G. W. Roeder. — Johann Georg Hamann. Von H. von Stein. — Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Von Elise Polko. — Euricius Cordus.

Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit. Von C. Krause. — Schleswig-holsteinische Soldatengeschichten. Von A. Baudissin. — Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860 bis 1862. Reisebriefe. 2 Theile. Von R. Werner. — Graf von Cavour. Skizzen und Erinnerungen. Von W. de la Rive.

* Literarische Notizen. Das Reisehandbuch für die Schweiz, welches Berlepsch vor einem Jahre herausgab, ist sofort nicht bloß als die praktisch brauchbarste, sondern überhaupt in ihrer Art beste Schrift über die Alpen anerkannt worden. Von der raschen Verbreitung des vortrefflichen Buches konnte man sich im vorigen Sommer in der Schweiz überzeugen. Herausgeber und Verleger sind nun darauf bedacht gewesen, gleich für das zweite Jahr das Buch noch zu erweitern und zu verschönern; im Mai erscheint eine neue Auflage des Reisehandbuchs. Dieselbe ist vermehrt um einige Reiserouten, mehrere Karten, Panoramen, Städtepläne und Illustrationen, überhaupt nach neuen Reisen und Erfahrungen des Verfassers vielfach umgearbeitet. — Ein unermüdlicher Wanderer, der Schuldirector H. K. Brandes in Lemgo, welcher so ziemlich alljährlich eine weite Reise macht, erstattet regelmäßig Bericht über seine Unternehmungen und hat dabei die seltene Eigenschaft, nicht gleich große Bücher auszuarbeiten, sondern sich mit einer Reiseskizze zu begnügen. Eine solche hat er kürzlich über seinen im vorigen Jahre gemachten Ausflug nach Konstantinopel, Brussa und der Stätte von Ilium verfaßt und herausgegeben. — Die Wiederkehr des Geburtstages August Hermann Francke's, des Begründers der berühmten Stiftungen in Halle, dessen zweite Säcularfeier in jener Stadt weiter oben beschrieben wurde, hat eine Anzahl von Jugendschriften hervorgerufen, deren Verbreitung sich über die zunächst berührten pädagogischen Kreise hinaus erstrecken wird. Da sind unter Anderm zwei Schriften „über die Stiftungen August Hermann Francke's in Halle“ und die Geschichte der Cansteinschen Bibelanstalt, die mit dem Waisenhause verbunden ist. Director Eckstein hat eine lateinische Jubelschrift verfaßt, in welcher Francke's eigener Bericht über seine Schöpfung abgedruckt ist. Frommann in Nürnberg giebt in seinen Vorschlägen zur Revision von Luthers Bibelübersetzung „Corrigenda des Cansteinischen Textes.“ Otto Rasemann handelt im Osterprogramm der Realschule über Francke und den Unterricht in Realgegenständen, indem er zu Anfang Spener und Francke neben einander stellt. Jener war der weichere, schüchterne Vorgänger des mächtigeren Francke, dessen Persönlichkeit mehr nach außen gerichtet war. Durch diese seine praktische Seite hat er vorzugsweise seine reformatorische Stellung in der geistigen Entwickelung Deutschlands eingenommen. Er warf sich mit seiner ganzen Energie und mit der Sicherheit, die bedeutende Menschen in der Wahl ihrer Mittel nicht fehlgreifen läßt, in die Thätigkeit des Erziehers und Lehrers der Jugend. — Die „süddeutsche Zeitung“ macht auf eine Abhandlung von H. Weißmann über Uhlands „Ernst von Schwaben“ im Osterprogramm der Frankfurter Musterschule aufmerksam. Der Verfasser spricht gründlich und anziehend über die Quellen, welche Uhland benutzte, namentlich die prächtige Chronik Wipo's. Der Verfasser will den „Ernst von Schwaben“ in das Schulrepertoir klassischer Lectüre aufgenommen sehen, worin man ihm ohne Zweifel Recht geben muß. Das ist übrigens, so viel wir wissen, auch schon vielfach geschehen. — Friedrich Bodenstedt, der einen Theil des Winters in Wien zubrachte, arbeitet an einem Werke, welches den Einfluß der altitalienischen Literatur auf die englische darstellt. Der Verfasser wird durch das Studium Shakspere's und seiner Zeitgenossen auf dieses Thema geführt sein. — Der vierte Band von Gustav Kühne's gesammelten Schriften behandelt unter dem besonderen Titel „Tagebuch in bewegter Zeit“ die Ereignisse der Jahre 1848 bis 1850.

* Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel von Robe. Berlin, Decker. — Eine mit Verständniß und Fleiß, auch mit poetischem Sinn ausgeführte Arbeit, welche wir der lesenden Welt empfehlen. Der Verfasser hat seinen Stoff mit Liebe und Sorgfalt behandelt und daraus ein Drama aufgebaut, das in allen Ehren bestehen kann. Allerdings hat die Sache den Uebelstand, daß aus dem schwankenden, allen möglichen Einflüssen zugänglichen Kaiser, der als Nachfolger Karls des Großen eine so klägliche Rolle spielte, eine dramatische Figur nicht zu schaffen ist, wenn man ihn so läßt, wie er in der Geschichte dasteht. Das hat der Verfasser gethan; die Hauptfigur seines Schauspiels ist daher ein haltloser Charakter, bei dem von consequenter Durchführung nicht die Rede sein kann. Eine Reihe von charakteristischen Scenen ist allerdings dem Kaiser verliehen worden. Ein zweiter Uebelstand ist ein Fehler des Verfassers, der Fehler nämlich, daß er zu viel wollte. Sein Drama umfaßt so ziemlich die ganze Regierungszeit des frommen Kaisers, indem es gewissenhaft die verschiedenen Conflicte des Vaters mit seinen Söhnen herausgreift und zwischen den Aufzügen große Zeitlücken läßt, statt daß eine Concentration der Handlung nach einem bestimmten Punkte hin stattfinden sollte. In der Form hätte der Verfasser sorgfältiger und correkter sein müssen; der fünffüßige Jambus ist ein so leichtes Versmaß, daß man sich den Gesetzen desselben fügen kann und muß. Zu den unschönen Einzelheiten der Dichtung gehört die Schilderung der Pest in Italien und die Schlußrede Ludwigs des Deutschen, welche eine an die schlimmsten poetischen Ausgeburten des Jahres 1848 erinnernde politische Tendenzphrase ist. Es macht sich doch gar zu abgeschmackt, wenn einer der Söhne Ludwigs nach Beendigung des Kampfes der Habgier, den sie gegen den Vater und unter sich geführt, vom einigen Deutschland phantasirt und energisch erklärt, er wolle der erste Herrscher und treue Leiter dieses einigen Deutschlands sein.

* Ranken. Gedichte von Adolf Bekk. München, 1862. E. A. Fleischmann's Buchhandlung (A. Rohsold). Wir faßten gute Meinung für den ohne Zweifel noch jugendlichen Dichter, nachdem wir das einleitende Gedicht: „An die Muse“ gelesen hatten und im Weiterblättern zuerst auf einige Liederchen der ersten Abtheilung trafen, die leicht, frisch und anmuthig geschrieben uns ein nicht unbedeutendes lyrisches Talent verriethen. Bei weiterer Durchsicht des zierlichen Bändchens fanden wir uns freilich ziemlich in unsern Erwartungen getäuscht. Es fehlt noch oft am rechten, am klaren Ausdruck der lyrischen Empfindung, was namentlich hervortritt, wo der Verfasser zu größern Dingen den Anlauf nimmt. Der Wein ist offenbar noch nicht abgeklärt, wer aber ohne Vorurtheil kostet, wird finden, daß der Stoff für die Zukunft Gutes verheißt. Auch in den Balladen und Romanzen der zweiten Abtheilung ist die Idee meistentheils hübsch, allein die Behandlung läßt noch manches zu wünschen übrig. Hier sind die schönsten Partien verwischt, da ist die Pointe verfehlt, dort vermißt man die künstlerische Anordnung und gebotene Oekonomie. So that es uns z. B. leid um derartige Mißgriffe im „Kräutlein für den Tod“, „Braut des Todten“, „Todtensee“ und „Spielmann und Nonne“, von denen namentlich der erst- und letztgenannte Stoff trefflich gedacht ist. Aber, wie gesagt, wir glauben von dem Verfasser in Zukunft noch Schönes erwarten zu dürfen; er besitzt ein Talent, welches gepflegt zu werden verdient, und es sollte uns lieb sein, wenn wir ihm später begegneten und unsre Erwartungen erfüllt sähen. **W.**

* Vermischte Nachrichten. Wie früher Julius Mosen, so hat jetzt auch Otto Girndt in Berlin den Herzog Bernhard von Weimar, den Lieblingsschüler des Schwedenkönigs Gustav Adolf, zum Helden eines großen historischen Trauerspiels gemacht, welches man auf dem Victoriatheater in Berlin mit glänzender Ausstattung darstellt. Die Arbeit ist mißlungen; dem Verfasser, welcher ein ganz artiges Talent für Lyrik, besonders Gelegenheitsgedichte, besitzt, ist der Weihrauch, den ihm gute Freunde gespendet haben, zu Kopfe gestiegen, und er hat sich berufen gehalten, ein großes Drama zu dichten, für welches seine Kraft nicht entfernt ausreicht. Sein Bernhard ist ein Phrasenheld, die Figuren des Trauerspiels sämmtlich entbehren des natürlichen gesunden Bodens, und es bliebe höchstens die sorgfältig behandelte Sprache des Stückes hervorzuheben. — Auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin wird dagegen die neue Arbeit eines alten Praktikers mit Erfolg dargestellt, ein fünfactiges Lebensbild „ein geadelter Kaufmann“ von Görner. Das Urtheil der Nationalzeitung lautet dahin: Aus dem Theaterzettel des Görner'schen Stückes wird sich jeder Theaterhabitué die Fabel des Schauspiels construiren können; die einzelnen Charaktere nicken uns alle wie gute Bekannte zu, indessen die Arbeit ist, wenn auch manchmal etwas zudringlich plump, doch meist so geschickt und so auf den theatralischen Effect berechnet, und bei aller Plumpheit doch so entfernt von jeder roheren Auffassung der Lebensbeziehungen, daß ein harmlos genießendes Publikum sich mit Anstand amüsiren und dem Stücke seinen Beifall zollen kann. Das thaten denn auch die Anwesenden im reichsten Maße. Das Stück hat, wie man es von der Arbeit eines alten gewiegten Schauspielers nicht anders erwarten konnte, fast nur dankbare Rollen. — Der Ausschuß für das in Worms zu errichtende Lutherdenkmal hat seinen sechsten Jahresbericht abgestattet. Die Statuen Luthers und Wiclefs sind noch von Rietschel vollendet, die von Huß und Savonarola später von seinen Schülern ausgeführt. Friedrich der Weise von Sachsen, Philipp von Hessen, Melanchthon und Reuchlin sind in Arbeit und sollen binnen Jahresfrist fertig werden. Das Hauptpostament ist vollständig, die vier Nebenpostamente der Vollendung nahe; ebenso der sonstige architektonische Theil des Denkmals. Die Summe der Beiträge beläuft sich jetzt auf etwa 175,000 Gulden, womit die ganze Sache gedeckt ist. Aber mit dem Platze, wo das Denkmal stehen soll, ist man nicht weiter als zuvor. Die Besitzerin des Heylschen Gartens, auf dessen Boden der Bischofshof stand, in welchem nach allen Autoritäten das Erscheinen Luthers vor dem Reichstag erfolgte, ist durchaus nicht zu bewegen, ihr Eigenthum zu veräußern; es muß daher ein anderer Platz gesucht werden, da der vor dem Rathhause das Denkmal nicht zur Geltung kommen ließe. — Ein neues historisches Bild von Rustige in Stuttgart „die Leiche Kaiser Otto's III. von seinen Deutschen aus Italien weggetragen und von den Römern unterweges angegriffen“, ist in Stuttgart ausgestellt und wird als bedeutend gerühmt. Es soll demnächst eine Rundreise durch Deutschland machen.

* Aus der musikalischen Welt.

Unter den diesjährigen Aufführungen geistlicher Musik während der Charwoche steht wieder die Matthäuspassion von Bach in erster Reihe. Sie wurde gesungen in Wien, Dresden, Leipzig, Berlin, Frankfurt und Köln. In Bremen gab man den Messias, in Hamburg den Paulus, beide Werke mit Stockhausen. Anziehend war in Berlin der Gegensatz der Johannespassion, welche vom dortigen Bachverein einige Tage vor der Matthäuspassion ausgeführt wurde. Gumprecht sagt in der Nationalzeitung: „Es durchweht im Wesentlichen beide derselbe Geist. Hier wie dort in den Arien und Chorälen unerschöpfliche Tiefe und Fülle religiöser Erfindung, in den dramatischen Chören schlagfertigste Charakteristik, in den Recitativen die individuellste Deutung und Auslegung des Textes. Trotzdem stehen wir nicht an, der Matthäuspassion den Vorzug zu geben. Sie verhält sich zu der Johanneischen wie die Erfüllung zur Verheißung. Namentlich die Gestalt des Heilands, die in dieser nur mit einigen genialen Strichen skizzirt erscheint, richtet sich dort in voller Strahlenglorie vor uns auf.“ Die Aufführung der Matthäuspassion in Köln zeichnete sich in diesem Jahre weniger durch die Solopartien als durch die Chöre aus, welche unter Mitwirkung der Orgel ganz außerordentlich schön zu Gehör kamen. — Eine neue fünfactige Oper „Rizzio“ von A. Schliebner in Berlin wird in Prag gegeben. Es ist die bekannte Geschichte der Maria Stuart und des italienischen Sängers, ergänzt durch die Liebe eines jugendlichen Paares, in welchem auch der Kampf des Katholizismus und des Protestantismus zum Ausdruck kommt. Die Oper ist nach dem Urtheile der „Signale“ eine sehr gute Arbeit mit ansprechenden gesunden Ideen, sangbaren Melodieen, wirksamen Effekten, frischer Entwickelung von Handlung und Musik; sie hält die Mitte zwischen der jetzigen himmelstürmenden Reformbestrebung und dem todten Formalismus der alten Schule. — In Leipzig findet eine dreiactige Oper „der Abt von St. Gallen“ von F. Herther freundliche Aufnahme. Der Text ist nach der bekannten poetischen Erzählung von Bürger durch G. Franz recht ungeschickt zurechtgemacht und ohne allen dramatischen Nerv. Die Musik hat zahlreiche fein ausgearbeitete Züge, ziemlich ergiebige Melodik, Wahrheit der Empfindung, aber keinen dramatischen Aufbau, wie er bei der Beschaffenheit des Textes eben nicht wohl zu denken war. — Die allbekannte Geschichte vom thüringischen Grafen von Gleichen und seinen beiden Frauen ist von Dörstling zum Stoff einer Oper verwendet, welche in Gotha mit gutem Erfolg aufgeführt wird. Der Text ist von Knauer nicht ohne Geschick und dabei anspruchslos verfertigt. In seiner Musik zeigt sich der Componist einfach und natürlich, nicht ohne dramatische Begabung und dabei gewandt und ergiebig in der Melodik. Das thüringische Volkslied ist natürlich auch benutzt; gerühmt wird besonders das zweite Finale, in welches das Tedeum verwebt ist.

Der Schatz, welcher in dem musikalischen Nachlasse Franz Schuberts steckt, ist immer noch nicht ganz gehoben. Kürzlich hat man in Wien eine musikalische Dichtung „Lazarus oder die Feier der Auferstehung“, so weit sie in Partitur vorlag, zur Aufführung gebracht; ein Werk, das bis dahin völlig unbekannt war. Es ist ein im Jahre 1820 componirtes Oratorium-Fragment, das sich anfangs zwischen Recitativ und ausgeführter Melodie in der Mitte hält, hier und da wohl den Melodiendrang Schuberts verräth, im Allgemeinen aber ein wenig eintönig bleibt. In der zweiten Hälfte gestaltet sich die Dichtung dramatisch, die Gestalt des Simon ist mit außerordentlicher Gluth gezeichnet, und ein Doppelchor beim Trauerzuge des Lazarus gehört zu dem Schönsten, was Schuberts Muse je hervorgebracht hat. — Eine ebenfalls beinahe ganz unbekannt gebliebene Symphonie (in D dur) von Cherubini, die einzige des großen Meisters, kam in Frankfurt zur Aufführung. Sie ist im Jahre 1815 für die Londoner philharmonische Gesellschaft componirt, machte kein Glück und blieb als Manuscript liegen. Jetzt wurde sie von der Frankfurter Concertdirection der Londoner Gesellschaft abgeliehen und zu Gehör gebracht. Sie ist kein sehr bedeutendes Werk, aber voll des Schönen und Interessanten, eine Mischung von Heiterem und Ernstem. Cherubini hat die Hauptgedanken dieser Symphonie später für sein zweites Streichquartett in C dur benutzt. — In der städtischen Bibliothek zu Köln ist ein wichtiger musikgeschichtlicher Fund gethan worden, ein Manuscript von dem Tractate des berühmten, am 21. October 930 verstorbenen Benedictiners Hucbald aus St. Amand in Flandern. Man kannte davon bisher nur ein Bruchstück durch Gerbert; der jetzige Fund verheißt Aufklärung über manche dunkle Stellen der Kunstgeschichte. — Zu den wenigen neuen Oratorien, welche sich Rang und Ansehen zu erwerben wissen, gehört die „Auferweckung des Lazarus“ von Johann Vogt. In Dresden und noch an einer andern Stelle kam das Werk kürzlich zur Aufführung und erweckte Interesse. Der Componist zeigt nach dem Urtheile der „Signale“ geistigen Ernst und gediegenes Streben, einfache Conception, ungesuchte Erfindung, natürlichen Ausdruck, wenn auch gerade keine große Mannichfaltigkeit und Gewandtheit in den Formen. — Der junge Kapellmeister Wilhelm Freudenberg in Altenburg hat eine Reihe von Compositionen verfaßt, die er auf Reisen zur Aufführung bringt. Darunter ist eine Musik zu Shakspere's „Romeo und Julie“, welcher man Schwung und tief empfundenen, reichen Ausdruck nachrühmt, eine Symphonie mit obligatem Clavier, welche groß und schön gedacht sein soll. — Zu Pfingsten wird außer dem niederrheinischen Musikfest in Düsseldorf noch ein ostpreußisches in Königsberg stattfinden. Das Hauptwerk hier soll Anton Rubinsteins Oratorium „das verlorene Paradies“ sein.

Eine starke Probe von Verblendung giebt die neue Zeitschrift für Musik, das Parteiorgan der sogenannten Zukunftsmusik. In einem Artikel dieses Blattes wird der jüngst von uns beleuchtete Text zu Richard Wagners Musikdrama „die Meistersinger von Nürnberg“ besprochen und bewundert. Der Verfasser meint, die Dichtung sei nicht bloß anziehend, sondern unwiderstehlich fesselnd, voll Frische, Liebenswürdigkeit und edlen Gehalts, von außerordentlicher Kunst in Anlage und Durchführung, unerschöpflich reich an Leben und Stimmungen. Ferner werden gelobt die unendlich gewinnende Ausführung der Einzelheiten, der köstliche, echt deutsche Humor, die schlichteste Allgemeinverständlichkeit der herrlichen und wahrhaft poetischen Grundgedanken. Man muß in der That vollkommen verrannt sein in Parteieifer und Schwärmerei, völlig allen Urtheils bar oder von vornherein entschlossen, nicht zu urtheilen, wenn man dergleichen niederschreibt. Denn dieser Text zu den Meistersingern ist derselbe, welchen wir in Nr. 7 des Sonntagsblatts besprachen, aus dessen unerhörten Abgeschmacktheiten in jener Nummer eine ganze Aehrenlese zusammengestellt wurde. Man kann immerhin hervorheben, daß der Stoff an sich glücklich gewählt, daß er auch mit Geschick geordnet sei, allein wenn darüber hinaus nun auch von liebenswürdiger, schlichter, einfach großer Poesie im Einzelnen geredet wird, so heißt das der Wahrheit ins Gesicht schlagen oder sie absichtlich verdrehen.

* Bremen, 8. April. Die Aufführung des Messias von Händel, welche am Charfreitage durch die Akademie unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler erfolgte, war eine so ausgezeichnete, daß wir mit Stolz darüber berichten. Der Eindruck, welchen das großartige Werk auf die in den weiten Räumen der Domkirche versammelten Zuhörer, deren Zahl sich auf mehr als 2000 belief, machte, muß ein tiefer und bedeutender gewesen sein, wenn auch die Stätte und der Charakter des Oratoriums eine laute Darlegung dieses Eindrucks verboten. Chöre und Orchester waren nicht nur so stark besetzt, als die Räumlichkeiten es gestatteten; sie machten im Bunde mit den mächtigen Klängen der Orgel, deren Mitwirkung durch Reinthaler erweitert war, einen großartigen Eindruck und brachten alle Schönheiten des Oratoriums zur vollsten Geltung. Als ein besonders erfreulicher Fortschritt für unsere einheimischen Verhältnisse darf die sehr schöne Klangwirkung des Tenors hervorgehoben werden. Er zeigte, wie jüngst beim „Israel in Egypten“, daß er sich jetzt ebenbürtig neben den andern Stimmen entwickelt hat; fast wurde der unter ihm stehende Sopran durch ihn beeinträchtigt. Eine große Anzahl sorgfältiger Proben verlieh der Ausführung im Orchester und Chor eine Sicherheit und Gewalt, wie man sie selten so bedeutend hört. Dazu gesellte sich eine Vertretung der Solopartieen, wie dieselbe so hervorragend und vollendet wohl keiner Aufführung geistlicher Musik in der Charwoche in Deutschland zu Theil geworden ist. Herr Stockhausen sang den Baß und trug alle vier Arien vor mit jener bewundernswerthen Kunst und dem Ausdruck, welche uns leicht vergessen lassen, daß die Stimme des Künstlers nicht den Umfang und die Klangfülle besitzt, welche die Partie und der Raum verlangen. Herr Schneider als Vertreter des Tenors befindet sich hier auf einem dem Wesen seiner Stimme und seines Vortrags durchaus entsprechenden Gebiete; nur die Kraftanstrengung, durch welche er der letzten Arie die rechte Färbung zu geben sucht, hat etwas Fremdartiges. Fräulein Weis aus Hannover verlieh durch die Schönheit und jugendliche Vollkraft ihrer Stimme der Altpartie eine sehr schöne Wirkung. Den Sopran hatte eine begabte Dilettantin, welche ihre Aufgabe neben solchen Kräften mit Glück erfüllte; die Zuhörer hatten die Freude, bei dieser Gelegenheit endlich wieder eine Stimme zu hören, die ihnen seit Jahren entzogen war. Die ganze Aufführung gab ein so rühmliches Zeugniß von der künstlerischen Entwickelung der Akademie, daß wir nun unsere Mahnung wiederholen, die Gesellschaft möge nicht länger zögern, die großen Messen von Bach und Beethoven zu studiren. — Im Theater eröffnete am 7. Frau Jauner-Krall vom Dresdener Hoftheater ein längeres Gastspiel mit der Regimentstochter; sie wurde herzlich begrüßt und während der ganzen Vorstellung durch Beifall ausgezeichnet. Die Beliebtheit der Künstlerin ist hier so groß, daß für ihre sämmtlichen Gastrollen ein starker Besuch längst gesichert ist. Sie singt in folgenden Opern: Figaro's Hochzeit (Susanne), Faust und Margarete, die Dorfsängerinnen, Dinorah, Barbier von Sevilla, Schweizerfamilie. Ihrem Gastspiel folgt gegen das Ende des Aprils das des Herrn Döring aus Berlin, den wir seit einer Reihe von Jahren auf unserer Bühne nicht sahen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 16. Bremen, 19. April. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die römischen Katakomben.

Von Hermann Allmers.

III.

Zum Schlusse dieser Schilderung der Katakomben sei noch eine kurze Geschichte ihrer Verehrung und Erforschung angefügt; denn auch diese ist im Stande, ein mannichfaches Interesse zu gewähren. Zu den Zeiten der Christenverfolgung, also bis zu Constantin dem Großen, zu Anfang des vierten Jahrhunderts, haben wir bereits die Katakomben als Zufluchtsörter und Begräbnißstätten der Christen kennen gelernt. Als letztere dienten sie auch dann noch, als es nicht mehr nöthig war, sich vor Verfolgern darin zu verbergen, und man darf annehmen, daß noch bis zum fünften Jahrhundert darin begraben ward. Zugleich aber wurden sie nun vorzugsweise als Stätten heiliger Verehrung angesehen.

Man zeichnete namentlich um diese Zeit die Gräber der hervorragendsten Märtyrer aus, man schuf vor ihnen jene kapellenartigen Räume, schmückte diese mit Malereien, betete und hielt gottesdienstliche Versammlungen und Liebesmahle in ihnen. In solcher Weise sehen wir sie namentlich vom fünften bis zum achten Jahrhundert, daher denn auch die Malereien nur bis zu dieser Zeit reichen.

Von da an nimmt der Kultus an Ort und Stelle mehr und mehr ab, und man betrachtet die Katakomben nun vorzugsweise als reiche Fundgruben von heiligen Reliquien, darnach im Laufe der Zeit die Kirche immer dringender verlangte, schon allein ihrer Altäre wegen, da bekanntlich jeder derselben wenigstens eine solche enthalten mußte, um als geweihte Stätte gelten zu können. So entführte man von nun an Jahr für Jahr in großer Menge die heiligsten Gebeine der Katakomben, die in gleichem Maße nach und nach an Bedeutung für die Christenheit verlieren mußten. Das dauerte ungefähr bis zum dreizehnten Jahrhundert, und von da an ist es, als ob sie im Gedächtnisse der Menschen völlig verschwänden, denn Jahrhunderte hindurch findet sich kaum die allergeringste Kunde von ihnen, ja kaum eine Erwähnung derselben. Die Päpste residirten in Avignon, Rom war ein Schauplatz verwüstender Parteikämpfe seiner Barone geworden, eine Zerrüttung und Barbarei aller politischen und socialen Zustände, Jammer und Elend herrschten weit und breit, und eine wilde Aufregung hatte sich aller Gemüther bemächtigt; so war es kein Wunder, wenn in solcher Zeit bald das frommgehegte Andenken an diese heiligen Stätten allmälig erlosch und verschwand. Erst nach langer, langer Zeit, in welcher so die alten großen Todtenstätten vollkommen vergessen, verfallen und zum Theil selbst verschüttet lagen, sollte gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts endlich die Kunde ihres Daseins und bald auch sie selber den Menschen zurückgegeben werden.

Ein Augustinermönch Namens Onuphrius Panvinius stellte damals zuerst einige Notizen zusammen, die er in alten Schriftstellern und Kirchenvätern über die verschiedenen altchristlichen Katakomben gefunden hatte, und berechnete daraus ihre Anzahl auf 43, ohne jedoch selber eine davon gesehen zu haben. Indeß dies Wenige schon, was er veröffentlichte, erweckte überall eine große Aufmerksamkeit und regte auch andere Gelehrte an, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen. Endlich bemerkte man im Jahre 1578 eines Tages plötzliches Einsinken einer Stelle der Straße vor der Porta Salara. Man grub nach und entdeckte zu Aller Erstaunen eine große unterirdische Todtenstadt, die sich sofort als eine der von jenen Forschern nachgewiesenen altchristlichen Begräbnißstätten erwies. Nun war plötzlich das Interesse dafür ein allgemeines. Der Erste, der sich daran machte, die Katakomben zu untersuchen und ihre Malereien zu copiren, war der bereits als tüchtiger Archäolog bekannte Dominikaner Alfonso Ciacconi. Ihm folgte bald ein junger gelehrter Flamänder, Philipp Wing mit Namen, der sich damals zufällig in Rom aufhielt, mit großem Eifer und Geschick und entdeckte bald auch vor andern Thoren Roms umfangreiche unterirdische Cömeterien. Er nahm Grundrisse davon auf, machte getreue Copien von allen Inschriften, Emblemen und Malereien, die er darin fand, er ging ernst und eifrig daran, alle übrigen Denkmale altchristlicher Kunst und Literatur zu studiren und die gründlichste Erkenntniß sich zu erwerben von Allem, was nur irgend dahin schlug, und er hätte sicherlich schon damals ganz Bedeutendes zu Tage gefördert, wenn nicht plötzlich ein Fieber ihn ergriffen und den eifrigen Jüngling in der Blüthe seines Lebens und Strebens zum Schmerze Vieler dahingerafft hätte. Im wahrsten Sinne des Worts war er ein Opfer der Wissenschaft geworden, die faule Gräberluft hatte ihn selbst in's Grab gebracht.

Aber wiederum sollte ein würdiger Nachfolger bald an seine Stelle treten, Antonio Bosio, ein Advokat aus Malta und Procurator des Malteserordens zu Rom, welchen man sogar im Sprachstile jener Zeit den Kolumbus der unterirdischen Roma

nannte. Ueber dreißig Jahre seines Lebens, seine Gesundheit und sein ganzes Vermögen hat er auf die Katakombenforschung gewandt und, wie er selbst gestand, manchen Monat mehr unter als auf der Erde zugebracht. Zum Oefteren war er in den schauerlichen Labyrinthen verirrt, verschüttet, verschmachtet, dem Hungertode nah, mehrmals durch die schlechte Luft halb erstickt und oft von den heftigsten Fiebern durchschüttelt. Und dennoch ließ er nicht ab, jahraus, jahrein Tage und Nächte hindurch einsam das Gewirr jener Gänge zu durchkriechen, Tagelang bei Gräbern und Leichnamen zu weilen, messend, Inschriften entziffernd, copirend, zeichnend und sammelnd, und gerade als er endlich daran ging, das Resultat seiner ganzen Lebensaufgabe in einem großen Werke der Welt zu übergeben, raffte auch ihn das Fieber hinweg. Seine Entdeckungen indeß sollten nicht verloren sein. Dem Malteserorden hinterließ er alle seine Notizen, Copien und Sammlungen. Dreißig Jahre nach seinem Tode wurde Alles vom Pater Severano so, wie sich's vorfand, zusammengestellt, herausgegeben und erst abermals dreißig Jahre später von Arringhi zu einem wissenschaftlich geordneten und höchst bedeutenden Werke, „Roma sotteranea," umgestaltet.

Neben diesen wissenschaftlichen Forschungen begann man nun aber auch wieder das Suchen nach Gebeinen der Heiligen und Märtyrer, sowie das feierliche Uebertragen derselben in die Kirchen, und die gesammten Katakomben Roms wurden nun vom Papste unter die Aufsicht seines jedesmaligen Generalvicars gestellt. Doch erst unsern Tagen war es vorbehalten, das volle Licht der Wissenschaft in das räthselvolle Dunkel jener Tiefen zu senden. Der gelehrte Jesuit Pater Marchi verfaßte in den Vierzigerjahren mit scharfsinniger Kritik sein Katakombenwerk, dessen Herausgabe indeß längere Zeit durch die achtundvierziger Revolution unterbrochen wurde. Dann erschien das große, reich und kunstvoll ausgestattete Prachtwerk des französischen Architecten Perret, und endlich ernannte Pius IX. eine eigne Commission für christliche Archäologie, unter deren Leitung die Ausgrabungsarbeit seitdem mit großer Umsicht und bedeutendem Erfolge ruhig ihren Fortgang nimmt.

Das hervorragendste und eifrigste Mitglied dieser Commission ist der Ritter de Rossi. Ihm hat der Papst die Ausarbeitung eines großen umfassenden und glänzend ausgestatteten Werks über das ganze unterirdische christliche Rom übertragen, von dem sicher zu erwarten ist, daß sein Erscheinen alles bisher über die Katakomben Erschienene weit in den Hintergrund drängen wird; denn kein lebender Alterthumsforscher hat so viele Zeit auf diese Untersuchungen gewendet, keinem war so alles und jedes darauf Bezughabende zugänglich, und keiner kennt auch so genau alle antiken und mittelalterlichen Documente, welche sowohl über die Geschichte als über die Denkmale der Katakomben Licht geben können.

Das neubelebte Interesse für die Katakomben hat dieselben in den beiden letzten Jahrzehenden auch in der Touristenwelt zu einem der wichtigsten Gegenstände des Besuchs gemacht, und wohl selten verläßt Jemand Rom, ohne wenigstens in eine derselben hinabgestiegen zu sein. Die Erlaubniß dazu erhält man nur gegen persönliche Meldung bei der Kanzlei des Cardinal-Vicars und auch nur für den Sonntag, um die Arbeiter in ihrem täglichen Ausgrabungswerk nicht zu hindern. Der Erlaubnißschein selbst wird gratis ausgegeben, und nur der nothwendige Führer erhält bei größerer Gesellschaft für seine Leitung und Erklärung von Jedem einen Paul (ungefähr fünf Silbergroschen), wofür er noch die nöthigen Wachskerzen anzuschaffen hat. Am häufigsten werden die Katakomben von San Agnese, San Alessandro, San Nereo und Achilleo und namentlich die interessantesten von allen, die von San Calisto besucht, nicht nur weil sie die anziehendsten und denkmalreichsten, sondern auch weil sie am bequemsten und ungefährlichsten zu durchwandeln sind. In manchen, z. B. San Calisto, nimmt solch eine Wanderung, wenn alle drei Stockwerke besucht werden sollen, fast volle drei Stunden hin. In einigen herrscht eine beklemmende, faule und übelriechende Luft, in andern droht manche Stelle mit Einsturz und Verschüttung, oder ein plötzliches Abbröckeln der mürben Tufferde am Rande der brunnenartigen Oeffnungen, die zu den unteren Stockwerken führen, kann den Unvorsichtigen jäh in die dunkle Tiefe stürzen lassen. Bei den angestellten Führern ist indeß die Gefahr des Verirrens in diesen ungeheuren Labyrinthen nicht vorhanden, nur wage es keiner, sich von der Gesellschaft abzusondern und allein sich in die Nebengänge zu verlieren. Das grauenhafteste Ereigniß solcher Art geschah in den zwanziger Jahren, wo ein Geistlicher mit vierzehn jungen Zöglingen plötzlich von der Welt verschwunden war, ohne daß irgend Jemand von seinem Schicksal Kunde hatte. Ganz Rom kam in Aufregung, die eifrigsten Nachforschungen wurden angestellt; Alles vergebens, an das unterirdische Rom dachte Keiner. Da nach einem Jahre wurden ganz zufällig in den seit langer Zeit nicht besuchten Gängen der Katakomben von San Sebastiano die verwesenden Leichname der armen Knaben und ihres Lehrers gefunden, meistens in zusammengekauerter Stellung. Sie waren in der grausigen Todtenstadt verhungert, und kein anderes Ohr hatte das jammervolle Hülferufen der Verirrten vernommen. Wahrscheinlich war der Geistliche auf einem Spaziergange ungesehen von irgend Jemandem mit den Knaben in die Gänge hinabgestiegen und hatte bald im Gewirr derselben den Eingang verloren. Seitdem darf keiner ohne Führer die Katakomben betreten. Die obengenannten sind aber, wie gesagt, sehr gefahrlos, dabei äußerst trocken, reinlich und bequem, und die Luft in ihnen ist zwar etwas dumpfig, doch keineswegs faul und übelriechend; darum dürfen auch Frauen es ruhig wagen, hier in die unterirdische Todtenstadt hinab zu steigen. Leider sind die angestellten Führer über die Denkmale der Katakomben sehr dürftig unterrichtet, und man thut wohl, zuvor einiges darüber nachzulesen, um Verständniß zu bekommen. Wer aber das Glück hat, wie es mir einigemale zu Theil ward, unter der wissenschaftlichen Führung eines Fournier oder gar des Ritters de Rossi selbst die Katakomben zu durchwandern, dem gewähren sie ein Interesse, das gleich fesselnd für den Augenblick wie nachhaltend für das ganze Leben ist.

Auch manche rührende Geschichte hört man, die man sonst wohl nimmer erfahren würde. Einmal unter Fourniers Leitung in den Gängen von San Calisto hörte ich eine dieser Katakombengeschichten, die mich ergriff wie keine andere, und die er selber auch, freilich sehr kurz, in seinem trefflichen Buche (Rom und die Campagna, 1862) mitgetheilt hat. Man entdeckte nämlich an den Wänden in steter Wiederholung von gleicher Hand eingeritzt den Namen „Sophronia" geschrieben. Wie ein rother Faden zog er sich durch das ganze Gewirr der Gänge und Nebengänge, bald hier, bald dort erscheinend, zuweilen auch wohl von einigen andern Worten begleitet. So hieß es z. B. einmal: Sophronia, ubi es? (Sophronia, wo bist Du?) ein andermal: Mea Sophronia, ubi jaces? (Meine Sophronia, wo ruhst du?) So verfolgte man die Namen stundenlang bis in die entlegensten Winkel. Endlich an einem Orte, wo die Katakombe verschüttet war, fand man ihn zuletzt, aber nun hieß es dabei, wie ein begeisterter oder wehmüthiger Ausruf: „Meine Sophronia, du lebst immer, immer lebst du in Gott, ich will dich preisen, so lang auch ich lebe!" — War es ein armer Verlassener, der vergebens

den Leichnam einer lieben Todten suchte? Wer vermag es zu sagen, denn ein ganzes Jahrtausend ist darüber hingerollt. Und als man nun nach diesem Jahrtausend die Schrift des armen Suchenden entdeckte und ihr nachging bis zur verschütteten Stelle, wo sie aufhörte, und man nun weiter forschte und aufräumte, was zusammengestürzt war, da plötzlich nur wenige Schritte tiefer zeigte sich ein Grab, und auf dessen Platte stand gegraben: „Hic jacet Sophronia."

In derselben Katakombe entdeckte man auch in eigner Kapelle das Grab der heiligen Cäcilia, deren Gedächtnißtag, der 22. November, seit Jahren an jener Stelle gefeiert wird. Wiederum erhellt dann der matte Schein der Lampen die Gänge und Gräber, wieder versammeln sich stille Beter in der Tiefe, wieder ertönen dort heilige alte Hymnen, und an dem kleinen Altar der Kapelle lies't ein Priester die Messe und segnet Brod und Wein. Es ist Alles da unten dann wieder wie einst; nur droben sieht es anders aus in der christlichen Kirche.

* Isländische Volksballade.

Deutsch von P. J. Willatzen.

Herrn Ebbis Töchter.

(Ebbadätra kvædi.)

I.

Auf die Heerfahrt mit dem König
Mußt' Herr Ebbi gehn;
Zween Töchter ließ zurück er,
Lieblich anzusehn.

Und die jungen Ivarssöhne
Hielten Rath alsbald:
„Auf, und üben an den stolzen
Fräulein wir Gewalt!

Laß uns in die Kammer steigen,
Daß sie unser sei'n,
Ihnen dient zum Schutz ein Bruder
Einzig und allein.

Da er jung ist, wenn auch tapfer,
Bleibt die Rache weit,
Denn der Knabe wird doch nimmer
Uns bestehn im Streit."

II.

An die Thür Herr Petur pochet
Mitten in der Nacht:
„Stolze Fräulein, sagt uns, ob ihr
Schlafet oder wacht!"

„Schlaf ist nicht in unsern Augen,
Wenn ihr wollt Bescheid;
Doch wer pocht an unsre Kammer?
Sagt uns, wer ihr seid!"

„Laß zurück, schön Ingigerdur,
Schnell den Riegel gehn,
Und du wirst die Ivarssöhne
Vor dir stehen sehn!"

Gleich erhob sich Ingigerdur,
Nahm sich schnell ein Herz,
Schloß die Thür mit neuen Riegeln,
Stangen auch von Erz.

Als gethan ist, was sie konnte,
Ingigerdur spricht:
„Euch zu sehn, ihr Ivarssöhne,
Sehnen wir uns nicht!"

Doch Herr Petur mit den Füßen
Sprengt so Thür wie Thor,
Als wenn weder Schloß noch Riegel
Waren je davor.

Jammerten Herr Ebbis Töchter,
Weinten laut vor Harm,
Als die Ivarssöhne nahmen
Sie in ihren Arm.

Zogen fort die Ivarssöhne,
Froh der Frevelthat,
Doch im Schlafgemach die Schwestern
Beide hielten Rath.

Klagten sich ihr Leid mit Thränen
Und mit Händedruck,
Legten ab des jungfräulichen
Hauptes goldnen Schmuck.

Und es weinte so die jüngre,
Klagte grambeschwert:
„Schwester, laß ein Grab uns suchen,
Eh der Vater kehrt.

Sei's ein Grab im tiefen Meere,
Sei's im gelben Sand,
Ist's ein Grab nur, eh die Kunde
Flieget durch das Land!"

„Mir kein Grab im tiefen Meere,
Kein's im gelben Sand:
Mit dem Beile, mit dem Schwerte
Will ich ziehn durch's Land!"

Als sie noch sich so beriethen,
Kaum die ältre schwieg,
Kehrte schon ihr lieber Vater
Heim aus Kampf und Krieg.

Und Herr Ebbi frägt, von bangen
Ahnungen erfüllt:
„Sagt, was tragt ihr keinen Haarschmuck?
Was das Haupt verhüllt?"

„Waren hier die Ivarssöhne,
Haben uns entehrt!" — —
„Euer junger Bruder wird euch
Rächen mit dem Schwert!"

„Nein, das soll nicht unser Bruder!
Selber uns geht's an!
Glaub', es thun die Ebbitöchter,
Was geschehen kann!"

III.

Sieben Wochen schwanden friedlich;
Kam die Frühlingszeit,
Und auf's Pfingstfest in die Kirche
Zog man weit und breit.

Höhnisch aber nahm Holmfriede
Lächelnd so das Wort:
„Kommen meine Schwiegertöchter
Auch zur Messe dort?

Müssen wohl zum Ehrensitze
Sie geleiten auch,
Ihnen helle Kerzen zünden,
Wie's erheischt der Brauch?"

„Eher hüllst du Sohnesleiche
Heut' in's Grabgewand,
Eh zum Ehrensitz uns leitet,
Holmfried, deine Hand!

Eher senkst du Sohnesleiche
Heut' in Grabes Bann,
Eh du uns vor'm Ehrensitze
Zündest Kerzen an!"

Vor die Kirchenthür dann stellten
Sich die Schwestern hin:
„Wie ich nach den Ivarssöhnen
Nun voll Sehnsucht bin!“

Bald beendigt war die Messe,
Und es trat heraus
Klein und Groß, Gering und Vornehm
Aus dem Gotteshaus.

Kam denn auch der jüngre Bruder,
Trat getrost hervor,
Wo die beiden Schwestern harrten
An dem Kirchenthor.

Signy packt ihn fest beim Gürtel,
Ingigerd beim Haar:
„Sehet nun, wie wir uns rächen,
Feiges Bubenpaar!“

„Schonet, theure Ebbitöchter,
Schonet mein, o schont!
Frauen anzuflehn um's Leben
Bin ich nicht gewohnt!“

„Also wie ihr unser schontet,
Werdet ihr geschont;
Wie's verdient ihr Ivarssöhne,
Wird euch jetzt gelohnt!“

Fragten nicht nach Adelsrechten,
Waren nimmer träg',
Hieben ihm das Haupt vom Rumpfe
Auf dem Kirchensteg.

Rannte da ein junger Knabe
Eiligst in die Halle:
„Glaubt's nun oder mögt ihr's lassen,
Mehr weiß ich als Alle.

Findest du noch hier, Herr Petur,
An dem Wein Behagen,
Während Ebbis Töchter draußen
Todt den Bruder schlagen?“

„Schwester Katrin, schenke einen
Becher Weins noch mir;
Gott im Himmel weiß, ob wieder
Je ich trinke hier!“

Und Herr Petur trat in Eile
Ungesäumt hervor,
Wo die beiden Schwestern harrten
An dem Kirchenthor.

Signy packt ihn fest beim Gürtel,
Ingigerd beim Haar:
„Sehet nun, wie wir uns rächen,
Feiges Bubenpaar!“

„Schonet, theure Ebbitöchter,
Schonet mein, o schont!
Frauen anzuflehn um's Leben
Bin ich nicht gewohnt!“

„Also wie ihr unser schontet,
Werdet ihr geschont;
Wie's verdient ihr Ivarssöhne,
Wird euch jetzt gelohnt!“

Fragten nicht nach Adelsrechten,
Waren immer träg',
Hieben ihm das Haupt vom Rumpfe
Auf dem Kirchensteg.

Kehrten heim die Ebbitöchter
Mit der blut'gen Wehr
Und verkündeten dem Vater
Ihrer Thaten Mähr.

Und Herr Ivar ließ die Söhne
Legen in das Grab,
Und Herr Ebbi in das Kloster
Seine Töchter gab.

Und Herr Ebbi war's, der klagte,
Als auch dies geschehn:
„Ach, wer niemals Kinder hatte,
Glücklich preis' ich den!“

* Musikalische Rückblicke.

Von F. Pletzer.

Bremen, 15. April 1863.

Mit dem gestrigen sechsten Symphonieabende, welcher die dritte Symphonie Mendelssohns in A moll, die Ouverture Cherubini's zu den Abenceragen und als prächtigen Schluß Beethovens Symphonie in C moll brachte, ist die musikalische Saison zu Ende gegangen. Die drei für diesen letzten Abend gewählten Werke boten dem Orchester eine besonders interessante Aufgabe, da sie sämmtlich zu den besten Erzeugnissen der neueren Instrumentationskunst gehören. An wirklichem Werth möchte, wenn überhaupt bei so großer Verschiedenheit des Charakters verglichen werden darf, die Symphonie von Mendelssohn den beiden anderen Tondichtungen nachstehen, allein sie zeigt den feinen Sinn und die Formgewandtheit ihres Schöpfers im besten Lichte. Es sind gerade zwanzig Jahre verflossen, daß diese Symphonie unter Mendelssohns eigner Leitung im Gewandhause zu Leipzig an einem Märzabend des Jahres 1843, welcher dem Verfasser dieser Zeilen noch lebhaft vor der Erinnerung steht, zur ersten Aufführung gelangte. Die Leipziger Musikfreunde, welche bekanntlich den Meister hoch verehrten, waren sehr gespannt auf die Symphonie, welche für sie gewissermaßen die erste Schöpfung Mendelssohns auf diesem Gebiete war. Seine erste Symphonie in C moll gehört zu seinen Jugendwerken und war wenig bekannt geworden. Die zweite steht auf einem ganz abweichenden Boden; es ist die Instrumental-Einleitung zu dem Lobgesang, der für die Gutenbergfeier componirt wurde. Die Symphonie in A dur, welche in dem Verzeichnisse von Mendelssohns Werken als vierte bezeichnet wird, war zwar längst componirt und in England aufgeführt, in Deutschland aber nicht zu Gehör gekommen. Diese Umstände veranlaßten es, daß man der Symphonie in A moll, welche als die dritte bezeichnet ist, mit großem Interesse entgegensah. Die Aufnahme war etwas lau; zwar brachte das Orchester dem Componisten einen Tusch, auch fehlte es nicht an Beifall, aber doch war die Theilnahme eine geringe zu nennen, wenn man dagegen diejenige hielt, welche andere um jene Zeit entstandene Werke Mendelssohns fanden, die Walpurgisnacht, die Musik zum Sommernachtstraume, zur Antigone, das zweite Claviertrio, das Violinconcert. Erst später hat die Symphonie in A moll größere und gerechtere Würdigung gefunden.

Werfen wir beim Schlusse der Saison, die nur noch in einer Soiree des Engel'schen Gesangvereins und mehreren Aufführungen im Künstlerverein einige Nachzügler haben wird, einen Rückblick auf den verflossenen musikalischen Winter, so sehen wir ein reiches Feld hinter uns. Das Orchester hatte unter der Leitung von Reinthaler die künstlerische Verantwortlichkeit für elf Privatconcerte, sechs Symphonieabende und zwei große Chorconcerte der Akademie zu übernehmen. Ferner veranstaltete Herr D. Engel ein Concert, in welchem Mendelssohns vollständige Musik zur Athalja und Gade's „Erlkönigs Tochter“ zur Aufführung kamen; daneben zwei Soireen für Chorgesang. Es gesellten sich

dazu zehn Quartettabende und mehrere Concerte hiesiger Künstler. Da viele derselben überdies an den Mittwochs-Abenden des Künstlervereins, hier und da auch in Orchester-Aufführungen, beschäftigt waren, so ergiebt sich daraus eine stattliche Summe von Musik, ganz abgesehen von der sehr angestrengten Thätigkeit der Oper, die es mehrmals auf vier Aufführungen in der Woche brachte. Sie hatte sich so sehr der öffentlichen Gunst zu erfreuen, daß sie fast drückend und lähmend auf das Concertwesen einwirkte. Denn wenn auch alle jene oben erwähnten Unternehmungen gleichzeitig neben einander bestanden, so hatten sie doch Mühe, sich zu behaupten, und mußten zum Theil Opfer bringen. Der Fortbestand der beiden großen Concertserien ist aber dringend zu wünschen um der Sache selbst und namentlich um des Orchesters willen, das auf dem Wege der inneren Entwickelung und der Ausbildung seiner künstlerischen Thätigkeit Fortschritte gemacht hat, welche jedenfalls bedenklich gefährdet werden, wenn eine Verminderung der Concertabende eintreten sollte. Je häufiger das Orchester zusammenspielt, um so näher wird es dem Ziele technischer Vollendung und wahren Wohllauts kommen, dem es, durch die früheren ungünstigen Verhältnisse vielfach zurückgeworfen, nun endlich mit Erfolg zustrebt. Daß die große Anzahl von Concerten aufrecht erhalten werde, ist ferner deßhalb wünschenswerth, weil man sich gezwungen gesehen hat, die eine Zeitlang üblich gewesene zweite Probe aufzugeben. Das ist um so mehr zu bedauern, als in einem so zahlreichen Orchester wie dem unsrigen, wie nun einmal die Verhältnisse hier beschaffen sind, eine Anzahl von Musikern sich befindet, welche mit einer Probe nicht auf die Höhe ihrer Aufgabe gelangen können, vielmehr das Gelingen des Ganzen nothwendig gefährden müssen. Dieser Uebelstand wird dadurch einigermaßen unschädlich gemacht, daß bei der größeren Zahl von Concerten das Zusammenspiel sich doch allmälig hebt. Wenn das Theaterorchester sich verhältnißmäßig rascher entwickelt hat als das der Concerte, so ist das mit aus dem Umstande zu erklären, daß die Bühnenleitung über ihre Musiker jederzeit frei verfügen und Proben nach Bedarf halten kann, während die Concertdirection an ein bestimmtes knappes Maß von Stunden gebunden ist.

Unter diesen Umständen muß das, was geleistet wurde, freudig anerkannt und die Zuversicht ausgesprochen werden, daß es so bleiben und weiter günstig sich entwickeln möge. Eine so eben neu gebildete Musikgesellschaft, die mit einem Capital und einer für alljährliche Verwendung zur Verfügung stehenden Summe beginnt, wird sich besonders auch die Förderung aller Angelegenheiten des Orchesters zum Hauptgesetze machen. Haben wir doch in dieser Körperschaft, die vom Staat in keiner Weise unterstützt wird, sondern ganz sich selbst überlassen ist, den Stamm aller unserer musikalischen Genüsse hochzuhalten und zu pflegen. Mit jedem Jahre tritt die Wichtigkeit des Orchesters mehr hervor, je mehr man einsehen lernt, daß die bisher übliche Art, Concertprogramme zu gestalten, immer unhaltbarer wird. Das eigentliche Virtuosenthum hat sich überlebt; je allgemeiner und ernster durchschnittlich seit den Vierzigerjahren der musikalische Sinn geworden ist, je weiter die Subjectivität des Ausführenden, die sich zur Zeit der Blüthe des Virtuosenthums so breit machte, zurückgedrängt ist, während die Sache wieder in den Vordergrund trat, um so geringer wurde allmälig die Zahl der Künstler, deren Leistungen jetzt noch stichhaltig sind. Größere Hindernisse noch als bei den Instrumentalisten finden die Concertdirectionen bei den Gesangsvirtuosen. Das Geschlecht der Sängerinnen, die mit einem neuen Kleide und zwei alten Arien auftreten, ist nicht bloß in Mißcredit gekommen; es verschwindet auch allmälig, und eine nach der anderen von diesen Damen geht zur Bühne, weil die Reisen von Ort zu Ort im Winter weder einträglich genug noch der Gesundheit förderlich sind. Die Concertvorstände müssen daher immer mehr darauf bedacht sein, die Programme anders und vielseitiger zu gestalten. Damit sind sie auf das Orchester und die Gesangvereine angewiesen, und es muß versucht werden, auch bei uns die Chorkräfte, ähnlich wie in Köln, Leipzig, Berlin, noch weit ergiebiger zu machen. Die beiden Chorconcertabende, auf welche wir leider noch beschränkt sind, stehen an künstlerischem Werthe weit über den anderen.

Ein im letzten Winter mehr als früher erstrebter und erreichter Vorzug war die Thätigkeit in der Ausführung neuer Compositionen, in welcher Hinsicht man bei uns früher zu stabil war. Wir hörten während der verflossenen Saison die Ocean-Symphonie von Anton Rubinstein, die erste Orchestersuite von Franz Lachner, die Ouverturen zu Goethe's Iphigenie von Bernhard Scholz, zur Medea von Woldemar Bargiel, zu Michel Angelo von Niels Gade. Wenn es gelingt, die oben angedeuteten Hemmnisse mehr und mehr zu besiegen, so kann man künftig regelmäßiger in dieser Weise fortfahren, manches früher Vernachlässigte nachholen und mit neuen Compositionen das Publikum sofort bekannt machen. Es wird häufig gesagt, eben dieses Publikum wünsche das gar nicht, es höre weit lieber alte bekannte Symphonien oder Ouverturen und sehe weit lieber eine Sängerin mit einem schönen Kranz im Haar, wenn auch Stimme und Gesang nicht gerade über jeden Tadel erhaben seien. Auf sehr viele Leute, welche Concerte besuchen, paßt das allerdings, nicht nur hier, sondern allerorten; allein darum sind die Concertdirectionen keineswegs der doppelten Verpflichtung überhoben, einmal ihre Programme künstlerisch und unter stetem Fortschreiten mit der musikalischen Entwickelung zu gestalten und sodann den Versuch zu machen, ob sie nicht ihrerseits an der Fortbildung und Verbesserung des Geschmacks mitwirken können. Es wird eben auf beiden Seiten gefehlt, und man muß sich auf beiden Seiten bessern.

Hinsichtlich der Solovorträge waren wir in diesem Winter nicht so glücklich wie im vorigen. Frau Schumann und Joachim wurden schmerzlich vermißt, auch Laub erschien nicht; das Violoncell blieb fast unvertreten. Dagegen wurden Violine und Clavier eifrig gepflegt; Geigenvorträge hielten Fräulein Wilhelmine Neruda, Fräulein Franziska Friese, die Herren Schradieck und Wilhelmj. Einen sehr interessanten Gegensatz boten Anfang und Ende der Saison durch die Herren von Bülow und Jaell, welche im ersten und letzten Concerte spielten, jener die ganze Macht eines energischen Charakters, dieser die volle Anmuth eines eleganten Lebemanns repräsentirend. Jeder in seiner Art vollendet, vielleicht unübertroffen, beide von bewundernswerther Ausdauer und mit einem seltenen Gedächtniß ausgestattet, dabei aber so grundverschieden, wie man sich nur auf gleichem Gebiete zwei verwandte Kräfte denken kann. Darin sind sie sich ähnlich, daß man bei aller Bewunderung für Technik, Eleganz, Kraft und Ausdauer doch nicht recht vergessen kann, daß sie eins vernachlässigt haben, Seele des Spiels. So gewaltig Bülow's Spiel ist, so kalt läßt es den Zuhörer, der staunend, aber doch nur mit dem Ohr, nicht mit dem Herzen bei der Sache ist, und so wunderlieblich die kleine fleischige Hand Jaells auf dem Flügel herumfährt, muß man doch den Besitzer dieser Hand kokett schelten. Was diesen beiden Herren fehlt, das besitzen, wie das nach dem weisen Verfahren der Vorsehung in der Regel der Fall ist, zwei Frauen, die Damen Ingeborg von Bronsart und Sara Magnus; diesmal allerdings traute sich jene mit dem Beethovenschen Concert in Es dur zu viel zu, während diese in dem Chopinschen Concert in F moll eine vorzügliche Wahl getroffen hatte. — Was den Gesang betrifft, so bereitete uns Herr

Stockhausen zwei entzückende Abende und erschien außerdem am Charfreitage zum Messias. Da er den nächsten Winter in Hamburg zubringt, so haben wir Aussicht, ihn häufig hier begrüßen zu können. Es sangen ferner die Damen Behrens, Dannemann, Förster, Günther, Hauschteck, Ubrich, Weis, die Herren Marchesi und Stägemann.

Eine Zusammenstellung der aufgeführten größeren Orchesterwerke ergiebt folgendes Resultat. Wir hörten 7 Symphonieen von Beethoven (ausgeschlossen blieben die Pastoral-Symphonie und die neunte mit Chören, wiederholt aber wurden die in C moll und A dur), 3 von Mozart (C dur mit der Fuge, G moll und im Künstlerverein D dur in 4 Sätzen), 3 von Haydn (C moll, D dur und B dur), je 1 von Spohr (Weihe der Töne), Schubert (C dur), Schumann (B dur 2 mal), Rubinstein (Ocean 2 mal), Gade (C moll), Mendelssohn (A moll), endlich die Suite von Franz Lachner. Ouverturen wurden ausgeführt: 5 von Beethoven (Leonore 1 und 3, Egmont, Coriolan, C dur Op. 124), 3 von Mozart (Figaro, Zauberflöte, Entführung), 3 von Cherubini (Medea, Elisa, Abenceragen), 4 von Weber (Freischütz, Preziosa, Oberon, Euryanthe), 4 von Mendelssohn (Sommernachtstraum, Meeresstille, Hebriden, Ruy Blas), je 1 von Gluck (Iphigenie), Mehul (Josef), Schumann (Genoveva), Rossini (Tell), Gade (Michel Angelo), Bargiel (Medea), Scholz (Iphigenie.) Von anderen großen Instrumentalwerken kamen zu Gehör: Clavierconcerte von Mozart, Beethoven, Chopin, Henselt, Weber, Violinconcerte von Mendelssohn und Lipinski. Von umfangreichen Gesangs-Compositionen sind zu nennen: Händels Israel und Messias, Mozarts Freimaurer-Cantate, Haydns Jahreszeiten (Frühling und Herbst), Mendelssohns Athalja und Psalm 42, Gade's Erlkönigs Tochter, Rombergs Glocke; ferner Beethovens Meeresstille und elegischer Gesang, Hillers Nacht, Psalm 137 und „auf dem Wasser zu singen", Schuberts Gebet, Chöre aus Orpheus, Lieder und Gesänge von Mendelssohn und Schumann. — Die Oper unter Leitung des Herrn Kapellmeisters Hentschel pflegte in diesem Winter die klassische Musik weniger als früher. Sie gab allerdings den Orpheus von Gluck, Beethovens Fidelio, Mehuls Josef, von Mozart den Don Juan, Figaro's Hochzeit und die Zauberflöte. Mehr begünstigt wurden aber die neue französische und die italienische Oper; Gounods Faust erlebte 12, Bellini's Norma 4 Aufführungen. Frau Haase-Capitain, deren Engagement für den nächsten Winter zu unserer großen Freude gesichert ist, wird dann neben den neueren gewiß auch einige der besten älteren Opern wieder auf das Repertoir bringen.

* Kaulbachs Zeitalter der Reformation.

Von dem großen Bilde Wilhelms von Kaulbach, „das Zeitalter der Reformation", ist schon mehrmals die Rede gewesen. Jetzt liegt die prachtvolle Photographie dieses Werkes, angefertigt von Albert in München und verlegt von Bruckmann in Stuttgart, vor und ist von einer besondern Erläuterung Franz Löhers und einem Erkennungsumrisse begleitet, so daß nun auch der Laie auf die beste und leichteste Weise das große Werk, in welchem der Meister den Geist der neueren Zeit mit so viel dramatischer Kraft darstellte, genießen kann. Aus der begleitenden Schrift von Löher heben wir die Hauptstelle hervor, in welcher er darlegt, wie Kaulbach das Edelste und Schönste jener Zeit zur Anschauung brachte.

Was ist es, was dieser Epoche Charakter und Gepräge giebt? Ist es denn das Aufstehen der Protestanten allein? Doch das Aufblühen der klassischen Studien, Entdeckungen neuer Länder und Meere, die Naturwissenschaft plötzlich da im vollen Harnisch, neue Staatsideen im verworrenen Getriebe, endlich alles Herrliche verklärt in der Kunst, — das trifft ja Alles mit der religiösen Bewegung zusammen. Und das wäre bloß zufällig? Unmöglich: hier athmet überall derselbe Geist, dasselbe Streben. Von tausend Hoffnungen war die Menschheit durchwogt: wie ein wildes Gedränge des Urwalds sproßten und rankten auf einmal die Principien, welche die moderne Zeit zu einer andern machen, als das Mittelalter war. Wie unabsehlich ist die Menge schöpferischer, opferfreudiger Männer! Wie energisch belebt sie alle, bewußt und unbewußt, der gleiche Trieb, sich loszuringen vom Bann äußerlicher Satzungen, vom Druck alter Ueberlieferungen, — jede Kraft vordringend zur innern Wahrheit der Dinge, jede sich gründend auf das Recht der freien Persönlichkeit! So entstand eine einzige große reformatorische Bewegung in Kirche und Staat, in Kunst, Leben und Wissen, und es giebt kein gebildetes Volk, kein geistiges Gebiet, welches nicht die tiefen Nachwirkungen jener Epoche empfindet. Oder läßt sich etwa leugnen, auch die katholische Kirche sei damals innerlich gereinigt und gekräftigt worden? Oder kann man dort den Ursprung der verschiedenen Ideen verkennen, welche fort und fort am modernen Staatswesen, an der bürgerlichen Gesellschaft weiter bilden? So erscheint denn auch auf unserm Bilde all dies Werden und Wogen in einander verwebt und verschlungen. Man sieht es, oder wo man es nicht sieht, fühlt man es, daß derselbe geistige Funken zündend umherfliegt, der diese Männer erregt, der sie einander zu- und abwendet. Gleichwohl zerlegt sich das Gemälde leicht und klar in seine Gruppen: jede Gruppe, ja jede Gestalt bleibt für sich allein faßlich und anschaulich. Das ist des ächten Künstlers Art. Zeigt sich doch in jedem Naturgebilde, wie das Ganze immer harmonisch gegliedert, und wie jedes Einzelne doch immer eigenthümlich ist und in seiner Eigenart vollendet.

Wir treten mitten in einen deutschen Dom. Seine erhabenen Hallen erfüllt endlos Leben und Bewegung. Vor uns steigt auf hohen Stufen der Chor hinan, rechts und links öffnen sich tiefe Seitenschiffe. Alles ist geeint und umschlossen von der einen hohen Wölbung. Oben im Mittelpunkte des Ganzen, auf dem Chore geht die religiöse Handlung vor sich: die Reformatoren sind in voller kirchlicher Thätigkeit. Die höchste Strömung der Zeit ging, wie heutzutage auf das Politisch-Nationale, damals auf Glauben und Kirche. Die Religion wieder innerlich zu machen, war der tiefste Antrieb. Eine Säule für die Glaubensfreiheit steht rechts ein Kriegskönig, während an der Säule links eine große Königin eine neue Gruppe die Stufen heraufführt. Im Hintergrunde des Chors sitzen im Halbrund die Vorläufer der Reformation, sie sind noch vertieft in Nachsinnen und sofortige Erörterung. In der Höhe aber, vor der mächtigen Orgel, schickt man sich an, das hehre deutsche Kirchenlied anzustimmen. In schöner Fülle und Klarheit stehen die Gruppen im Vordergrunde. Rechts verkünden die Humanisten die Herrlichkeit des klassischen Alterthums. Aus Schutt und Trümmern werden die Geistesschätze gehoben, welche die edelsten der antiken Völker gewonnen. Den entzückenden Ideen lauschen die Dichter und Denker. Man hat das eiserne Gitter der Scholastik abgeworfen: es wagen Philosophie und Dichtkunst wieder frei in alle Tiefen und Höhen der Menschheit vorzudringen, neu verjüngt strömt die Kraft der Rede, und der Staatsmann und Geschichtsschreiber deutet die Gesetze des Völkerlebens. Auch die Künstler sind erregt und gehoben von den antiken Ideen. Im Hintergrunde des Seitenschiffs sehen wir sie im eifrigen Gespräch. Sie deuten einander die schöne sinnliche Plastik des Alterthums, und in die überlieferten starren Formen der Kunst strömt blühendes warmes Leben. Dort bei den Künstlern mühen sich auch die sinnreichen Männer, welche das Buchdrucken ausdachten; ohne ihre Erfindung hätte die Reformation niemals ihren raschen Schwung erhalten.

Im Vordergrunde links gesellen sich die Entdecker in der Länder- und Völkerkunde mit den Naturforschern, während oben im Seitenschiff die Astronomen die Bahnen der Gestirne erforschen. Ein neuer ungeheurer Welttheil tritt mit seinen fremdartigen Gebilden ein in die Vorstellung der Menschen. Es enthüllt sich die Weite und Harmonie des Weltalls. Schon tauchen in großen Umrissen die ewigen Naturgesetze aus den Nebelwolken, mit welchen kindliche Scheu und Wundersucht sie umgaben. Die Natur wird verstanden, und man beginnt, ihre Kräfte zu beherrschen. In der Mitte aber des Vordergrundes schließt sich der confessionelle Frieden für Deutschland ab, der Bund, der alle tüchtigen Männer nicht zu Krieg und Hader, sondern zu gegenseitigem Verständniß, zu freiem und gedeihlichem Schaffen für die höchsten Güter der Menschheit vereinigen soll. Mit beredter Wärme deuten die Friedenschließenden auf die Worte der offnen Bibel, welche oben die prophetische Gestalt in die Welt hinein hält. In welcher Weise steigt das vielstrebende Zeitalter von den großen Entdeckungen, welche hier auf dem Gebiete des Geistes, dort der Natur erfolgen, empor zu der religiösen Begeisterung im Chore, während die Friedensgruppe vorn in der Mitte das Ganze wirksam wieder zusammenhält. Alles ist fest und mit feinem architektonischen Gefühl in einander gefügt, die reichen Gruppen heben und stützen sich gegenseitig, malerisch aufsteigend verbinden sie sich zu einem einzigen anschaulichen Bilde, und über ihm schwebt der sanfte Wohllaut des Schönen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Tegnérs Stellung zur Theologie und Philosophie. Von R. Waldeck. — Das Pflanzenleben der Donauländer. Von A. Kerner. — Tabatinga am Amazonenstrom. Von R. C. B. Avé-Lallemant. — Ueber die Religion der vorislamischen Araber. Von L. Krehl. — A. Tratzingers Hamburgische Chronik. Von J. M. Lappenberg. — Aoneo Paleario. Eine Studie über die Reformation in Italien. Von J. Bonnet. — Der deutsche Krieg. Historischer Roman in 3 Bänden. Von Heinrich Laube.

* Literarische Notizen. Die in der vorigen Nummer unter den neuen Erscheinungen angezeigte Schrift von Otto Jahn in Bonn über Uhland ist ein Vortrag, welcher durch eine Anzahl literarischer Beilagen den Umfang eines Buches angenommen hat und zum Besten des Denkmalfonds in Tübingen verkauft wird. Der Vortrag ist nach dem Urtheile der Kölnischen Zeitung erschöpfend und faßt die verschiedenen Thätigkeiten des Todten als Dichter, als Jurist, als akademischer Lehrer, als Mitglied der würtembergischen Kammer und des deutschen Parlamentes trefflich zusammen. Jahn schließt mit den Worten: „So war er unter uns, so wird er unter uns bleiben — Ludwig Uhland — denn wie sollte das deutsche Volk das Andenken des Mannes nicht im treuen Herzen lebendig erhalten, in welchem es die besten Tugenden, deren ein Volk sich rühmen mag, tiefes Gefühl, edle Gesinnung, unerschütterliche Wahrhaftigkeit, lautere Bescheidenheit, feste Treue, männlichen Muth, reine Vaterlandsliebe, durch hohen Geist und echte Dichtergabe verklärt zum schönsten Ganzen vereinigt anschauen wird!“ Die literarischen Beigaben enthalten vielfache Mittheilungen, welche durchweg interessant sind. Da ist eine „Nachlese aus den Gedichten“, welche entweder nie in der Uhland'schen Sammlung gestanden haben oder aus den späteren Auflagen verschwunden sind. Es folgen dann „Aufsätze aus dem Sonntagsblatt“ und eine Reihe von „Briefen“. Aus den letzteren erfahren wir, daß der Dichter sich im Jahre 1819, nachdem er seine juristische Laufbahn aufzugeben beschlossen hatte, um eine Professur an der neugestifteten Universität Bonn bewarb. Weitere Actenstücke liegen in den „politischen Reden und Aufsätzen“ vor, die theilweise der Wirksamkeit in der würtembergischen Kammer, theilweise der Theilnahme an dem deutschen Parlamente ihren Ursprung verdanken. Den Schluß bildet ein sehr gründlich von Dr. M. Bernays gearbeitetes Verzeichniß der Gedichte Uhland's nach der Zeit ihres Entstehens und nach dem Orte ihres Erscheinens. — Das so oft von Dichtern behandelte Schicksal des Grafen Struensee, des Reformators der dänischen Zustände in den Siebenzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, ist jüngst abermals zum Gegenstande poetischer Darstellung gemacht worden, und zwar durch den Grafen Adalbert Baudissin, welcher seit Kurzem auf dem Gebiete des Romans außerordentlich thätig ist. In seinem Roman „Christian VII. und sein Hof“ sind Graf Struensee und die unglückliche Königin Karoline Mathilde die Hauptfiguren, der Grundgedanke ist aber der, daß die Nachkommen der Königin Juliane Marie die Erben jenes grausamen Nationalhasses sind, der in der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1772 in Kopenhagen seinen Triumph feierte. Graf Baudissin will durch seine Darstellung das „Gottesgericht“ beschleunigen helfen, welches über das jetzige Dänenthum hereinbrechen und „die deutsche Nationalität gegen den frechen Hohn des dänischen Volkes sicher stellen soll.“ Die beiden vorliegenden Bände seines Romans gehen bis zur Gefangennehmung der Königin und Struensee's. Der weitere Verlauf wird also den Prozeß und die Wirthschaft Julianens und Guldbergs nach der Hinrichtung Struensee's und Brandt's und der Verbannung der Königin schildern. Gleichzeitig wird für die nächste Zeit ein dreibändiger Roman Baudissin's mit Federzeichnungen angekündigt; derselbe ist betitelt: „Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken.“ — Die schon früher erwähnte Monographie Droysen's über die Schlacht von Warschau im Jahre 1656 ist von großem Interesse. Der berühmte Geschichtschreiber charakterisirt sie als die erste große Feldschlacht, von der nachgewiesen ist, daß sie nicht bloß im Handgemenge, sondern durch eine Reihe combinirter Bewegungen entschieden worden. Sie war ein epochemachender Sieg über die Kampfweise und Kriegsverfassung von mittelalterlicher Beschaffenheit. Auch war sie die erste Schlacht der preußischen Armee; in ihr hat das Haus Brandenburg recht eigentlich seine Souveränetät begründet. — Der bekannte Pädagoge Schuldirector Kohlrausch in Hannover giebt Denkwürdigkeiten aus seinem langen und reichen Leben heraus. — Der Großherzog von Weimar hat den Dichter Friedrich Hebbel zu seinem Privatbibliothekar ernannt. — Eduard Mautner in Wien hat sein neues Schauspiel „Eglantine“, welches jetzt auf vielen Bühnen gegeben wird, Karl Kösting sein in Wiesbaden dargestelltes historisches Trauerspiel „Columbus“ im Druck erscheinen lassen. — Ein neues Buch von Melchior Meyr in München, „Emilie, drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit“, kommt in diesen Tagen in den Buchhandel.

* Michael Kohlhaas. Trauerspiel in sechs Akten. Von R. Prölß. Dresden, Kuntze. — Wer kennt nicht die berühmte Geschichte Heinrichs von Kleist vom Michael Kohlhaas, dem Roßkamm, welcher durch den frechen Junker von Tronka schmählich behandelt, von den Gerichten mit seiner Klage zurückgewiesen, außer sich geräth und im Vertrauen auf sein gutes Recht selbst das Schwert zieht und zum Mordbrenner wird! Die Geschichte ist auch längst auf die Bühne gebracht und war vor Jahren ein prächtiges Sonntagsstück. Doch ließe sich gegen eine abermalige dramatische Bearbeitung nichts sagen, da die Erzählung nicht bloß von trefflichem geschichtlichen und gedanklichen Inhalt ist, sondern auch ein ungemein charakteristisches, treues und lebenswahres Bild deutscher Zustände vor dreihundert Jahren abgiebt. Dem Verfasser aber ist seine Aufgabe nicht gelungen; er hat einfach nur Scene an Scene gereiht unter stetem, verwirrendem Ortswechsel, statt zu concentriren und einen Schwerpunkt der Handlung zu gewinnen. Sein Trauerspiel ist auf diese Weise fast unaufführbar geworden; übrigens zeigt es Fleiß in der Ausarbeitung des Details, das manche sehr gute Gedanken hat und den Charakter der Zeit ziemlich richtig trifft. Schwerlich aber wird es einen großen Kreis von Lesern gewinnen.

* Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Tannengrün und Edelweiß.“ Leipzig. Otto August Schulz. 1863. — Vor nicht gar langer Zeit besprachen wir das „Tannengrün und Edelweiß“ betitelte Liederheftchen und freuten uns der Anspruchslosigkeit und Zartheit dieser Ergüsse einer weichgestimmten Seele, sprachen aber zugleich die Hoffnung aus, daß der Dichter sich zu kräftigerem Flügelschlag ermannen möge. Dieser Wunsch findet leider im vorliegenden Heftchen keine Erfüllung; im Gegentheil scheint uns dies eher ein Rückschritt als ein Fortschritt zu sein. Des Gelispels und Gesäusels wird's halt zu viel, dabei ist die Form, wenn auch nicht salopp, doch so einfach, daß auch nicht einmal sie für den fehlenden Geistesschwung einige Entschädigung zu bieten vermag. Hier ist nichts Packendes, Erhebendes, und wir müssen befürchten, uns in dem Verfasser getäuscht zu haben. **W.**

* Vermischte Nachrichten. Den Städten, in welchen nach unserer Notiz in der vorigen Nummer während der Charwoche die Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach zur Aufführung kam, sind noch beizufügen: Stuttgart, Aachen und Meißen. — Die kaiserliche Oper in Wien hat nunmehr den Gedanken, Richard Wagners Oper „Tristan und Isolde“ aufzuführen, nach sechsmonatlichen Proben, deren 57 gehalten wurden, aufgegeben, da die Sängerin der Isolde erklärte, die Aufgabe überschreite ihre physischen Kräfte. Jetzt versucht man's mit der Oper in Prag. Charakteristisch und sehr richtig ist die folgende briefliche Aeußerung Robert Schumanns an einen Wiener Herrn über Wagners Opern, vor zehn Jahren gethan: Wagner ist kein guter Musiker; es fehlt ihm an Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Clavierauszügen beurtheilen. Sie würden sich an vielen Stellen seiner Opern, hörten Sie sie von der Bühne, gewiß einer tiefen Erregung nicht erwehren können. Und ist es nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnißvoller Zauber, der sich unserer Sinne bemächtigt. Aber, wie gesagt, die Musik abgezogen von der Darstellung, ist gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig, und es ist leider ein Beweis verdorbener Kunstbildung, wenn man im Angesichte so vieler dramatischer Meisterwerke, wie die Deutschen aufzuweisen haben, diese neben jenen herabzusetzen wagt. — Die in Berlin aufgeführte Messe von Greil ist in Partitur, die in Breslau dargestellte Oper „Vineta“ von Würst im Clavierauszug erschienen. — Die Ausführung des Denkmals für Ernst Moritz Arndt ist nunmehr dem Bildhauer Afinger in Berlin übertragen worden. Derselbe soll im Mai nach Bonn kommen, um über den Platz für das Denkmal zu entscheiden. Auf die Vorderseite des aus schlesischem Granit zu fertigenden Fußgestelles, das übrigens ohne Reliefs bleiben soll, werden Name, Geburts- und Sterbe-Ort und -Tag, auf die beiden Seitenflächen Arndt's Kernsprüche: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, auf

die Rückseite aber die Widmung: „Errichtet vom deutschen Volk“ und die Jahreszahl gesetzt werden. — Ein neues Lustspiel von Moritz Hartmann „Gleich und gleich gesellt sich gern“ ist unter Eduard Devrients Leitung in Karlsruhe gegeben worden und hat nach dem Berichte der Kölnischen Zeitung den entschiedensten, einstimmigsten Erfolg gehabt. Es ist voll Leben und Anmuth, spannend und doch einfach und natürlich in seiner Entwickelung. Weniger günstig urtheilen andere Blätter, indem sie meinen, es fehle dem Lustspiel an Charakterzeichnung und dramatischer Spannung. Das Thema ist, daß ein Mädchen eben so gut um einen Mann soll anhalten dürfen, wie ein Mann um ein Mädchen. — Der neue Vorstand des germanischen Museums in Nürnberg will seinen neuesten Jahresbericht besonders ausführlich und erschöpfend gestalten, um damit zu beweisen, daß das Museum in der That ein deutsches Nationalinstitut ist. Der Bericht soll nächst den Mitgliedern des Ausschusses alle Beitragzahlenden und Geschenkgeber, sämmtliche Pfleger, Akademien, Gesellschaften und Buchhandlungen, welche dem Museum ihre Unterstützung zuwenden, namhaft machen. — Am 1. April starb in Bern Dr. Jakob Steiner, Professor der Mathematik (Geometrie) an der Universität Berlin und Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, ein geborenes Genie in seinem Fache, das ganz neue Bahnen gebrochen hat. Steiner stammt aus einer unbemittelten Bauern-Familie im bernerischen Dorfe Uzenstorf. Der wißbegierige Knabe, dessen Talent früh entdeckt wurde, hatte keine Ruhe, bis er sich in dem Institut von Pestalozzi in Yverdun Eintritt verschaffen konnte. Die für das erste Halbjahr nöthigen sieben Louisd'ors bettelte er bei seinen Verwandten förmlich zusammen. Pestalozzi duldete jedoch nicht, daß man dem armen Burschen sein Geld abnahm, bevor man wisse, ob etwas mit ihm anzufangen sei. Neben den Unterrichtsstunden, die er unentgeltlich besuchen durfte, mußte er den großen Schloßgarten in Ordnung halten, um sich dadurch Kost und Wohnung zu verdienen. Bald entwickelte der Knabe in dem Fache der Geometrie wunderbare Anlagen, hatte dagegen für andere Zweige des Wissens wenig Sinn. Neben diesen geistigen Vorzügen hatte Steiner in seinem Wesen wenig Anziehendes. Einer seiner Hauptzüge war übertriebene Sparsamkeit, welche gewiß nöthig war, um in etwa 40—45 Jahren ein Vermögen von 100,000 Frcs. zusammenzulegen. So wenig er sich davon im Leben gönnte, so großmüthig verfügte er darüber auf seinen Tod hin; er vermachte z. B. der Universität Berlin 10,000 Thlr. oder 37,000 Frcs. zu einem Stipendium für solche Studirende der Mathematik, welche in seiner Richtung sich auszubilden wünschen. Den Rest des Vermögens hinterließ er seinen armen Verwandten. — Auch bei Parma in Norditalien hat man kürzlich ähnliche Pfahlbauten gefunden wie in der Schweiz; die Sammlungen der dortigen Universität sind dadurch sehr bereichert worden. — Ein neues vieractiges Lustspiel von Roderich Benedix ist an die Bühnen verschickt; es führt den Titel „Sammelwuth“, hat also einen etwas abgegriffenen, aber immer noch dankbaren Stoff. — L. Mühlbach hat Friedrich den Großen jetzt auch zu einem Drama verarbeitet. — Die Zahl der Universitäten in Deutschland und der Schweiz ist jetzt 27, mit 2085 Lehrern und 19,069 Studirenden. Von den Lehrern sind 993 ordentliche Professoren, 361 außerordentliche, 35 Honorar-Professoren, 511 Privatdocenten, 3 Suppleanten, 47 Assistenten und Repetenten, 135 Sprach- und Exercitienmeister. Von den 19,069 Studirenden sind 2699 evangelische Theologen (darunter 589 Ausländer), 1786 katholische Theologen (darunter 255 Ausländer), 4939 Juristen, Kameralisten und Forstleute (darunter 581 Ausländer), 4519 Mediciner, Chirurgen und Pharmaceuten (darunter 831 Ausländer), 4083 Philosophen, Philologen (darunter 834 Ausländer), sonst zum Besuch der Vorlesungen Berechtigte 1043. Die besuchteste Universität ist Berlin mit 2708 Studirenden, dann folgt Wien mit 2123, Prag mit 1847, München mit 1222 Zu den mindest besuchten gehört Rostock mit 146 und die Schweizer Universitäten Zürich (188), Bern (50), Basel (93).

* Bremen, 16. April. Am 11. April fand im Künstlerverein der dritte Damenabend statt. Herr Dr. Sägelken redete über die historische Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Daß über eine Persönlichkeit, die in die Gestaltung der Geschicke zweier Nationen so mächtig eingegriffen hat, die entgegengesetztesten Urtheile gefällt worden seien, habe nichts Auffallendes; daß Voltaire, dem Nichts heilig sei außer sein eigenes Ich, sie eine unglückselige Blödsinnige nenne, dürfe nicht wundern. Und wenn Shakspere sie im Verkehre mit bösen Geistern auf der Bühne zeige und auf eine so schmachvolle Weise enden lasse, so habe er als Dichter dazu dieselbe Berechtigung wie Schiller, der auf eine edlere Weise die geschichtliche Gestalt verwende. Die natürliche Folge aber von allem diesen sei, daß das wahre Bild der Jeanne d'Arc in der allgemeinen Vorstellung getrübt worden wäre. So habe sich denn Jules Quicherat ein großes Verdienst erworben, daß er durch die Veröffentlichung der Acten sowohl des Verdammungs- als auch des erst 25 Jahre später erfolgten Rehabilitationsprozesses nebst vielen anderen auf diese Angelegenheit bezüglichen Documenten es Jedem möglich gemacht habe, sich eine richtige Vorstellung über das wahre Wesen der Jeanne d'Arc zu bilden. Der Redner sucht nachzuweisen, wie nach den angeführten Beweisstücken die Befreierin Frankreichs, die jedenfalls außerordentlich begabt gewesen sei, sich nicht nur so bilden konnte, wie sie später erschien, sondern sich auch so bilden mußte. Um dieses darzuthun, wird die damalige Lage Frankreichs sowie die Jugendgeschichte des Mädchens von Orleans vorgeführt. Dann wird die kriegerische Laufbahn desselben kurz berührt und besonders hervorgehoben, daß sie neben einem unzerstörbaren Vertrauen auf ihre göttliche Berufung nach Aussage der competentesten Richter eine ungemein große Begabung für ihre Sendung bekundet habe. Durch das stete Schwanken und Zögern des von Günstlingen beeinflußten Königs habe die Erreichung des endlichen Zieles, das die Jungfrau sich gesteckt habe, scheitern müssen. Nach der Gefangennahme vor Compiègne folgt die Geschichte ihrer übermäßig qualvollen Haft und ihres Prozesses, der von den Engländern den geistlichen Behörden nur unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben wurde, daß, wenn sie nicht schuldig befunden würde, sie ihnen wieder ausgeliefert werden müsse. Der Redner führt an, wie von dem Vorsitzer des Gerichtes, der für seine Gefälligkeit gegen die Engländer Erzbischof von Rouen zu werden hoffte, zu Beisitzern nur solche Leute berufen wurden, die der Partei ihrer Gegner angehörten, so wie man ihre Bitte um einen Rechtsbeistand ihr abschlug und auf ihre Einrede gegen die Wahrheit der Aussagen keine Rücksicht nahm. Die Bereitwilligkeit der Jungfrau, ihre Vergangenheit abzuschwören, sei eine Wirkung körperlicher Schwäche gewesen, eine Folge der grausamen Behandlung im Kerker, die bereits eine lebensgefährliche Krankheit bei ihr hervorgerufen hatte. Die Wiederannahme der Männerkleider, welche die Verwandlung des ersten Urtheils auf lebenslängliche Haft in eine Verdammung zum Feuertode bewirkte, sei keine freiwillige Wahl Johannens gewesen, sondern sie sei dazu, wie aus den Prozeßacten hervorgehe, von den Wächtern genöthigt worden. Der Erzählung der Hinrichtung folgt die Darlegung, daß nach den historischen Belegen die Jungfrau eine gute Tochter, eine wahre Christin gewesen sei, und wie sie trotz der rauhen Umgebung stets ihren weiblichen Sinn bewahrt habe. Der Vortragende schließt damit, daß er das günstige Urtheil des englischen Historikers Hume über diese außerordentliche Heldin anführt.

In der Versammlung vom 15. April sprach Herr P. J. Willatzen über Island und seine Volksballaden. Nach einleitenden Bemerkungen über das Wesen des ächten Volksliedes im Allgemeinen, ward nachgewiesen, wie sehr dasselbe den Charakter seiner speciellen Heimath in sich trage, wie Italiens, Spaniens, Frankreichs und Deutschlands Volkspoesieen, verglichen mit deren des nördlichen Europa's, Zeugniß dafür ablegten, daß, je weiter dem ernsten, strengen Norden zu, das Volkslied auch ernster werde, ja der eigentlich lyrische Erguß mehr und mehr schwinde, um epischer Form zu weichen. Zu besserem Verständniß der poetischen Erzeugnisse des Völkchens auf Island, ward darauf in einer Reihe von Skizzen eine Darstellung der wunderbaren Natur dieser Insel versucht; mit wenigen Strichen ward die Pracht der taghellen Sommernacht, die Verwüstung der schrecklichen Erdbeben, die Oedenei der Lavawüsten, Eisgefilde und baumlosen Landschaften angedeutet und dann auf das Leben der Bevölkerung ein Blick geworfen, die Armseligkeit der dortigen Verhältnisse geschildert. Dann wies der Redner darauf hin, wie trotz solch äußerlicher Drangsale dies Völkchen eine staunenswerthe Literatur besitze, und entwarf ein flüchtiges Lebensbild des berühmten Geschichtsschreibers Snorre Sturleson, worauf näher auf den Charakter der nordischen Volksdichtung eingegangen und erwähnt ward, auf welche Weise für die Erhaltung der älteren Denkmäler derselben gesorgt worden sei. Hierauf folgten kurze Erörterungen über den Stoff und die Form der isländischen Balladen, so wie über den Refrain und die Melodieen derselben, und zum Schlusse wurden eigenthümliche Proben dieser Volkspoesie mitgetheilt, welche durch die in dieser Nummer abgedruckte eine Ergänzung finden.

Im Theater hat Frau Jauner-Krall ihr Gastspiel, welches mit der Regimentstochter begann, als Susanne in „Figaro's Hochzeit“ und Margarete im Gounod'schen „Faust“ fortgesetzt. In der Darstellung jener Rolle war namentlich der vierte Akt mit der sogenannten Gartenarie ausgezeichnet. Frau Haase, welche die Gräfin sang, vereinigte sich mit Frau Jauner zu einer meisterhaften Ausführung des Briefduetts, sang auch ihre Arien mit vorzüglicher Technik und dramatischem Ausdruck, brauchte aber mehr Lichter und Drücker, als die Mozartsche Musik haben mag; allerdings fiel das Licht der beiden Damen überhaupt um so mehr auf, als ringsum viel Nacht war. Die Margarete der Frau Jauner erschien uns als die vollendetste ihrer Rollen, als diejenige, mit welcher sie in Gesang und Spiel weiter reichte als in irgend einer anderen Partie.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 17. Bremen, 26. April. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die Stellung der Israeliten im deutschen Staatsleben.

Von Wilh. Kiesselbach.

Wer einigermaaßen die neueste staatswissenschaftliche Literatur verfolgt, der wird bald gewahren, daß sich in den bisherigen wissenschaftlichen Auffassungen des Staatslebens jetzt eine Umwandlung einleitet, deren Folgerichtigkeiten für die unmittelbar eingreifende und ordnende Politik auf die Dauer von Bedeutung werden müssen. Wenn nämlich das Mittelalter noch gar nicht das Wesen eines Gesammtstaates kannte, sondern statt desselben nur eine Reihe von politischen Einzelrechten zusammenstellte, wenn in der Periode des europäischen Staatsabsolutismus, die sich mit der beginnenden Geldwirthschaft einleitete, die Beamtenherrschaft in dem Staatsgefüge bloß einen Administrativmechanismus für militairische und finanzielle Zwecke sah, und endlich in dem auf dem europäischen Festlande beginnenden Konstitutionalismus die Theorie und die Wirklichkeit bei dem reinen Rechtsstaate mit seiner politischen Gleichmacherei anlangte, so haben inzwischen manchfache geschichtliche Erfahrungen darauf hingedeutet, daß für einen gesunden Staatsorganismus noch andere Bedingungen zu erfüllen sind, als da in der Konsequenz der reinen Rechtsdeduktionen liegen.

Schon im vorigen Jahre machten wir in diesen Blättern darauf aufmerksam, wie der alte Odilon Barrot die Decentralisation jüngst der französischen Verwaltung anempfohlen hat, um dem französischen Provinzialleben mehr Selbständigkeit zu ermöglichen, Konstantin Frantz, so weit er sich aus dem Hegel'schen Jargon zur realpolitischen Anschauung erhebt, findet in seinem neuesten Werke: „Zur Kritik aller Parteien“ in dem für die ganze Staatsgliederung durchgeführten Föderalismus die künftige Grundlage des staatlichen Organismus, und dann haben Mill wie Mohl in ihren Kritiken über das Repräsentativsystem für die Zusammensetzung der Legislative eine Reihe von neuen Gesichtspunkten aufgestellt, welche die Staatswissenschaft fortan nicht mehr wird ignoriren dürfen. Namentlich ist es der letztere, welcher in einer Folge äußerst interessanter Briefe (Staatsrecht, Völkerrecht und Politik) darauf ausgeht, die Gliederung der Gesellschaft zur Basis des Staatslebens überhaupt und besonders zur Basis des Repräsentativsystems zu machen; und wenn er damit auch ebenfalls bei dem vielbeschrienen Satze anlangt, „daß man die Stimmen wägen und nicht bloß zählen müsse“; so wendet er sich jedoch dabei zugleich sehr bestimmt gegen die bekannte staatswissenschaftliche Schule von Haller, Stahl und Genossen, welche die historisch veralteten Stände der Feudalzeit politisch vernutzen will; während vielmehr es gilt, die modernen Berufsklassen zum politischen Ausdrucke im Staate zu bringen.

Es bedarf aber wohl nur der flüchtigsten Berührung, um dem Leser es darzuthun, daß von einem solchen staatswissenschaftlichen Ausgange die seitherige Richtung der Politik zunächst im Betreff der Staatsformung sich geradezu umdreht. Wenn nämlich der Rechtsstaat folgerichtig mit seinen gradlinigen Schablonen die Körperlichkeit der Gesellschaft zurecht zu schneiden suchte, so ist in entgegengesetzter Art eine derartige Socialpolitik, wenn wir sie in der Kürze so nennen dürfen, darüber aus, die naturgemäßen gesellschaftlichen Gebilde im Staate zum Rechte kommen zu lassen. Tocqueville äußert einmal den Gedanken, nur ganz junge Völker, die unter dem Eindrucke fremder Kultur stehen, selber aber noch sehr einfache sociale Verhältnisse haben, können für den Anfang ihren Staat in gleichartiger Behandlung aller Bestandtheile konstruiren; bald jedoch wird die eintretende Ungleichartigkeit der Gesellschaft der in der Verfassung festgehaltenen Gleichheit spotten und die Absicht dieser Verfassung thatsächlich vereiteln.

Nicht so leicht indessen lassen sich alle die Konsequenzen überblicken, welche sich auf dem angedeuteten Standpunkte für die staatswissenschaftliche Theorie wie für die praktische Politik ergeben. Denn geht man auf die Gestaltung der Gesellschaft als Basis des Staatsgefüges zurück und sucht man das Verfahren des Staates mit dem unmittelbaren Leben der Gesellschaft in Einklang zu setzen, so hat man in erster Linie nach dem Verhältnißwerthe der verschiedenen socialen Kräfte unter sich und zum Ganzen zu forschen. In dem Rechtsstaate herrscht die Kopfzahlmajorität der politischen unter sich unverbundenen Atome; in dem Gesellschaftsstaate giebt der Verhältnißwerth der ökonomischen, socialen und kulturlichen Kräfte den Maßstab für ihre Willensbestimmung über die Politik des Ganzen an. Allerdings ist bei einem derartigen Grundprincip eine in aller Weise korrekt konstruirte demokratische Verfassung völlig unmöglich; dauert nämlich für den Einzelnen auch die civilrechtliche und vielleicht (!) die kriminalrechtliche Gleichheit fort, so nimmt er doch an dem Staatsleben nur in der Proportion Theil, in welcher er als Socialbestandtheil in der Gesammtgesellschaft einen socialen Werth hat. Allein was dergestalt eine sehr verschiedenartige Vertheilung

der politischen Rechte für die Einzelnen als angeblich gleiche Atome nach sich zieht, bildet doch genau genommen nur eine gerechte Ausgleichung zwischen der verschiedenen Leistungsfähigkeit der Einzelnen in der Gesellschaft und im Staate.

Der reine Rechtsstaat, wie er überhaupt bei den gradlinigen Konstruktionen die geschichtliche Thatsache auf seinem Gebiete nicht anerkennt, kümmert sich auch um die gesellschaftliche Thatsache nicht. Nun ist jedoch unleugbar das Leben eines jeden einzelnen Menschen eine socialhistorische Thatsache, die, in einem bestimmten Kräftespiel durchgeprägt, auch nach der politischen Richtung hin einen bestimmten Einfluß ausüben muß. Mithin wird die von dem demokratischen Princip festgehaltene allgemeine Gleichheit der Staatsbürger in dem Gesellschaftsstaate nur mit dem Satze zur Geltung kommen, daß in der freien gesellschaftlichen Bewegung ein jeder Einzelne sich einen höheren socialen Werth erwerben kann, wie er vermöge seiner Begabung und seiner Kraft vermag; während dagegen in der Staatsverfassung der von dem Einzelnen so für sich geschichtlich erarbeitete sociale Werth in dem Repräsentativsystem politisch anerkannt wird. Selbst Stuart Mill gesteht es troß seiner sonstigen demokratischen Tendenzen offen zu, wie schon die individuelle Bildung in der Menge einen wesentlichen Unterschied in dem politischen Werthe der Einzelnen bedinge; dazu kommt dann noch die materielle Unterlage, die der Einzelne für sich allein oder im Zusammenhange mit seinen Voreltern bereitet hat, und die Art des Arbeitszweiges, dem er angehört, der ihn mit vielen Genossen zu gemeinschaftlichen Interessen in der Gesellschaft und im Staate verbindet und ihm meistens einen besonderen kulturlichen Charakter verleiht.

Hat nun jedoch diesen, wie gesagt, sich neuerdings einleitenden staatswissenschaftlichen Anschauungen gemäß der Staat in Zukunft seine neuere Gliederung umzubilden, wenn er zu einem wirklich gerechten Repräsentativsystem gelangen will — worauf wir hier indessen nicht weiter eingehen, so läßt sich für das moderne Staatswesen auch die alte Frage über die Stellung der Israeliten in dem deutschen Staate rationell nur in der Weise beantworten, daß der Staat die israelitischen Gemeinden als eine auf seinem Gebiete bestehende religiösnationale Thatsache auffaßt, mit welcher er sich seinem eigenen Wesen nach und ihrer eigenen Art entsprechend politisch zu verständigen hat.

Man ist bisher durchweg gewohnt gewesen, Juden und Christen einander gegenüber zu stellen und hielt deshalb im Staate gewöhnlich an der Praxis fest, einem getauften Hebräer die Erwerbung des gleichen Staatsbürgerrechts ohne Weiteres zu gestatten. Mit einer so oberflächlichen Auffassung der historischen Thatsache, daß eine israelitische Einwanderung in Deutschland wie in den übrigen Nationalitätsstaaten Europa's stattgefunden hat, kommen wir indessen der Lösung der in Rede stehenden Frage nicht näher. Auf der einen Seite nämlich hört der moderne Staat neuerdings immer mehr auf, specifisch und ausschließlich christlich zu sein, wie er denn auch den Kirchenverband sich selbst zu überlassen beginnt; und andererseits involvirt der Uebertritt des Israeliten zum Christenthum eben so sehr ein Ausscheiden desselben aus seinem bisherigen Nationalverbande, als etwa bloß einen Wechsel seiner religiösen Ueberzeugungen, die den Staat als solchen im neunzehnten Jahrhundert doch gar Nichts mehr angehen.

Es ist nun in den letzten Jahren mehrfach in wissenschaftlichen Werken darauf hingewiesen worden, daß die Verbreitung der Israeliten über Europa unmöglich unmittelbar aus Judäa selber sich vollzogen haben könne. Das Ackerbauvolk Kanaans, höchstens anderthalb Millionen Köpfe stark, wurde bei der zähen Behauptung seiner Nationalität von dem gleichmachenden römischen Weltstaate in den Kriegen geradezu aufgerieben. Es ist daher eine auch den historischen Fakten nach abgeschmackte Kinderei, wenn man sich einbildet, die Hand der zürnenden Providenz habe den Stamm Abrahams über den Erdball versprengt, weil derselbe sich an dem Stifter der neuen Religion versündigte. Mit einem solchen mystischen Spiele darf doch ein ernster Historiker unmöglich glauben, dem Verständniß der Menschheitsgeschichte irgendwie einen weiteren Kreis zu eröffnen. Das Auftauchen einer Menschheitsreligion im Gegensatze zu den exklusiven Nationalreligionen Altasiens war eben nur zu einer Zeit möglich, als in Folge politischer Verhältnisse im Völkerverkehr des Ostens die Nationalitäten überhaupt in Auflösung geriethen. Das Ackerbauvolk Kanaans, welches nach altasiatischer Weise bei dem theokratischen Ursprunge seines Staates in seiner Religion zugleich seinen nationalpolitischen Verband erblickte, kämpfte gegen Rom für seine gesammte Volksindividualität — ein Kampf der Vendéer gegen die französische Republik — das ist einfach ein historischer Vorgang, der vom Christenthum noch nichts weiß. Kaulbach in München hätte daher in seiner „Zerstörung Jerusalems" ein gescheuteres Bild malen sollen, als jene gedankenleere Allegorie mit der privilegirten heiligen Familie in der Ecke, die bei dem Untergange ihres eigenen heldenmüthig kämpfenden Volkes ungestört und vergnügt in frommer Behaglichkeit abzieht. Es gehörten fürwahr andere Kräfte der Menschheitsgeschichte dazu, um den endlich gefundenen Faden der allgemeinen Menschheitsreligion in das beginnende Gewebe der neuen europäischen Kultur einzuflechten.

Ging aber dergestalt die agrarische erbgesessene Bevölkerung Kanaans im römischen Kriege bis auf einen ganz kleinen Rest völlig unter, so waren es die in Egypten als Nachfolger der Phönizier seit Jahrhunderten hausenden Juden, welche sich im großen Weltverkehre gleichzeitig über Europa im Westen und Asien im Osten verbreiten — ein ruhelos wanderndes Kaufmannsvolk, das, ohne eine örtliche Staatsheimath zu haben, seinen inneren Zusammenhang nur einzig in der gemeinsamen Religion, als Ausdruck seiner Nationalität, fand. Es ist daher auch ganz natürlich, daß sich bei diesem Zweige der Hebräer, im Unterschiede zu dem für die agrarischen Verhältnisse des alten Stammlandes bestimmten Gesetze Moses', der Talmud ausbildete, der eben mittelst der Religion allein einen nationalen Verband unter den kommerziellen Nomaden bildete.

Wenn indessen auch im Anfange der christlichen Periode die „Syrer" in den Städten des römischen Reiches am mittelländischen Meere wegen ihrer scharf durchgeprägten altasiatischen Nationalität dem romanischen Menschenschlage an Körper und Geschäft unendlich verhaßt blieben, und der Staat durch politische Maßregeln das Uebergewicht der fremden Kaufleute niederzuhalten suchte, welche als nationaler Bruchtheil in sich zusammengeschlossen den politischen Atomen der römischen Unterthanenschaft gegenüber standen; so wurden doch die Juden bis in's zehnte Jahrhundert hinein in der Mitte von Europa unter den jungen noch unentwickelten Völkerstämmen als Kaufleute bereitwillig aufgenommen, für die bei ihrem Wanderleben ja doch eine Besiedlung von Grund und Boden nicht möglich war. Als indessen eben in der Mitte von Europa das Bürgerthum in den Städten aufzublühen begann und nun seinerseits ebenfalls Handel treiben wollte, entstand in ihm der Haß gegen die konkurrirenden, unter sich nationalgegliederten, überlegenen Juden. Hätte freilich dabei das damalige deutsche oder französische Bürgerthum sich selber bereits als einen Bestandtheil der deutschen oder französischen Nation gefühlt, man würde gar nicht darauf verfallen sein, die Juden den Christen gegenüber zu stellen, man konnte sie folgerichtig zunächst nur, wie die Araber, den Deutschen und Franzosen gegenüberstellen. Allein da eben um jene Zeit die Nationalitätsdurchbildung in

Europa noch nicht vor sich gegangen war, und außerdem der allgemeine Kirchenverband sich über die unterschiedslose Menschenmenge erstreckte, so griff diese zur Unterstützung ihres wirthschaftlichen Gegensatzes zu den Juden auf das Christenthum zurück, um sich ihrer als des gegen Jesus einst frevelnden Volkes zu erwehren.

Das läßt sich für die damalige Zeit allerdings ganz gut begreifen. Mußten die jungen Völker ihrerseits bereits viele Steuern an die Kirche bezahlen, so konnte dafür auch wohl einmal das Christenthum der Kirche zur Beseitigung der jüdischen Geschäftskonkurrenz dienen; nur bleibt es immer zu bedauern, daß die Unterscheidung von Juden und Christen trotz gänzlich veränderter Verhältnisse inzwischen bis auf unsern Tag im Staatsleben beibehalten worden ist. Die Israeliten haben allmählig aus dieser christlichen Einfältigkeit auf Kosten eines gesunden nationalen Staatsorganismus große Vortheile gezogen. Wir geben es zu; als am Schlusse des Mittelalters die Nationalstaaten in Europa sich einzurichten begannen, und demgemäß das Nationalbewußtsein der Völker in räumlicher, wirthschaftlicher, staatlicher und kultureller Abgränzung aufkam, der alte christliche Gegensatz zu den Juden nicht sogleich aufgehoben werden konnte. Der dynastische Absolutismus, welcher zunächst die Nationalstaaten zusammenfaßte, verschwisterte sich ja zu enge mit der katholischen, oder als deutsches Territorialfürstenthum auch mit der protestantischen Kirche, um für sich der christlichen Symbolik entbehren zu können. Da ihm die Einsicht von der wirklichen nationalen Berechtigung der Monarchie in einer Staatsgliederung abging, und das persönliche Interesse der Krone den Staat bloß als Mittel zur Vergnügung des hohen Herrn ansah, so mußte wohl das Gottesgnadenthum die mangelde ratio ersetzen, und das Volk hielt ferner die Juden mit dem Christenthum von sich ab. Allein nichts belegt dagegen wohl besser die Gedankenöde des nachfolgenden reinen Rechtsstaats, als die Thatsache, daß er die Frage über die Emancipation der Hebräer zu einer bloßen Humanitätsfrage machte. Weil er selber sich nicht mehr auf einer christlichen Basis ruhend fühlte, und auch der vorhandenen nationalen Körperlichkeit keine Rechnung trug, wollte er einfach für das Staatsbürgerrecht den Unterschied zwischen „Judenthum und Christenthum“ aufheben.

Schon oben berührten wir es im Eingange, daß der reine Rechtsstaat, das Ideal der Bureaukratie, die gegebene Gliederung der Gesellschaft gar nicht anerkennt; er rechnet einfach mit lauter unter sich unverbundenen Unterthansatomen, die er unter dem administrativen Mechanismus des Staats zusammenfassen will. Und so gewahrte er denn auch nicht, daß der Jude, den er als gleichberechtigt „aus humanen Rücksichten“ in den Staatsverband aufzunehmen gedachte, gar nicht ein bloßes Bevölkerungsatom gleich den Uebrigen ist. Die jüdische Religion, wir wiederholen unseren obigen Satz, ist zugleich der nationalpolitische Verband eines aus seinem Stammlande sich über den ganzen Erdball verbreitenden Volkes, während zwar das Christenthum grundsätzlich über alle politischen und Nationalitätsunterschiede hinausgeht, der Staat indessen doch seinerseits an einem eigenen Nationalcharakter festhalten muß. Belegen aber die Archäologen ihre Ansicht von dem hohen Alter der jüdischen Nation aus der Thatsache, daß noch heute die Körper- und namentlich die Gesichtsbildung der Israeliten als ganz die nämliche erscheint, wie sie auf den altegyptischen Denkmälern erscheint, wonach sich also ihre Stammindividualität seit Jahrtausenden festgestellt hat, so dauert eben in der gleichen Körperlichkeit der Hebräer ebenfalls die gleiche nationale Ausschließlichkeit vielfach fort, welche das „auserwählte Volk Jehovahs“ von Anfang an in der Geschichte gezeigt hat. Es ist auch bekannt, daß der Talmud andere moralische Grundsätze für den Verkehr der Israeliten mit Fremden als mit den eigenen Stammesgenossen aufstellt; noch heute ja wird ein Nahrungsmittel, welches ein Deutscher berührt hat, für den strengen Juden „unkoscher“; und Amschel Meier, Baron von Rothschild, hat seinen Excellenzen oft genug auf goldenen Tellern Diners gegeben, bei denen er selber in nationalreligiöser Ausschließlichkeit keinen Bissen anrührte und somit seinen Gästen sehr vornehm ins Gesicht schlug, die jedoch als gute Diplomaten mehr auf gutes Salair und gutes Essen als auf gute Behandlung sahen.

Noch immer bildet nämlich das jüdische Volk eine Nationalität, deren Mitglieder über die Grenzen der europäischen Staaten hinaus unter sich in einem sympathischen und kulturlichen Zusammenhange bleiben. „Unsre Leut“, und seien sie auch hinten aus Polen, stehen doch dem Israeliten in Frankfurt schließlich näher, als sein deutscher Nachbar Wand an Wand. Der reine Rechtsstaat also, der selber die Gliederungen der Gesellschaft politisch nicht anerkennt und demnach seine eigenen nationalen Angehörigen als bloße Atome nach der Kopfzahl verrechnet, würde, wenn er eine Judengemeinde zu gleichem staatlichen Rechte in sich aufnehmen wollte, einem fremden Nationalbruch eine Stellung einräumen, wie er sie seinen sonstigen Unterthanen nicht einmal gewährt.

Sagt uns nämlich schon das einfache Gefühl, daß die Israeliten von uns unmöglich eine völlige Gleichberechtigung im Leben verlangen können, so lange sie uns gegenüber ihre nationale Ausschließlichkeit in Sitten, Gebräuchen und Denkweise aufrecht erhalten, daß sie selber sich auf dem deutschen Boden erst von ihrer altasiatischen Vergangenheit emancipiren müssen, ehe wir sie selbst mit dem besten Willen zu emancipiren vermögen, so kann namentlich kein Staat einen für sich bestehenden fremden kleinen Nationalorganismus unbedingt bei sich gelten lassen, wenn er selber als bloßer Rechtsstaat fast nur einzelne Unterthanen kennt. Gesetzt den Fall, die Bevölkerung eines Staates bestände aus zwei Drittel Deutschen und einem Drittel Juden, die Wahlen für die Legislative gingen aber nicht nach den Berufsklassen oder nach socialen Gruppirungen, sondern bloß in timokratischen Abstufungen vor sich, so würden die Juden bei gleichen politischen Rechten durch ihren dahinter haltenden Sonderzusammenhang in ihrer nationalreligiösen Gemeinde einen einheitlichen Einfluß auf die Wahlen ausüben können, dem gegenüber die anderen Unterthanenatome sich in ihren Stimmen zersplitterten. Ein Staat könnte somit nach und nach völlig in die legislative Gewalt seiner Juden fallen, die dann natürlicher Weise ihre Landsleute aus der Fremde zur Verstärkung der eigenen Macht zahlreich nach sich ziehen würden.

Es bleibt dergestalt dem reinen Rechtsstaate in Bezug auf die in ihm bereits vorhandene jüdische Bevölkerung keine andere Wahl, als ihr entweder alle politische Berechtigung zu versagen, und sie bloß civilrechtlich den übrigen Bürgern gleichzustellen, oder ihr, bei ertheilter politischer Gleichberechtigung thatsächlich wegen der geschlossenen Nationalität ein Uebergewicht zu verleihen, dem er keine andere organisirte sociale Kraft gegenüber zu stellen vermag. Denn wenn er selber seinerseits seine jüdischen Gemeinden als Gemeinden in seinen konstitutionellen Organismus einfügen wollte, so daß sie in die Repräsentative von Gemeindewegen ihre Vertreter schickten, so würde er damit seinem eigenen rechtsstaatlichen Wesen widersprechen, welches nur die atomistische Kopfzahl kennt.

Ganz anders dagegen gestaltet sich die Frage über die Stellung der Juden in einem Staate, der selber als Ausdruck der gegebenen socialen Verhältnisse auch im Stande ist, eine anderweitige historische oder gesellschaftliche Thatsache in seiner Bevölkerung ihrer Eigenart gemäß staatlich zu verwerthen. Das Ziel des Rechtsstaates im Betreff seiner Juden liegt in dem Uebertritt derselben zum Chri-

stenthum, weil sie mit dem Religionswechsel eben aus ihrem nationalreligiösen Verbande ausscheiden und so allmählig zu bloßen Unterthansatomen werden können; der Socialstaat indessen, wie er seinerseits sich auf die Nationalität seines Volkes stützt, vermag auch einen fremden Nationalbestandtheil als solchen in sich einzufügen. Natürlicher Weise muß es dabei dem gesellschaftlich gegliederten Staate unbenommen bleiben, wie viel israelitische Einwanderung er bei sich zulassen will. Er hat nicht die allerleiseste rechtliche oder moralische Verpflichtung, fremde Hebräer überhaupt aufzunehmen, wie er etwa in Folge gegenseitiger Staatsverträge Engländer, Amerikaner und Franzosen bei sich aufnimmt — mit dem Stamm Israel schließt er keine internationalen Traktate ab; und nicht minder bleibt es einzig und allein Sache des Staates, den eingewanderten Judengemeinden diejenige Stellung anzuweisen, die seiner eigenen Art entspricht.

Wie er nämlich selber in seinem Unterthanenverbande sociale Gruppirungen erblickt, deren socialem Werthe er politisch Rechnung trägt, ohne sich um das einzelne Kopfatom politisch zu kümmern, so vermag er auch eine israelitische Gemeinde, welche er vorfindet oder im eigenen Interesse einläßt, eben als fremdes Nationalbruchstück politisch zu behandeln, während er doch den einzelnen Israeliten keineswegs als vollberechtigten deutschen Staatsbürger auffaßt. Naturgemäß entspricht es dem konstitutionellen Wesen des modernen Staates, daß bei ihm die Steuerzahlung seiner Angehörigen von der Vertretung derselben in der Legislative begleitet wird. Bildet jedoch ein Theil dieser Angehörigen einen nationalreligiösen Verband für sich, der für die einzelnen Mitglieder politische und kulturliche Konsequenzen hat, so verfährt der Socialstaat nur folgerichtig, wenn er diesen Verband auch eben als Verband zur Repräsentation in der Assembly je nach Verhältniß seiner Größe gelangen läßt.

Unter allen deutschen Staaten ist Bremen, wenn wir uns recht entsinnen, der einzige, welcher im Zusammenhange mit der Vergangenheit die socialen Berufsklassen als Grundlage seiner Repräsentativverfassung beibehalten hat. Er würde aber diesem seinen naturgemäßen socialen Wesen direkt zuwiderhandeln, falls er bei der Aufnahme von Israeliten dieselben einfach nach ihrem Geschäft politisch unter die übrigen Bürger einreihen wollte. Denn damit hielten sie sich nach wie vor in ihrem religiös-nationalen Zusammenhange außerhalb der Verfassung, indem sie doch zugleich als Köpfe in den jedesmaligen Berufsklassen auf die Wahlen ihren Einfluß üben könnten. Sobald der Staat dagegen die vorhandene oder zuzulassende jüdische Gemeinde als das politisch anerkennt, was sie geschichtlich und thatsächlich ist, als ein fremdes Nationalbruchtheil, welches selber sich noch nicht dem deutschen Leben fügen kann oder will, so bleibt er fähig, die Stellung der auf seinem Gebiete befindlichen religiös-nationalorganisirten Ausländer unausgesetzt in den Grenzen des deutschen Staatslebens zu halten, bis sie durch ihr freiwilliges Ausscheiden aus dem israelitischen Verbande sich mit dem deutschen Bevölkerungsstoff unlöslich vermischen.

Nicht der deutsche Staat hat demnach in erster Linie die auf seinem Gebiete ansässigen Israeliten in abstrakter Humanität zu emancipiren, während sie doch selber in ihrer altnationalen Ausschließlichkeit weiter verharren; sondern die Juden ihrerseits müssen zuvor zu der Einsicht gelangen, daß ihre Nationalität sich gegenüber der zweitausendjährigen deutschen Kultur nicht aufrechterhalten läßt; sie müssen sich von ihrem Nationalwesen definitiv lossagen, falls sie als Bürger in das unsrige eintreten wollen; sonst dürfen sie sich nicht darüber beklagen, daß ein deutscher Staat die von ihnen selbst betonte altasiatische Nationalität ebenfalls betont und seinen germanischen Charakter dagegen sicher zu stellen sucht. Der heutige Staat ist überall in ganz Deutschland das politische und kulturliche Produkt der germanischen Volksentwicklung. Nur aus ihr heraus kann sein Werdeproceß begriffen werden, nur im Vollgefühl deutscher Nationalität vermögen die einzelnen an seinen entscheidenden Stellen stehenden Männer ihn nach seiner Grundnatur weiter auszubilden. Dadurch schließt es sich aber von selber aus, daß irgend ein Israelit, der seinerseits noch in seinem religiös-nationalen Zusammenhange verbleibt, im deutschen Staate ein höheres Staatsamt bekleiden darf. Mit der Zulassung der unter sich noch national verbundenen Hebräer zu den hervorragenden Staatsposten müßte ja unausbleiblich die deutsche Staatsmacht als Mittel zur Förderung exklusiv-israelitischer Zwecke benutzt werden. Und ebenso hat seit lange ein gesunder Instinkt es der öffentlichen Meinung angegeben, daß trotz aller humanen Rücksicht ein Israelite im deutschen Staate nicht Richter sein kann, weil in einem zwischen Juden und Deutschen spielenden Falle seine Unparteilichkeit von vorneherein zweifelhaft ist.

Wir Deutschen haben nun einmal, eben so wenig wie die übrigen jetzt lebenden Nationen Europa's die Thatsache verschuldet, daß die Israeliten als kaufmännisches Wandervolk über den Erdboden verbreitet sind. Sie waren ihrerseits in Altasien Jahrtausende lang ein Volk gewesen; sie besitzen daher nicht das allergeringste Recht von der Weltgeschichte zu verlangen, daß ihretwegen andere Völker in anderen Jahrtausenden auf anderem Grund und Boden nationalpolitische Opfer bringen, an welche die Hebräer selber in Kanaan in Bezug auf Fremde einst fürwahr nicht gedacht haben. Demnach entscheidet sich die Frage nach der Stellung der eingewanderten Israeliten unter uns, die wir ihnen ja in keiner Weise von früher her irgend eine Dankbarkeit schulden, in erster Linie nach unserem eigenen nationalen Staats- und Kulturinteresse. Es wird natürlicher Weise keinem Vernünftigen mehr einfallen, den Israeliten die Posten in Wissenschaft und Kunst versagen zu wollen, welchen sie durch ihre angeborene geistige Befähigung und inmitten der deutschen Kultur gewachsen sind. Der frühere Ausschluß der Juden von den akademischen Lehrstühlen war wohl nur eine Zunftdummheit; denn an sich hat ja doch die Wissenschaft weder Etwas mit der Religion noch mit der Nationalität zu thun. Nicht minder bleibt es thöricht, von der haltlosen Unterscheidung zwischen Christen und Juden aus eine Ehe zwischen einem Deutschen und einer Israeliten von Staatswegen zu untersagen, sobald dabei die Nationalität der Nachkommenschaft geordnet ist. Wenn die Civilehe für sich den Segen der Kirche der Gültigkeit wegen nicht bedarf, so wird auch ein derartiges internationales Ehebündniß von derselben rein dem Vertragsverhältniß zu überlassen sein. Nur wo, wie gesagt, der nationale Jude sich in den deutschen Staatsorganismus als Funktionär der Staatsmacht einzudrängen strebt, ist er ohne Weiteres zurückzuweisen, und der deutsche Staat hat sich außerdem wohl zu wahren, daß der israelitische Bevölkerungstheil auf seinem Gebiete nicht über die nothwendige Grenze hinausgeht. An und für sich schon ist das semitische Mischvolk mit einer großen Vermehrungsfähigkeit gesegnet. Dazu kommt dann ferner seine bekannte Genügsamkeit in Nahrung und Kleidung, die außerdem der zahlreichen Nachzucht Vorschub leistet. Hat jedoch eine derartige fremdländische Persönlichkeit für ein germanisches Staatsleben noch obendrein keinen selbständigen socialkulturlichen Werth, so liegt gar eben in der wirthschaftlichen Potenz des Israelitenthums, wie sie sich historisch gestaltet hat, eine Macht, der weder an und für sich, noch vollends in außernationalen Händen der deutsche Staat gleichgültig zusehen darf.

Seit seiner von Egypten aus erfolgten Verbreitung über Europa ist nämlich der Jude durchschnittlich im Güterleben das geblieben, was er ursprünglich war — der orientalische Kaufmann,

der mit edlen Metallen und mit asiatischen Kostbarkeiten handelt und im agrarischen Kleinverkehr den Mäkler macht. Nirgendswo hat er sich zum Range eines modernen Weltkaufmannes erhoben, als Rheder oder Importeur zwei verschiedene Welttheile mit regelmäßigem Güterumtausche in wirthschaftlichen Zusammenhang gebracht, oder als eigener Großfabrikant selber die Industrie gefördert. Wo er nicht in altasiatischer Weise Banquier sein kann, wird er, abgesehen von seiner sonstigen wissenschaftlichen oder künstlerischen Bethätigung, der Mann des kleinen beweglichen Eigenthums und wächst mit dessen wirthschaftlicher Natur zu einer besondern socialen Individualität zusammen. Gerade aber in dem Ueberwuchern des beweglichen Eigenthums und der ihm ausschließlich angehörenden Menschenklasse liegt die Hauptgefahr für den staatlichen Konservativismus enthalten. Wie das rollirende Geld selber unaufhörlich dem geringsten Niveauunterschiede folgt, so wird auch eine Menschenschicht, deren Existenz durchaus in dem beweglichen Eigenthum liegt, in kulturlicher Hinsicht nur sehr einseitige, geschäftliche Rückwirkungen äußern. Ein gesunder Staatsorganismus bedarf indessen neben seinen beweglichen Elementen so vielfacher konservativer Momente, die ihm ein Beharrungsvermögen verbürgen. Wo das ganze wirthschaftlich-bürgerliche Getriebe der Börse anheimfällt, schwankt die Kraft des Staates mit den Kursen, und jene Kulturkräfte, denen doch ein Staatskörper erst seinen sittlichen und geistigen Inhalt verdankt, finden vollends kein Feld zur ruhigen, harmonischen Entwicklung. Der durchgehende, seit Jahrtausenden im europäisch-asiatischen Handel durchgeprägte Charakter der Israeliten steht jedoch im innigsten Zusammenhange mit dem Wesen des beweglichen Eigenthums; sie haben als kommercielle Nomaden während ihrer Lebensperiode in Europa das Ackerbauthum mit seinen socialen und kulturlichen Einwirkungen in der eigenen Nationalität nicht erprobt; sie wurzeln noch immer nicht fest in einem heimathlichen Boden. Wie nothwendig mithin auch die ökonomische Persönlichkeit des Israeliten sowohl für den großen Geldverkehr als für den Kleinverkehr auf der Ackerbaufläche sein mag, eine weise Staatskunst darf doch nie vergessen, daß die verschiedenen ökonomisch-socialen Kräfte des Staatsgefüges im Gleichgewicht bleiben müssen. Ein Ueberwuchern des beweglichen Eigenthums, namentlich sobald es sich hauptsächlich in den Händen einer fremden, in sich über die Staatsgrenzen hinaus zusammenhängenden Nationalität befindet, die selber keine politischen oder Kulturzwecke verfolgt, bleibt eine Gefahr, der er sich freiwillig aus abstrakter Humanität nicht aussetzen soll. So lange daher die Israeliten selber in ihrer nationalreligiösen Ausschließlichkeit verharren, statt unbedingt in das sie umgebende germanische Leben überzugehen, vermag der deutsche Staat nicht, ihnen die volle Bürgerlichkeit nach allen Seiten zu gewähren.

---

* Isländische Volksballaden.

Deutsch von P. J. Willatzen.

Tosa und Suffaralin.

(Kvædi af Tófu og Suffaralín.)

1.

König Waldemar jagt im grünen Wald:
— Er pflegt hinaus zu reiten —
Seines Rosses goldener Huf erschallt.
— Das Laub sprießt nun in allen Weiten.

Da säumt denn auch schön Tosa nicht,
Sie schmückt sich Nachts bei Kerzenlicht.

Sie legt ein Hemdchen von Seiden an,
Das die Elf ihr im Sommer bei Mondlicht spann.

Sie trägt das schönste Kleid, das sie hat;
Mit Golde gestickt ist jede Nath.

Ein schneeweiß Rößlein besteigt sie dann;
Nie ritt ein Weib, wie sie es kann.

Schön Tosa kömmt zu des Schlosses Thor,
Da des Königs Jagdzug hält davor.

2.

Schön Tosa zu Gunnar, dem Priester, spricht:
„Herr Waldemar, nahm er ein Weib sich nicht?“

„Er führte ein Weib zum Altare hin:
Von der Odinsinsel Suffaralin.“

3.

Herr Waldemar heißt seine Pagen gehn:
„Ruft mir schön Tosa, ich will sie sehn.“

Sie warf um die Schultern den purpurnen Lein,
So schritt sie geschmückt zum König hinein.

Sie schritt durch die hohen Hallen einher:
„Heil, König, dir! Was ist dein Begehr?“

Und freundlich winkte der König ihr:
„Schön Tosa, setz' dich auf's Kissen zu mir!

Schön Tosa, du, der so gut ich bin,
Wie denkst du von Suffaralin?“

„Sie soll mir so werth und theuer sein,
Wie sie liebt Christoph, mein Söhnelein.

Ich biet' ihr Geschenke nach altem Brauch;
Mit dem Namen Königin ehr' ich sie auch.“

4.

Herr Waldemar heißt seine Pagen gehn:
„Suffaralin ruft mir, ich will sie sehn!“

Sie warf um die Schultern den purpurnen Lein,
So schritt sie geschmückt zum König hinein.

Sie schritt durch die hohen Hallen einher:
Heil, König, dir! Was ist dein Begehr?“

Und freundlich winkte der König ihr:
„Suffaralin, setz' dich auf's Kissen zu mir!

Nun sollst du mir künden, und ohne Scherz:
Wie denkt von meiner Tosa dein Herz?“

„Ich lieb' deine Tosa so heiß und so wahr,
Wie im Walde der reißenden Wölfe Schaar;

Ich gäb' ihr gern drei Höfe zu Lehn,
Doch nur um sie drinnen brennen zu sehn;

Goldringe gäb' ich ihr gern sofort,
Wenn sie nur brennete hier und dort!“

5.

„Willst lieber mit Waldemar schwatzend du stehn,
Oder willst du mit mir in die Badstube gehn.“

„Will lieber mit Waldemar schwatzend stehn,
Als hin mit dir in die Badstube gehn.“

Stark aber war Suffaralin,
Sie zerrte schön Tosa zur Badstube hin.

Suffaralin schürte das Feuer gar sehr,
Das Athmen ward Tosa, der Armen, so schwer.

„O Christoph, mein Sohn, o wärst du hier doch,
Suffaralin erstickt mich noch!“

„O Mutter, wie kann ich befreien dich,
Zwölf gepanzerte Männer halten mich!“

6.

Herr Waldemar sprach's in der Höflinge Schaar:
„Wie kam's, daß Tofa zur Kirche nicht war?“

Antwortet Suffaralin, feuerroth:
„Deine Tofa liegt in der Badstube todt.“

„Das lohn' ich sicher, Suffaralin, dir!
Nie theilst du hinfort das Lager mit mir!

Du brachtest mir fünfzehn Schlösser zu —
Tofa war mehr werth mit Einer Kuh!

Sie war mehr werth mit dem Hemdchen allein,
Als du mit den Mannen und Reichen dein!

Und wärest du Mann, wie du bist Weib,
Dann büßt' es noch diese Stunde dein Leib;

Und wärest du Mann, wie du bist Frau,
Du stürbest desselben Todes genau!“

Dann nahm er sie bei der weißen Hand
Und jagte sie fort aus Schloß und Land. . . . .

Der Pfad war schmal, der Weg war lang —
— Er pflegt hinaus zu reiten —
Mit der Bahre ging er einen schweren Gang.
— Das Laub sprießt nun in allen Weiten.

Das Würfelspiel.

(Taflkvädi.)

Wie ist so schön die Sommerzeit,
Da wird holdselig jede Maid.
— Und die Vöglein singen so hell.

Die Frauen kleiden sich, lieblich zu schaun,
In Seiden und Sammet, verbrämt mit Daun.

Die Füßchen stecken im feinen Schuh;
Sie pflegen unter den Linden der Ruh.

Der Hirsch durchschweift des Waldes Reich;
Die Fischlein spielen im sonnigen Teich.

Das Fräulein saß im Frauensaal
Und würfelt' und würfelte manches Mal.

Der Ritter fünfe hielten ihr Stand,
Doch jeglichen sie überwand.

Von dem einen gewann sie Mantel und Hut,
Von dem andern gewann sie manch stolzes Gut.

Kein Junggesell war hier so klug,
Er wäre beim Spiel ihr klug genug;

Kein einziger als jung Limik allein,
Der aber schien so kalt wie Stein.

Der sprach: „Jungfräulein, ich wag's mit euch,
Ich setze mein Roß und mein Sattelzeug.“

„Ich biete nichts minder, mein Ritter werth,
Den schönsten Sattel, das prächtigste Pferd.“

Es klirrten die Würfel und rollten dann:
Jung Limik verlor, das Fräulein gewann.

Das Fräulein lachte mit keckem Muth;
„Das heiß' ich doch wahrlich gewürfelt gut!

So bringt mir's, ihr Knappen und rühret euch,
Zusammen gehören so Roß wie Zeug.“

„Habt, Fräulein, zu würfeln ihr noch einmal Muth:
Es gelte mein Gold, es gelte mein Gut!“

— „Ich setze, was mir mein Gewinn hat beschert,
Das wird euch genügen, mein Ritter werth.“

Es klirrten die Würfel und rollten dann:
Jung Limik verlor, das Fräulein gewann.

Das Fräulein lachte mit keckem Muth:
„Das heiß ich doch wahrlich gewürfelt gut!

Auf, Mannen, die ihr mir's erheben sollt!
Zusammen gehören ja Gut und Gold.“

Er eilte hinaus in des Waldes Hut
Und flehte zum Herrn und zu St. Kanut.

„Beim heiligen Kreuz, beim heiligen Grab,
Nicht würfle das Fräulein das Leben mir ab!“

Er flehte zum Herrn und zum heiligen Schrein,
Daß er sich erwürfle das Jungfräulein.

„Wollt ihr noch würfeln, Fräulein, sprecht!
Ich setze mein Haupt, wenn es euch recht.“

— „Wohlan, mein Jungherr, und mag es denn sein:
Ich setze dagegen mein Leben ein.“

Es klirrten die Würfel und rollten dann:
Das Fräulein verlor, jung Limik gewann.

Der Ritter lachte mit keckem Muth:
„Das heiß' ich doch wahrlich gewürfelt gut!

Laßt, Mannen, die Fackeln der Freude jetzt flammen,
Denn Jungherr und Jungfrau gehören zusammen!“

— „Nehmt hundert Mark vom rothen Gold,
Wenn ihr die Freiheit mir lassen wollt!“

„Kein Ritter wär's, nein, ein schlechter Held,
Der ein Jungfräulein gäb' um schnödes Geld!

Auf, zündet die Fackeln, die Luft werde wach,
Und leuchtet uns hin in das Brautgemach!“
— Und die Vöglein singen so hell.

---

* Mittheilungen aus Griechenland.

Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von Ludwig Roß. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berlin, Gärtner. 1863. XXX. und 313 S. — Wenngleich diese „Erinnerungen und Mittheilungen“ schon früher den Weg in die Oeffentlichkeit in einzelnen Zeitschriften gefunden hatten, kann man es doch nur gutheißen, daß ihr Inhalt nochmals als ein Ganzes in der vorliegenden Weise zusammengestellt worden ist. Auch sind sie in der That gerade zu rechter Zeit erschienen, indem Griechenland wieder einmal, obschon unter ganz unerwarteten und ungünstigen Umständen, viel von sich hat reden machen, und es namentlich dem Interesse der Deutschen näher gerückt worden ist. Denn die hier zusammengestellten Aufsätze und Briefe sind aus den Jahren 1832 u. f., wo Roß bekanntlich nach Griechenland gegangen und seitdem dort bis 1843 geblieben war, und sie stammen also aus einer Zeit, wo das Land aus anarchischen und vielfach ungeordneten Zuständen zur festen Ordnung unter einem deutschen Könige sich umzugestalten bestimmt war, — einem Könige, der seitdem, nach einer fast dreißigjährigen Regierung, durch eine, von Einzelnen ausgegangene, jedoch vom Volke fast allgemein anerkannte Revolution Thron und Land wieder verloren hat. Dieser Gesichtspunkt und die durch die Schilderung der früheren Zustände des Landes und Volkes nahe gelegte Vergleichung zwischen damals und jetzt wird wenigstens für viele Leser das nächste Interesse vermitteln und begründen, welches an vorliegendes Buch sich knüpft und welches diesem selbst im Allgemeinen einen gewissen historischen und politischen Werth verleiht, der zugleich durch die verschiedensten Genrebilder aus dem damaligen Volks- und Staatsleben in Griechenland eine besondere Bedeutung gewinnt. Auch sonst kommen die Mittheilungen eines so trefflichen und scharfen Beobachters, wie Roß war, wissenschaftlichen Interessen, und namentlich geographischen und ethnographischen, so wie archäologischen, vielfach zu gute,

und der gebildete Leser — gleichgültig, ob er Griechenland kennt oder nicht — wird das Ganze schon um des Verfassers willen mit einem sich wesentlich gleichbleibenden Interesse lesen. Jedenfalls ist daraus in den verschiedensten Beziehungen über Griechenland und die dortigen Zustände und Verhältnisse für Vergangenheit und Zukunft des Landes mancherlei zu lernen, und es läßt sich nach den gemachten Erfahrungen auch hier wieder im Allgemeinen behaupten, daß nur derjenige, der das Land und Volk genau kennt, auch allein beide richtig beurtheilen und gedeihlich behandeln kann. Mit den „Erinnerungen“ (S. 3—113) und „Mittheilungen“ (S. 117—262) steht das, kulturgeschichtlich besonders anziehende Bild: „Athen 1832 und 1836“ (S. 265 — 298) in genauer Verbindung, und das unter der Aufschrift: „Georg und die Störche“ (S. 281 — 298) mitgetheilte griechische Schiffermärchen von der Insel Ipsara macht mit Recht auf die Sammlung neugriechischer Volksmärchen begierig, die von D. v. Hahn, österreichischem Generalconsul in Syra, dem Verfasser der „Albanesischen Studien“ (Jena, 1854), in deutscher Uebersetzung, hoffentlich aber auch in der Ursprache, die zur Kenntniß der ursprünglichen Volksdialekte so überaus wichtig ist, demnächst erscheinen soll. Wie das als Anhang beigegebene Lebensbild eines Schulmeisters vor fünfzig Jahren: „Fritz Nehr“ (S. 301—313) in diese Sammlung kommt, weiß man eigentlich nicht, obgleich es als ein anziehender und werthvoller Beitrag zur Geschichte des früheren Lebens und der Entwicklung und Fortbildung der deutschen Nation gelten muß. Um so mehr empfiehlt dagegen Roß das durch die ruhige, gemessene Haltung und objective Klarheit der Darstellung ungemein wohlthuende Vorwort von O. Jahn, das die bessere und tiefere Kenntniß von L. Roß auch für diejenigen in fruchtbarer Weise zu vermitteln im Stande ist, denen er von früher her nicht fremd geblieben.

Gervinus über die Befreiung Griechenlands. Die „Geschichte des griechischen Aufstandes“ von Gervinus, die bis jetzt in zwei Bänden erschienen ist und den fünften und sechsten Theil seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ ausmacht, erscheint in der atheniensischen Zeitschrift: Φιλίστωρ, seit dem Monat Juli 1862 in einer griechischen Uebersetzung von J. Pervanoglou, und ebenso auch in einer französischen Uebersetzung, von J. Minora und L. Sgouta, in Paris (A. Durand, rue des grès Sorbonne). Namentlich die griechische Kritik rühmt an der „Geschichte des griechischen Aufstandes“ von Gervinus die gewissenhafte Genauigkeit in Mittheilung der Thatsachen, sowie die Klarheit der Darstellung, und zeichnet auch besonders die Behandlung der diplomatischen Verhandlungen über die griechischen Angelegenheiten aus, wozu Gervinus seltene Quellen benutzen konnte.

Der Löwe von Chäronea. Den berühmten Löwen auf dem Schlachtfelde von Chäronea, von dem vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern mitgetheilt ward, daß er nach England in das Museum von London gekommen sei, sah noch im Jahre 1860 die Gräfin Dora d'Istria in Griechenland an seinem früheren Standorte. Sie rühmt in ihren „Excursions en Roumélie et en Morée“ (1863) die Schönheit der Arbeit an dem Löwen, und bemerkt, daß, auch wenn er einige Verletzungen gehabt, und ihm von den Vandalen, welche die griechischen Alterthümer so häufig verstümmelt haben, nur um davon etwas mit sich zu nehmen, (meint sie damit die Engländer?) zwei Klauen abgeschlagen worden seien, er doch gleichwohl mit leichter Mühe habe wieder hergestellt werden können, und die archäologische Gesellschaft in Athen habe sich damals mit einem derartigen Restaurationsprojecte beschäftigt. Wie hat denn aber dann das Denkmal im Jahre 1862 nach England gelangen können? K.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Max' von Schenkendorf Leben, Denken und Dichten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlasse. Von A. Hagen. — Die Gattungen der deutschen Dichtkunst. Von Jul. Saupe. — Zur Erinnerung an den Denker Friedrich Heinrich Jacobi. Von W. Wiegand. — Johann Balthasar Schuppius. Nach seinem Leben und seinen Schriften. Von K. E. Bloch. — Hohenzollernsche Chronik oder Geschichte und Sage der Hohenzollernschen Lande. Von J. Barth. — Historische Novellen. 2 Bde. Von A. E. Brachvogel. — Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege. 3 Bde. Von J. von Wickede. — Bilder und Erfahrungen aus dem Leben. Von E. Sobbe. — Jakob Strauß, der erste evangelische Prediger in Eisenach. Von G. L. Schmidt.

* Literarische Notizen. Die Zahl der Schriften über die Ereignisse von 1812 und 1813 mehrt sich gewaltig, je näher wir dem Zeitpunkte der Jubelfeier der Schlacht von Leipzig zurücken. Eine kleine, aber nicht werthlose Gabe ist die Aufzeichnung der Erlebnisse eines Kämpfers jener Zeit, betitelt „Bis nach Sibirien, Erinnerungen aus dem Feldzuge nach Rußland und aus der Gefangenschaft 1812—1814 von E. C. Zimmermann. (Hannover, Rümpler.) Der Verfasser, Sohn eines wohlhabenden Bürgers von Hoya, das damals mit zu Frankreich geschlagen war, mußte 1812 im Alter von 21 Jahren in die französische Armee eintreten und gehörte als Uhlan zu den Truppenabtheilungen, welche in der Nähe der Ostsee ihren Marsch nach Rußland nahmen. Bereits in der Nähe von Smolensk im August in einem der dortigen Gefechte gerieth er in russische Gefangenschaft, in welcher er Jahre schweren Leidens durchzumachen hatte. Er wurde mit vielen anderen Gefangenen tief nach Sibirien hineintransportirt, hatte viele Entbehrungen und harte Behandlung durchzumachen und verfiel in eine schwere Krankheit, von der ihn ein deutscher Arzt heilte. Erst zu Anfang des Jahres 1814 erfuhr er von dem Umschwunge der Dinge und erhielt seine Freiheit, hatte aber auf dem Heimwege durch die Niederträchtigkeit russischer Beamten viel zu leiden, bis er im Spätherbst 1814 bei den Seinigen ankam. — Unter der Presse befindet sich eine Schrift von Aurelio Buddens über Rußlands sociale Gegenwart und den Aufstand in Polen. Der Verfasser ist mit russischen und polnischen Zuständen durch eigene Anschauungen und Erlebnisse bekannt. — Die „Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geiste“ von Karl Rosenkranz in Königsberg erschien in dritter Auflage. — Der von vielen Seiten angegriffene königlich hannoversche Geschichtschreiber Onno Klopp, dessen Werke über Friedrich den Großen und Tilly Gegenstand von heftigen Angriffen gewesen sind, hat eine polemische Schrift gegen seine literarischen Feinde verfaßt und herausgegeben; dieselbe ist betitelt „Kleindeutsche Geschichtsbaumeister“. — Der französische Dichter Victor Hugo hat ein neues Werk vollendet; es heißt 1793 und soll ein Mittelglied zwischen den Romanen „Notre Dame de Paris“ und „les Misérables“ bilden. — So eben erscheint in Paris ein neuer Roman von George Sand, betitelt „Antonia“. — Die „Nibelungen“ von Hebbel setzen ihren Weg durch die Bühnenwelt langsam, aber nicht ohne Erfolg, fort. Kürzlich sind sie auch in Mannheim gegeben worden.

* Von dem in vieler Beziehung interessanten Buche: Kosmos, Bibel der Natur, von Dr. A. R. Böhner, (Hannover, Karl Rümplers Verlag) ist jetzt die zweite Lieferung erschienen. Wir haben uns schon im vorigen Jahrgange Seite 356 über den Grundgedanken des Werkes ausgesprochen und berichten deßhalb nur über den Inhalt der vorliegenden Abtheilung. Sie enthält die erste Hälfte des Abschnittes: Die Wunder des Lichts und der Atomenwelt. Der Verfasser bleibt seinem Vorsatze getreu, in den einzelnen Naturerscheinungen die Spuren der Liebe und Weisheit Gottes nachzuweisen. Er opfert dabei in der vorliegenden Lieferung freilich die gesetzmäßige Aneinanderreihung der Gegenstände, welche unseres Erachtens gerade in der Lehre vom Lichte unumgänglich nöthig ist, falls man des Verständnisses der Laien sicher sein will, fast völlig auf. Dadurch zerfällt der Gegenstand in eine Anzahl von Einzelbildern, für welche, fürchten wir, den Lesern nicht selten das geistige Band fehlen wird. Im Einzelnen sind diese kleinen Bilder aber meist mit großer Lebendigkeit und Klarheit geschrieben. — Die Ausstattung ist vortrefflich. Diese Abtheilung bringt eine ganze Reihe klarer Holzschnitte, zwei Tafeln, die Formen des Schnees und die charakteristischen Krystallformen darstellend, und endlich nicht wenige farbige Darstellungen des Sonnenspectrums, der Beugungserscheinungen des Lichtes u. s. w. Nur einige der Darstellungen von Schimmelformen auf Tafel 6 sind theils in der Holzzeichnung verfehlt, theils wenigstens zu hart und eckig gehalten. B.

* Der Küchen-Garten verbunden mit einem Blumengarten für Hausfrauen. Auf eigene und langjährige Erfahrungen praktischer Gartenfreunde gegründet von Henriette Davidis. 5. Aufl. Iserlohn, J. Bädeker. 1863. — Henriette Davidis scheint für unsere Hausfrauen mehr und mehr ein „Mädchen für Alles“ werden zu wollen. Wie sie ihnen schon in einem früheren Werke den Weg zur Frömmigkeit zeigt und ihnen in ihrem Kochbuche eine treue Rathgeberin am Heerde ist, so begleitet sie nun in dem vorliegenden Werkchen sie in den Garten, um ihnen dort mit Rath und That an die Hand zu gehen. Man muß gestehen, daß sie dies in einer sehr angemessenen Weise thut; ihre Rathschläge sind überall klar und verständlich und werden gewiß einen guten Erfolg haben. Ueber die zweckmäßigste Weise des Pflanzens, über Düngung und sonstige

Behandlung der Gewächse u. dergl. werden eine Menge sehr nützlicher Winke gegeben. Nur mit der Champignons-Kultur, wie sie die Verfasserin auf pag. 110 angiebt, möchten unsere Hausfrauen nicht weit kommen. Es soll nämlich über ein aus Esels- oder Pferdedünger und Erde aufgehäuftes Beet „gekrümeltes Schwarzbrod gestreut werden, wodurch die Champignons entstehen." Wir rathen unsern schönen Leserinnen statt des „gekrümelten Schwarzbrodes" doch lieber die Abfälle der Reinigung von Champignons zu nehmen; sonst möchten sich ihre Ehemänner die Aussicht auf Champignons als Würze der Bratensaucen doch noch für den nächsten Winter vergehen lassen müssen. — Das Buch wird gewiß, namentlich in Landhaushaltungen, mit großem Nutzen gebraucht werden können. **B.**

* Vermischte Nachrichten. Friedrich Gerstäcker hat sich mit einer jungen Bremerin, Fräulein Vischer van Gaasbeck, verlobt. — In Köln starb am 17. April an der Schwindsucht der Concertmeister Julius Grunwald im Alter von 28 Jahren. Er war ein vortrefflicher Geiger, welcher neben Königslöw an der Spitze des Gürzenich-Orchesters und als Lehrer an der rheinischen Musikschule unermüdlich und mit großem Erfolge thätig war, indem er auf Reisen als Violinvirtuose verzichtete. Die langen und schweren Leiden seiner letzten Jahre trug er mit großer Ergebung; er war in allen Kreisen geschätzt und geliebt, und mit tiefer Trauer erwiesen ihm alle musikalischen Kreise Kölns auch künstlerisch die letzte Ehre. — Die Oper von Hector Berlioz, „Beatrice und Benedict", ist am 8. April in Weimar unter Leitung des Componisten zur Aufführung gekommen, nachdem sie früher in Baden-Baden in Scene gegangen war. Die Oper ist nach Shakspere's „Viel Lärm um nichts" gearbeitet und hat gesprochenen Dialog. Der Erfolg scheint kein vollständiger gewesen zu sein; die beste Seite des Werkes ist die Instrumentation. — Der Musikdirector Emil Naumann in Berlin hat kürzlich ein bedeutendes Werk veröffentlicht: „Psalmen auf alle Sonn- und Festtage des evangelischen Kirchenjahres. Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen componirt von Engel, Eduard Grell, Ferdinand Hiller, Küstner, Felix Mendelssohn Bartholdy, Giacomo Meyerbeer, Emil Naumann, Neithardt, Otto Nicolai, Reinthaler, Reißiger, Richter, Schulz, Stahlknecht, Taubert, und zum Gebrauche des königlichen Domchores, so wie aller evangelischen Kirchenchöre herausgegeben von Emil Naumann" (Berlin, bei Bote und Bock). Dieses Werk bildet die Bände 8, 9 und 10 der in der Verlagshandlung erscheinenden Musica sacra. Ein unterrichtendes Vorwort enthält nach einer geschichtlichen Uebersicht des evangelischen Kirchengesanges nähere Einzelnheiten über die Entstehung des Werkes, welches, schon seit sieben Jahren vollendet, nur durch äußere Zufälligkeiten jetzt erst veröffentlicht wird.

---

† Bremen, 23. April. Seit gestern ist in den Sälen der hiesigen Kunsthalle eine Ausstellung von im bremischen Besitz befindlichen Gemälden eröffnet. Längere Zeit schon berieth eine Anzahl von Männern den Plan, zum Besten des vor zwei Jahren bei dem Ballfeste des Künstlervereins gegründeten Doneldeyfonds irgend eine Ausstellung zu veranstalten, sei es von Oelbildern, Kupferstichen oder dgl., bis man sich endlich für die in den letzten Jahrzehnten von hiesigen Kunstfreunden angekauften Oelgemälde entschied. In der Voraussetzung der bereitwilligsten Unterstützung der Besitzer bot der Kunstverein zur Verwirklichung dieser Idee gern die Hand. So sehen wir in den Räumen unserer Kunsthalle eine Gallerie neuerer Bilder ausgestellt, die alle unsere Erwartungen übertrifft, eine Sammlung von Kunstwerken, wie Bremen sie noch nicht beisammen gesehen, bei deren Anblick wir nur bedauern, daß unsere Verhältnisse es nicht erlauben, so viel Vortreffliches häufiger beisammenzusehen oder gar öffentlich zu besitzen. Wir können es nicht unterlassen, denjenigen Herren unseren wärmsten Dank auszudrücken, welche diese schöne Idee angeregt und mit Beharrlichkeit und großem Fleiß ausgeführt haben. Der Hauptzweck der Ausstellung, durch den Ertrag derselben dem Doneldeyfonds eine möglichst große Summe zuzuwenden und dadurch nach Kräften den Bau des zweiten Domthurms zu fördern, ist durch dieselbe wenn auch nicht in den Hintergrund gedrängt, doch zu einer Nebensache geworden, die sich jetzt von selbst machen wird. Viel höher und nachhaltiger müssen wir die Wirkung veranschlagen, welche die Betrachtung dieser Werke auf unser kunstliebendes Publikum machen wird, und ebenso hoch wohl den Beweis, der uns hier geliefert wird, daß unser Publikum wirklich ein kunstliebendes ist, und daß der Materialismus einer Handelsstadt die höheren Interessen des Lebens nicht allein nicht beeinträchtigt, sondern sie eher befördert hat. Ein besonders warmer Dank aber gebührt denjenigen, welche ihre Bilder hergeliehen haben und eine Freude daran fanden, auch Anderen die werthvollen Schätze auf kurze Zeit zugänglich zu machen, an welchen man sich selbst Jahrelang erfreut und erquickt hat. Wir sind überzeugt, daß das Publikum den Ausstellern durch recht zahlreichen, wiederholten Besuch seine Anerkennung bezeugen wird. — Auch bei der Aufstellung der Bilder ist man bemüht gewesen, eine möglichst klare Uebersicht nach den verschiedenen Schulen und Meistern zu erstreben, wobei man leider wieder durch die, für den vorhandenen Raum immer noch zu große Zahl beschränkt wurde. Wenn sich die Uebersicht nun auch im Katalog viel besser gestaltet als an den Wänden, so ist immerhin schon vieles erreicht worden, und wir hoffen, daß auch hierfür in den nächsten Tagen noch manches gethan und daß diese Art der Aufstellung auch für spätere Ausstellungen maßgebend werden möge. Was man mit dergleichen Ausstellungen auch für Zwecke verbinden möge, die Hauptsache bleibt stets die, daß man das Streben der Kunst, und in unserm Falle also das schon Erreichte, dem Publikum klar vorführe. — Ehe wir zur Beurtheilung der einzelnen Schulen und Bilder übergehen, was in der nächsten Nummer geschehen soll, möchten wir noch den Besuchern der Ausstellung den Rath ertheilen, sich zunächst gleich oben hinauf zu begeben, wo rechts fast den halben vorhandenen Raum die Düsseldorfer Schule einnimmt und sich uns in ihren bedeutendsten Vertretern präsentirt. Dieser schließen sich die Berliner, Dresdener und Münchener Schulen an. Ihnen folgen dann das übrige Deutschland, die Niederländer und Franzosen. In den unteren Sälen finden wir dann noch eine Anzahl vorzüglicher Werke verschiedener Schulen, welche einen sehr erquicklichen Abschluß bilden.

Im Künstlerverein war gestern der sechste der geschichtlichen Musikabende, von denen früher schon mehrmals berichtet wurde; es handelte sich diesmal um Heinrich Marschner. In den einleitenden Worten ward der persönlichen Erlebnisse Marschners, seiner Studien in Leipzig, des Aufenthalts in Wien, des späteren innigen Verkehrs mit Weber in Dresden, der Jahre in Leipzig und der Stellung in Hannover gedacht. Die Betrachtung faßte dann die Thätigkeit des Componisten als eines der bedeutendsten Vertreter der dramatisch-romantischen Oper und als Liedercomponisten näher in das Auge und schloß mit einem Ueberblick über die deutsche romantische Oper und ihre Gegnerinnen, die neuere italienische und die französische. Bei der Auswahl von Compositionen des Meisters war der Hauptnachdruck auf den Männergesang gelegt, für den er so viel gethan hat. Die Herren der Liedertafel sangen die beiden berühmten Chöre aus der Oper „der Templer und die Jüdin", zwei Trinklieder („Was perlet im Glase?" und „Brüder, laßt uns lustig sein!"), endlich die Liedesfreiheit: „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder." Dann trugen die Herren Engel, Jacobsohn und H. Weingart das Trio in G moll für Pianoforte, Violine und Violoncell vor. Alle Sätze desselben, namentlich die Romanze, wurden mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. An zwei für den Mai bestimmten geschichtlichen Musikabenden werden Schubert und Schumann den Gegenstand der Betrachtung bilden.

Das Gastspiel der Frau Jauner-Krall auf unserer Bühne, in der vorigen Woche schon durch Krankheit eines Sängers gestört, hat in den letzten Tagen abermals durch Unpäßlichkeit der Künstlerin eine Unterbrechung erlitten. Frau Jauner wiederholte seit unserem letzten Berichte die Susanne in „Figaro's Hochzeit"; die Vorstellung dieser Oper zeichnete sich vor der früheren durch Festigkeit und Güte bedeutend aus. Man gab später Fioravanti's „Dorfsängerinnen", für welche nicht genug Proben hatten gehalten werden können, und Rossini's Barbier. Die Leistungen der Künstlerin in den Hauptrollen waren von derselben Anmuth und Sauberkeit, welche all ihr künstlerisches Thun auszeichnen. Sie wird mit dem Schauspieldirector von Mozart und der Schweizerfamilie Weigls von uns Abschied nehmen. — Das Gastspiel des Herrn Theodor Döring begann heute mit dem Nathan, einer der besten ernsten Rollen des Künstlers, den wir nach langer Zeit wieder einmal bei uns begrüßen; nicht unter den günstigsten Verhältnissen, da die Theilnahme des Publikums sich fast allein der Oper zuwendet und durch längere Anwesenheit der Frau Jauner-Krall sehr in Anspruch genommen war. Der Nathan des Herrn Döring ist uns seit Jahren bekannt und tritt uns noch mit derselben ruhigen Einfachheit und Natürlichkeit entgegen, in festen Umrissen, wenn auch nicht mehr mit der alten Kraft des Organs. Manche werden ein geringeres Maß von Rhetorik gefunden haben, als sie gewohnt sind am Nathan, den man in der Regel als Declamator vom Scheitel bis zur Sohle sich bewegen sieht. Insbesondere das Gleichniß von den drei Ringen, von Herrn Döring wie eine augenblicklich entstandene schmucklose Erzählung vorgetragen, pflegt als Paradepferd zu dienen. Unter den übrigen Scenen traten besonders die mit dem Tempelherrn schön und wahr heraus und hatten eine Fülle trefflicher Züge. Von den anderen Darstellern sind Herr Rösicke als Tempelherr und Herr Dessoir als Klosterbruder, der nur das „sagt der Patriarch" etwas wunderlich behandelte, hervorzuheben. Die nächsten Rollen des Herrn Döring sind: Shylock, Banquier Müller, Dorfrichter Adam, Bloom, Michel Perrin.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 18. Bremen, 3. Mai. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Major Serre auf Maxen.

Der treffliche deutsche Veteran, Major Serre auf Maxen, der jüngst von seinem irdischen Posten abberufen wurde, hat sich während seines ganzen langen Lebens als Freund und Förderer der Kunst und vielfacher gemeinnütziger Bestrebungen und namentlich durch die letzte schwere Arbeit, die er in hohem Alter übernahm und durchführte, die Schillerlotterie, so ruhmvoll ausgezeichnet, daß auch Ihrem geschätzten Blatte und seinen geneigten Lesern ein Hinblick auf sein Leben und Streben wohl nicht unwillkommen sein wird.*)

Friedrich Anton Serre ging aus dem rührigen und energischen preußischen Volksstamme hervor. Geboren in Bromberg den 28. Juli 1789, besuchte er in seinem Knabenalter das Gymnasium von Danzig, studirte darauf die Rechte in Frankfurt a. d. Oder, wo damals noch eine später nach Breslau verlegte Universität bestand, und war dann drei Jahre lang Referendarius am Ober-Landesgerichte zu Glogau. Er war im Jahre 1813 eben im Begriffe sein Examen zum Assessor zu machen, als der Ruf zur Befreiung des Vaterlandes, wie viele andere thatkräftige und patriotische junge Männer, auch ihn zum Kampfe gegen den Unterdrücker des Vaterlandes begeisterte. Er trat als Freiwilliger in die dritte Jägercompagnie des zweiten preußischen Garderegiments, marschirte als solcher ins Feld und focht mit in der, wenn auch nicht ganz erfolgreichen, doch ruhmvollen Schlacht bei Großgörschen (am 2. Mai 1813).

Im Verlaufe der Jahre 1813 und 14 wurde er mit verschiedenen militärischen Funktionen und Missionen betraut, als Adjutant des Generals von Blumenstein mit der Capitulations-Urkunde der Festung Glogau nach Paris gesandt und später mit dem Range eines Hauptmannes dem Militairgouverneur von Sachsen, dem General von Gaudy in Dresden, als Adjutant beigegeben. Hier lernte er als junger mit Ruhm bedeckter Freiheitskämpfer eine junge, für alles Schöne und Hohe begeisterte Dame kennen, die seine Gattin wurde. Er nahm als Major seinen Abschied aus dem Militärdienste, erwarb im Jahre 1819 das große und im siebenjährigen Kriege historisch bedeutsam gewordene Rittergut und Dorf Maxen bei Dresden*) und lebte seitdem an der Seite seiner treuen edlen Gattin theils auf diesem anmuthigen Landsitze, theils in der lieblichen Hauptstadt des Königreichs Sachsen.

Unter äußerst glücklichen und verlockenden Verhältnissen hätte der Major Serre sich hier nun in schönster Muße einer genußvollen Existenz hingeben können. Allein dazu war eine so strebsame Natur, ein an stets neuen Ideen und Plänen so reicher Kopf nicht geschaffen. Er brachte denselben beständig glühenden und patriotischen Thätigkeitsdrang, der ihn in den Freiheitskrieg geführt hatte, auch zu seinem Residenz- und Landleben mit. Und man kann wohl sagen, daß er sich sein ganzes Leben lang, ohne irgend eine weitere äußere Veranlassung, für die Ausführung irgend welcher weitgreifender Pläne so eifrig und unermüdlich geplagt hat, als wären sie für ihn selbst Existenzfragen gewesen.

Sein Rittergut Maxen machte er zum Schauplatze zahlreicher landwirthschaftlicher und gewerblicher Unternehmungen und Experimente, bei denen sein unermüdlicher Erfindungsgeist sich immer neue Ziele steckte. „Bald grub er nach neuen Marmorschichten, bald verwandte er Tausende auf Versuche zur Verbesserung der Schafzucht und der Brodfrüchte, bald rang und zwang er, und zwar mit nicht geringem Erfolge, unfruchtbaren Steinflächen neue Erträgnisse ab.“ Stets schwärmte er für die Realisirung irgend eines gemeinnützigen Werkes und sann und brütete, diskutirte und correspondirte mit seinen Freunden darüber dann wohl so zu sagen Tag und Nacht. Eine Zeitlang beschäftigte er sich damit, eine allgemeine deutsche Nationaltracht vorzuschlagen und in's Leben einzuführen. Dann wieder widmete er sich Jahre lang dem Nachdenken über eine zweckmäßige Construktion der Gemeinde-Backöfen, einer sehr wichtigen Frage für unsere Dorfbewohner. Obgleich von Haus aus nichts weniger als fröhlicher Geselligkeit abgeneigt, konnte er sich doch oft periodenweise ganz zurückziehen, sich in den ihn eben beschäftigenden Gegenstand vertiefen und mitten in seinem sehr geselligen Kreise zuweilen wie ein rechter Einsiedler leben und — arbeiten.

Für die Armen und für die Linderung ihrer Noth war er stets thätig. Unter den ländlichen Wohlthätigkeitsanstalten, die er

*) Ich benutze zu meinem kurzen Resumé die reichlichen Materialien, welche dazu in einigen von dem treuen Freunde des Dahingeschiedenen, dem Herrn Hofrath Dr. Alexander Ziegler, in diesem Jahre publicirten Schriften, namentlich in seiner „Geschichte deutscher Nationalunternehmungen, siebente Auflage, Dresden bei Carl Höckner 1863“, so wie in einigen andern Schriften von Dr. Julius Hammer, von Professor Schleiden rc. enthalten sind.

*) Bei Maxen mußte sich im Jahre 1759 das Corps des preußischen Generals Fink mit sieben anderen Generälen und 550 Offizieren dem österreichischen Feldmarschall Daun ergeben.

in's Leben rief, rühmt man vor allen seine in und um Maxen angelegten Waisencolonien, die bestimmt waren, den überfüllten städtischen Waisenhäusern in die Hand zu arbeiten, elternlose Kinder dem heilsamen Landleben und der ländlichen Familienzucht zuzuführen. Im Verlaufe von 25 Jahren wurden durch seine Bemühungen mehr als tausend Waisenkinder in Dörfern glücklich untergebracht, und dem uneigennützigen Gründer dieser Colonieen überreichte der Magistrat von Dresden zur Anerkennung seiner Verdienste ein schönes Gedenkblatt. Besonders eifrig auch förderte er die Ansichten und Bestrebungen der Vereine gegen die grausame Behandlung der Thiere. Er half in Dresden einen Verein dieser Art gründen, war eins der thätigsten Mitglieder desselben; das von dem Dresdener „Verein für Thierschutz“ gegründete Journal versah er lange selbst mit nützlichen Artikeln, brachte literarische und pekuniäre Kräfte für dasselbe zusammen und übernahm auch gelegentlich selbst dessen Redaction.

Was er auf diese Weise für die Armen, für die Landleute, für Förderung der Industrie, für Verbreitung der Humanität in seiner nächsten Umgebung that, blieb indeß natürlich nur in engeren Kreisen. Auf einem anderen Wege und durch eine andere Richtung seines Geistes sollte er in ganz Deutschland populär und bedeutsam werden. Wie sehr ihm schon, als er noch den Jägerstutzen trug, die deutschen Dichter und Schriftsteller am Herzen lagen, beweist ein kleiner Vorfall, den Professor Förster aus München gelegentlich mitgetheilt und zur Oeffentlichkeit gebracht hat. Als dieser im Frühlinge 1813, damals noch ein kleiner Knabe, aus seinem Geburtsdorfe an der Saale mit vielen Anderen zur Stadt Altenburg herbeigeeilt war, um dort die zum Schlachtfelde von Großgörschen durchmarschirenden Freiheitskämpfer zu begrüßen und mit Erfrischungen zu versehen, trat einer derselben aus der Reihe hervor, zog ein Buch aus der Brieftasche und überreichte es als Gegengabe dem kleinen Förster mit dem Bedeuten, dasselbe, da viel Schönes darin zu lesen sei, hoch zu halten und es, wenn er, der Geber, im Kampfe fallen sollte, zum Andenken an ihn als Eigenthum zu betrachten. Der kleine Förster fand in dem Buche eine auserlesene Sammlung von Sprüchen und Liedern aus den Werken deutscher Dichter und Schriftsteller, behielt dieselbe, da sie ihm nicht wieder abgefordert wurde, und entdeckte auch hinterdrein, daß der junge Krieger mit den deutschen Gedichten in der Brusttasche sein späterer Freund der Major Serre gewesen sei.

Diesem gab nachher sein Leben in unserem „Elb-Florenz“ vielfache Gelegenheit, mit ausgezeichneten deutschen Dichtern, Schriftstellern und Künstlern intimer bekannt zu werden. Tiedge, Tieck, Carus, Theodor Hell und dann die jüngeren: Gutzkow, Auerbach, Kühne, Julius Hammer, und ferner die Künstler Dahl, Rietschel, Hübner, Bendemann, Emil und Eduard Devrient wurden seine persönlichen Freunde. Alle die genannten und noch viele andere der in Dresden versammelten Musensöhne verkehrten beständig in dem gastfreien Serreschen Hause, in welchem mit dem Hausherrn seine allem Lichte so holde Gattin waltete und präsidirte. Da auch aus fremden Ländern und aus weiter Ferne viele durch geistige Gaben ausgezeichnete Menschen, aus dem Norden ein Thorwaldsen und der Dichter Andersen, aus dem Süden Deutschlands die Musiker Thalberg und Liszt, aus Frankreich der Maler Paul Delaroche und der nubische Reisende Abbadie und viele andere Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst hier stets willkommen geheißen und so zu sagen als natürliche und geborene Freunde des Kreises begrüßt wurden, so erlangte das Serresche Haus in Dresden und das gesellige Maxen, als ein deutsches Belriguardo, einen weithin gepriesenen Namen und eine schöne Berühmtheit.

Bei seinem dem Gesagten zufolge mannichfaltigen Verkehr mit Künstlern und Autoren bot sich dem Major Serre wohl Gelegenheit genug dar, das vielfach trübe und sorgenvolle Leben dieser in der Neuzeit fast zu einem eigenen Stande angewachsenen Klasse von Menschen, welche die Welt mit ihren Produktionen belehren, rühren und erfreuen, und um deren oft so traurige Verhältnisse und Schicksale sich die Welt meist so wenig bekümmert, kennen zu lernen. Bei dem Tode eines seiner ältesten Dichter-Freunde, des Sängers der „Urania“, faßte Major Serre zuerst die Idee, für die Minderung des Drucks, der die Flügel des Genius lähmt und der Sorgen, von welchen die Köpfe der Denker bewegt werden, etwas Nachhaltiges und Bleibendes zu thun. Und mit dem Beistande einiger anderer Freunde und Verehrer des trefflichen Tiedge wurde er im Jahre 1841 der Begründer der sogenannten „Tiedge-Stiftung“, die es sich zum Zwecke stellte, deutsche Dichter und Künstler und deren Familien theils durch Preisausschreibungen, theils durch Ehrengaben, Geschenke, Pensionen und auf andere Weise zu unterstützen. Diese kleine, dem Genie und dem Talente sich widmende Stiftung, fast die einzige ihrer Art, welche Deutschland bis zum Jahre 1855 besaß, fristete unter der Leitung Serre's mühevoll eine Reihe von Jahren ihr Leben und konnte, weil es ihr an Mitteln fehlte, ihre kleinen Wohlthaten nur in einem sehr beschränkten Kreise spenden. In anderen Ländern waren unterdessen ähnliche Institute mit einem ähnlichen Zwecke zu viel kräftigerer Wirksamkeit gediehen. So in Frankreich die sogenannte „Societé des gens de lettres“ und dann in England der sogenannte „Royal literary Fund“, welcher letztere unter dem Protektorate der Königin Victoria und des edlen Marquis von Lansdowne während der kurzen Zeit seines Bestehens schon sehr bedeutende Summen für die Unterstützung unglücklicher Gelehrter verwandt hatte.

Im Jahre 1855, als der Todestag unseres Schiller zum fünfzigsten Male wiederkehrte, forderte zuerst ein deutscher Schriftsteller, Dr. Julius Hammer in Dresden, zur Stiftung eines Vereins auf, der den Namen Schiller auf seine Fahne schrieb. Und am 9. Mai des besagten Jahres (dem Todestage des großen Dichters) wurde die erste Schiller-Stiftung in Dresden eingeweiht, der sogleich auch Major Serre als Haupt-Mitbegründer und Förderer beitrat. Aehnliche Vereine traten bald darauf in anderen deutschen Städten, zuerst in Berlin, München, Stuttgart, Frankfurt, Darmstadt, später fast in allen bedeutenden Orten zusammen. Manche dieser Vereine hatten zunächst nur den Zweck, Schiller's Namen überhaupt zu ehren und insbesondere sich zu einer würdigen Feier des für 1859 in Aussicht stehenden hundertjährigen Jubel- und Erinnerungsfestes seines Geburtstages zu rüsten. Alsbald aber wurden auch ihre thätigen Mitglieder im Andenken an die Sorge, die das Leben unseres Nationaldichters verkümmerte, von dem Gedanken ergriffen und zu dem Plane hingeführt, daß sie ihre Kräfte zugleich vorzugsweise darauf verwenden wollten, den nothleidenden deutschen Dichtern und Schriftstellern hülfreich beizuspringen und hierzu Capitalien zu sammeln. Fast alle Schiller-Vereine wurden mithin gleich dem Dresdener Mutter-Vereine etwas Aehnliches wie die schon bestehende Tiedge-Stiftung. In vielen Orten freilich blieb es bei einem vorübergehenden „Fest-Comité“, das sich nach der Jubelfeier wieder auflöste. Eine Zeitlang bestanden jene Vereine isolirt jeder an seinem Orte für sich. Nach mehrfachen Versammlungen und Unterhandlungen gelang es im October des Jahres 1859, kurz vor der bevorstehenden Feier des Geburtstages Schillers, sie alle zu einer „allgemeinen deutschen Schillerstiftung“ zu einigen und unter gemeinsam angenommenen Satzungen zu einer durch ganz Deutschland gehenden Gesellschaft zu organisiren, an deren Spitze ein Verwaltungsrath

trat, und deren Protektorat der edle Großherzog von Weimar übernahm.

Trotz der warmen Begeisterung, die sich in ganz Deutschland für die Feier des großen schönen Nationalfestes kund that, fehlte es doch den besagten Schiller-Vereinen eben so wie der Tiedge-Stiftung bis zu der bezeichneten Zeit für ihre ernsteren Zwecke an dem Nerv der Dinge, an einem erklecklichen Capitale. Trotz mancher Geschenke von Fürsten und edlen Männern besaß am Schlusse des Jahres 1858 die Dresdener Schillerstiftung erst einen Fonds von etwa 9000 Thalern, und die sämmtlichen übrigen deutschen Vereine mochten zusammen kaum über eine eben so große Summe zu verfügen haben. Das gesammte Vermögen der Tiedge-Stiftung bestand in einem Fonds von ungefähr 6000 Thalern. Es war wohl vorauszusehen, daß, wenn die allgemeine Begeisterung von 1859 unergiebig und ungenutzt vorübergehen würde, dann später die Mittel noch spärlicher herbeifließen und die schönen Institute beständig kränkeln möchten.

Da beschloß der erfinderische Major Serre, diese seltene Gelegenheit, diesen Moment eines allgemeinen Schillerjubels zu benutzen, um den wohlthätigen Vereinen mit einem Schlage das zu verschaffen, woran es ihnen vorzüglich fehlte, und er verfiel dabei auf das Mittel einer allgemeinen deutschen Nationallotterie. Er wollte die ganze Nation zur Betheiligung an einem gemeinsamen heiteren Spiele einigen. Er wollte den wohlhabenden Klassen des Volks, indem er sie aufforderte, freiwillige Gaben darzubringen, zur Bethätigung ihres patriotischen Sinnes weit mannichfaltigere Gelegenheit geben, als es durch einen bloß Geld-sammelnden Verein geschehen konnte. Denn bei einer solchen großen Sachen-Lotterie, wie sie im Plane des Majors Serre lag, hieß man jede Gabe willkommen, welcher Art sie auch sein mochte, auch die, welche Bescheidenheit oder andere Rücksichten einem Vereine anzubieten verhindern mochten. Er wollte auch den nicht wohlhabenden Klassen und der Masse des Volks, indem er den Preis eines Looses möglichst niedrig (auf einen Thaler) stellte, Gelegenheit geben, sich mit einer kleinen Gabe, die man einer Stiftung kaum gesandt haben würde, an dem allgemeinen Werke zu betheiligen, und indem er zugleich jedem für seinen Einsatz als Minimum einen Gewinn verhieß, der ungefähr den Werth des Einsatzes hätte, wollte er auch jedem ein handgreifliches Andenken an die Unternehmung und an die schöne Zeit der Schillerfeier ins Haus schaffen.

Im Frühling 1859 faßte Serre diese Idee, und am 1. September desselben Jahres, noch ehe die verschiedenen deutschen Schiller-Gesellschaften sich vereinigt hatten, was, wie ich sagte, erst im October geschah, trat er mit einem Aufrufe und Plane zu seiner „Schiller-Lotterie“ hervor, die ihm selber so viele Noth, Unannehmlichkeiten, Kummer, Verdruß und Arbeit bereiten sollte, mit der er aber dennoch eben so, wie Columbus mit seinem Ei, richtig zum Ziele gelangt ist. Hatten schon Manche sogar die ganze Idee und Tendenz der Schillerstiftung selbst verworfen, — einer der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten, der wohl dabei der vielen unverschuldeten Unfälle, welche die strebsamsten Schriftsteller treffen können und getroffen haben, vergaß, hatte sie „eine Armenanstalt für mittelmäßige Autoren, für Dichterlinge, denen von aller Literatur abzurathen besser wäre als sie aufzumuntern“, genannt — so war Vielen nun gar das vorgeschlagene Mittel dazu, — eine Lotterie, „eine Spekulation auf die Gewinnsucht“ — durchaus nicht recht und erschien ihnen des großen Namens Schiller unwürdig. Andere wiederum fanden aber die Idee zu kühn, unpraktisch, unausführbar. Serre mußte von vornherein viele entmuthigende Aeußerungen und tadelnde Kritik vernehmen. Sogar der Comité der Dresdener Schillerstiftung, dem nach dem Gelingen die Hauptresultate zu Gute kamen, versagte seine Mitwirkung an der Lotterie, weil er als milde Stiftung einem Glücksspiel keine Vorschüsse zur Bestreitung der vorläufig nöthigen Kosten machen könne. Serre stand also mit seiner Idee, an der er trotz alles Widerspruches selbst seiner nächsten Freunde mit einem bewundernswürdigen Eigensinn und eisernem Willen festhielt, fast ganz allein. Er trat aus dem Comité der Dresdener Schillerstiftung aus, nahm die ganze Sache auf seine eigenen Schultern, schoß aus seinem Beutel vorläufig die sich auf 1300 Thaler belaufenden Kosten her und betrat für sich seinen dornigen Weg, auf dem ihm nur wenige Freunde, namentlich der Bürgermeister von Dresden Dr. Hertel, der Hofrath Dr. A. Ziegler und der Schriftsteller Dr. J. Hammer immer treu mit Rath und That zur Seite blieben.

Von da an war er, damals ein siebenzigjähriger Greis, drei Jahre lang so zu sagen Tag und Nacht bis zu seinem Tode in steter Spannung, in einem unermeßlichen Gewühle von Geschäften, geselligen Zusammenkünften und gelegentlichen Festen, welche er dann und wann auf seine eigenen Kosten zur Anfrischung und Ausschmückung seines Unternehmens veranstaltete. Zunächst bewirkte er durch zahlreiche Bittgesuche bei den Regierungen Deutschlands die Erlaubniß zu seinem Nationalspiele. Dann suchte er sich Gehülfen und Agenten zum Absatz seiner Thaler-Loose in allen Orten des weit gegliederten Deutschlands zu verschaffen, indem er überall die Bildung von Zweigvereinen für die Schiller-Lotterie veranlaßte, während er selber als Geschäftsführer die Seele und die Triebfeder des in Dresden residirenden Hauptvereins blieb. Auf häufigen Hin- und Herreisen, in vielen Audienzen, die er sich bei hohen Herren erbat, in zahllosen Besprechungen und Correspondenzen wußte er allmälig seiner Idee in einigen Köpfen Eingang zu verschaffen und die Herzen einiger wichtiger Männer für die Statthaftigkeit und Ausführbarkeit seiner Sache geneigt zu machen. Ein großes Glück für ihn und das ganze Gelingen des Werks der Schillerstiftung und der Lotterie war es, daß der Großherzog von Weimar sich diesen der Sache zugethanen Männern anschloß und durch seine bekannte Schenkung einer Villa bei Eisenach der Schiller-Lotterie ein vielfach anziehendes großes Loos und gleichsam eine glänzende Krone gab. Seitdem dies geschehen war, fingen die erwarteten freiwilligen Gaben und Geschenke für die Schiller-Lotterie an, von verschiedenen Seiten her herbeizukommen. Wenn sie auch nicht gerade herbeiströmten, so zeigte sich doch bald ein allmälig steigendes Vertrauen zu der Sache. Dreizehn hohe Häupter, Prinzen und fürstliche Personen folgten dem Beispiele des Großherzogs von Weimar und sandten werthvolle Preise. In mehren deutschen Städten bildeten die Frauen und Jungfrauen Vereine und arbeiteten an zierlichen Werken für die Schiller-Lotterie. Die deutschen Schriftsteller fingen an, ihre Schriften einzuschicken. Einzelne Buchhandlungen, namentlich die Cotta'sche, versorgten die Lotterie mit sehr werthvollen Spenden. Auch die Industrie und Gewerbe boten wenigstens hier und da einige sehr kostbare Produkte dar. Wenige edle Männer aus dem deutschen hohen Adel, so wie auch einige Banquiers und Capitalisten schlossen sich ebenfalls hülfreich dem Unternehmen an. Im Ganzen kamen nach und nach etwa 12,000 Geschenke zusammen, von denen jedoch beinahe 9000 in Büchern, Kupferstichen und Musikalien bestanden, und fast 7000 nicht den gewünschten und verheißenen „Thalerwerth“ besaßen.

Inzwischen hatten die Thaler-Loose zu der Lotterie einen reißenden Absatz. Sie gingen zu Hunderten und Tausenden ab. Ihre Anzahl hob sich schnell auf 2 und 300,000 und am Ende auf über 660,000 hinaus. Damit stiegen freilich die Mittel des Werks, aber zugleich auch die Sorgen, Arbeiten und Geschäfte

des Hauptunternehmers und die von ihm zu lösenden Fragen ins Enorme. Alle zur Abwickelung des ganzen Riesenwerks nöthigen Operationen, die Aufspeicherung und Verzeichnung der Gaben, die Correspondenz, die Bewirkung von Ankäufen nahmen kolossale Proportionen an. Nicht weniger als 70,000 Briefe und 200,000 Cirkuläre und Aufrufe sind in dem dreijährigen Verlaufe der ganzen Arbeit aus dem merkwürdigen von Major Serre improvisirten Lotteriebureau hervorgegangen und befördert worden.

Am meisten Mühe und Noth machte ihm natürlich die Aufgabe, wie er seiner halben Million Clienten oder Interessenten die von ihnen erwarteten Thalerwerth-Gewinnste verschaffen sollte. Da nur einige Tausend werthvolle Geschenke eingegangen waren, so mußte er trachten, die ungeheure Lücke auf andere Weise zu füllen. Allerlei nützliche und willkommene Gegenstände kaufte er in Massen und en gros an, um sie zu einem billigen Preise zu erlangen und dabei für seine „Schriftsteller“ einen Profit zu machen. Um recht zweckmäßige und einer Schiller-Lotterie würdige Gegenstände, welche der Markt nicht immer darbot, zu erzielen, mußte er sich entschließen, nicht bloß Kaufmann, sondern auch Producent und Fabrikant zu werden. Er beschäftigte und besoldete eine Menge Künstler und Handwerker, um hübsche Zeichnungen, Stahlstiche, Holzschnitte und andere Dinge zu componiren, billig herzustellen und massenweise zu vervielfältigen. Er setzte Prämien aus für die Erzeugung solcher Gegenstände, und zwar sehr lockende und bedeutende Prämien, unter and. z. B. 200 Dukaten für den Schriftsteller, der in kurzer Frist ein der Schiller-Lotterie, das hieß der deutschen Nation, willkommenes, populäres Werk, ein Volksbuch produciren würde, das man in Tausenden von Exemplaren drucken lassen könne. Er wurde so auch Buchhändler und Verleger. Mehre Bücher wurden für die Schiller-Lotterie publicirt, so z. B. Schiller's Wilhelm Tell in einer Prachtausgabe, desgleichen ein Schiller-Album mit noch ungedruckten Piecen Schiller's und mit Original-Beiträgen noch lebender deutscher Autoren. Eben so ein Weber-Album mit Original-Compositionen deutscher Meister, und in derselben Weise noch einige andere Erzeugnisse der Feder und Presse, deren jedes einige tausend Loose zu decken im Stande war. —

Als er auf diese Weise ein gewaltiges Lager von den mannichfaltigsten Dingen zusammen hatte, stellte er dasselbe in den Räumen der alten Bildergallerie in Dresden zur Schau aus. Diese Ausstellung, die von Concerten und anderen unterhaltenden Festlichkeiten begleitet war und von vielen tausend Personen — Fürsten und Volk — besucht wurde, war ein heiteres Zwischenspiel, das selbst wieder dazu beitrug, den Ruhm des ganzen Unternehmens zu verbreiten und ebenfalls, da man natürlich ein kleines Entree forderte, den Fonds zu vermehren.

Die schließliche Ziehung war schon längst auf den 10. Nov. 1860, den Geburtstag Schiller's, festgesetzt, und da dieser Zeitpunkt den Lotterie-Interessenten gewissermaßen versprochen war, so mußte man ihn natürlich einhalten und um nicht in immer neue und am Ende unausführbare Ankäufe und Zubereitungen von Gewinnsten verwickelt zu werden, sich entschließen, die Austheilung von Loosen zu sistiren. Die Theilnahme des deutschen Publikums für die Lotterie war indeß noch immer im Steigen, und hätte man den Abschluß und Ziehungs-Termin noch ein halbes oder ganzes Jahr verschieben dürfen, so wäre vielleicht eine runde Million und noch mehr für den großen Zweck zusammengeströmt. Man mußte zuletzt noch eine für Loose eingelaufene Summe von 135,000 Thalern an die Geber zurücksenden, weil man in der Kürze keine Gewinne mehr dafür beschaffen konnte.

Die Operation des Ziehens selbst bot wieder einen nicht wenig verwickelten Knoten und einige Arbeiten von erschreckenden Dimensionen dar. Vor allem war ein Katalog der numerirten 660,000 Loose und der eben so numerirten 660,000 Gewinne anzufertigen. Auch sollte dieser Katalog nach dem Verlangen des Publikums gedruckt werden. Hätte man die Ziehung auf die gewöhnliche Weise vornehmen wollen, nämlich so, daß man jedes Loos und jeden Gewinn einzeln gezogen hätte, so würde man ein Jahr dazu gebraucht haben. Diesen gordischen Knoten zerhieb Serre bekanntlich durch die Erfindung eines sehr eigenthümlichen, aber sehr praktischen und einfachen Ziehungsmodus. Er schlug vor, nur einen Gewinn, nämlich das große Loos, die berühmte Villa des Großherzogs zu Weimar, und nur eine Nummer dazu zu ziehen, dann durch diese Nummer den Rang der sämmtlichen anderen Loose und Gewinne bestimmen zu lassen, so daß die nach der gezogenen nächstfolgende Nummer den zweiten Preis der angelegten Rangliste erhielt, die drittfolgende den dritten Preis und sofort bis ans Ende. Dieser von der sächsischen Regierung und von drei zu Rathe gezogenen Lotteriedirectionen gebilligte Modus kürzte das ganze Ziehungsgeschäft auf eine Viertelstunde ab. Eben so erfinderisch zeigte sich Serre in Bezug auf die Anfertigung des Katalogs, dessen Druck nach der gewöhnlichen Weise den Aufwand von 30,000 Thalern und eine unabsehbar lange Zeit gekostet haben würde. Serre stellte ihn schneller und compendiöser hin, indem er nur die Hauptgewinne vollständig und die anderen Gewinne bloß nach Klassen darin figuriren ließ, jedoch nach einer so zweckmäßigen Methode, daß Jeder in dem Kataloge seine Loose-Nummer und seinen Gewinn richtig finden konnte.

Schließlich kam dann noch ein Geschäft, bei dem allerdings gar kein erfinderischer Abkürzungsmodus denkbar war, nämlich das der Verabfolgung, Verpackung und Versendung der 660,000 Gegenstände nach allen Theilen Deutschlands, ja man kann beinahe sagen nach allen Gegenden der Welt. Es waren Gewinne auch nach dem Oriente, nach Egypten und nach Amerika zu vertheilen. Auch mit der Abwickelung dieses umständlichen Geschäfts wurde man indeß unter der Leitung des unermüdlichen Majors in einem halben Jahre fertig, und am Schlusse des Jahres 1862 hatte dann endlich jeder an der Schiller-Lotterie Betheiligte sein Andenken richtig im Hause.

Der arme Major Serre mußte leider seine Riesenarbeit ohne Aufmunterung zu Ende schaffen. Fast von vornherein wurde von allerlei Anfeindungen, Vorwürfen und Verdächtigungen begleitet. Es kamen die unbegründetsten Beschuldigungen auf, Gerüchte von Kassendefekten wurden in Umlauf gesetzt. Eine Menge anonymer Schreiben und Drohbriefe liefen bei ihm ein, in denen mit starkem Unwillen und bitterer Schärfe vielfacher Tadel ausgesprochen wurde. Serre bat in einem gedruckten Sendschreiben: „man möchte solchen Gerüchten keinen Glauben schenken, man möchte ihn nicht vorzeitig tadeln und die ihn umgebenden Schwierigkeiten nicht noch unnöthig mehren.“ Allein wer sich mit der Million zu thun macht, hat immer von manchen Seiten her bösen Lohn und Undank zu erwarten. Einige beschwerten sich hinterdrein über die Geringfügigkeit ihres Gewinnes und klagten laut, daß er nicht dem versprochenen Thalerwerth entspräche. Einige machten sogar deswegen gegen den Major Serre Prozesse anhängig und erhoben Ansprüche auf Entschädigung, welche jedoch nach einer eingehenden Untersuchung von den sächsischen Gerichten in allen Instanzen als unbegründet zurückgewiesen wurden.

Endlich am 15. Mai 1862 konnte die Bilance des ganzen Geschäfts zum Abschluß gebracht werden. Es stellte sich heraus, daß dabei 635,622 Thaler eingegangen und 180,832 Thaler verausgabt waren, und daß man also die Summe von 454,740 Thaler erübrigt hatte. 4740 Thaler reservirte man sich für einige noch

ferner zu bestreitende Ausgaben und übergab die Summe von 450,000 Thaler dem sächsischen Cultus-Ministerium zur Aufbewahrung, von welcher dem Plane gemäß zwei Drittel oder 300,000 Thaler der dresdener Schillerstiftung und ein Drittel oder 150,000 Thaler der Tiedge-Stiftung zufallen sollten. In der Schrift, in welcher Major Serre dieses außerordentliche Resultat bekannt machte, äußerte er unter Andern, daß ihm wohl bewußt sei, wie Vieles bis zu der Ausführung zu wünschen übrig geblieben, wie Manches anders und besser hätte gemacht werden können. „Ich bitte jedoch," setzte er hinzu, „das deutsche Publikum, zugleich wohlwollend zu berücksichtigen, daß die Neuheit der Unternehmung, der außerordentlich große Umfang, den sie annahm, und der Umstand, daß manche anfangs gehegte Erwartung später nicht in Erfüllung ging, die größten und zum Theil ganz unerwartete Schwierigkeiten bereitete. Werden diese Umstände und dann die edlen Zwecke der betheiligten Stiftungen einer geneigten Beachtung gewürdigt, so darf ich hoffen, daß meinem Wirken eine nachsichtsvolle Beurtheilung nicht versagt werden wird. Möge des Himmels Segen auf den beiden Stiftungen ruhen, denen durch das nunmehr abgeschlossene Werk so bedeutende Mittel zufließen. Die Freude über ihre gedeihliche Wirksamkeit wird den Abend meines Lebens verschönern."

„Jede Kritik" so äußerte sich alsbald ein deutsches im fernen Rußland gedrucktes Blatt," jede Kritik schweigt dem erzielten großartigen Resultate der Schillerlotterie gegenüber." Leider schwieg aber die Kritik noch nicht, und leider war auch der „Lebens-Abend" des thätigen und siegreich aus allen Schwierigkeiten hervorgegangenen Mannes nicht mehr lang. Auch wurde derselbe noch zuletzt durch einen über die Verwendungs- und Verwaltungsweise der von ihm geschafften Summe ausgebrochenen Streit getrübt, dessen Ende Serre nicht mehr erlebte. Zwei seiner Hauptmitarbeiter, der Schriftsteller Dr. Julius Hammer und der Graf Hohenthal-Döbernitz, hatten Krankheit und Tod, zum Theil in Folge ihrer Anstrengungen für die Lotterie schon längst dahingerafft. Im Februar dieses Jahres warf ein heftiges Nervenfieber, die natürliche Folge aller Aufregungen, den alten Major auf's Krankenlager. Mit ihm erkrankte gleichzeitig an demselben Uebel ein Dritter seiner eifrigen Mitarbeiter, der bekannte Schriftsteller Hofrath Dr. Ziegler, der indeß, von jugendlicher Kraft gehoben, bald glücklich wieder genas. Nicht so der 74jährige Greis. Er verschied nach längerem heftigen Leiden am 3. März dieses Jahres am Herzschlage.

Ein ehrenvolles Begräbniß war fast das Einzige, was ihm für seine Mühe zu Theil wurde. Unter dem Zuströmen einer zahlreichen Menge von Verehrern und von Menschen aller Klassen wurde er am 7. März in Dresden in feierlicher Weise bestattet. Nach der Anordnung seines treuen Freundes, des Bürgermeisters von Dresden Dr. Hertel, war seine Gruft mit den drei von silbernen Lorbeerkränzen umfaßten Namen: „Schiller, Tiedge und Serre" geschmückt. Mehre treffliche Männer redeten an seinem Sarge und sprachen sein Lob mit Rührung aus. Sein edles Streben, seine Hingebung, seine Beharrlichkeit, seine Opferwilligkeit wurden von Allen anerkannt. Ein bleibendes und ehrenvolles Andenken ist ihm auf alle Zeiten gesichert. Er hat, anfangs ohne alle Unterstützung, aber ausdauernd und vor keiner Schwierigkeit erschreckend, die ganze deutsche Nation für einen schönen Zweck in Bewegung gesetzt. Dergleichen vermag nur ein ungewöhnlicher Mensch. Was er wollte, ist ihm erstlich gelungen, und zweitens ist er als Märtyrer für sein Werk und am Ende seiner Laufbahn, sein Ziel umarmend, gestorben. Was kann man mehr thun! Da darf man wohl sagen: Finis coronat opus! „Noch nach langen Jahren dürfte manche dankbare Thräne diesem Manne das Weh abbitten, was ihm die Gegenwart bereitet hat. Zunächst aber ist wohl zu hoffen, daß sein Tod dazu beitragen wird, die Streitigkeiten, welche noch über die Art der Verwendung und Verwaltung des von ihm geschaffenen Fonds obschweben, zu schlichten". Das gebe der Himmel!

* Erinnerungen aus Jena von 1806.*)

Es nahte das verhängnißvolle Jahr 1806. Das gute Zutrauen, welches man in die Preußen setzte, ließ die Furcht vor Napoleon nicht aufkommen, und acht Tage vor der Schlacht von Jena tanzten wir noch sorglos mit den Offizieren des Regiments Hohenlohe. „Laßt sie nur kommen", rief der eine; „bah, wer wird sich vor den Franzosen fürchten, wir wollen sie vor uns hertreiben, daß sie keine Zeit mehr haben, eine Semmel vom Bäckerladen hinwegzunehmen", sagte ein anderer. Wer hätte solchen schönen Offizieren nicht glauben sollen! Ach, wie bald gebehrdeten diese Herren sich anders, denn gefangen genommen, theilten diese lieben Tänzer gern die gekochten Kartoffeln mit uns, die als letzter Rest der ausgeplünderten Keller, ausgeschüttet auf den nackten Tisch, unsern Hunger stillten. Schon am Sonntag, dem 12. October, Nachmittags brachte ein flüchtiger Husar die Nachricht mit, daß die Schlacht von Saalfeld verloren sei, Prinz Louis Ferdinand den Heldentod gefunden habe. Auf diese Nachricht zog alles in Jena weilende Militär schnell davon, unter anderen der Herzog von Braunschweig, dessen Trainknechte die Pferde von den Kanonen schnitten und mit ihnen eilig davonjagten.

Es wurde nun Todtenstille in der vorher so bewegten Stadt. Wir sahen den Montag früh in den nebligen Morgen hinaus; die Wache der Stadtsoldaten wurde abgelöst, bald darauf stürzten französische Tirailleurs herein; eine Deputation von Professoren, die am Thore den Sieger anreden sollte, wurde ausgeplündert, indem man ihnen mit gezogenem Gewehr Uhren und Geldbeutel abnahm; auch sah ich, wie die Weitereilenden noch auf einen Thorwächter schossen, der blutend davonwankte. Hierauf stürzten die wüthenden Menschen auf den Schloßflügel zu, welchen wir bewohnten, aber glücklicherweise plünderten sie nur die erste Etage, die preisgegebene Wohnung des Commandanten von Jena, der mit im preußischen Hauptquartier war. Später kamen reguläre Truppen, und zwei Offiziere kehrten bei uns ein. Doch wurde mein deutsches Herz durch die Freundlichkeit der ungebetenen Gäste nicht bestochen. Ich wies das Geschenk eines schönen Hühnerhundes, den ich geliebkost hatte, schnöde zurück, worauf ich die Warnung erhielt, auf preußische Siege nicht viel zu bauen, sondern im Gegentheil ihnen, den Franzosen, den Sieg zu wünschen, denn als Geschlagene würden sie die Stadt an vier Ecken anzünden.

Mit Schrecken sahen wir sie weiterziehen. Sie waren die Vorboten unzähliger Regimenter und Kolonnen, die nun unaufhörlich während des Tages und der Nacht durch die Stadt nach dem Mühlthale zogen. Das nach Apolda führende Defilee, welches sie passirten um auf die Ebene zu gelangen, auf welcher am andern Morgen sich die große Schlacht von Jena entwickelte, war so eng, daß die Kanonen nicht gefahren werden konnten, sondern von den Soldaten getragen werden mußten. Wie leicht hätte eine Handvoll Preußen diese Züge aufhalten können!

Den Dienstag hörte man schon am frühen Morgen heftigen Kanonendonner, der aber nach und nach immer schwächer wurde. Nach einigen Stunden verkündeten die Schaaren verwundeter und flüchtiger Soldaten, mit denen bald Häuser, Kirchen und öffentliche

*) Von einer in Weimar lebenden Dame.

Gebäude überfüllt waren, daß die Schlacht gänzlich verloren sei. Während der gräßliche Anblick dieser Unglücklichen mit jeder Stunde sich steigerte, zogen noch zur Verstärkung der siegreichen Feinde Kolonne auf Kolonne mit klingendem Spiele durch die Stadt. Die berühmten Garden Napoleons kamen an und füllten die Höfe des Schlosses. Eine Menge Wachtfeuer loderten bald empor, um welche die Soldaten sich, Hammel schlachtend, kochend, singend und Violine spielend ꝛc. postirten. Unter uns quartierte sich bald die Dienerschaft des Marschalls Lannes ein. Die Glocken stürmten, unter welche sich die Klagen und das Geschrei der armen geplagten Einwohner mischte. Der Lärm und die Verwirrung waren so groß, daß ich vergebens nach einem verborgenen Winkel suchte, um diesem entsetzlichen Getöse zu entgehen. Vergebens suchten wir ein wenig Nachtruhe, schon um Mitternacht brachte der Vater die Schreckenspost, daß die Stadt an allen vier Ecken brenne, und daß es nöthig sei, unsere Habe zu retten. Mutter und Schwester packten ein, Vater, Kutscher, Reitknecht und ich schleppten fort, was in unseren Kräften stand, nach unserm Garten, wo ein kleines Gartenhäuschen die Sachen barg. Als ich in der Morgendämmerung mit einem großen Bündel mich zwischen Pferden durchdrückte, entfesselte der theilnehmende Ausdruck eines Chasseurs: „les pauvres malheureuses“ die Thränen, welche starres Entsetzen bis dahin gefesselt hielten.

Am Mittwoch früh kam Napoleon, nachdem er die Nacht auf dem Landgrafenberge bivouakirt hatte, mit Caulaincourt, seinem Stallmeister, in die Stadt. Er wohnte im Hauptgebäude des Schlosses. Durch ein Fenster unseres Vorsaals konnten wir ihn beobachten, wie er lange sinnend am Fenster stand, in den Händen seine Uhr haltend, deren Kette er langsam durch die Finger gleiten ließ. Es war ein feuchter, naßkalter Tag. Im Hofe standen die Offiziere eines gefangenen sächsischen Regiments mit ihrem alten Generale, dessen schneeweißer bloßer Kopf nur mit einer blutigen Binde umwunden war, die Ordre erwartend, hinaufzukommen um den Eid zu schwören, nie wieder gegen Napoleon zu kämpfen. Da sah ich auf einmal einen Husaren auf einem wunderschönen Hengst durch die Menschenmasse sprengen. Mein Vater machte mich darauf aufmerksam. Mit Entsetzen rief ich: „ist dies nicht unser Brillant?“ Es war dies ein seltener Schulhengst, den mein Vater in einem abgelegenen Raum, hinter Holz und Brettern versteckt, gut geborgen glaubte, während er die übrigen Pferde in dem preußischen Hauptquartier gesichert meinte. Bald kam die Nachricht, daß mehrere Scheunen erbrochen und gänzlich ausgeplündert seien. Die Keller waren es schon längst.

Am Nachmittage ging der Vater mit dem Kutscher nach dem Garten, um mehrere der Sachen wieder hereinzuholen, welche die Dienerschaft des Marschalls Lannes ungestüm forderte. Plötzlich stürzt der Kutscher athemlos und todtenbleich zu mir ins Zimmer mit dem Rufe: „Um Gotteswillen, kommen sie schnell zu mir in den Garten, man will ihren Vater umbringen, weil er sich nicht verständlich machen kann.“ Stumm vor Entsetzen stürzte ich eine Hintertreppe hinunter, die von Franzosen aller Art belagert war; ich musterte sie mit einem Blick. Die edlen Züge eines Sappeurs flößten mir Muth ein, ich faßte ihn am Arm und zog ihn mit mir fort, ohne ein Wort hervorbringen, noch seine Frage „Mademoiselle, que voulez-vous?“ beantworten zu können. Erst auf der Straße gewann ich Athem, mich zu erklären, aber ein neuer Schrecken fesselte bald die Schritte: Ein Kaufmannsladen wurde aufgerissen, der Eigenthümer, ein dicker Mann mit kahlem Kopfe, auf die Straße geschleudert, und eine Heerde Ochsen, zur Armee gehörig, schritt ungehindert über ihn hinweg.

In Schrecken und Angst drängte ich vorwärts und erreichte an dem Arme meines Beschützers den Garten. Hier erblickte ich meinen Vater vor einem Husaren, der den blanken Säbel über ihn schwang. Bald jedoch führte mein Begleiter eine Verständigung herbei. Der Husar hatte geglaubt, daß mein Vater hier selbst hatte Beute machen wollen. Wir brachten endlich, nicht weiter gehindert, die Sachen zurück und suchten die Dienerschaft des Marschalls Lannes so gut wie möglich zu befriedigen, deren Forderungen exorbitant waren. Indessen kam der Marschall nicht ins Quartier, denn er zog mit Napoleon weiter. An seiner Statt wurde der schwer verwundete General Pomme hereingebracht, dessen Gemahlin und liebe Tochter ihm bald darauf von Frankreich nachfolgten.

Selbst der Hauptflügel des Schlosses, wo Napoleon gewohnt hatte, wurde mit Verwundeten überfüllt. Jeden Morgen 9 Uhr kam der Todtenwagen; am verschlossenen Thore wurde geklingelt. Es öffnete sich knarrend; nach einiger Zeit kam er zurück mit seiner schauerlichen Fracht, gedeckt mit Stroh, woraus öfter Köpfe und einzelne Glieder hervorragten. Das Feuer in der Stadt, welches jedoch nur in einem Viertel gebrannt hatte, wurde nach drei Tagen vollends gelöscht. Dagegen brannten Pechpfannen mit Chlor, um die durch die Kranken und Gestorbenen verpestete Luft zu reinigen und Nervenfieber zu verhüten; denn immer noch wurden einzelne Schwerverwundete von dem Schlachtfelde hereingebracht, welche sich mit Thau und Gras das Leben so lange gefristet hatten. So wie sie in Pflege kamen, starben sie meistens sogleich. Es fehlte häufig an Brunnenwasser, weil das durchfahrende Geschütz die Röhren durchbrochen hatte. Man mußte sich mit Saalwasser behelfen, in welchem todte Pferde und dergleichen nicht selten herumschwammen. Aller Handel und Wandel hatte aufgehört. Da sämmtliche Lebensmittel von den Siegern in Beschlag genommen waren, so konnten wir uns nur dadurch vor Hunger retten, daß wir uns von dem großmüthigen Feinde einige Anweisungen, Bons genannt, erbaten, wofür uns Fleisch und Brod verabfolgt wurde. Schmerzliches Wiedersehen mit den durch diese Ereignisse so gealterten Bekannten und Freunden wurde gefeiert; jeder hatte eine andere Leidensgeschichte zu erzählen.

* Ein Rauch-Museum in Berlin.

Berlin, im April.

Endlich brachte eine der hiesigen Zeitungen die Kunde, das „Rauch-Museum“ sei eröffnet. Gleich nach dem Tode des greisen Künstlers war beschlossen worden, die Stätte seiner emsigen Arbeit zu einem Tempel seines Ruhms umzuschaffen. Wo die meisten Schöpfungen seiner Hand entstanden waren, sollten ihre Abbilder und Modelle von dem Meister zeugen. Der untere Stock in einem der Flügel des Lagerhauses enthält hohe, gewölbte Räume; durch die breiten Fenster fällt helles Licht in die Säle. Dort arbeitete Christian Rauch. Eins der Zimmer ist auf dem bekannten, hübschen Bildchen zu sehen, das ihn in seiner Werkstatt darstellt. Dort brauchte nur diese oder jene Wand weggenommen, ein anständiger Aufputz hergestellt zu werden, und ein würdiger Ort zur Aufbewahrung seines künstlerischen Nachlasses war geschaffen.

Aber die Sorge für den Bildhauer, der den preußischen Helden des 18. und 19. Jahrhunderts die Denkmale gesetzt hatte, gehört leider nicht zum Wirkungskreise des Kriegsministers; und daß nur dieser in Preußen heutigen Tages bei Kasse ist, weiß Jedermann. Die Herrichtung der Räume, die Aufstellung der dort schon befindlichen und die Sammlung der zerstreuten Bildwerke erfordert Geld, nicht viel, aber doch Geld. Obwohl eine Summe längst für die Herstellung eines Rauch-Museums bestimmt ist, existirt noch keines; die Zeitungsnachricht war eine Ente.

Der Erinnerung des Lesers wird das Münchener Schwanthaler-Museum noch vorschweben, das in so edlem Rahmen das geistreiche, leichte Schaffen dieses Künstlers vor die Augen führt. Wie ein Rauch-Museum einen noch ungleich größeren Schatz von Kunst-

werken ersten Ranges umschließen, eine noch ungleich reichere Entwicklung des Künstlerlebens darstellen würde, das lehren schon jetzt die herrlichen Gypswerke, die in den angegebenen Räumen auf Balken und Klötzen, am Fußboden herum, unter Spinngeweben und fingerhohem Staube „verwahrt“ werden. In einem Rauch-Museum sähe vor allem die Welt, wie ein großer Künstler studirt und gearbeitet hat, welche Mühe es kostete, bis die geeignete Form für den Gedanken gefunden war; die Form, die dem Schöpfer und Anderen gefiel. Schon jetzt, da noch gar nicht gesammelt ist, finden wir im Lagerhause die verschiedenen Entwürfe für das Friedrichdenkmal, die zahlreichen Versuche zu den einzelnen Reliefs an diesem Monumente und der Reiterfigur, die es trägt, etliche Projekte für die Statuen Gneisenau's, Yorks, Thaers, fast für jede Arbeit eine oder mehrere Studien. Eine bedeutende Anzahl kleinerer oder größerer Gypswerke erinnert an Pläne, die niemals zur Ausführung gelangt sind; der Adler, der den großen Friedrich emporträgt, war für den Friedrichshain bestimmt; die Säule, die dort eine kleine Victoria trägt, nach Schinkels Idee, mit Reliefarbeit bedeckt, sollte die Kolossalstatue des großen Königs tragen; das gothische Postament mit den vier altdeutschen Figuren an den Seiten, durch die Harmonie seiner Verhältnisse auffallend, ist als Piedestal für das Dürerdenkmal in Nürnberg entworfen. Wie viele andere ein oder zwei Fuß hohe Arbeiten zeugen nicht von dem Studium des Künstlers und seinem unverwüstlichen Formensinn. Außerdem sind Modelle oder Gypsabgüsse von einigen seiner ersten Schöpfungen dort. So wie wir eintreten, reitet uns der große Friedrich entgegen; dicht dabei zeigt sich, etwa 15 Fuß hoch, ein Abbild des Postaments seines hiesigen Denkmals und der Kolossalentwurf des Rosses, auf dem der König sitzen sollte. Zahlreiche Modelle von Statuen, die in königlichen Schlössern fast vergraben sind, stehen hier beisammen; so die von den drei Victorien, welche den Treppenraum des hiesigen königlichen Palais schmücken, von der berühmten Wasserschöpferin, die Jahre lang in Potsdam nicht gezeigt ist, von der Büste der jetzigen Königin-Wittwe als Kronprinzeß; und was sonst der Herrlichkeiten sind. In einem anderen Zimmer liegen neben einander die vier ergreifenden Gräberfiguren, aus Charlottenburg und Herrenhausen bekannt; auch die beiden anderen Sarkophagdenkmale der Königin Luise, das erste kleinere, das andere, die Kolossalfigur, finden sich dort, so wie das hinreißend schöne Bild der Prinzeß Elisabeth von Hessen, des sechsjährigen Kindes, das im Mausoleum auf der Rosenhöhe bei Darmstadt nur von Wenigen aufgesucht wird. Vor Allem fällt dann die Mosesgruppe in die Augen, deren Ausführung in Marmor von Professor Wolff noch nicht vollendet ist; großartig ist sie nicht, aber ein Meisterstück der Composition sind diese drei Figuren, die beiden kräftigen Männer, welche halbknieend die hoch erhobenen Arme des Propheten stützen, die etwas vorübergebeugt, in den Himmel hineinzuwachsen scheinen. Wohin man blickt, trifft man auf einige der Rauchschen Porträtbüsten; etliche von ihnen, darunter der schöne Kopf Thorwaldsens, sind in einem besonderen Zimmer zusammengestellt. Hier sieht es halbweg anständig aus; es befindet sich hier aber auch das kostbare bronzene Miniaturbild des Friedrichdenkmals, der dritte und letzte Guß dieser unvergleichlich feinen und zarten Arbeit Rauchs, der für Kaiser Nikolaus zu spät vollendet wurde, jetzt so eben aus London zurückgekehrt ist. Unter den Marmorwerken, die wir in diesen Räumen sehen, sind nur wenige von Rauch: der Kopf der Königin Louise, nicht ganz vollendet, die Anfänge einer seiner Jugendarbeiten, die Gewinnung des goldenen Vließes darstellend, überladen, aber sehr trefflich in der Musculatur, der fein gearbeitete Kopf Friedrich Tiecks und andere Werke. Dem letzten gehören mehrere Arbeiten an, die als Rauchsche angeführt werden. Von Kolossalstatuen sehen wir nur wenige: Kant, das Königsberger Denkmal, Mieczyslaw und Boleslaw Chrobry, die Heldenfiguren aus dem Posener Dom, sind die einzigen, die noch anzuführen wären; die meisten Modelle dieser Art hat Rauch verschenkt, und neue Abgüsse sind natürlich noch nicht gemacht worden; einige stehen in der Gießerei, wo mögen die anderen sich befinden? Rauchs eigenes Bild fehlt in den Räumen; denn die Statue von Paretti ist kaum mehr als unbedeutend, die Drake'sche Arbeit ist noch immer nicht in Berlin aufgestellt; es giebt noch keine würdige Kolossalbüste, welche diese Räume einst beherrschen könnte.

Wie lange aber wird es noch dauern, daß der Kastellan Schmidt, früher Rauchs Diener, sich wundert, wenn ein Fremder zwischen den bestäubten Schätzen umherwandelt, daß er wehmüthig von den Tagen erzählt, da Fremde in Menge herbeiströmten, die Werkstätte des Meisters, vielleicht ihn selbst, zu sehen, und Abgüsse der Statuetten oder anderen Bildwerke als Andenken mitnahmen. Der Zutritt steht freilich offen: aber wer denkt hier in Berlin an die unwirthlichen, verwahrlos'ten Räume!

H. A. L.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Dante Alighieri's göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet. Von J. Braun. — Erziehungs-Philosophie. Von J. Th. Rottels. — Maria Magdalena. Ein dramatisches Gedicht. Von W. Molitor. — Geschichten aus alter Zeit. Von W. H. Riehl. — Novellen. Von G. zu Putlitz. — Novellen. Von Melch. Meyr. — Ueber den Bilderkreis von Eleusis. Von E. Gerhard. — Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von H. M. Schletterer.

* Literarische Notizen. Die illustrirte Zeitschrift „Globus,“ welche Karl Andree im Verlage des bibliographischen Instituts in Hildburghausen herausgiebt, hat soeben ihren vierten Band begonnen. Der Herausgeber dankt für die weite Verbreitung und freundliche Anerkennung, welche seine Zeitschrift gefunden hat, und sieht daraus zu seiner Befriedigung, daß er in Bezug auf Ton und Behandlung seiner geographischen Aufgaben das Richtige getroffen hat. Er wird auf demselben Wege fortfahren, aber dem Globus größere Mannichfaltigkeit geben, die spezifisch gelehrte Behandlung zwar ausschließen, jedoch der wissenschaftlichen Würde nichts vergeben. Die Redaction hofft, daß der Globus fernerhin immermehr sowohl in Familien als Buch zum Vorlesen benutzt wie auch als ein Mittel zum Unterricht für die reifere Jugend auf Gymnasien wie auf Real- und höheren Bürgerschulen verwandt werden möge. Die Illustrationen sollen noch vermehrt und verbessert werden und auf diesem Gebiete neben den der französischen Zeitschrift „le tour du monde“ entlehnten mehr Originalien bringen. Der Preis ist etwas erhöht, indem der „Globus“ fortan jährlich 6 Thaler kosten wird. Das erste Heft des vierten Bandes beginnt mit einem Bericht über die Stadt Sennar in Afrika von Dr. R. Hartmann, dem Begleiter des Grafen von Barnim auf seiner Reise nach Egypten, Nubien und dem oberen Nil. Der Verfasser eröffnet damit eine Reihe von Mittheilungen. Weiter finden wir einen größeren Artikel über Valencia in Spanien, Briefe über Böhmen und viele kürzere Notizen über Länder und Völker Amerika's, Asiens und Australiens. — Von Adolf Stahr ist ein neues Werk zu erwarten, welches den Titel „Tiberius“ führt; eine ausführliche, nach den Quellen gearbeitete Biographie und eine ganz neue Charakteristik dieses Kaisers, mit welcher Stahr den Tiberius „in seiner Größe als Mensch und Regent“ gegen Tacitus in Schutz nimmt. — Soeben läßt Richard Wagner, der aus Rußland in diesen Tagen nach Deutschland zurückgekehrt ist, seine Textdichtung „Nibelungen“ im Druck erscheinen. Er betitelt dieselbe nunmehr so: „Der Ring der Nibelungen, ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend.“ Bruchstücke aus diesem Riesenmusikdrama kamen bisher, wie berichtet worden ist, in Wien, Prag, Petersburg und Moskau zur Aufführung. — Der Druck des Briefwechsels zwischen Karl August von Weimar und Goethe, auf den die literarische Welt so lange wartet, hat nun wirklich begonnen und soll zum 24. Juni, dem Geburtstage des jetzigen Großherzogs, vollendet sein. — Professor Schleiden in Jena, welcher schon ein Jahr lang von dort abwesend war und in Dresden lebte, hat jetzt seine Entlassung als Jenenser Professor genommen und erhalten. — Ludwig Erk hat die populärsten und bekanntesten Lieder und Gedichte, welche sich auf die Befreiungskriege von 1813, 1814 und 1815 beziehen, mit ihren Weisen für ein-, zwei- und dreistimmigen Gesang herausgegeben (Berlin, bei Th. Chr. Fr. Enslin), ein recht zeitgemäßes Unternehmen und selbst ein Zeichen des mehr und mehr erwachenden Nationalbewußtseins. — Eine fleißige und werthvolle Monographie über Johann von Weerth, den berühmten Reitergeneral des dreißigjährigen Krieges, ist in holländischer Sprache erschienen. Der General verbrachte seine Jugendzeit im Dorfe Büttgen bei Neuß, wo noch Stiftungen von ihm bestehen. — Kartenspieler machen wir auf ein in Kurzem erscheinendes Buch des bekannten Humoristen Gustav Schwetschke in Halle aufmerksam, eine Geschichte des L'Hombre nämlich, in welcher der Verfasser sein Thema ohne Zweifel sehr geistreich und witzig behandeln wird.

* George Stephenson, der Gründer des Eisenbahnwesens und der Erbauer der Locomotive. Der deutschen Jugend als Vorbild dargestellt von Karl Hellfeld. Frankfurt, F. E. Suchsland. 1863. — Ueber das Leben des großen Ingenieurs Stephenson besitzen wir schon mehrere eingehende Arbeiten, theils in englischer, theils in deutscher Sprache. Der Verfasser hat nun die dankbare Aufgabe übernommen, dieses durch Ausdauer und ernstes Streben so ausgezeichnete Leben der deutschen Jugend zu schildern. Er entledigt sich derselben in einer würdigen und fesselnden Weise. Nur gegen einen Punkt der Behandlung möchten wir uns entschieden erklären. Es ist dies die von dem Verfasser gewählte Weise, sich

zuweilen in Apostrophen an die Leser, an „meine jungen Freunde“ u. s. w. zu wenden und ihnen den Fleiß oder die unablässige Sorgfalt des Mannes an das Herz zu legen, um sie dadurch zur Nachahmung aufzufordern. Solche Apostrophen verfehlen, nach unserer Ansicht — und wir werden darin so ziemlich von der ganzen neuern Pädagogik unterstützt — völlig ihren Zweck, ja sie schaden meistens direct, da sie ein gewisses Mißbehagen und einen Widerspruch bei der lesenden Jugend hervorrufen. Die Jugend hat Takt und Einsicht genug, um an einer frischen und lebendigen Darstellung selbst das Gute lieben, das Böse verabscheuen zu lernen. B.

* Bildende Künste. Den Wiener „Recensionen“, die bei dieser Gelegenheit abermals unsern Lesern angelegentlich empfohlen sein mögen, entlehnen wir folgende Notizen: Der Tod hat während der letzten Wochen in der deutschen Kunstwelt reiche Beute gehabt und manche Kraft ersten Ranges gebrochen. Am 6. Februar starb zu Ispringen bei Pforzheim der frühere Director der badischen Kunsthalle, Karl Ludwig Frommel, ein um die Kunst mannigfach verdienter Mann, im 74. Lebensjahre. Am 26. März verschied in Rom der bekannte Bildhauer Professor J. Troschel. Der 30. März raubte München den bedeutendsten und liebenswürdigsten seiner religiösen Maler, den Director der vereinigten Sammlungen und der Glasmalerei-Anstalt, Heinrich Heß, im 65. Lebensjahre. Am 3. April starb zu Karlsruhe der badische Ober-Baudirector Heinrich Hübsch nach langen Leiden, 68 Jahre alt. Er war als Schriftsteller und Architekt, besonders im Gebiete altchristlichen Stiles, in umfassender Weise thätig. Sein Hauptwerk: „Die altchristlichen Kirchen“ ist nahezu vollendet. Endlich am 4. April verlor Kassel den Professor an der dortigen Kunstakademie, Ludwig Emil Grimm, einen besonders im Porträtfache tüchtigen Künstler. — In Berlin hat Herr Quast kürzlich das Schinkelfest durch einen Vortrag über den Kirchenbau des großen Meisters verherrlicht, worin er, nach dem übereinstimmenden Referate der Zeitungen, die Ansicht aufgestellt hat, Schinkel habe im Kirchenbau nichts Vollendetes leisten können, weil er (wie es mit dem modernen Ausdruck einer gewissen Schule heißt) „nicht in der Kirche gestanden habe“. Diese Behauptung scheint, ohne die geeignete Rüge in irgend einem Blatte erfahren zu haben, stillschweigend hingenommen worden zu sein. Der evangelische Zopf hat damit jenem ultramontanen Zopf den Rang abgelaufen, welcher seiner Zeit dem Protestanten Zwirner die Fähigkeit absprach, den Fortbau des Kölner Doms zu leiten. So weit sind wir also im Jahre 1863 schon gediehen. — Zu Meißen in Sachsen ist soeben aus dem durch die Landstände bewilligten Fonds für Kunstzwecke eine Bildsäule Heinrichs I. (des Vogelstellers) errichtet worden. — Man schreibt aus Weimar: Der Cyklus von 16 Bildern — stilisirte Landschaften — aus der Odyssee, welchen unser berühmter Maler F. Preller in den Cartons fertig hat und welcher in Fresco ausgeführt die Vorhalle des hier zu erbauenden Museums schmücken soll, ist durch Ausstellung in dem sogenannten Tempelherrenhause im hiesigen Park der allgemeinen Beschauung zugänglich gemacht, wird jedoch jetzt auf einige Zeit nach München wandern, um dort ausgestellt zu werden. Es ist auch ein besonderes erläuterndes Schriftchen dazu, von einem Schüler Preller's, Dr. Schöne, erschienen (Leipzig, Breitkopf und Härtel).

---

† Bremen, 30. April. Daß die höhere Historienmalerei nur in wenigen Bildern auf unserer Kunstausstellung vertreten ist, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß diese Sammlung weder durch den Willen eines Einzelnen noch durch eine Gesellschaft, sondern unter den verschiedensten Gesichtspunkten von Kunstliebhabern gesammelt wurde. Wir dürfen also hier viel weniger auf eine Entwicklungsgeschichte der modernen Malerei rechnen, wie man das bei den in jüngster Zeit in München, Köln und sonst veranstalteten Ausstellungen gewohnt war, sondern uns lediglich auf den Genuß des Bedeutenden und Guten beschränken, welches im Laufe der Jahre in hiesigem Besitz geblieben ist. Möge denn Overbeck mit seiner lieblichen Composition „die Findung Moses“ den Reigen eröffnen. So klein und anspruchlos dieses Bild auch ist, so gehört es doch zu den jugendfrischesten, die wir von ihm kennen; es ist so ganz mit derjenigen liebevollen Innigkeit in Farbe und Form durchgeführt, die fast alle Erstlingswerke unserer großen Meister kennzeichnet; welche dann später auf Kosten der Malerei zu so großartigen Resultaten in der Zeichnung führten, wie sie uns jetzt von Cornelius, Schnorr und Overbeck in München und Berlin entgegen treten. — Bescheidener, sich mehr an die Natur lehnend, gehen J. Riepenhausen, Lengerich und Kügelgen ihren Weg. Mit dem Einfluß der belgischen Schule beginnt die unausbleibliche Opposition gegen die colorirte Cartonzeichnung. Die Farbe verlangt unwiderstehlich ihr Recht und macht eben jetzt in München ihren Klärungsprozeß durch; aus dem, wie wir hoffen, zum Heil der Kunst die Vereinigung von Zeichnung und Colorit hervorgehen wird. Von dem Einflusse der belgischen Schule haben wir hier ein herrliches Beispiel in Wittkamp's „Hugo Grotius“ aufzuweisen, dem wir unbedenklich die Palme der Ausstellung zuerkennen. Geschlossen in der Composition, bewegen sich die Gestalten durch Farbe und Charakteristik frei auf dem Boden ihrer Zeit. Kein fremdartiger Ton stört den Eindruck. Wir haben es hier mit einem echten, rechten Historienbilde zu thun, auf dem keine Figur des Beschauers, sondern alle der Handlung wegen da sind. — Auch in F. Martersteig's Bilde „der blinde Melchthal“ fühlt man die Einwirkung der französischen Schule, doch kann er hier noch nicht den Düsseldorfer Einfluß verleugnen, von welchem er sich in seinen späteren Bildern befreit, leider aber dafür einer minutiösen Costümtreue sich hingiebt, die nicht selten seine Bilder vollständig beherrscht. — Gewiß ist es ehrend anzuerkennen, daß der Kunstverein das große Bild von Leutze „Washington's Uebergang über den Delaware“ erworben hat, denn derartige Vereine sind vorzugsweise berufen, die Historienmalerei zu pflegen, und ihre Räume eignen sich gewöhnlich noch am besten für Ausstellung solcher Bilder. (Bei dieser Gelegenheit möchten wir unserm Kunstvereine dringend empfehlen, dahin zu streben, einen großen Saal mit Oberlicht zu bekommen, der unserer Ansicht nach mit nicht zu großen Kosten durch einen Anbau zu beschaffen wäre.) Ueber unfertige Bilder und Skizzen soll man nicht urtheilen, doch zeugt das, was in diesem Bilde fertig ist, von einer großen Begabung, namentlich ist in der Hauptfigur die ganze Größe des schlichten, gewaltigen Mannes vortrefflich zur Darstellung gebracht. — Von den bedeutenden Düsseldorfer Historienmalern Lessing und Sohn besitzen wir zu wenig, um eine Meinung über sie auszusprechen. Ein würdiges Bestreben unseres Kunstvereins würde es sein, wenn er versuchte, selbst durch Bestellung in den Besitz von Werken unserer ausgezeichneten Meister zu kommen, dafür lieber das Anschaffen von Landschaften Privaten überließe; wenn er überhaupt mit mehr Princip sammelte. — Ein schönes Bild der älteren Düsseldorfer Schule besitzen wir noch in Hildebrandts „Tancred tauft Clorinde“, welches sich durch den sanften Fluß der Linien auszeichnet. Julius Hübners büßende Magdalene scheint noch in ihrer Buße sehr unschlüssig zu sein; oder ist es vielleicht die Langeweile der Sitzung, die sie oder der Maler nicht bewältigen konnte? — Ein kleines reizendes Bild ist „Amor und Psyche“ von Steinbrück, während seine „Caritas“, wenn wir das Wort gebrauchen dürfen, zum allegorischen Genre gehört. Derartige Gegenstände können nur Bedeutung erlangen durch Würde in Composition und Zeichnung. — Wallenstein und Seni von Kahl scheinen nur beisammen zu sein, um sich von allen Seiten in das vortheilhafteste Licht zu stellen, was ihnen denn auch vermittelst Mond und Lampe vollkommen gelingt. A. Murtfeldt erreicht in ihrer Laurence neben kräftiger Farbe und Pinselführung die vollkommenste Darstellung einer tiefen Gemüthsstimmung. — Unter den Portraits zeichnet sich besonders das des alten Arndt von Julius Röting aus, an dem wir jedoch bei allem Verdienste den Hauch idealer Verklärung vermissen, welches Bestreben wir in dem weiblichen Bildniß von E. Hemken mit Freuden anerkennen.

Am 27. April hielt die Abtheilung des Künstlervereins für bremische Geschichte und Alterthümer ihre erste Versammlung in dem neu begonnenen zweiten Jahre ihres Bestehens. Der zunächst verlesene erste Jahresbericht gab einen Rückblick auf die Geschichte der Abtheilung und ihrer Entstehung, zu welcher bekanntlich schon im Sommer 1861 durch die Ausgrabungen auf dem Börsenplatze der Anlaß gegeben wurde. Da der Bericht in der Zeitschrift der Abtheilung im Laufe dieses Jahres veröffentlicht werden wird, so genügt es hier hervorzuheben, daß dieselbe jetzt 443 Mitglieder zählt und die Rechnung mit einem Saldo von 730 Thalern schloß. Letzterer würde freilich weit geringer sein, wenn die Abtheilung ein Local zur Anlegung eines Museums von geschichtlichen und Kunstdenkmälern besäße und daher auf Anschaffungen solcher Art mehr hätte verwenden können. Sie wird aber, falls sie den bisher dazu in Aussicht genommenen Oblatenboden nicht in nächster Zeit erlangen kann, alsbald auf die Erwerbung eines anderen Locals Bedacht nehmen, um nicht länger eine wesentliche Aufgabe unerfüllt zu lassen. Die Neuwahl des Geschäftsausschusses wurde bis nach der Neuwahl des Künstlervereinsvorstandes (im Juni d. J.) ausgesetzt, da bekanntlich drei Mitglieder von diesem zu ernennen sind. — Dann hielt Herr Syndicus Dr. Motz einen Vortrag: „Geschichtliches über das bremische Stadtmilitär bis zum Jahre 1810.“ Derselbe gab, nach einer Einleitung über das frühere Vertheidigungswesen unserer Stadt, eine Uebersicht über den Bestand des Militärs seit dem Anfange des dreißigjährigen Krieges, um welche Zeit Bremen begann, eine regelmäßige stehende Truppe zu halten, über die Kosten, welche dasselbe verursachte, sowie über die demselben vorstehenden Obersten und Stadtcommandanten, woran einige Nachrichten über die bedeutendsten derselben und ihre früheren Kriegsdienste geknüpft wurden. Der Bestand des angeworbenen Stadtmilitärs blieb — abgesehen von einigen Jahren, in welchen Kriegsgefahr die Stadt zu bedeutender Verstärkung ihrer Besatzung veranlaßte, — von der ersten Hälfte des 17. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts ziemlich dieselbe, nämlich ungefähr 550—600 Mann. Die Befreiung von der französischen Herrschaft führte auch auf diesem Gebiete eine neue Organisation herbei. — Schließlich regte Herr Heinrich Müller die Frage nach der angemessensten künstlerischen Ausschmückung der neuen Börse an, deren nähere Erörterung jedoch auf die nächste Versammlung vertagt wurde.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. H. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℳ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 19. Bremen, 10. Mai. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Charakteristik des Ritterlebens im Mittelalter.

Von J. W. Schaefer.

Wenn schon die Eigenthümlichkeit der Sprache, wie sie sich in einer gewissen Zeitperiode gestaltet, uns bei sinnvoller Betrachtung die Grundzüge der Culturentwickelung erkennen läßt, so gilt dies in einem weit höheren Grade von der Poesie, dem innersten Ausdruck der Seele, dem Spiegelbilde des geistigen wie des öffentlichen Lebens, besonders wenn sie sich in einem Zeitalter vor uns ausbreitet, in welchem eine vielseitige Bewegung nationaler Thatkraft und Sitte zugleich einen entsprechenden Ausdruck dichterischer Production hervorgerufen hat.

Von einer solchen Fülle der Poesie ist die Blüthe des deutschen Ritterlebens umgeben. Wie sehr die Dichtungen jenes Zeitalters, abgesehen von ihrem poetischen Reiz und Werth, über die gleichzeitige Culturgeschichte Licht zu verbreiten geeignet sind, haben die Untersuchungen neuerer Zeit mehrfach dargethan. Gleichwohl bleibt immer noch viel zu thun, um ein deutliches Bild von jenen sittlichen Zuständen zu gewinnen, welche unserer Auffassung ungleich ferner liegen, als wenn der römische Dichter uns durch die Pracht seiner üppigen Hauptstadt führt oder Pompeji's verödete Straßen das Buch der Vergangenheit vor uns aufschlagen.

Neuerdings hat A. Schulz — bekannter unter dem angenommenen Autornamen San-Marte — zu richtigerem Verständniß der Ritterzeit einen anerkennenswerthen Beitrag geliefert, indem er in seinen Parcivalstudien (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) die in Wolframs meisterhafter Dichtung gegebenen Andeutungen zu diesem Zweck zusammenstellt. Indem wir bei Seite lassen, was nur den gelehrten Forscher interessiren kann, wollen wir in unserer Schilderung auf dasjenige näher eingehen, was dazu dient die culturhistorische Seite des Ritterlebens klarer zu veranschaulichen.

Wir haben uns hier nicht mit der Frage zu beschäftigen, in welcher Weise in Deutschland mit dem Verfall des Heerbanns ein Ritterstand als abgesonderte Genossenschaft entstanden sei. Was man als Ritterwesen zu bezeichnen hat, ist nicht sowohl eine Frucht deutscher Culturverhältnisse, als ein Resultat der besonderen Bedingungen, unter denen gegen die Zeit der beginnenden Kreuzzüge der adlige Corporationsgeist des französischen Vasallenthums Gestalt gewann. Wie sich in der Baukunst romanische und germanische Elemente vermischten, um mit dem sogenannten gothischen Baustil zu dem Gipfel mittelalterlicher Architectur zu gelangen, so reichen sich auch in dem Ritterthum die Thatkraft des germanischen Nordens und das sinnliche Phantasiespiel der südlichen romanischen Völker die Hand, und selbst die poesievolle, dem Phantastischen zugeneigte Lebensanschauung des Arabers greift theils von Spanien aus, auf dessen Boden die Kreuzzüge durch das Vorspiel jahrhundertelanger Kämpfe eingeleitet wurden und schließlich in ihren letzten Nachklängen verhallten, theils vom Morgenlande her, dem Hauptschauplatz der ritterlichen Glaubenskriege, fördernd und belebend in dasselbe ein. Durch die Kreuzzüge nach dem Orient, in denen die Ritterbürtigen den eigentlichen Kern der christlichen Heere ausmachten, bildete sich eine Gemeinsamkeit adeliger Sitte aus, in der die Unterschiede der Nationalitäten mehr und mehr verwischt wurden. Was dadurch das Adelsleben an idealem Gehalte gewonnen hatte, mußte daher nach den Kreuzzügen allmählich wieder verschwinden; es blieb nur das rohe Waffenhandwerk und der Uebermuth eines ungebildeten, auf seine Vorrechte und seine Kraft trotzenden Standes übrig. Schon Ulrich von Liechtenstein, der in den ersten Regierungsjahren Rudolfs von Habsburg starb und den raschen Verfall des edleren Ritterlebens sich vor seinen Augen hatte vollziehen sehen, konnte — und er steht darin nicht allein — seinen ritterlichen Zeitgenossen zurufen: „Ritterschaft, wo ist deine Krone, da man rang nach Weibes Lohne? die hast du geworfen ab!“

In allen Verhältnissen des Lebens war das Mittelalter überaus sorgfältig in der Unterscheidung der Abstufungen der Rangclassen. Die Erziehung und Ausbildung des künftigen Ritters war nach strenger Etikette geregelt. Er erlangte sie im Dienste edler Herren als Junker, Edelknecht und Knappe. Außer dem Waffendienst, in welchem er früh geübt wurde, war die Hauptsache die standesmäßige Wohlgezogenheit, Gehorsam gegen die bestehenden Rangverhältnisse, Anstand und Bescheidenheit im Benehmen gegen Höherstehende, namentlich gegen die Frauen. Er bedient den Herrn und die Gäste, reicht beim Festmahl die Pokale, sorgt für das Pferd des Herrn oder des Gastes, verrichtet Botendienste und begleitet den Herrn zum Turnier und zur Schlacht, manchmal selbst am Kampfe theilnehmend.

Die geistige Ausbildung blieb sehr dürftig. Der Unterricht in der Religion war auf das Einprägen herkömmlicher Glaubenslehren und kirchlicher Gebräuche beschränkt. Lesen und Schreiben war selbst in den höheren Ständen nicht allgemein, und gelehrt hieß schon, wer es bis zu dieser Stufe des Wissens gebracht hatte. Sogar Könige und Fürsten waren oft dieser Kunst unkundig.

Der gefeierte Dichter des Parcival gesteht unumwunden, daß er mit den Buchstaben unbekannt sei und sein Werk ohne das Steuer der Bücher dahinfahre. Ulrich von Liechtenstein erzählt uns selbst, daß er einen Brief seiner Geliebten zehn Tage lang ungelesen bei sich tragen mußte, bis sein Knappe, der zu lesen verstand, wieder zu ihm stieß. In den Rittergedichten wird es oft als ein besonderer Vorzug an den Personen, welche die Erzählung auszeichnen will, hervorgehoben, daß sie es bis zu jener Kunst gebracht haben.

Es hängt mit der oben berührten Gemeinsamkeit des ritterlichen Adels verschiedener Nationen zusammen, daß auf die Erlernung fremder Sprachen ein ganz besonderer Werth gelegt wurde. Das Französische, sowohl in der nordfranzösischen wie in der provençalischen Mundart, behauptete schon damals den ersten Rang, wie denn auch in den Heeren der Kreuzfahrer das Französische die Sprache des Umgangs und Verkehrs war. Daher ward die französische Ritterdichtung mit ihrer überschwänglichen Sagenfülle in so hohem Grade ein Gemeingut des Abendlandes, daß die Abhängigkeit der deutschen Dichtung, vornehmlich des ritterlichen Epos, überall in die Augen fällt. Die französischen Sprachelemente drangen selbst bei den bedeutendsten Dichtern, einem Wolfram und Gottfried, in reichem Maße in die Sprache ein, ja man suchte mit einer gewissen Koketterie den dichterischen Ausdruck damit zu schmücken.

Die Ritterwürde, das ersehnte Ziel des ritterbürtigen, zum Waffendienst bestimmten Jünglings, pflegte in der Regel nicht vor dem zwanzigsten Jahre ertheilt zu werden. Feierliche Ceremonien bereiteten den jungen Helden zu diesem wichtigen Schritte vor und begleiteten denselben; indeß gab es darüber kein allgemein gültiges Ritual. Strenges Fasten, aufrichtige Beichte, zahlreiche Andachtsübungen gingen der feierlichen Weihe voran. Sie geschah durch den Ritterschlag. Die häufigsten Gelegenheiten zur Ertheilung der ritterlichen Würde boten die hohen Kirchenfeste, besonders Pfingsten; ferner Reichstage, Krönungen, fürstliche Aufzüge und Feste, manchmal auch frohe Familienereignisse. Häufig ward der Ritterschlag vor der Schlacht oder nach dem Siege ertheilt, selbstverständlich unter sehr abgekürzten Formen. Die Weihe konnte jeder Ritter verrichten, oft war dies die erste Handlung des eben erst geweihten Ritters. In einzelnen Fällen haben auch Bischöfe die Ritterwürde ertheilt, nur ausnahmsweise die Frauen, wenn sie als regierende Fürstinnen von ihrem Regierungsrecht Gebrauch machten.

Schilderungen der Pflichten, die der junge Ritter zu beobachten feierlich geloben mußte, werden in den Dichtungen jener Zeit häufig gegeben, mitunter erweitert zu einer Aufzählung aller Cardinaltugenden des Mannes. Die Regel des Ritterstandes, die dem 1247 zum Gegenkönig ernannten Grafen Wilhelm von Holland bei seiner Ritterweihe eingeschärft ward, schließt nicht nur die bekannten Verpflichtungen in sich, der Kirche ergeben zu sein, für den katholischen Glauben kühn das Leben einzusetzen, Wittwen, Unmündige und Waisen in ihrer Bedrängniß zu unterstützen ꝛc., sondern faßt zuletzt alle Vorschriften in der allgemeinen Moral zusammen, ohne allen Tadel vor Gott und Menschen zu leben. Wenn hier in dem eidlichen Gelübde, das diesmal von einem Cardinal entgegengenommen wurde, besonders der Glaube und die heilige Kirche hervorgehoben wird, so treten in den Ermahnungen der Dichtungen jener Zeit mehr die weltlichen Rittertugenden hervor, unter denen die kunstgerechte Waffenführung und der persönliche Heldenmuth die erste Stelle einnehmen.

Die geschickte Führung der Waffen, die von dem Ritter nur zu Roß geübt ward, machte den wichtigsten Theil seiner Standeserziehung aus; sie erforderte um so mehr Uebung der Kraft und der Geschicklichkeit, je schwerer dem Gewichte nach, je complicirter die ganze ritterliche Bewaffnung war. Was diese betrifft, so würde man sehr irren, wenn man sich in den Jahrhunderten der Kreuzzüge die Ritter schon mit solchen Plattenharnischen angethan denkt, wie sie gemeiniglich in unseren Rüstkammern und Waffensammlungen aus den nächstfolgenden Jahrhunderten angetroffen werden. Wenn auch der Plattenharnisch schon in einzelnen Fällen erwähnt wird, so bestand doch die gewöhnliche Rüstung noch in einer aus Eisenringen zusammengesetzten Bekleidung, welche Hals, Brust und Leib bedeckte; an diese wurden ähnlich construirte Aermel und Hosen so wie Kappen, die Kopf und Hals schützten und nur das Gesicht frei ließen, angehängt. Ueber der Kappe trug man den Helm; der Druck der Kappe wie des Helms wurde durch Polster und Ausfütterung erleichtert. Als Oberkleid diente der glänzende, mit dem Wappen verzierte Waffenrock. Der Schild wurde an Riemen auf der Hohlseite getragen, entweder bloß an der Hand oder auch an einem zweiten, so daß ihn der Träger freier bewegen konnte. Die vier Nägel auf dem Schilde, wodurch die Riemen befestigt waren, werden als das Hauptziel des Lanzenstoßes oft erwähnt.

Die **Turniere**, die vielgefeierten ritterlichen Waffenspiele und Scheinkämpfe, dienten zwar einestheils zur Waffenübung, mehr aber noch zur Schaustellung des Gepränges und der Gewandtheit in der Führung der Waffen. Sie waren der Schauplatz, wo sich der Festesglanz des Ritterlebens in reichster Fülle entfalten konnte, das lebenvollste Drama des Mittelalters, an welchem auch das schwächere Geschlecht seine Schaulust weidete, wie es zugleich durch sein Erscheinen zu dessen festlicher Ausstattung wesentlich beitrug — in leidenschaftlicher Theilnahme zu allen Zeiten das nämliche, mag es im römischen Circus oder in spanischen Stiergefechten Beifall jauchzen.

Im Kampfesspiel der Turniere war die Hauptsache der Lanzenkampf. Es kam hierbei zunächst darauf an, im stärksten Rosseslauf wider den Gegner heranzusprengen; die Stärke des Lanzenstoßes hing davon ab. Es galt mit der Lanze richtig zum Stoß zu zielen und zugleich den des Gegners mit dem Schilde abzuwehren; Fehlstoßen ist „Missethat“. Der erste Stoß konnte schon den Einen von ihnen aus dem Sattel heben, oder ließ, wenn dem Anprall widerstanden ward, die Lanze zersplittern. Mit besonderer Freude erwähnen unsere Dichter oft der weithinfliegenden Splitter der Speere, womit der Boden „wie mit Schnee“ bedeckt wird. Deshalb mußte den Kämpfenden eine Anzahl Speere von den Knappen nachgetragen werden. Ulrich von Liechtenstein berichtet in der Erzählung von seiner in der Verkleidung der Frau Venus unternommenen großen Ritterfahrt, daß er bei einem „Lanzenbrechen“ an **einem** Tage vierzig Speere zerbrochen habe. Bei wiederholtem Anrennen kam es darauf an, den Gegner zur Fortsetzung des Kampfes unfähig zu machen, ihm den Schild zu spalten, ihn zu enthelmen oder aus dem Sattel zu werfen. Gewisse Kampfesregeln waren bei so gefährlichem Spiel, wo die Verwundung des Gegners vermieden werden mußte — selbst das Pferd durfte nicht verwundet werden — streng zu beobachten; auch in der Schlacht galten noch die Ehrengesetze der Ritterlichkeit; es ward auch hier für unritterlich angesehen, mit ungleichen Waffen zu kämpfen. Waren die Speere verthan oder die Rosse zu fernerem Anlauf untauglich geworden, so ließ man sich auch manchmal auf einen Schwertkampf zu Fuß ein. Uebermuth gegen den Besiegten, jener homerische Hohn gegen den Ueberwundenen war selbst im ernsten Schlachtgefecht unritterlich; es war eine ausdrücklich gebotene Ritterpflicht, sich gegen den Besiegten edelmüthig zu zeigen, ihn zu trösten, ihm theilnehmendes Bedauern auszudrücken.

Die Turniere nahmen ungeachtet aller Vorsicht nicht selten einen blutigen Ausgang, weshalb sie oft den Zorn der Kirche

hervorriefen; gleichwohl vermochten bischöfliche und päpstliche Verbote gegen die leidenschaftlichen Liebhabereien des kampf- und schaulustigen Zeitalters nichts auszurichten. Oft starben die Ritter nicht an Verletzungen, sondern erstickten unter der schweren Wucht ihrer Rüstung. Im Jahre 1241 kostete ein einziges Turnier zu Neuß am Rhein sechzig Rittern das Leben. Noch strenger, als gegen die Turniere eiferte die Kirche gegen die Zweikämpfe, in denen Tödtung oder Verwundung des Gegners beabsichtigt wurde, doch ebenfalls vergeblich, da sie durch die allgemeine Neigung, selbst durch den gerichtlichen Brauch und die Ansicht von den Gottesurtheilen geschützt wurden.

Außer der Tüchtigkeit im Waffenkampfe hebt die Ritterdichtung noch viele andere Pflichten adliger Sitte hervor. Sie verweilt gern bei der ritterlichen Wohlgezogenheit, der Zuht, worin alles das zusammengefaßt ist, was durch das Gesetz der Sitte und üblichen Brauchs als schicklich anerkannt ward. Sie war, so wenig auch die tiefere, innere Sittlichkeit davon berührt werden mochte, eine nothwendige Schranke der Ordnung unter Verhältnissen, die dem Uebermuthe der Gewalt und Rohheit in so hohem Maße Vorschub leisteten. Der Kraft des Ritters soll die Selbstbeherrschung nach dem Gesetz höfischer Sitte zur Seite stehen; er soll seine Sitte in Anstand, Betragen, Rede und Kleidung bewähren. Beim Empfange, beim Abschied, bei der Bedienung der Gäste herrschte eine streng geregelte Etikette. Ein glänzender Hofhalt konnte die Tugend der ausgedehntesten Gastlichkeit nicht entbehren; nicht selten sind die Beispiele der unsinnigsten Verschwendung. Der Gast wurde, — denn der Ritter zu Roß konnte keine Garderobe mit sich führen, — bei seiner Ankunft mit neuer Kleidung versehen, für alle seine Bedürfnisse ward aufmerksam Sorge getragen, die Zehrung in der Herberge für ihn und sein Gesinde bezahlt. Wie sehr von der Gastfreiheit an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen auch die höfischen Sänger ihren Unterhalt hatten, lehrt uns das Leben derselben: „der eine zieht aus, der andere ein“ heißt es von dem sängerliebenden Hofe Hermanns von Thüringen. Bittere Spottlieder straften die Kargheit des Wirthes. Selbst den Abziehenden gab man große Geschenke auf den Weg; bei festlichen Gelegenheiten vertheilte man deren an sämmtliche Anwesende bis zu dem Haufen der Gaukler und fahrenden Spielleute herab. Der Turnierplatz pflegte solchen Gästen eine reiche Ernte zu bringen.

Ganz besonders ist der Frauen- und Minnedienst in die ritterliche Wohlgezogenheit eingerechnet. Schon der Knabe ward zu anmuthigem Benehmen gegen Frauen angehalten. Dem Ritter ward der Minnedienst als Grundbedingung und höchste Zierde des echten Ritterthums zur Pflicht gemacht. Unzählige Stellen in den Gedichten der höfischen Sänger feiern die Minne als die Seligkeit des Lebens und die Quelle frohen Muthes, als den edelsten Sporn zu rühmlichen Thaten. Der bloße Gedanke an die Geliebte wirkt in der Gefahr schon mit der Kraft eines Hülfegebetes, ihr Anblick giebt frische Heldenkraft im Kampfe. Die Frauen sind die Richter des ritterlichen Verdienstes, sie vertheilen die Preise, sie beschenken mit Kleinoden, die an Helm und Schild als Zierde getragen werden, sie sind der schönste Festschmuck bei glänzenden Aufzügen, bei Turnieren, Jagden und Gelagen.

Auch der Minnedienst hat seine Stufen gleich dem Herrendienst, und nur, wen die Proben bewährt hatten, erlangt Lohn und Gunst (genâde), die wiederum mehrere Grade bis zur höchsten Gewährung in sich faßt. Welch eine Verdorbenheit sittlicher Zustände dadurch gefördert und mit poetisch-sentimentalem Reiz verführerisch umkleidet ward, verleugnen selbst die züchtigeren deutschen Minnelieder nicht; handgreiflich ist es aus dem Leben und den Liedern französischer Troubadours zu erkennen. Das so gefeierte Wort „Minne“, das als Ausdruck des Gefühls einer hohen Begeisterung lange den Vorrang vor dem mehr die ruhige Empfindung herzlicher Zuneigung bezeichnenden Worte „Liebe“ behauptet hatte, sank seit dem 13. Jahrhundert zu dem Begriff verwerflicher sinnlicher Begehrlichkeit herab und verschwand gegen das Ende des Mittelalters aus der edleren Sprache. Aehnlich erging es dem Worte „Weib“ (wîp) in dem Rangstreite mit „Frau“ (vrouwe, vrowe), womit man anfangs nur die vornehme Dame, die Gebieterin, dann auch die Herzensgebieterin, die Geliebte bezeichnete. Noch Walther von der Vogelweide singt, daß „Weib“ der Weiber höchster Name sein müsse und sie besser ehre als „Frau.“ Doch nach dem 13. Jahrhundert trat auch hier das umgekehrte Verhältniß ein, wie sehr auch Regenbogen sich gegen Heinrich Frauenlob der alten Sitte annehmen mochte.

Selbst in solchen Einzelheiten zeigt sich die Umwandlung der Zeit. Das Ritterthum mit seinem schwärmerischen Minnedienst und seiner in Frühlingsfülle hervorbrechenden Poesie trug früh den Keim des Verfalls in sich, und was die dichterische Phantasie ihm als Schmuck geliehen, hatte bald seine Bedeutung verloren.

---

* Vor Jahrtausenden.

Von H. A. Schumacher.

Stolz sieht unsere Zeit auf die großen Entdeckungen in den Gebieten der mathematisch-physikalischen Wissenschaften. Mit Fug und Recht folgt sie ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit; kann doch jede neue Entdeckung eine Erfindung im Schooße tragen, die das Treiben der Einzelnen und der Völker, Wege und Werthe des Verkehrs, das Leben im Kleinen und Großen umgestalten können. Aber es giebt auch andere Entdeckungen unserer Zeit, die unseren Blick zu fesseln vermögen, obwohl sie nicht für die Geschichte der Zukunft von Bedeutung sind. Zu diesen gehören vor Allem die großen Entdeckungen auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften, von unermeßlicher Wichtigkeit für diese und, sehen wir ab vom praktischen Leben, ebenbürtig den Entdeckungen der Naturwissenschaften und ihnen verwandter Disciplinen. Jahrhunderte sind dem Bewußtsein der Menschen von ihrer Vergangenheit auf asiatischem Boden wiedererobert; ungeahnte Culturstätten werden dort der Erde entrissen, die sie verschlang; aus Schrift und Sprache große welthistorische Begebenheiten entziffert, die längst in tiefe Vergessenheit gesunken waren; Reiche und Völker, bisher unbekannt, heben sich dort vor unseren Blicken empor, ausgerüstet mit einer eigenartigen, wunderbaren Civilisation.

Allein nicht bloß dort im fernen Osten blühen solche Entdeckungen; auch in unseren Landen ersteht seit Kurzem die Kunde von einer verschollenen Vorzeit, von Jahrtausende alten, menschlichen Schöpfungen. Es bedurfte eines besonderen Schutzes, daß aus jenen Tagen noch heute Zeugnisse zu uns sprechen können. Der eherne Gang der Geschichte, Krieg, friedliche Ansiedelung, Wanderung der Völker haben spurlos von der Erdoberfläche die Reste der Vorzeit weggetilgt; zwei Mächte sind es aber besonders, die sie beschützt haben. Die Religion heiligte die Gräber und hielt von ihnen die Zerstörung fern; der Aberglaube trat ihr zur Seite. Das sonst zerstörende Wasser bedeckt schirmend, was sich einst an seinem Ufer oder auf dem Grunde seines Bettes befunden hat. Die Alterthümer, die sich in den Gräbern erhalten haben, sind vereinzelt; nur Andeutungen des früheren Lebens, die noch

den Todten begleiteten; erst durch Combination mit anderen Funden erhalten sie Sprache. Das Wasser aber hat ganze Stätten früheren Lebens bewahrt; wenngleich zertrümmert, sind diese Reste doch schon an sich beredt.

Unter diesen Alterthümern nun, die in unseren Tagen dem Wasser entzogen sind, finden wir zwei von hervorragender Bedeutung. Es sind die Schalenhaufen an den Küsten Schottlands und an dem Oststrande der dänischen Inseln, die shell-mounds, Kjökkenmöddings, wie die dänischen Gelehrten sie nennen, — wir werden diese uns später vielleicht betrachten — und die Wasserdörfer in den Schweizerseen, die habitations lacustres, wie der für sie geschaffene Ausdruck der Franzosen ist, die Trümmer von Wohnstätten aus einer Urzeit. Zu diesen wolle mich der Leser heute begleiten; Führer finden wir zur Genüge, obwohl seit der Entdeckung dieser Bauten noch kein Jahrzehnt verflossen ist. Im Winter von 1853 und 54 nämlich, als der Wasserstand in den Seen der Schweiz besonders niedrig war, schauten am Züricher See bei Meilen, dem bekannten Touristenorte Horgen schräg gegenüber, uralte, theils verwitterte, theils noch erhaltene Pfahlköpfe aus dem Wasser hervor. Bauarbeiten machten näher mit ihnen bekannt. Ein eifriger Erforscher helvetischen Alterthums richtete auf sie seine Aufmerksamkeit. Dr. Ferdinand Keller fand in ihnen die Reste des Unterbaues vorzeitlicher Wohnstätten; es hatten dort in einer Zeit, die noch nicht aus Metall ihre Habseligkeiten bereiten konnte, Menschen über dem Wasser, dem Ufer nahe, wie auf einer Insel gehaust. Spuren von ihren Häusern, der Speise, die sie genossen, ihres Geräthes für Krieg, Jagd und Haushalt wurden aus dem Bette des Sees unter dem Pfalwerk hervorgezogen, sorgfältig untersucht und der gelehrten Welt bekannt gemacht. Dies geschah im Sommer 1854. Jetzt giebt es über diese „Pfahlbauten" eine eigene Literatur voll interessanter Einzelnheiten, kühner Conjekturen, Combinationen mit scandinavischen und irischen Entdeckungen. Deutsche, Franzosen, Engländer haben Scharfsinn und Wissen vereint, um auf der einmal eröffneten Bahn weiter vorzudringen; Keller [1]) selbst, Forel, Troyon, Lindenschmitt [2]) und ganz besonders in jüngster Zeit Sir Charles Lyell [3]). Der erste Kenner unseres deutschen Alterthums, Professor Waitz [4]), verfolgt mit dem kritischen Blicke des Historikers diese Leistungen der Alterthumswissenschaft, der Geologie, Physik, Zoologie ihre helfenden Kräfte leihen; sein Name bürgt dafür, daß das Gefundene nicht isolirt bleiben, sondern für die Geschichte unserer einheimischen Vorzeit fruchtbar werden wird.

Diese lebhafte Forschung der letzten Jahre hat nun an vielen Orten solche Wasserdörfer, wie den Bau zu Meilen, nachgewiesen; zuerst in der westlichen Schweiz. Der Bieler See war rings mit solchen Ansiedelungen umkränzt, ähnlich beim savoyischen See von Annecy, beim Lac du Luissel. An den Ufern des Neuenburger Sees sind nach und nach fast 30 solcher Wasserbauten entdeckt. Zu Morges hat einer der ersten Forscher der romanischen Schweiz ein reiches Museum für die Fundsachen angelegt, welche bis jetzt aus den zahlreichen, noch heute festen Pfaldörfern an's Licht gebracht sind, die der Genfer See begraben hat. Aber in der östlichen Schweiz sollte Meilen nicht der einzige Fundort bleiben. Zu Moosseedorf bei Bern sind Reste solcher Wohnstätten durch Zurücktreten eines Sees trocken gelegt, die zu den merkwürdigsten gehören. Bei der Bauschanze in Zürich hob der Bagger zwischen alten Pfählen Hirschgeweihe empor, die zu verschiedenen Geräthschaften verarbeitet waren. In den Torfmooren, die an den Pfäffiker See grenzen, gab es eine alte Sage von Urzeiten, in denen ein wilder Menschenstamm sie bewohn habe; vor fünf Jahren wurden dort große Schätze entdeckt. Aehnlich an den Ufern anderer Seen; bei Wauwyl sind jüngst Seeanlagen ganz abweichender Construktion ans Licht gebracht. Am dichtesten aber war von Bauten dieser Art der Bodensee umgeben, dessen sanft ansteigende, fruchtbare Ufer ganz besonders zur Ansiedelung reizen mochten; sechszehn Dörfer sind aufgefunden, darunter die wichtigsten die Pfalbauten bei Wangen. Auf dem „Heidaländli" bei Rorschach sieht man solche Reste bei niedrigem Wasserstande ganz trocken liegen. Fischer und Schiffer weisen noch immer auf neue Pfahlwerke hin, die unter dem Spiegel des Wassers verborgen, ihnen eben so bekannt wie verhaßt sind.

Bauen wir uns jetzt die einzelnen Fundsachen zusammen. Es gilt eine lange, lange vergessene Vergangenheit ans Licht der Gegenwart zu zaubern, und es wird sich auch in der That von dem Leben, das vor Jahrtausenden jene Wohnstätten für Menschen schuf, vor Jahrtausenden in ihnen waltete, ein ziemlich getreues Gemälde entwerfen lassen. Suchen wir nach Vorbildern? Das Leben der Südseeinsulaner, die Schilderungen Schoolcrafts vom Treiben der Indianerstämme Nordamerikas zeigt uns solch eine Kindheitsstufe der Geschichte; das beste Musterbild aber giebt uns der alte Herodot (V. 16), der uns von den wundersamen Wasserdörfern eines thracischen Stammes in der Mitte des Sees Prasias (zwischen den Meerbusen von Salonichi und Contesse) erzählt; er redet von zusammengefügten Gerüsten auf hohen Pfählen, zu denen vom Lande aus eine Brücke führe, in Vorzeiten seien diese Bauten von dem gesammten Stamm errichtet, später habe Jeder, der sich eine Frau nähme, drei Pfähle aus dem Gebirgswald Orbelos holen und dem Pfahlwerk hinzufügen müssen, bedeutsam wegen der herrschenden Vielweiberei; auf jenem Gerüste habe Jeder eine Hütte; durch eine Fallthür könne er zum Wasser hinabsteigen; die Kinder würden mit einem Seile am Fuß festgebunden, damit sie nicht dort hinabstürzten; lasse man einen Korb ins Wasser hinunter, so sei er in kurzer Zeit voll von Fischen u. s. w.

Wir malen uns einen gleichen Bau aus. Die Pfähle, welche zuerst die Aufmerksamkeit unserer Zeiten auf jene Urreste leiteten, bestehen aus den gewöhnlichen Holzarten; vielfach aber auch aus dem Stamme des wilden Apfelbaumes. Tannen-, Buchen-, Eichen-, Ulmen-Stämme sind theils durch Abbrennen gespitzt, theils mit Instrumenten, stumpfen oder scharfgeschliffenen, je nach dem Alter der Anlage. Neben einander sind sie ins feste Seebette, in den Kiesgrund mit gewaltigen Holzschlägeln und Steinen hineingetrieben. Wo sie dem Ufer am Entferntesten sind, stehen sie am Dichtesten. Je nach dem Stand des Wassers in den verschiedenen Seen sind sie verschieden hoch. 30—40,000 solcher Pfähle standen bisweilen beisammen, unregelmäßig vertheilt nach der Last, die sie tragen sollten. Die äußere Pfahlreihe ward dicht mit Zweigen durchflochten, deren Gebinde rings um das Pfahlwerk gegen Welle und Schiff eine Wand schuf. Auf diesen Pallisaden ruhte ein Rost aus armdicken Stämmen und starken Brettern, mit hölzernen Nägeln befestigt. Durch die Lücken dieses Balkenlagers fiel manches Geräth hinab und versank, wurden Töpfe an Seilen heraufgezogen, wenn man des Wassers bedurfte, ward der Rest der geschlachteten Thiere und der Speisen den Fischen zugeworfen. Diese Gerüste waren dann durch Brücken mit dem Ufer verbunden, auch Knüppeldämme, deren Länge natürlich sehr verschieden war. Sie führten zu umzäunten Plätzen, dem gemeinsamen Hofraum der Ansiedelung. Auf jenem Unterbau stehen die Wohnhäuser, deren Grundform wohl ein Kreis ist; denn sie werden den Häusern der Donauvölker

[1]) Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft von 1854, 1858 und 1862. — [2]) Die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzollernschen Sammlung zu Sigmaringen. Mainz, 1860. — [3]) The geological evidences of the antiquity of Man with remarks on the origin of species by variation. London, 1863. — [4]) Sybels historische Zeitschrift 1860, I, 1861, I, 1863, I.

auf der Antoninsäule und den Wohnungen der Belger, die Strabo (IV. 4) beschreibt, ähnlich sein. Senkrecht erheben sich die Wände, aus Geflecht bestehend, das außen durch Stangen gehalten, im Innern durch Latten verstärkt, durch Erde dicht gemacht ist. Der Boden des Hauses ist mit Brettern belegt. Das Dach bildet Baumrinde, Stroh, Reisig, Moos oder Binsenkraut. Bis zu 300 Häusern, Wohnungen für 3000 Personen, sollen auf Einem solchen Pallisadenbau stehen. Im Innern des Hauses sehen wir einen Heerd in der Mitte des Raumes, die Platte aus Stein. An dem Feuer stehen Thontöpfe, in denen Getreidebrei oder große Gerstenklöße gekocht werden. Daneben liegen Feuersteine, die durch Austausch aus Deutschland oder vom Jura hierher gekommen sind, viele Stücke Feuerschwamm; dann finden wir dort steinerne Kornquetscher, die das Getreide enthülsen, zwei schwere, abgerundete Reibsteine von Granit oder ähnlichem Gestein, die dasselbe zermalmen sollen. Das Lager für die Nacht wird aus Moos, Binsen und Stroh gebildet. An den Wänden hängen Stricke von Pflanzenbast oder Hanf, aus zwei oder vier Theilen zusammengedreht, große Bündel gesponnener Fäden; vielfache Gespinnste aus Flachs oder ebenfalls aus Hanf, als Kleider, Decken, Matten, liegen umher; äußerst kunstreiche, mit Phantasie gearbeitete Geflechte aus Stroh und dünnen elastischen Zweigen ziehen besonders das Auge auf sich. Das Haus- und Arbeitsgeräthe ist einfach; große Steinäxte sind die Hauptstücke des Inventars; dann Sägen aus scharfgezahnten, platten Feuersteinstücken bestehend, die mit Erdpech im Holze befestigt sind, Schleifsteine, kleine Meißel und andere spitze Instrumente aus Vogelknochen und Hirschrippen; dann treffen wir Reusse und Netze, aus Seegras und Binsen verfertigt, ähnlich den Fischfangwerkzeugen der Rauchen, steinerne Spindel und Spinnwirtel. Der eigentliche Hausrath besteht aus Thongeschirr; bald flach, bald cylinderförmig, ist er mit Buckeln und Eindrücken, bisweilen auch mit zickzackartigen Ornamenten verziert oder mit Graphit und Rothstein bunt bemalt; daneben stehen dann Holzgefäße aus dem Stamme des Ahorn- oder Eichenbaums und geflochtene Körbe.*) An einem besondern Orte gewahren wir die Waffen der Hausbewohner; Pfeilspitzen und Dolche sind aus den ungeheuren Zähnen des Wildschweins oder aus dem Geweih des Hirsches gearbeitet, Keulen aus knorpelichen Baumästen mit der Steinaxt zurechtgehauen, Bogen fein aus Eibenholz geschnitzt, die Spieße gleichen den Frameen der späteren Zeit; selten oder nie dient der kostbare Feuerstein als Schneide oder Spitze des Jagd- und Kriegsgeräthes. In besonderen Behältern treffen wir Thonkugeln und abgerundete Steine an; dienten jene als Geschoß, wurden sie glühend gemacht und dann auf die Strohdächer der Feinde geschleudert? Diese sind oft bunt bemalt; wurden sie zu Schieß- und Zielübungen, zu Kampfspielen benutzt? An einer weiteren Stelle finden wir einen Vorrath von Lebensmitteln angehäuft: die Körner der zweizeiligen Gerste, der am frühesten gebauten Kornfrucht; aber von Gerstenbrod und Gerstentrank sehen wir nichts; dann liegt dort ein Haufen Weizen, herrliche große Körner kennzeichnen den Dreimonatsweizen des Plinius. Zerschnittene und gedörrte Aepfel und Birnen treffen wir in Menge an und, wenn wir zur rechten Jahreszeit kommen, Kirschen, Himbeeren, Eicheln, Bucheln, Brombeeren, Haselnüsse, alles Lebensmittel, die die Natur den Menschen bot; aber Hirse und Hafer fehlen. Haselnüsse finden wir auch sonst noch in großer Menge dort im Hause, aber dazwischen bunte Schneckengehäuse; diese wie jene sind von zwei Seiten angebohrt; spielen die Kinder mit ihnen auf dem Estricht der Wohnung?

In solcher Umgebung haus'ten jene Menschen der Vorzeit, in Felle und rohe Gespinnste gekleidet. Hatten sie die hohe Gestalt der Germanen, ihr blondes Haar und blaues Auge? Glichen sie den Lappen an dürftiger Figur und unausgebildeten Gesichtszügen? Trugen sie den keltischen Typus? Wer weiß es? Menschliche Reste aus jenen Tagen sind noch nicht gefunden; die Todten werden verbrannt worden sein. Hatten sie eine Ahnung von Gott? Es sind keine Götterbilder ans Licht gekommen, nur hornförmige Thongebilde, buntverzierte, die an die Mondsichel erinnern, an den Monddienst der keltischen Druiden. Aber wenn wir auch nicht wissen, welchem Stamm dies Menschengeschlecht angehört, wie es um sein geistiges Leben steht: wir sehen sein Treiben und Handthieren deutlich vor uns.

Es ist Morgen: die Sonne ist emporgestiegen über den dunkeln Gipfeln des Waldes, der rings den Horizont umsäumt. Sie beleuchtet jetzt hell die grüne Wasseransiedelung. Am Heerde haben die Frauen den Brei bereitet; die Männer haben mit ihnen das Fleisch zerlegt. Das Mahl ist vorüber. Die Weiber zerreiben nun das Getreide zwischen den Mahlsteinen, oder sie sitzen vor der Thür, flechten Netze, spinnen Garn oder stecken Felle an einander, die als Kleidung dienen sollen. Neben ihnen schnurrt die Katze. Vor anderen Häusern sehen wir die Künstler des Stammes. Die Männer hier sind Meister in der Töpferei; neben ihnen liegt ein Haufe gekneteten Thons, vermischt mit kleinen Steinen oder mit Kohlenstaub, damit so die Masse größere Festigkeit habe. Aus ihr formen sie mit der Hand verschiedene Gefäße, drücken mit den Fingern die Buckeln zurecht, ritzen mit Stäbchen Zierrathe in die geglättete Fläche. Nicht weit davon arbeiten Andere, sie bereiten die Waffen und Jagdgeräthe; es ist mühevoll genug, mit dem Feuerstein Horn, Knochen und Stein zu bearbeiten; hier werden Steinkeile in den Hornschaft eingesetzt, dort werden Löcher in die Eberhauer gemeißelt, dort sucht man die geeigneten Steine aus einem Haufen heraus, der zu den verschiedensten Geräthen noch verarbeitet werden soll. Auf dem Steg, der ans Land führt, sehen wir etliche Männer, die zur Jagd ziehen, Jünglinge und Halberwachsene folgen ihnen, Hunde begleiten sie, an der Seite hängt die Steinaxt oder ein Bündel Pfeile; in der Hand tragen sie den Knotenspieß oder den Bogen. In dem nahen Jagdrevier werden sie den Rehen und Hirschen, Füchsen, Hasen und Eichhörnchen nachstellen, oder sie wollen nach den Gruben schauen, die sie künstlich angelegt haben, um das große Gethier zu fangen, das ihre schwachen Waffen sonst nicht bewältigen können; sind aber in ihnen die Auerochsen, Elennthiere, Wildschweine oder Steinböcke gefangen, so kann sie die Steinaxt tödten. Ihnen folgen Knaben, die zum Vogelfang ausziehen. Sie schreiten jetzt durch die Umzäunung am Lande, wo das Vieh aus den Hürden getrieben wird; Rind, Schaf, Ziege, ja selbst Schweine treffen wir hier, aber ihre Zahl ist nicht groß; das Pferd dient den Menschen noch nicht mit Brust oder Nacken. Vor dem Zaun ist der Wald weggehauen; dort finden wir die Weideplätze; aber zuerst sind die Stellen bebaut; da wächst Gerste oder Weizen, auch wohl Hanf und Flachs; üppig gedeiht Alles in dem nur leichthin aufgeritzten Boden. Am Rande des Waldes, fern von den leicht brennbaren Behausungen, sitzen etliche Gestalten um ein flackerndes Feuer; sie härten die Thongefäße, deren Bildung vollendet ist. An den Ufern des Sees lauern Einige der Fischotter oder dem Biber auf; mitten auf dem Wasser haben Andere die Netze nach den Fischen ausgeworfen. Sie fahren in ausgehöhlten Baumstämmen, wohl 30 Mann finden in einem solchen Boote Platz, dessen Länge etwa 50 Fuß beträgt. Wir sehen die verschie-

*) Selten zeigt sich ein Schmuckgegenstand, ein durchbohrter Hauer, der wie ein Amulet getragen wird, oder ein Geräth aus Nephrit, Glaskorallen, Gazats, Schildkrötenschalen, Bernstein, lauter Dinge, die der Tauschhandel aus der Ferne in diese Lande brachte. Kein bunter Farbenschmuck zeigt den Farbensinn der Bewohner; Alles ist fahl und grau.

densten Beschäftigungen. So ungefähr malt sich das Bild jenes Lebens; aber wilde Kämpfe auf den Jagdpfaden werden die rohen Gesellen gegen die Genossen anderer Stämme geführt haben; diese wohnten ebenfalls in solchen Seebauten; aber auch das Land war nicht ohne Bevölkerung. Dieselben Culturgegenstände, die wir in jenem Hüttenbau auf dem Wasser gefunden haben, sind durch Ausgrabungen ans Licht gefördert, die fern von den Seen stattfanden, zu Itzighofen, zu Ebersberg, zu Berg im Irthal. Die ganzen jetzigen Schweizer Lande waren in der Vorzeit von so lebenden Menschen bevölkert.

Viele der Wasserdörfer sind zu keiner höheren Entwicklung gelangt als zu der, welche wir zu schildern versuchten; betrachtet der Leser unser Bild ohne unberechtigte Vorliebe für rohe Naturwüchsigkeit und ohne Reminiscenzen aus Cooperschen Romanen, so wird schnell jeder falsche poetische Nimbus von ihm genommen sein. Lange, lange Zeit hat solch ein trauriges Leben in den Pfahlhütten gewaltet. 300 Jahre mindestens haben die Wasserdörfer bei Rotenhausen bestanden, wie die Torfschichte zeigt, welche die Trümmer durchwachsen hat, und doch finden wir keine Spur eines anderen Lebens; wohl noch länger bestanden die Pfahlwerke des Bodensees, deren erzlose Geräthschaften schichtenweis im Boden des Seebettes gefunden sind. Andere Anlagen sahen aber noch eine andere, bessere Zeit, in der das Erzbeil an die Stelle des Steinbeiles trat, Geräthe aus Kupfer und Zinn durch den Tauschhandel von Süden gebracht wurden, die den Stempel uralter italischer Cultur tragen, in der die Dorfgenossen selbst das Gießen versuchten; da werden die Thongefäße feiner, zweckmäßiger, gefälliger, reicher in der Form; die Zahl der Hausthiere und des Viehes mehrt sich, das sogenannte keltische Ornament wird überall angebracht. Bis in diese Zeit reichte der Meilener Bau noch hinauf. Dann in noch jüngerer Zeit bringt der Austausch auch Eisen; in den Wohnstätten am Bieler See fanden sich nicht bloß Bronzearbeiten für das Haus, die Jagd und den Krieg, sondern auch Schöpfungen der sogenannten Eisenperiode; es erscheinen Hippen und Spaten, Maßstöcke, Ankersteine mit Schmiedearbeit. Ueber einander geschichtet, liegen im Seegrunde die Zeugen dieser verschiedenen Entwicklungsstadien. Endlich wachsen denn diese Bauten auch in die sogenannte historische Zeit hinein; besonders in den Seen der westlichen Schweiz sind viele Spuren römisch-gallischer Cultur gefunden: Dachziegeln zum Bau des Herdes, Geschirre, Wasserkrüge, Nadeln zum Nähen und Stricken; dann Schwerter von derselben Bildung, wie sie in römischen Castellen, im Brarupener Moor bei Flensburg gefunden sind, Fischangeln, die denen gleichen, die zu Hallstadt, am Rhein, an der Ost- und Nordsee an's Licht kamen.

Chronologisch Anfang und Untergang dieser Bauten der Vorzeit zu bestimmen, ist vielfach versucht; bis auf 7000 Jahre geht Lyell von unserer Zeit zurück, bis auf 4000 Jahre Schweizer Forscher; einen dreifachen, sehr künstlichen, besonders geologischen Beweis hat der Erste zu führen versucht; aber noch ist die Forschung zu jung, als daß sie zu festen Resultaten gelangt sein könnte. Daß Feuer die hölzernen Wasserbauten vernichtete, ist gewiß; daß sie bei der Zerstörung verlassen waren, mehr als wahrscheinlich. Aber geschah es vom Feinde, nachdem die Frauen und Kinder geflüchtet, die Männer im Kampfe gefallen waren? Geschah es von den früheren Dorfgenossen selbst, als sie bequemere Wohnstätten fanden? Darauf erhalten wir so wenig bestimmte Antwort, wie auf die nächst liegende Frage, warum jene Stämme ihre Wohnsitze über dem Wasser aufschlugen. Aber das ist wohl gewiß, daß die letzten Reste und Spuren jener Vorzeit in den furchtbaren Kämpfen vertilgt wurden, welche Cäsar gegen die „Helvetier“ begann und erst das Jahr 15 vor Christi Geburt enden sah.

Seitdem war diese incunable Cultur verschollen und vergessen, bis in unserer Zeit eine glückliche Fügung gelehrte Männer auf sie hinwies, deren Verdienste durch diese Zeilen dem Bewußtsein eines größeren Publikums nahe gebracht werden mögen.

---

* Ausstellung von Oelgemälden.

Bremen, 7. Mai.

Indem wir zu den Genrebildern übergehen, können wir nicht unterlassen, auf die bedeutenden Vortheile aufmerksam zu machen, die unsere Ausstellung dem aufmerksamen Beschauer darbietet; Vortheile, wie sie uns sehr selten vorgekommen. Dadurch, daß von den besten Malern dieses Faches mehrere Bilder vorhanden sind, lernt man diese Künstler nicht allein selbst in ihrer Entwickelung kennen, sondern man wird durch eingehende Vergleichung verschiedener Schulen und einzelner Meister sehr bald die wesentlichsten Bedingungen eines guten Genrebildes kennen lernen. Ist es das Wesen der Historienmalerei die großen Begebenheiten der Weltgeschichte, befreit und geläutert von den sie beengenden unwesentlichen Nebensachen (so weit es die Grenzen der Natur zulassen), zu idealisiren und somit mehr den geschichtlichen Moment zur Darstellung zu bringen, so erfordert die Genremalerei, welche sich ausschließlich mit den Tagesgeschichten des Individuums beschäftigt, nicht allein den ganzen Apparat der räumlichen Umgebung, in dem diese Momente spielen, sondern es ist auch erforderlich, daß die handelnden Personen den verschiedenen Alters- und Bildungsstufen, denen sie angehören, angemessen wahr und treu charakterisirt werden. — Was würden wir wohl zu einem Schauspiel sagen, in dem die Personen so voll Unnatur wären, sich so forcirt bewegten, wie in dem Bilde „des Malers Heimkehr“ von J. G. Meyer; das wäre nicht zum Ansehen, würde auch wohl schwerlich aufgeführt werden. — Welch wohlthuenden Eindruck machen dagegen die Bilder von R. Jordan; wie einfach und wahr bewegen sich seine Gestalten, wie charakteristisch weiß er das auszudrücken, was in ihrem Innern vorgeht; sie sind es, die da so handeln, wie es ihrem Alter und Stande angemessen ist, nicht aber wie etwa der Maler sich in ihrer Stelle bewegen würde. Wie einfach und schön ist die „erste Lüge!“ Dem kleinen Wesen steht die Lüge vor dem Kopf geschrieben, und zwar die erste. Mit welch feiner Naturbeobachtung sind diese Figuren gezeichnet und bis in die geringsten Einzelheiten durchgeführt; und trotzdem ein Unterordnen des Einzelnen unter das Ganze. So sind Jordans Bilder alle: so ist die Rückkehr des Fischers, die Erwartung, besonders auch „der ungeschickte Zahnarzt“ und „der Junggeselle und seine Familie.“ Es geht ein so feines Gefühl durch diese Bilder, daß man sie nicht genug ansehen kann. — In derselben Weise weiß Henry Ritter seine Motive zur Darstellung zu bringen. Vergleichen wir z. B. „den Antrag“, (von welchem uns fast die Skizze noch besser gefällt, weil sie in der Farbe noch mehr zusammen gehalten ist) mit einem ähnlichen Motiv von K. W. Hübner „hinter'm Rücken“, so werden wir sofort den forcirten Humor in diesem letzteren entdecken. Auf den ersten Blick muß sich der Beschauer für diese beiden Leutchen interessiren, die, während die Mutter sanft schlummert, sich durch einen Händedruck alles sagen, was ihre einfachen Herzen fühlen. Einen fast tragischen Eindruck macht „des Sohnes letzter Brief“ auf den Beschauer. Welch ein Schmerz malt sich auf den Gesichtern dieser einfachen Leute! Stumm vor tiefem Kummer sitzen sie da, indem vor ihrer Seele noch einmal das ganze verlorne Glück vorübergeht. Vollkommener noch in der Ausführung ist „die Wittwe“, mit einer ebenso tiefen Seelenmalerei die Situation wiedergebend. Das sind erquickliche Bilder. — Von K. W. Hübner finden wir ein Bild wieder, welches zu seiner Zeit bedeutendes Aufsehen machte; es sind „die schlesischen Weber“. Seinen Ruf hat dies Bild wohl nur seiner Tendenz zu verdanken, denn bei allen Verdiensten in der Charakteristik der einzelnen Figuren macht es doch als Bild keinen befriedigenden Eindruck. Für ein figurenreiches Bild ist es in der Farbe zu monoton, fehlt es der Farbe an der nöthigen Tiefe und sind die Farbenmassen zu wenig zusammengehalten; die Figuren lösen sich zu wenig von einander los, und durch die fehlende Lichtperspective bewegen sie sich auf einem zu engen Raume. — Einfach in dem Gedanken, schöner in der Farbe sind die drei Bilder: „die Waisenkinder“, „die Erwartung“ und „der Geburtstag“; Hübners eigentliches Genre scheint aber in dem Bilde „endlich muß er doch nachgeben“ sich am meisten auszusprechen; da paart sich ein gesunder Humor mit derber Charakterisirung. Der große Junge, der dem Alten seine Geliebte vorstellt, ist ganz musterhaft gezeichnet. — E. Geselschap verläugnet trotz der Düsseldorfer Schule zu seinem Vortheile die niederländische Abkunft nicht, hat sich aber vortrefflich die gemüthvolle Anschauungsweise der Deutschen anzueignen gewußt und verbindet somit gewissermaßen die Vortheile beider Schulen. „Der Großmutter Bilderbibel“ und „Schwester und Brüderchen“ sind vortreffliche Bilder, besonders reizend aber ist „der kleine Musikant“, als Eigenthum des Kunstvereins bekannter. — Welch ein gefährliches Ding es für einen Künstler ist, seinen Ruf auf die Anerkennung des weiblichen Publikums zu gründen, beweisen uns hier zur Evidenz die 14 Bilder von J. G. Meyer aus Bremen, von denen viel mehr als die Hälfte hätten wegbleiben können. In diesen Bildern zeigt sich so recht die kränkelnde Gedankenblässe in den verschwommenen, aufgeblasenen Formen, die matte Mittelmäßigkeit, die es nicht wagt, ein Licht aufzusetzen oder einen kräftigen Schatten anzubringen. Wir finden in allen diesen Bildern so recht den geraden Gegensatz von alledem, was wir in Jordans und Ritters Bildern so von Herzen anerkannten, und vermissen es um so mehr, als Meyers Stoffe sich meistens im Leben der Kinder bewegen, zu deren Darstellung besonders eine feine Beobachtung und Wiedergabe der Natur gehören. Ein lachendes Kind kann sehr schön sein, wenn es fein gezeichnet und colorirt ist; wenn aber gleich ein Dutzend Kinder lachen, und zwar unnatürlich, verzerrt lachen,

so steigert sich das zu einem Grade von Häßlichkeit, der selbst dem Genremaler nicht erlaubt ist. Wohin wir auch sehen, immer werden wir irgend eine Bewegung, irgend einen Ausdruck finden, der entweder nicht zur Sache gehört oder eine falsche Wirkung hervorbringt. Man merkt überall die Absicht und wird verstimmt. Wem viel Talent gegeben ist, von dem darf man auch viel foedern, und so ist es mit unserm Künstler. Talent leuchtet aus allen diesen Bildern hervor, und es ist fast mehr das Uebermaß von Talent, welches, weise und maßvoll angewandt, gewiß andere Resultate liefern würde. Als Beweis dafür möchten wir nur an das vor einigen Wochen hier ausgestellte Bild erinnern, welches allgemein so sehr überraschte, daß man kaum glaubte, es sei ganz von Meyer gemalt. Daß auch unter den hier ausgestellten Bildern noch manche Ausnahmen von dem oben Gesagten zu machen sind, wollen wir gern zugeben, glaubten es nur nicht unterlassen zu dürfen, auch auf die, durch die Masse des Vorhandenen sich geradezu aufdrängenden Schwächen aufmerksam zu machen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber Walthers von der Vogelweide Herkunft und Heimath. Von H. Kurz. — Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Von A. Henneberger. — Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung. Von J. A. Brandstaeter. — George von Podiebrad Bestrebungen um Erlangung der deutschen Kaiserkrone. Von H. M. Richter. — Beiträge aus Würtemberg zur neueren Kunstgeschichte. Von A. Haakh. — Ueber die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen. Von J. H. Plath. — Polens Untergang und Wiederherstellung. Von O. Agricola. — Rußlands sociale Gegenwart und der Aufstand in Polen. Von A. Buddeus. — Laskar Vioresku. Ein moldanisches Genrebild. Von W. von K.

* Literarische Notizen. Die Cotta'sche Verlagshandlung hat einen neuen (dritten) Abdruck der dramatischen Dichtungen Ludwig Uhlands, „Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Bayer", veranstaltet. — Eine neue poetische Gabe von Franz Kobell, dem liebenswürdigen Dichter der pfälzischen und oberbayrischen Gedichte, wird angekündigt. Es sind neun kleine Geschichten in pfälzischer Mundart, die von den vielen Freunden des Verfassers mit großer Freude werden begrüßt werden. — Aus dem handschriftlichen Nachlasse des österreichischen Ministers von Pillersdorf hat man einen stattlichen Band zusammengestellt und im Druck erscheinen lassen. — Die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig veranstaltet eine wohlfeile Ausgabe der bekannten mehrbändigen Sammlung „geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" von Bülau. — Die Sammlung aller Werke Heinrich Heine's unter der Redaction von Adolf Strodtmann in Hamburg liegt, bis auf den Briefwechsel des Dichters, der zwei Bände umfassen wird, in 18 Theilen vor, deren letzter die während der Krankheit des Dichters entstandenen und zu ihrer Zeit schon viel angefochtenen Dichtungen enthält, für welche einst Adolf Stahr und Max Waldau so thätig waren. Es befinden sich in den Händen der Familie Heine's außerdem noch 32 abgeschlossene Gedichte und 13 Bruchstücke. Adolf Strodtmann bemerkt hierüber: „Unter den Bruchstücken ist das eines größeren erzählenden Gedichtes: Ponce de Leon. Manche dieser bisher ungedruckten Poesien sind von cynischer Wildheit, fast alle entbehren der Feile. Nichtsdestoweniger hat das Publikum ein Recht zu verlangen, daß die Familie des Dichters seinen poetischen Nachlaß wie seine „Memoiren" endlich nicht länger der Veröffentlichung entziehe." Wir schließen uns der süddeutschen Zeitung an, welche sagt: Das ist ein Wunsch, den wir nie und nimmer theilen werden. Einen Dichter, der unter so vielem Unreinen so wenig Reines und Dauerndes geschaffen hat, nun vollends bis in die letzten Ausschwitzungen seiner bösen Laune und seiner traurigen Krankheit zu verfolgen, das hieße ihm nach unserer Meinung den allerschlechtesten Dienst leisten, und dem Publikum desgleichen. — Wir haben gemeldet, daß der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter von der Universität Rostock zum Ehrendoctor ernannt worden ist. Die betreffende Stelle in dem Diplom lautet so: . . . . . Fritz Reuter zu Neubrandenburg, welcher sowohl den vaterländischen Dialect als die vaterländische Denk- und Empfindungsweise aus dem Grunde kennt, welchen die Grazien selbst in Verbindung mit den Musen die Vereinigung von Scherz und Ernst lehrten, und dessen übrige poetische Werke, wie insbesondere sein goldenes Buch „Olle Kamellen" ganz Deutschland lebt. — Von der neuen Gesammtausgabe der Werke Julius Mosens wurde der erste Band, die Gedichte enthaltend, in diesen Tagen ausgegeben. Die Sammlung ist auf 8 Bände berechnet, die alle noch in diesem Jahre erscheinen sollen. Die Subscriptions-Bestellungen sind sehr zahlreich.

* Musikalische Notizen. Schon wieder haben wir eine neue Schrift des unermüdlichen A. B. Marx in Berlin, des Verfassers der Werke über Gluck und Beethoven, anzuzeigen. Es ist eine zehn Druckbogen umfassende „Anleitung zum Vortrage Beethovenscher Clavierwerke." (Berlin, Janke.) Dem Buch über Beethoven war ein Anhang ähnlichen Inhalts beigefügt; Marx fühlte, daß er mit diesem durch die Liebe zu dem großen Meister ihm dictirten Anhange nicht auskomme. Als daher von der Biographie Beethovens eine zweite Auflage erschien, meinte er jenen Anhang von derselben trennen und zu einem selbständigen Buche gestalten zu müssen. „Indeß wird Jedermann," sagt er im Vorwort, „der die Ueberzeugung hat, daß Kunstwerke nur aus dem Wesen und Leben ihres Schöpfers vollkommen begriffen werden können, den innerlichen Bezug der Anleitung zur Biographie wohl zu erkennen wissen. Die Biographie bietet für das Verständniß Beethovens und seiner einzelnen Werke die nöthige Grundlage und für die Anleitung selbst die erforderlichen Beweise, soweit diese auf dem Wesen des Meisters beruhen. Das Beste freilich kann weder die Anleitung noch die Biographie thun, sondern nur die eigne Beeiferung und Beseelung. Das Wort des Lehrenden gleicht der Stimme des Herolds. Es vermag zu wecken, zu erregen, zu leiten nur, wenn es in wache Ohren und strebsame, lebensdurstige Gemüther fällt." Es ist durch die Natur der Aufgabe, die Marx sich hier stellte, bedingt und veranlaßt, daß er sich seiner rhetorischen Redseligkeit in etwas bedenklicher Weise hingiebt. — Die Oper „Lalla Rookh" von Felicien David ist, wie früher in München, so jetzt in Wien zur Aufführung gekommen, hat aber nach dem Berichte der „Signale" wenig Glück gemacht. Das Textbuch hat kein dramatisches Leben, welches auch der Rubinsteinschen Oper über denselben Gegenstand fehlt, und ist von David auch nicht über diesen Mangel durch schöne Musik hinweggehoben worden. Er hat keine Energie, keine blendenden musikalischen Gedanken, keine hinreißende Melodie und harmonische Eigenthümlichkeit. Die Oper ist ganz gut und anständig gemacht, erhebt sich aber nirgends zu höherem Schwunge. — In Berlin starb in diesen Tagen der in der ganzen musikalischen Welt wohlbekannte Musikalienhändler und Verleger Gustav Bock, ein außerordentlich thätiger und rastloser Mann, der eine Fülle von Compositionen alter und neuer Zeit verlegt hat und sich auf alle Künste, durch welche man Neues in die Welt einführt, meisterhaft verstand. — In Holland wird in dieser Saison mehr als je deutsche Musik ausgeführt; in den letzten vierzehn Tagen noch wurde in Amsterdam der Paulus von Mendelssohn (mit Behr und Schneider), in Rotterdam die „Jahreszeiten" von Haydn, in Utrecht der „Jephta" von Reinthaler gesungen. — Die „Signale" geben der musikalischen Welt die Beruhigung und Sicherheit, daß es in der nächsten Zeit an großen Musikfesten nicht fehlen wird. Sie zählen folgende auf: Zu Pfingsten in Düsseldorf das niederrheinische, in Königsberg das ostpreußische Gesangfest; im Juni zu Oehringen in Würtemberg das Liederfest des schwäbischen Sängerbundes, zu Ohlau in Schlesien das Jubiläum des Männergesangvereins; im Juli zu Braunschweig das große Fest der norddeutschen Liedertafeln, in Bamberg ein fränkisches Sängerfest; im August das mittelrheinische Musikfest in Darmstadt, in Augsburg ein Verbrüderungsfest bayrischer und schwäbischer Sänger, zu Reichenberg in Böhmen ein ähnliches in riesigem Maßstabe; in Aachen am 6. und 7. September ein großer internationaler Gesangcongreß für alle Männergesangvereine des In- und Auslandes. — Nach der Behauptung B. Kothe's in seiner Schrift „die Musik der katholischen Kirche" soll das Thema des berühmten Sehnsuchtswalzers Haydn zum ursprünglichen Vater haben in dessen Graduale „Tollite portas etc." Sodann erscheint es bei Fr. Schubert in dem bekannten Walzer, der auch Beethoven zugeschrieben wird. Ferner findet man das Motiv bei Beethoven, Op. VII., 1. Satz. Aus diesem Stücke soll es Schubert entlehnt haben. Es soll nochmals bei Beethoven in der „Adelaide" [?] und in der Romanze Op. 40 anklingen. Weiter hört man jenes Thema im „Donu" der F-moll Messe von Schnabel, in Spontini's Vestalin-Ouvertüre, in Mendelssohn's Quartett, Op. 12, in Romberg's Glocke, Tenor-Arie; in Strube's Orgelpräludien und in unzähligen Liedern der Kücken-Proch'schen Periode oder der „noblen Bänkelsänger." „Das nennt man, ruft ein Recensent (im litt. Centralbl.) aus, doch in der That einen fruchtbaren Gedanken, gleich trefflich zu verwenden für Kirche, Concertsaal, Salon und Stube, gleich brauchbar für Clavier, Geige, Orchester, Tenor und Sopran!"

* Bremen, 7. Mai. Im Künstlerverein war gestern in dem Cyclus der geschichtlichen Musikabende Franz Schubert an der Reihe. Die einleitende Darstellung, welche sich an den letzten Abenden mit Weber, Spohr und Marschner zu beschäftigen, also die Oper in den Vordergrund zu stellen hatte, wandte sich nun von dieser dem Liede zu und schickte eine gedrängte Uebersicht der Entwickelung des deutschen Liedes vorauf. Dann wurde das Leben und die rastlose geistige Thätigkeit Schuberts, welche in eine kurze Spanne Zeit so unendlich viel künstlerisches Thun zusammendrängte, beleuchtet. Herr Behr hatte es übernommen, Schubert auf dem Gebiete des Liedes zu vertreten, und dabei nicht die bekanntesten Compositionen, die am häufigsten zu Gehör kommen, sondern eine Reihe

anderer Lieder gewählt, nämlich: Ganymed, Kriegers Ahnung, die Forelle, sodann drei Nummern aus der „schönen Müllerin“, und zwar: „das Wandern“, „die böse Farbe“ und „trockne Blumen.“ Die Herren Biermann und L. Rakemann spielten einige jener reizenden und charakteristischen Märsche und Polonaisen zu vier Händen, mit denen Schubert die Clavierspieler so freigebig bedacht hat. Endlich wurde durch die Herren Biermann, Böttjer, F. Arnold, Cabisius und Castedt das Quintett in A dur für Pianoforte, Violine, Bratsche, Violoncell und Contrabaß (Op. 114, Forellen-Quintett) ausgeführt. Der nächste geschichtliche Musikabend, am 13. Mai, wird sich mit Robert Schumann beschäftigen. — Das Stadttheater hat seine Saison am 2. Mai beschlossen mit der siebenten Gastrolle des Herrn Theodor Döring. Neu war unter den Darstellungen des Gastes der „Lastträger“, ein nach dem Englischen bearbeitetes Schauspiel in zwei Aufzügen, in welchem Herr Döring die Hauptrolle mit großer Wahrheit und bedeutender Wirkung gab. Die Oper nahm mit einer Wiederholung der „Norma“ Abschied, welche Frau Haase-Capitain zu ihrem Benefiz gewählt hatte; die Zuhörer gaben der Künstlerin glänzende Beweise von schwärmerischer Verehrung.

Zur Abwehr.

Bremen, im Mai 1863.

Meiner Gewohnheit gemäß nahm ich die vorletzte Nummer des „Bremer Sonntagsblattes“ zur Hand, um mit ruhigem Ernste den Inhalt desselben und den Hauptaufsatz über die Stellung der Israeliten zu erwägen; denn ich gehöre nicht zu den Sentimentalen, welche bei der leisesten Berührung sich verletzt fühlen und, vom schwachen Lippenhauch angeweht, in Fieberhitze gerathen, gehöre aber auch nicht zu den Furchtsamen, die so ängstlich dreinschauen und aus jedem fremdklingenden Worte einen Geist der Verderbniß entstehen sehen, der mit unversiegbarer Gewalt verwüstet und niederreißt. Auch bin ich mir dessen bewußt, daß der Lebensbaum unsrer Religion, das Judenthum überhaupt viel zu tief wurzeln, als daß sie den Angriffen von außen nicht genügenden Widerstand leisten könnten.

Als ich nun aber den Artikel des Herrn Dr. Wilh. Kiesselbach: „Ueber die Stellung der Israeliten im deutschen Staatsleben“, las, fielen mir einzelne Sätze und Behauptungen darin derartig auf, daß mich ein innerer Drang zwingt, die Feder zu ergreifen und eine kurze, nur dem ersten Ueberblicke ihre Entstehung verdankende Erwiderung niederzuschreiben.

Ehe ich jedoch zur Widerlegung einzelner Punkte jenes Artikels schreite, erlaube ich mir mit größter Achtung vor dem Herrn Verfasser die einfache Behauptung aufzustellen, derselbe habe entweder niemals Juden gekannt, oder wenn dieses der Fall, doch nur sehr oberflächlich, denn sonst würde besagter Artikel ganz anders verfaßt sein.

Ein Blick in die verschiedenen Länder Europa's bietet uns die erfreuliche Wahrnehmung, daß die bürgerliche und sociale Stellung unsrer Glaubensbrüder gottlob in ein besseres Stadium zu treten angefangen.

Der Grundsatz der gleichen Berechtigung aller Staatsangehörigen, welchem Glaubensbekenntnisse dieselben auch angehören mögen, zuerst in Frankreich proclamirt, macht in den Ländern Europa's die Runde, und in nicht gar ferner Zeit, so hoffe ich zu Gott, wird die Emancipationsfrage der Juden, die Frage wegen ihrer staatsbürgerlichen Berechtigungen, die während so langer Jahre so manchen heißen Kampf veranlaßte, als völlig erledigt in den Hintergrund treten; denn die Principien einer streng unparteiischen Gerechtigkeit werden allmälig allenthalben zur unbestrittenen Herrschaft gelangen.

Das Judenthum wird in der nächsten Zukunft nicht mehr für die Erringung materieller Rechte zu streiten haben. Die Gerechtigkeit, die allgemeine Duldung werden, nicht mehr jenseits des Meeres, in diesem oder jenem Lande, in diesem oder jenem Erdtheil zu suchen sein, sondern überall in den Gesetzbüchern, in den Meinungen und Sitten der Völker, ja, durch den Mund und das Herz aller Menschen werden sie sich aussprechen. Auch hier in Bremen sind der hohe Senat wie auch die Bürgerschaft von ihren Vorurtheilen zurückgekommen, und haben ihre Liberalität durch die Wegschaffung aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die bis dahin dem Juden zur Erwerbung des Bürgerrechts im Wege standen, kundgegeben. Dadurch hat sich der Staat nicht nur die neuaufgenommenen jüdischen Bürger, sondern auch alle, schon vorher in Bremen ansässigen Juden zu hoher Dankbarkeit verpflichtet. Denn durch die von oben herab provocirte Gleichstellung der Juden werden, so hoffen wir zu Gott, bei der ganzen Bevölkerung Bremens allmälig alle jene kleinlichen Vorurtheile, die man hier und dort noch gegen uns Juden festhält, schwinden.

Wenn aber nun Männer von Ansehen, wie Herr Dr. Kiesselbach, es sich angelegen sein lassen, den fast noch unter uns schwankenden Boden durch seinen erwähnten Artikel zu lockern oder gar zu untergraben, so vermag ich wahrlich keinen Grund aufzufinden, der ihn dazu veranlaßt. Hätte Dr. Herr Kiesselbach vielleicht gegen einzelne Juden irgend etwas, was ich jedoch nicht glaube, so berechtigt ihn das noch keineswegs zu jenen schroffen Vorurtheilen und Meinungsäußerungen gegen die Gesammtheit.

Zuvörderst muß Herr Dr. Kiesselbach wissen, daß obgleich derselbe in seinem Artikel stets Juden und Deutsche und niemals Juden und Christen einander gegenüberstellt, wir Juden uns dennoch sämmtlich als Deutsche betrachten. Das haben auch unsre Eltern und Großeltern schon während der Befreiungskriege im Anfange dieses Jahrhunderts gezeigt, wo sie sich freudig den deutschen Mitbrüdern zum Sturze der Fremdherrschaft anschlossen, obgleich damals noch von gar keiner bürgerlichen Gleichstellung oder Emancipation der Juden die Rede war. So sind denn wir, denen doch die Morgenröthe der Emancipation schon aufgestiegen, um so mehr bereit, unsre deutsche Gesinnung, wenn das deutsche Vaterland es fordert, mit Gut und Blut zu bethätigen.

Herr Dr. Kiesselbach wirft uns Juden eine nationale Ausschließlichkeit vor, und darin mag er nicht ganz unrecht haben. Denn fast immer verbindet Leidensgefährten ein Band gegenseitiger Theilnahme, und Leidensgefährten sind wir oder unsre Eltern doch durch den Mangel an festen, stetigen Wohnsitzen gewesen. Diese Theilnahme geht aber doch nicht so weit, daß, wie Herr Dr. Kiesselbach sagt, der Jude hinten aus Polen uns näher stehe als unser Nachbar Wand an Wand. Ist der fremde Glaubensbruder ein edler, biederer Mensch, so achten wir ihn als solchen, ist er hülfsbedürftig, so stehen wir ihm nach Kräften bei, das beweist aber noch keine nationale Ausschließlichkeit, denn wir achten und unterstützen jeden Menschen, wenn er es verdient, sei er Jude oder Nichtjude, mit einem Worte, wir sind erst Menschen und dann Juden!!

Ich halte es kaum der Mühe werth, den Herrn Verfasser, der das jüdische Ceremonial- und Speisegesetz nur sehr oberflächlich kennen muß, dahin zu belehren, daß selbst dem strengsten Juden keinerlei Nahrungsmittel durch die Berührung eines Nichtjuden unkoscher wird, (wie der Herr Verfasser zu schreiben beliebt). Wir kennen nur ein durch Gesundheit koscheres oder durch Krankheit nicht koscheres Stück Vieh.

Der Herr Verfasser sagt weiter: Es schließe sich von selber aus, daß irgend ein Israelit im deutschen Staate ein höheres Staatsamt bekleiden darf. Wie sich das aber durch des Herrn Verfassers Gründe ausschließt, begreife ich nicht, da mir diese Gründe zu wenig stichhaltig sind. In andern Staaten scheint man in dieser Beziehung doch, Gott sei Dank, andere Gesinnungen zu hegen und den Juden etwas mehr Gerechtigkeitsliebe und Unparteilichkeit zuzutrauen. Blicke man vorzugsweise auf Hamburg; dort bekleiden Juden die ersten Staatsämter, und daß sie diese Aemter zur Zufriedenheit des Staates und der Bevölkerung bekleiden, das lehrt ein Einblick in die jüngsten Hamburger Blätter, in welchen von der Bestattung eines jüdischen Staatsbeamten, des verstorbenen Herrn Dr. Riesser, gemeldet wird, der Andrang derer, sowohl der Juden, als auch besonders der Christen, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erzeigen wollten, sei so stark gewesen, daß, als die Leiche schon auf dem Friedhofe angelangt war, die letzten Wagen noch bei dem Sterbehause hielten. Ferner ist es bekannt, daß es an vielen Orten, so z. B. in Altona, jüdische Gerichte im Sinne des Wortes giebt, wo nach jüdischer Tradition Recht gesprochen wird, und selbst Christen verschmähen es oft nicht, wenn sie mit einem Juden einen Rechtsfall haben, sich mit der Klage vor das jüdische Gericht zu begeben.

Endlich behauptet Herr Dr. Kiesselbach: „Der Jude befasse sich stets nur mit dem Kleinverkehr, habe sich aber nirgends zum Range eines Weltkaufmanns erhoben oder als Großfabrikant die Industrie befördert.“ Da sollte man doch fast glauben, Herr Dr. Kiesselbach sei nie aus Bremen herausgekommen, denn sonst würde er vielleicht doch bemerkt haben, daß ein nicht ganz unbedeutender Theil jener Weltkaufleute Juden sind. Es giebt in Berlin z. B. Fabrikanten und in Hamburg und andern Seestädten Rheder und Importeure in, dem Verhältniß nach, nicht unbedeutender Anzahl. Wären aber wir Juden wirklich die Schacherer, zu denen Herr Dr. Kiesselbach uns durchaus stempeln will, so wäre es auch zu verzeihen. Denn durch jenen schon erwähnten Mangel an festen Wohnsitzen ist es unsern Eltern wohl schwer genug gewesen, sich emporzuarbeiten. An uns Juden ist es aber nun, mit aller Kraft jene Vortheile, die man so zähe behauptet, zu bekämpfen, und mit Gottes Hülfe wird uns das gelingen. Nicht mit den Waffen von Eisen und Stahl, sondern mit den Waffen eines redlichen, guten Willens, der nur das Gute anstrebt, und solchen Waffen müssen endlich selbst das herbste Vorurtheil und die eingefleischteste Abneigung weichen. Wir wollen dem Staate, der uns schützt, beweisen, daß es ihm keinen Schaden bringe, Juden aufzunehmen, wir wollen beweisen, daß Juden Menschen und — Deutsche sind!

Der Geistliche der hiesigen israelitischen Gemeinde
N. Abraham.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

№ 20. Bremen, 17. Mai. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die Getränke im Bremer Rathskeller.

Von J. G. Kohl.

1. Früheste Spuren von Wein in Nordwest-Deutschland.

Es ist sehr wohl möglich, daß schon die Offiziere der Römer bei ihren Einfällen und Märschen in die Weserlande zuweilen ein Fläschchen Italischen oder Gallischen Weins bei sich führten, und dann und wann auch unseren alten chaukischen und cheruskischen Vorvätern davon zu kosten gaben. Auch sollte ich denken, daß unsere Arminius und andere norddeutschen Fürsten jener Zeit bei ihrer Anwesenheit in Rom die edle Bachusgabe schätzen lernten und dann bei ihrer Rückkehr ins Vaterland wohl trachteten, sich ein Fäßchen davon in ihren heimischen Wäldern aus Italien oder Gallien her zu verschaffen. Tacitus selbst deutet an, daß die römischen Kaufleute bereits im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung vom Rheine und von der Donau aus mit Weinen nach Deutschland hinein gehandelt hätten *). Es mag ein ähnlicher Handel gewesen sein, wie der der englischen Colonisten mit dem „Feuerwasser“ unter den Indianern Nordamerikas.

Wenn es auch nicht ganz ausgemacht ist, daß schon Kaiser Probus im 3. Jahrhunderte Weinberge am Rhein anlegte, so ist es doch gewiß, daß dergleichen wenigstens im 4. Jahrhunderte auf deutschem Boden existirten. Denn um diese Zeit besang der römische Dichter Ausonius die Weinberge und die Weine der Mosel (in seinem Gedichte „Mosella“). Von der Mosel mögen schon damals dann und wann Weine ins Innere von Deutschland verschleppt sein, und man mag die Moselweine vielleicht als die ältesten in Norddeutschland häufiger getrunkenen Weine bezeichnen. Wären die Deutschen nicht schon vor der Völkerwanderung ziemlich allgemein mit dem köstlichen und begehrtern Rebensafte bekannt gewesen, so hätten die Historiker, wie sie es häufig thun, nicht behaupten dürfen, daß „die Sehnsucht und Begierde der Germanen nach dem Wein und nach den Weinländern“, als Antriebe zu ihren Wanderungen nach Süden und Westen eine so große Rolle gespielt hätten.

*) Tacitus. De Moribus Germ. C. 23 „Proximi ripae et vinum mercantur.

2. Rheinweine.

Der von den Römern in Nordwest-Deutschland begonnene Weinbau und Weinhandel wurde indeß durch diese Völkerwanderung selber unterbrochen und gestört, und es fing ein neuer Weinbau und Weinhandel erst mit der Zeit Karls des Großen wieder an, der die Weinberge an der Mosel herstellte und auch die Wälder am Rheine lichten ließ und den Weinbau im Rheingau mit nachhaltigem Erfolge begründete. Die Züge und Märsche Karls des Großen vom Rheine zu der Weser und den Elbegegenden brachten von dorther, wie Kultur und Christenthum, so auch den Wein wieder mit sich. Sie bahnten die Wege den Weinhändlern vom Rhein, den „Gästen aus Köln“ die wir im Mittelalter in allen unsern norddeutschen Städten den Wein auf den Märkten und in den „Weinhöfen“ ausbieten sehen. Die frühesten Weinkeller oder Weinkammern (Cellae vinariae) bildeten sich ohne Zweifel bei den Bischöfen, die Karl in unseren Städten etablirte, oder bei den Nachfolgern derselben. Sie hatten den Wein bei ihrer Kirche nöthig. Auch wußten sie ihn für sich selbst und ihre Domherren zu schätzen, da sie selbst häufig aus Weinländern kamen. Fremde südländische (spanische, französische, italiänische) Weine gelangten vom 9. bis zum 12. Jahrhunderte noch schwerlich nach Norddeutschland, weil der Seehandel sie damals von dort noch nicht bringen konnte. Es lag in der Natur der geographischen Verhältnisse, und es läßt sich außerdem auch authentisch nachweisen, daß in dieser ganzen Zeit der Rhein- und Moselwein der vorzüglichste und so ziemlich der einzige Wein war, der in diesen Gegenden getrunken und verhandelt wurde, und der sich in Folge dessen als der Hauptwein im ganzen Norden von Deutschland festsetzte. Alle Keller der Domcapitel, der Fürsten und Städte finden wir, so weit wir ihre Geschichte hinauf verfolgen können, zuerst ausschließlich und nachher noch lange wenigstens vorzugsweise mit Rheinweinen gefüllt. Die alten Monopole und Privilegien der städtischen und anderer Keller bezogen sich daher meist nur auf den Rheinwein. Auch bediente man sich von vornherein vorzugsweise des Rheinweins zu den Ehrengeschenken an Fürsten und sonstige hohe Personen.

Wie anderswo, so geschah dies Alles auch in Bremen. Auch hier war von vornherein der Rathsweinkeller, von dem in alten Nachrichten zuerst im Anfange des 14. Jahrhunderts gesprochen wird, der aber vielleicht schon im 13. Jahrhundert existirte, ein Lager von Rheinwein. Gewiß ist es, daß der Rath von Bremen schon im 14. Jahrhundert ein Monopol auf den Handel mit diesem Weine in Anspruch nahm. Streng genommen nannte man „Rhynischen Wyn“ nur die Weine vom mittleren Rhein aus

dem Rheingau und unterschied davon „die Elsasser“ (Oberrheinischen) und „die Moselweine.“

Die Elsasser Weine werden schon sehr frühe neben und mit den „Rheinweinen“ zusammen genannt. So erwähnt ein Dokument vom Jahre 1433 der fremden Gäste, welche vom Rheine her „Ryneschen edder Elsatzer wyn“ auf den Bremer Markt gebracht hätten. Vielleicht wurden auch wohl einige Weingattungen aus dem dem Elsaß benachbarten Burgund mit unter diesem „Elsatzer Wyn“ begriffen. Namentlich scheint dieß mit dem in alten Zeiten im norddeutschen Weinhandel oft genannten „Osey“ oder „Osoy“ (Wein aus der burgundischen Provinz Auxois) geschehen zu sein. Ja zuweilen wurden wohl auch alle Weine aus dem Elsaß mit dem Namen „Osey“ bezeichnet*). In alten Zeiten ist von den Elsasser Weinen und von dem ihnen verschwisterten Burgunder „Osey“ häufiger die Rede als später. Nach dem 16. Jahrhunderte werden sie gar nicht mehr erwähnt, und berühmte Gewächse von dorther sind später nie im Bremer Keller vorhanden gewesen.

Die Moselweine sind immer mit den Rheinweinen handinhand gegangen. Beide bildeten von den frühesten Zeiten her eine vereinte Gruppe. Beide stammten vielleicht schon aus der Römer Zeiten. Die Moselweine wurden daher auch von vornherein mit in das Monopol des Raths auf den Handel mit Rheinwein einbegriffen, und sie haben daher auch von jeher im Bremer Rathskeller neben den Rheinweinen gelagert, obwohl sie nie darin sehr stark vertreten waren.

Waren, wie ich sagte, Mosel- und Rheinwein von jeher vereint, so waren dagegen die Gewächse eines anderen Nebenflusses des Rheins, des Mains, oder die sogenannten „Frankenweine“ stets von jenen geschieden. Diese Weine am östlicher gelegenen Main waren späteren Ursprungs, hatten auch einen andern Charakter und „besaßen namentlich nicht die Blume oder den Riechstoff, wodurch die Rhein- und Moselweine so berühmt waren.“ Vielleicht kam es, — zum Theil wenigstens — daher, daß sie wie in Hamburg und Lübeck und anderswo, so auch in Bremen in das Monopol des Raths auf den Rheinweinhandel nicht wie die Moselweine mit einbegriffen wurden. Der Handel mit fränkischen Weinen wurde ausdrücklich eben so wie der mit französischen und andern fremden Weinen den Privatleuten überlassen. Und edle Frankenweine erschienen und lagerten in dem Bremischen Rathsweinkeller gar nicht.

In alten Zeiten unterschied man die verschiedenen Gattungen und Gewächse des Rheingaus nicht scharf. Auch am Rhein selbst mochten wohl noch die Weingattungen ihre unterscheidenden Qualitäten nicht so bestimmt herausgebildet haben. Da man anfänglich die Weine noch nicht sehr lange aufzubewahren pflegte, sondern sie rasch umsetzte und frischweg trank, so wußte man auch wohl noch nicht viel von der Güte gewisser Jahrgänge. Noch im 14. und 15. Jahrhunderte hören wir nichts von verschiedenen Namen der Rheinweine. Man spricht immer nur von „rheinischem Weine“ ganz im Allgemeinen und unterscheidet nur zwischen geringerem und besserem Weine, wofür man nur zweierlei Preise hat, einen niedrigeren und einen höhern. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts fängt man in Bremen an, die Jahrgänge und auch die Lokalitäten des Weinwuchses, die Weinberge und Ortschaften, zu unterscheiden. Von dieser Zeit an könnte man nun wohl mit Hülfe der vorhandenen Rechnungen und Weinverzeichnisse des Kellers ausfindig machen und bestimmen, zu welcher Zeit jede Art Rheinweins im Bremer Keller auftrat, besonders modig war, oder wieder verschwand. Doch würde uns diese Untersuchung hier wohl zu weit ins Detail führen. Ich will mich auf einige Bemerkungen beschränken.

*) So behauptet wenigstens Henderson, history of ancient and modern wines.

Die entschieden größte Rolle von allen Rheingau-Weinen scheint von jeher in Bremen „der Rüdesheimer“ gespielt zu haben. Von ihm waren seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts immer die mannichfaltigsten Jahrgänge und auch die größten Quantitäten vorhanden. In Quantität und Qualität war er so hervorragend, daß man das ganze Bremische Raths-Rheinwein-Lager in der Hauptsache als ein Lager von Rüdesheimer bezeichnen könnte. Er füllte die größten Fässer des Kellers. Auch war und ist der berühmte „Rosewein“ fast immer bloß aus Rüdesheim gewesen. Bloß vom „Rüdesheimer Berg“, „dem schönsten Weinberge am ganzen Rheine“, gab und giebt es noch jetzt im Bremer Keller nicht weniger als ein halbes Dutzend Jahrgänge.

Dem Rüdesheimer zunächst steht in Bremen wohl, an Mannichfaltigkeit der Gattungen, Quantität und Qualität der Hochheimer, der, obwohl an der Mündung des Mains wachsend, einer alten Gewohnheit nach doch immer zu den Rheingauweinen gezählt wird. Er ist auch schon ziemlich lange im Bremer Keller vorhanden gewesen, obgleich nicht so lange wie der Rüdesheimer. Es giebt daselbst auch beinahe ein halbes Dutzend Jahrgänge Hochheimer. Auch sind die dortigen Apostelweine fast alle stets aus Hochheim gewesen. Doch reichten dieselben mit ihren Geburtstägen nicht über den Anfang des 18. Jahrhunderts hinaus, während die noch jetzt vorhandenen Rüdesheimer Roseweine bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts hinaufgehen.

Johannisberger war als „eine der edelsten Weine der Erde“, ein Getränk, das in früheren Zeiten nur Fürsten und hohen Würdenträgern zuging und fast gar nicht in den Handel kam*). Der Bremer Keller weiß daher auch wenig von ihm. Er ist dort erst in neuerer Zeit erschienen. Heutzutage aber soll die allerfeinste und über alle anderen geschätzte Piece des Kellers ein Faß (a. 5 Oxhoft) Johannisberger vom Jahre 1783 sein. Manche Rheinweine kommen deßwegen erst später im Bremer Keller vor, weil sie erst im 18. Jahrhundert ihre Trefflichkeit erlangten. Davon ist ein Beispiel der so beliebte „Liebfrauenmilch“, welcher erst auf dem Schuttboden der im Jahre 1689 von Ludwigs XIV. Mordbrennerbanden zerstörten Vorstädte von Worms in der Nähe der stehen gebliebenen Liebfrauenstiftskirche zu seiner jetzt so geschätzten Güte gedieh.

3. Nichtrheinische Weine.

In den alten in Bremen vorhandenen Aufzeichnungen aus dem 15. Jahrhunderte wird zuweilen von „kurzen Weinen“ („korte wyne“) im Gegensatze zu den rheinischen Weinen in einer Weise gesprochen, daß ich glaube, man wollte damit alle anderen außer jenem Hauptweine bezeichnen. Demnach wären darunter sowohl die deutschen Weine aus Franken, als auch die französischen, spanischen und italiänischen Weine zu verstehen**). Man mochte diese Weine deßwegen „kurz“ (oder gering) nennen, weil sie anfänglich neben dem Rheinwein nur noch in kleinen Quantitäten erschienen, und selten getrunken wurden, für den Handel also geringfügig waren. Den Handel mit diesen „kurzen Weinen“

*) G. Rawald, das Buch der Weine. Hamm, 1863. Dritte Auflage. S. 138.

**) Das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch übersetzt „korte Wyne“ mit „geringe Weine, in Entgegenstellung der italiänischen, spanischen und anderen schweren Weine.“ Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese Ansicht hier widerlegen wollte. Und ich will nur bemerken, daß auch Dr. F. Donandt in seinem Werke: Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Theil I. S. 328 unter den „kurzen Weinen“ auch die spanischen, italienischen und überhaupt alle anderen Weine außer den rheinischen und elsassischen begreift.

gab der Rath von vornherein den Bürgern frei, während er sich frühzeitig den Handel mit dem Hauptweine vom Rheine reservirt hatte.

Französische Weine haben in Norddeutschland zwar erst später die außerordentliche Beliebtheit gewonnen, welcher sie sich jetzt erfreuen. Allein manche Arten von ihnen kannte man bei uns auch schon in sehr frühen Zeiten. Wahrscheinlich lernten die Hanseaten sie bereits im 12. und 13. Jahrhundert in ihren Comtoren in England, dem damals ein großer Theil des weinproducirenden Frankreichs angehörte, kennen. Seit dem Ende des 14. und im 15. Jahrhundert fuhren die Hanseaten auch selbst häufig zu verschiedenen Punkten des weinproducirenden Frankreichs an der Bai von Biscaya. Sie holten von dort hauptsächlich Salz, aber auch Wein, namentlich „Wein von Orleans“ und „von Poitou.“ — Für jenen war Nantes, für diesen Rochelle der Hauptverschiffungs-Hafen. Im englischen Weinhandel werden diese damals sehr modigen und geschätzten Franz-Weine häufig erwähnt, und eben so in dem Weinhandel der Ostsee, namentlich Danzig's *). Auch im Lübecker Rathsweinkeller fanden sich damals diese und andere französische Weine, namentlich „Patow“ (Poitou Wein) und „Aschoyer“ (Gascogner **). Im Bremer Weinhandel jener Zeit finde ich nur den „Poitou“ als einen sehr gewöhnlichen französischen Wein erwähnt. Er heißt dort gewöhnlich „ponthow Wyn.“ Ob er je auch in dem Rathskeller von Bremen wie in dem von Lübeck ausgeschenkt wurde, scheint mir ungewiß. Nach dem 16. Jahrhundert verschwindet der „ponthow“ auch sogar aus dem Privathandel und überhaupt war seitdem jedenfalls aller französische Wein aus dem Rathskeller verbannt.

Spanische, italiänische und andere südliche Weine vom Mittelmeere mochten die Hanseaten zuerst in Flandern (in Brügge) finden, wohin nach bestimmten Nachrichten die Spanier und Italiäner ihre Weine schon vor dem 13. Jahrhundert brachten, und wohin die Hanseaten auch bereits um diese Zeit segelten. Und seit dem 14. Jahrhunderte holten sie die spanischen Weine schon direct aus der Pyrenäischen Halbinsel. Im Jahre 1398 wurden 14 hanseatische Schiffe, welche mit Oel, Wachs, Reis, Honig, Wein und allerhand Gut, so man aus Spanien und Frankreich zu bringen pflegte, von friesischen Privaten angefallen ***).

Der spanische Wein, der am Ende des Mittelalters sowohl in England als im Ostseehandel, in Danzig und Lübeck, und endlich auch in Bremen am häufigsten erwähnt wird, ist der sogenannte „Romania“, den man in Danzig „Romanye“ oder „Romenay“, in England „Rummy“, in Bremen „Rummenie“ oder „Rumenye“ nannte. Es scheint, daß man diesen Namen für spanischen Wein überhaupt gelten ließ. Manche glauben, daß er jene Bezeichnung deßwegen erhalten habe, weil er aus dem alten Romanen-Lande am mittelländischen Meere kam †).

Neben und mit dem „Rumenye“ wird sowohl in Bremen als auch anderswo immer gleichzeitig der Malvasier genannt. Beide erschienen im 14. und 15. Jahrhundert überall neben einander wie Kastor und Pollux. In den alten städtischen Statuten, wie auch in niederdeutschen Gedichten aus jener Zeit. Auch in einem alten englischen Gedichte, in welchem es heißt: „I shall have rumny and malmesyne.“ Sie waren die im ganzen Norden Europas am Ende des Mittelalters bekanntesten Südweine. Die Rebe des Malvasiers soll ursprünglich in Napoli di Malvasia (oder Monembasia) in Morea zu Hause sein, und von da aus sich über Sicilien, Sardinien, die Provence, später in Teneriffa und in anderen Landen verbreitet haben. Der Wein mochte daher mit dem „Romanischen“ über Spanien nach England, den Niederlanden und so in den nordischen Handel kommen. In Bremen wird er zuerst im Jahre 1445 erwähnt, in welchem Jahre ein Schiff genommen wurde, das beladen war mit „Malmasiren, (Malvasier) Kruderen (Gewürzen), Olie (Oel), Wachs und anderen köstlichen Guderen“, (Renners Chronik, Jahr 1445.) Auch wird er in der Bremischen Polizei-Ordnung (kündigen Rolle) vom Jahre 1489 mehre Male mit dem Rumenye zusammen genannt, und immer wie dieser als ein Wein bezeichnet, mit dem jeder, freilich unter gewissen Beschränkungen, handeln dürfe.

Obgleich demnach der Bremer Senat kein ausschließliches Monopol auf den Handel mit Malvasier und Rumenier in Anspruch nahm, so hielt er diese südlichen Weine, als sehr edle, doch immer in seinem Keller. Der Malvasier behielt bis auf die Neuzeit herab seinen Namen, während sein Bruder „der Rumenier“ den seinigen seit dem 16. Jahrhundert verlor, und im Bremer Keller nur noch unter dem allgemeinen Namen: spanischer Wein („Spansse Wein“) figurirt. Daß unsere Niederdeutschen den Namen Malvasier auf ähnliche Weise corrumpirten wie die Engländer nämlich zu „Malmesyen“ (englisch: Malmsye) deutet vielleicht *) darauf hin, daß sie ihn vorzugsweise über England durch die Vermittelung ihres dortigen Stahlhofs bezogen.

Im 17. Jahrhundert treten im Handel unseres Kellers noch andere spanische Weine auf, namentlich: „Bastard“, „Sekt“ „Pedro-Ximenes“ und „Alicante.“ Der „Bastard“ oder „Bastert“ und insbesondere „der weiße Bastert“ wird in den Rechnungsbüchern des Bremer Kellers aus dem 17. Jahrhunderte häufig erwähnt. Vor dieser Zeit kommt er nicht vor. Es war einer der südlichen Weine, die in England zur Zeit der Königin Elisabeth und dann bald in anderen nördlichen Ländern modig wurden. Er wird von Shakspere und anderen dramatischen Dichtern dieser Zeit häufig erwähnt. Es gab auch „braunen Bastard.“ Es soll einer der schwersten und dabei süßen spanischen Weine gewesen sein.

Zu derselben Zeit der Königin Elisabeth und Shakspere's fängt auch der „Sekt“ an, in England eine große Rolle zu spielen, und bald darauf (im Anfange des 17. Jahrhunderts) erscheint derselbe dann auch unter den Weinen des Bremer Kellers. Die alten Kellermeister nennen ihn in ihren Rechnungsbüchern gewöhnlich „Seck“ oder „Secq“, eine Schreibart, die wie beim Malvasier oder Malmesye ganz mit der englischen Schreibart „Sack“ zusammenfällt und mithin wieder darauf hinzudeuten scheint, daß die Bremer das Getränk zunächst über England bekamen. Die allgemeine deutsche Schreibart ist jetzt „Sekt“, während die Engländer bei „Sack“ — was viel richtiger ist, — geblieben sind. Jetzt wird so ein süßer Wein genannt. Einige glauben, daß ursprünglich der Xeres unter dieser Bezeichnung aufgetreten sei. Man hat den Namen auf verschiedene Weise abgeleitet. Gewöhnlich interpretirt man ihn als eine Abkürzung von „vino seco“, was so viel heißen soll als Wein, der aus halbtrockenen Trauben gekeltert wurde. Andere meinen, es sei „vino del saco“, d. h. ein Wein, der zu besserer Abklärung durch einen leinenen Sack gelassen wurde, darunter zu verstehen. Andere haben gemeint,

*) S. Henderson, history of ancient and modern wines. London 1824. S. 279 und Hirzel, Danzig's Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des Ordens. Leipzig, 1858. S. 91 und 92.

**) Dr. Wehrmann, der Lübeckische Rathsweinkeller in Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. Band II. Heft I. Lübeck, 1863. S. 86.

***) Hirzel a. a. O. S. 86.

†) S. darüber Henderson, a. a. O. S. 289, sgv. Wehrmann, S. 86. Bremisch-Niedersächsisches Wörterbuch, Artikel: „Romenye.“

*) Uebrigens mag für ihn auch in Brügge eine ganz ähnliche Benennung existirt haben.

daß der „Sack“ oder „Sekt“ seinen Namen von der Stadt „Xeque“ in Marocco empfangen habe, von welcher die Rebe zu den Canarischen Inseln verpflanzt sei.

Der spanische Wein „Pedro Ximenes“ findet sich ebenfalls seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts im Bremer Keller. Er ist bekanntlich eine Gattung Malaga-Weins. Doch wurde damals vermuthlich der Malaga überhaupt damit bezeichnet. Die Bremer Kellermeister schreiben ihn gewöhnlich „Petersimenis“, was denn eine Rückcorrumpirung des spanischen „Pedro ximenes“ ins Deutsche wäre, da diese letztere Benennung eine Corrumpirung aus dem Deutschen ins Spanische war, denn der Wein soll seinen Namen ursprünglich von „Peter Simon“ einem Deutschen erhalten haben, der die Reben dazu vom Rhein in die Nachbarschaft von Malaga versetzte. Zuweilen findet man in den Weinrechnungen zu Bremen den Namen auch „Perisimen“ oder „Peresimein“ geschrieben.

Eben so wie der Pedro Ximenes konnte auch der Alicante erst später zu uns kommen, da die Reben, welche diesen nachher so berühmten spanischen Süßwein gaben, erst unter Karl V. in die Nähe von Alicante versetzt wurden. Ich finde ihn im Bremer Keller seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. Endlich finde ich noch in den Weinrechnungen dieser Zeit (schon in einer vom Jahre 1634) dann und wann einige Ohm „Weyntindt“ erwähnt, was wohl der spanische „vino tinto“ sein soll.

Ganz dieselben genannten spanischen Weine fanden sich zu derselben Zeit neben den Rheinweinen auch in anderen norddeutschen Rathskellern, z. B. in dem von Lübeck. (Wehrmann, S. 87). Doch ist ihre Quantität im Verhältniß zum Rheinweinlager überall nur gering. Der Consum beider stand ungefähr wie 5 zu 1. „Es war vermuthlich Bedürfniß, sagt Dr. Wehrmann, bisweilen süße spanische Weine dazwischen zu trinken, wenn man so viel und hauptsächlich Rheinwein trank.“ Im Bremer Keller pflegten bis auf die Neuzeit herab namentlich die Damen, wenn sie Rheinwein tranken sich ein Gläschen süßen „Sekt“ oder „Alicante“ daneben geben zu lassen, um ihn dem sauren Rheinwein beizumischen. Sollten nicht die Verbindungen des deutschen Reichs mit Spanien seit Karl V. auch dazu beigetragen haben, die spanischen Weine neben den Rheinweinen in unsere Rathskeller zu bringen, von denen die französischen Weine immer ausgeschlossen waren? — Die spanischen Weine wurden auch oft eben so wie die Rheinweine zu Ehrengeschenken an deutsche Fürsten und hohe Personen benutzt, welche Ehre den französischen Weinen bei uns nie zu Theil geworden ist.

4. „Claret“ und andere Gewürzweine.

Um die große Härte und Säure, welche den meisten Weinen des Mittelalters noch eigen war, zu decken und ihnen einen lieblichen Geschmack zu geben, mischte man sie häufig mit Honig und Gewürzen. Diese Gewürzweine oder sogenannten „Piments“ wurden ursprünglich bei den pigmentarii (Gewürzkrämern oder Apothekern) bereitet. Die Poeten des 13. Jahrhunderts sprechen von ihnen immer mit Entzücken und als von einem „exquisiten Luxus.“ Sie betrachten es als ein Meisterstück der Kunst, in einem und demselben Getränke die Stärke und den Geist des Weins mit der Süßigkeit des Honigs und dem Parfüm der köstlichsten Arome combiniren zu können. Ein Banquet ohne Gewürzwein wäre damals als ein Fest betrachtet worden, bei dem der beste Artikel fehlte. (Le Grand, vie priveé des François. Tom III. p. 66.

Man hatte eine Menge Arten von Gewürzweinen. Die allgemeinsten waren der „Hippocras“ und der „Clarry“ oder „Claret.“ Der letztere findet sich in Bremischen Urkunden aus dem 15. Jahrhundert als ein damals bei den Rathsmahlzeiten gewöhnliches Getränk erwähnt. So schreibt im Jahre 1498 ein Camerarius in einem Verzeichnisse seiner Ausgaben etwas von „Clareten wyn unde ber“, welche Getränke die Rathsherren bei ihren Mahlzeiten getrunken hätten. Es war zu derselben Zeit, als man auch für die Tafel der Könige von England und anderer Könige „Clarry“ bereitete. Aber auch sonst scheint der „Claret“ viel in der Stadt nicht nur von den Raths-Apothekern, sondern auch von Privaten bereitet und von diesen zuweilen auch verzapft zu sein. In der „kündigen Rolle“ (Polizeiordnung) von 1489 wird geboten, daß man „Claereth“ nur im Rathskeller solle verzapfen dürfen. (Siehe den Artikel 37 und 38 bei Oelrichs, S. 660). Man machte ihn sowohl von Rheinwein als auch von anderen Weinen („von kurzen Weinen“ *). Man ließ den Wein, nachdem man ihm die Gewürze und den Zucker oder Honig beigemischt hatte, durch einen Sack laufen, um ihn so abzuklären, und davon soll er den Namen „claret“ („Vinum clarificatum“) erhalten haben. Er wurde daher auch wohl „Lautertrank“ oder „Lutertrank“ (der geläuterte Trank) genannt. Den „Hippokras“, der ganz ähnlich bereitet worden sein soll, habe ich in Bremen nicht erwähnt gesehen. Er ist, wie es scheint in Süddeutschland mehr in Gebrauch gewesen, während der Claret im Norden, auch in England und Schweden mehr üblich war. (Wehrmann, S. 87. Note). Im dem 17. Jahrhunderte ist von dem „Claret“ nicht mehr die Rede. Wenigstens im Bremer Keller nicht, wohl aber noch in den Apotheken, woher er ursprünglich kam und sich länger hielt. Auch trägt noch heutiges Tages ein hellrother Gewürz-Liqueur den Namen „Clairette.“ Deßgleichen werden noch heutiges Tages in einigen südlichen Departements von Frankreich und namentlich im Jura sogenannte „Clairet-Weine“ bereitet **). Der englische Name Claret für die Bordeaux-Weine scheint mit unseren Gewürzweinen nichts zu thun gehabt zu haben. Unser heutiger „Bischof“ ist noch wohl ein Abkömmling der alten „Lautertränke.“ Etwas in das Capitel der Gewürzweine Gehöriges mag auch der in den Papieren des Bremer Kellers zuweilen erwähnte „Bitterweyn“ gewesen sein.

Eine andere Art schon sehr alten Gewürzweins ist der sogenannte Alant-Wein, der am Rhein und anderswo von der „Alant-Wurzel“ bereitet wurde. Er erscheint als ein beliebtes Getränk schon im 15. Jahrhundert unter den in Danzig eingeführten Weinen, dort „Olant“ genannt. Auch in Bremen kann man ihn weit hinauf verfolgen, und er ist bis auf die neueste Zeit herab beständig vom Rhein für den Bremer Keller importirt und in demselben verkauft worden. Erst in den allerneuesten Weinlisten ist auch dieser Getränkerest aus dem Mittelalter verschwunden.

5. Bier.

Das erste und älteste künstlich bereitete und berauschende Getränk der Deutschen hat von den frühesten Zeiten her bis auf das 19. Jahrhundert herab, wie in andern deutschen Weinkellern, so auch in dem von Bremen seinen Platz neben den Weinen behauptet. Es war dafür ein eigener Raum im Keller vorhanden. Es wurde an einem eigenen Schenktisch (der „Bierlade“) verzapft. Auch hatten manche Personen z. B. die Weinherren eben so wie auf Wein, auf die Lieferung einer gewissen Quantität Bier aus dem Keller ein Anrecht.

Die im Bremer Keller herkömmlichen und beliebten Biersorten haben im Laufe der Zeiten wie die Weine sehr gewechselt.

*) Dieß geht aus dem oben erwähnten Artikel der K. R. hervor.

**) S. darüber G. Rawald „das Buch der Weine.“ Dritte Auflage. Hamm, 1863. S. 220.

In ältesten Zeiten gab es in Bremen nur einheimisches Bier, und dieses Bremer Bier war im 13. und 14. Jahrhunderte so gut und im Auslande so berühmt, daß es damals einen der vornehmsten Handelsartikel der Stadt bildete. „Fast in allen Seehäfen des Nordens sprach man von keinem anderen Bier als von dem Bremer“ *). Allein die Bremer Bierbrauer behaupteten sich nicht für die Dauer in diesem Range. Sie fingen an ihr Gerstenbier zu vernachlässigen, zu verdünnen und mit Haferbier (Havernbeer) zu vermischen. Sie verloren in Folge dessen ihre ausgebreitete Kundschaft und die Hamburger und Wismaraner traten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts mehrfach an ihre Stelle.

Das Hamburger Bier blühte vorzugsweise am Ende des 14. und im 15. Jahrhundert. Doch behaupten die Bremer Chronisten, daß es sich anfangs der Welt unter dem Namen „Bremer Bier“ habe empfehlen müssen, weil dieses den alten berühmten Namen hatte **). Bald aber trat es unter seinem eigenen Namen auf und erscheint dann auch in Bremen und namentlich im Bremer Rathskeller. „Die Hamburger wurden in Folge dessen von ihrem Bier so reich und so übermüthig, daß sie nun auch über den Rath und die Stadt Bremen hinaussteigen und auf den gemeinen Hansa-Tagen den Vorrang haben wollten, was sie in alten Zeiten vor der Verbesserung ihres Bieres nie beansprucht hatten“ ***).

Doch auch die Blühe des Hamburger Bieres dauerte, — wenigstens in Bremen — nicht lange. Denn schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts wird neben ihm das „Emsche“ oder „Eimbeckische Bier“ genannt. Dieses erlangte damals im Norden von Deutschland eine große Berühmtheit. Es wurde in verschiedenen Kellern vorzugsweise geschenkt, namentlich auch z. B. in dem Rathskeller zu Hildesheim, der davon noch heutzutage, (nach einer Mittheilung des Dr. Karl Seifart in Hildesheim), bei den Bauern der Umgegend „der Eimbsche oder Eimbeckische Keller“ heißt. In Bremen war seit 1450 „das ächte Eimbeckische Bier“ (neben dem „Geißmer Bier“) das einzige fremde Bier, welches in der Stadt verzapft werden durfte. „Auch soll Niemand“ so heißt es in der Bremischen Polizeiordnung von 1450, „fremdes Bier innerhalb unserer Stadt zapfen, es sei denn rechtes Eimbeckisches Bier und Gheysmer Bier. Wer das bringt und will das zu den Heiligen schwören, daß es Eimbeckisches oder Gheysmer Bier sei, dem will der Rath es zu verzapfen erlauben.“ Im Bremer Rathskeller wird im 16. Jahrhundert fast nur Eimbeckisches Bier genannt. Auch in Hamburg spielte das Eimbeckische Bier im 15. wie im Anfange des 16. Jahrhunderts eine große Rolle. Der dortige Rath allein durfte es in seinem Keller verkaufen. Auch hatte das berühmte „Eimbeckische Haus“, unter dem sich der Hamburger Rathskeller befand, davon seinen Namen. (S. darüber O. Beneke, Hamburgische Geschichten S. 310 und 311).

Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts wurde aber das Eimbeckische Bier seinerseits wieder von dem „Mindener Bier“ abgelöst. Im Jahre 1648 beschwerten sich die Bremer Bierbrauer beim Rathe über die starke Einfuhr des Bieres aus Minden. „Dieses Bier“, sagten sie, „wäre in der letzten Zeit so in Schwung gekommen, daß in der ganzen Stadt Bremen sonderbare (besondere) Schenken für dasselbe eingerichtet würden, selbiges auch bei ganzen Tonnen verkauft und keine Weinschenke ohne zugleich desselben Bieres Ausschenkung habilitirt würde. Die Zungen vieler Leute seien also fremd und verwöhnt worden, daß ihnen gleichsam kein einheimisches Manna mehr schmecken und keine Hochzeit ohne Mindener Bier mehr gelten wolle“ *). Der Senat von Bremen gab damals seinen Bierbrauern den sehr verständigen Rath, sie sollten selbst wieder wie ehemals so vorzügliches Bier brauen wie die Ausländer, dann würden sie mit den fremden Bieren wohl concurriren können, und habilitirte, dem herrschenden Geschmacke folgend, auch in seinem Rathskeller das beliebte Mindener Bier. Dasselbe behauptete sich darin 200 Jahre und war während des 17. und 18. Jahrhunderts fast die einzige Biergattung, die im Keller verschenkt wurde. Der Kellerhauptmann war angewiesen, es von dem besten Bierbrauer in Minden zu beziehen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurden jährlich für 5 bis 800 Thaler Mindener Bier im Keller verzapft. Später (im 18. Jahrhundert) kommt neben ihm zuweilen auch wohl der „Halberstädter Broihahn“ oder auch „Burgwedler Brühahn“ vor.

Das Mindener Bier oder, wie es gewöhnlich genannt wird, „Minder Bier“, ist bis auf die französische Zeit das eigentliche Rathskeller-Bier in Bremen gewesen. Jetzt führt man dort neben dem Weine überhaupt gar kein Bier mehr. Doch heißt bei den Beamten des Kellers noch heutiges Tages einer der Schenktische „die Bierlade.“

*) „Bremen hedde do alto grote neringe by der Zee van erem bere unde men ne wiste by den tiden by der Zee van anders nenen bere to seggende.“ Chronik von Rynesberch und Schene. In Lappenbergs Geschichts-Quellen des Erzstifts und der Stadt Bremen. Bremen 1841. S. 85.

**) Rynesberch und Schene l. c. S. 118.

***) Rynesberch und Schene l. c. S. 118.

*) Aus den Akten des Bierbraueramts auf dem Bremer Staats-Archive.

6. Branntwein.

Der Branntwein, der überhaupt erst seit dem 12. Jahrhundert durch die Araber, die ihn erfunden haben sollen, im südlichen Europa und seit dem 14. Jahrhunderte im nördlichen Deutschland bekannter wurde, ist natürlich in dem Bremer Keller jünger als Wein und Bier. Doch wird er seit der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Namen „Barnewyn“ oder „Bernewyn“ als ein in der Stadt schon übliches Getränk erwähnt. Er kommt, wie es scheint, zuerst in den Bremischen Polizeiordnungen vom Jahre 1489 vor. Es heißt darin, daß Niemand „Bernewyn“ verkaufen solle, es geschehe denn mit besonderer Erlaubniß des Rathes und nach Erlegung „einer Accise von zehn Marken“ (für das Faß?) In der Polizeiordnung von 1450, obwohl darin von anderen Getränken, (Wein, Bier ꝛc.) die Rede ist, wird der Branntwein noch nicht erwähnt, und man könnte daraus schließen, daß sein Consum damals noch keinerlei Bedeutung gehabt habe.

In dem Rathskeller selbst erscheint er auch schon wenigstens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Von da an verkaufte man ihn dort beständig neben dem Weine und Biere, bezog ihn jedoch ausschließlich vom Rheine und namentlich von Straßburg, das durch seine gebrannten Wasser berühmt war und noch heutzutage ist. Es werden, so viel ich weiß, keine andere als „Rheinische“ und insbesondere Straßburger Branntweine im Bremer Keller erwähnt. Doch war ihr Consum natürlich immer unbedeutend.

Diesen Erörterungen nach war also das Lager des Bremer Rathskellers, — um noch einmal die Resultate kurz zusammenzufassen, — von vornherein ein Lager von Weinen aus dem Rheingau. Rüdesheimer spielte stets die Hauptrolle. Moselweine waren seltener, fränkische Weine gar nicht darin vorhanden. Spanische und einige andere südliche Weine schlossen sich frühzeitig in geringen Quantitäten an die Rhein- und Moselweine an. Französische Weine wurden aber nie im Keller aufgenommen. Das älteste Bier war im Keller das Bremer, darnach kam das Hamburger, dann das Eimbecker und zuletzt das Mindener, das sich am längsten behauptete. Der Branntwein des Kellers kam fast nur aus Straßburg.

Ich wollte hier nur einige historische Notizen über die zu verschiedenen Zeiten modigen Gattungen von Getränken des Bremer Kellers vorbringen. Ueber die Art und Weise wie sie verhandelt und getrunken wurden, und über die dabei üblichen Sitten und vorkommenden Ereignisse, so wie über manche andere die berühmten Rathskeller-Weine Bremens betreffenden Dinge darf ich vielleicht später einmal mich auszusprechen versuchen.

---

* Ungedruckte Briefe aus dem Jahre 1812.

Die hier folgenden Briefe werden als ein kleiner Beitrag zur Geschichte der französischen Zeit, die ja heutzutage auf die vielfachste Art beleuchtet wird, nicht unwillkommen sein. Es sind Berichte, welche im Jahre 1812 zur Zeit des russischen Feldzuges von Paris aus an den Präfecten des von Napoleon gebildeten Departements der Wesermündung, Grafen Arberg, gerichtet wurden. Im gesetzgebenden Körper des französischen Kaiserreichs war damals das Departement durch die Abgeordneten Dr. Georg Gröning, Dr. Wilhelm Olbers, den berühmten Astronomen, und Dr. G. W. Ostermeyer, Präfecturrath von Verden, vertreten. Der letzte, von dem die meisten Briefe geschrieben und unterzeichnet sind, mußte eines Gichtleidens wegen Urlaub nehmen und nach Pyrmont gehen, worauf Gröning und Olbers die Berichte verfaßten. Wir lassen aus diesen Briefen alle Privatnachrichten fort.

Paris, den 8. Mai 1812.

Mein Herr Graf.

Schon glaubte ich Paris verlassen zu müssen, ohne den berühmtesten Monarchen der Welt gesehen zu haben, weil es am 5. allgemein versichert wurde, daß der Kaiser abreise. Aber am 6. des Abends erhielten wir nicht nur von dem Herrn Minister des Innern, sondern auch von dem Herrn Grand Chambellan Comte de Montesquiou die Einladung, uns am 7. um 11 Uhr Morgens zu St. Cloud einzufinden, um nach der Messe vorgestellt zu werden. Gegen 12 Uhr war in der Gallerie neben der Kapelle der Hof versammelt, und nur die Groß-Dignitairs und Minister gingen in die kaiserlichen Zimmer. Der Herr Grand Chambellan und der Herr Minister des Innern hatten uns über unser Verhalten instruirt.

Zuerst kam die Kaiserin mit ihrem Hofstaat, um nach der Kapelle zu gehen; sie grüßte sehr freundlich. Sodann unser großer Kaiser. Sein Blick war zwar heiter, jedoch sah er so aus als ein Mann, der die Nacht durchgearbeitet hat. Einige Herren des Hofes hatten die Artigkeit, mir an einem Fenster Platz zu machen, das dem Sitze des Kaisers und der Kaiserin ganz nahe war. Das jugendliche Ansehen der Kaiserin macht sie hübscher, wie die Portraits sind, welche ich sah. Der Kaiser ist stärker, wie ich mir ihn vorgestellt hatte.

Nach der Messe nahmen die Deputirten der drei neuen Departements den ihnen angewiesenen Platz ein, und der Herr Minister des Innern stellte sich an unsre Spitze. Se. Majestät näherte sich hierauf sehr freundlich und redete mit jedem von uns. Die an mich gerichtete Frage war, wer ich sei, woher ich wäre und welche Stelle ich sonst bekleidet habe? Den Herrn von Gröning erkannte der Kaiser aus seinen früheren Verhältnissen, und den Herrn Olbers frug er, ob er ein Observatorium habe und noch observire. Hiernächst sagte der Kaiser zum Minister des Innern, er möge uns versammeln und mit uns arbeiten.

So endigte sich diese für mich sehr merkwürdige Stunde; ich muß vermuthen, daß der Kaiser sofort abreiset, und zwar um so mehr als man bei Hofe laut davon spricht. Vielleicht ist er in diesem Augenblick schon fort. Der Herr Graf Montesquiou wird den Kaiser begleiten; ich glaube verstanden zu haben, daß der Herr Graf de la Place den Herrn Olbers hieher gezogen hat. Mündlich werde ich die Ehre haben, das Nähere darüber mitzutheilen.... G. W. Ostermeyer.

Paris, den 16. Mai 1812.

Mein Herr Graf.

.... Heute haben wir die erste Session gehabt, und ich ermangele nicht, Ihnen, mein Herr Graf, sofort eine generelle Nachricht über die ersten Ereignisse zu liefern. Zuvor muß ich bemerken, daß die Herren Minister uns allesammt erlaubt haben, ihnen Wünsche, die das Beste des Departements betreffen, vorzutragen, und daß nach dem Willen Sr. Majestät sodann jeder Minister befugt sei, entweder durch den Herrn Minister des Inneren als unseren Präsidenten renseignements von uns zu fordern oder auch uns zu sich zu berufen. Wir mußten unter uns einen Vicepräsidenten und einen Secretär erwählen. Herr von Gröning aus Bremen erhielt jene, und Herr Doormann aus Hamburg jene Charge. Sie sehen, mein Herr Graf, daß wir in dieser Lage über alle Gegenstände Vorstellungen einreichen können, die zum Besten des Departements gereichen. Ich wünsche sehnlichst, daß Sie die Güte haben mögen, mir bald die Materien bekannt zu machen, worüber wir sprechen sollen. Und damit Sie im Stande sind, über unsere Ansichten zu urtheilen, setze ich die Materien her, worüber wir beschlossen haben zu sollicitiren.

1. Verminderung der Summen der Grundsteuer. Mündlich haben wir schon bei den meisten Ministern darüber geklagt. Der Herr Finanzminister verlangt Vorschläge und will die Angabe des Flächeninhalts der cultivirten und uncultivirten Ländereien haben, welche wir uns von Ihnen, mein Herr Graf, ganz gehorsamst erbitten.

2. Unentgeltliches Enregistrement der Acten, die kein date certaine haben. Es ist eine Stimme darüber, daß das Enregistrement des Departements zu viel genommen habe; ja man sagt, daß die erhobenen Gebühren gegen das Gesetz wären und herausgegeben werden müßten.

3. Entfernung der Douaniers aus Bremen.

4. Vermehrung des Gehalts der Friedensrichter.

5. Auszahlung der Pensionen an die hannöverischen Militairs.

6. Regulirung des Schuldenwesens der ehemaligen Landschaften und der Stadt Bremen.

7. Bitte, die Gemeinheitstheilungen und den Anbau zu befördern.

Die Herren von Gröning und Olbers tragen mir ihre Respects-Versicherung auf, und ich bin........

G. W. Ostermeyer.

Paris, den 4. Julius 1812.

.... Der Herr General St. Cyr hat, wie ich höre, das Reglement wegen des Fischfanges schon publicirt. Es ist so beschwerlich für unsre Fischer, daß sich wahrscheinlich wenige finden werden. Der Herr Marine-Minister gesteht dieses selbst und hat uns gestern rathen lassen, eine Abänderung bey dem Herrn G. St. Cyr nachzusuchen. Zum Exempel: nach dem kaiserlichen Decrete können die Holländischen Fischer (ich glaube) 8 Tage in See bleiben, aber die des Hanseatischen Departements sollen nur vom Morgen bis Nachts 1 Uhr ausbleiben dürfen und die Weite eines Kanonenschusses nicht übergehen. Wie sonderbar, da Holländische und unsre Fischer an mehreren Orten von ein und demselben Sammelplatze auslaufen!!! Ew. Excellenz glauben, daß jetzt gleich eine Nachsicht gegen unsre Fischer, und nach Verlauf einiger Zeit eine Abänderung des Reglements bewirkt werden könne. Wir werden jetzt hin und wieder mit Gesuchen aus dem Departement beehrt, die gar nicht vorzutragen stehen, und wenn wir noch lange hier bleiben, so werden unsere Papiere zu einer kleinen Registratur anwachsen.

G. W. Ostermeyer.

Paris, den 19. Julius 1812.

.... Einige erfreuliche Folgen haben unsre Wünsche schon hervorgebracht. Es ist uns bekannt gemacht: 1) daß die extraordinairen Kriegesfuhren aufhören, oder im Fall da sie gefordert würden, bezahlt werden sollen. 2) Daß das Enregistrement die widerrechtlich gehobenen 4 Procent von den Meyergefällen herausgeben solle. Der Herr Präfect des Oberems-Departements hat erst in diesen Tagen seine Arbeiten wegen des Culte eingeschickt; aber dabei keine bestimmten Vorschläge geliefert, sondern auf Commissionen angetragen, die Alles an Ort und Stelle reguliren. Dieserhalb sind Ihre Vorschläge und die des Elb-Departements zur Basis angenommen. Die Commission hat auch für die Protestanten um einen Director gebeten, der hier residire und ein protestantischer Staats-Rath sein möge. Die Bauherren der Kirche Notre Dame in Bremen sind mit einer Bitte eingekommen, nicht diese Kirche, sondern St. Martini zur katholischen Kirche zu bestimmen; ich habe meine Herrn Collegen gebeten auf dieses Ge-

such nicht hinein zu gehen, weil es mit Nichts unterstützt ist, indem nicht einst der Herr Maire die Wahrheit ihrer Gründe untersucht noch bezeugt hat. Da Se. Majestät mehrere Tage in Wilna das Hauptquartier gehabt haben, so hoffe ich, daß von daher die Erlaubniß unsrer Abreise kommen werde. Der junge Olbers arbeitet im Ministerio des Innern. Es scheint, er gebe sich viel Mühe.

G. W. Ostermeyer.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Hannovers Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813. Von B. Jacobi. — Zur Geschichte der Kriege zwischen den Römern und Deutschen in den Jahren 11 vor bis 16 nach Chr. Von M. F. Essellen. — Frankfurts Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376 bis 1519. Von J. Janssen. — Handbuch der praktischen Politik. Von H. Escher. — Dionysius und Aristoteles. Von H. Sauppe. — Ueber den sicilianischen Ackerbau. Von W. Sartorius von Waltershausen. — Monumentale Baustile mit Bezug auf Religion und Staat. Von F. Lindgren. — Balthasar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens im 17. Jahrhundert. Von E. Oelze.

* Literarische Notizen. Am 6. Mai starb in Lübeck der Schriftsteller Paul Julius Wilcken im Alter von etwas über vierzig Jahren. Er war Offizier in hanseatischen Diensten und seit einiger Zeit pensionirt. Wilcken führte außer dem Schwert auch die Feder, und zwar mit großer Liebhaberei. Er hatte ein nicht unbedeutendes Talent, welches sehr leicht und flüssig war, von ihm selbst aber und guten Freunden, wie das so häufig geschieht, unendlich überschätzt wurde; er konnte sich nicht entschließen, durch ernste Studien eine solide Grundlage für dichterisches Schaffen sich selbst zu bereiten. Zu Anfang der Vierzigerjahre als Offizier in das Bremer Contingent tretend, wurde er zugleich Journalist, ließ eine Sammlung lyrischer Gedichte drucken und schrieb mehrere Dramen, von denen eins, Friedrich und Katt (die Jugendgeschichte Friedrichs des Großen) nicht ohne Geschick gemacht, aber doch von geringem Werthe war. Es folgten zwei andere Stücke, welche wie jenes auf die Bühne gelangten, aber gleich wieder verschwanden. Die einzige Schrift von etwas höherer Bedeutung, welche er verfaßt hat, war eine Reihe von Bildern von der deutschen Flotte aus dem Jahre 1849. In den letzten Jahren hat er eine Anzahl von Romanen in rascher Folge drucken lassen. Es war zu bedauern, daß er weder tüchtige Vorarbeiten noch sorgsame Feile für nothwendig hielt. — Der erste Band von der neuen Gesammtausgabe der Werke Julius Mosens ist vor einigen Tagen von Hannover aus, wo der Druck erfolgt, expedirt worden; eine nicht geringe Arbeit, da die Subscription auf die Ausgabe große Dimensionen angenommen hat. Eine rasche Weiterentwicklung des acht Bände umfassenden Unternehmens ist durch den Eifer des Verlegers, Ferdinand Schmidt in Oldenburg, verbürgt. Mosen ist hoch erfreut durch die Liebe, welche ihm in der zahlreichen Betheiligung des Publikums entgegentritt. Am 19. April gab man in Oldenburg noch einmal sein Trauerspiel „Herzog Bernhard von Weimar.“ — Professor Burmeister aus Halle lebt seit anderthalb Jahren in Buenos-Ayres, leitet das dortige Museum und beschäftigt sich hauptsächlich mit der Angelegenheit artesischer Brunnen. Um den Beginn von 1863 hoffte er eine Reise nach Corrientes und in die Missionen machen zu können.

* Ferdinand Stegmayer †. Aus den Wiener „Recensionen“ erfahren wir, daß am 6. Mai der in der musikalischen Welt bekannte Kapellmeister Ferdinand Stegmayer im Alter von 59 Jahren gestorben ist. Das erwähnte Blatt widmet ihm folgenden Nachruf: „Vorgestern ist ein Mann begraben worden, dem Alle, die ihn näher gekannt, das Zeugniß eines guten Menschen und eines echten Künstlers geben können. Ferdinand Stegmayer, von frühester Jugend auf in Musik lebend und wirkend, als Spieler, Lehrer, Componist und Dirigent, war schon in seiner Jugend in Oesterreich, seinem Heimathlande, musikalisch thätig, wenn auch nicht in hervorragender Weise. Ein frisches Talent, schnelles Verständniß, reiche, überströmende Einbildungskraft und eine glühende Begeisterung waren ihm gewährt, dagegen aber die kluge Berechnung und der ordnende Sinn des Praktikers seiner Natur versagt, die auch nicht durch seine Bildung zur Lösung höherer Aufgaben vorbereitet wurde. Unstäten Sinnes, verläßlich nur im Punkte ehrenhafter Uneigennützigkeit und künstlerischer Begeisterung, wanderte er, oft rath- oder hülflos, doch fast immer wohlgemuth von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, von Amt zu Amt. Ueberall machte er sich schnell alle diejenigen zu warmen Freunden, die in ihm entweder den gemüthlichen Kunstgenossen oder den musikalisch begabten und musikbegeisterten Führer kennen lernten. Doch ermüdete er die Freundschaft bald durch sein derbes Wesen, dessen Humor die Rücksichten der Lebensart nicht kannte und nicht leicht Jemandem zu Gefallen eine unangenehme Meinung zurückhielt; er ermüdete sie ferner durch die Unzuverlässigkeit, mit der er, seines eigenen Vortheils vergessend, die täglichen Pflichten seines Dirigenten- oder Lehramtes versah — oder nicht versah. Das alte Musikantenthum mit seinen Glanz- und Kehrseiten steckte ihm in allen Gliedern. Das geschniegelte „Tonkünstlerwesen“ mit der Honiglippe und dem neidischen Seitenblick, mit dem Firniß der Halbbildung über der Gesinnungsgemeinheit, war dem guten Stegmayer ein Gräuel, und mit schwerer Ueberwindung bequemte er sich mancher Nothwendigkeit des Lebens an. Diese Art zu sein und sich zu geben hat ihm oft geschadet und ihn um manchen Vortheil und äußere Ehre gebracht; seinem Andenken und der Achtung, die ihm jetzt in's Grab folgt, thut sie keinen Abbruch. Von Leipzig aus, wo Stegmayer als Theaterkapellmeister engagirt war, nachdem er früher bereits verschiedene Stellungen eingenommen hatte, unt. And. in Bremen während der Dreißigerjahre, kam er Ende 1848 nach Wien als Operndirigent in der Josefstadt unter Director Stöger, dessen Unternehmung jedoch bald in die Brüche ging. Damals wurde Stegmayer zum Chormeister des Wiener Männergesangvereins gewählt und brachte als solcher die Mendelssohn'sche Musik zu „Antigone“ und „Oedipos“ zur Aufführung. Nebenbei gab er Gesanglektionen, kam in den fünfziger Jahren als Professor des Männergesangs an das Conservatorium, wo er die Chorübungen leitete und der damaligen Direction die Gründung eines Vereines für gemischten Chor vorschlug. 1855 dirigirte Stegmayer im Musikvereinssaal die Aufführung von J. Hager's Oratorium „Johannes der Täufer“ und leitete zu jener Zeit auch bei den „Gesellschafts-Concerten“ die Chöre. Mittlerweilen verließ er seine Stellung und gründete 1858 im Vereine mit Anderen die Singakademie. Mit der Gründung dieses der „Belebung und Förderung echten Kunstsinnes durch Uebung und Aufführung der gediegensten Chorwerke älterer und neuerer Meister“ gewidmeten Institutes hat Stegmayer sich ein geschichtliches Verdienst um die Wiener Musikzustände erworben; aber es war ihm nicht gegönnt, das Institut, dem er doch mit begeistert stolzer Hingebung anhing, auf jener Höhe zu erhalten, wohin es sich Anfangs unter seiner Führung aufgeschwungen. Die Unregelmäßigkeit seines Wirkens, welches zwischen begeistertem Aufschwung und grollender Entmuthigung keine Mitte fand, war gerade da, wo es sich um das Zusammenhalten leicht zerstreuter Dilettantenkräfte handelte, unheilvoll, wenn auch vielleicht selten Jemand in dem Grade wie Stegmayer die Gabe der Anfeuerung, der Steigerung der ihm unterstehenden Kräfte besaß. Desgleichen in musikalischer Beziehung: so unvollkommen (ja oft verwirrend) sein Taktgeben war, so verständnißvoll war sein Einstudiren derjenigen Werke, die er selbst mit Liebe in sich aufgenommen hatte, so künstlerisch beseelt seine Führung im entscheidenden Momente vor dem an ihn gewöhnten Körper. Im Jahre 1862 brachte er die Aufführung der Bach'schen „Matthäus-Passion“ zu Stande, — die letzte und schönste künstlerische Leistung seines bewegten Lebens. Seitdem kränkelte er physisch und moralisch, — künstlerisch hatte er ausgelebt. Umsonst aber hat er nicht gelebt, trotz seiner Fehler hat er der Kunst treuer gedient als viele seiner glücklicheren Fachgenossen, — sein künstlerisches Gewissen war fein besaitet, er hat manche Höhe nicht erreicht, weil er sich nicht bücken und nicht drücken konnte noch wollte. In diesem Sinne vor Allem darf das musikalische Wien seiner mit Achtung gedenken. Man hat ihn oft verkannt, — aber nicht umsonst sagt der Dichter: „Nur das Gemeine verkennt man selten. — Und das Seltene vergißt man schwerlich.“

Ausstellung von Oelgemälden.

* Bremen, 13. Mai. Die Düsseldorfer Schule bietet uns, außer den schon besprochenen, noch eine große Anzahl mehr oder weniger vorzüglicher Genrebilder, die sämmtlich einer eingehenden Kritik werth wären; wenn uns der gegebene Raum nicht die Pflicht auferlegte, nur noch wenige zu bezeichnen. Da sind es denn zunächst drei Bilder von Joseph Fay, die besonders durch Schönheit in der Composition, Kraft im Colorit und Vollendung in der Ausführung vortheilhaft auffallen. Aber Fay gehört nicht eigentlich mehr der Düsseldorfer Schule an, sondern der französische Einfluß hat ihn zu seinem Vortheil vollständig aus dieser herausgerissen und ihn zum Coloristen gemacht. Es ist eine Wahrnehmung, die allerdings nicht mehr neu ist, die sich aber leider immer wieder von

Neuem hervordrängt, wenn man viele Bilder dieser Schule zusammen sieht, daß die Düsseldorfer alle aus einem Topf malen, oder daß sie immer noch die akademische Palette heilig halten, die ihnen genau ihre Farbe und deren Mischung vorschreibt; hierin gleichen sie ganz den Mönchen auf dem Berge Athos, die noch heut ganz nach demselben Canon arbeiten wie ihre Vorfahren vor 1100 Jahren. Begegnet man unter ihnen einmal einem Bilde von schöner harmonischer Farbenwirkung, dann kann man auch sicher sein, daß Einfluß von außen die Ursache ist. Von H. Becker haben wir ein Bildchen hier: „badendes Mädchen“, welches vorzüglich durch feines Colorit und vortreffliche Ausführung beachtenswerth ist. Siegert trifft in seinem Bilde „der Feiertag“ durch Farbe und tiefe Empfindung ganz vorzüglich die echte Feiertagsstimmung, während er in seiner „Bewirthung einer armen Familie“ seine scharfe Naturbeobachtung vortrefflich zum Ausdruck bringt. Ein Bild von größeren Dimensionen und reicher Composition haben wir noch in W. Hahn's „Mecklenburg Strelitzer Brautfahrt“ vor uns. Durch Mannichfaltigkeit in den Motiven und leichte Behandlung bei fein durchgebildeter Charakterisirung macht dies Bild einen sehr angenehmen Eindruck. Ein vielversprechendes Talent bezeugt K. Webb in seinem Bilde „auf Urlaub.“ Eine Gesellschaft von Bauern horcht mit gespanntester Aufmerksamkeit einem, seine Abenteuer erzählenden Soldaten, dem man es ansieht, wie sehr er auf Kosten seiner gläubigen Zuhörer renommirt. Die Charaktere sind offenbar der Natur abgelauscht, sonst könnte das Ganze nicht einen so wahren Eindruck machen. Ein schönes Bild ist noch das von G. Bergmann, „ein Ziegenhirt erzählt die Sage von einer alten Burg“, nur finden wir die Behandlung etwas gar zu weichlich. Von trefflich komischer Wirkung ist Oppenheim's „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.“ Ein alter Schuster glaubt sich von seiner Ehehälfte unbeachtet und nimmt sich die Freiheit, in der Ecke von verbotener Frucht zu kosten, doch der verrätherische Spiegel zeigt sein Beginnen seiner wachsamen Frau, über deren Zornesausbruch der Lehrbursche sich herzlich freut. Dieser Junge ist so vortrefflich, daß man in seinem Gesichte das ganze häusliche Donnerwetter ahnt, das hinter ihm zum Ausbruche kommen wird. — Die Münchener und Berliner Maler haben sich im Gegensatz zu den Düsseldorfern schon so sehr vom akademischen Schema emancipirt, daß man kaum noch von Schule sprechen kann; sie gehen bei weitem mehr ihre eignen Wege und bringen dadurch eine viel größere Mannichfaltigkeit in den Motiven, Freiheit in der Zeichnung und im Colorit hervor, als wir es bei jenen finden.

Das „Violinsolo“ von F. Dürk erinnert z. B. viel mehr an Murillo als an irgend welchen Schulbegriff. Der Junge ist so prächtig charakterisirt und streicht seine Geige so verzweifelt, daß man das Heulen des Hundes und das Geschrei der Hühner zu hören glaubt. H. Rhomberg's „enger Stiefel“ ist eins der gelungensten Genrebilder. Der Alte, der sich vergeblich anstrengt den zu engen Stiefel anzuzwängen, ist so durch und durch fein gezeichnet und charakterisirt, wie man es nur wünschen kann, und doch weiß man nicht, ob der Schuster, der in der festen Ueberzeugung von seinem gelungenen Meisterstück mit der größten Gleichgültigkeit eine Prise nimmt, nicht noch besser ist. Ein Bild voll heiteren Humors sind „die sieben Schwaben in der Schmiede“ von P. Baumgartner, nur wirkt es durch die Behandlung der Nebensachen etwas unruhig, deren Unterordnung auch bei einem Genrebilde sehr nothwendig ist. Kräftig im Colorit ist C. Willichs „Zigeunerin“, während „der zerbrochene Krug“ etwas matt in der Farbe, aber voll trefflichen Humors ist. — Für den „Auswandrer“ von J. Petzl können wir uns trotz mancher Vorzüge nicht sehr begeistern; er ist gar zu absichtlich in Composition und Farbe. Julius Schrader zeigt uns in einigen Bildern seine Bravour im Colorit und Auftrag, und während er im „lauernden Bravo“ sich bis zur unangenehmen Häßlichkeit steigert, sind seine „italienischen Kinder vor einem Votivbilde betend“ so rührend tief empfunden, so echte Kinder, daß wir sie unserm Landsmann Meyer dringend als Muster empfehlen möchten. Ein ernstes Streben nach Charakteristik, kräftigem Colorit und flotter Technik bekunden die „Waisenkinder auf der Wanderung“ von H. Wolfram, einem Schüler Schraders. Treffliche Bilder sind noch der „Sclavenmarkt“ von F. Wagner, „der schwarze Mann kommt“ und „nach dem Spaziergange“ von H. Kretzschmer, „die kleinen Kinder“ von J. Weyde, „ängstliche Erwartung“ von W. Steinhäuser, „der alte Mönch“ von C. Hampe und besonders „die Kapuzinerpredigt“ von K. Becker, die sich wieder durch Colorit und Charakterisirung auszeichnet. — Die Niederländer sind verhältnißmäßig weniger vertreten, als man bei ihrer Produktivität und ihren sonstigen Vorzügen erwarten sollte. Die besten unter den hier vorhandenen Bildern sind wohl H. ten Kate's meisterhaft behandelte „gefangene Spione im Verhör“ und „Wirthshausscenen“, dann H. J. Schaefels' „Scene in einem Park“, welche lebhaft an Rubens' Liebesgarten erinnert.

Replik.

Geehrte Redaktion!

Gestatten Sie mir, statt weiterer Ausführungen über „die Stellung der Israeliten im deutschen Staatsleben“, Ihnen hier eine Aeußerung Robert's von Mohl darüber zu bringen, der als staatswissenschaftliche Auctorität ersten Ranges in Deutschland mit seinen Ansichten doch gewiß nicht ohne Weiteres bei Seite gesetzt werden kann. Derselbe sagt (Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften) Bd. II. S. 322: Schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war Dohm (Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. I. II. Berlin, 1781—83) gegen die alten barbarischen Bedrückungen zu Felde gezogen, und hatte für seine Vorschläge zur größeren bürgerlichen Gleichstellung der Juden vielen Anhang gewonnen. Etwas später hatte Scheppler (Ueber die Aufhebung des Judenleibzolles. Hann., 1805) namentlich eine ebenso erniedrigende als unerschwingliche Abgabe, welche vorzugsweise auf die ärmeren Juden fiel, gebrandmarkt. Auch waren namentlich die beiden großen deutschen Staaten mit einigen Erleichterungen, besonders mit Aufhebung dieses Leibzolles, vorangegangen; und hatte sodann die französische gleichstellende Gesetzgebung vielfache, mehr oder weniger vollständige Nachahmung gefunden. Endlich war selbst in die Bundesakte unter den gar wenigen Bestimmungen über staatsbürgerliche Rechte ein gemeinsames deutsches Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Juden in Aussicht gestellt worden. Da trat dann wieder ein Rückschlag ein, sowohl in der Gesetzgebung mancher Staaten, als in der Literatur. Er war nicht sowohl durch religiöse Unduldsamkeit veranlaßt, als durch Abneigung gegen die besondere Art und Lebensweise, Haß gegen Wucher und Schacher, Besorgniß vor größerer und unehrlicher Betriebsamkeit, staatliche Bekämpfung einer fremdartigen festgeschlossenen Nationalität. Von Rühs und Fries im Jahre 1816 begonnen, spannen sich die Angriffe gegen eine vollständige rechtliche Gleichstellung der Juden fort und fort, bei besonderen Veranlassungen immer wieder stärker hervortretend, und nicht selten von Männern geführt, welche man sonst nicht in den Reihen der Unfreisinnigen zu sehen gewohnt war. Natürlich vertheidigten sich die Juden, suchten das bereits Gewonnene zu erhalten, das noch Fehlende zu erlangen, vielfach dabei auch von christlichen Schriftstellern unterstützt. Und noch ist voraussichtlich der Kampf nicht geschlossen, indem auch gegen den im Jahre 1848 anscheinend vollkommen errungenen Sieg der Juden später manchfach, wenn schon abgeschwächter, wieder eine Reaction eingetreten ist. Es ist leicht, sich die Gründe und Gegengründe der beiden Partheien zu denken; schwer aber, ein richtiges Urtheil über die Sache und über die Schriften zu fällen. Auf abstrakt humanem Standpunkte muß freilich den Forderungen und Beschwerden der Juden in dem vollsten Umfange Recht gegeben werden. Allein für den Staatsmann, welcher die Verhältnisse zu nehmen hat, wie sie sind, und nicht wie sie sein könnten und sollten, und den nicht Ausnahmen über die Regel verblenden dürfen, sind doch wohl eine zähe, engeverbundene, fremdartige Nationalität, vielfach verschiedene Grundanschauungen vom Leben und seinen sittlichen Trägern, eine nicht wünschenswerthe Richtung der Thätigkeit, gegründete Veranlassungen zu Zweifeln und Zögerungen, wo es sich — versteht sich, nicht von menschlichen und bürgerlichen Rechten — aber von einer vollständigen Einfügung in das staatliche Leben handelt. Jeden Falles hat die Literatur ihre Pflicht erfüllet, wenn sie Gründe und Gegengründe wohl erwogen hat. Die einstige Ordnung der Frage im Leben ist dadurch tüchtig vorbereitet worden.“ Sie sehen wohl daraus, daß ich mit meiner Auffassung der Frage keineswegs allein stehe; ein Staatsorganismus folgt seinen eigenen Lebensbedingungen; und wenn einerseits nicht abzusehen ist, warum die Israeliten in Deutschland noch ferner durch die Jahrhunderte hin ihre altasiatischen Erinnerungen fortführen, die ja doch zu keiner neuen Kulturentwicklung hinleiten konnen, so ist es andererseits klar, daß der deutsche Staat fremde Elemente nicht als politisch gleich berechtigt in sein Gefüge aufnehmen darf, welche für sich eine besondere nationalreligiöse Gliederung beibehalten. Die Israeliten verlieren Nichts bei ihrem unbedingten Uebertritt in's deutsche Leben. Sobald derselbe erfolgt, kann der Staat, unbekümmert um den alten Unterschied von Ariern und Semiten, den einzelnen Israeliten unbedingt als Vollbürger anerkennen; allein bei der dauernden nationalreligiösen Sondergliederung der Israeliten unter sich, die außerdem weit über die Grenzen des Staates hinausgeht, darf er ein solches Zugeständniß im eigenen Interesse nicht machen. Die Frage ist eine politische; und die Emancipation liegt in den Händen der Israeliten selber. In einer erblichen Monarchie kann freilich in Deutschland der Fall nicht eintreten, daß ein Israelit als solcher zum Träger der höchsten Staatsautorität werde; in einer auf Wahlen gegründeten Bürgerrepublik ist das möglich, sobald ihre jüdischen Einwohner vollberechtigt sind; dann nähme jedoch ein Mann an der Staatsmacht Theil, der außerdem noch in einem anderweitigen fremd nationalen Verbande außerhalb des Staates steht.

Wilh. Kiesselbach.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 21. Bremen, 24 Mai. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* August Hermann Francke.

Von J. W. Schaefer.

Die ersten Tage des Frühlings brachten uns die Säcularfeier der Geburtstage zweier ausgezeichneten deutschen Männer, die neben den Besten, deren Andenken man bei ähnlichen Anlässen gefeiert hat, in dankbarer Erinnerung der Nachwelt fortzuleben verdienen. Am 21. März waren es hundert Jahre, daß Jean Paul geboren wurde; hundert Jahre früher, am 22. März 1663, ward uns August Hermann Francke geschenkt. Freilich blieb die Feier ihres Gedächtnisses auf kleine Kreise beschränkt, da sie in einer Zeit, welche alle höheren Segnungen für die Menschheit von politischen und national-ökonomischen Fortschritten erwartet, nicht geeignet waren die Wogen der Beredsamkeit in Bewegung zu setzen. Gleichwohl wer hat inniger, als diese beiden Männer, sein Volk geliebt? wer hat ein tieferes Verständniß seines innersten Lebens und seiner Bedürfnisse gehabt? wer hat sein Zeitalter mächtiger ergriffen und für das Edelste begeistert? Außer den von J. Paul's Schwiegersohn Ernst Förster herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dessen Leben, deren Mittheilungen aufs neue dem tiefen Gemüth des Dichters das schönste Zeugniß reden, ist auf Veranlassung seiner Säcularfeier keine Schrift über ihn erschienen. So wechseln die Stimmungen und Sympathieen mit wenigen Generationen! Vor einem halben Jahrhundert war kaum ein Dichtername gefeierter als der seine; er stand in den Herzen der Besten seines Volks als ein Ebenbürtiger neben den weimarischen Dioskuren, über denen man jetzt die mitstrebenden Zeitgenossen mehr und mehr vergißt. Noch erwartet er einen Biographen, der seiner würdig ist.

Das Andenken Francke's ist von den Vorstehern der Anstalten, die sein rastloses Wirken ins Leben rief und in denen sein Geist noch heute fortwaltet, durch eine ausführliche „Festschrift“ (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses) erneuert worden. In dem lebhaften Interesse, das sie uns beim Lesen eingeflößt hat, finden wir eine Veranlassung, mit kurzen Worten — mag auch Manches, was schon allgemeiner bekannt ist, dabei berührt werden — auf jenen seltenen Mann hinzuweisen, der als ein hellglänzender Stern über einem erschlafften Geschlechte, frisches Leben weckend, emporstieg und auch unserm Zeitalter noch vorleuchtet, wo sowohl die Wortführer politischer Parteien als die in todten Satzungen verknöcherten orthodoxen Theologen zu vergessen scheinen, daß der Mensch weder durch bloße Formen für das Göttliche begeistert wird, noch auch vom Brode allein lebt.

„Es ist nicht genug, daß ein Studirender gelehrt werde, sondern ein rechtschaffenes Wesen im Christenthum muß ihm zum Grunde liegen; eben so ist's aber auch nicht genug, daß ein Lehrer fromm sei, sondern er muß eine gründliche theologische Wissenschaft haben.“ Mit diesen Worten hat Francke ausgesprochen, was die Richtschnur seines theologischen Studiums und seines Wirkens ward. Ein gründliches Wissen eignete er sich während seiner Studienjahre auf den Universitäten Kiel und Leipzig an. Allein ihm genügte nicht der kalte Formalismus theologischer Gelehrsamkeit, mit der sich damals wie zu anderen Zeiten die Orthodoxie mit den Anforderungen der Kritik und mit den Bedürfnissen des nach religiöser Erwärmung verlangenden Gemüths abzufinden wußte. Die Anregungen, welche Spener gegeben hatte, waren für die jüngeren Theologen nicht verloren gegangen. Man ward inne, daß es über der correcten Rechtgläubigkeit noch ein höheres, lebendiges Christenthum gebe, und daß dies unmittelbar aus der Bibel als der reinsten Quelle und damit zugleich aus der zu religiösem Leben erweckten Seele zu schöpfen sei. Francke gründete als junger Docent an der Universität Leipzig in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden das collegium philobiblicum, einen Verein, der das Lesen und die damals auf Universitäten sehr vernachlässigte Erklärung der Bibel sich zur Aufgabe machte. In diesem Sinne begann er auch Vorlesungen zu halten. Den Angriffen, denen er, als der Zulauf der Studirenden sich mehrte, von Seiten der älteren Professoren der Theologie ausgesetzt war, wurde er bald durch eine Reise nach Lübeck, seiner Vaterstadt, entzogen, von wo ihn eine Berufung als Diaconus der evangelischen Augustinergemeinde nach Erfurt führte. Der Erfolg, den er hier in gleichem Maße hatte, erregte die Eifersucht seiner theologischen Gegner, denen die Ungunst, in der Francke bei der katholischen Regierung Erfurts stand, zu Hülfe kam. Er wurde wider alles Recht abgesetzt und aus der Stadt verwiesen. Allein diese unerwartete Wendung seines Schicksals war zu seinem Heil. Nach einigen Monaten erfolgte seine Ernennung zum Prediger in der Vorstadt Glaucha bei Halle und zum Professor der orientalischen Sprachen an der daselbst zu gründenden Universität. Im Beginn des Jahres 1692 betrat er den Schauplatz seiner umfassenden Wirksamkeit, deren Erfolge er noch nicht ahnete.

Die Gemeinde, in die er eintrat, war von seinem Vorgänger sehr vernachlässigt und geradezu verwildert; außerdem herrschte

große Armuth. Statt ihn zu entmuthigen, dienten diese Zustände nur dazu, seine Anstrengungen zu spornen, und darin konnten ihn auch die Angriffe der Geistlichkeit, welchen er bald nach seiner Ankunft in Halle ausgesetzt war, nicht irre machen. Die Herzen wandten sich ihm mehr und mehr zu. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Religionsunterricht der Jugend. Je tiefer er in dieser Hinsicht das Bedürfniß erkannte, desto mehr sann er auf Mittel ihm abzuhelfen, desto mächtiger ward das Verlangen, die heilende Hand anzulegen.

Es war Brauch, daß sich Donnerstags jeder Woche vor seiner Thür die Armen versammelten, die ihn um eine Gabe ansprechen wollten. Lange Zeit hindurch hatte er alsdann Brod unter sie austheilen lassen, bis ihm einstmals — es war zu Anfang des Jahres 1694 — der Gedanke kam, sie in sein Haus treten zu lassen und die Gelegenheit zu benutzen, zugleich ihr geistiges Bedürfniß zu befriedigen. Er ließ die Aelteren auf die eine, die Jüngeren auf die andere Seite treten und hielt mit diesen, während jene nur zuhörten, ungefähr eine Viertelstunde lang eine Katechisation, mit einem Gebete schließend, worauf er die Gaben austheilte. Seitdem wurde es allwöchentlich so gehalten. Er erschrak über die Unwissenheit, in der die Kinder aufwuchsen, und suchte zu helfen. Für mehrere Kinder bezahlte er ungeachtet seiner geringen Geldmittel das Schulgeld; aber es wurde häufiger auf anderweitige Weise verthan, als zu dem Zwecke verwandt, wozu er es gab. Einen eben so schwachen Fortgang hatten seine Sammlungen, mittelst deren er der Noth der Armen zu Hülfe kommen wollte. Im folgenden Jahre befestigte er eine Büchse an seiner Wohnstube, um zu milden Gaben aufzufordern. Anfangs wurden nur von Zeit zu Zeit Kleinigkeiten eingelegt. Nach einem Vierteljahre fand sich eine unverhoffte Gabe einer mildthätigen Frau — 7 Gulden auf einmal. Als Francke diese in die Hände nahm, rief er freudig aus: „Das ist ein ehrlich Capital! Davon muß man etwas Rechtes stiften. Ich will eine Armenschule damit anfangen.“ Er begann sie einzurichten. Die milden Beiträge mehrten sich. Schon im ersten Sommer erhielten gegen sechzig Bettelkinder Unterricht. Bald wurde die Pfarrwohnung zu enge; man mußte Zimmer im Nachbarhause hinzumiethen. Der Keim war vorhanden, aus dem Großes emporwachsen sollte.

Francke's Blick richtete sich auf die Waisenkinder, für deren Pflege und Unterricht wenig oder gar nichts geschah. Ein Freund hörte von seiner Absicht und schenkte 500 Thaler. Im Vertrauen, daß Gott weiter helfen werde, begann er mehrere der hülfsbedürftigsten Kinder bei rechtschaffenen Leuten unterzubringen. Reichliche Geschenke folgten schon im nächsten Winter. Francke kaufte nunmehr des Nachbarhaus, zunächst für die vergrößerte Armenschule; nach und nach wurde es der erste Sitz fast aller seiner Stiftungen.

Noch im Laufe desselben Jahres bot sich eine Veranlassung zu einer Anstalt, aus der nachmals das Pädagogium erwuchs. Eine adlige Wittwe verlangte von Francke Hauslehrer für mehrere Kinder. Da er niemand fand, den er zu dieser Stelle empfehlen konnte, so erbot er sich die Kinder nach Halle zu nehmen und unter seiner Leitung erziehen zu lassen. Er ließ ihnen durch Studirende Unterricht ertheilen und gab Anweisung zu der Lehrmethode. Anfangs wohnten sie noch unter verschiedenen Aufsehern zerstreut, bis man sie in einem Gebäude vereinigen konnte, als die Anstalt unter dem Namen Pädagogium im Sommer 1696 organisirt und eröffnet wurde.

Neben der Armen- und Waisenschule bildete sich zugleich eine Bürgerschule, und da diese rasch anwuchs, so ward 1697 auch eine lateinische Schule eingerichtet für Kinder, welche studiren wollten. Indem Francke Studirende zu Lehrern heranzog, wurde seine nach allen Seiten Hülfe spendende Thätigkeit für diese mehr und mehr angeregt: er stiftete einen Freitisch für arme Studenten. Der Erfolg war so groß, daß im Sommer 1697 an diesem schon 42 Studirende gespeist wurden.

Im Laufe desselben Jahres beschleunigte die rasche Zunahme der Waisenschule den Entschluß, ein eigenes Waisenhaus zu bauen. Da die holländischen Waisenanstalten wegen ihrer guten Einrichtungen bekannt waren, so erhielt Neubauer, der bisherige Aufseher der Kinder, den Auftrag nach Holland zu reisen und dort Erfahrungen zu sammeln. Im folgenden Jahre kehrte er zurück, und unter seiner Leitung begann der Bau. Es schien ein gewagtes Unternehmen, ein so großes Werk zu beginnen, ehe ausreichende Mittel dazu vorhanden waren. Allein Francke dachte, Gott werde schon weiter helfen, und sein Vertrauen ward nicht getäuscht. Ein Platz vor der Stadt wurde für dreißig Thaler abgetreten, und am 23. Juli 1698 legte man den Grundstein zu dem jetzigen Hauptgebäude. Immer neue, zum Theil ansehnliche, Geldbeiträge liefen ein. Wenn der Zufluß stockte, so tröstete er sich damit: „Gott weiß, daß er ein Waisenhaus haben wollte.“ Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (der nachmalige erste König von Preußen) gab große Unterstützungen an Baumaterial und Geld. Auf alle Classen des Volks erstreckte sich die Theilnahme. Ein Bauer brachte eine Handvoll kleines Geld, so viel er fassen konnte: es waren fünf Thaler; Frauen brachten Butter, Eier, Flachs u. dgl. Ein Schornsteinfeger verpflichtete sich, die Essen der Gebäude umsonst zu kehren. „Ich bezeuge vor Gott dem Herrn“, schreibt Francke, „daß ich das ganze Werk als ein Werk meines Gottes ansehe und mir kein eigener Ruhm gebühret; ich bekenne frei, daß Gott mich so hinangeführt hat, daß ich nicht weiß wie, und daß die Sache nicht sowohl aus meinem Vorsatz als aus einer verborgenen Handleitung herrührt. Bis hieher hat der Herr geholfen, er wird weiter helfen.“

Im Frühjahr 1700 wurde das Gebäude eingeweiht und in Gebrauch genommen. Unterdessen waren nicht nur die bestehenden Anstalten in beständigem Wachsen, sondern immer neue schlossen sich an, ein Lehrerseminar, eine Apotheke, eine Buchhandlung und Buchdruckerei, die sich unter Ebers' umsichtiger Leitung schnell ausdehnte. Benachbarte Häuser und Gärten wurden angekauft, neue Gebäude waren erforderlich, um die verschiedenen Anstalten aufnehmen zu können. Das alles hatte Francke innerhalb des kurzen Zeitraums von zehn Jahren geschaffen. Und es galt nicht bloß, diese Anstalten ins Leben zu rufen; seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit war unablässig darauf gerichtet, im Innern zu ordnen und zu bessern. Nach allen Seiten zeigt er dabei einen so klaren Blick für die Bedürfnisse seiner Zeit, daß der wohlverdiente Ruf der Anstalten sich weit verbreitete und die Unterstützung, deren sie noch stets bedurften, immer rege erhalten ward. Von einem unbekannt gebliebenen Wohlthäter gingen auf einmal 5000 Thaler ein. Dies brachte den Entschluß zur Reife, den Bau des Pädagogiums zu beginnen, das im Jahre 1713 bezogen ward; auch dies Gebäude mußte später vergrößert werden.

In enger Verbindung mit den Francke'schen Stiftungen stand die Bibelanstalt. Der Gründer derselben ist der Freiherr Karl Hildebrand von Canstein, der, ein Freund Spener's und Francke's, sich ihrer theologischen Richtung und ihrem Wirken mit lebhaftestem Eifer anschloß. Als das förderlichste Mittel zur Verbreitung religiöser Volksbildung erschien ihm die Verbreitung wohlfeiler Bibeln. Die erste wohlfeile Bibelausgabe ging 1713 aus der Buchdruckerei des Hallischen Waisenhauses hervor und wurde zu zehn Groschen verkauft. Einen geringeren Preis ermöglichte man in der Folge, indem man „mit stehenden Lettern“ druckte und außerdem noch eine wohlfeilere Handausgabe herstellte.

Rechnet man die Separatabdrücke des Neuen Testaments und die Ausgaben in böhmischer und polnischer Sprache hinzu, so sind aus dieser Bibelanstalt seit ihrer Gründung mehr als fünf Millionen Exemplare hervorgegangen.

Das letzte Gebäude, welches Francke noch entstehen sah, war das für die Bibliothek, welche durch verschiedene Vermächtnisse schon auf 18,000 Bände gestiegen war; die Vollendung desselben erlebte er nicht mehr. Es war am 24. Mai 1727, daß er seine Stiftungen zum letztenmal besuchte. Sein nahes Ende ahnend, verließ er sie unter inbrünstigem Gebete mit dem Wunsch, daß der Herr den Segen, den er ihm gewährt, für sie fortfließen lasse bis ans Ende der Tage. Er entschlief sanft am Abend des 8. Juni. Das zahlreiche Leichengefolge gab Zeugniß von der Verehrung und Liebe, die ihm in die Gruft nachfolgte. Bei seinem Tode zählten seine Erziehungsanstalten über 2200 Kinder. Während er für sie der lebendige Mittelpunkt war, was genug scheint, um des Mannes ganze Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, verwaltete er daneben noch sein Pfarramt und seine Professur an der Universität, und auch in diesen Aemtern war sein Einfluß bis ans Ziel seines Lebens fortwährend im Steigen.

Wir müssen es uns versagen, auf die Geschichte seiner Stiftungen, welche von seinen Nachfolgern unter den Wechselfällen der schwierigsten Zeitläufte erhalten und den Anforderungen der fortschreitenden Zeit gemäß erweitert sind, näher einzugehen, indem hier nur die detallirte Darstellung eine deutliche Vorstellung zu geben vermag. Es ist daher zu wünschen, daß die Festschrift viele Leser finden möge, vor Allem damit sie an diesem Bilde erkennen, wie sich bei freudiger, uneigennütziger Liebe und Hingebung selbst mit geringen Mitteln Großes schaffen läßt. Diese Anerkennung ist um so erhebender, wenn man zugleich bedenkt, was jene Stiftungen durch ihr Beispiel und Vorbild für die Förderung deutscher Nationalbildung im Großen und Ganzen gewirkt haben. Wäre jene Säcularfeier nicht bloß in den Räumen der Francke'schen Anstalten, sondern von ganz Deutschland begangen worden, es wäre nicht zu viel für ein Andenken, das unvergänglich in unserm Volke lebendig erhalten werden soll.

* Frühlingsmahnung.

Von Friedrich Bodenstedt.

Nun ward von uns genommen
Des Winters Leid und Weh,
Der Frühling ist gekommen,
Es wirbelt Blüthenschnee.
Belebend zieht der Maienhauch
Durch's Land und durch die Herzen auch!
Es rauscht aus allen Bäumen,
Schallt aus der Ströme Lauf:
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

Aus Berg und Thälern wallen
Die Bäche hin zum Strom;
Hoch wölbt sich über allen
Der blaue Himmelsdom.
Es rauscht manch Strom durch's deutsche Reich,
Allein im Ziel sind alle gleich:
Sie rauschen und sie schäumen
In's Meer in stolzem Lauf.
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

Es wurzeln tief im Grunde
Die Bäume tausendfach,
Doch krönt zu stolzem Bunde
Sie nur Ein Schattendach —
Wie von Natur auch mannichfalt:
Sie bilden einen einz'gen Wald.
O lerne von den Bäumen,
Lern' aus der Ströme Lauf:
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

Der Frühling ist erstanden,
Folg' dieses Heilands Gang,
Wirf ab die schweren Banden,
Die dich gequält so lang.
O du Europa's großes Herz,
Die Feinde dräu'n dir allerwärts,
Wie lange willst du säumen
Zu neuem Siegeslauf?
Wach' auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach' auf!

* Der Genius.

Von Karl Kösting.

1.

Wer hat nicht schon an lauen Sommerabenden, wenn die schwindende Sonne ihre rosigen Flore über die fernen Hügel breitet, der schweigende Wald bläuliche Duftnebel haucht und die Welt, in Frieden eingesponnen, dem Schlummer entgegendämmert, den suchenden Blick in die dunkeln Tiefen des Abendhimmels getaucht? Anfangs ist's der milde große Abendstern, der das Auge fesselt; dann taucht bald da bald dort ein blinkender Funke, ein glitzerndes Sternlein auf, bis die Luft immer dunkler wird, der letzte blasse Schimmer im Westen verduftet und das Himmelsgewölbe von Millionen und Myriaden von Sternen funkelt. Die Mehrzahl der Glanzpunkte sind matte Silbertropfen, die manchmal in sanftleuchtende Silberbäche zusammen zu rinnen scheinen. Dazwischen aber glänzen und strahlen einzelne versprengte Lichter wie Sonnenstäubchen oder Goldperlen in einer Silberstickerei, und das sind die Namenträger unter der Sternenwelt, Glanzfürsten und Sternkönige. Sie scheinen wahl- und regellos unter den verworrenen Troß der Namenlosen geschleudert, und doch gehorchen sie ewigen Gesetzen, die der Weise sinnend entziffert und danach ihre Bahnen berechnet, ihr Erscheinen bestimmt.

Das ist das Bild der Geisterwelt, die sich am Himmel der Menschheit bewegt und ihn beleuchtet, mindestens verklärt. Wird ein Menschenkind geboren und hat sich's nach Jahr und Tag auf sich selbst besonnen, dann senkt sich sein inneres Auge schüchtern in den Geisterhimmel und bleibt auf Christus haften. Allmälig gehen ihm noch andre Sterne auf, wie der stillfunkelnde Schiller, der glühende Napoleon, der leuchtende Columbus. Auch diese Sterne scheinen wie von ungefähr in die Massen des Unbedeutenden und Namenlosen geschleudert, und die Mehrzahl, ja fast alle ihre Bewunderer scheiden hinweg, ohne eine Ahnung von der Gesetzeskraft, welche hier den Menschen, wie dort den Sternen mit zweckgemäßer sicherer Nothwendigkeit Sphäre, Bahn, Ort und Bedeutung anwies.

In der Entzifferung dieser großartigen und doch so einfachen Gesetze, die den Entwicklungsprozeß des menschlichen Geistes beherrschen und deren Incarnation gleichsam die Genien der Menschheit sind, liegt ein Hauptvorzug unsrer Zeit, und sie ist der Stolz unsers systemebildenden Jahrhunderts. Es liegt ein unendlich

sicheres Gefühl der Beruhigung in dieser Beschäftigung und in dem Gedanken, daß hoch über der Willkür des Einzelnen das strenge Entwicklungsgesetz des Gesammtorganismus thront, welcher sich so wunderbar und überraschend zu allen Zeiten in einem Genius verkörperte, wenn ein Zustand scheinbarer Anarchie die Menschen rathlos, ein Gefühl allgemeiner Unfähigkeit das Gespinnst einer Epoche ohne außergewöhnliche Hülfe zu entwirren, die gewöhnlichen Geister befangen und unsicher machte. In einer solchen Periode befinden wir Deutschen uns gerade jetzt, und ein Genius, der fähig und bestimmt wäre, das Chaos der Meinungen und Bestrebungen, die in trüber Gährung um die Nationalitätsfrage wogen, zu klären, würde sich im Hinblick auf das zwar außerordentlich ernsthafte, aber gerade deßwegen um so komischere Blindekuhspiel der verschiedenen Parteien eines Lächelns nicht entwehren können. Die Frage: Was fehlt? wird in solchen Momenten überall und mit großem Eifer aufgeworfen und beleuchtet, allein die Fähigkeit der vielen um die Lösung Beschäftigten reicht eben hin, ein Inventar des vorhandenen Besitzes aufzustellen, nicht aber die fehlende Kraft zu beschaffen, die aus dem Knäuel des Bildungsmaterials den Faden der Zukunftsrichtung zu finden und zu lösen vermag. So wird zum Beispiel bei unsern jungen Volksfesten, die das Verlangen nach nationaler Einheit hervortreibt, nie vergessen, die Zukunftshoffnungen an dem Reichthum der aufgehäuften Bildungsschätze zu bemessen, während ein berufener Genius sogleich auf's schlagendste beweisen würde, in welcher Weise sie im Dienst der Zukunft zu verwenden seien.

Die Menschheit läßt sich mit einer complicirten Maschine vergleichen, die den geistigen Stoff, welchen ihr die Genien aufschütten, durch die Thätigkeit unzähliger Werkzeuge zu allgemeinem Bildungsmaterial verarbeitet, und die durch ein Stocken das Bedürfniß erneueter Nahrungszufuhr anzeigt. Uns ist dieses Verhältniß durch Goethe und Schiller ganz besonders einleuchtend geworden, und gerade die eifrige Beschäftigung mit den Werken und Wirkungen dieser Genien, mit ihrem Leben und ihrer Zeit hat den Blick zu solchen Untersuchungen über das Wesen des Genius geschärft, wie sie den historischen Sinn gefördert, indem sie ihn in die Werkstätten der Geschichte selbst führten und die Entwicklung des Geschichtsgeistes an den Repräsentanten beobachten ließ. Daß Schiller und Goethe gleichsam die zwei getrennten Hemisphären eines totalen Universalgenies sind, hat Gervinus mit bewunderungswerthem Scharfsinn nachgewiesen, und gerade diese Spaltung, die eine schließliche Vereinigung der Gegensätze in einem abschließenden Genius voraussetzt, wie sie in der That als Ziel des schaffenden Weltgeistes angesehen und als messianische Hoffnung auf einen deutschen Shakspere nicht blos unter den Anfängern einer gewissen Schule lebendig ist, — gerade diese Spaltung des normalen modernen Genius in zwei antagonistische Hälften, sage ich, hat nicht nur auf die historische Combinationsgabe und den psychologischen Scharfsinn einen wohlthätigen Reiz geübt, sondern auch die Erkenntniß der genialen Naturen außerordentlich gefördert. Fast alle, oder doch bei weitem die meisten der vorangegangenen Genien, — ich spreche natürlich vorzugsweise von den Dichtern als den eigentlichsten Heroldeu und Offenbarern des Zeitgeistes —, sind uns nur in ihren Werken gegenwärtig, da die mangelnde Einsicht ihrer Zeitgenossen und die eigne Selbstunkenntniß die Genesis ihres Charakters und ihre Beziehungen zu ihrer Zeit zu enthüllen verboten. Wir hingegen sahen den Weltgeist, bei offnem Webstuhl gleichsam, die Goethe-Schillerperiode weben, und wir haben dem großen Meister wenigstens soviel abgelernt, daß wir die Fäden, die den Zettel des Gewebes bilden, in unsre Gegenwart weiter verfolgen können. Den Einschlag müssen wir freilich einer höheren Wahl anheimgestellt sein lassen.

In der historischen Betrachtung unsrer beiden Dichterheroen, in der Möglichkeit ihre Erscheinungen, die wie ein Krystall den Inhalt ihrer Zeit, deren Organe sie sind, erkennen lassen, ganz zu würdigen und als nothwendige Blüthen am Baum menschlicher Geistesentwicklung zu begreifen, liegt eine Bedeutung für die Freiheitsentwicklung, die der Wirksamkeit ihrer Werke fast gleichkommt. Die Geschichte der Genien ist recht eigentlich der Rosenkranz der neuen Religion, für die alle Genien kämpften, und die, beim Lichte besehen, von jeher die ursprüngliche und angestrebte war, nur daß sie das ungeklärte Geistesbewußtsein in Formen hüllte, die ihrer reinen Gestalt, wie sie sich allmälig aus den Umhüllungen der symbolisirenden und allegorisirenden Phantasie herausschälte, als Gegensatz gegenüber stehen. Der Katholik braucht nur, anstatt die Kugeln seines Rosenkranzes unter Anrufung seiner Heiligen, unter Erwähnung der großen Wohlthäter der Menschheit, der Freiheitshelden und Träger der Geschichte, eines Sokrates, Christus, Shakspere, Schiller u. s. f. zu berühren, und seine Bekehrung zu einer freien und wahrhaft sittlichen Weltanschauung wird vollbracht sein, wenn er die Perlen des neuen Rosenkranzes sich durch das Band eines gesetzmäßigen Entwicklungsprocesses in nothwendiger Reihenfolge und harmonischen Beziehungen vereinigt zu denken vermag. Dies ist der ächte und alleinberechtigte Cultus des Genius, der im erwähnten Fall gegen einen einseitigen und falschen umgetauscht wird, welch letzterer in der genauesten Verwandtschaft mit der unsinnigen und unsittlichen Vergötterung solcher Naturen steht, die wie Heine, Byron 2c. die schillernden Blasen eines Zersetzungsprocesses, ebenso unberechtigt die einseitigen Forderungen der Sinnlichkeit vertreten, wie ihre Antipoden, die Kirchenheiligen, die starren Gesetze des fleischtödtenden Geistes. Leider verschuldet die erstgenannte Verirrung des Verehrungstriebes, zu „genialen" Libertins nämlich, die aus Mißanwendung hervorgegangene und vom Mißverständniß gemißbrauchte Verketzerung des Ausdrucks „Cultus des Genius", da doch in jenen Tagen, als die Zukunft der Menschheit auf den Schultern eines Einzigen lag, auf Christus nämlich, der ächte und wahrhafte Cultus des Genius für alle Zeit begründet wurde. Schade, daß die Augen der Menschheit nicht kräftig genug waren, die Sonne dieses gewaltigsten aller Genien ohne den dämpfenden Schleier der christianisirten Untergötterschaft zu betrachten, den ein Luther durchlöcherte und ein künftiger Genius, dessen Geist das ganze Reich der Geschichte in causaler Totalität umfassen wird, zerreißen muß, um der Majestät des göttlichsten Genius im historischen Zusammenhang mit den übrigen Geistesfürsten eine Verehrung zu verschaffen, welche die Gluth des Instinkts, womit die Jünger zu ihrem göttlichen Meister emporblickten, mit dem Oel der geistigen Reife zur schönen Flamme bewußtvoller Andacht läutern wird. Die Genien sind die gewaltigen Marksteine und Pfeiler, die der Geist der Geschichte ins Meer der Menschheit pflanzt, und die so lang erstaunt angestarrt werden, bis es einem kühnen Geist gelingt, die getrennten durch das Netzwerk ihrer wechselseitigen Beziehungen zu verbinden und dadurch eine Brücke herzustellen, auf der die Menschheit, die auf den gebrechlichen Kähnen der supranaturalen Offenbarung jene Pfeiler, auf die Gefahr, an ihnen zu stranden, umschiffte, sicher und ruhig ihren fernen Zielen zuwandern kann.

Wenn Kant die Zukunft eines Genius prophezeit, der, wie Kepler und Newton die Naturwissenschaften, seinerseits die Geschichte allgemeinen Gesetzen unterwerfen werde, so wird dieser, soll er seiner Aufgabe gerecht werden, die Genien zum Mittelpunkt seiner Gesetzentwicklung machen müssen, wie die Astronomen gewisse hervorragende Himmelserscheinungen zum Ausgangs- und Centralpunkt der ihrigen. Es giebt eigentlich keine Geschichte der

Könige, sondern nur eine Geschichte der Genien für den Forscher, der den Entwicklungen der Menschheit nachgeht. Manchmal, wie bei Karl dem Großen, Alexander u. s. w., fallen beide Momente aus dem Grunde zusammen, weil in jenen und ähnlichen Epochen der Geist der Geschichte im Gebiet des Staatslebens culminirte. Zu andern Zeiten, wie in den Tagen Christi oder Luthers, überwog das Gebiet reingeistiger Interessen. Manchmal ruht die Zukunft der Menschheit auf den Achseln eines Einzigen, wie auf denen der großen Religionsstifter. Dann ist der Geist der Geschichte einer langschäftigen Pflanze vergleichbar, die, aus einer Blätterrosette aufsteigend, ganz oben die Krone einer Gipfelblüthe trägt; zuweilen verbreitet er sich wie ein weitgeästeter Baum, an dessen Zweigspitzen und zugleich am Gipfel die Blumen des Genius aufbrechen. Napoleon ist die Gipfelblüthe seiner Zeit, der prächtige Abschluß der Revolution; Nebenblüthen sind die Häupter unserer geistigen Revolution Lessing, Schiller, Goethe und als vierter Alexander von Humboldt, der als Haupt der Naturwissenschaft im Dienst der nämlichen Idee steht, die den Despoten Napoleon, der, ganz im Sinn seiner Mutter, der Revolution, mit dem Gegengewicht des Genies und Verdienstes die Schalen der Legitimität hoch in die Luft schnellte, zum gewaltigen Bahnbrecher der demokratischen Zeitströmung macht. Dieser Richtung gehörten Schiller und Lessing mit Leib und Seele an, der aristokratische Goethe nur mit der Seite seines Doppelwesens, die im Faust den Heerd der Revolutionen enthüllt, die gährende Tiefe des Subjects und den glühenden Erkenntnißtrieb, das Streben in die Höhe. Es ist nur scheinbar merkwürdig, daß fast sämmtliche genialen Menschen aus dem Schooße des Volks hervorgegangen sind. Der Geist der Geschichte kehrt immer wieder zum Grundstock des Lebens zurück und wählt sich die Träger verjüngender Ideen unter den Würzelschossen des Menschheitbaumes, wenn die äußersten Zweige der Bildung anfangen zu vertrocknen. Und gerade die Söhne des Volkes, die ihre Emancipation von der üblichen Bestimmung sich sauer erkämpfen müssen, werden die treuesten Hüter des anvertrauten Schatzes und die energischesten Kämpfer für denselben. Ihre geistigen Geburten sind Schmerzeskinder in Kummer empfangen, unter Qualen geboren. Geniale Naturen, die in den höheren Regionen der Gesellschaft geboren wurden, sind fast immer die prächtigen Luxusblumen der Kultur gewesen, in denen die Bildung eines erlesenen Kreises, eines beschränkteren Zeitabschnittes culminirte. Sie setzen keine Früchte an, fühlen sich mit dem Geist ihres Jahrhunderts weniger innig als mit der Stimmung ihrer Zeit verwachsen, isoliren sich leicht und gerathen auf excentrische Abwege. Eine diese Naturen, die als Repräsentant der Gattung gelten kann, ist Byron. Diese Geister sind es, die den Cultus des Genius am dringendsten in Anspruch nehmen, denen er, wiewohl seiner ächten Weihe entblößt, am willigsten gezollt wird. Nie ist das Urgenie, wie es in den einschneidenden Naturen der reformatorischen Geister auftritt, von einer gewissen Herbigkeit und Strenge befreit gewesen, die sich mit ihren scharfen Kanten und rauhen Ecken niemals recht in das glatte Gebäude der Convenienz einfügen lernen. Sie vollbringen ihre Mission trotz der Menschen für die Menschheit, sie opfern sich für Alle, aber gegen den Einzelnen sind sie nicht selten schroff und verachtend. In diesem Sinne mag wohl jene unsanfte ungeduldige Abweisung, die Jesus seiner Mutter widerfahren läßt, zu nehmen sein. Jeder Genius ist egoistisch und muß es sein, denn sein Leben ist nicht sein, und er kann nicht für sich sorgen, ohne für die Gesammtheit mitzusorgen.

Glücklicher im Leben und von der Menge gehätschelt sind die Nachfolger genialer Menschen, namentlich der Dichter, die Epigonen und Aehrenleser. Die Person des Genius verschallt seine Schöpfungen, so lang er lebt; erst nach seinem Verschwinden eröffnet sich die Aussicht auf ihre ganze Bedeutung. Den Dank, den man dem Meister schuldig blieb, trägt das Publikum gern auf die Schüler über, die auf dem, von dem großen Vorgänger urbar gemachten Boden säen und ernten, fast mühelos und mit einem scheinbar ebenso großen Erfolg. Denn sie verstehen es, unter ihre Garben angenehme Farben und schönblühendes Unkraut zu mischen, wie es den Augen der Oberflächlichkeit gefällt und ihren Neigungen schmeichelt. Unsern dichterischen Heroen war die Poesie ein ernstes Werk, und sie schwitzten unter der Bürde einer weltgeschichtlichen Aufgabe, die ihnen der Zeitgeist auflegte. Dieselbe Beschäftigung wurde in den Händen ihrer Nachahmer Spiel, das ihnen, sowenig es mit dem Geist der Geschichte, der auf ganz andere Gebiete übergegangen war, verwandt war, den Beifall der vergnügungssüchtigen Menge erwarb.

II.

Je nach ihrem Antheil, den sie an der geistigen Entwicklung der Menschheit haben, könnte man wohl die Dichter in verschiedene Rubriken einreihen. Zuerst möchte ich die kosmischen Dichter unterscheiden, deren Seelen eine Welt umfangen: Homer, Dante, Shakspear. Nach ihnen diejenigen, die den Inhalt ihres Jahrhunderts aussprechen, wie Goethe, Schiller; dann diejenigen, die ihr Jahrhundert schmücken wie Ariost, Tasso, Camoens. Diesen folgen die Volksdichter und Natursänger, wildgewachsenen Blumen gleichsam, Hans Sachs zum Beispiel und der schottische Burns. In den ersten bildet der Weltgeist, in den zweiten redet, in den dritten singt, in den vierten träumt er. Die drei Universalgenien sind die Augen der Menschheit, unergründlich tiefe; eine Unendlichkeit schließen sie auf, lassen eine ungeheuere Zukunft ahnen, in die sie eben so ruhig und ernst hineinschauen, wie die Gipfel der höchsten Berge in die Unendlichkeit des Aethers, während die Nebel des Tages unmächtig an ihren Knieen vorüberziehen. Diese drei Menschen haben etwas Beängstigendes, Erdrückendes für die betrachtenden Pygmäen in ihrer unendlichen einsamen Größe, wie etwa der Anblick des Meeres, das aus einer Unendlichkeit her in eine Unendlichkeit hin wallt. Man fühlt sich im Bann der unzähligen Blicke, die auf dem gleichen Gegenstande der Verehrung leuchtend ruhen, und im Zaubernetz des Geisterverkehrs, welches die Jahrhunderte um diese Riesen spannen, einen geistigen Rost ansetzend, einen ehrwürdigen Schimmel, wie an den uralten Münzen die grüne Oxydirung. Am behaglichsten fühlt man sich noch beim Homer; seine Werke lesen, heißt der Menschheit ins Kindesauge sehn, er ist Herkules in der Wiege. In Dante ist der Genius der Menschheit zum Jüngling gereift, der zwischen dem zerbrochenen weggeworfenen Knabenspielzeuge und den fremden ungewohnten schneidenden Werkzeugen des Mannes, ausgesperrt aus dem Paradiese der Kindheit, harrend vor der Pforte der kampfreichen Arena des Manneslebens steht. Die Saite auf Dante's Leier, welche der Beatrice geweiht ist, scheint das schmerzliche Heimweh, die süße Wehmuth und Sehnsucht nach der schönen Jugendwelt, in der Homer so kinderselig wandelt, auszusprechen, und in den Gesängen der Hölle spiegelt eine übermächtige Phantasie die übertriebenen Schrecken einer aufdämmernden Welt, deren Verhältnisse und Einrichtungen mehr geahnt als begriffen sind. Dante's Welt ist eine Mondnacht. Shakspere ist der zum Mann erstarkte Genius der Menschheit, der im Vollgefühl seiner Kräfte, im Nachgefühl seiner lustigen Jünglingsstreiche und im Hochgefühl seiner weitgeöffneten Laufbahn, triumphirend auf einer frisch erklommenen Höhe steht, von welcher der Blick über eine rührige Menschenwelt schweift, die, aus einem langen Schlaf erwacht, alle Laute der Brust, alle Glieder des Leibes prüft. Shakspere's Welt ist ein Frühlings-

morgen, wo die junge Sonne leuchtet und der schwindende Mond blaß am äußersten Horizonte hängt. Dante und Homer hangen mit der Welt, die sie schildern, durch ein Band der Verwandtschaft zusammen, sie scheinen in Abhängigkeit von den Gesetzen, die in den Schicksalen ihrer Helden walten, sie fühlen mit diesen und empfinden wie sie. Die Welt, die Shakspere schildert, ist außer seiner Persönlichkeit vorhanden, sie steht auf eignen Füßen und scheint sich selbst zu regieren, ganz wie die Welt Gottes. Shakspere redet in der Gestaltensprache des Weltgeistes. Aber er ist sich dessen in seinem ganzen Umfang nicht bewußt, er ist reicher und gewaltiger, als er selber weiß, einem König gleich, der das Gebiet seiner Herrschaft nicht zu überschauen vermag. Homer und Dante sind Halbkugeln, die über das Niveau der Menschenwelt emporragen in den Aether freier Selbstbestimmung, aber ihre Fläche ist mit dem gemeinschaftlichen Boden der Allgemeinheit zusammengewachsen. Shakspere's Geist ist eine Kugel, frei herausgearbeitet aus dem Gesammtzusammenhang der Menschheit, aber unbeweglich noch, festsitzend auf dem allgemeinen Boden.

Die freie Beweglichkeit des Selbstbewußtseins ist das Ziel, welches dem schaffenden Geiste der Geschichte vorschwebt, das er in den freibeweglichen Halbkugeln Goethe und Schiller vorbildete. Diese zu einem freien totalen Menschen zusammenzufügen, der, Natur und Kultur in seinem Wesen versöhnend, die Kämpfe seiner Vorgänger abschließend, der ganzen Menschheit auf ihrem tastenden Suchen nach demselben Ziel als Vorbild und Leuchte diene, ist die Aufgabe, nach deren Lösung der Geschichtsgeist in unsern Tagen ringt. Gervinus, der überhaupt am tiefsten in die Geheimnisse der Geschichte und in ihre Gesetze eingeweiht ist, führt das antagonistische Verhältniß unsrer beiden Dichterheroen vortrefflich aus und kommt mit logischer Nothwendigkeit zu der Ansicht, daß die zwei Genien die Hälften eines dritten seien, der, größer als beide, das Wesen des modernen Genius in seinem ganzen Umfang repräsentiren werde. Diese Ansicht führt er später in seinem Shakspere, auf den englischen Dramatiker bezogen, geistreich und umständlich aus. Wie er denn, nach seinem eigenen Bekenntniß, bei der Abfassung seiner Literaturgeschichte Shakspere als Ideal im Auge behielt, was die Gediegenheit und Strenge seiner kritischen Urtheile, aber auch seine Einseitigkeit im Gefolge hatte. Denn Shakspere ist wohl der bedeutendste Vertreter des modernen Ideals, nicht aber das Ideal selbst. Sobald der abschließende, rein moderne Genius erscheint, sinkt Shakspere zum Vorkämpfer herab. Jeder Genius ist solange freier König, bis ein gewaltigerer Nachfolger auftritt, der ihm zwar seine Königswürde läßt, aber ihn zu seinem Vasallen macht. Goethe und Schiller, an poetischer Kraft freilich dem Giganten Shakspere untergeordnet, stehen dem modernen Ideal näher als er, Vorkämpfer sind sie alle drei. Shakspere ist der einsame Urheros Herakles, der die Wälder reinigt, mit Drachen und Löwen ringt; nach ihm tritt in Goethe und Schiller das mildere Geschlecht der Trojakämpfer auf, die nicht mehr mit den wilden Naturkräften, sondern mit geistigeren Feinden der Bildung ringen. Nach ihnen wird auf dem doppelt gereinigten Felde der welterobernde Genius eines Alexander erscheinen, der in bewußter Absicht das Bildungswerk seiner Vorgänger vollendet. In Shakspere's Welt, wie bedeutend sie auch sei, fehlen doch zwei wichtige Momente, ohne die unsere neueste Poesie gar nicht bestehen kann. Nämlich das unter dem Einfluß der Antike gewonnene Formgefühl und der spezifisch moderne Ideenschatz. Shakspere's Welt regiert mehr der Instinkt als die Einsicht, aus den dunkeln Abgründen des naturverwandten Gemüthslebens steigen die schicksalbildenden Mächte der Triebe, Gefühle, Leidenschaften auf. Seine Harmonie ist wie diejenige der Naturgebilde eine nothwendige Folge organischer Entwicklungskraft, die schon im Samenkorn beschlossen lag.

Aus den Keimen der verschiedenartigen Charaktere wuchsen ihm mit innerer Nothwendigkeit die Handlungen und Schicksale empor, und wie leicht es ist, aus dem Netzwerk der ethischen Causalität eine organische Gesetzmäßigkeit herauszufinden, beweist das Beispiel Schlegel's, der alle, auch die fadesten Witze im Romeo auf die Bedingung des Charakters und der Situation zurückführen und dadurch eine Harmonie nachweisen konnte, die nur in ethischer, nicht aber in ästhetischer Beziehung zu rechtfertigen ist. Die Elementarkämpfe der menschlichen Natur sind es, die den Inhalt der Shakespere'schen Welt bildeten. Die Harfe des Gemüthslebens, vollbesaitet, von den süßesten Klängen der zarten Neigung, des träumenden Gefühls bis zu den rauschenden Tönen der entflammten Leidenschaft, rührt die Hand dieses Dichters, und im Hinblick auf diese Erschöpfung der ganzen Tiefe der Menschennatur hat die bekannte Goethe'sche Aeußerung: Shakspere habe die Stoffwelt erschöpft und seinen Nachfolgern nichts übrig gelassen, ihre volle Berechtigung. Es ist das große Vorrecht des dramatischen Dichters, den innersten Kern des menschlichen Wesens von allen conventionellen Umhüllungen entblößt, in seiner ursprünglichen Gestalt und Derbheit zeigen zu dürfen, und hierin leistete dem „großen Herzenskündiger“ die Bildung und der Geschmack seines Zeitalters einen bedeutenden Vorschub. Dem geistigen Blick des sechszehnten Jahrhunderts waren die Tiefen und die Geheimnisse des Seelenlebens entschleiert, nicht aber die tausendfachen Fäden, durch welche das Individuum mit der Allgemeinheit, mit der Geschichte zusammenhängt. Das einfache psychologische Verständniß der menschlichen Natur fand Shakspere in den meisten zeitgenössischen Novellen, aus denen er schöpfte, ein weitmaschiges, oft lückenhaftes Netz von Ursachen und Wirkungen. Dieses rohe Netz der ethischen Causalität straffer anzuziehen, die abgerissenen Fäden zu verknüpfen, das ganze Gewebe durch eingewobene Beziehungen dichter und fester zu machen, war das Geschäft des motivirenden Dramatikers. Shakspere ist der vollendende Bildhauer, welcher die aus dem Groben gearbeiteten Umrißformen der überlieferten Gebilde durchgeistigte und die Menschenähnlichkeit zur Menschlichkeit läuterte. Von Euripides an, der zuerst in die festgeschlossene Form der antiken Totalität, wie sie als vollendetster Ausdruck der provisorischen Harmonie des Hellenenthums in den Dramen des Sophokles gipfelt, den sprengenden Keim der Reflexion warf, bis zu Christus, dessen Religion die Unendlichkeit des Subjects enthüllte, und von da an durch's ganze Mittelalter hindurch bis ins Reformatorenzeitalter hinein ist der menschliche Geist in die Tiefen der Menschennatur verloren, mit ihrem psychologischen Verständniß beschäftigt. In Shakspere, dem Verkünder der Immanenz, der das Ziel der Reformation, den Umwegen der Vernunftentwicklung voraneilend, in poetischer Lösung erreichte, findet jener jahrtausendlange Entwicklungsprozeß des psychologischen Sehens seinen Abschluß. Die Gesetze der sittlichen Welt, welche sich auf dem Fundament der sinnlichen aufbaut, sind in den Schöpfungen Shakspere's enthüllt. Er schildert in der Gestaltensprache des Weltgeistes die Menschheit ab, wie sie sich in den Kämpfen und Schwankungen ihrer geistig-thierischen Doppelnatur in allen Perioden ihrer historischen Entwicklung als die gleiche erweist. Die Kluft zwischen der Zeit Shakspere's und heute füllt die Entwicklung des historischen Sinnes, welcher die ganze Breite der menschlichen Kulturkämpfe zu umfassen strebt, wie die psychologische Erkenntniß die Naturkämpfe des menschlichen Wesens in ihrer Tiefe erschöpfte. In der Revolution durchbrach das neue angesammelte Bildungsferment den Damm, und das Bewußtsein der Gleichberechtigung an den gemeinsam errungenen Kulturschätzen erhellte ein Meer neuer Ideen. In die Dichtung, der damit ein neues Gebiet zuwuchs, kam ein höherer Gehalt. Nun sind es nicht mehr die nackten Leidenschaften allein, deren Kämpfe erschüttern und hinreißen, sie sind die Träger höherer Interessen geworden, die einem erhabneren Ziel zustreben in einem gesättigteren Kampfe. Während Shakspere nur den einen Factor der menschheitlichen Entwicklung, den deus in nobis, den Gott im Busen feiert und aus den dunklen Tiefen der Temperamente das Titanengeschlecht der Leidenschaften in den Kampf für und wider diesen Gott führt, tritt nun in den Werken der neueren Dichter der Gott der Geschichte, der Geist der Gattung auf, mit dessen Erscheinungen das Subject ringt, dessen Gesetze, wie sie sich aus den Kämpfen des Individuums mit den Anforderungen und Bedingungen der Zeit entwickeln, die schönste Harmonie der sittlichen Weltordnung offenbaren.

Der erste und größte Dichter nach Shakspere, der die unendlich reichere Stoffwelt künstlerisch zu bewältigen versuchte, ist Goethe. Gleich in seinem Jugendwerk, im Götz, spiegelt sich, obgleich in Shakspereschen Farben, der Geist der neuen Zeit in der höheren Auffassung der Geschichte. Ein gewaltiges Individuum liegt im Kampfe mit seiner Zeit. Dieses Thema scheint Shakspere'n in einzelnen seiner historischen Stücke dunkel vorgeschwebt zu haben, allein sein geschichtlicher Blick war vom Horizont seiner Chroniken beschränkt, und er vermochte wohl, seinen Plutarch abschreibend, den Sturz Cäsars und die Schicksale der Verschworenen psychologisch zu motiviren, nicht aber die kolossale Erscheinung Cäsars als Culminationspunkt des Geschichtsgeistes aufzufassen und ihn als den Repräsentanten seiner Zeit und ihrer Forderungen im Kampfe mit der sterbenden Republik darzustellen. Goethe freilich besaß die dramatische Kraft nicht, die Geschichte in der angedeuteten Art und Weise zu bewältigen, sondern er beschränkte sich,

die Kulturkämpfe der Menschheit einem gewaltigeren Nachfolger überlassend, auf die Bildungskämpfe des Subjects. Der Sturm der Leidenschaften, der auf den Schlachtfeldern der Geschichte braust, ist zum Wirbelwind der Gefühle abgeschwächt, in dem sich das Individuum läutert und reinigt.

Schiller dagegen verstand es, die Geschichte im großen Sinn aufzufassen, wenn auch nicht in ihrem eigenen. Er hörte ihre Strömungen rauschen und ließ sie durch seine Helden beschreiben. Schiller kämpft mit dem Drama für die Freiheit, anstatt, wie es die Aufgabe eines größeren Nachfolgers ist, den Triumph des moralischen Princips aus den Kämpfen hervorgehen zu lassen, welche die geschichtemachenden Träger der Geschichte gegen die Feinde der Freiheit ausfechten. Der Geist, dessen Organ Schiller war, wurde durch die Romantiker auf das Feld der Wissenschaft geleitet, die das Metall der Geschichte, welches einer poetischen Läuterung entgegenharrt, sichteten und sammelten. Aus den Händen der Wissenschaft dürfte dereinst das abschließende historische Drama die größte poetische Stoffwelt, die geschichtliche, empfangen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ludwig Uhland, sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesieen aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von F. Notter. — Ernst Rietschel. Von A. Oppermann. — Karl von Wulffen. Ein Kultur- und Charakterbild. Von R. Stadelmann. — Japan und China. Reiseskizzen während der preußischen Expedition nach Ostasien. Von H. Maron. — Gründung und Entwicklung des römischen Staates. Von F. D. Gerlach. — Der Doge von Venedig. Historische Tragödie. Von Oskar von Redwitz. — Der Grevenhof von Kelling. Eine kulturgeschichtliche Novelle aus dem 14. Jahrhundert. Von G. Seivert. — Die Familie Burk, ihre Thaten, Träume und Gedanken. Roman in 3 Bänden. Von A. Baudissin. — Der Adept oder der letzte Rosenkreuzer. Roman in 4 Theilen. Von A. Görling.

* Literarische Notizen. Der junge Dichter Karl Kösting, dessen Drama „Columbus“ in Wiesbaden aufgeführt wurde, ist nach München übergesiedelt. In den dortigen literarischen Kreisen hegt man sehr hohe Erwartungen von seinem Talent. Er ist jetzt mit einem neuen Drama „zwei Könige“ beschäftigt, welches den Fall des longobardischen Reiches durch die Franken im Jahre 774 behandelt; die beiden Könige sind Karl der Große und Desiderius der Longobarde, den jener gefangen nahm. — Zum Besten des schwer leidenden Dichters Otto Ludwig in Dresden, des Verfassers der Dramen „der Erbförster“ und „die Makkabäer“, gab kürzlich der Schauspieler Lewinsky in Wien eine Soiree, deren Ertrag sich auf 500 Thaler belief. Lewinsky, ein sehr begabter Charakterspieler, der sich in wenigen Jahren großen Ruf erworben hat, ist auch Vorleser von feinem Sinn und Geschmack. Er trug an jenem Abend 26 der Shakspere'schen Sonette in der Uebersetzung von Bodenstedt mit erklärenden Einleitungen und Randglossen vor. Wenn bei dieser Gelegenheit Wiener Blätter behaupten, für den unglücklichen Otto Ludwig sei bisher nichts geschehen, so ist das unrichtig. Er erhält seit mehreren Jahren eine Pension von Seiten der Schillerstiftung, und zwar beläuft sich diese Pension jetzt auf 500 Thaler. Jede literarische Beschäftigung ist dem leidenden Dichter untersagt. — Die Reisebriefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem Componisten, erleben bereits die fünfte Auflage, welche durch zwei Briefe vermehrt ist; dem dringenden Verlangen der musikalischen Welt haben die Verwandten Mendelssohns nachgegeben und stellen nun einen zweiten Band der Briefe in Aussicht. — Das Meyersche Conversations-Lexikon ist bis tief in den fünften Band und bis zum Artikel „Dodona“ vorgerückt. Die „süddeutsche Zeitung“ bemerkt: Das Werk bewährt auch in seiner Fortsetzung, daß es dem Herausgeber darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu bieten. Als bemerkenswerth glauben wir besonders die technischen Artikel Dampf, Dampfkraft, Dampfmaschine, sowie die geschichtlich geographischen: Dänemark und Deutschland, deutsche Literatur, deutsche Sprache, deutsche Geographie und Geschichte hervorheben zu müssen. Dem deutschen Vaterland ist jedenfalls genügende Rechnung getragen worden, denn die angeführten Artikel nehmen nicht weniger als 200 Seiten Folio ein. — Die Berichte über die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860 bis 1862, welche vom Leutnant der Marine Reinhold Werner verfaßt und in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt waren, sind nun zusammengestellt und bilden ein zweibändiges Werk „Reisebriefe über Ostasien.“ (Leipzig, Brockhaus). Die „Kölnische Zeitung“ sagt von dem Buche: Wir können diese Reisebriefe gut empfehlen, da ihr Verfasser im Allgemeinen ein recht geübter, wenn auch kein besonders feiner Beobachter ist, und seine Briefe sich leicht und angenehm genug lesen; Kaufleute und Industrielle werden in diesen beiden Bänden auch manchen nützlichen Wink finden. Die wissenschaftliche Ausbeute dagegen ist nicht erheblich. Der Berichterstatter hat den richtigen Instinct, mehr auf die praktischen Seiten zu achten, die ihm näher stehen, als den tiefer liegenden Quellen ostasiatischer Kultur und Sitte nachzugehen. — Das Goethehaus in Frankfurt ist nunmehr Eigenthum und Sitz des deutschen Hochstiftes geworden. Vorderhand wurde dort nur ein Lesezimmer eingerichtet, das Goethe'sche Arbeitszimmer war am 16. Mai, dem Geburtstage Friedrich Rückerts, zum ersten Male geöffnet. Die übrigen Räume sind noch in anderen Händen, werden allmälig dem Hochstift überliefert und restaurirt. Fremde haben von Morgens 9 Uhr an bis zum Abend unentgeltlich Zutritt. — Der kürzlich herausgekommene vierte Band der „Weisthümer“ von Jakob Grimm enthält über 800 enggedruckte Seiten; es sind meistens Weisthümer aus dem Elsaß und der Schweiz. Noch einen fünften Band und eine besondere Schrift über Wesen und Bedeutung der Weisthümer sollen wir der wunderbaren Arbeitskraft Jakob Grimms zu verdanken haben. — Von dem vortrefflichen Werke Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ ist soeben eine vierte unveränderte Auflage erschienen. — Der erste Band der neuen Ausgabe sämmtlicher Werke von Julius Mosen enthält die Gedichte. Einen Anhang bilden die seit den letzten zwanzig Jahren, die Mosen in Oldenburg verlebte, entstandenen Poesieen, drei Prologe, mehrere andere Gelegenheitsgedichte und einige lyrische Sachen; das jüngste Gedicht ist das auf Ludwig Uhland. — Der Verfasser des Trauerspiels „Narziß“, A. E. Brachvogel, der seit dem großen Erfolge dieses Dramas es zu keinem ähnlichen zu bringen vermochte, beutet die von ihm bearbeiteten Stoffe tüchtig aus. Nachdem er seinen Roman „der Trödler“ in ein Schauspiel umgewandelt, hat er jetzt dasselbe mit dem „modernen Falstaff“ gethan, dagegen das Schauspiel „Mondecaus“ in eine historische Novelle umgestaltet, welche mit zwei anderen, die den Maler Vandyck und den Minister Colbert zu Helden haben, unter dem Titel „aus dem Mittelalter“ herausgegeben. — Eine Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden von 1809 von Anton Springer bildet den sechsten Band der „Staatengeschichte der neuesten Zeit“ im Verlage von Hirzel in Leipzig. — In Braunschweig gab man am 20. und 21. April ein neues vieraktiges Schauspiel „der Weg zum Ruhme“ von Adolf Glaser. Vorwurf, dramatischer Aufbau, sowie die gute und gedankenreiche Diction des Werkes verdienen Lob, hervorragende Stellen wurden unter Hervorruf der Darsteller applaudirt. Das Publikum folgte mit Aufmerksamkeit dem Stücke, welches noch durchschlagender wirken würde, wenn sich der Verfasser entschließen könnte, einige Längen in der Exposition zu beseitigen und den Dialog hier und da knapper und pointirter zu halten.

* Erzählungen von Wilhelm Angelstern. Bremen, Geisler. 1863. — Groß, fast unübersehbar ist die Fluth unsrer Erzählungsliteratur angewachsen, allein wenngleich wir eine stattliche Reihe von Autoren haben, die mit Geist und Talent künstlerisch schaffen, so ist doch des Seichten, Unbedeutenden in der Belletristik der Gegenwart unmaßen viel. Die Lesewuth des Publikums sichert auch den fadesten Machwerken der Prosa leidlichen klingenden Dank, und so wirft sich Alles, was die Feder zu führen vermag, auf die Novelle oder den Roman. Die Ungeschicklichkeit vieler von diesen Scribenten zeigt sich meistens gleich auf den ersten Blick, und zwar nicht nur im Stil, der oft genug lotterig und schlotterig ist, sondern in der Wahl der Farben, mit denen gemalt wird, und der Art und Weise ihrer Auftragung. Welche grellen Lichter, unvermittelt und unnatürlich, welche tiefen Schatten werden da angebracht! Effekte, Conflikte frappantester Art werden da gewaltsam an den Haaren herbeigezerrt, um die erschlafften Nerven zu reizen, allein von tieferer Charakteristik und plastischer Gestaltung der Figuren, von natürlichem Leben, von gesund vernünftiger Entwicklung der Verhältnisse und vor allen Dingen von ästhetischer Durchgeistigung kann da selten die Rede sein. Um so wohlthuender ist es, wenn man nach Durchwanderung einer solchen Wüste auf eine Oase trifft, wo fast alles das blüht, nach welchem das Herz in jener Oedenei sich sehnt, und mit Recht bezeichnen wir die Erzählungen von Wilhelm Angelstern als eine erquickende Oase in dem weiten Sandmeere der neuesten Novellenliteratur. Daß wir eine geistreiche Lectüre haben würden, wußten wir freilich, bevor wir das Buch aufschlugen, denn dafür bürgte der Name des Verfassers, der sich bereits durch eine Anzahl poetischer und prosaischer Werke einen geachteten Namen erworben; wir haben aber unsere Erwartungen doch übertroffen gesehen. Es werden in dem vorliegenden Werke fünf Gemälde entrollt, die, wie verschieden auch dem Stoffe nach, mit gleicher Leichtigkeit entworfen, sicher gezeichnet und, je nachdem ihre Gattung und ihr Wesen es erforderte, mehr oder weniger ausgeführt sind. Mehr oder weniger blitzt in allen auch Humor, Witz und Satire durch, ohne daß darnach gehascht würde geistreich erscheinen zu wollen; grelle, blendende Farben sind verschmäht, stets weiß der Verfasser mit kleinen Mitteln zu wirken. Jede einzelne Erzählung hat ihre besonderen Vorzüge

und eigenthümlichen Schönheiten, so daß wir nicht recht wissen, welche wir als die beste bezeichnen sollen. „Agnes“ möchte aber doch vielleicht die bedeutendste sein, wie sie dem Umfange nach auch die größte ist. Und grade hier hätten wir länger verweilen mögen; hier ist Manches Skizze geblieben, was wir gern ausgemalt haben möchten. Die Eltern der Agnes und die Hochthurn'sche Grafenfamilie sind in so interessanten Contouren vorgeführt, die Stellung der liebenswürdigen, ächtweiblichen Agnes im Grafenschlosse so anziehend angedeutet, daß durch die Ausführung das Ganze unzweifelhaft gewonnen hätte. Wohlgelungen ist auch das kleine Genrebild: „das Akrostichon“, die spannendste aber die letzte Erzählung: „die Pelzmütze.“ Der Verfasser weiß für seine Bilder und Bildchen stets die rechten Farben zu finden, und wo er, wie in „Agnes“, „die Insel Wight“ und „die Pelzmütze“, Gelegenheit zu Naturschilderungen findet, malt er ungemein plastisch. Dabei ist Alles fließend und glatt, mit Sauberkeit hinsichtlich der äußern Form dargestellt, so daß auch in dieser Hinsicht das Werk empfohlen zu werden verdient. **W.**

* Musikalische Notizen. Ein weltliches Oratorium „Helgi und Kara“ für Chor, sechs Solostimmen und Orchester vom Musikdirector Eduard Munzinger zu Olten in der Schweiz ist daselbst zur Aufführung gekommen und hat nach dem Berichte der „Signale“ verdienten Erfolg gehabt. Der Text ist nach der altnordischen Edda verfaßt und behandelt in drei Theilen den Auszug des Königssohnes Helgi, welcher Kara liebt, seine Heerfahrt gegen den von Kara's Vater bevorzugten Gudmar und seinen Fall, endlich die Wiedervereinigung der Liebenden in Walhalla. Die Dichtung, in welcher die Walküren und andere Erscheinungen der nordischen Sage eine große Rolle spielen, hat einen Reichthum an Situationen, die sich zur musikalischen Bearbeitung vorzüglich eignen. Die Musik Munzingers, dessen erstes größeres Werk dies Oratorium ist, wird gerühmt als edel und charakteristisch; sie verräth tüchtiges Studium der guten Meister, namentlich der jüngeren. Den besten Bestandtheil des Werkes bilden die Frauenchöre. — Die kürzlich erst herausgekommene große Messe von Robert Schumann ist nun auch in Wien zur Aufführung gelangt; sie hat Nummern von großer Schönheit und Wirkung, entbehrt aber des charakteristischen Wesens geistlicher Musik. — Henri Litolff hat eine dreiactige Oper „Rahel“ vollendet, welche demnächst in Baden-Baden zur Aufführung kommen soll; der Stoff ist der Geschichte des dreißigjährigen Krieges entlehnt. — Im Juni feiert der Nestor der deutschen Musikalienhändler, August Cranz in Hamburg, sein fünfzigjähriges Jubiläum. — In der Kölnischen Zeitung berichtet Professor Bischoff: Das diesjährige niederrheinische Musikfest, welches an den bevorstehenden Pfingsttagen unter Leitung von Otto Goldschmidt und Julius Tausch in Düsseldorf stattfindet, begeht ein seltenes Jubiläum, denn es ist das vierzigste in der glänzenden Reihe seit dem Jahre 1818, wo das erste Fest, und zwar ebenfalls in Düsseldorf, gefeiert wurde. Uns ist kein ähnliches, auf freier Vereinigung beruhendes, Kunstinstitut von so dauerndem Bestande bekannt, und dieser Bestand ist ein schönes Zeugniß für die Liebe zur Tonkunst und für die Tüchtigkeit der musikalischen Kräfte am Niederrheine. Beide werden sich auch jetzt wieder großartig bewähren. Der rheinische Chor, dessen Ruf ein europäischer geworden, wird auch dieses Mal die hervorragendste Stelle beim Feste einnehmen: er zählt über 700 Mitwirkende. Das Orchester besteht aus 58 Violinen, 26 Bratschen, 22 Violoncellen und 20 Contrabässen nebst der doppelten Besetzung aller Blas-Instrumente. Das Oratorium „Elias“ von Mendelssohn, welches er selbst für sein bestes Werk erklärte und das erst ein Mal (im Jahre 1856) auf unseren Musikfesten gegeben worden ist, die zum ersten Male in Deutschland aufgeführte Musik von Händel zu Dryden's „Ode zum Cäcilienfeste“, ferner der dritte Theil von Haydn's „Schöpfung“ und dann Beethoven's prächtige C-moll-Sinfonie bilden den Hauptinhalt des Programms. Die Aufstellung einer Orgel aus der Werkstatt des Herrn Sonreck in Köln in der Tonhalle in Geislers Garten, welche durch Decoration im byzantinischen Stil nach den Angaben der Herren Heß, Achenbach und Hildebrand geschmückt ist, wird den Aufführungen der Chöre jenen erhabenen Charakter der Klangfarbe geben, den man in England schon seit Jahren in den Concertsälen kennt. Ueber die Besetzung der Soli bedarf es nur der Nennung der Namen Jenny Goldschmidt-Lind und Julius Stockhausen, und alle Kunstfreunde wissen, was sie von der ersten Sängerin der Welt und von dem vollendeten Meister des Gesanges zu erwarten haben. — Die neueste Composition von Ferdinand Hiller ist eine sehr eigenthümliche, eine Operette ohne Text für Clavier zu vier Händen. Sie besteht aus einer Ouverture und acht bis neun Nummern in Form von Arien, Duetten, Terzetten, Chören. Die „niederrheinische Musikzeitung“ sagt von der Composition, sie sei ein allerliebstes Erzeugniß echten Künstlerhumors.

* Ausstellung von Oelgemälden.

Bremen, 21. Mai. Die Landschaftsmalerei, über deren Berechtigung als Kunst man im Anfang unseres Jahrhunderts noch kaum im Klaren war, hat jetzt alle anderen Zweige der Malerei so vollständig überwuchert, daß oft genug die Frage aufgeworfen wird: „woher kommt das und wo will das hinaus?“ — welche Fragen denn gewöhnlich dahin beantwortet werden, daß ja viel weniger Talent, viel weniger Studium dazu gehöre, ein schönes Stück Natur abzuschreiben als einen Gegenstand der Geschichte oder des täglichen Lebens zu componiren und künstlerisch vollendet vorzuführen

Das Feld der Historienmalerei wird durch unsere culturliche Entwickelung immer enger, die Anforderungen an die Geschichtsmalerei durch unsere wissenschaftlichen Forschungen und deren weitere Verbreitung immer bedeutender, das Feld der Genremalerei durch den Wechsel der Mode, durch die Häßlichkeit unserer Costüme immer begränzter, während das Feld der Landschaftsmalerei durch die Verkehrserleichterungen, durch Reisen ein täglich weiteres wird und durch eben diese Gründe die Lust, schöne Gegenden, die man selbst gesehen, in denen man selbst glückliche Stunden verlebt, nun auch im Bilde zu besitzen immer größer. Trotz der Masse der landschaftlichen Motive, die wir auf allen Ausstellungen vertreten finden, ist es doch nur noch Europa, welches den Stoff dazu liefert, während ein Blick in Humboldt's Ansichten der Natur und in seinen Kosmos uns für die Zukunft der Landschaftsmalerei mit Ahnungen erfüllt, mit denen wir alles bisher Geleistete fast nur als den Anfang dieser Kunst bezeichnen möchten. Daß wir hierbei nur die höhere Stufe der Landschaftsmalerei, die in Zeichnung und Farbe componirte Landschaft, im Auge haben, die ihre Vertreter findet in Koch, Rottmann, Preller, Schirmer, Willers und ihren Geistesverwandten, nicht aber die unendliche Masse der Veduttenmalerei, (deren Schönheit und Berechtigung wir übrigens keineswegs unterschätzen), versteht sich wohl von selbst.

Leider bietet uns von diesem Standpunkt aus unsere Ausstellung nur sehr weniges, denn die ersten der oben genannten Maler sind gar nicht und Schirmer nur mit wenigen Bildern vertreten, in denen man allerdings wohl den bedeutenden Meister, keineswegs aber sein ganzes umfangreiches Talent erkennt. Vorzüglich ist „der Raub des Hylas“, „die Gebirgsschlucht“, in der er besonders gut die romantische Stimmung der ruhenden Natur getroffen hat. Wenn wir auch von E. Willers noch manches Bild, besonders von seinen griechischen, hierher gewünscht hätten, so lernen wir ihn doch in den fünf vorhandenen italienischen Landschaften als einen Meist e in der Composition erkennen, dem wir nur noch etwas mehr Tiefe oder Mannichfaltigkeit in der Farbe wünschen möchten. Seine große italienische Landschaft (Nr. 351) ist in der Composition das Schönste, was uns die Ausstellung in der Landschaft bietet, es ist eine solche Fülle von Poesie darin, eine solche Schönheit und Harmonie in den Linien, daß man mit innigem Wohlbehagen stets wieder darauf zurückkommt. Aehnlich, wenn auch kleiner, sind Nr. 350 und 352, während seine Bilder aus der römischen Campagna, in denen er sich eine bestimmte Partie zum Vorbilde genommen hat, uns beweisen, um wie viel bedeutender er als Componist in der idealen Landschaft ist Wenn Willers' Bilder uns zeigen, was Italien an Schönheit der Linien bietet, so zeigen uns Coignet, Lapito und Fleury in Nr. 425, 426 und 427, daß Italien auch das Land der Farbe ist. Besonders ist es Coignet's „Ansicht der Gegend von Tivoli“, in der die Farbenharmonie Italiens so wahr und treu wiedergegeben ist, daß ihr nur die deutsche Innigkeit mangelt, um sie zu einem vollendeten Bilde zu machen. Es gehören diese drei Bilder zu den schönsten Farbencompositionen, die wir hier finden, zu denen wir wohl auch noch Lamoriniere's große Landschaft rechnen müssen, die, wenn auch nicht so vollkommen in der Farbe, doch voll Anmuth in der Zeichnung ist.

Unter den Stimmungslandschaftern nimmt Weber eine bedeutende Stellung ein, dessen Mondscheinlandschaft und Abendlandschaft einen höchst wohlthätigen Eindruck machen.

Andreas und Oswald Achenbach sind durch vortreffliche Bilder vertreten, von denen wir nur auf die Nrn. 191, 192, 193 aufmerksam machen, wogegen uns des Letzteren italienische Landschaft nicht sonderlich gefällt, indem wir nun einmal den wolligen Vortrag, wie er uns wohl in Stereoskopen vorkommt, nicht für die richtige Technik eines größeren Bildes halten. Die historische Landschaft ist vertreten durch A. Zimmermann und Fries, und es zeichnet sich besonders der erstere durch eine großartige Anschauung der Natur aus, treibt aber die Hintansetzung alles Details in seinem Gardesee mit der Stadt Riva bis zur Härte in Form und Farbe, während Letzterer uns in seinem Golf von Spezzia viel besser gefällt als in seiner großen italienischen Landschaft, die in der Farbe denn doch zu wenig an Italien erinnert; ja selbst der Golf von Spezzia wird durch das denselben Gegenstand behandelnde Bild von A. Carl noch übertroffen. Höchst interessant sind die acht Landschaften von Leu in Rücksicht auf den Künstler selbst und im Vergleich mit der großen Anzahl der Nachfolger. Leu malt vorzugsweise norwegische Landschaften und trifft den Charakter derselben, besonders in seinen kleineren Bildern, ganz vorzüglich, während uns seine größeren Landschaften immer etwas unwahr im Charakter erscheinen und es uns so vorkommen will, als wäre er darin zu sehr von schweizerischen Eindrücken beeinflußt. Hengsbach ist sehr stark vertreten; wir möchten besonders auf die Nummern 211 und 212 aufmerksam machen. Ebenso Saal, dessen Abendlandschaft Nr 238 an Rottmann's Farbe und Zeichnung erinnert. Voll schöner Stimmung und trefflicher Charakterisirung ist sein Bild „Mitternachtssonne am Nordcap.“

Daß unsere Ausstellung noch eine große Anzahl vorzüglicher Architektur- und Seestücke aufzuweisen hat, dafür bürgen uns schon die Namen von Hasenpflug, Reher, Nerly, Springer, Bossuet, Gudin, Adloff, Hermann und andere, doch der Schluß der Ausstellung naht, und wir möchten nicht gern hinterher mit Urtheilen kommen, von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit sich nicht jeder durch den Augenschein überzeugen kann, brechen daher hier unsere Bemerkungen ab, indem wir nur noch unser Bedauern aussprechen, daß die Masse des Vortrefflichen so groß ist, daß wir durch Zeit und Raum gezwungen waren so manches unberücksichtigt zu lassen, wenn wir auch bekennen müssen, daß manches mit Absicht unberücksichtigt geblieben ist; wie z. B. die Bilder von Beyschlag, Calame und v. d. Maaten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℳ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 22. Bremen, 31. Mai. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Boden und Menschen.

Von Wilh. Kiesselbach.

Als im Jahre 1787 die Bevölkerung des neu besiedelten Gebietes von Kentuky auf eigene Hand einen Krieg gegen Spanien beginnen wollte, weil dieser Nachbarstaat ihr die freie Fahrt auf dem Mississippi verlegte, schrieb der amerikanische Gesandte in Paris Thomas Jefferson an den Kongreßdeputirten James Madison zu Newyork, daß die Ansiedler des Mississippithales im Stande seien, sich in Verbindung mit Louisiana und New-Orleans von der amerikanischen Union loszusagen: „Wenn sie sich für ein selbstständiges Volk erklären, so sind wir in keiner Weise fähig, sie davon zurückzuhalten.“ Und in gleicher Art bemerkte er 1821, während der Streit über die Aufrechthaltung der Sklaverei in dem neu in die Union eintretenden Staate Missouri tobte: „Im Grunde ist die Missourifrage keine Moralfrage sondern eine Frage des Uebergewichts. Die Föderalisten benutzten die frommen Gefühle des Volkes, um unter den Parteien eine Theilung hervorzurufen, die den geographischen Unterschieden entspricht.“ Wie weit daher auch immerhin der früher so überschätzte staatsmännische Werth dieses „Vaters der amerikanischen Demokratie“ neuerdings durch das Urtheil eines Tocqueville, Cornelis de Witt und Robert von Mohl auf das richtige Maß heruntergesetzt worden ist, wie viele Irrthümer er in der Subjektivität seiner abstrakten Auffassungen theoretisch kundgegeben und praktisch begangen hat, es läßt sich doch nicht leugnen, daß in den angeführten Worten der ehemalige Bundespräsident seinerseits das Verständniß einer Thatsache im amerikanischen Leben beurkundet, deren Nichtbeachtung einst zu dem Grundfehler der amerikanischen Bundesverfassung hingeführt hat, und die auch für die Gegenwart und Zukunft Amerika's selbst heute noch nicht in genügende Rechnung gezogen wird.

Die föderative Partei ging nämlich bei der Aufstellung der neuen Bundesverfassung in der Konvention zu Philadelphia im Jahre 1787 von vorneherein von der falschen Voraussetzung aus, daß der Bereich der dreizehn unabhängigen Staaten ein einziges einheitliches Raumgebiet bilde, und wirklich schon eine einheitliche Nation trage, die also unter einem Nationalregiment zu einem gesammtstaatlichen Ausdruck gelangen müsse. So schreibt John Jay in den Einleitungsartikeln des bekannten „Federalist“: „Ich habe es oft mit Vergnügen betrachtet, daß das unabhängige Amerika nicht zusammengesetzt wird aus verschiedenen, zerstreut und getrennt von einander liegenden Theilen, sondern daß ein in sich zusammenhängendes fruchtbares, weit ausgedehntes Land den Söhnen der Freiheit im Westen zu gefallen ist. Die Vorsehung hat es in besonderer Güte gesegnet mit einem Reichthum des Bodens und der Erzeugnisse und bewässert mit unzähligen Flüssen zur Wonne und Bequemlichkeit der Bewohner. Eine Reihe von schiffbaren Gewässern bildet eine Art Kette an seinem Gestade, wie um das Land zusammenzuhalten; während die größten Ströme der Welt in passenden Entfernungen von einander Heerstraßen abgeben und dergestalt den gegenseitigen Produktenaustausch der Gebiete vermitteln.“ „Und ebenso“, fährt der Verfasser dann fort, „habe ich es oft betrachtet, daß die Vorsehung dieses so in sich verbundene Land einem geeinigten Volke verliehen hat, einem Volke, welches von denselben Vorfahren abstammt, dieselbe Sprache spricht, dieselbe Religion hat, denselben Regierungsgrundsätzen anhängt, sich sehr ähnlich durchweg in seinen Sitten und Gewohnheiten ist, und welches durch seine vereinten geistigen und militärischen Anstrengungen während eines langen, blutigen Krieges in edler Weise seine allgemeine Freiheit und Unabhängigkeit begründet hat.“ Es genügt jedoch bereits ein Blick auf den Globus, um alsbald zu gewahren, wie die durch die Alleghanykette vom Innern abgetrennte nordamerikanische Ostküste lauter selbständig neben einander liegende, wirthschaftlich sehr verschiedene kleinere Raumgebilde aufwirft; wie das Mississippithal mit dem mexikanischen Meerbusen ein besonderes Reich für sich bildet, und gar der Westen nach dem stillen Ocean abdacht; und erwägt man ferner, daß die von Jay angeführten kulturlichen Bindemittel der amerikanischen Territorialbevölkerung in Sprache, Recht, Religion und Gesittung nicht ein eigenes historisches Produkt derselben sind, sondern, als Erbe, ihrer europäischen Vergangenheit angehören; so ergiebt sich auf der Stelle, daß wenn auch Amerika räumlich nicht in so bestimmter Weise von der Natur gegliedert ist als unser Europa, doch bei ihm weder von einer Raumeinheit die Rede sein kann, noch auch daselbst ein aus dem Auslande stammender gleichartiger Bevölkerungsstoff ohne Weiteres als selbstständige geschlossene Nationalität politisch verwerthet werden darf.

Obendrein sind bei der ersten Besiedlung der amerikanischen Gebiete die Grenzen der verschiedenen Kolonien von der englischen Regierung wegen ihrer Unbekanntschaft mit dem Innern des neuen Welttheils keineswegs nach natürlich angezeigten Raum-

gebilden sondern nach einfacher mathematischer Gradmessung abgesteckt worden, und die Union hat später das nämliche Verfahren bei der Kolonisation des „westlichen Territoriums" beibehalten. Kommt nun schon in dem Einzelstaate wegen seiner Eintheilung in gradlinige Grafschaften, Distrikte und Townships das naturgemäße räumliche Gebilde für kleine Gruppen gar nicht in Betracht, bleibt deßhalb eine an Berg und Thal hängende örtliche Heimathsliebe bei den Amerikanern durchweg unentwickelt, wird schon in den Territorialländern das gesammte Staatsgefüge zu einem bloßen politischen Mechanismus, der nicht mit der vorhandenen geographisch-ökonomischen Räumlichkeit verwächst; so ist auch der Verband der Vereinigten Staaten untereinander nicht weiter von dem natürlichen Verhältnißwerthe der Staatengebiete unter sich berührt. Es kommen weder in den Territorialassemblys die gegebenen socialen Unterschiede politisch in Betracht, noch nimmt die Bundesgliederung auf die naturgemäße Raumesgliederung Rücksicht. Dadurch wird indessen die Unionskonstitution nicht minder zu einem bloßen Rechtsmechanismus, als die Einzelverfassungen es sind. Sie selber kennt gleichfalls die körperlichen Bedingungen eines Bundeslebens nicht, indem sie nur ihre Aufmerksamkeit auf die Rechte der Centralgewalt, der Gliederstaaten und der Bevölkerungsreform richtet, aber keineswegs die örtlichen Verhältnisse bemißt, unter welchen ihre Gliederstaaten und ihre Menschen dastehen.

So lange nun im Anfange der amerikanischen Bundesgeschichte die Union eigentlich bloß die Aufgabe zu lösen hatten, die Vereinigten Staaten als selbständiges Ganze in das internationale Leben Europa's einzuführen, zeigten sich in ihr auch nur zwei große politische Gegensätze rein rechtstaatlicher Natur, indem die gesellschaftliche Ungebundenheit der Individuen gegen jede beschränkende politische Ordnung überhaupt und die Territorialsouveränetät gegen die Bundesautorität ankämpfte. In der ersten Zeit gelang es dabei den Föderalisten und der Präsidentenschaft von Washington und John Adams freilich, die Bundesverfassung nach der mehr centralisirenden Richtung zu handhaben. Mit Jefferson's französischen Revolutionsideen erhielt jedoch nicht nur die politistische Atomistik in den Einzelstaaten immer mehr Uebergewicht, sondern lockerte sich auch die Macht der Bundesregierung, bis vollends unter Madison das freiwillige Heraustreten der Union aus allen europäischen Händeln während der Napoleonischen Kriege auch den Druck von Außen abschwächte, welcher die Staaten bis dahin zusammengehalten hatte. Nach der Beendigung des zweiten kurzen Krieges gegen England war die alte Föderalpartei thatsächlich beseitigt; allein fortan warfen sich, statt des bisherigen territorialen Gegensatzes der Gliederstaaten zur Bundesgewalt an sich, wirthschaftliche Verschiedenheiten zwischen den Raumgebieten der Staaten auf, die unter ihnen einen Kampf um die noch übrig gebliebene Bundesgewalt zur Beförderung der sondergrupplichen Interessen hervorriefen.

Allerdings waren schon vom Beginne der Besiedlung Amerika's an die wirthschaftlichen Verhältnisse in den Nordprovinzen ganz anderer Art gewesen als in den Südprovinzen. Die letzteren Kolonien hatten nämlich eine reiche Produktenausfuhr für England, während die Ersteren nur im Fischfang und im Schmuggelverkehr mit Westindien ihren Mangel an eigenen Exportwaaren im Verkehr mit England begleichen konnten. England selber benutzte diese Verschiedenartigkeit der dreizehn Provinzen um sie in Uneinigkeit unter einander zu bringen; und sogar bis in die letzten Jahre des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hinein glaubte es die Südstaaten für sich behalten zu können. Weiter kamen diese wirthschaftlichen Unterschiede des Nordens und Südens bereits zur Sprache, als es sich auf der Konvention von Philadelphia bei dem Entwurf der neuen Bundesverfassung um die Frage handelte, ob die Bundesgewalt die Befugniß zur nationalen Handelsgesetzgebung und zur allgemeinen Zollerhebung haben solle. Nur mit der äußersten Mühe ward damals dieses Zugeständniß bei den Delegirten der Südstaaten auf dem Staatentage erwirkt; dieselben sahen wohl ein, daß damit der Union die Gewalt gegeben wurde, durch ein Protektionssystem für die Industrie einseitig die Interessen des Nordens auf Kosten der Ackerbauinteressen des Südens zu begünstigen.

Jedoch um jene Zeit trat die Zollfrage in der amerikanischen Geschichte noch nicht scharf in den Vordergrund; die internationalen Verhältnissen drängten überhaupt noch zu mächtig auf eine amerikanische Handelseinigung hin, und bei der Ausdehnungsmöglichkeit des amerikanischen Gebietes und der Leichtigkeit der Ernährung kümmerten sich die Einzelnen wenig um die Richtung des ökonomisch-politischen Systems am Bunde — sie hatten ja Alle reichlich zu essen, und Sattheit bewirkt bekanntlich politische Zufriedenheit. Allein, als nun mit der steigenden Entwicklung des industriellen Lebens in Europa, und bei der vermehrten Einwanderung europäischer Arbeiter namentlich nach dem Norden Amerika's, dieser Theil der Union, der noch keine Kornausfuhr nach Europa kannte, ebenfalls nachhaltig zur eigenen Manufaktur übergehen wollte, mußte er wohl darnach streben, mittelst der Stimmenmajorität in der Bundesgewalt die Aufstellung eines Schutzzollsystems zu bewerkstelligen, in welches sonst die Südstaaten nie freiwillig einwilligen würden. Dergestalt wird, wie wir oben angedeutet haben, der bloße rechtsstaatliche Mechanismus der Bundesverfassung, wie er ohne räumliche und sociale Unterlage eingerichtet ist, jetzt eben im Interesse der geographisch-wirthschaftlichen Verschiedenheiten unter den Staaten benutzt; da muß denn wohl auf die Dauer die Union auseinander gehen — diese örtlichen ökonomischen Gegensätze sind viel stärker als die rechtsstaatlichen Bindemittel für den Zusammenhang der Vereinigten Staaten; und einen sittlichen, in der Geschichte errungenen nationalen Kulturgehalt, welcher politische Differenzen ethisch versöhnen könnte, hat das amerikanische Volk sich bei seinem to make money noch nicht erworben, seitdem die einfachen Zeiten eines Washington in Amerika längst im Wirbel der Geschäfte und des Reichthums zu Grunde gegangen sind.

Die erste Angelegenheit aber, welche die noch vielfach unbewußt schlummernden angedeuteten Gegensätzen zwischen den Nord- und Südstaaten zum Niewiedereinschlafen aufweckte, war eben die bereits oben erwähnte Frage, ob Missouri bei seinem Eintritte als Gliederstaat in die Union die Sklaverei beibehalten solle oder nicht; von welcher Frage dann Jefferson sehr treffend meinte, daß sie keine Sache einer abstrakten Humanität sondern der bestehenden geographischen Verschiedenheiten sei. Denn da die südlichen zehn Pflanzerstaaten damals schon anfingen, ihre ehemalige Ueberlegenheit in der Bevölkerungszahl im Vergleich zu dem weiter angesiedelten Norden zu verlieren, und demnach also auch die Majorität im Repräsentantenhause einbüßen mußten, so wollten sie, um die Industriepolitik des Nordens von sich abzuhalten, wohl um so mehr Sorge tragen, daß sie im Bundessenate, in den gleichen Staatenstimmen desselben, die Mehrheit für sich retteten, um so eine Widerstandsfähigkeit gegen die künftige Majoritätsherrschaft in dem Repräsentantenhause zu besitzen. Mit dem Verbote der Sklaverei in Missouri indessen wäre dieser neue Staat mit seinem Repräsentanten im Unterhause und seinen Delegirten im Senate in den Interessenverband des Nordens hinübergezogen worden.

Das damals abgeschlossene Kompromiß, welches die Grenze der Sklaverei auf den 36. Breitegrad beschränkte, vermochte jedoch selbstverständlich nicht, die zwischen dem Norden und Süden

spielende Grundfrage zur wirklichen Lösung zu bringen. Schon am Schlusse der zwanziger Jahre tauchte mit der von den Nordstaaten ausgehenden Aufstellung eines Industrietarifes der alte Gegensatz zwischen dem Pflanzerthum des Südens und den industriell-commerciellen Interessen des Nordens wieder scharf empor; Südkarolina wollte bereits damals aus dem Unionsverbande scheiden; es bedurfte eines vollen warmen Appells an den sittlichen Geist der Union, wie er von Washington's Zeiten her nachwirkte, um für den Augenblick noch einmal eine Spaltung des Bundes hintanzuhalten. Allein die nachfolgenden Jahrzehnten konnten mit der raschen wirthschaftlichen Weiterentwicklung der Nordstaaten nur dazu beitragen, die Kluft zwischen ihnen und dem Pflanzerleben des Südens zu erweitern, deren erste Spalten sich, wie gesagt, schon im vorigen Jahrhunderte gezeigt hatten.

Die Frage nach der Fortdauer der Sklaverei auf dem amerikanischen Gebiete spielt bei dem sich durchprägenden Gegensatze zwischen dem Norden und dem Süden allerdings eine große Rolle; allein sie bildet doch nicht eigentlich den Kernpunkt der Sache; der Humanismus dient in der Wirklichkeit des menschlichen Lebens nur zu häufig als Mantel um die nackte Gestalt der Selbstsucht zu verhüllen. Es wird gewiß keinem Europäer einfallen, die Sklaverei vertheidigen zu wollen; man soll sich aber andererseits auch nicht darüber täuschen, daß wenn schon die sociale Thatsache im Staatsleben nicht ignorirt werden darf, vollends eine naturgeschichtliche Thatsache nicht mit einem gleichen Rechte politisch ausgeglichen werden kann. Der schwarze Mensch steht seiner Naturanlage nach unter dem weißen; er hat auf seinem eigenen Gebiete im langen Laufe der Jahrtausende keine nur irgend der Rede werthe Kultur aus sich heraus entwickelt, das innere Afrika kennt eine fortschreitende Geschichte nicht. Alle Bildung, welche der Neger sich im Umgange mit der kaukasischen Race aneignet, ist nicht eigenes geistiges Produkt, sondern der Reflex vom Wesen der Weißen, der noch dazu sich meistens gar seltsam in diesem dunklen Spiegel bricht. Ira Aldridge täuscht sich selber, wenn er in seinen Gesprächen behauptet, er kämpfe für den geistigen Werth seiner Race; seine eigene Individualität ist und bleibt nur eine Nachahmung des modernen Kulturmenschen, die jeden Augenblick leicht in die ursprüngliche Negernatur zurückfallen kann. Ist indessen die gesammte menschheitliche Kultur ein Produkt der menschheitlichen Arbeit, mit ungeheuern Leiden und Anstrengungen im Laufe der Zeit errungen, so darf auch wohl die Forderung aufgestellt werden, daß jeder, der an den Errungenschaften dieser Kultur hinterdrein Theil nimmt, seinerseits ebenfalls nach seinen Kräften auf die Weiterentwicklung der allgemeinen Wohlfahrt hinwirkt. Für sich in seiner Heimath hat der Neger grade wegen seiner naturgeschichtlich thatsächlichen, niedrigen Eigenart Nichts für die Menschheitskultur gethan; Afrika lieferte stets und liefert noch heute seine eigenen Bewohner in fast thierischem Zustande an die übrige Welt ab. Erst durch die Berührung mit der weißen Race werden sie überhaupt zu Menschen, und wie alle übrigen im Schweiße des Angesichts für die Gesammtkultur arbeiten müssen, so sollen folgerichtig auch die Neger arbeiten, sobald sie in die Kreise der menschheitlichen Kultur ohne eigenes Kapital an Geist und Sitte eintreten.

Wegen der geradezu thierischen Unlust des schwarzen Menschen zur wirthschaftlichen, geschweige zur geistigen Arbeit, da er die sittliche Befriedigung in der eigenen Thätigkeit nicht kennt, bleibt dann aber bei dem Eintritt des Negers in die arbeitende moderne Welt am Ende Nichts weiter übrig, als ihn vorerst in die Arbeit einzureihen, zu der ihn sein robuster Bau besonders befähigt. Darin liegt an sich noch gar keine Inhumanität; es müssen an anderen Stellen der Erde weiße, weit befähigtere Menschen oft viel ärger sich anstrengen, als es der Schwarze beim Baumwollenbau zu thun nöthig hat. Und wenn in Europa bis in unser Jahrhundert hinein die alte Leibeigenschaft fortbestand, die erst allmälig auf historischem Wege zur Lösung kam, dann darf man sich auch nicht darüber verwundern, daß im Mittelalter der nicht an die Scholle gebundene schwarze Arbeiter unter den Weißen zu dem nämlichen Sklaven wurde, wie das Städteleben des Alterthums ihn kannte. Arbeitete der Neger überhaupt nicht ohne Zwang, so lag das Ziel einer humanen Politik einzig darin, zugleich mit der steigenden Kultur der Weißen das Arbeitsverhältniß des Schwarzen durch zweckmäßige Gesetze humaner zu gestalten. Die Anerkennung, daß er Mensch sei, worüber noch auf der Konvention von Philadelphia lebhaft gestritten wurde, konnte und durfte auf die Dauer nicht ausbleiben; allein damit brauchte noch keineswegs gesagt zu sein, daß er ein in der Gesellschaft und dem Staate völlig ebenberechtigtes Mitglied werden sollte. Eine naturgeschichtliche Thatsache, wir wiederholen ein früheres Wort, läßt sich mit der abstrakt humanen Theorie einer allgemeinen Kindschaft Gottes wenigstens nach der politischen Seite hin nicht ausgleichen; nur an der Hand der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung allein konnte allmälig die Stellung der Neger unter den Weißen nach humanen Rücksichten staatlich geordnet werden, zumal in jenen Ländern, wo er mit seinem Baumwollenbau ein so wesentliches Moment für den ganzen wirthschaftlichen Haushalt der Erde abgiebt.

Entkleidet man aber gar den Abolitionismus der amerikanischen Nordstaaten des äußeren humanen Nimbus, findet man sich mit der naturgeschichtlichen Thatsache ab, daß sich aus einem Esel kein Pferd, aus einem Neger kein moderner Bürger von einer individuellen Persönlichkeit in der Republik machen läßt, und untersucht man dann die realen Interessen, welche in dem bisherigen Verbande der amerikanischen Staaten mit einander ringen, dann erscheint der ganze Ruf nach Sklavenbefreiung auf Seiten der nördlichen Staaten bei Lichte denn doch nicht bloß als der unaufhaltsame Drang eines edlen Volkes nach einer Pflichterfüllung gegen die Menschheit; der eigene sittliche Gehalt des Yankeethums reicht wohl nicht dazu aus, um mit großen Opfern sittliche Zwecke für Andere zu erringen.

Bekanntlich kam im Juli 1787 auf der Konvention von Philadelphia durch das Komité unter Franklin ein Kompromiß zwischen den Nord- und Südstaaten zu Stande, welches eine der Hauptgrundmauern der ganzen Union bildete. Nachdem man sich nämlich vorher darüber verständigt hatte, daß im Bundessenate die **Staaten** mit gleichen Stimmen vertreten werden, im Repräsentantenhause aber die Territorialbevölkerungen als ein Ganzes die „Nationallegislative" beschicken sollten, galt es nun, die Zahl der Repräsentanten für die Einzelstaaten festzustellen; und dabei griff man denn nach Franklin's Vorschlage auf das „Revenuesystem" als Basis zurück, welches man schon 1783 für die Bundestaxation hatte annehmen wollen — Taxation und Repräsentation wurden von einander abhängig gemacht. Denn wie bei der Umlegung der Bundesmatrikeln auf die Gliederstaaten nach der Kopfzahl ihrer Bewohner drei Fünftel der jedesmaligen Negermenge mit einzurechnen waren, so willigte man auch jetzt ein, den südlichen Staaten ebenfalls mit Einrechnung von drei Fünftel ihrer Sklaven die proportionelle Vertretung im Kongreß zuzumessen. Dadurch kam indessen die Sklavenfrage unmittelbar mit der Machtstellung der beiden Staatengruppen im Kongreß in Berührung. **Ticknor Curtis** sagt daher auch in seinem berühmten Werke bei dieser Gelegenheit, indem er auf die Verschiedenartigkeit der beiderseitigen Interessen hinweist, unumwunden: „wenn die Sklaven nicht in das Repräsentationssystem eingeschlossen gewesen wären, dann würden die Nordstaaten gar keinen politischen Grund

gehabt haben, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen.“ Da jedoch demnach die Südstaaten, die ohnedieß damals eine zahlreichere Bevölkerung hatten als der Norden, durch vermehrte Sklaveneinfuhr die Zahl ihrer Kongreßdeputirten und auf solche Weise die Majorität in der Nationallegislative gewinnen konnten, so ruhten die Deputirten der Nordstaaten auf der Konvention nicht eher, als bis sie in die neue Verfassung die Bestimmung eingefügt hatten, daß nach dem Jahre 1808 der Sklavenimport aufhören und bis dahin für jeden eingeführten Neger 10 Dollars Zoll bezahlt werden solle. Außerdem hatte schon wenige Wochen vorher der alte noch zu Newyork tagende Kongreß, freilich ohne durch die Konföderationsartikel vom Jahre 1781 dazu berechtigt zu sein, bei seiner Ordonnanz „über die Besiedelung des westlichen Territoriums“ beschlossen, daß kein neu daselbst sich bildender Staat die Sklaverei einführen dürfe, was dann auch die Konvention von Philadelphia ihrerseits in ihren Verfassungsentwurf aufnahm. Im Uebrigen aber griff die Unionsmacht als solche, der Konstitution gemäß, nicht weiter in die Sklavenfrage ein. Wie sie es den Gliederstaaten überließ, nach ihren eigenen territorialen Wahlgesetzen auch die Deputirten zum Kongreß zu wählen, ebenso beschränkte sie in keiner Weise die Jurisdiktion der Staaten über ihre Sklaven; ja das bekannte Gesetz über die Rücklieferung entflohener Neger in den Heimathsstaat beweis't es vollends, daß die Union als solche, den oben erwähnten Kompromiß gemäß, in diese Sache nicht weiter eingreifen konnte, ohne den dafür zwischen dem Norden und dem Süden abgeschlossenen Grundvertrag aufzuheben und damit die Bundesgliederung selber zu zerstören.

So lange nun in der nachfolgenden amerikanischen Bundesgeschichte bloß die Ungebundenheit des Individuums gegen die politische Organisation überhaupt, und die Staatensouveränetät gegen die Unionsautorität kämpfte, kam die Sklavenfrage kaum weiter in Betracht, obgleich mit den neu sich ansetzenden Staaten im Westen der Süden im Senat wie im Kongreß nach und nach die Majorität verlor. Sobald aber die Nordstaaten mittelst eines Schutzzolltarifs in die industrielle Entwicklungsperiode übergehen wollten, und nun die räumlich wirthschaftlichen Gegensätze der beiden Staatengruppen einer einheitlichen Handelspolitik des Bundes entgegentraten, wurde die Fortdauer der Sklaverei im Süden insofern wieder äußerst wichtig, weil sie dem Norden die Möglichkeit darbot, die Pflanzerstaaten für die Industriepolitik nachgiebig zu machen.

An und für sich ringen in einem jeden größeren Staatsgefüge das bewegliche und das unbewegliche Eigenthum wirthschaftlich und politisch mit einander. Sind sie nun räumlich unter einander gemengt, so fällt es im geschichtlichen Fortgange meistens nicht schwer, sie unter einer einheitlichen Wirthschaftspolitik in gegenseitiger Ergänzung zur nationalen Harmonie zu bringen. Wo sie jedoch im Raume abgesondert von einander liegen, und noch dazu in einer Staatssouveränetät oder Halbsouveränetät jedes eine politische Stütze finden, da ist von einer ökonomisch-politischen Verquickung bei ihnen keine Rede. Eine Bundesgliederung vollends, von welcher mehrere zusammenliegende Gliederstaaten dem reinen Ackerbauthume angehören, während eine andere Staatengruppe zur Industrie übergehen will, muß entweder sich auflösen oder den einen Theil durch den andern gewaltsam unterwerfen; wobei es denn aber im letzteren Falle mit dem republikanischen Wesen in den Gliederstaaten selber wie in dem Unionsverbande folgerichtig alsbald eine Ende hat.

Daß die südlichen Pflanzerstaaten der bisherigen amerikanischen Union ebenfalls wie der Norden unter einem allgemeinen Bundesschutzzoll eine industrielle Entwicklung aufnehmen könnten, möchte sich schwerlich voraussetzen lassen. Eingeschlossen nun in den vom Norden durch seine Majorität am Bunde ausgegangenen Bundestarif, würden sie demnach das ausschließliche Absatzgebiet der nördlichen Industrie bilden, obgleich sie doch hauptsächlich nach Europa ihre eigenen Rohprodukte senden, und ferner müßten sie immer weiter von der Finanz- und Wechselherrschaft der nördlichen Kommerzmetropole abhängig werden, vermittelst deren Hülfe sie ihre Guthaben in Europa einkassirten, die sie wegen des Tarifs nicht in europäischen Manufakturen herüber zu holen vermöchten. Ein Verhältnißwerth der Staaten zum Ganzen kommt ja in der Bundespolitik längst nicht mehr zur Geltung. Wie die Despotie der Majorität, auf die Kopfzahl begründet, in dem ganzen amerikanischen Staatsmechanismus rücksichtslos durchgreift, so durfte der im Senate und im Kongreß bereits in der Minorität sich befindende Süden fortan auch nicht mehr erwarten, in der Bundespolitik zukünftig noch irgend eine verhältnißmäßige Berücksichtigung der eigenen Zustände zu finden. Sein Interesse an der Union hörte demnach auf, das einzige Band, — welches ihn überhaupt bei der Selbständigkeit der geographischen Lage an den Bund schloß, — während dagegen der Norden alle Ursache hatte, die südlichen Staaten im Verbande der Union und im Verbande ihrer Handelspolitik zu halten.

Wir dürfen bei der Betrachtung solcher Vorgänge im Staatenleben nur nicht die Frage aufwerfen, auf welcher Seite der Parteien das Schwergewicht der sittlichen Berechtigung liegt. Die amerikanische Union, so hoch auch die Kämpfe für die Unabhängigkeit bei der Abtrennung von England in der Geschichte dastehen, ist einst abgeschlossen worden unter Kompromissen der Staateninteressen; werden dieselben im Laufe der Zeit unversöhnbar, so geht der Bund einfach auseinander, daran ist mit keiner Phrase irgend etwas zu ändern; wie sehr auch bei der Auffindung der „physikalischen“ Gesetze in der Staatengeschichte die Ideale der Einzelbrust leiden mögen.

Wenn der Norden von Amerika meint, mit der Emancipation der Sklaven im Süden denselben zum Gehorsam gegen die den nördlichen Staaten zufallende Majorität im Bunde zwingen zu können; so benutzt er nur ein Mittel, welches sich ihm für seine Zwecke darbietet; aus menschlicher Liebe für die untergeordnete Race führt er fürwahr nicht Hunderttausende von Weißen auf die Schlachtfelder und macht Schulden nach tausend Millionen Dollars. Auch weiß er ja selber nicht, was er hinterdrein mit den etwa befreiten Sklaven in seinen eigenen Staaten anfangen soll. Hätten die Südstaaten sich freiwillig rechtzeitig unterworfen, so würde ganz gewiß im Norden die Negerfrage zu einer Kulifrage geworden sein. Der Süden dagegen findet für sich jetzt keinen wirthschaftlichen und politischen Werth mehr in der Union; er will fortan für sich selber bestehen; allein er muß sich seine staatliche Selbständigkeit zuvor mit dem Schwerte von der im Bunde gegen sein Interesse herrschenden Staatenmajorität erkaufen — in einen solchen Proceß spielt die individuelle Ethik namentlich bei einer so genau rechnenden Bevölkerung wie den Amerikanern nur sehr sporadisch hinein.

Man hat jedoch die heutige Zersetzung der amerikanischen Union im Gedanken noch auf einem größeren Hintergrund zu bringen, sobald man die in ihr waltenden physikalischen Gesetze wenigstens herausfühlen will. Als nach dem Zusammenbruch der römischen, von einem Stadtstaate ausgegangenen Weltherrschaft endlich Karl, der Große, das lose gefügte Ackerbauthum Europa's in seine Reichsverfassung spannte, konnte er leicht die überall ziemlich gleichartigen, einfachen, ökonomisch-socialen Zustände in die nämliche politische Form bringen und so sein Reich über einen halben Erdtheil ausdehnen. Hat nun aber schon an

sich jedes weiter ausgebildete Staatsgefüge eine begrenzte Ausdehnungsmöglichkeit im Raume, bei deren Ueberschreitung es an innerer Kohäsion nothwendig verliert, so unterliegt es in seiner Einheit auch sehr leicht der Individualität seiner verschiedenen Raumgebilde, die ihre eigene wirthschaftliche und politische Entwicklung einschlagen. Karl's, des Großen, Reich war bald in die verschiedenen Raumbestandtheile aufgelöst, die im Fortschreiten der Gesellschaft dann zu eigenen Nationalitätsstaaten führten. Sollte nun wohl nicht der amerikanischen Unionsverfassung in der Weltgeschichte dieselbe Rolle zufallen, welche einst die Reichsverfassung Karl's, des Großen, in Europa gespielt hat; sollte sie nicht auch der Mutterschooß für verschiedene Nationalitätsbildungen auf naturgemäßen Raumesbildungen sein?

Wie die Sachen sich jetzt in Amerika gestaltet haben, ist eine abermalige Aufrichtung der Union auf der alten Basis absolut unmöglich geworden. Einerseits hat der Bund mit der Sklavenemancipation nicht nur den Grundvertrag der Staaten zerstört, sondern auch die feine Grenze zwischen der Bundesautorität und der Staatenautorität überschritten; und andererseits werden die europäischen Seemächte sich bei den inneren Zerwürfnissen der Union die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den gewaltigen Gegner jenseits des Oceans zu schwächen. John Jay setzte es schon in seinen Artikeln des „Federalist" aus einander, wie der Bundesverband der Staaten der einzige Schutz gegen fremde Einflüsse sei. Und selbst die militärische Unterwerfung des Südens durch den Norden würde den alten Unionsbau nicht wieder herstellen. Zur Niederhaltung des Südens bedürfte es dann einer großen stehenden Armee, die in das ganze bisherige republikanische Staatsgefüge nicht paßt, und welche jedenfalls auch in Amerika nach den Andeutungen des Cincinnatus-Vereins ihre Konsequenzen ziehen würde. „Wo der Soldat an Werth steigt", sagt Hamilton, „fällt der Bürger."

Es ist nun freilich in einigen Köpfen die Idee aufgetaucht, man könne mit völliger Ausrottung der Bevölkerung im Süden nach Normannenart die Soldaten des Nordens in die dortigen Besitzungen einweisen. Allein die Normannen wurden ja selber jenseits des Kanals zu Engländern und führten dann zwei Jahrhunderte lang mit Frankreich Krieg.

Daß die Gründer der Konstitution auf dem Staatentage von Philadelphia sich in der Stichhaltigkeit der Voraussetzungen täuschten und täuschen konnten, welche sie dem neuen Bundesbau zu Grunde legten, läßt sich nach der Zeit und den Verhältnissen, in denen sie standen, wohl begreifen; allein gegenwärtig vermag ihr Werk, der Logik der Geschichte gegenüber, sich nicht mehr aufrecht zu erhalten. Weder das Raumgebiet der Union ist einheitlich, noch bildet die Bevölkerung eine geschlossene Nationalität. Und wenn auch einst die einfachen socialen Verhältnisse den Republikanismus zuließen, wie er dem selbständigen Ackerbauthume eigen ist, so hat inzwischen die anders geartete Gesellschaft eine Massenherrschaft aufgeworfen, welche in der Geschichte gewöhnlich der Einzelherrschaft die Wege bereitet. So lange die amerikanische Demokratie, unberührt von den Bedingungen des internationalen Lebens für das Staatsgefüge, eigentlich nur unter Halbstaaten hauste, trat wohl ein politischer Zwang nicht an sie hinan. Die Auflösung des amerikanischen Bundesbereiches in mehrere Bestandtheile muß dagegen dieselben, jeden für sich, zu ganzen Staaten durchprägen, die dann mit ihren stehenden Heeren, mit ihren centralisirenden Steuersystemen die bisherige ungebundene amerikanische Gesellschaft unvermeidlich in sehr bestimmte Schranken zurückweisen werden. Der Willen der Menschen kann an den staatlichen Nothwendigkeiten Nichts ändern; die Erinnerungen an Washington's Zeitalter mögen noch eine Weile in der amerikanischen Geschichte fortdauern, wie einst in Deutschland die Erinnerungen an die alte germanische Freiheit und die Herrlichkeit von Karl's Reich. Allein das Staatsleben Amerika's ist längst in eine andere Periode getreten, in der es anderen Kräften folgt. Es ist ein Wahn, wenn man glaubt, am Anfange einer Gesellschaftsgeschichte, die noch dazu auf einem neuen Erdtheile vorgeht, ein Staatsideal verwirklichen zu können — ein organisch durchgearbeitetes Staatsgefüge ist im Völkerleben immer nur am Schlusse einer großen socialen Entwicklung zu erreichen!

° Der Herr der Inseln

von **W. Scott.**

Erster Gesang.

Der Herbst entweicht; doch sieh, sein Mantel hängt
Noch stolz um Somerville's anmuth'gen Wald,
Und unter braunem Kleid mit Gold besprengt
Der Tweed geschwellt von hundert Bächen wallt;
Harsch braust der Wind, dumpf rauscht's im Felsenspalt;
Doch Waldmusik noch hie und da erklingt;
Rothkelchen pfeift; der Taube Gurren hallt,
Und sommerhaft noch manche Färbung blinkt,
Wenn hinter Ettricks Fels die Sonne breit versinkt.

Der Herbst entweicht; es tönt kein ländlich Lied
Von Gala's Flur zu unserm Strand empor,
Das mit dem Strom im Wind herüberzieht.
Verstummt ist längst der Schnitter lust'ger Chor,
Ihr letztes Jauchzen starb in unserm Ohr;
Des Erntewagen's muntres Rasseln schwieg,
Oed ist die Halde, so belebt zuvor,
Wenn nicht, nachzügelnd noch dem Erntekrieg
Ein Aehrenleser wankt, von Alter matt und siech.

Wenn dir Genuß solch trüber Anblick beut,
Wenn gern du streifst des Herbstes Pfad' entlang,
Wenn dich am Berg die dürre Haid erfreut,
Im Wald des letzten Vogels Abschiedssang,
Des rothen Laubes bebender Behang,
Der letzte Glanz der hell den Berg umzieht,
In ödem Feld des Aehrenlesers Gang;
Sinnst gern du nach, wie Freud' und Leid entflieht,
Thust du das gern, so schilt auch nicht des Minstrels Lied.

Nein, schilt es nicht, ob auch sein heisrer Laut
Nicht an der Taube schlichte Weisen reicht,
Sein Reiz nur schwach ist, wie vom Dunst umgraut
Der Herbstglanz um den Abendhimmel schleicht,
Dünn wie das Laub, das zittert und erbleicht,
Wenn der November wild ins Hüfthorn stößt;
Den Sammler höhne nicht, der einsam streicht
Durch Felder, die die Zeit von Frucht entblößt,
Wo Barden vor ihm einst reichern Gewinn gelöst.

So lauschet denn, vielleicht nicht unbewegt,
Der wilden Mähr von Albyn's Kriegesbrand;
Denn Trümmer noch des alten Liedes hegt
Genug des Westens sturmdurchtobtes Land.
Denn, wenn um Coolin's Höh'n die Sonne schwand,
Singt es der Barde Skye's beim Abendschmaus
In Rean's pfadloser Oed' ist es bekannt,
In Harries' und Jona's heil'gem Haus —;
Dort ruhn von Erdenqual die Inselfürsten aus.

I.

„Jungfrau, wach auf!" der Minstrel sang;
Artonish's rauhe Halle klang;
Das Meer, das schwarz die Burg umwand,
Hob sanftre Wellen an den Strand,
Um mit des Chores süßen Tönen
Der Tiefe Grundbaß zu versöhnen.

Still schwieg der Wind um Inninmore
Und um Loch-Alline's Waldesflor
Und Weg' und Wald ließ ab vom Rauschen
Um holdern Melodien zu lauschen.
Nie gab auf süßrer Lieder Schall
Antwort der Berge Wiederhall;
Denn jeder Minstrel brachte hier
Vom Festland und vom Seerevier,
Roß, Arran, Islay und Argyle
Dem frohen Tage Gruß und Heil.
Stumm galt der Sänger und entehrt
Und keines Ruhm's und Dankes werth,
Taub für des Minstrel's höchstes Glück,
Blind für der Damen holden Blick,
Hätt' er bei dieses Morgens Schall
Geschwiegen in Artornisch-Hall.

II.

„Jungfrau von Lorn! wach auf!“ so klang,
Und stolzer noch, der Bardensang.
„Jungfrau, wach auf! Uns kommt er zu,
Der Schönheit Bann aus stumpfer Ruh';
Luft, Meer und Land — kein Element,
Das nicht des Sängers Macht erkennt!
Still steht das Reh in Lettermore
Und leiht dem Harfenklang sein Ohr;
Der Seehund folgt von Heiskar's Riff
Durch dunkle Fluth des Minstrels Schiff,
Und um Ben-Caillach's Wolken wiegt
Der Adler sich vom Klang besiegt.
Drum, Mägdlein, schließe nicht dein Ohr,
Wenn dir gebeut der Minstrel Chor.
Die Harfen klingen wild zu Hauf:
Edith von Lorn, wach auf! wach auf!“

III.

„Wach auf! Im thau'gen Dämmerkleid
Schickt sich die Flur mit dir zum Streit.
Schon mißt der bunten Drossel Sang
Sich froh mit deiner Stimme Klang
Und das bethaute Veilchen lacht
Ob deiner Augen bunten Pracht;
Edith wach auf: — und was uns hier
Am schönsten schien, ist nichts vor dir.“
Und Ferrand rief: „Sie kommt noch nicht;
Versucht ein sanfteres Gedicht.
Laßt lang das Lied in milden Klängen
Sich mit dem Traum der Schönheit mengen
Im Silberlaut, der flüsternd räth,
Was sie ersehnt, doch nicht gesteht.“
Sprach's: auf der Harf' erstarb sofort
Des eiteln Stolzes Schmeichelwort,
Und sanfter, leiser, zarter klang
Auf sein Gebot der Minnesang.

IV.

„Jungfrau wach auf!“ die Zeit verfliegt
Wo du noch Jungfrau wirst genannt;
Jungfrau wach auf! die Stunde siegt;
Die Liebe heischt zurück ihr Pfand;
Furcht, deines Busens scheuer Gast,
Und Hoffnung, die die Furcht zerbricht,
Entreiße dich des Schlummers Rast
Und wecke dich zur Liebespflicht.

Auf, Edith, auf! In jener Bai
Liegt manches Boot, lustig bemannt,
Froh jauchzt des Pibroch's Melodei,
Es wallt der Wimpel seidnes Band.
Weß Wappen in dem Banner weht,
Wem sie des Pibroch's Loblied weih'n,
Des Minstrels Harfe nicht verräth;
Dies Räthsel löst die Lieb' allein.“

V.

Versteckt bei ihrer Jungfrau'n Schaar
Nahm Edith wohl des Liedes wahr,
Doch schmeichelte ihr kalter Blick
Nicht sehr der Minstrel Kunstgeschick.
Nicht ward von Stolz die Wang' ihr heiß
Bei ihrer Schönheit Lob und Preis,
Noch gab der Saiten zartem Schall
Der schwächste Seufzer Widerhall.
Nicht besser will's den Jungfrau'n glücken,
Die jetzt sich mühn die Braut zu schmücken.
Cathleen von Ulne, du flochtest ihr
Der braunen Locken bunte Zier.
Und ehrfurchtsvoll zogst, Eva, du
Ihr über'n Fuß den kleinen Schuh,
Da um der Knöchel feines Rund
Ihr Berta schnürt den Perlenbund,
Der, in Lochryan's Fluth gebleicht,
Grau gegen Edith's Haut sich zeigt;
Doch Einion's, der erfahrnen Alten
Schwierigstes Amt war, daß die Falten
Des Mantels so mit Kunst sie streckte,
Daß er die Form hob, nicht versteckte;
Bis auf den Boden wallend rollt
Sein Purpurschwall, durchwirkt mit Gold.

VI.

Wo lebt wohl jetzt die kalte Maid,
Die in der Schönheit prächt'gem Kleid
Und mit der höchsten Macht betraut
Der Schönheit — als verlobte Braut,
Geschmückt mit jedes Reizes Gunst
Von der Natur, erhöht durch Kunst:
Die dann in ihrem Spiegel klar
Ihr schönes Bild sieht, treu und wahr,
Und durch kein Grübchen im Gesicht
Verräth, was leis' ihr Innres spricht?
Lebt solche Maid noch? Schönen, sagt,
Da nichts mein Lied zu melden wagt,
Als daß damals es so geschah,
Daß Niemand Edith lächeln sah.

VII.

Doch Morag, deren treuer Hut
Graf Lorn vertraut sein holdes Gut,
Sie, der für treuen Muttersinn
Ward Kindesliebe zum Gewinn
(Fest war dies Band, heilig vor allen,
Stets unverletzt in Hochlands Hallen). —
Morag, die Alte, ferne saß,
Zu Edith's Aug' ihr Innres las
Und hörte nicht der Mägde Flehn,
Mit Eifer ihnen beizustehn.
Sie sah ihr liebes Töchterlein
Kalt wie ein schönes Bild von Stein,
Ein Heil'genbild beim Kirchenfeste
Von Nonnen aufgeputzt auf's Beste.
Sie sah, es hatt' ihr Kind nicht Acht
Im Herzen all der eiteln Pracht.
Erst hat sie schweigend zugeschaut,
Drückt jetzt ans bange Herz die Braut
In holder Zier, und führt sie dann
Des Thurmes luft'ge Stieg' hinan,
Der schlank und steil vom Zinnenrund
Schaut, dunkles Mull, auf deinen Sund,
Der deine schwarze Felsenwand
Trennt mit Gebrüll von Morven's Strand.

VIII.

„Sieh auf dies Meer, Kind“, sprach sie hold,
„Das um zweihundert Inseln rollt
Von Hirta's nordumtosten Rand
Zu Islay's grünem Gartenland.

Manch Schloß am Festland nah und fern
Nennt deinen Bruder seinen Herrn.
Gelehnt auf dunkler Klippen Hang
Lauscht jedes andern Windes Klang.
Dort hält Mingarry troz'ge Wacht
Und hat auf Wald und Wüste Acht —
Dort hört Dunstaffnage Connal's Toben,
Wenn seine Wog' am Riff zerstoben;
Bedenk, so weit der Blick hier reicht,
Hat keine Stirn sich trüb gezeigt
Und dieses Morgens Lust gebannt,
Da Lorna's Tochter ihre Hand
Durch der Vermählung heil'gen Eid
Dem Erben Somerled's verleiht,
Dem Sproß aus alter Helden Blut,
Ronald, jung, tapfer, schön und gut.
„Der Herr der Inseln“ — mächt'ger Klang,
Der Stoff für manchen Bardenfang,
Genoß der Kön'ge, dem Geschlecht
Englands vereint in gleichem Recht!
Vom Häuptlingsschloß zum Hüttendach
Wer spricht die Mähr' nicht jubelnd nach?
Die Dirne sucht den Putz zusammen,
Der Hirt läßt Freudenfeuer flammen
Des Thurmwarts Horn bläs't Freudensang
Und „freut euch!“ tönt der Glocken Klang.
Der Priester dankbar Messe singt,
Der kecke Bergbursch jauchzt und springt;
Kein Sclav haust in der Berge Schooß
So herzensstumpf und seelenlos:
Er stellt die Arbeit heute ein
Und will zum Fest den Morgen weihn.
Die Kön'gin nur des Tags ist heut
Betrübt, da sonst sich Alles freut.“

IX.

Die Seele trat in Edith's Blick,
Doch drängt den Seufzer sie zurück
Und trocknet hastig, unmuthsvoll
Die Thräne, die dem Stolz entquoll.
„Halt, Morag! Solcher Schmeichelsang
Paßt für des Söldlings Harfenklang;
Mit Staunen füllt dein prahlend Wort
Von Macht vielleicht die Mädchen dort.
Zu ihnen sprich von Fahnenschwingen
Von Hifthorn- und von Glockenklingen;
Und besser noch vom theuern Kleide,
Von Kron' und seltsamen Geschmeide.
Denkst du, erfahren wie du bist,
Mein Herz zu fahn mit solcher List?
Mein Herz, das fest von Lieb' umstrickt
Vergebens nach Erwidrung blickt?
Nein, deiner Edith Unglück spricht
Der Satz kurz aus: Er liebt mich nicht.“

X.

„O schweig! Ich nahm zu lange Zeit
Für Liebe seine Höflichkeit.
Mich machte das Verlöbniß blind,
Das Edith Lorn, da sie als Kind
Die Flur durchhüpft' an Morag's Hand
Bereits Lord Ronalds Braut genannt.
Als er, lang' eh' ich ihn erblickte
Sein Schwert in Schottlands Kriegen zückte,
Ward mir mein Loos in seinem kund.
Mein Herz schlug, wenn in Ruhmes Mund
Sein Nam' erscholl, wie würz'ger Duft
Herschwebend in der Sommerluft.
Kein Pilger suchte unser Dach,
Der nicht von Ronalds Thaten sprach
Und wollt' ein Harfner Helden preisen,
Verflocht' er ihn in seine Weisen
Selbst Morag — jede Ruhmesmähre
Schloß sie mit seines Namens Ehre.
Er kam und wie man auch vorher
Ihn pries — das Lob schien kalt und leer,
Zahm, leblos, matt und kümmerlich,
Für Ronald kränkend und für mich.

XI.

„Seitdem kein Pulsschlag, den ich nicht
Getheilt mit meiner Liebespflicht!
Und was der Dank? — Der kühle Freier
Schiebt zögernd auf die Hochzeitsfeier.
Es tagt; Ronald ist nicht zu sehn.
Jagt in Bentalla er nach Rehn?
Grüßt er in einem stillen Thal
Ein leichtres Schätzchen noch einmal
Und schwört: „Muß ich mich auch bequemen
Die Hand der Erbin Lorns zu nehmen,
Gleich nach der Trauung komm' ich her;
Dann trennen wir uns nimmer mehr“ —?“

XII.

„Still, Tochter, denke nicht so schlecht
Von Ronalds Liebe, treu und echt.
Sieh! jenem grauen Schloß vorbei
Schwebt seine Flott' aus Aros-Bay;
Sieh wie sich der Galeeren Mast
Beugt unter ihrer Segel Last,
Die wie April-Gewölk mit Flecken
Von Weiß das blaue Land bedecken.
Man jauchzt! Die Ruder sind bemannt,
Dahinten bleibt Mulls Felsenwand
Und frisch durchmessen sie den Raum
Durch Windesbraus und Meeresschaum.
Die dort am weitsten vorgerückt,
Sieh' wie vor'm Sturm den Mast sie bückt!
Ihr Banner legt sie dir zu Füßen,
Um ihres Fürsten Braut zu grüßen,
Dein Ronald kommt! Ob, gleich dem Pfeile
Sein Wogenroß die Fluth durcheile,
Er schilt es träg.“
Schön Edith zagt,
Erröthet, lächelt trüb; und sagt:

XIII.

„Süß klingt, doch eitel ist das Wort.
Nein, Morrag, sieh die Barke dort,
Die ferne von den andern steuert
Die Bahn oft wechselt und erneuert,
Dem Wind trotzt, doch kaum vorwärts schleicht,
Ihr Lauf ist's der dem seinen gleicht.
Mein müß'ges Aug' hat, seit es graut
Schon ihrem Laufe zugeschaut.
Da dunkler jetzt die Brandung tobt,
Der Tag nicht hält was er gelobt,
Und da sich unsre sichre Bucht
Dem müden Schiffsvolk beut zur Flucht,
So zwingen gleichwohl ihren Nachen
Erst recht sie in des Windes Rachen
Und näher stets dem grausen Riff
Drängt Zug um Zug das schwache Schiff,
Als scheuten sie Artornish-Hall
Mehr noch als Sturm und Wogenschwall.

(Schluß folgt.)

W. Hertzberg.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Wogen des Lebens. Roman in 3 Bänden. Von Gustav vom See (G. v. Struensee). — Der Jude von Verona. Historischer Roman aus den Jahren 1846—49. Von P. Breziani. Aus dem Italiänischen. Vierte Auflage. — Demnächst erscheint: Alexander von Humboldt's Briefwechsel mit Professor Dr. Heinr. Berghaus aus den Jahren 1825—1858. 3 Bände.

* Gedichte von Adolf Schults. Vierte Auflage. Iserlohn, J. Bädeker. 1863. — Diese Sammlung, welche durch einen gutgeschriebenen Lebensabriß des bereits 1858 verstorbenen Dichters von Karl Stelter eingeleitet wird, ist in weiteren Kreisen bekannt, und so begnügen wir uns hier mit der Anzeige. Poetisches Talent ist Schults nicht abzusprechen, allein die angeborene natürliche Begabung ist zu keiner irgendwie künstlerischen Entwicklung gediehen, und es will uns scheinen, daß das gute Herz seiner Freunde ihn überschätzt habe. **W.**

* Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Kröner. 1863. — Bei der Besprechung des „Münchner Dichterbuchs" berichteten wir bereits von dieser wundervollen kleinen Dichtung, welche jetzt in einem zierlichen Separatabdruck vor uns liegt. Die Leser des Sonntagsblattes kennen den talentvollen Dichter schon genauer aus einem Aufsatze Bodenstedts. Wilhelm Hertz ist eine so frische, kerngesunde und hochpoetische Natur, daß wir nicht anstehen. ihm eine bedeutende Zukunft in Aussicht zu stellen. Was „Hugdietrichs Brautfahrt" speciell betrifft, so wollen wir nicht unterlassen nochmals auf dies reizende Büchlein aufmerksam zu machen; das ist eine wahre Perle. **W.**

* Vermischte Nachrichten. Am 18. Juni dieses Jahres begeht Charlotte Birchpfeiffer ihr fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum. Obwohl ihre Zeit vorüber ist, die letzten Stücke nur noch geringe Erfolge gehabt oder auch hier und da Niederlagen erlitten haben, so kann die rüstige und schreibselige Frau doch immer noch mit dem Gefühl von Stolz auf ihre Laufbahn zurückblicken. Sie hat von 1828 bis 1863 nicht weniger als 77 dramatische Arbeiten verfertigt, von dem verunglückten Spektakelstück „Herma" bis zur „Tochter des Südens." Das bedeutendste Glück machten: Pfefferrösel, Steffen Langer, die Günstlinge, die Marquise von Vilette, Mazarin, Rubens in Madrid u. s. w. Charlotte Pfeiffer ist geboren 1800 in Stuttgart und betrat am 19. Juni 1813 zuerst die Bühne des Isarthortheaters in München als Therneuter im Melodram: „Mosis Errettung" von Plötz. In den Zwanzigerjahren machte sie eine große Wanderreise durch ganz Deutschland, die Schweiz und Holland als Schauspielerin, war dann wieder lange Zeit in München, dirigirte von 1838 bis 1843 das Theater in Zürich und war seit dem letzten Jahre am Berliner Hoftheater, dessen damaliger Intendant Küstner ihr Freund und Beschützer war, für das Fach der komischen Alten engagirt. — Die Beiträge zu dem Uhland-Denkmal in Tübingen fließen reichlich; die Summe beläuft sich schon auf 21,000 Gulden. — Professor W. Lübcke hat für die in der „Allgemeinen Zeitung" ausgesprochene Vermuthung, daß an dem bekannten Maximilian-Denkmal in Innsbruck die beiden Standbilder König Arthur's und Theodorich's von Peter Vischer herrühren, jetzt eine Reihe von Zeugnissen und Beweisen erhalten, die die Vermuthung fast zur Gewißheit machen. Er legt dies neuerdings dar und stellt zugleich fest, daß in der Erfindung des ganzen Denkmals alles von deutschen Meistern herrührt, der Italiener Ludovico del Duca nur für die technische Ausführung des Gusses herangezogen wurde. — Das für Weil in Schwaben bestimmte Kepler-Denkmal wird Director Kreling in Nürnberg modelliren. Am 9. Mai, dem Todestage Schillers, sind in München und Hannover Schillerstatuen enthüllt worden. Dort war die Feier würdevoll, Ernst Förster und der Schauspieler Richter redeten; die Statue ist von Widmann modellirt, von Miller gegossen. Die Feier in Hannover war recht kühl und trocken, auch wird die Wahl des Platzes nicht gelobt; die Bildsäule ist von Engelhardt gefertigt. — Des großen neuen Historienbildes von Rustige in Stuttgart, „Kaiser Otto's III. Leiche von den Deutschen vertheidigt", geschah bereits Erwähnung. Es wird von verschiedenen Seiten als ein sehr schönes und bedeutendes Werk bezeichnet. Ueber Thema und Auffassung schreibt man der „Kölnischen Zeitung": Otto III., jener jugendliche Kaiser, der den kühnen Gedanken gefaßt hatte, Rom zum Sitze deutscher Majestät zu machen, war als Jüngling, 21 Jahre alt, zu Viterbo gestorben. Seine getreuen Krieger entführten seine Leiche dem Lande, das die Menge seiner erbittertsten Feinde barg, um sie unter beständigen Kämpfen in die alte Kaisergruft nach Speyer zu bringen. Dies ist der Gegenstand, welchen der Künstler gewählt hat. Wir sehen einen Engpaß, von hohen Felsen umgeben, welchen ein schwüler Himmel deckt, an dessen Rande Gewitterwolken lagern. Die Mitte nimmt die Leiche Otto's ein, auf einer Bahre im kaiserlichen Ornate, von jungen deutschen Kriegern getragen. Ein Ueberfall der Römer hat den Zug in Unordnung gebracht; von einem Felsen schleudern sie Steine und Pfeile herab, Andere stürzen wüthend auf die Träger und das Gefolge, welches dieselben zu vertheidigen sucht; im Vordergrunde schreitet die leuchtende Gestalt eines greisen Priesters mit hoch erhobenem Kreuze und sucht den Kampf zu beschwören, allein das wilde Handgemenge tobt fort, der Kaisermantel ist von der Leiche heruntergezerrt und diese bildet in ihrer starren Unbeweglichkeit einen höchst poetischen Contrast mit der tosenden Bewegung ihrer Umgebung. Das bleiche, jugendliche Haupt mit der Krone Karls des Großen, den vorüberschwindenden Lärm eines räuberischen Ueberfalls auf wälschem Boden hoch überragend, läßt eine Deutung zu, welche den Patriotismus des Malers kennzeichnet. Die mannichfaltigste Bewegung belebt und durchweht die ganze Composition. — Die Universität Wien begeht im August des Jahres 1865 das Jubelfest ihres fünfhundertjährigen Bestehens; man denkt schon jetzt an die Vorbereitung großartiger Festlichkeiten.

* Bremen, 21. Mai. Es ist noch über die Versammlungen im Künstlerverein vom 13 und 20. Mai zu berichten. Jene bildete den achten geschichtlichen Musikabend und beschäftigte sich mit Robert Schumann. Da durch eine Reihe von Unglücksfällen die Ausführung der für diesen Abend bestimmten Compositionen Schumanns bis auf vier Lieder unmöglich geworden war, so konnte die Einleitung sich etwas ausführlicher über Schumann und sein eigenartiges Wesen als Künstler und Componist verbreiten. Die Versammlung vom 3. Juni ist dazu bestimmt, durch eine Anzahl seiner Schöpfungen den Zuhörern ein lebendiges Bild von dem hochbegabten Meister vorzuführen. — Da der Künstlerverein am 21. Mai 1856 sein erstes öffentliches Lebenszeichen von sich gegeben und der von ihm erkorene Schutzpatron Albrecht Dürer an demselben Tage des Jahres 1471 das Licht der Welt erblickt hatte, so war es an der Zeit, daß der Verein in diesem Jahre, wo seine regelmäßige Versammlung auf den Vorabend des 21. Mai fiel, das Andenken an seinen Schutzpatron feierte. Zu diesem Zwecke hielt Herr Dr. H. A. Müller einen Vortrag, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, aus Dürer's Leben, Charakter und Wirksamkeit nachzuweisen, mit welchem Rechte ein deutscher Künstlerverein sich gerade diesen Meister zum Schutzpatron erwählt hat. Er gab deßhalb einen kurzen Abriß seines, wenn auch nicht an äußeren Ereignissen, doch an inneren Erfahrungen wie an künstlerischen Leistungen so überaus reichen Lebens, wo er zunächst die Lehrjahre bei Michael Wohlgemuth und die Wanderjahre berührte und dann in die unglückselige Verheirathung Dürers mit Agnes Frey etwas näher einging. Aus der ersten Periode der künstlerischen Thätigkeit des Meisters hob der Redner nur die Blätter zur Offenbarung Johannis hervor, an welchem er die Charakteristik des Dürer'schen Kunststils knüpfte. Es folgte dann die zweite Periode, also zunächst die Reise nach Italien mit dem in Venedig gemalten „Rosenkranzfest" und die sich daran schließende reiche Thätigkeit des Meisters während der Jahre von 1507—1520, wobei auch der Mangel an großartiger Förderung und Unterstützung der Dürerschen Kunst von Seiten der damaligen Fürsten zur Sprache kam. Den interessantesten Abschnitt des Dürer'schen Lebens bildet die dritte Periode, von der Reise in den Niederlanden (1520) bis an seinen Tod, und insbesondere der Aufenthalt in den flandrischen Städten, wo der Redner die bekanntlich oft unbelohnt gebliebene Thätigkeit des Meisters und sein immer mehr in den Vordergrund tretendes Verhältniß zur Reformation hervorhob, weßhalb er auch aus den Werken dieser letzten Periode sich am eingehendsten über das Bild der vier Kirchenstützen verbreitete. Nach der Erzählung von dem frühen, unerwarteten Heimgange Dürer's ließ der Vortragende noch eine kurze Charakteristik seiner einflußreichen Wirksamkeit in den verschiedenen Fächern der Oelmalerei, des Kupferstichs und des Holzschnitt's, sowie seiner schriftstellerischen Thätigkeit folgen, um eben durch diese Zusammenstellung einer so umfassenden, weitgreifenden Schöpferkraft nachzuweisen, daß kein deutscher Meister würdiger sei, Schutzpatron eines Künstlervereins zu sein, als Albrecht Dürer. — Nach dem Vortrage wurde durch die Herren Uschmann, Böttjer, Sastedt und Cabisius das Quartett von Mozart für Oboe, Violine, Bratsche und Violoncell ausgeführt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 23. Bremen, 7. Juni. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Zwei Philhellenen in Griechenland.

Von L. Wunder.

Im Jahre 1861 erschien in Paris unter dem Titel: **Beaux arts et voyages par Charles Lenormant** ein Buch in zwei Bänden, das die Leser mit einem eben so wissenschaftlich gebildeten Archäologen als christlich gesinnten und humanen Philhellenen, dem im Jahre 1859 in Athen verstorbenen Franzosen Karl Lenormant bekannt machte. Zwei kürzlich von einem Deutschen und von einem Nordamerikaner herausgegebene Bücher gewähren uns Veranlassung, die Erinnerung an zwei Philhellenen aus einer früheren Zeit uns wieder auffrischen zu lassen, und wir halten es für gerechtfertigt, wenn wir die uns dadurch gebotene Gelegenheit benutzen, unter vorzugsweiser Verwendung der dort enthaltenen Mittheilungen das Nachfolgende über beide hier zu einem Ganzen zusammenzustellen. Beide gehören schon deßhalb zusammen, weil beide Engländer sind und weil sie den englischen Philhellenismus, der sich in früherer und in späterer Zeit meist nur auf unabhängige Edelleute, auf Poeten und klassischgebildete Männer beschränkte, in besonders würdiger Weise vertraten. Der eine ist Frederick North, Graf von Guilford, der andere ist Lord Byron.

Ueber den Ersteren finden wir eine ungemein anziehende Biographie und Charakteristik im zweiten Bande der „Zeitgenossen“ von Alfred von Reumont (Berlin, Decker, 1862), der dabei hauptsächlich die Selbstbiographie benutzte, welche der im Jahre 1852 in Florenz verstorbene Corfiot Marco Pieri zwei Jahre vorher in Florenz hatte drucken lassen (unter dem Titel: Della vita di M. Pieri Corcirese). Es war, erzählt derselbe, in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als ein junger Engländer, Frederick North, Griechenland bereiste. Er war in griechischer Literatur ungewöhnlich bewandert und von dem lebhaftesten Enthusiasmus für Alles erfüllt, was mit ihr zusammenhing, und dabei kannte er nicht nur die Sprache des Homer und Demosthenes, sondern auch „das neugriechische Idiom erklang rein und zierlich von seiner Lippe.“ Er war so verliebt in Alles, was griechisch hieß, und die alte Glorie des in jener Zeit so niedergetretenen griechischen Volks erglänzte so hell in seinem jugendkräftigen Geiste und Gemüthe, daß er, nachdem er mehrere Wochen auf der Insel Corfu sich aufgehalten hatte, nach dem nahen griechischen Festlande hinüberfuhr, wo er gleichmäßig mit den großen Erinnerungen der Vergangenheit seinen Geist nähren, dem Weh seines Herzens beim Anblick so tiefen Verfalls freien Lauf lassen konnte und sich so in griechisches Leben und Sein hineindachte, daß er „selbst die Nationaltracht anlegte.“ Nach längerem Aufenthalte in dem ihm so theuren Lande kehrte er nach England zurück; aber Alle, die ihn dort gekannt hatten, blickten ihm sehnsüchtig wie einer freundlichen Erscheinung nach, „die an die Sagen alter Zeiten von wohlthätigen Menschen erinnerten, welche denen, unter welchen sie erschienen, für himmlische Geister galten, die zum Trost der armen Sterblichen irdische Gestalt angenommen hatten.“ Um das Andenken an diese Jahre seiner Jugend festzuhalten und die Uebung in der Sprache nicht zu verlieren, nahm er einen athenischen Jüngling mit sich, der bis an seinen Tod bei ihm blieb. Frederick North, der, am 7. Februar 1766 geboren, nach dem ohne männliche Erben erfolgten Tode zweier älterer Brüder im Jahre 1817 die Peerswürde erhielt und Graf von Guilford ward, durchwanderte später ganz Europa, war zwölf Jahre lang als Gouverneur in Ceylon und sah sich auch nach seiner Rückkehr von dort, da er in gemäßigterem Klima seine angegriffene Gesundheit herzustellen genöthigt war, ihm aber die Luft und der Himmel Englands wenig zusagten und ihn am dauernden Aufenthalte im Vaterlande hinderten, theils durch Gesundheitsrücksichten, theils durch die Gewohnheit des Wechsels von Land und Menschen, so wie durch das Verlangen nach Erweiterung seiner Kenntnisse und Anschauungen zu neuen Wanderungen durch Frankreich, Deutschland und Italien veranlaßt. Am längsten und liebsten verweilte er immer in Italien. Er umfaßte das Land mit besonderer Zuneigung, da er, „gerecht und human, ein wahrer Philosoph und Kenner von Menschen und Dingen, die Unterschiede der Sitten, Charaktere, Geschicke und Regierungen zu würdigen wußte“, und er achtete und liebte die Italiener, wie er auch von ihnen geliebt und verehrt ward. Der genannte Grieche Pieri sah ihn oft in Venedig, Padua, Florenz und in anderen Städten Italiens, stets umringt von den besten der Eingeborenen, mit denen er auf dem freundschaftlichsten Fuße lebte, welchen er den zuvorkommenden Empfang durch den liebenswürdigsten Umgang und durch freundschaftliches Anschließen lohnte, mit denen er in ihrer Sprache verkehrte, und deren Gewohnheiten und Sitten er sich anzunähern suchte, während er unter ihnen verweilte.

Unterdeß waren die Jonischen Inseln durch den Pariser

Vertrag von 1815 unter den Schutz Englands gekommen. Als die Franzosen die Inseln verließen, ward manches in der Zeit anhaltender Kriege dort begonnene Werk durch ihren Abzug unterbrochen und mancher Entwurf vereitelt. Zu solchen Entwürfen gehörte auch die Einrichtung der Anstalten für den öffentlichen Unterricht, welche während der vier Jahrhunderte der venetianischen Herrschaft nie emporgekommen waren*). Während die neue ionische Regierung, in der Ueberzeugung, daß es kein kräftigeres Mittel giebt, eine gesunkene Nation wieder zu heben, ein Volk von Sklaven in eine Nation von Bürgern umzuwandeln, als durch tüchtigen und freisinnigen Unterricht, über die Mittel nachsann, diesem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, fühlte der Graf von Guilford die alte Zuneigung zu diesem unglücklichen Lande und Volke in seinem edlen Herzen wieder aufleben. Er beschloß, sich selbst dem großen Werke zu weihen, und „von diesem Augenblicke an wandte er seine Geisteskräfte wie sein Vermögen nur zu dem Zwecke an, zur Civilisirung der halbverwilderten Bewohner der Jonischen Inseln beizutragen.“ Und seine Bemühungen waren nicht fruchtlos. In wenigen Jahren entstanden dort Schulen, Universität, Bibliothek, wo es kurz vorher kaum einen gewöhnlichen Elementarlehrer und keinen Buchhändler gegeben hatte.

Das Vermögen des Grafen von Guilford, wenngleich bedeutend, war jedoch zu solchem großartigen Unternehmen nicht hinreichend, und er sah sich daher nicht selten genöthigt, seine Pläne zu beschränken. Auch konnte er den Pfeilen der Bosheit und des Neides nicht ganz entgehen, welche, da sie an seiner seltenen Tugend nichts zu mäkeln fanden, Außendinge aufgriffen und Erinnerungen an die klassischen Jahrhunderte, welche er an seiner Universität auf Korcyra (dem heutigen Corfu) wiederzubeleben sich bestrebte, lächerlich zu machen suchten. Aber, ganz hingegeben seinem großen Werke und standhaft in seinem hochsinnigen Entschlusse, ließ er sich weder durch die Pfeile des Witzes noch durch erstere Hindernisse, welche er auf seinem Wege fand, von der Verfolgung seines Zieles abhalten, bis endlich die kräftigere Mitwirkung der Regierung seine Anstrengungen unterstützte. Eben darum minderte er weder Bemühungen, noch Ausgaben. Zum Kanzler der Universität ernannt, widmete er sich ihr mit um so größerem Eifer. Zwei Drittheile des Jahres brachte er in Corfu zu, nur mit seinen amtlichen Obliegenheiten und mit literarischen Forschungen beschäftigt. Begannen dann im Juni die Ferien, so weilte er entweder in seiner Heimath oder er reiste umher in Italien, Deutschland und Frankreich, indem er bald hier bald dort in den vornehmsten Städten sich aufhielt. Nie verließ er Corfu, ohne von einigen Professoren der dortigen Universität begleitet zu sein oder irgend einen jungen Griechen mitzunehmen, der zu schönen Hoffnungen berechtigte und den er zur Vervollkommnung seiner Studien nach einer berühmten Universität sandte, und niemals kehrte er ohne eine reiche Ernte von Büchern und Handschriften zurück, die er „seiner lieben Universität zum Geschenk machte.“ Frohe Hoffnungen erblühten mit seinen Werken, aber nur gar zu bald wurden sie getäuscht. Während die Jonischen Inseln von dem Druck des Obercommissärs Maitland nach dessen Tode (1824) unter der milden und freisinnigen Verwaltung Frederick Adam's sich zu erholen begannen; während Griechenland noch den Tod Byron's (er starb im Jahre 1824) beweinte, der dem Namen Englands an diesen Küsten einen andern Klang als bisher verliehen hatte; während die Flotten Frankreichs, Rußlands und Englands sich bereiteten, der osmanischen Heeresmacht den letzten Stoß im Hafen von Navarin (20. October 1827) zu versetzen, griff ein unerwarteter Tod schneidend in die Geschicke ein. Der Graf von Guilford, in England anwesend und im Begriff, wieder nach Corfu zurückzukehren, um der feierlichen Wiedereröffnung der Universität beizuwohnen, erlag einer in seiner Familie nicht seltenen Krankheit. Er starb in dem noch kräftigen Alter von einundsechszig Jahren am 14. October 1827. Wenige Monate zuvor war er noch durch Florenz gekommen, und Gesundheit schien wieder in ihm aufzuleben. Niemand dachte an eine Trennung in dem Augenblicke, wo „sein Eifer zwiefach belebt war, die letzte Hand an sein Werk zu legen, um es schöner, kräftiger und gesicherter gegen die Launen des Schicksals und das Wirken der Bosheit seinen Nachfolgern zu überantworten.“

So weit der corfiotische Grieche Pieri über den Mann, der seiner Heimath so große Wohlthaten erwiesen hatte, aber zu früh abberufen ward, um vollenden zu können, was er begonnen hatte. Reumont selbst, der übrigens den Grafen von Guilford persönlich gekannt hatte und der sogar im August 1824 seiner Aufforderung gemäß Willens gewesen war, mit ihm nach seiner griechischen Universität zu ziehen, unterläßt es nicht, den Mittheilungen des Griechen Pieri Einiges über Guilford beizufügen, was zur Vervollständigung seiner Charakteristik im Allgemeinen und seiner besonderen Beziehungen zu den Jonischen Inseln und zu der von ihm begründeten Universität dient. Schon von anderer Seite her ist bekannt, daß die Gründung dieser Universität, trotz der Versprechungen der englischen Regierung, trotz der Anstrengungen des Grafen Kapodistrias und trotz des Eifers Lord Guilfords, durch die Mißgunst des genannten Maitland bis zum Jahre 1823 verzögert wurde, und daß sie auch dann erst in Folge einer ausdrücklichen Entscheidung Canning's stattfand. Guilford selbst ward zum Kanzler der Universität ernannt, und er ließ es sich angelegen sein, in ausgezeichneter Weise für die neue Anstalt zu sorgen, indem er namentlich persönlich die geeignetsten und geschicktesten Lehrer für dieselbe suchte und wählte und sie eigentlich erst bilden mußte. Gleichwohl war die Universität schon im Jahre 1826 von einer großen Zahl Studenten besucht, obschon damals noch der griechische Freiheitskampf die Gedanken und Pläne allem Anderen eher als den Studien zulenkte. Aber auch wenn sich diese ionische Universität vollständiger entwickelt hätte, würde sie doch nach Reumont's Meinung nur in Bezug auf die Jugend der Jonischen Inseln selbst eine wesentliche Aenderung veranlaßt haben, und „für diesen kleinen Staat war die Anlage zu groß.“ Dabei walteten bei der Lokalregierung in Corfu allerlei Meinungsverschiedenheiten und zum Theil Eifersüchteleien und kleinliche Feindschaft ob. Der Eine, sagt Reumont, machte sich darüber lustig, daß Kanzler, Professoren und Studirende in einem Kostüm einhergingen, welches man das des Sophokles und Platon nannte; der Andere blieb dabei, auf das Geschenk eines Briten das timeo Danaos anzuwenden. So lange Guilford lebte, besiegte seine Persönlichkeit einigermaßen die Hindernisse; aber nach seinem Tode ging die Anstalt mehr und mehr zurück. Die Mittel waren zu gering, und die späteren Lord-Obercommissäre kümmerten sich entweder nur wenig um die Hochschule, oder sie entwarfen einander widersprechende Pläne. Als Reumont selbst im September 1833 mehrere Wochen in Corfu verweilte, „wo Frederick North so rühmliche Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen hatte“, war die Anstalt, die er mit so großen Opfern gegründet und der er die letzten zehn Jahre seines Lebens gewidmet hatte, „nur ein Schatten dessen, wozu er sie hatte machen wollen“, und nach allerlei Wandelungen und Verwandelungen ist die Universität

*) Indeß hatten die Franzosen doch im Jahre 1807 eine „Académie ionienne“ errichtet, wo öffentliche Vorträge über Physik und Mathematik von Franzosen, über Jurisprudenz, Medicin und griechische Literatur von Griechen gehalten wurden. Allein die Sache selbst war von keiner besonderen Bedeutung und hatte keine großen Wirkungen. D. E.

heutzutage „eine Art Collegium“, mit beschränkter Thätigkeit und ebenso beschränktem Einkommen. Auch für die Bibliothek in Corfu war der Gründer der Universität thätig und in hohem Grade freigebig gewesen, und wie Reumont bemerkt, mochte dieselbe zur Zeit des Todes des Grafen etwa zwanzigtausend Bände zählen. Wie es jedoch mit derselben jetzt steht, weiß er nicht genau anzugeben, da ein Theil der Bücher wieder an die Erben Lord Guilfords gekommen war.

Das Vorstehende mag hier über Lord Guilford und über sein Verhältniß zu Griechenland genügen. Das Land selbst und das Volk, dem sein jugendlicher Enthusiasmus und sein ernstes Streben gegolten hatten, hat ihn nicht vergessen, und noch im Jahre 1856 setzte der Grieche Spyridon Trikupis, der einst längere Zeit sein Secretär gewesen war, diesem „Wohlthäter Griechenlands“ ein Denkmal inniger Anerkennung in seiner „Geschichte der griechischen Revolution.“

Kommen wir zu dem zweiten der obengenannten beiden Philhellenen, zu Lord Byron, so versteht es sich von selbst, daß von ihm nicht im Allgemeinen, sondern nur von ihm in Bezug auf Griechenland, und zwar in beschränkter Weise, was seine zweite und letzte Reise nach Griechenland anlangt, hier die Rede sein soll. Es ist bekannt, daß er zu Anfange des Jahres 1824 im westlichen Griechenland in Missolonghi ans Land stieg und daß er besonders bemüht war, die Zwistigkeiten, die damals auch dort hemmend auf den Gang des Freiheitskriegs einwirkten, zu beseitigen. Offenbar war es ihm dabei auch besonders um kriegerischen Ruhm zu thun, und er opferte dafür nicht nur die bedeutendsten Summen, sondern auch seine Jugend, seine Gesundheit und selbst sein Leben. In dieser letzteren Hinsicht giebt uns ein im Jahre 1859 in London erschienenes Buch: Travels in Greece, und die davon veranstaltete deutsche Uebersetzung: „Reisen in Griechenland, von Bayard Taylor“ (Leipzig, 1862) zu dem Nachstehenden die nächste Veranlassung. Wir schicken dem hier voraus, daß, wie wir dort ebenfalls lesen, Byrons Helm mit seinem Wappen und dem Motto: Crede Biron, den er damals in Griechenland trug, im Besitze Dr. G. Howe's in Boston sich befindet, der ihn von dem aus Byron's Lebensgeschichte bekannten Grafen Gamba erhielt. Er ist so klein, daß nur wenige Männer gefunden wurden, die ihn auf den Kopf bringen konnten.

Als der genannte nordamerikanische Reisende, Bayard Taylor, im Winter von 1857 auf 1858 in Griechenland war, lernte er in Athen theils den deutschen Arzt kennen, der Byron in seiner letzten Krankheit behandelte, — derselbe, in dessen Armen auch Ottfried Müller im Jahre 1840 in Athen starb, — theils ward er mit dem in Griechenland eingebürgerten Engländer, Georg Finlay, dem Geschichtsschreiber Griechenlands unter den Römern und im Mittelalter, bekannt, von dem neuerdings auch eine Geschichte des griechischen Freiheitskampfes in London erschien, und von Beiden hörte er manche Einzelnheiten über die letzte Lebenszeit des englischen Dichters, da damals auch Finlay in dessen Nähe sich befand. Kein anderer fremder Name ist den Griechen so wohl bekannt als der Byrons, der schon im Jahre 1811 Griechenland besucht hatte, und häufig trifft man dort sein Bildniß an. Mrs. Black, jenes griechische „Mädchen von Athen“, an welche er einst sein: „Zoe mou, sas agapo“ sang („Maid of Athens, ere we part“), lebte 1858 noch in Piräeus, der Hafenstadt von Athen, und hatte, wie Taylor bemerkt, ihre Reize auf eine liebliche gräko-schottische Tochter vererbt, und auch der inzwischen alt und blind gewordene Alexander Maurokordatos, Byrons Freund und Mitstreiter im Kampf, war damals noch in Athen am Leben.

Es war gegen Ende März 1824, als der genannte Finlay, ein junger feuriger Philhellene, mit Depeschen von Athen nach Missolonghi gesandt wurde. Nach einigen Tagen schickte er sich zur Rückkehr an; allein in Folge heftiger Regen war der Fluß im Osten von Missolonghi, den Finlay zu passiren hatte (es ist aber nicht der Achelous, wie Taylor sagt, da dieser westlich von der Stadt fließt, sondern der Evenos, heutzutage Phidari), so sehr angeschwollen, daß er sich genöthigt sah, seine Abreise zu verschieben. Sein Plan war, in einem kleinen Boote über den Golf von Korinth zu setzen, wodurch er zugleich der Gefahr entging, von den Türken in Lepanto gefangen genommen zu werden, und dann ostwärts durch das Gebirge von Achaja nach Athen zu gelangen beabsichtigte. Endlich schien eines Morgens das Wetter besser zu sein, und er machte sich auf den Weg. Indem er östlich über die Ebene nach dem Flusse zu ritt, begegnete er Byron zu Pferde. Letzterer wendete um und ritt einige Meilen weit mit Finlay, während beide über die Zukunft Griechenlands sich unterhielten. Endlich sagte Byron: „Sie thäten besser zurückzukehren, der Fluß ist noch zu hoch.“ — „Ich denke, nicht“, sagte Finlay, „ich werde es wenigstens versuchen.“ — „Sie werden jedenfalls bis auf die Haut durchnäßt werden“, drang Byron in ihn, indem er auf eine schwere Wolke deutete, die mit Geschwindigkeit heranzog. „Sie werden naß werden, nicht ich“, erwiderte Finlay, worauf Byron entgegnete: „dafür lassen Sie mich sorgen“, sein Pferd umwandte und zur Stadt zurückgaloppirte.

Bald jedoch ergoß sich die Wolke in Strömen von Regen. Das Haus, in dem Byron in Missolonghi wohnte, lag am andern westlichen Ende der Stadt, und er pflegte, um die halsbrechenden Straßen zu vermeiden, in einem Boote über den Hafen zu setzen. Er that dies auch diesmal, aber er gelangte, als er von seinem Pferde stieg, triefend in das Boot und bekam schon während der Ueberfahrt, da er sich genöthigt sah still zu sitzen, ein heftiges Frostschütteln, dem ein Fieberanfall folgte. Finlay, welcher fand, daß der Fluß noch zu hoch sei, kehrte nach Missolonghi zurück, wo er noch zwei Tage länger bleiben mußte. Byron lag damals auf dem Bette, von dem er nicht wieder aufstand. „Eines Abends“, erzählte Finlay, „sagte er zu Oberst Stanhope (einem englischen Philhellenen) und uns anderen: „„Nun, ich erwartete, daß in diesem Jahre Etwas sich ereignen würde. Die alte Hexe ist an allem schuld.““ Wir fragten nach einer Erklärung. „„Als ich ein Knabe war““, sagte Byron, „„prophezeite mir eine alte Wahrsagerin, daß mir vier Jahre besonders gefahrvoll sein würden. Dreimal hat sich die Prophezeiung erfüllt, und dies ist nun das vierte Jahr, das sie genannt hat. Ihr seht also, daß es nicht gerathen ist, über die Hexen zu lachen.““ Er sagte dies in einem munteren und scherzhaften Tone und schien keine Ahnung zu haben, daß seine Krankheit einen tödtlichen Ausgang nehmen würde. Und auch von uns Uebrigen hielt damals keiner seinen Zustand für gefährlich.“ Byron starb am 7. (19.) April 1824. Wie erzählt wird, wollte er durchaus nicht, auf den Rath des Arztes, zur Ader lassen, und er sagte, wie wir bei Trikupis in dessen „Geschichte der griechischen Revolution“ lesen, zu dem Arzte: „Ich nehme deine Arzneien, aber so lange ich im Bett bin, lasse ich nicht einen Tropfen Blutes. Ich bin erbötig, auf dem Schlachtfelde all mein Blut zu vergießen.“ Wie Byron das erste Mal in Griechenland war, hielt er sich auch mehrere Monate in Athen auf, und er ward damals mit jedem schönen und begeisternden Punkte der glorreichen Gegend bekannt. Zwei Punkte zogen ihn dort besonders an, die alte Feste Phyle im Engpaß des Parnes, durch welchen einer der Wege nach Böotien führte, und der Sonnenuntergangsblick von den Propyläen am westlichen Ende der Akropolis von Athen. Dieser letztere wird von den Engländern noch häufig „Byron's Aussicht“ genannt, und „nie“,

sagt Taylor, »war eines Dichters Name einer lieblicheren Gegend zugesellt.« Auf einem Marmorblocke dem steil aufwärts steigenden Haupteingange gegenüber sitzend, sieht man zwischen den Reihen kannelirter dorischer Säulen hinab nach dem gegenüber liegenden Hügel der Nymphen und von da über das von Oliven und Reben schimmernde Thal des Kephissos nach dem kahlen Rücken des Korydalos, nach den Gebirgshöhen von Salamis und Megara, und über sie hinweg zu den schattigen Bergen der Peloponnes, deren Grundfelsen von dem azurnen Bogen des Saronischen Busens gestreift werden. Hier ist es, wo Byron die oft angeführte Schilderung eines griechischen Sonnenuntergangs schrieb, welche mit den Worten anfängt:

> Sanft sinkt die Sonne längs Morea's Höh'n,
> Beim Steigen glänzt sie kaum so hold und schön,

und jeder Zug des Bildes ist wahr. Im Süden sieht man Aegina, gekrönt mit dem Tempel des panhellenischen Jupiter, Hydra und Poros, während im Westen die Felsen vom Delphi, wiewohl von einem Ausläufer des Parnes etwas verdeckt, doch nicht ganz dem Blicke entzogen sind.

Die alte Feste Phyle stand auf einem schmalen jähen Vorsprunge des Parnes. Die Blöcke bräunlichen Marmors, die dort noch von ihr sich erhalten haben, sind bis zur Höhe von 10 bis 12 Fuß malerisch mit glänzenden Epheugehängen überwachsen. Auf der Brustwehr sitzend, hat man den wilden Gebirgspaß mit seinen dunkeln Fichten gähnend unter sich, während man zwischen den abgekanteten Mauern des orangefarbenen Felsens hindurch über die warme Ebene von Attika bis zum Hymettos und zum Meere hin sieht. Im Mittelpunkte der Fernsicht erhebt sich die Akropolis mit den klaren Umrissen ihrer Tempel. Hier, wie in den Propyläen, hat man einen Vordergrund, so wie einen Rahmen für das Bild, und die wunderbar schöne Landschaft, die auf eine Fläche beschränkt ist, welche das Auge mit einem einzigen Blicke übersehen kann, nimmt eine Tiefe und Reinheit an, wie sie eine weit umfassende Rundsicht nicht haben kann. Wenn in den Propyläen es die vollendete Kunst ist, welche die in sich harmonische Landschaft umrahmt, so ist es in Phyle die wilde Natur. Verschiedenartig in den Einzelzügen, bringen die Ansichten demungeachtet einen gleichartigen Eindruck hervor. Nichts konnte das reine Gefühl, welches Byron zu einer so tiefen Würdigung der Natur führte, besser bezeugen, als seine Vorliebe für diese beiden Punkte. Von der weiten Aussicht, welche Phyle auf so großer Höhe (mehr als 2000 Fuß über dem Meere) beherrscht, sagen auch andere Reisende, daß sie das Anziehendste und Genußreichste sei, was man sich vorstellen könne. Zwar entzieht ein vorgeschobener Berg den größeren Theil der Eleusinischen Ebene dem Blick; allein dafür sieht man den Rücken der ganzen Argaleoskette zu seinen Füßen, sieht Salamis in einem fast geschlossenen Halbkreise aus der Fluth aufsteigen und überblickt die ganze Attische Ebene mit Athen selbst und der Hauptmasse des Hymettus, und weit darüber hinaus den breiten Saronischen Meerbusen mit Aegina und den Küsten der Peloponnes. Phyle selbst trägt in der Geschichte einen glänzenden Namen; denn es ist der Punkt, dessen sich Thrasybul und die übrigen freisinnigen Verbannten bemächtigten und von wo aus sie nach dem Piräeus vordrangen, um die durch die Lacedämonier eingesetzte Regierung zu stürzen.

Der Herr der Inseln

von **W. Scott.**

XIV.

Edith sprach wahr. Es stampfte schwer
    Das kleine Schiff im Wogenbrand,
Mühselig kreuzt' es hin und her
    Mit schrägem Bord von Strand zu Strand,
Und brachte weiter nichts zu Stand
    Arbeitend Schlag um Schlag,
Als was du wohl vergleichst mit Recht
Dem kargen Lohn, um den ein Knecht
    Sich quält den lieben Tag.
Sein Lootse trug so kecken Muth,
    Daß oft, eh' es gewandt,
Sein Bugspriet küßt die grimme Fluth,
Wo weißen Schaum des Meeres Wuth
    Speit an den Felsenstrand.
Doch treu dem Vorsatz müh'te sich
Die brave Mannschaft ritterlich,
    Sann nicht auf sich're Flucht,
Bog nach Artornish keinen Strich,
    Hielt nicht auf Aros' Bucht.

XV.

Da so mit See und Sturm sie rang,
Lord Ronalds Flotte vorwärts drang
    Mit voller Segel Kraft,
Mit seidnen Wimpeln goldgeziert
Und von den Trefflichsten geführt
    Der Insel-Ritterschaft.
Brüllend den Kiel das Meer umschäumt,
Das sich um tausend Ruder bäumt,
    Doch stets sie vorwärts drängt;
So bäumt das Streitroß sich mit Macht,
Wenn es der Ritter treibt zur Schlacht,
Knirscht ins Gebiß, das schäumend kracht,
    Doch geht, wohin er lenkt.
Von den Verdecken allzumal
Schien weit der blanken Panzer Strahl;
Der Helme Gold, der Lanzen Stahl
    Flimmerte frank und frei.
Und wie ein Boot sich näher schwang,
Mischt in den wilden Sturmesfang
    Sich wild're Melodei.
Manch Jubellied gar schrill und hell
Scholl um Saline und Castastel
    In feuchter Küsten Rund,
Und Morvens Fels gab Widerhall,
Nach Duart wälzt der ferne Schall
    Sich durch den dunkeln Sund.

XVI.

So ziehn sie froh und stolz die Bahn
Und wenn das Boot im Sturm sie sahn,
    War's mit dem müß'gen Blick,
Den auf des niedern Knechtes Mühn
Ein Großer im Vorüberziehn
    Wohl flüchtig wirft zurück.
Laßt sie dahinziehn ahndungslos!
Doch wüßten sie wie mächtig groß
    Die Beur' im Schifflein sei:
Eh' schont ein gier'ger Wolf bei Nacht
Die Hürden, die kein Hund bewacht,
Eh' unbefragt sie diese Yacht
    Ließen an sich vorbei.

Lord Ronald, folge deinem Ziel
Mit Lust und Stolz und Saitenspiel;
Doch säh'st du, wer so nah dir fährt
Ganz andern Blicks hieltst du ihn werth
Die Stirn umflöge andre Gluth,
Die jetzt, beschattet von dem Hut,
Die Lust zu zeigen sich bemüht
Des Bräut'gams der zur Braut hinzieht.

XVII.

Ja zieht dahin! — Uns lockt die Lust
Nicht fort von der betrübten Brust.
Der muntern Schiffe Heer
Begleite Lachen und Gesang
Und Bardenspruch zum Becherklang
Und Lied und Wundermähr,
Und jeder jubelnd wilde Scherz
Der, macht er auch nicht froh das Herz,
Es doch betäubt, daß es den Schmerz
Vergißt im Lärm umher.
Ja zieht dahin! Bleib du, mein Sang,
Mit jenem Boot vereint,
Wo Klippe dräu't und Wogendrang,
Wo straff ist jeder Sehnenstrang
Und nur ein Mägdlein weint.

XVIII.

Sie mühten bis zum Abend sich;
Da strömt die Ebb' erst fürchterlich
Zurück aus Haff und Kluft.
Ein Kampf wird in dem Sund entfacht,
Daß schäumend Wog' an Woge kracht;
Hoch sprützen Ströme durch die Nacht
Speersplittern gleich, die in der Schlacht
Weit sausen durch die Luft.
Des Abends letztes Licht ging aus
Und lauter sang des West's Gebraus
Um Inninmore's Gestein,
Da reißt das Segel, kracht der Mast,
Es klaffen alle Fugen fast,
Der Steuermann entsetzt erblaßt
Und stellt die Arbeit ein.

XIX.

Doch Einer, der stets muthig blickt
Von Schreck und Mühsal nie geknickt,
So zu dem Führer spricht:
„Bruder, hoffst wirklich du die Wuth
Noch auszustehn der wilden Fluth,
Und sagst du für die Riffe gut
Bis zu des Tages Licht?
Bemerktest du des Schiffes Drehn,
Der Planken Krach, des Kiels Gestöhn
Beim letzten Stoße nicht?
Doch weiß ich nichts zu rathen dir,
Ist auch die arme Schwester hier
Vor Müh' und Furcht halb todt.
Blick auf die See, blick auf das Land
Blick in die Nacht: — zu jeder Hand
Tod und Verzweiflung droht.
Um sie nur klag' ich; eignes Weh
Gilt mir für nichts; zu Land und See
Folg' ich, wenn man's begehrt;
Im Sturm und Wetter bin ich dein,
Ich stürz' in ihrer Schiffe Reih'n,
Mit Blut will ihr Bankett ich weihn;
Fall' ich —: die Hand am Schwert.“

XX.

Des ältern Führers Antwort war
Das ernst gefaßte Wort:
„Oft in der schwärzesten Gefahr
Kommt Hülfe uns von dort!
Hiß das zerfetzte Segel auf,
Edward; ich steure; seinen Lauf
Laß' ich dem Schiff hinfort.
Der Bai, die uns im Westen droht,
Im Flottenkampf dem sichern Tod,
Entgehn wir so auf flinkem Boot
Gradhin zum Schloß gekehrt;
Denn wenn du eine Hoffnung hast,
Such sie nach heil'gem Recht als Gast,
Der sturmverschlagen fleht um Rast
An eines Häuptlings Heerd.
Wo nicht, ziemt uns zumeist nach Recht,
Werth, Ruhm und edelem Geschlecht
Ein Tod von tapferm Schwert.“

XXI.

Die starke Hand das Ruder dreht;
Der volle Wind die Segel bläht,
Und, da sein Weg verkürzt,
Springt fort das Schiff in wilder Eil
Dem Windhund gleich, der frei vom Seil
Auf seine Beute stürzt.
Hell flog voran dem raschen Kiel
Der Meeresfeuer Gaukelspiel
Und blitzt' im Wogentanz;
Wild funkelte der Fluthen Kamm
Und um des Schiffes Seiten schwamm
Ein Zauberflammenkranz.
Und fern nach hinten noch umfacht
Der dunkeln Wogen schwarze Nacht
Ein bläulich düstrer Glanz,
Als schüttelte der Gott der Fluth
Von seiner Stirn die Flockengluth
Aus Neid auf jene Pracht
Die purpurn flammt, ein Meer von Blut,
Um Heklas Mitternacht.

XXII.

Auch fehlte jetzt ein festres Licht,
Sie durch die Nacht zu leiten, nicht;
Schon trat Artornish hoch in Sicht
Zwischen Gewölk und Meer,
Das wohl mit tausend Lichtern heut
Fernhin den Festesglanz verstreut
Auf Land und See umher.
Froh steuern sie nach dem Fanal,
Deß Schimmer mild verfloß
Im bleichern Schein, als sich der Strahl
Des kalten Mondes in das Thal
Von Osten her ergoß.

XXIII.

So flogen sie auf gradem Pfad
Bis sie dem Festland sich genaht,
Von wo gar oft des Sturmes Flug
Wildes Gejauchz herübertrug;
Doch Wind und Wog' und Möwenschrei
Stimmt mit des Trinklieds Melodei,
Wie Leichenklag' und Schmauserei
Und Lärm von fernem Kampf,
Wenn hoch vom Fels der Landmann lauscht,
Wie rasend durcheinanderrauscht
Sieg, Wuth und Todeskrampf.
Und nah durch Nebel schon und Sturm
Hob dunkel sich des Schlosses Thurm;
Des Schattens ries'ger Raum
Fiel weit ins Meer zwischen den Glanz
Von hundert Fackeln, der im Tanz
Umflog den Wogensaum,
Und so mit eitelm Flitterstrahl
Ihn schmückte, wie dies Jammerthal
Der Lüste nicht'ger Traum.

XXIV.

Seewärts im Schutz des ries'gen Bau's
Ruhn jetzt in stiller See sie aus;
In Fels gehauen ist der Weg
Zum düstern Schloß, ein Treppensteg
So eng und hoch und jäh' —:
In tapfrer Hand ein Knüttel schwer
Diente dem steilen Paß zur Wehr
Und hundert Mann mit Schwert und Speer
Begrüb' er in die See.
Und jetzt des Führers Hifthorn schallt,
Daß ringsherum das Echo hallt
Von Thurm, Bucht und Gestein;
Die Angel kracht und knirscht im Thor,
Der Thurmwart streckt die Leuchte vor;
Der nasse Fels die Stieg' empor
Erglänzt von ihrem Schein.
„Willkommen heil'ger Herr; der Zug
Zur Trauung harrt schon lang genug;

Schon fürchteten wir sehr,
Der scharfe Sturm hätt' Eure Yacht
Auf wirrer Fluth bei dunkler Nacht
Verschlagen weit ins Meer.«

XXV.

»Dein Mißgriff«, sprach der Jüngre jetzt,
»Hätt' uns zu heitrer Zeit ergetzt
Als guter Spaß; doch diese Nacht,
Wo auch des Westmeers Wuth erwacht
Taugt nicht zum Scherz. Dem Fräulein hier
Obdach und Schutz erbitten wir
Nur bis die Nacht vorbei —
Wir ruhn auf des Verdeckes Bank
Sanft wie am moos'gen Waldeshang
Umhaucht vom holden Mai —:
Für unser Schiff zerzaust und wund
Den stillen Ankerplatz im Sund;
Färbt ostwärts sich des Himmelsrund
So ziehn wir froh und frei.«
Der Wächter drauf: »Wer seid Ihr, sprecht,
Daß Ihr begehrt des Gastes Recht?
Woher? Wohin zieht Ihr?
Kommt Ihr von Erins nahem Meer?
Führt Euch der Sturm von Norweg her?
Tragt Ihr noch Englands Flur Begehr?
Nach Schottlands Bergrevier?«

XXVI.

»Krieger sind wir; und so allein
Woll'n wir genannt fürs erste sein
— Denn ein Gelübd' hält uns gebannt —;
Zu Meer und Land dem Ruhm bekannt
Im Sturm und im Gefecht;
So wirksam klingt dies kurze Wort
Vor edelm Ohr, daß es sofort
Auf Gastesschutz in sicherm Port
Uns Anspruch giebt und Recht.
Wenn ihr die kleine Gunst uns leiht
So preisen wir euch weit und breit
Um euern Rittersinn;
Wo nicht — ist jedem edeln Gast
Dies karge Schloß forthin verhaßt,
Kein müder Pilger suchet Rast,
Kein Wandrer Schutz darin.«

XXVII.

»Nein, kühner Fremdling, solchem Worte
Schließt sich kein Riegel unsrer Pforte;
Wiewohl mehr eines Fürsten Droh'n
Als fleh'nder Bitte glich dein Ton.
Und doch — heut Nacht, sei wie es sei,
Steht unsre Halle Jedem frei.
Hättet auf England's Herrn das Schwert,
Auf unsern Freund, Ihr selbst gekehrt,
Hättet den Harnisch Ihr getragen,
Euch mit dem Herr'n von Lorn zu schlagen,
Im grünen Wald in Bann und Acht
Mit William Wallace zugebracht,
Ja wärt Ihr selbst ein Mordgenoß
Des Mann's der Comyne's Blut vergoß,
Des Schurken Bruce —, für diese Nacht
Ist Frieden mit der Welt gemacht.
He! Knappen, zeigt den Gästen hier
Den Weg zur hintern Treppenthür.«

XXVIII.

Kühn sprang an's Land das Brüderpaar
(An Bord blieb ihre müde Schaar)
Und bei der Fackeln grellem Schein,
Der qualmend schlug ins Meer hinein,
Trug jetzt der jüngre von den Zwei'n
Zum Fels die holde Last;
Ihr Haupt auf seine Schulter sank
Umwallt von Locken schwarz und lang;
So schwankt des wilden Weins Gerank
Vom starren Eichenast.
Der Aeltre folgt mit einem Schwert,
Das in der Scheide stak, bewehrt,
Wie's selten Einer schwang,
Doch das, wenn just sein Muth ihn trieb,
Im Nu den stärksten Helm zerhieb,
Den dicksten Schild durchdrang.

XXIX.

Durch das gewölbte Thor trat man;
Ein eh'rnes Gatter kam alsdann;
Drauf ein gewundner Gang,
Wo, drang ein Feind bis hieher vor,
Im Hinterhalt ein Schützencorps
Aus mancher Mauerschart' hervor
Gab häßlichen Empfang.
Doch jeder wicht'ge Posten war
Heut unbesetzt, der Riegel baar;
Für Jeden frei der Gang
Bis in ein Zimmer eng' und schlecht,
Da zechten Junker, Pag' und Knecht
Mit Lärmen und Gesang.

XXX.

»Hier ruht Euch aus!« der Wächter sagt,
»Bis ich um Euch den Herrn gefragt —:
Und ihr — starrt doch der Dirne nicht
Und diesen Herrn so ins Gesicht,
Als hättet nie vorher
Ihr eine reisemüde Frau
Und Wanderer von kräft'gem Bau
Gesehn in Kriegeswehr.«
Allein Cachins tadelnd Wort
Scheucht Knappen nicht, noch Pagen fort;
Rings stehn sie wie gebannt,
In höf'schen Sitten ungelehrt,
Bis Edward rauh dazwischen fährt,
Ihm, der am nächsten stand,
Den Plaid entriß und — sie den Blicken
Der rohen Gaffer zu entrücken —
Ihn um die Schwester wand.
Sein Bruder, als der Bursch mit Groll
Ihn scheel ansah, bat nachdrucksvoll
Des Wortes ihn gewährt:
Vasall, und wär' es Goldbrocat,
Wär's deines Fürsten Hochzeitsstat,
Durch sie würd' er geehrt.

XXXI.

Stolz war sein Ton, doch heftig nicht;
Ruhig und fest des Auges Licht,
Voll ernster Hoheit sein Gesicht,
Der niedrer Sinn sich beugt.
Nicht braucht' es Zeichen erst noch Wort —
Wink, Blinzeln, Kichern — Alles fort!
Sie drückten rasch sich hier und dort
Wie Wild das man verscheucht.
Nun schickt der Lord den Seneschall,
Der lud die Fremden ein mit Schall
Zum Prunksaal von Artornish-Hall;
Da schmaus't in frohem Kreis
Der Inselfürst im Hochzeitskleid,
Die holde Braut an seiner Seit',
Und an den kühnen Bruder reiht
Sich mancher Häuptling weit und breit
Des Westlands Ruhm und Preis.

Hier, Herrn und Damen, ruht das Spiel
Doch wenn Euch meine Mähr' gefiel,
Geduldet kurz Euch, da alsbald
Mein Minstrelsang von neuem schallt.

W. Hertzberg.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Neu-Seeland. Von F. von Hochstetter. — Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt. 2 Bde. Von Otto Banck. — Das alte Volkstheater der Schweiz. Von E. Weller. — Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von E. Fichte. — Antiochia und der Aufstand des Jahres 387 nach Chr. Ein historischer Versuch. Von A. Hug. — Lug und Trug unter den Germanen. Von L. Freund. — Die Identität der Moral- und Naturgesetze. Von S. E. Löwenhardt. — P'älzische G'schichte'. In der Mundart erzählt. Von F. von Kobell. — Zwei Schwestern. Erzählung aus der Gegenwart. Von Ida Hahn-Hahn. — Schutzlos, aber nicht hülflos. Novelle in 2 Theilen. Von A. Brook. — Moderne Gesellschaft. Roman in 4 Bänden. Von F. von Remmersdorf. — Der Fluch unserer Zeit. Sittenroman in 2 Theilen. Von H. Rau.

* Literarische Notizen. Die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig ist soeben mit der Erneuerung einer ihrer größesten Unternehmungen beschäftigt. Es erscheint nämlich eine elfte Auflage des Conversations-Lexikons, wozu die Verleger durch die Concurrenz von Pierer und Meyer sowie durch den Umstand, daß die Zeit manches in der zehnten Auflage des Brockhaus'schen Lexikons hat veralten lassen, genöthigt sind. Jene zehnte Auflage begann zu erscheinen im Jahre 1851 und nahm eine lange Zeit in Anspruch, da sie völlig neu gearbeitet war. Die elfte wird muthmaßlich nicht so viele Mühe machen, da es z. B. bei den besten Artikeln, den geschichtlichen und geographischen, wohl wesentlich nur einer Revision bedarf. Die Verlagshandlung hat zu den älteren Kräften eine Anzahl von jüngeren hinzugewonnen und Sorge getragen, daß die Bände der neuen Auflage in rascher Folge herauskommen. In wenigen Wochen schon werden die ersten Hefte vorliegen. — G. zu Putlitz hat sein auf manchen Bühnen mit Erfolg gegebenes Schauspiel „Wilhelm von Oranien in Whitehall“ im Druck erscheinen lassen. — Die letzte Arbeit des jüngst in Lübeck verstorbenen P. J. Wilcken war ein Roman „Doctor Robert Finke“, welcher dem Kober'schen „Album“ angehört und soeben ausgegeben wird. — In Gießen starb am 25. Mai im Alter von 57 Jahren nach langen Leiden der Professor August Knobel, ein theologischer Schriftsteller von Bedeutung, besonders durch seine Arbeiten über Bücher des alten Testamentes. — Der im Druck befindliche und bald vollendete Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe wird zwei Bände von zusammen 40 Bogen umfassen und sehr schön ausgestattet sein. — Der erste Theil eines Sagenbuches von Böhmen und Mähren von J. V. Grohmann in Prag ist in den Buchhandel gekommen und bildet den Anfang einer größeren Arbeit, welche den betreffenden poetischen Reichthum der beiden Länder dem deutschen Publikum in einem vollständigen Bilde zugänglich machen soll. Neben dem Sagenbuche wird noch eine Schrift über Aberglauben und Gebräuche Böhmens und Mährens hergehen. Der Verfasser, welcher im Jahre 1854 zuerst im „deutschen Museum“ Früchte seiner Forschungen mittheilte, ist seitdem auf demselben Gebiete mit Vorliebe thätig gewesen; er hat die meisten Sagen unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft. Eine nähere Besprechung seines Unternehmens soll folgen. — Zu Stratford am Avon in England ist man in Berathung begriffen über die im April nächsten Jahres zu begehende dreihundertjährige Jubelfeier Shakspere's. Man hat zunächst Stipendien gegründet und einen alle drei Jahre fälligen Preis für das beste Gedicht oder den besten Essay auf Shakspere ausgesetzt. — In Saarbrücken starb kürzlich Gerd Eilers, der Verfasser des mehrbändigen Werkes „meine Wanderung durch's Leben“ im Alter von fast 70 Jahren. Er war anfangs Lehrer in Bremen und Kreuznach, später Rath im Eichhornschen Cultusministerium bis zu dessen Fall im Jahre 1848. — J. G. Fischer in Stuttgart, Verfasser des dort aufgeführten und bei Cotta gedruckten Trauerspiels „Saul“, hat eine Tragödie „Kaiser Friedrich II.“ vollendet. — Der jüngst ausgebrochene Streit über den Dichter Walther von der Vogelweide, seinen Stand und seine Erlebnisse, geht noch weiter fort. Der Literarhistoriker Heinrich Kurz hat eine Schrift „über Walthers von der Vogelweide Herkunft und Heimath“ drucken lassen, in welcher er die in seiner Geschichte der deutschen Literatur schon ausgesprochene Vermuthung näher zu begründen sucht, daß der Dichter bürgerlicher Abkunft und seine Heimath die Schweiz gewesen sei.

* Musikalische Notizen. Das vierzigste niederrheinische Musikfest hat in den Pfingsttagen zu Düsseldorf stattgefunden und ist besser abgelaufen, als man hier und da am Rhein nach den Einrichtungen und Anordnungen des leitenden Ausschusses glaubte erwarten zu dürfen. Die Direction hatten Otto Goldschmidt und Julius Tausch. Das an sich nicht sehr günstige Lokal im Geisler'schen Garten war mit viel Kostenaufwand und Geschmack von den Düsseldorfer Künstlern neu gestaltet. Die Stadt beging das Fest zum fünfzehnten Male; ebendort erfolgte die Eröffnung des ganzen Unternehmens im Jahre 1818. Der Chor bestand in diesem Jahre aus 781, das Orchester aus 146 Personen. Das Hauptwerk war der Elias von Mendelssohn, welchen der Meister 1846 vollendet und auf dem Musikfest in Birmingham zur ersten Aufführung gebracht hat; er hielt das Oratorium für sein bestes Werk. Die Soloparticen waren vertreten durch Jenny Lind, Fräulein von Edelsberg aus München, Julius Stockhausen und Gunz aus Hannover. Die ganze Aufführung wird außerordentlich gerühmt und übte einen mächtigen Eindruck. Einen ganz besonders tiefen Eindruck machte am zweiten Tage die zum ersten Mal in Deutschland aufgeführte Cäcilienode von Händel, in welcher Jenny Lind entzückend und erhebend sang. Seit Jahren hatte man auf den niederrheinischen Musikfesten nicht einen so großartigen Moment wie den, wo die Künstlerin am Schlusse der Ode allein ohne alle Begleitung, ähnlich dem Gesange der Mirjam in Händels Israel in Egypten, ihre gehaltenen hohen, krystallhell und rein leuchtenden Töne erschallen ließ und nun Orgel und Chor einfielen. Psalmen von Marcello, der dritte Theil aus Haydns „Schöpfung“, die Symphonie in C moll von Beethoven gesellten sich zu der Cäcilienode. Am dritten Tage folgte das bei diesen Festen übliche Künstlerconcert. — Der hundertjährige Geburtstag Mehuls, des Componisten der Oper „Josef in Egypten“, wird am 24. Juni durch ein großes Musikfest zu Givet in den Ardennen begangen. — Johannes Brahms, der vor zehn Jahren durch Robert Schumann in die musikalische Welt eingeführt wurde, hat die durch den Tod von Stegmayer erledigte Direction der Singakademie in Wien erhalten. Am 20. Mai wurde dort der Grundstein zum neuen Opernhause gelegt. — In Neapel hat man eine vergessene Oper „Maria Stuart“ von Donizetti aufgefunden und studirt dieselbe ein; das geschah schon 1834, doch verbot die Censur die Aufführung der Oper. — In Paris starb vor einiger Zeit der berühmte Claviervirtuos Emil Prudent, ein ausgezeichneter Spieler, aber ziemlich schlechter Musiker, ein echtes Kind der nun überwundenen Blüthezeit des Virtuosenthums als solchen, in den Vierzigerjahren sehr gefeiert, seitdem durch die bessere musikalische Entwickelung überholt.

* Ein Bild von Lessing. Das neueste große historische Bild von Lessing, „Kreuzfahrer“, war kürzlich in Karlsruhe ausgestellt und ist jetzt auf einer Wanderung durch Deutschland begriffen. Den Wiener Recensionen für bildende Kunst schreibt man über das Werk: Der Vorwurf des Bildes: „Kreuzfahrer, welche nach langem Umherziehen in der Wüste endlich Wasser finden“ bringt den romantischen Charakter der Lessing'schen Werke so entschieden zum Ausdruck, wie irgend eine andere seiner vielen Schöpfungen. Gleich seinen Landschaften mit den mittelalterlichen Kämpfern auf Kirchhöfen u. A. trägt auch dieses Bild kein bestimmtes geschichtliches Faktum vor, sondern giebt nur eine allgemeine Scene, wie sie sich dargestellt haben mag und vom Künstler gedacht wurde. Wir sehen eine Schaar, anscheinend zufällig zusammengekommener Pilger, unter denen sich wohlbewehrte Kreuzritter, Bischöfe, Mönche, Knappen und Weiber befinden, endlich nach langem, mühseligem Umherirren in der schwülen, unwirthbaren Sandsteppe einen Fluß entdecken. Die edlen Rosse öffnen weit die Nüstern, den kühlen Dunst des langentbehrten Labsals witternd, einige Männer schöpfen das köstliche Naß in Gefäße, andere reichen es ihren Reisegefährten dar oder trinken selbst; noch andere sind erschöpft, zum Tode ermattet am Ufer niedergesunken, kaum noch fähig, sich der Erquickung zu freuen, und endlich die ferner stehenden Gestalten schauen sich kampfbereit nach dem Feinde um, der in der Ferne am jenseitigen Ufer des Flusses noch gesehen wird. Alle diese Motive sind mit der dem großen Meister eigenen Geschicklichkeit verwendet und zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Die einzelnen Gestalten und Köpfe tragen das Gepräge der Individualität, und die Durchführung der Details in Händen, Gewanden und Rüstzeug läßt kaum einen Wunsch übrig. Aber dennoch vermissen wir etwas in dem Bilde, das durch alle genannten Vorzüge nicht ersetzt werden kann, — nämlich Leben und Handlung! Die Aktion geht zu ruhig vor sich, wir können uns nicht denken, daß diese Wüstenfahrer von solchem Durst gequält sind, als uns die in dem Bilde so meisterhaft ausgesprochene Hitze fühlen läßt. Wir meinen, Mann und Roß müßten gieriger über das Wasser herfallen, sich förmlich drängen, um zuerst zum Trunk zu gelangen; oder aber der Feind müßte, statt in weiter Ferne kaum angedeutet zu sein, in der Nähe agiren und der verdürstenden Schaar das Wasser auf Tod und Leben streitig machen. Das eine oder andere dieser beiden Motive hätte der Darstellung sicherlich mehr Würze, Kraft und Interesse verliehen und sie dramatischer gestaltet.

* Aschenbrödel in Griechenland *).

Es waren einmal drei Schwestern, die spannen mit ihrer alten Mutter Lein und machten unter sich aus, daß die, welcher der Faden risse und die Spindel zu Boden fiele, von den andern aufgegessen werden sollte. Da fiel der Mutter die Spindel zuerst zu Boden, und sie verziehen es ihr und fuhren fort zu spinnen; darauf fiel sie ihr abermals, und sie verziehen ihr wiederum; als sie sie aber zum dritten Male fallen ließ, sagten die beiden ältesten Schwestern: „nun aber wollen wir sie aufessen!“ Doch die jüngste wehrte ihnen und rief: „thut es nicht! thut es nicht! Wenn ihr durchaus Fleisch essen wollt, so schlachtet lieber mich und laßt sie am Leben.“ Die beiden älteren Schwestern hörten aber nicht auf die Bitten und Thränen der jüngeren, sondern schlachteten und kochten ihre alte Mutter, und als sie sich zu Tische setzten, um sie zu essen, luden sie die jüngste ein mitzuessen. Die aber setzte sich auf einen Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand und ganz mit Hühnerkoth beschmutzt war, und weinte und verwünschte ihre Schwestern. Als die älteren abgegessen hatten, ging sie hin und sammelte alle Knochen und Knöchelchen der Mutter, begrub sie bei der Aschengrube und beräucherte sie täglich mit Weihrauch. Nachdem vierzig Tage vorüber waren, wollte sie sie von dort wegnehmen und sie an einen andern Ort bringen; aber wie sie den Stein aufhob, unter dem sie lagen, wurde sie von dem Glanze geblendet, der ihr entgegenstrahlte, und statt der Knochen fand sie drei kostbare Kleider; auf dem einen war der Himmel mit seinen Sternen, auf dem zweiten der Frühling mit seinen Blumen, auf dem dritten das Meer mit seinen Wellen gestickt; und dabei lag ein großer Haufen von Goldstücken aller Art.

Das Mädchen ließ diese Sachen da, wo sie lagen, deckte wieder den Stein darauf und setzte sich, wie sie gewohnt, auf den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als ihre Schwestern heimkamen und sie wieder dort sitzen sahen, machten sie sich über sie lustig und riefen sie bei dem Spottnamen Hühnerdreckelchen, den sie ihr gegeben hatten.

Am nächsten Sonntag gingen die älteren Schwestern in die Kirche. Kaum waren sie aber weg, so wusch sich die jüngste, so schnell sie konnte allen Schmutz ab, der an ihr war, zog das Kleid an, auf dem der Himmel mit seinen Sternen zu sehen war, steckte sich die Taschen voll Goldstücke und ging in die Kirche. Da staunte alle Welt über sie, und der Glanz, in welchem sie strahlte, blendete Aller Augen. Als die Kirche aus war, folgte ihr ein großer Haufen Volks, um zu sehen, wo sie hinginge; sie aber nahm Gold mit vollen Händen aus ihren Taschen und streute es auf den Weg, um das Volk aufzuhalten, und kam so wirklich ungesehen nach Hause.

Dort schlüpfte sie rasch in ihre alten Kleider und setzte sich auf ihren gewohnten Sitz, den Holzsattel, der unter der Hühnersteige stand. Als nun ihre Schwestern nach Hause kamen, sagten sie zu ihr: „komm her, du Aermste, und laß dir erzählen von der schönen Dame, die heute in unsere Kirche kam; die war so schön, wie die Tochter der Sonne und hatte dir Kleider an, die strahlten und glitzerten, daß einem davon die Augen weh thaten, und unterwegs streute sie Geld aus. Da sieh her, wie viel wir gesammelt haben; wärst du mitgegangen, so hättest du auch welches sammeln können.“ Sie aber antwortete: „dummes Geschwätz! was kümmert mich die Fremde und ihre Goldstücke?“

Am andern Sonntag machte sie es gerade so, wie das erste Mal, und kam glücklich nach Hause, ohne daß es Jemand merkte.

Beim dritten Male verfolgte sie auch der Königssohn und war so nahe hinter ihr her, daß sie beim Laufen einen Pantoffel verlor und nicht Zeit hatte ihn aufzuheben. Der Königssohn sah ihn und hob ihn auf, und darüber verlor er das Mädchen aus den Augen.

Der Königssohn hatte sich aber so sehr in die Unbekannte verliebt, daß er im Lande bekannt machen ließ, er wolle dasjenige Mädchen zur Frau nehmen, deren Fuß genau in den gefundenen Pantoffel passe. Er ging selbst in alle Häuser, um die Probe zu machen, doch es wollte ihm nirgends gelingen.

Das hörten auch die Schwestern des Hühnerdreckelchen und sprachen zu ihm: „dein Fuß ist so klein, geh doch einmal hin und probire den Pantoffel.“ Es wollte aber nichts davon hören und sagte: „wollt ihr etwa, daß ich den Pantoffel voll Hühnerkoth machen soll, indem ich ihn anprobire?“ Endlich entschloß sich der Königssohn, die Häuser der Reihe nach durchzunehmen, und kam so auch in das der drei Schwestern. Da luden dessen Begleiter auch die Jüngste ein, den Pantoffel zu probiren; die aber sagte: „ihr habt mich nur zum Besten.“ Sie ließen jedoch nicht ab ihr zuzureden, und so stand sie endlich von ihrem Holzsattel auf. Sowie sie der Königssohn erblickte, merkte er, daß sie die rechte sei. Es kostete ihm aber noch viele Mühe, bis er das Mädchen dahin brachte, den Pantoffel zu probiren, und siehe da, er paßte ihr vollkommen. Da rief der Prinz: „ich will dich zur Frau nehmen.“ Sie aber antwortete: „ich bin ein armes Ding, das sollst du nicht zum Besten haben.“ Doch er betheuerte ihr, daß es ihm Ernst sei, und als das Mädchen sich endlich davon überzeugte, ging sie hin, zog eins von den schönen Kleidern an und strahlte bei der Hochzeit in königlicher Herrlichkeit.

Es dauerte nicht lange, so wurde ihr Leib gesegnet, und als sie in die Wochen kam, benutzten ihre Schwestern, die auf ihr Glück neidisch waren, die Gelegenheit, um sie zu besuchen. Als sie zu ihr kamen, war gerade niemand anders im Gemache. Da steckten sie sie schnell in einen Kasten und warfen ihn in den Fluß.

Der Kasten schwamm aber auf dem Wasser, bis er an das Ufer getrieben wurde. Dort fand ihn eine Alte, mit deren Verstand es nicht ganz richtig war, und trug ihn zu ihrer Feuerstätte, um ihn als Brennholz zu benutzen. Wie sie ihn mit ihrer Axt zerhauen wollte, da sprang er von einander, und die Königin setzte sich auf; darüber erschrack die Alte so sehr, daß sie auf und davon lief und nicht mehr wiederkam. Die Königin blieb also allein in der Wildniß und hörte rings umher die Wölfe heulen und die Eber grunzen und die Löwen brüllen. Da setzte sie sich nieder und weinte und bat den lieben Gott: „lieber Gott! gieb mir eine Höhle, um den Kopf hinein zu stecken, damit ich nicht das Geschrei der wilden Thiere zu hören brauche!“ Der liebe Gott gewährte ihr, um was sie ihn gebeten hatte. Darauf rief sie abermals: „lieber Gott, mache die Höhle noch etwas größer, damit ich mit dem halben Leibe hineinschlüpfen kann!“ und als ihr auch dieses gewährt wurde und sie merkte, daß sie erhielt, um was sie bat, da bat sie zum dritten Male um ein großes Schloß, mit aller zum Leben erforderlichen Einrichtung. Kaum war sie mit ihrer Bitte zu Ende, so saß sie auch schon in einem herrlichen, mit Allem wohlversehenen Schlosse, und aller Hausrath, der darin war, konnte reden und antwortete auf ihre Fragen und hörte auf ihre Befehle. Wenn sie hungrig war, so rief sie nur: komm herbei, Tisch, mit allem nöthigen Gedecke;“ „kommt her, ihr Löffel, Messer, Gabeln, Gläser, Flaschen;“ „kommt her, ihr Speisen!“ und sogleich erschien Alles, wonach sie gerufen. Wenn sie aber abgegessen hatte, so rief sie: „seid ihr noch vollzählig? fehlt nichts?“ und darauf erwiderte das Tischgeräthe: „nein, es fehlt nichts.“

Eines Tages verirrte sich der Königssohn auf der Jagd und gerieth in jene Einöde. Als er nun das Schloß erblickte, ging er hin, um zu sehen, wer darin wohne. Er fand das Thor verschlossen und klopfte also an. Seine Frau hatte ihn schon von weitem erkannt; sie ließ es sich aber nicht merken, sondern rief: „wer klopft an der Pforte?“ Er antwortete: „ich bin's, mache auf!“ Da rief sie: öffne dich, Pforte!“ und sogleich that sich diese auf, und er trat ein, stieg die Treppe hinauf und fand dort seine Frau auf einem Throne sitzend, aber er erkannte sie nicht. Da sprach er zu ihr: „guten Tag!“ und sie erwiderte: „sei willkommen!“ und sogleich rief auch das ganze Hausgeräthe, was im Schlosse war: „sei willkommen! sei willkommen!“ Darauf rief sie einen Sessel herbei, und als dieser herangekommen war, lud sie ihren Gast ein, sich darauf zu setzen, und frug ihn nach der Ursache seines Besuches. Als sie hörte, daß er sich auf der Jagd verirrt habe, sagte sie ihm, er solle über Tisch bleiben und dann nach Hause zurückkehren.

Darauf rief sie den Tisch herbei, und dieser kam mit allem nöthigen Gedecke. Dann sprach sie: „kommt, ihr Wasserkannen und Waschbecken und Handtücher, damit wir uns waschen!“ Nachdem sie sich gewaschen: „kommt nun, ihr Speisen von zehnerlei Art!“ und Alles, was sie befahl, kam sogleich herbei.

Als sie abgegessen hatten, nahm der Königssohn heimlich einen Löffel weg und steckte ihn in seinen Stiefel. Wie sie aber von der Tafel aufstanden, rief die Hauswirthin zu seinem großen Schrecken: „Sage mir, Tisch, ob du dein ganzes Tischzeug hast?“ Der antwortete: „ja!“ „Sagt mir, ihr Löffel, ob ihr noch alle da seid!“ Die aber sagten: „ja, bis auf einen!“ und dieser rief: „ich stecke in dem Stiefel des Gastes.“ Die Wirthin aber that, als habe sie es nicht gehört, und fragte abermals: „hört, ihr Löffel, seid ihr noch alle da?“ Da warf der Prinz den Löffel heimlich weg und wurde dabei ganz roth. Sie aber rief: „warum wirst du denn roth? ich habe wohl gemerkt, was du gethan hast, doch du brauchst dich nicht zu fürchten; denn ich bin deine Frau, und so und so ist es mir ergangen.“

Da herzten und küßten sie sich, und jedes erzählte dem andern Alles, was sich mit ihm seit ihrer Trennung zugetragen. Darauf befahl die Königin ihrem ganzen Schlosse, sich nach der Hauptstadt ihres Gemahles auf den Weg zu machen, und sogleich fing das an, nach jener Gegend hinzurücken. Als die Leute in der Stadt hörten, daß ein großes Schloß herzuwandere, liefen sie Alle heraus, um dies mit anzusehen, und als dasselbe endlich stille stand und der Königssohn mit seiner verlorenen Gemahlin heraustrat, entstand ein ungeheurer Jubel, und sogleich begannen große Festlichkeiten, um ihre Rückkehr zu feiern. Der Königssohn aber ließ die beiden Schwestern seiner Frau kommen und hieb sie mit eigener Hand in Stücke und lebte von nun an glücklich und zufrieden mit seiner Frau.

*) Aus den neulich erwähnten neugriechischen Märchen von v. Hahn

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 24. Bremen, 14. Juni. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die heilige Elisabeth.

Eine historische Skizze.

Selten wird heute Jemand den Berg zur Wartburg hinaufsteigen, ohne sich zu erinnern, daß dort oben einer der größten deutschen Männer eine Zuflucht vor Acht und Bann fand. Und wie gern würden wir wissen, wenn wir das kleine Lutherzimmer besehen, wie der Glaubensheld in den engen Räumen gelebt hat, damals, als er den ersten vernichtenden Stoß gegen die alte Kirche geführt hatte, als er sich sammelte zu neuem, sieghaftem Kampf und Streit.

Es ist nur natürlich, daß wir über solchen Erinnerungen einer anderen Persönlichkeit völlig vergessen, deren Geschicke sich noch enger an die Wartburg knüpfen, die aber ein Bild ganz entgegengesetzter Art aufweist, — hätte nicht ein kunstsinniger Fürst dafür gesorgt, daß ihr Andenken an dem Orte, der die Tage ihres Glückes sah, erhalten würde. Es ist eine Fürstin, die den Schloßberg hinabstieg zu der tiefsten Niedrigkeit und Armuth, ein heldenhaftes Weib, das jedoch den letzten Sieg nur in vollendeter Entsagung sah, ein frommes, begeistertes Gemüth, das aber von der Reinheit des Glaubens, den Luther verkündete, nichts ahnte und seine Befriedigung nur in der unterwürfigsten Gebundenheit fand, eine Heilige der römischen Kirche, die Landgräfin Elisabeth. — Die Geschichte liebt es wohl, durch die Gleichheit der Verhältnisse oder, wie hier, durch die Einheit des Ortes die schärfsten Gegensätze neben einander zu stellen. Von derselben Wartburg schieden Beide zu einem veränderten Leben: die Landgräfin, um in knechtischer Hingebung an die äußerlichen Satzungen der Kirche den Beweis zu führen, welche Allgewalt die Gesetze Roms auf die Menschenherzen hatten, — Luther, um von diesem Joche die Gewissen zu befreien und ein reineres, freieres Verhältniß zu Gott herzustellen. Wie groß erscheint das Verdienst des Letzteren, wenn man es an dem schweren Drucke mißt, den das Papstthum in seiner glänzendsten Zeit auch auf die Besten ausübte, so daß es selbst diese auf Abwege führen konnte; und wie dankbar haben wir es zu preisen, daß wir uns davon ledig wissen. So wird selbst das Leben dieser katholischen Frau, und zwar durch das Schneidende des Contrastes, zu einem vorbedeutenden Hinweise auf die Nothwendigkeit und den Segen des Protestantismus.

Zu Ende des 12. und am Eingange des 13. Jahrhunderts herrschte über Thüringen und Hessen Landgraf Hermann I., ein Sohn Ludwigs des Eisernen und ein Urenkel jenes Saliers, dessen Namen die Sage durch die Bezeichnung des Springers übersetzt und mit der Burg Giebichenstein in Verbindung bringt. Hermann war bekannt wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften und der Dichtkunst; an seinem Hofe fanden Sänger und Spielleute Ehre und Lohn, die sie anderwärts vergebens suchten, und an diese seine vielbewährte Freigebigkeit lehnt sich die bekannte sagenhafte Erzählung von dem Wartburgskriege an. Von seiner zweiten Gemahlin, Sophie, einer wittelsbachischen Fürstentochter, hatte er außer zwei Töchtern drei Söhne, von denen der jüngste Konrad, der zweite Heinrich hieß — derselbe Heinrich, der eine Zeitlang mit Unrecht sich deutscher König nannte, und mit dem der salische Herrscherstamm in Thüringen erlosch — während der älteste den Namen seiner Ahnen Ludwig erhielt. Dieser Ludwig ist es, der uns angeht. Als er noch ein Knabe war, dachte sein Vater nach der Sitte seiner Zeit bereits daran, ihn vortheilhaft zu verheirathen. Seine Wahl fiel auf eine ungrische Prinzessin, Elisabeth, die Tochter Königs Andreas II. aus dem Hause Arpad's, die erst vier Jahre alt war, wie denn der ihr bestimmte Gemahl auch nicht mehr denn elf Jahre zählte. Die Sage, die, wie wir sehen werden, das wechselreiche Leben der Elisabeth rund umsponnen hat, giebt auch dieser Wahl sofort einen wunderbaren Charakter, indem sie berichtet, es sei Meister Klinsor, der Zauberer aus Ungarland, auf Veranlassung des Wartburgkrieges, in Eisenach gewesen; und als er eines Abends mit vielen ehrbaren Bürgern im Garten seines Wirthes beim Nachttrunke gesessen und von diesen aufgefordert sei, ihnen irgend etwas Neues zu erzählen, da habe er die Gestirne des Himmels lange aufmerksam betrachtet und endlich ausgerufen: „Heute Nacht wird meinem Herrn, dem Könige in Ungarn, eine Tochter geboren, die wird heilig sein und soll dem Sohne dieses Fürsten zur Ehe gegeben werden; von ihrer Heiligkeit wird einst die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden.“ Dieselbe Nachricht habe er folgenden Tages auch dem Landgrafen Hermann gebracht, der denn auch nach einigen Jahren eine Gesandtschaft nach Ungarn zu feierlicher Werbung abgeordnet habe.

Die Geschichte weiß nichts von einem Klinsor, der keine historische Person ist; sie erklärt uns auf einem andern Wege das Zusammentreffen thüringischer und ungrischer Interessen. König Andreas war ein Fürst von geringer Einsicht und wenig Charakter. Nachdem er seinen Magnaten in der sogenannten magna charta Freiheiten und Privilegien in einem Umfange hatte gewähren müssen, daß es darum noch heutigen Tages so schwer ist,

das schöne Land zu regieren, gab er sich aus Unmuth später den Einflüssen der deutschen Partei hin, die an seiner Gemahlin ihre Stütze hatte, einer Tochter des fürstlichen Hauses Andechs-Meran. So geschah es, daß eine Menge von Deutschen nach Ungarn gezogen wurde, daß vornehmlich die Brüder der Königin hier eine Zuflucht fanden, nachdem sie von deutschem Boden vertrieben waren, unter ihnen Bertold, Patriarch von Aquileja, und Ekbert, Bischof von Bamberg, der letztere, weil er der Mitwissenschaft und Theilnahme an dem grausamen Morde des staufischen Königs Philipp nicht ohne Grund bezüchtigt wurde. Die deutsche Partei war nicht im Stande der national-magyarischen das Widerspiel zu halten, wenn sie nicht auf Unterstützung aus Deutschland rechnen konnte, und so machte es sich wohl von selbst, daß Ekbert den Zusammenhang zwischen seinem Schwager Andreas und seinem Thüringer Nachbaren vermittelte. Wir würden diese außerdeutschen Verhältnisse nicht zu erwähnen gehabt haben, wenn nicht die weitere Entwickelung derselben wie ein dunkler Schatten in das Leben unserer Elisabeth hineinfiele. Denn wenige Jahre nach ihrer Entfernung aus dem Vaterlande ward ihre Mutter von einem Magnaten erschlagen, und wenn wir außerdem noch erfahren, daß auch die Schwester ihrer Mutter, Agnes, am gebrochenen Herzen starb, weil ihre Ehe mit König Philipp August von Frankreich als eine unrechtmäßige von der Kirche getrennt ward, da er von seiner ersten Gemahlin noch nicht geschieden war, so ist die Annahme nicht grundlos, daß es ihr später oft grauen mochte vor dem finstern Geiste, der in ihrem Hause umging. Die Mutter gemordet, der Oheim selbst ein Mörder, die Tante wegen unerlaubter Ehe gestraft und verunehrt — das waren Motive genug, um sie an der Gottgefälligkeit ihres Geschlechtes zweifeln zu machen und sie zur Buße und Entsagung zu treiben.

Vier Jahre also war sie alt, als der Schenk Walter von Vargula 1211 an der Spitze eines reichen Gefolges an dem Hofe des Königs Andreas erschien, um sie in ihre neue Heimath abzuholen, wo sie mit ihrem künftigen Gemahl erzogen werden sollte. Mit silberner Wiege und silberner Badewanne und einer Aussteuer von 1000 Mark Silbers langte sie in Eisenach an, ein verwaistes Kind in der Fremde, und doch besser gestellt, als wenn sie in ihrem unruhigen, von Parteien zerrissenen Vaterlande geblieben wäre. In Kleidung und Erziehung ward sie den Schwestern Ludwigs gleichgestellt, vielleicht hoffte man, daß sie auch die leichtere Weise der thüringer Lebensauffassung sich aneignen würde; doch zeigte sich schon in frühen Jahren die eigenthümliche Richtung, welche ihr Geistes- und Gemüthsleben nahm. Nicht daß sie sich fern von kindlichem Spiel und jugendlichem Treiben gehalten hätte; sie genoß die Freuden ihres Alters mit ihren Gefährtinnen; aber schon jetzt schien sie eine Ahnung davon zu haben, daß es etwas Höheres und Wichtigeres gebe als das Treiben der Welt. Wenn sie auf dem Schloßhofe mit den Andern nach dem Ziele lief, so pflegte sie im Vorbeieilen auf die Klinke der Schloßkapelle einen Kuß zu drücken, oder wenn um Nüsse oder Geld gespielt ward, so bewahrte sie den zehnten Theil sicher für die Armen auf. Es waren das unbewußte traumhafte Regungen ihres eigenthümlichen Wesens, das sich nach einer ganz andern Seite entwickelte, als unter den Eindrücken des leichtlebigen Eisenacher Hofes zu erwarten stand. Hier galten weltliches Gebahren und höfische Kultur als die ersten Erfordernisse der Bildung, der Sinn war auf Aeußerlichkeiten gerichtet, und wenn Kirche und Frömmigkeit dem Anscheine nach hochgehalten wurden, so beruhigte man sich eben durch Bewahrung des äußeren Anstandes über den Mangel eines reicheren inneren Lebens. So war bei aller Gutmüthigkeit und Freundlichkeit ihr Schwiegervater Hermann, so noch mehr die Landgräfin Sophie.

Der Tod nun des Ersteren, welcher in Elisabeths zehntem Jahre erfolgte, scheint auf das frühe Reifen ihrer ernsten Individualität von großem Einfluß gewesen zu sein; wir sehen ihre dem äußern Leben abgewandte Haltung zunehmen und ihren Hang zu religiöser Contemplation wachsen; sie betete oft und gern, im Spielen unterbrach sie sich nicht selten mit dem Ausruf: ich will es lassen Gott zu Liebe; sie konnte nicht schlafen, wenn sie gezwungen ward zu Bett zu gehen, ohne ihr Gebet vollendet zu haben. Es war nur natürlich, daß ihre Weise an dem lebenslustigen Hofe Anstoß erregte, daß sie sich ihre zwar weltlich kluge, aber etwas oberflächliche Schwiegermutter dadurch erheblich entfremdete, ja daß sich nach und nach eine Partei bildete, die dazu rieth, die Verlobte des jungen Landgrafen in die Heimath zurückzusenden, was im Mitelalter nicht eben ungewöhnlich war, und daß sich endlich auch die verwitterte Landgräfin dieser Partei anschloß. Freilich die Motivirung, welche der Chronist Dietrich von Apolda für diese Stimmung giebt, sieht aus, als wäre sie nach andern Vorbildern gemacht; er berichtet, daß Elisabeth sich Sophiens Unwillen zugezogen habe, weil sie bei einem Kirchgange an Mariae Himmelfahrt ihren fürstlichen Schmuck, die goldene Krone, vom Haupte gethan und der verweisenden Schwiegermutter geantwortet habe: „ich kann es nicht über mich gewinnen im Angesichte meines Heilandes, der eine Dornenkrone getragen, zu erscheinen mit goldener Ehrenkrone.“ Doch — wie dem auch sei, die Opposition gegen sie nahm zu, es fehlte, wie Bertold, der Kaplan ihres künftigen Gemahles, sich ausdrückt, nicht an falschen Zubläsern, und man hätte sie in der That wohl heimgeschickt oder in ein Kloster gesteckt, wohin sie nach der Meinung des Hofes gehörte, wenn nicht, wie Bertold weiter erzählt, doch auch gar viel ehrsame Herren und Grafen auf der Herrenburg gewesen wären, denen all dies sehr leid war, und an deren Spitze der Schenk von Vargula stand, dem sie einst als kleines Kind von ihren Eltern anvertraut worden war; — vor Allem aber, wenn ihre Feinde den jungen Landgrafen hätten gewinnen können, dem sein Vater keinen Vormund gesetzt hatte, **wanne her nu kommen was czu den jaren der vornunft**, der also regierender Herr war. Bei Ludwig jedoch hatten die Versuche ihn von seiner Verlobten abwendig zu machen nur den entgegengesetzten Erfolg; er suchte sie häufiger auf, um sie zu trösten, und kehrte von keiner Ausfahrt zurück ohne ihr ein Geschenk mitzubringen.

Pater noster von korallin,
Addir ein bildichin mocht is gefallin,
Addir oyn cruzcichin suberlich, .
Addir anders was desselbin glich,
So sy selber vor hatte nicht.
Das wart ir von ym ussgericht.
So getane cleynote her er brachte,
Czu worzeychen dass her an sie dachte.
Nummer qwam er alsso ytel,
Her bracht er eyn messer addir eynen bütel,
Addir henshue . . Unde wanne her danne heym qwam,
An synen arm her sy nam,
Wanne sy gütlich czu yme ging.
Unde nach yren sethin enphing.
So gab er yr was her bracht hatte.
Alsus her syne liebe kestatte.

So schildert das Verhältniß eine Gothaer Reimchronik. Noch viel anmuthiger ist die Antwort, die Ludwig dem Schenken Walter gab, als dieser auf dem Wege nach Reinhartsbrunn Gelegenheit fand, ihn ernsthaft über seine Absichten in Betreff Elisabeths zu befragen: „Siehst du den großen Berg vor uns liegen? — indem er auf den Inselsberg zeigte — „wär' er von Gold, so wär' er mein, und doch wollte ich lieber auf ihn verzichten, als auf meine herzliebe Braut Elisabeth. Laß die Leute reden, wie sie

wollen; ich sage, sie ist mir lieb, und auf dieser Erde ich nichts lieberes habe.«

So ward denn, als Ludwig 21 und Elisabeth 14 Jahre alt waren, ungeachtet aller Gegenrede das junge Paar durch den Segen der Kirche zusammengethan. Sie hatten bisher wie Bruder und Schwester zusammengelebt und behielten diese Anrede auch in dem neuen, näheren Verhältnisse bei. Beide strahlten damals im schönsten Glanze der Jugend, Ludwig schön und schlank gewachsen, fürstlichen Ernst und Würde mit leutseliger Anmuth vereinend, Elisabeth weißen Antlitzes mit dunklem, braunem Haar, das die südliche Abstammung bekundete. Aber wie viel mehr war es werth, daß die beiden Gatten auch innerlich zusammengehörten und sich in ihrem besten Empfinden und Wollen Eins wußten. Es sind diese 6 Jahre einer glücklichen Ehe die schönsten, die Elisabeth zu Theil wurden, ihr ganzes Wesen trägt das Gepräge voller innerer, sittlicher Befriedigung und einfacher Einheitlichkeit. Wir würden es eben darum kaum bedauern, wenn ihr Leben damit abgeschlossen hätte, und könnten die Heilige der katholischen Kirche, zu der sie erst wegen ihres späteren Lebens erhoben ward, gern gegen das reine und harmonische Bild einer liebenden Gattin, einer frommen Christin und milden Fürstin dahingeben.

Denn um zunächst von Ludwig zu reden, so wäre es sehr verfehlt zu glauben, daß sich sein Leben in mattherziger Empfindsamkeit oder frömmelnder Weichherzigkeit abgesponnen habe. Allerdings war der Grundton seines Wesens ein ernsterer und mehr religiöser als bei seinem weltlich gesinnten Vater, aber dabei wartete er seines fürstlichen Amtes mit dem größten Eifer und mit voller Einsicht in die materiellen Bedürfnisse des Landes. Wenn Walther von der Vogelweide über seine Unmilde gegen die Sänger klagt, die nunmehr seltener auf der Wartburg einkehrten, so wußten seine Unterthanen desto mehr seine wohlthätige Hand zu rühmen. Es war etwas in ihm von seinem Ahn, dem Landgrafen Werdehart, ein Zug besonnener praktischer Lebensweisheit, mit der er seine Pflichten nach allen Seiten billig und gerecht abmaß. Der Kaplan Bertold rühmt es, mit welchem Nachdruck er gegen die Landfriedensbrecher auftrat, wie er trotz seiner Jugend durch heilsame Strenge sein Ansehn weit und breit mehrte, wie er in Meißen statt seiner Schwester Jette, der Wittwe des Markgrafen Dietrich, kräftig die Zügel der Regierung ergriff und daran dachte die Mark selbst mit seinem Lande zu vereinigen, wie er, obwohl ein getreuer Sohn der Kirche, den Erzbischof von Mainz, unbekümmert um Bann und Interdict, mit Krieg überzog. Bis nach Polen trug er seine Waffen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er zuerst den Gedanken erfaßte, den Hermann von Salza nachher in so staatskluger Weise ausführte, die deutsche Colonisation durch die deutschen Kreuzritter bis in das ferne Preußen zu lenken. Wer endlich hätte nicht von der prächtigen Geschäftsgemeinschaft gehört, die er mit einem Krämer machte, der den Eisenacher Markt bezog; wie er einschoß in den Handelsbetrieb, wie er aber alljährlich auch seinen Antheil von dem Gewinn nahm, den der Partner pünktlich ablieferte, freilich nur um ihn den Armen zu schenken, und wie er dann mit Heeresmacht in das Bisthum Würzburg einbrach, weil man auf dortigem Gebiete dem Gesellen den Esel sammt den Waaren geraubt hatte, gleichviel, ob die Welt darüber schrie, daß der Landgraf von Thüringen einen Bischof bekriege um eines Esels willen.

Das Gegenbild zu dieser vielseitigen Regententhätigkeit des Mannes ist dann das stillere, in kleineren Kreisen sich bewegende Walten Elisabeths. Wie es der Frau und Fürstin ziemte, richtete sie ihr Augenmerk vornehmlich auf die Armen und Kranken; sie gab oft und reichlich, so reichlich, daß der Gemahl ihrer Mildthätigkeit zuweilen eine Grenze zu ziehen genöthigt war. Das Jahr 1226 nahm ihre Thätigkeit nach dieser Seite doppelt und dreifach in Anspruch; es war nach mehreren schlechten Ernten eine Hungersnoth ausgebrochen, die Noth und Seuchen in ihrem Gefolge hatte. Ludwig war abwesend; Elisabeth aber ließ die fürstlichen Speicher öffnen und Getreide unter die Armen vertheilen; für diejenigen, die ihre Hülfe auf der Wartburg suchten, ließ sie auf dem Schlosse backen und vertheilte Brot und Früchte, doch mit Umsicht und Vorsorge, so daß sie den Einzelnen nicht mehr gab, als ein Jeder für den Tag bedurfte. Für Kranke und Arme bauete sie das Sct. Annenhospital in Eisenach, und als dann die Frucht des Feldes im folgenden Jahre wieder besser gerieth, den Arbeitern aber Kleider und Schuhe mangelten, da verkaufte sie wohl ihre Prachtgewänder, um jenen zu helfen. Auf diese Zeit und Wirksamkeit beziehen sich die Wunder, welche die Sage von ihr berichtet, und von denen einige ausnehmend sinnvoll und lieblich sind. Die Fürstin schreitet den Schloßberg hinab und trägt in ihrem Schooße gegen das Verbot ihres Gemahls Speisen für die Armen. Ludwig begegnet ihr, fragt, was sie trage, und sieht nach. Sie hatte in ihrer Bestürzung geantwortet: Blumen, und siehe, der Landgraf findet Rosen. Ein andermal waren vornehme Gäste auf der Wartburg, und ein großes Mahl ward ausgerichtet. Schon ist die Landgräfin im stattlichsten Schmucke, da tritt im Schloßhofe ein Bettler sie an, dem es an der nöthigsten Kleidung gebricht. Schnell entschlossen wirft sie ihm den Fürstenmantel über und geht auf ihr Zimmer zurück, weil sie nicht ohne Mantel erscheinen kann. Dort sucht sie ihr Gemahl auf, um sie zu rufen, denn die Gäste warten. »Ich bin bereit, mein Bruder, wenn du es wünschest.« Und wie er nun unbefangen die Dienerin in die Kammer schickt, um den Mantel zu holen, da findet diese einen wunderbar schönen, hyazinthenen, der vom Himmel gefallen war. Daß Elisabeth in kindlicher Unbefangenheit von ihrem liebewarmen Herzen nicht selten schon damals zu weit geführt wurde, habe ich bereits angedeutet; legte sie doch einen Aussätzigen in ihr Bett, ohne zu bedenken, daß dem Kranken auch anders und ohne ihre eigene Gefahr geholfen werden konnte. Aber falsch ist es, und gerade durch die Sagen von den Wundern scheint diese verkehrte Meinung entstanden zu sein, daß ihre Menschenfreundlichkeit von Ludwig gemißbilligt worden sei. Auch in der Uebertreibung wußte er die Gesinnung, aus der alles dies floß, zu achten, wie er denn am ganzen Hofe der Einzige gewesen zu sein scheint, der ein Verständniß für die außerordentliche Natur und das eigenthümlich organisirte Wesen seiner Gattin hatte. »Lasset sie den Armen Gutes thun, um Gotteswillen, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg (oberhalb Freiburg) zu unserer Herrschaft bleiben« — das war die Antwort, die er denen gab, welche Elisabeth wegen ihrer barmherzigen Werke bei ihm verklagten. Er hatte auch nichts dagegen, daß sie nach dem Tode ihres ersten Beichtvaters den strengen Konrad von Marburg zu diesem Amte wählte; selbst das ertrug er, daß Elisabeth, von Jenem veranlaßt, nichts genoß als, wovon sie sich überzeugt hatte, daß es wirklich auf rechtmäßige Weise in den Besitz des Landgrafen gekommen, vornehmlich daß es nicht etwa Eigenthum der Kirche sei. Wenn sie vor Tisch das Gegentheil von der Dienerschaft erfahren hatte, so kam es wohl vor, daß sie Hunger litt, oder daß sie allerlei kleine Künste anwenden mußte, um vor fremden Gästen ihre Enthaltsamkeit zu verbergen. Kamen aber Speisen, die von des Herrn eigenen Gütern stammten, dann klatschte sie in kindlicher Fröhlichkeit in die Hände und rief ihren Dienerinnen zu: »Heute können wir essen, heute können wir trinken.« Und Ludwig sagte denen, die das rügten: »Ich würde es gern ebenso machen, wenn ich mich nicht vor dem Gerede des

Gesindes und der Anderen scheute; aber mit Gottes Hülfe will ich mich bald in einen andern Stand setzen.

Man darf überhaupt nicht glauben, daß Elisabeth bei dieser Strenge gegen sich selbst und bei der Sorge für die Armen etwas Besonderes zu sein strebte oder dabei unpraktisch verfahren sei. Ich sagte schon, daß sie dabei auf Fremde Rücksicht zu nehmen pflegte; und daß sie niemals gab ohne auch zur Arbeit zu ermahnen, steht aus dem Berichte ihrer Dienerinnen fest. Auch war die Tugend der Wohlthätigkeit im Mittelalter eine Cardinaltugend und mußte es bei der ganzen Gestaltung der damaligen Lebensverhältnisse sein. Ihr Verdienst dabei war es nur, daß sie diese Tugend mit einer Selbstaufopferung und Selbstüberwindung übte, die vor nichts zurückschrack, und daß ihr diese Uneigennützigkeit natürlich war. Anders müßte unser Urtheil lauten, wenn diese Züge mit ihrem übrigen Wesen nicht im Einklang ständen. Aber stimmt damit nicht vollständig die kindliche Demuth, die sich in folgendem Berichte spiegelt? Wenn sie ihren Kirchgang hielt — so erzählen die Dienerinnen — so kleidete sie sich in ein schlichtes, wollenes Kleid, nahm das neugeborene Kind in den Arm und ging barfuß den harten, steinigen Weg von der Burg hinab zur Kirche, wo das Kind eine Wachskerze am Altare opferte. War sie dann wieder nach Hause zurückgekehrt, so schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie getragen, den Armen.

Und wie erst fügen sich diese Züge zu der anderen Seite ihres Lebens, zu ihrem Verhältniß als Gattin eines kernhaften, tüchtigen und sie liebenden Mannes! Waren doch auch jene Werke der Wohlthätigkeit zum Theil dadurch geboten, daß ihr Gemahl der Landesfürst war; sie theilte seinen Beruf und half ihn auf ihre Weise erfüllen. Es ist die vollste, hingebendste Zärtlichkeit, mit der sie ihm anhängt. War er auf einer Ausfahrt begriffen, so zog sie Trauergewänder an; kehrte er heim, so schmückte sie sich, um ihm zu gefallen. Wie reizend ist eine kurze Unterredung zwischen den beiden Eheleuten, die uns die Dienerinnen aufbewahrt haben, wie zeigt sie von Elisabeths Seite so recht das volle Genüge, das sie an dem Zusammenleben mit Ludwig hatte, über das hinaus sie nichts wünschte und begehrte. Herr, sagt sie, ich dachte schon oft daran, wie wir ein Leben mit einander führen könnten, das Gott wohlgefällig wäre. „Nun, was für ein Leben wäre dies?“ Sie fährt fort: Ich wollte, wir hätten ein Gütchen, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und 200 Schafe. Dann könntet Ihr mit Euren Händen den Acker pflügen, und ich könnte die Schafe melken. „Ei, liebe Schwester, sagt der Landgraf lächelnd, wenn wir ein Gut hätten und 200 Schafe, dann wären wir nicht arm, sondern reich.“

Leider sollte sie sich des Glückes, den geliebten Mann zu besitzen, nicht lange freuen. Er kehrte von einem Reichstage zurück, wo ihn der Staufe Friedrich II. zu einem Kreuzzuge beredet hatte. Er trug das Kreuz, um Elisabeth nicht zu erschrecken, in der Tasche des Gürtelgehenkes. Da fand sie es, als sie freundlich mit ihm plauderte. Ohnmächtig sank sie zur Erde. Wäre sie schon damals so befangen gewesen, als sie es später war, so hätte sie den Schmerz der Trennung von dem Manne, der sich Gott geweihet, kaum so schwer gefühlt. Doch machte sie auch keinen Versuch, ihn von seinem Vorsatz abzuhalten; das wäre nicht im Geiste ihrer Zeit gewesen. Nachdem er Anordnungen für die Regierung des Landes getroffen hatte, empfahl er seinem Bruder und den zurückbleibenden Edeln seine herzliebe Hausfrau und seine Kinder als die mir durch myn herze gezogin sind, wie Bertold sagt, — und dann kam es zum Scheiden. „Wehe, wehe mir ärmsten Frau“, rief Elisabeth und hing sich an ihn. Er konnte kaum davon, endlich ermannte er sich (zulotzt vink er eynen starken muot) und riß sich los, um nicht wieder zu kehren. Er starb in Otranto, noch ehe er das heilige Land gesehen, 1227. Als die Botschaft nach Thüringen kam, wagte Niemand sie der Landgräfin mitzutheilen, ihre Schwiegermutter unternahm es endlich. Elisabeth hörte die Nachricht schweigend und unter Thränen an und sagte dann nur mit erlöschender Stimme: „Todt, todt ist mir nun die ganze Welt mit ihrer Freude und Ehre.“ — Und so war es fortan. Ihr Leben ward ein anderes.

Wir haben mit Absicht so lange bei der Schilderung dieser glücklichen sechs Jahre verweilt, weil uns daran lag, dem Leser das klare und unverzerrte Bild der Frau recht nahe zu bringen. Da ist bei echter Frömmigkeit und reichem inneren Leben keine Spur von Unnatur und Uebertreibung, da ist Freude an den Verhältnissen, in die sie ihr Geschick hineingestellt, da unverfälschte weibliche Zärtlichkeit für den Gatten, da jene Sorglichkeit und Unbefangenheit, jene instinctive Absichtslosigkeit des Lebens und Handelns, die überall der Prüfstein der Wahrheit und Lauterkeit sein wird; kurz, alle jene Züge, wie verschiedenartig sie auch sind, bilden ein harmonisches Ganze, das wir bewundern, das wir aber auch lieben können; denn was uns etwa befremden und abstoßen will, ist doch zu erklären und zu begreifen, wenn es in dem Lichte seiner Zeit gesehen wird.

Aber nicht das Gleiche ist zu sagen von der nun folgenden Zeit, wo die Kirche mit ihrer Zucht in der Person des harten Konrad von Marburg an sie herantritt und sich ihrer bemeistert, wo sie den Schwerpunkt ihres Lebens, der in der Liebe zu Ludwig beruhete, verloren hat und sich in das Extrem unnatürlicher, wenn auch staunenswerther Nachahmung verliert.

Wir führen zunächst den Faden ihres äußeren Lebens weiter. Unsere Berichterstatter lassen uns über die Gründe der Wendung, die jetzt ihr Leben nahm, im Stich; aber der feinsinnige Geschichtsforscher, der zuletzt ihr Leben behandelt, vermuthet nicht ohne Grund, daß nach dem Tode Ludwigs sein Bruder Heinrich, der lange der stille Gegner seiner Schwägerin gewesen war, nun offen gegen sie aufgetreten sei und, vielleicht unterstützt durch seine Mutter, statt der vormundschaftlichen Regierung, die ihm allein zustand, die landgräfliche Würde usurpirt habe. Damit war denn auch Elisabeths Schicksal festgestellt; man mußte sie sammt den Kindern beseitigen, aber eine empörende Grausamkeit war es, daß man sie im harten Winter aus der Burg stieß, ohne ihr ein Obdach anzuweisen oder für ihren Unterhalt zu sorgen. So hat sie die nächsten Monate in Eisenach zugebracht, in einer ärmlichen Herberge, wo sie einen Hinterraum bewohnte; ihre Kinder wenigstens sandte sie in benachbarte Klöster. Und nicht nur, daß sie die schwersten Entbehrungen zu tragen hatte: es ward ihr auch die bittere Erfahrung nicht erspart, daß die Menschen ihr mit schnödem Undank lohnten, denen sie unzählige Wohlthaten erwiesen hatte; eine alte Bettlerin, die ihr früher tausendmal das „Gott lohn' es“ nachgerufen hatte, stieß sie beim Begegnen auf der Straße in den Schmutz. Darf man sich wundern, daß der Gedanke an die Nichtigkeit alles Irdischen, aller Freude auf der Welt sich ihrer mit überwältigender Schwere bemächtigte? Daß sie sich an die Schuld und Buße ihres Geschlechtes mehr denn je erinnerte? Endlich beschied sie ihr Oheim Ekbert, der Bamberger Bischof, auf eins seiner Schlösser nach Franken, wo sie noch die schmerzliche Freude hatte, den Trauerzug in Empfang zu nehmen, der die Gebeine ihres Gemahls in das Erbbegräbniß nach Reinhardtsbrunn überführte. Da ward noch einmal klar, wie innig ihre Liebe zu dem Verstorbenen gewesen und wie sie für den Rest ihres Lebens eine andere geblieben wäre, hätte er ihr nicht gefehlt. Aber es war das auch die letzte Aeußerung dieser Art, die wir von ihr kennen, denn noch einmal zwar kehrte sie zur Wartburg zurück, wohin sie der Landgraf Heinrich, ge-

drängt von den heimkehrenden Kreuzfahrern, namentlich von dem jungen Schenken von Vargula, gerufen hatte. Auch ward ihr nun ein Witthum ausgesetzt, wozu eine Weisung von Rom den neuen Regenten nöthigte. Allein der Zwiespalt zwischen ihr und ihren Widersachern war nicht zu verwischen. Sie schied für immer von dem Orte ihrer Hoheit und ihres Erdenglückes und begab sich nach Marburg, in die nächste Nähe des Magisters Konrad, des Mannes, der Herr ihres Willens und ihres Lebens in einer Weise ward, wie es Ludwig nie hatte sein wollen.

Es waren die Zeiten, in welchen die Macht der Kirche ihren Gipfelpunkt erreicht und alle andere Gewalt sich untergeordnet hatte. Wie ein Glaube, eine Kirche, so sollte nur eine Autorität auf Erden sein, die des Statthalters Christi. Seit dem Walten des größten aller Päpste, Innocenz III., legten diese sich die Befugniß bei, von allen Gesetzen zu dispensiren, über alle Kronen und Länder zu verfügen, von ihm her schreibt sich die Lehre von ihrer gottähnlichen Untrüglichkeit. Keine andere Beziehung des menschlichen Lebens hatte ein Recht neben der Kirche; in den Pflichten, die sie auferlegte, vereinigten sich alle übrigen; die menschlichen und natürlichen Verhältnisse galten als nichtige und verachtungswerthe, denn sie gehörten der Welt an, die man verlassen sollte. Was so darauf angelegt war, dem Menschenherzen in seinen tiefsten Regungen alle Freiheit und Selbstthätigkeit zu rauben und es loszulösen von allen Bedingungen der natürlichen Existenz, das konnte keine ewige Dauer für die Menschheit haben. Vor der Hand freilich stand das Gebäude des Systems glänzend da, und wie der Geist der Zeit seinen Aufbau begünstigt hatte, so weigerte er sich auch nicht, den rohesten und härtesten Consequenzen zu gehorchen. Es kamen die Ketzerkriege, die Inquisition, die Bettelorden. Während die ersteren durch das Schwert und den Scheiterhaufen alle der Kirche mißliebige Personen abthaten, drängten sich die Franziskaner und Dominikaner durch Predigt und Seelsorge an die Herzen der Rechtgläubigen und suchten zumal das niedere Volk innerhalb der straffen Kirchenherrschaft zu erhalten. In häßlicher Karikirung der apostolischen Zustände geboten sie das Fleisch zu vernichten und die Welt abzutödten, statt beides zu läutern und zu verklären; wäre es ihnen möglich gewesen, sie hätten in ihrer Verblendung damit jede Blüthe des Menschengeistes zerstört. Es ist bekannt, daß Innocenz selbst ebenso viele Milde und Besonnenheit als Kraft und Consequenz besaß. Unter ihm und seinem gemäßigten Nachfolger Honorius trat das System noch nicht in abschreckender Schärfe auf; desto fühlbarer und rücksichtsloser äußerte es sich unter Gregor IX. und Innocenz IV. während des erbitterten Kampfes mit dem staufischen Kaiser Friedrich. Und nun die untergeordneten Creaturen, die Schergen und Handlanger jener Lenker aus der Höhe, die dienstbeflissenen Fanatiker mit engen Gesichtskreisen, mit welcher Rohheit und Erbarmungslosigkeit setzten sie erst in die Praxis um, was schon im Princip verkehrt und falsch war. Unter die Zahl der Letzteren gehört Konrad von Marburg. Gewiß war er gelehrt, beredt, uneigennützig und unter den Vertretern des Systems eine der hervorragendsten Persönlichkeiten; auch ist nicht daran zu zweifeln, daß er zu den ehrlichen Fanatikern gehörte, die von der Wahrheit ihrer Ueberzeugungen und der Rechtmäßigkeit ihres Handelns völlig durchdrungen sind; aber er war in gleicher Weise einseitig und — wie ihn selbst ein Katholik charakterisirt — herrschsüchtig und von solcher Maßlosigkeit, daß er auch vor den letzten Consequenzen seines Handelns nicht zurückschrack, daß er nicht bloß die mönchische Askese und Loslösung von der menschlichen Gesellschaft für die höchste Leistung eines Christen hielt, sondern auch meinte, jede Abweichung von der Kirchenlehre müsse mit Feuer und Schwert eines Besseren belehrt werden. Die Päpste aber wußten diese Eigenschaften zu verwerthen, sie ernannten ihn zum Inquisitor in Deutschland, wo denn bald schreckliche Beweise seiner Wirksamkeit sichtbar wurden.

Wenn wir bei dem Leser einigen Antheil an der unglücklichen Landgräfin erweckt haben, so wird er es mit uns bedauern, daß sie sich gerade ihm in die Hand gab. Und doch dürfen wir nicht verhehlen, daß eine Seite in dem Wesen Elisabeths vorhanden war, die sie dem Ketzermeister entgegenführte, jene Neigung zur Selbstpeinigung und zu ascetischer Lebensauffassung. Allein wie sie von früh auf in ihr war und durch die Geschicke ihres Geschlechtes gesteigert sein mochte, so hatte sie doch, weit entfernt, ihr ganzes Wesen zu verdüstern, diesem vielmehr nur einen Anhauch von ernster Sinnigkeit und jener Herbigkeit gegeben, die so oft bei bedeutenden Frauen das Kennzeichen bestimmter Charakterbildung ist. Wie oft sie auch die Grenze des Gewöhnlichen überschritten haben mochte, sie hatte nie die Bahnen verlassen, in denen die Gattin, die Fürstin zu wandeln hat; ja wir haben gesehen, wie tief sie ihren dreifachen Beruf erfaßte, wie beseligt sie von dem Glücke war, die Lebensgefährtin ihres Ludwig zu sein. Und wäre dieser nicht dessen sicher gewesen, daß die Liebe zu ihm und sein Einfluß auf sie zwischen den Extremen hindurch sie weiter führen würde: wie hätte er es zulassen mögen, daß Konrad noch zu seinen Lebzeiten als ihr Beichtvater angenommen ward. Wenn sie also nun eine andere ward, so werden wir zu der Annahme gedrängt — was auch die Sage und die Darstellung der katholischen Kirche von besonderen Einwirkungen berichten mag —, daß sie mit dem Tode ihres Gemahls den Leitstern ihres ganzen Lebens verlor. Das Gefühl von der Nichtigkeit des irdischen Glückes hatte sie so tief erfaßt, daß sie die von der Kirche mit so vielem Nachdrucke gepredigte Lehre von der Werthlosigkeit und Falschheit der Welt nun völlig zu der ihrigen machte. Konrad's Aufgabe aber wäre es gewesen, dieser Auffassung des Lebens Maß und Richtung zu geben. Statt dessen hat er sie nicht nur darin bestärkt, er hat sich in seinem Fanatismus auch nicht gescheuet, sie mit ihrer Vergangenheit, mit ihren besten Erinnerungen zu entzweien und sie von der Erfüllung ihrer nächsten Pflichten abzuziehen. Denn was uns von den schweren Geißelungen, die Konrad mit unbarmherziger Hand oftmals selbst an ihr vollzog, was uns von Fasten, von Entbehrung des Schlafes und der bequemen Kleidung erzählt wird, wie sehr es auch unser Mitleid in Anspruch nimmt, — wir würden uns damit abfinden, da ihr mit diesen Peinigungen nur ein körperliches Leid geschah, wenn wir nicht zugleich erführen, daß sie nunmehr auf ihr Zusammenleben mit Ludwig als auf eine Zeit der Sünde zurückblickte, für die sie Buße thun müsse, daß sie die heiligste und schönste ihrer Pflichten, die Sorge für ihre Kinder, vergaß über Kasteiungen und Beichtegehen. So war der Einfluß, den der Vertreter der Kirche auf sie übte, nicht bloß ein falscher, sondern ein unsittlicher geworden, und wir erschrecken bei dem Gedanken, daß die damalige Kirchenlehre zu der Unnatur solcher Extreme führen konnte. Konrad ist schuld daran, daß die Harmonie des Wesens der Landgräfin gestört blieb, und daß wir nicht mit derselben Verehrung und Zuneigung zu ihr aufschauen können wie sonst; denn was sie aus ihrer früheren Lebensweise Liebenswerthes beibehielt, die Sorge für die Armen und Kranken, das besaß sie, ehe sie ihn kannte und sich nach ihm richtete.

Eins freilich brachte er durch seine Schulung zu Stande, — daß sie nach ihrem Tode, der im Jahre 1231 erfolgte, in die Zahl der Heiligen der römischen Kirche aufgenommen ward. Schon gegen das Ende ihres Lebens begann die Verachtung der Welt, die sie bisher so vielfach zu ertragen gehabt hatte, einer tiefen Bewunderung Platz zu machen. Wir lesen, daß sie nicht

bloß von Armen und Kranken besucht ward, sondern daß Vornehm und Gering kam, um sie zu sehen und mit ihr zu reden. Wie hätte es auch anders sein können, zu einer Zeit, die nach dieser Seite immer mehr und tiefer erregt ward? Daß die katholische Kirche die Wunder, welche man ihr beilegt, unter den Gründen für ihre Heiligsprechung voranstellt, ist begreiflich. Wir können darüber schweigen, da selbst jener katholische Historiker, auf den wir uns beriefen, darüber hinweggeht. „Als das größte Wunder, so sagt er, das von ihr zu berichten ist, erscheint der Umstand, daß sie in ihrem Elende und ihrem Irrthum heiter und zufrieden blieb, ja die tiefste Befriedigung dabei empfand.“ Wenn uns dies mit Elisabeth versöhnt, so können wir dagegen den grausamen Tod, welchen Konrad von der Hand derer fand, die er verfolgt hatte, nur als die gerechte Sühne ansehen, der er endlich verfallen mußte. Denn wenn die Geschichte die Flecken und Fehler der Menschen milde beurtheilen darf, die mehr der Richtung ihrer Zeit als ihnen selbst angehören, so muß sie andererseits über alles Uebermaß, über jedes ungeheuerliche Handeln, das aus der Leidenschaftlichkeit der Individuen hervorgeht, desto strenger urtheilen. Der Landgräfin aber dürfen auch die Protestanten den Namen der Heiligen lassen; nicht weil sie die verehrungswürdigste Vertreterin des kirchlichen Geistes ihres Jahrhunderts war, sondern weil sie auf der Höhe ihres Lebens die christlichen Tugenden selbstloser Liebe und Demuth auch unter den schwersten Anfechtungen und in einer hervorragenden Stellung übte, die zu der letzteren wenigstens nicht aufzufordern pflegt.

Wer ihr Bild auf der Wartburg in dieser Weise ansieht, wird ihrem Andenken weder etwas geben noch nehmen, sondern einfach gerecht werden.

---

* Norwegisches Volksmärchen.

Mitgetheilt von P. J. Willatzen.

Wohl gethan und schlecht belohnt.

Es war einmal ein Mann, welcher nach Brennholz in den Wald fahren sollte. Da traf er auf einen Bären. „Gieb dein Pferd her, sonst fresse ich alle deine Schafe, bevor es Sommer wird“, sagte der Bär. — „Ach, Gott sei mir gnädig“, sagte der Mann, „es ist kein Span in meinem Hause; du mußt mich ein Fuder Brennholz heim fahren lassen, sonst frieren wir todt; ich werde morgen wieder mit dem Pferde zu dir kommen.“ Ja, die Erlaubniß solle er haben, darüber wurden sie einig; allein wenn er nicht wieder komme, solle er seine sämmtliche Schafe einbüßen, bevor es Sommer werde, sagte der Bär.

Der Mann lud sein Brennholz auf und rasselte heimwärts, aber sehr froh war er nicht über den getroffenen Vergleich, das kann man sich wohl denken. Da begegnete er einem Fuchse. „Was ist das denn nun, was dich so betrübt?“ fragte der Fuchs. — „Ach, droben begegnete ich einem Bären“, sagte der Mann, „und ihm mußte ich versprechen, daß er morgen um diese Zeit mein Pferd haben solle, denn falls er das nicht erhalte, sagte er, wolle er, bevor der Sommer komme, alle meine Schafe zerreißen.“ — „Pah, nicht Schlimmeres!“ rief der Fuchs. „Willst du mir deinen fettesten Bock geben, werde ich dich schon aus dieser Verlegenheit retten.“

Ja, das versprach er, und das werde er auch halten, sagte der Mann. „Wenn du morgen mit deinem Pferde zum Bären kömmst“, sagte der Fuchs, „werde ich droben zwischen den Felsen zu schreien anfangen, und wenn dann der Bär frägt, was das sei, sollst du sagen, es sei der Schützenpeter, der beste Schütze in der Welt, und dann hast du dir selber weiter zu helfen.“

Am nächsten Tage zog der Mann aus, und als er den Bären traf, begann es droben im Gefelse zu schreien und zu rufen. — „Hei, was ist das?“ sagte der Bär. — „Ach, das ist der Schützenpeter, welcher der beste Schütze in der Welt ist“, sagte der Mann; „ich erkenne ihn an der Stimme“, fügte er hinzu. — „Hast du keinen Bären hier gesehen, Erik?“ rief's droben im Bergwald. — „Sag nein!“ sprach der Bär. — „Nein, ich habe keinen Bären gesehen“, sagte Erik. — „Was ist es denn, was neben deinem Schlitten steht?“ rief's drüben im Walde. — „Sag, es sei ein alter Tannenstumpf“, flüsterte der Bär. — „O, es ist nur ein alter Tannenstumpf“, sagte Erik.

„Derartige Tannenstümpfe pflegen wir bei uns zu nehmen und auf den Schlitten zu laden“, rief's fern im Walde; „begehrst du nicht, daß ich komme, um dir zu helfen?“ — „Sag, du hülfest dir selbst, und wälze mich auf den Schlitten“, sagte der Bär. — „Nein, danke, ich helfe mir schon selbst“, sagte der Mann und wälzte den Bären auf den Schlitten. — „Derartige Tannenstümpfe pflegen wir bei uns festzubinden“, rief's fern im Walde; „willst du Hülfe haben?“ fragte es. — „Sag, du hülfest dir schon selber, und binde mich fest“, sagte der Bär. — „Nein, dank, ich helfe mir schon selbst“, sagte der Mann und begann den Bären fest zu schnüren mit allen den Stricken, die er bei sich führte, so daß jener nicht einmal eine Tatze rühren konnte. — „In derartige Tannenstümpfe pflegen wir bei uns das Beil hineinzuhauen, wenn wir sie festgeschnürt haben“, rief's wieder im Walde, „weil wir dann besser den Schlitten zwischen den Anhöhen lenken können“, schallte es herüber. — „Thu', als wenn du das Beil in mich hiebest“, flüsterte der Bär.

Da nahm der Mann das Beil und spaltete dem Bären den Schädel, so daß er im selben Augenblick todt dalag, und Bauer und Fuchs waren gute Freunde und vertrugen sich wohl; als sie aber in die Nähe des Bauernhofes kamen, sagte der Fuchs: „Ich habe nicht Lust, dich nach Hause zu begleiten, denn deine Hunde gefallen mir nicht, aber ich will hier warten, bis du mit dem Bock zu mir heraus kömmst; wähle jedoch einen, der brav fett ist.“ Das sagte der Mann zu und dankte für die Hülfe. Als er das Pferd hineingebracht hatte, ging er hinüber nach dem Schafstalle. „Wohin willst du?“ fragte ihn sein Weib. — „Ach, ich will nur in den Schafstall, um einen fetten Bock für den schlauen Fuchs zu holen, der unser Pferd rettete“, sagte der Mann, „denn ich hab's ihm versprochen.“ — „Da möchte der Henker dem diebischen Fuchs einen Bock geben“, sagte das Weib. „Das Pferd haben wir ja und den Bären dazu, und der Fuchs hat uns gewiß mehr Gänse gestohlen als der Bock werth ist, und wenn er es nicht gethan hat, so kann er es noch thun“, sagte sie. „Nein, nimm ein Paar von den bissigsten Hunden in deinen Sack und hetze sie auf ihn, dann werden wir vielleicht den Diebsschelm los“, sagte das Weib.

Dem Manne schien das ein guter Rath zu sein, und er nahm zwei bösartige rothe Hunde, steckte sie in einen Sack und zog mit demselben von dannen. „Hast du den Bock?“ sagte der Fuchs. — „Ja, komm und nimm ihn“, sagte der Mann, löste das Sackband und ließ die Hunde los. „Huha!“ rief der Fuchs und that einen Sprung; „wahr ist es, was ein altes Wort spricht, daß wohl gethan schlecht belohnt wird, und nun sehe ich, daß es auch wahr ist, daß Verwandte einander die schlimmsten sind“, sagte er, als er sah, daß die rothen Hunde hinter ihm her jagten.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kritische Gänge. Neue Folge, Heft 4. Von F. Th. Vischer. — Goethe's italienische Reise, Aufsätze und Aussprüche über bildende Kunst. Von C. Schuchardt. — Shakspere in seiner Wirklichkeit. Von J. L. F. Flathe. — Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Von C. Twesten. — Bilder aus dem Alterthum. Tiberius. Von Adolf Stahr. — Die öffentlichen Abgaben und Schulden. Von C. von Hock. — Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf gegen die Russen. Zweiter Band. Von Th. Lapinski. — Die Walpurgisnacht. Lustspiel in drei Aufzügen. Von C. Rüffer. — Jadwiga. Gedicht in 11 Gesängen. Von Karl Beck. — Aus dem Hasgau. Erzählungen, Novellen und Humoresken. Zweites Bändchen. Von C. Wiedumillt. — Der Majordomo, Erzählung aus Californien. 4 Bde. Von B. Möllhausen. — Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. Von E. von Bibra. — Mein Tagebuch in bewegter Zeit. Von Gustav Kühne. — Republik Chili. Erlebnisse und Beobachtungen daselbst. Von A. Ernst.

* Literarische Anzeigen. Das bibliographische Institut in Hildburghausen giebt mit jedem neuen Unternehmen den Beweis, daß es jetzt durchweg von besseren und anständigeren Grundsätzen sich leiten läßt als in früheren Zeiten. Wie davon der Schweizerführer von Berlepsch, der Globus und das große Conversations-Lexikon Zeugniß ablegen, so jetzt das neue Werk des berühmten Zoologen A. E. Brehm, Directors des zoologischen Gartens in Hamburg. Es führt den Titel „illustrirtes Thierleben, eine allgemeine Kunde des Thierreichs“ und wird in Lieferungen ausgegeben. Vorläufig ist das Werk auf die Abtheilungen der Säugethiere und Vögel bemessen; jene werden zunächst zwei Bände von je etwa 40 Bogen mit nahe an 600 Illustrationen in Anspruch nehmen. Jede Lieferung von 3—4 Bogen mit einer größeren Composition und mehreren Thierportraits kostet 1/4 Thaler; es ist Sorge getragen, daß noch in diesem Jahre die Abtheilung der Säugethiere vollendet vorliegt. Das Programm verspricht charakteristische Auffassung und Darstellung des Thierlebens, streng wissenschaftlichen Sinn und systematische Anordnung, erschöpfende und exacte Schilderung ohne Fabelkram und Sentimentalität, mit denen sich jetzt der Dilettantismus breit macht. Daß der Herausgeber der Mann dazu ist, diese Versprechungen einzuhalten, wird Niemand bezweifeln. Die Bilder, welche seinem Text einverleibt sind, wurden nach dem Leben theils auf Reisen, theils in zoologischen Gärten gezeichnet und streben nach Naturtreue; die Verfasser derselben sind R. Kretschmer und G. Zimmermann. Vor uns liegen drei Hefte zu je drei Bogen, welche von den Affen handeln. — Aus dem Nachlasse des großen Geographen Karl Ritter sind nun auch die Vorlesungen über Europa zusammengestellt und im Druck erschienen; auch das verdankt man dem trefflichen Daniel in Halle. — Das Geburtshaus des Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel in Minden ist mit einer Gedenktafel von Marmor geschmückt worden; Bessel wurde dort geboren am 22. Juli 1784. — Das jüngste Buch von Karl Seifart, „Wanderungen und Skizzen“ findet bei der deutschen Kritik viel Anerkennung. Ein süddeutsches Blatt rühmt die Frische, Treue und Naturwahrheit der Auffassung, die anschauliche Darstellung von Gegenwart und Vergangenheit, die Feinheit der Zeichnung und Treue der Lokalfarbe und die gemüthliche Wärme. Unter den Wanderungen werden besonders die Plesse und die Winzenburg hervorgehoben. — Am 1. Juni hat in Kamenz eine interessante Lessingfeier stattgefunden. Ein großer, aus allen Ständen gemischter und durch die festlich versammelten oberlausitzer Sänger verstärkter Festzug begab sich zunächst nach dem „Lessinggäßchen“, wo des Dichters Geburtsstätte durch eine eherne Gedenktafel mit der Abbildung seines Geburtshauses und einfacher Inschrift bezeichnet war und nun die Tafel von acht Jungfrauen unter Gesang bekränzt wurde; dann unter unzähligem Hochrufen und Fahnenschwenken verfügte man sich auf den Schulhof, wo die Kolossalbüste des großen Kamenzers (von Bildhauer Knauer in Leipzig gefertigt) feierlich enthüllt ward. Professor Wuttke aus Leipzig hielt die Festrede; auch Roderich Benedix sprach; einen wahrhaft hinreißenden Eindruck aber scheint die Rede des Dr. Goldschmidt aus Leipzig gemacht zu haben, der als Jude auftrat, um dem Manne im Namen des gesammten deutschen Judenthums zu danken, welcher in den Mund des Juden „Nathan“ gerade die Worte der Weisheit gelegt habe. Bei der Feier eines solchen Mannes dürfe auch der jüdische Rabbiner nicht fehlen.

* Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Achte Ausgabe. Berlin, Duncker und Humblot. — Ueber diese ganz neu bearbeitete und bis 1860 fortgeführte Ausgabe der bekannten und mit Recht beliebten Becker'schen Weltgeschichte hat unser Blatt wiederholt berichtet, zuletzt im vorigen Jahre bei näherer Besprechung der alten Geschichte in der Bearbeitung von Professor Hertzberg in Halle. Jetzt liegt uns nun auch das Mittelalter in der Redaction von Dr. Rasemann in Halle vor. Ueber die Haltung des ganzen Werkes und seine Eigenthümlichkeit im Gegensatze zu Schlosser, Weber und Anderen war damals die Rede. Die Verlagshandlung und der Herausgeber, Professor Schmidt in Jena, waren im Rechte, als sie den Grundsatz aufstellten, im Ganzen sollten Gang und Charakter des Buches festgehalten, andererseits alle Fortschritte der Wissenschaft und Ergebnisse neuer Forschungen aufgenommen werden. In diesem Sinne hat denn nun auch Rasemann das Mittelalter mit Eifer und Glück gearbeitet; aus den drei Bänden der siebenten Ausgabe sind, wie bei der alten Geschichte, vier geworden. Wo die Quellen, aus denen zu schöpfen war, weit ablagen, z. B. in den Partien über Portugal, Spanien, Rußland, Polen, ist wenig geschehen; hier hätte können sorgfältiger gearbeitet werden. Dagegen sind neben Deutschland, das die größten Veränderungen erfahren hat, besonders England, Frankreich und Italien neu bearbeitet. Natürlich ist bei den Neuerungen nur von bewährten Hülfsmitteln Material entnommen, so von Giesebrecht, Sybel, Waitz, Droysen, Palacky, Ranke, Lappenberg-Pauli; doch sind auch Forschungen auf den Einzelgebieten herangezogen, so z. B. Paul Roth, Reuter über Alexander III., Georg Voigt über Aeneas Sylvius, Otto Abel über Philipp. Das schwierigste Feld bietet bei einem Buche, wie der Becker ist, immer die Darstellung der Verfassungsgeschichte. Hier kann es nicht anders kommen, als daß der Gesichtspunkt der Kürze und Gemeinverständlichkeit mit dem der Genauigkeit, selbst mit der Wahrheit in Conflikt kommt. Das ist denn auch geschehen bei der altgermanischen Verfassung, obwohl da natürlich Roth, Waitz und Leo zu Rathe gezogen sind. Besser steht es um den Zeitraum der Ottonen und der Staufen. Für das Publikum, auf welches das Buch rechnet, kam es dann namentlich darauf an, die einzelnen großen Gestalten des Mittelalters lichtvoll herauszuheben, deßhalb ist Sorgfalt auf die Charakteristik verwandt und auf biographische Abrundung der Bilder; Karl der Große, Friedrich I. und II., einzelne Päpste, Saladin, dann die Kaiser in der zweiten Hälfte des Mittelalters, Karl IV., Sigismund, Huß. Hier sind die einzelnen Vorarbeiten ganz genau, theilweise fast wörtlich benutzt, dies jedoch durch Zeichen bemerkt. Ganz neu sind einzelne Abschnitte, wie der über die erste Entdeckung Amerika's, über den Humanismus.

* Musikalische Notizen. Das Oratorium „das verlorene Paradies“ von Anton Rubinstein ist auf dem Musikfeste zu Königsberg in Preußen zur ersten Aufführung gelangt und hat einen außerordentlich glänzenden Erfolg gehabt, der sich in lautem Beifall, Hervorruf und Bekränzung des Componisten darlegte. Der Bericht der „Signale“ über Charakter und Werth des Oratoriums lautet sehr günstig. Es sei eine anziehende, schöne und großartige Musik, von einer bedeutsamen Idee belebt und gehoben, so gut und lebensfähig, daß man anderwärts gewiß nach diesem Oratorium greifen und demselben neben den Mendelssohnschen Schöpfungen das Bürgerrecht ertheilen werde. Außer dem „verlorenen Paradiese“ kamen in Königsberg der 100. Psalm von Händel, eine Orchestersuite von J. S. Bach, die neunte Symphonie von Beethoven und die Walpurgisnacht von Mendelssohn zur Ausführung. — Die neue Beethoven-Ausgabe wird von der Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig mit rüstigem Eifer fortgesetzt und hält sich auf der Höhe ihrer Aufgabe; besonders gespannt ist die musikalische Welt auf die vollständige und correcte Redaction der Oper „Fidelio“. Die Symphonie-Abtheilung ist bereits bis zur siebenten in A dur vorgerückt. — Richard Wagner verlebt den Sommer zu Penzing bei Wien; dort überraschten ihn seine schwärmerischen Verehrer an seinem fünfzigsten Geburtstage mit Fackelzug, Lorbeerkranz und Anrede. — Die einst gefeierte Sängerin Agnese Schebest, Gattin von David Strauß, hat sich dem Vorlesen von Dramen zugewandt und damit in Straßburg viel Glück gemacht; sie will im nächsten Winter in deutschen Städten ähnliche Vorlesungen halten. — Ein reicher Verehrer Schubertscher Musik in Wien will durch den Maler Moritz von Schwind, welcher zu den intimen Freunden Franz Schuberts gehörte, einen Saal seines schönen Hauses mit Illustrationen zu den Werken des Componisten schmücken lassen. Schwind hat von der Musik die Anregung zu mancher seiner Schöpfungen erhalten, z. B. durch die Beethovensche Phantasie mit Chor und Mozarts Hochzeit des Figaro. — Das kürzlich erwähnte Buch von H. M. Schletterer in Augsburg, „das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit“, ist der erste Band einer größeren Arbeit über die Geschichte dramatischer Musik und Poesie in Deutschland. Der Stoff, welchen der Verfasser ursprüng-

lich für eine Zeitschrift bearbeiten wollte, wuchs ihm unter der Hand zu einem Buch an, das indeß Schletterer nicht als erschöpfend will angesehen wissen, da die Quellen für seine Arbeit unendlich weit verzweigt und zum Theil schwer zugänglich sind. Eine große Zahl von Anmerkungen und viele abgedruckte oder beleuchtete Textbücher haben das Werk zu einem namhaften Umfang anschwellen lassen. — In Wiesbaden starb vor Kurzem der Kapellmeister und Violinvirtuose Bärwolf, Schüler Spohrs, nach langem Leiden. — Die große Sängerin Pauline Viardot-Garcia verläßt die Bühne, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. — In Straßburg soll auf einem sogenannten oberrheinischen Musikfest am 20. Juni das Oratorium „die Kindheit des Herrn" von Hector Berlioz zur Ausführung kommen. — Die „Kölnische Zeitung" schreibt: In Mannheim wird am Sonntag den 14. d. M. die Oper „Lorelei", Text von Geibel, Musik von Max Bruch aus Köln, zum ersten Male in Scene gehen. Da unsere großen Hoftheater leider sehr schwer an die Aufführung einer neuen deutschen Oper gehen, so verdienen die Bühnen von Karlsruhe, Mannheim, Wiesbaden, Leipzig, Bremen und Stuttgart desto größere Anerkennung, da sie troß ihrer beschränkteren Mittel die neuen Opern von Hiller, Albert, Herter und jetzt die von Max Bruch aufführen.

* Bildende Künste. Kaulbachs Carton „das Zeitalter der Reformation", welcher das Treppenhaus des neuen Museums in Berlin schmücken soll, ist daselbst angekommen; Kaulbach selbst folgt bald nach, um die Ausführung mit mehreren Berliner Künstlern zu übernehmen. — Das große Bild von C. F. Lessing „Johannes Huß auf dem Gange zum Scheiterhaufen" ist kürzlich in Berlin für die Nationalgalerie zum Preise von 15,000 Thalern erworben worden, nachdem der in Leipzig beabsichtigte Ankauf unausgeführt geblieben war. Der bisherige Besitzer des großartigen Werkes, der Kunsthändler Sachse in Berlin, hat das Recht, das Gemälde noch ein Jahr lang auszustellen. Lessing malte das Bild zu dem Preise von 10,000 Thalern für den Consul Böker in Düsseldorf, welcher später nach Newyork zog. Dort kam es in den Besitz eines Amerikaners Namens Derby, welcher das Bild im vorigen Jahre nach England brachte, wo es an verschiedenen Orten das größte Aufsehen erregte. Im Spätherbste war es in Düsseldorf, Köln und darauf in mehreren anderen Städten ausgestellt. Schließlich wurde es durch Herrn Sachse gekauft. — Am 2. Juni ist Emanuel Leutze nach langer Abwesenheit wieder in Düsseldorf eingetroffen, nachdem er seine großen Wandgemälde im Capitol zu Washington vollendet hat. Der Kölnischen Zeitung schreibt man bei dieser Gelegenheit aus Düsseldorf: Wir möchten wünschen, daß dieser Meister, welcher einen so großen Einfluß auf die Düsseldorfer Schule ausgeübt hat, wieder bei uns bliebe und nicht nur einen kurzen Besuch bei uns abstattete. Der lebhafte Aufschwung, welchen unsere Schule seit den Jahren genommen, wo sich die jüngere Künstlerschaft zu einer engeren Verbindung vereinigte, knüpft sich sehr wesentlich an die Person Leutze's, welcher durch sein bedeutendes Talent und die eigenthümliche Rüstigkeit und Lebendigkeit seines Wesens eine große Wirkung auf alle jüngeren Künstler ausübte. So sehr wir unsere Schule schätzen, können wir doch nicht verkennen, daß in den letzten Jahren die Regsamkeit und Strebsamkeit unserer Künstler etwas nachgelassen hat, und daß eine frische Anregung sehr nützlich sein wird. — Die Restauration der Stephanskirche in Wien schreitet unter der Leitung von Schmidt jetzt rüstig vorwärts; man hofft zu Ende des Jahres 1864 den Thurmbau zu vollenden. — Die Ruhmeshalle bei Kelheim in Bayern ist beinahe fertig und soll im October feierlich eingeweiht werden. — Die berühmte Mosesgruppe von Rauch ist durch Professor Wolff vollendet worden und wird in der Friedenskirche zu Potsdam aufgestellt werden. — Freunde religiöser Kunst sind auf ein höchst gelungenes Salvatorbild aufmerksam zu machen, das von Ernst Deger gemalt, von Joseph Keller gestochen und bei August Wilhelm Schulgen in Düsseldorf verlegt ist. Sowohl in dem erfindenden wie in dem nachbildenden Künstler treten uns zwei der besten Meister der rheinischen Schule entgegen.

Aus dem Künstlerverein in Bremen.

* Bremen, 11. Juni. Gestern hielt der hiesige Künstlerverein seine alljährlich in den Juni fallende Generalversammlung zum Zwecke des Berichtes über die geistige Thätigkeit der Gesellschaft und die Finanzen derselben. Von dem Actiencapital, welches der Verein vor sechs Jahren aufnahm, um den Bau der Halle zu bestreiten, wurden 1500 Thaler zurückbezahlt, so daß nur noch eine gleiche Summe für das neue Vereinsjahr zu tilgen bleibt. Der Jahresbericht des Vorstandes knüpft an diese günstige Finanzlage die Hoffnung, daß alsdann die Gesellschaft ihre reichen Mittel freier als bisher für künstlerische Zwecke verwenden werde. Es ist in dem Berichte der angestrengten Thätigkeit der musikalischen und wissenschaftlichen Abtheilung in den wöchentlichen Versammlungen gedacht. Die zweite Hälfte des Berichtes lassen wir hier wörtlich folgen: „Im September des vorigen Jahres begrüßte der Künstlerverein die in Hannover tagenden Mitglieder der dreizehnten Versammlung deutscher Architecten und Ingenieure als seine Gäste. In dem Saale des Schützenhofes, dessen Vorstand bereitwillig seine Räume zur Verfügung gestellt hatte, vereinigten sich mehr als 700 Männer zu einem Feste, dessen Verlauf ein sehr glücklicher und schöner war. Die Gäste rühmten aus vollem Herzen und in der besten Stimmung die Gastgeber, den Senat und den Künstlerverein, und der Abend des 6. Septembers wird um so glänzender vor unserer Erinnerung stehen, als das Fest vor der Gefahr, der alle solche Feierlichkeiten ausgesetzt sind, vor der Gefahr nämlich, der politischen Phrase zu verfallen, bewahrt blieb. — Im December und im Februar beging der Künstlerverein eine Gedächtnißfeier für Ludwig Uhland, bei welcher beide Male die Liebe für den Dichter und für den echt deutschen Mann mit Herzlichkeit und tiefer Theilnahme sich äußerte. Dem in Tübingen bestehenden Ausschusse für Errichtung eines Uhlanddenkmals konnte ein Beitrag von 500 Gulden zugeschickt werden. — Einen schweren und schmerzlich empfundenen Verlust erlitt der Verein durch den Tod eines seiner thätigsten Mitglieder, des Architekten Heinrich Deneke. Nicht nur der Vorstand und Ausschuß, welchen er seit Jahren angehörte, vermissen in ihm einen Mann, der unermüdlich und mit künstlerischem Sinn an der Lösung unserer Aufgaben sich betheiligte und auch in den Tagen schwerer Leiden, die ihm auferlegt waren, allezeit bereit war, zu rathen und zu handeln; auch die große Zahl der Freunde, die er sich durch seine feine, umfassende Bildung, seine edle und warme Gesinnung erwarb, betrauern tief den frühen Tod eines Mannes, der als eine echte Künstlernatur die besten Eigenschaften in sich vereinigte. Sein Andenken wird unter uns immer hoch in Ehren gehalten werden. — Ein Ueberblick der Vorträge in den Mittwochs-Versammlungen während des zu Ende gehenden Jahres ergiebt Folgendes. Es sprachen: über Albrecht Dürer: H. A. Müller; Eros und Psyche: J. H. Volkmann; den Humor: W. Nagel; die Kunstwerke auf der Londoner Ausstellung: H. A. Müller; die Kunst und Literatur der Uebersetzung: A. Laun; Mozart, Beethoven, Weber, Spohr, Marschner, Schubert, Schumann und Mendelssohn: F. Pletzer; Island und seine Volksballaden: P. J. Willatzen; Lady Macbeth: Otto Gildemeister; die wissenschaftliche und die dichterische Behandlung des Wahnsinns: W. O. Focke; Walther von der Vogelweide: Hugo Meyer; Georg von Heimburg: D. Ehmck; die Aufgabe der individuellen Erziehung: W. Schmelzkopf; die Emancipation der Frauen: H. Habenicht; den Prozeß der Johanna von Orleans: E. Sägelken; den botanischen Theil der Londoner Ausstellung: Fr. Buchenau; den Feldzug des Jahres 1813: W. Niebour; das Teufelsmoor: J. G. Kohl; Bremen vor zweihundert Jahren: H. A. Schumacher; die Industrie in der westlichen Schweiz: A. Emminghaus. — Von den Mitgliedern der ersten Section wurden die folgenden Musikstücke ausgeführt: von Beethoven: eine Claviersonate (D moll), eine Sonate für Clavier und Violine (C moll), ein Streichquartett (A dur), das Septett; von Hiller: ein Trio (Serenade); von Marschner: Lieder und Chöre für Männerstimmen, (Trio (G moll) für Clavier, Violine und Violoncell; von Mendelssohn: Lieder und Chöre, Sonate für Clavier und Violoncell (D dur), das Octett für Streichinstrumente; von Mozart: eine Symphonie für Orchester (D dur, Nr. 5), Clavierconcert (C moll), Sonate für zwei Flügel (D dur), Cantate „Lob der Freundschaft", ein Streichquartett (C dur), ein Oboe-Quartett und ein Streichquintett (C dur); von Onslow: ein Streichquintett; von Schubert: Lieder, Märsche und Polonaisen für Clavier, ein Quintett (Adur, Forellen-Quintett); von Schumann: Lieder, ein Clavierquartett (Op. 47, Es dur) und ein Clavierquintett (Op. 44, Es dur); von Spohr: ein Adagio für Clarinette, Arien, ein Clavierquintett; von Streudner: ein Trio für Clavier, Violine und Violoncell; von Weber: ein Rondo für Clavier, Arien, Concertstück für Clavier, Ouverture zur Oper „Euryanthe." Um die Ausführung dieser Compositionen machten sich verdient die Herren: F. Arnold, Behr, Beste, Beyer, Biermann, Böttjer, Cabisius I. und II., Dubbers, D. Engel, H. Funck, Hentschel, Jacobsohn, J. Klugkist, C. und K. Klier, W. Klier I. und II., Mertel, Natorp, Nakemann I. und II., Reinthaler, L. Roedel, O. und G. Runge, Sastedt, Ed. Sengstack, Spanhake, Streudner, Ulrici, Uschmann, H. Weingardt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 25. Bremen, 21. Juni. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Badeleben in den Pyrenäen.

Wenn der Aufenthalt im Bade in der Blüthe der Saison nach dem Urtheile Vieler schon langweilig ist, wieviel mehr wird dies der Fall sein, wenn die Saison noch nicht einmal begonnen hat! Die Anlagen sind kaum grün, die Promenaden sind leer, wenn sich nicht die Straßenjungen des Orts darin herumtummeln, an allen Wegen und Baulichkeiten wird gearbeitet und gebessert, überall sind Tagelöhner und Handwerker beschäftigt mit Aufräumen, Ebnen, Mauern, Tünchen, Malen oder niedergelagert in den Ecken, um die einfache Mahlzeit zu verzehren, welche die Gattin, die theure, so eben gebracht hat. Nicht daß man dadurch erheblich gestört würde, — aber man wird doch immer wieder daran erinnert, daß man noch nicht da sein sollte. Dazu das Wetter! Bis zum 14. Mai schien der Himmel sich vorgenommen zu haben, die Prophezeiungen des „Astronomen“ von Toulouse, es werde von Ende April bis zum 20. Mai ununterbrochen regnen, nicht zu Schanden werden zu lassen; — dann aber that er doch ein Einsehen, freilich nur, um es bald um so ärger zu machen. — Ein solcher Mai war in Luchon unerhört. — Nun, regnen wird es zu Zeiten im Juli und August auch, aber man wird dann doch nicht zwei Röcke nöthig haben, um sich gegen die Kälte zu schützen, und es als ein Fest ansehen, wenn der Kellner nach Tisch ein Feuer im Kamin anmacht.

Zum Ersatz sollte man glauben wenigstens der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit von Seiten der Herren Kellner und baigneurs zu sein und in allen Dingen die Auswahl zu haben. Aber auch das trifft hier in Luchon nicht ganz zu. Zwar sind alle Arten von Garcons im Hinblick auf das zu erwartende Trinkgeld artig genug, aber, alle Läden sind noch geschlossen, in den Gasthöfen erst wenige Zimmer hergerichtet, die Privatlogis und Chalets (Schweizerhäuser*), welche neuerdings Mode geworden und im Sommer zu 50—90 Francs für den Tag vermiethet werden, stehen noch ganz leer, und selbst in der Zutheilung der Bäder herrscht nicht diejenige Ordnung, die in der Saison doch unerläßlich ist. Ich legte Werth darauf, stets dieselbe Badewanne zu haben, da die meisten anderen mir zu kurz waren, aber auch das gelang nicht immer; bald war etwas an einer Röhre zerbrochen, bald hätte ich warten müssen.

*) Eins der niedlichsten ist für eine Freundin des Ministers Fould bestimmt.

Das Badehaus (etablissement thermal) ist übrigens stattlich genug, um wohl eine nähere Beschreibung zu verdienen. Die Quellen, wenn auch in geringerer Anzahl, waren schon den Römern bekannt, wie die neuerdings beim Umbau aufgefundenen Denksteine und alten Grundmauern eines Badehauses beweisen, — sie waren dem Gotte Lixon*) geweiht und soll daher auch das Städtchen Luchon seinen Namen haben. Die Quellen, welche meistens den Namen von Aerzten (Bordeu) und anderen um die Anstalt verdienten Männern tragen (d'Etigny, Richard 2c.) entspringen in einem Umfange von wenigen hundert Schritten hinter dem Badehause, da wo bei der letzten Erdrevolution der Granit, die aufgelagerten Schiefergesteine durchbrochen hat und differiren, abgesehen von der kalten nur wenig Schwefel enthaltenden Quelle, welche zum Temperiren der Bäder benutzt wird, zwischen 30 und 66° Cent. Da nun die mittlere Jahrestemperatur von Luchon beinahe 12° Cent beträgt, so läßt sich nach dem Gesetz, daß die Wärme gegen das Innere der Erde zu für jede 100 Fuß um einen Grad zunimmt, leicht berechnen, daß die heißeste Quelle (la reine) etwa 5400' tief entspringt, während die kühleren nur 1800—2000' tief liegen. Schon dies macht es nicht unwahrscheinlich, daß die Quellen, obgleich alle schwefelhaltig, doch so verschieden in ihrer Wirkung sind, wie die Aerzte behaupten.

Als im Jahre 1841 gerade während der Saison das im Jahre 1805 erbaute Badehaus abbrannte, machte die Gemeinde, welche nach und nach das ganze Terrain und die Quellen angekauft hatte, eine Anleihe von 600,000 Francs, um das Ganze nach einem neuen Plane etwa dreimal so groß wieder aufzubauen. Der Baumeister mußte vorher die deutschen Bäder, so wie auch Spaa 2c. in Augenschein nehmen; der Bau dauerte lange, seit 1853 konnte man darin baden, aber erst 1857 wurde er fertig. Das Ganze ist von außen und innen, bis auf die Badezimmer und deren Einrichtung, ein Prachtwerk und man wundert sich nicht zu hören, daß auch hier der Voranschlag nicht ausreichte. Die Gemeinde mußte abermals 300,000 Francs anleihen, und der Bau soll im Ganzen 1 Million Franken gekostet haben. Dieser Umstand macht es erklärlich, weßhalb die innere Ausstattung der Badekämmerchen, (die Badewannen und zum Theil auch die Wände sind freilich von buntem Marmor, der

*) Ein über dem Eingang eingemauerter Stein von der Höhe einer Spanne trägt die Inschrift: Deo Lixoni Flaviarum — F. Paulina V. S. L. N., — ein Postament in einem Neben-Corridor: Nymphis — Aug — Sacrum.

ganz in der Nähe gewonnen wird); so überaus dürftig ist: zwei häßliche Strohstühle, ein plumpes Nagelbrett an der Wand und ein rundes in einer Ecke befestigtes Wandtischchen, das ist alles. Kein Spiegel, kein Sopha, kein Waschtisch nebst Zubehör, kein Thermometer *), (ich habe überall während meiner Anwesenheit in Luchon keins gesehen), nicht einmal ein Spucknapf. Aber es wird gerade zuletzt bei der innern Einrichtung das Geld gefehlt haben.

Die Vorder-Fronte des Gebäudes mit einem hübschen Säulengange, jede Säule von Marmor aus einem Stück ist, 140 Schritt lang, die Eingangsthür und eben so der Hauptcorridor, welcher das Ganze in zwei Hälften theilt, sind hoch genug, um zwei bis drei auf einander gethürmte Heuwagen einzulassen, die Badezellen, deren es außer der Piscine des hommes und dito des dames (Bassins für mehrere Personen) und der ziemlich geräumigen und luftigen salle de natation etwas über 100 giebt, sind dagegen so niedrig, daß sie im Sommer, wo ein Bad das andere drängt, unerträglich heiß und dumpfig sein müssen.

Zu beiden Seiten und im Fond des Haupteinganges sind eine Menge fleischiger Frauenzimmer auf die Wände gemalt, über deren Kunstwerth ich kaum ein Urtheil habe, obschon mir die meisten flach und ausdruckslos genug zu sein scheinen, die aber, nach den etwas gesuchten Stellungen und nach den verschiedenen Gegenständen zu urtheilen, die sie in den Händen tragen oder von denen sie umgeben sind, gewiß ihre tiefe Bedeutung haben. Zufällig kann ich dem neugierigen Leser verrathen, daß die große Person gleich links mit dem Schlüssel, die Göttin des Port de Venasque (des Thors von Spanien) ist, während nicht weit davon eine dicke Flötenbläserin in ziemlich nachlässigem Kostüm die Göttin des, zur Weide benutzten Thals von Oueil vorstellt.

Uebrigens hat die Gemeinde doch mit dem Bau ein sehr gutes Geschäft gemacht. Erstlich leben die 3000 Einwohner beinahe ganz von den Fremden, sodann baden sie umsonst, was wenigstens am Sonnabend stark benutzt wird; endlich beliefen sich schon im Jahre der vollständigen Eröffnung, die baaren Einnahmen auf 85,500 Frcs., und der jetzige Pächter zahlt sogar 120,000 Frcs., so daß sich das Kapital mit 12 pCt. verzinset. Daß die Frequenz noch immer zunimmt, kann man schon daraus schließen, daß in diesem Augenblick wieder mindestens ein Dutzend Häuser der Vollendung nahe sind. Im vorigen Sommer ist man an einem Tage bis zu 1800 Bädern gekommen, und wenn das so fort geht und namentlich wenn die Eisenbahn nach Spanien je gebaut werden sollte, für welche schon vor Jahren ein Tunnel durch die Pyrenäen von $^3/_4$ Meilen Länge projectirt worden, so werden die Anstalten bald viel zu klein sein.

Die Lage von Luchon am Fuße der Vorberge der Pyrenäen, welche sich 3—5000 Fuß hoch dicht über dem Ort erheben, ist reizend, — das etwa $^1/_4$ Stunde breite Thal würde schöner sein, wenn es größere und mannichfaltigere Bäume aufzuweisen hätte. — Gegen Süden wird es durch die beschneieten Gipfel des Port de Venasque geschlossen. Die langen Pappelreihen, welche das Flüßchen Pique und die anderen Wasserzüge einfassen, sind nichts weniger als malerisch, die Wiesen überraschten mich durch ihren Reichthum an Narzissen, die ich bisher niemals wild wachsend gefunden hatte, vielleicht weil ich die Alpen nie im Frühjahr besucht hatte. Die Hänge der Berge sind nicht gerade kahl, aber doch meistens nur mit kleinen Bäumen oder Gestrüpp bestanden, die dunklen Tannen bedecken erst die Gipfel. Auffallend ist der Mangel an Sing- und anderen Vögeln, der wohl damit zusammenhängt oder, wie man mir sagt, daher rührt, daß man selbst auf die kleinsten Jagd macht um sie zu essen. Ich hörte bis jetzt weder Kukuk noch Nachtigall noch Wiedehopf, sah weder Stahr noch Bachstelze, Meise oder Sperling; — nur das Geschlecht der Finken ist noch ziemlich vertreten. Dagegen wimmelt es allenthalben von kleinen niedlichen Eidechsen, die entweder sich sonnen oder ihren Geschäften nachgehend über den Weg huschen.

Die Anlagen sind fast alle neu, zum Theil noch im Entstehen und die Stadt scheint einen großen Theil des Ueberschusses auf Verschönerungen zu verwenden. Hie und da findet man schon die unvermeidlichen Hütten und Tempel aus rohen Baumstämmen, vor dem Badehause sind Gartenanlagen mit Springbrunnen und Kieselquellen, daneben wird jetzt ein Teich angelegt, aber in den höheren Anlagen fehlt es durchweg an Bänken zum Ausruhen und an einsamen Plätzen mit Bedachung, wohin sich eine kleine Gesellschaft bei eintretendem Regen zurückziehen könnte. Die Hauptzierde des Ortes ist die Allee d'Etigny, etwa hundert Fuß breit, aus vier Reihen alter Linden bestehend, im Jahre 1771 von dem damaligen General-Intendanten von Auch, Herrn d'Etigny, gegen den Willen der Einwohner von der alten Stadt bis zum Badehause angelegt. Rechts und links von derselben erheben sich die Gasthöfe und Privatlogis für die Fremden und die Kaufläden, und in derselben concentrirt sich aller Verkehr. Während der Saison giebt dies ein Gewoge wie auf einem Pariser Boulevard, da es ganz im Charakter der Franzosen liegt, die geräuschvollen Spaziergänge vorzuziehen. Diese Allee, ohne welche Luchon bei dem Mangel an schattigen Bäumen im Sommer unerträglich sein würde, zog ihrem Gründer wegen der zwangsweisen Abtretung des Terrains in dem Grade den Haß der Bewohner zu, daß er beinahe vom Pöbel gesteinigt worden wäre; — jetzt denkt man daran, ihm ein Denkmal zu setzen.

Von der Bevölkerung, welche fast ohne Ausnahme mit Vorbereitungen zum würdigen Empfang der Fremden beschäftigt ist, habe ich wenig kennen gelernt, zum Theil weil das dem Spanischen ähnliche Patois die Unterhaltung hindert. Von einem bettelnden Invaliden, der alle Kriege unter dem ersten Kaiser bis 1813 mitgemacht haben wollte und auf der Stirn eine große Narbe präsentirte, hätte ich mir gern seine Erlebnisse erzählen lassen, aber ich konnte ihn nicht verstehen. In Perpignan und dem benachbarten Spanien hatte ich als ein Stückchen Mittelalter die alten Frauen auf der Straße gehend am Handrocken spinnen sehen, — hier fand ich Sonntags Mittags auf der Straße eine Gruppe Frauen und Mädchen, welche mit ihren Knieen zusammengerückt, die Schürzen als Tisch benutzend, um Geld Karten spielten. Sie waren zu vier und nannten das Spiel Quadrette (mit mehreren gespielt hieße es siette?) und es ging allemal um einen Sous.

Auffallend waren mir die durchweg zerlumpten Anzüge der Arbeiter an den Wochentagen. Außer bei den Mahlzeiten habe ich wenig Gelegenheit zu sprechen. Den frühen Morgen nimmt das Bad vollständig in Anspruch. Alle $^1/_4$ Stunde kommt der Garçon baigneur mit der stereotypen Frage: „Hein! comment ça va?“ oder „Eh ben! ça va bien?“ worauf die regelmäßige Antwort: „Mois oui! très bien“, — zum Schluß heißt es dann von meiner Seite: le linge, s'il vous plait, worauf er eben so unfehlbar „le voila, bien chaud.“ Um 11 Uhr wird warm gefrühstückt (vorher nichts genossen), um 6 Uhr zu Mittag gegessen. Unsere Gesellschaft besteht, abgesehen von einigen ab- und zugehenden Touristen, aus drei Personen: einem französischen Kapitain aus dem Stabe des Marschalls X., einem Fabrikanten aus der Gegend von Caen und mir. Die Politik ist von der Unterhaltung nicht gerade ausgeschlossen, aber das Thema ist bald er-

*) Wie hiernach die Vorschriften des Arztes befolgt werden, die bald auf 28, 29 und für die Douchen auf 30 und 31° lauten, kann man sich denken; — ich habe mitunter selbst kaltes Wasser nachlassen müssen, um es nur im Bade aushalten zu können, während mich zu anderen Zeiten beinahe fror.

schöpft, da die Regierung und die Politik des Kaisers untadelhaft gefunden werden. Freilich, die mexikanische Geschichte ist eine bêtise, aber daran ist nur der Admiral Jurien de la Gravière Schuld. Der Kaiser wollte ursprünglich nur ein Flotten-Detaschement hinschicken, aber der Admiral verlangte immer mehr und mehr Landungstruppen, und als er sie endlich hatte, ging er an Land, um sich eine Schlappe beibringen zu lassen, und so mußte man, um die Scharte auszuwetzen, sich immer tiefer hinein begeben! Im Uebrigen ist die despotische Regierungsform die einzige, welche für Frankreich paßt, die Franzosen müssen ihren Herrscher fürchten ꝛc.; kurz wollte man die Stimmung Frankreichs nach den Auslassungen meiner Tischgenossen beurtheilen, so wäre der Thron des Kaisers fester begründet als je. Auch das religiöse System und die Geistlichkeit sind untadelhaft. Das Heirathsverbot für die Priester hat weniger Uebelstände, als man glaubt, und das Gelübde der Keuschheit wird im Ganzen gewissenhaft gehalten. Zwar sieht man nicht wenige junge Priester zwischen 20 und 30 Jahren in Folge der unnatürlichen Lebensweise sterben, (auch müssen eben so viele Mädchen ehelos und einsam ihr Leben vertrauern), aber die meisten überwinden es bald und gedeihen nachher nur um so besser. Das Hinderniß zu heirathen liegt für die Priester hauptsächlich in der Beichte. Ein verheiratheter Priester würde sich von seiner Frau die pikantesten Ergebnisse des Beichtstuhls abschwatzen lassen, und die Frauen würden, wenn es eine Nebenbuhlerin beträfe, oder überhaupt aus Klatschhaftigkeit (welche Verläumdung!) durch Indiscretion so viel Unheil anrichten, daß der Beichtstuhl ganz in Mißcredit käme. Daß übrigens die Richtung wenigstens hie und da eine andere ist, bewies mir folgende Anekdote: Ein Geistlicher fragt im Religionsunterricht einen Knaben: „Savez vous, ce que c'est qu'une bonne action? worauf dieser ohne sich zu besinnen antwortet „oui! une action du chemin de fer d'Orleans“, und er hatte Recht, denn die Actien dieser Gesellschaft gehören zu den besten.

Der Kapitain, welcher den Feldzug von 1859 in Italien mitgemacht hatte, erzählte daraus nicht ungern. Dabei kam die Rede auf den Prinzen Napoleon. Ich erzählte den Herren von dem groben Briefe des jungen Wielopolski, welchen kein französisches Blatt aufgenommen hat; sie ergötzten mich dafür mit einigen scherzhaften Anekdoten über den Prinzen, der im Allgemeinen nicht in hoher Achtung zu stehen scheint. Bekanntlich mußte er aus dem Krim-Feldzuge wegen eines Anfalls von Cholerine zurückkehren, und scheint dies die erste und hauptsächlichste Veranlassung zu den Spöttereien gegeben zu haben, die man sich über ihn erlaubt. Leider läßt sich die spöttische Bemerkung, mit welcher ihn seine Schwester die Prinzessin Mathilde bei seiner Rückkehr empfangen haben soll (?), eben so wenig wieder geben als die Antwort des Prinzen, durch welche er ihr so deutlich als möglich zu erkennen gab, daß er sie für nichts weniger als eine Vestalin halte. Nicht weniger wird es erfunden sein, daß der Kaiser, vom Commandanten von Paris befragt, ob er zum Empfange des Prinzen auch die Kanonen lösen lassen solle, ihm drollig abwehrend geantwortet habe: „um Gottes willen nicht, dann würde er ja gleich wieder auf und davon gehen!“ — Auch in dem Feldzuge von 1859 hatte der Prinz keine Gelegenheit sich Lorbeeren zu pflücken. Anfangs nach Florenz geschickt, um sich dort wo möglich ein Königreich Etrurien zu gründen, und später zur Armee herangezogen, kam er doch zur entscheidenden Schlacht von Solferino mit seinem fünften Armeecorps zu spät. Der Soldatenwitz nannte deßhalb sein Corps (mit Anspielung auf dessen Nummer) entweder das fünfte Rad am Wagen oder auch „La sécurité des familles.“

Von der weiteren Umgegend von Luchon kann ich leider nichts berichten. Zu größeren Ausflügen war es theils noch zu früh im Jahre, theils hinderte mich die Kur, welche mir nur die Stunden von 12 bis 4 Uhr frei ließ, während es doch zu Pferde zum Val du Lys und der Cascade d'Enfer 6½, zum Lac d'Oo *) 8½ und zum Port de Venasque 10 Stunden, für hin und zurück, sein sollen. Meine Leser verlieren dabei am wenigsten, da sie von mir alles andere eher als eine entzückende Beschreibung der Aussichten erwarten dürfen. Damit sie aber doch nicht ganz leer ausgehen und den allgemeinen Charakter der Gegend in etwas kennen lernen, will ich hier ein Geschichtchen folgen lassen, welches ich in einem Büchelchen gefunden habe, das hauptsächlich zusammengestoppelt ist, um die Aufmerksamkeit der Fremden auf das Haut-Relief der Pyrenäen von Lézat hinzulenken, welches während der Saison gegen ein Eintrittsgeld gezeigt wird. Ich habe mir bei der Uebersetzung nur wenige Abkürzungen erlaubt und werde meine Bemerkungen bis ans Ende zurückhalten.

Der geheimnißvolle Rosenkranz.

1.

Am 20. Juli 1849 begab sich Herr Lézat von Luchon auf den Port de Venasque, um die Höhe der Grate zu messen, welche den Einschnitt umgeben, durch welchen die Reisenden von Frankreich nach Spanien gelangen, der wie dort gewöhnlich „Port“ genannt wird. Ob dieser Einschnitt, welcher sich wie ein Riesenthor zwischen den beiden Ländern öffnet, auf Befehl der Grafen von Comminges gehauen ist, wie die Sage will, würden die Felsen allein sagen können. Nachdem er die Nacht unter einem Felsen nahe beim vierten See zugebracht, unternahm Herr Lézat am 21. Juli gegen 4 Uhr Morgens die Ersteigung des Pic Sauvegarde, auf dessen Gipfel er um halb 7 Uhr anlangte. Er wandte den ganzen Morgen dazu an, die Höhen aufzunehmen und die kleinsten Details des Felsen zu modelliren und stieg dann wieder herab, gegen 2 Uhr Nachmittags.

Man muß nämlich wissen, daß Herr Lézart darauf hält, an Ort und Stelle mit der größten Genauigkeit zu modelliren; deßhalb ist er bei allen seinen Ausflügen, so hoch sie auch gehen, stets von einigen Führern begleitet, welche die entsprechenden Platten des Reliefs tragen. Es ist begreiflich, daß derjenige, welcher eine solche Last trägt, sich von Zeit zu Zeit ausruhen muß und der Führer, welcher auch noch die Platte des benachbarten „verfluchten Berges“, des riesigen Maladetta zu tragen hatte, bat bald sich etwas ausruhen zu dürfen. Während der gute Freund sich zum Schlafen niederlegte, fing Lézat nach seiner Gewohnheit an zu botanisiren. Kaum hatte er damit begonnen, als er unter einem Felsen, der eine Art Grotte bildete, etwas erblickte, was ihm eine unbekannte blaue Blume zu sein schien. Entzückt über diesen Fund, bückte er sich, um die unbekannte Pflanze zu pflücken; aber wie groß war sein Erstaunen, als statt einer Blume seine Hand einen Gegenstand ganz anderer Art festhielt. Es war ein großer Rosenkranz von blauen Glasperlen, an welchem zwei Kreuze hingen. Das eine ganz von Kupfer, etwa zwei Zoll hoch, zeigte nichts besonderes, das andere, noch einmal so groß, war von Holz mit Perlmutter und Kupfer ausgelegt. Da wo das gekreuzte Holz in einander faßte, befand sich ein Herz umgeben von einer Dornenkrone, und oben darüber las

*) Dieser kleine See, der gleichwohl zu den größten der Pyrenäen gehört, soll nach einer, auf Grund zweier verschiedenen Tiefenmessungen, angestellten Berechnung in etwa 180 Jahren von dem als Wasserfall sich hineinstürzenden Wildbach ganz zugeschwemmt sein. Ich möchte aber glauben, daß die Sondirungen falsch sind, denn, da der Wildbach schon seit vielen Jahrhunderten in derselben Weise fließt, so müßte der zugeschwemmte Meeresboden größer sein, als der Rest des See's, was aber keineswegs der Fall ist.

man die vier Buchstaben I. N. R. I. Alle metallischen Theile waren mit einer dicken Lage von Grünspan bedeckt.

Nachdem Herr Lézart seinen Fund etwas näher betrachtet hatte, bemerkte er an einigen Perlen kleine Stückchen oder Faserchen von Zeug, etwa Mousselin oder Battist, und an mehreren anderen weiße und schwarze Flecken, welche sich unter der Loupe als thierische Reste oder kleine Fetzen menschlicher Haut erkennen ließen, was später durch eine chemische Untersuchung auch bestätigt wurde. Als er unter dem Felsen noch weiter nachsuchte, fand er ein Häufchen schwärzlichen Staubes, untermischt mit Knochenresten, so daß er annehmen mußte, es sei hier jemand gestorben und später vielleicht von den wilden Thieren zerrissen. Als Herr Lézat nach Luchon zurückgekehrt war, erzählte er natürlich seine Entdeckung und erhielt bald einen großen Zulauf von Leuten, die den geheimnißvollen Rosenkranz zu sehen wünschten. Woher stammt er, aus Spanien oder aus Frankreich? Das war bald Gegenstand der ernstesten Debatte unter den Badegästen, bis der gerade anwesende Bischof von Agen nachwies, daß der Rosenkranz französisch sei und zum Orden von heiligen Herzen gehöre.

Alle diese Umstände riefen der Wittwe Sacarrère ins Gedächtniß zurück, daß während der Schreckenszeit sie im Alter von etwa sieben Jahren bei ihrem Vater auf dem Schloß St. Mamet, einen Herrn und eine Nonne gesehen habe, welche sich mehrere Tage verborgen hielten. Sie erinnerte sich auch mit der Klarheit, welche den Erinnerungen der Kindheit eigen ist, daß es streng verboten war, in das Zimmer der Gäste einzutreten, und daß eines Tages die Nonne ihr erlaubt hatte, mit einem großen blauen Rosenkranz zu spielen, welcher in allen Stücken dem von Herrn Lézat gefundenen ähnlich war. Der Schwiegervater von Madam Sacarrère hatte seitdem oft mit seiner Tochter von diesen beiden Gästen gesprochen und ihr deren Flucht mit den kleinsten Einzelnheiten erzählt. Madame Sacarrère hat deßhalb nicht das geringste von diesem Drama vergessen und die nachfolgende Geschichte, deren Wahrheit wir verbürgen, ist die ihrige, vervollständigt durch die Erinnerungen der beiden Führer jener Unglücklichen, von denen der eine noch heute (1855) lebt.

2.

In den letzten Tagen des Monats September 1792 gegen zehn Uhr Abends schlief im Schlosse zu St. Mamet im lachenden Thale von Luchon Alles außer dem Herrn vom Hause. Herr Sacarrère wachte noch am Kaminfeuer und horchte ängstlich auf jedes Geräusch, welches sich draußen hören ließ. Er hatte nämlich in dieses scheinbar so friedliche Schloß mit Gefahr seines Lebens zwei Unglückliche aufgenommen, welche vor den revolutionären Verfolgungen geflohen waren. In den hinteren Zimmern schliefen unter dem Schutz der Gastfreundschaft ein Mann von reiferem Alter und eine junge Nonne von sanfter und edler Gesichtsbildung, welche beide den günstigen Augenblick erwarteten, um über die Grenze zu gehen. Der Wind pfiff mit Heftigkeit, und ein vorzeitiger Winter schien von den Gletschern des Maladetta herabzusteigen. Indem er mit Unruhe über die Lage seiner beiden Gäste nachdachte, ergab Sacarrère sich ganz dem süßen Genusse, sich bequem in einem breiten Lehnstuhl vor dem Feuer zu wärmen, während ein eisiger Wind die Fenster peitschte und das Haus erschütterte.

Plötzlich ertönt die Glocke am Hofthor, und Herr Sacarrère springt von seinem Sitze auf. Wer kann zu dieser Stunde kommen? Vermuthet man die Anwesenheit von Emigranten im Schloß und kommen die Henker, um sie abzuholen? Oder sind es gar neue Opfer, welche sein Mitleiden erflehen wollen? Man begreift, in welcher Aufregung Sacarrère den Hof durchschritt; aber er beruhigte sich bald, als er durch das Gitter einen seiner besten Freunde, den Maire von Luchon erkannte. „Was! du bist es, mein Freund? Sei mir willkommen! was treibt dich in dieser Stunde auf die Landstraße?“ — „Dein Wohl!“ — „Was willst du damit sagen?“ — „Es ist angezeigt worden, daß du „Verdächtige“ verbergest; in einigen Stunden werden die Agenten des Revolutions-Tribunals hier sein, und ich habe Befehl ihre Nachsuchungen zu leiten. Ich habe nur noch Zeit zur Stadt zurückzukehren, um mich an ihre Spitze zu setzen, aber ich wollte meinen besten Freund retten, und Dank der Schnelligkeit meines Pferdes, ich werde wieder zu Hause sein, ehe man meine Abwesenheit bemerkt. Ich frage nicht, ob du Emigranten bei dir hast, ich will es gar nicht wissen, aber wenn unsere Nachrichten wahr sind, so verliere keine Minute und schicke die Unglücklichen fort. Lebe wohl!“

Indem er dies sprach, drehte der Maire sein Pferd um, und schon verhallte der Schall der Hufe in der Ferne, als Herr Sacarrère noch immer nicht aus der Versteinerung erwachte, in welche die Botschaft ihn versetzt hatte. Was thun in dieser schrecklichen Lage? Nichts war vorbereitet für die Abreise der Flüchtigen, indessen zögern, das hieß sie und sich selbst dem gewissen Tode aussetzen. Sacarrère beeilte sich, den Emigranten und die Nonne zu wecken, und um Mitternacht machten sich die beiden Schützlinge, begleitet von zwei treuen Dienern, welche ihnen als Führer dienten, auf den Weg.

Der Weg zum Port de Benasque, heute für die furchtsamsten Personen zugänglich, bot damals beinahe unübersteigliche Schwierigkeiten. Nach einigen Stunden des beschwerlichsten Marsches, der durch die Dunkelheit der Nacht und die Heftigkeit des Windes noch weit gefährlicher wurde, gerade als die kleine Karawane auf die Höhe des Hospizes, dieser allen Reisenden offen stehenden Zuflucht, kam, erklärte die Nonne von Müdigkeit erschöpft und mit geschundenen Füßen, daß der Muth sie verlasse, und daß sie nicht weiter könne. „Woran denken Sie, meine Schwester?“ sagte einer der Führer, das Hospiz ist mit Truppen belegt, dort Unterkommen suchen hieße sich muthwillig ins Verderben stürzen. „Uebrigens ist die Grenze nur noch einige Schritt entfernt, und in einem Augenblick sind wir gerettet.“

Diese fromme Lüge gab dem armen Frauenzimmer ein wenig Kraft wieder, und man folgte jetzt dem Zick-Zack-Pfade, welcher sich an der Seite des Berges hinauf schlängelt. Aber je weiter es ging, desto größer wurden die Leiden der Nonne, und bald wurde es nöthig, daß einer der Führer vorauf sie an den Händen zog, während der andere sie von hinten schob und so noch ihre Qualen dadurch vergrößerte, daß sich ihre leicht verletzte Schamhaftigkeit dagegen empörte. Endlich langte man auf dem Gipfel des Port an, und die ersten Strahlen des Morgenroths erlaubten den Verbannten unten in dem Thale, welches sich zu ihren Füßen öffnete, das spanische Hospiz zu unterscheiden, — für sie das gelobte Land. Noch einige Anstrengungen, und sie waren in Sicherheit. — Aber die Qualen hatten die Kräfte der armen Schwester gänzlich erschöpft. Der eisige Wind, welcher von dem Maladetta herunterkommt und sich beständig in dem Thore von Spanien fängt, hatte die Unglückliche erfaßt, sie zitterte am ganzen Körper, ihre Knieen brachen zusammen, und sie fiel mit dem Ausruf nieder: „ich fühle, daß ich sterbe!“

In diesem Augenblick ließ sich ein verworrenes Geräusch am Fuße des Hanges vernehmen, den die Flüchtigen so eben erstiegen hatten, der Klang von Stimmen untermischt mit Schall der Waffen, drang bis zu ihnen. Es waren die Soldaten die den Paß besetzen sollten, um die Flucht der „Aristokraten“ zu verhindern. Den Schrecken zu beschreiben, welcher sich des Emigranten

und der beiden Führer bemächtigte, würde unmöglich sein. Die Rettung lag wenige Schritte vor ihnen, aber es war keine Minute zu verlieren. Alle drei machten eine letzte Anstrengung um die Kräfte und den Muth ihrer unglücklichen Gefährtin wieder zu beleben, welche leblos auf dem Felsen ausgestreckt lag und kein Bewußtsein von der nahen Gefahr hatte. Sie dachten einen Augenblick daran sie zu tragen; — aber die immer größere Annäherung der Soldaten zwang sie bald dies aufzugeben, und die beiden Führer erklärten, daß sie sich davon machen würden. »Ueberlaßt die Frau ihrem Schicksal«, sagte der eine zum Emigranten, »und lauft ohne einen Augenblick zu verlieren, zum Hospiz von Venasque, da habt ihr nichts mehr zu fürchten. Wir werden nach Luchon über den Port de la Picade zurückkehren.« Damit wandten sich die beiden Führer, so rasch sie laufen konnten, zur linken Seite.

Der Emigrant, allein gelassen, zögerte einige Augenblicke; er konnte sich nicht entschließen, die Aermste zu verlassen. Er versuchte noch einmal, sie aufzurichten und mit sich fortzuschleppen, aber sein Versuch scheiterte an der Leblosigkeit und Schlaffheit seiner Gefährtin. Die Stimmen wurden immer deutlicher; wollte er noch länger bleiben, so hätte er sich sicher ins Verderben gestürzt, ohne sie zu retten. Er legte sie also wieder nieder, betrachtete sie einige Augenblicke mit Zärtlichkeit, dann floh er in der Richtung nach Spanien, indem er unwillkürlich ausrief: Gott möge sie vor der Rohheit der Soldaten schützen!«

Bei diesen Worten erhob sich die Nonne, als wenn sie emporgeschnellt würde, zog ihren Rosenkranz aus der Tasche, hob die Augen gen Himmel und seufzte: »Mein Gott, gieb mir die Kraft, jene Spitze zu erklettern, wo sie mich nicht sehen können und wo ich um so näher bei dir sterben kann!« So, electrisirt durch das Gefühl der Schamhaftigkeit, stürzte das unglückliche Weib die Felsen des Pic de Sauvegarde hinan und verschwand vor den Augen ihrer Begleiter, welche fliehend sich von Zeit zu Zeit nach ihr umsahen.

Nach der Rückkehr der Führer nach St. Mamet unternahm Herr Sacarrère, welcher sich bei ihrer Erzählung nicht recht beruhigen konnte, selbst die Reise nach Venasque, wo er den Emigranten fand, der ihm den Bericht der Führer bestätigte. Man hielt dann lange Nachsuchungen, um Spuren von der armen Nonne zu finden, aber sie blieben fruchtlos, denn man dachte nicht daran, die enge Höhle unter dem Felsen zu untersuchen, in welche sich gerade die Aermste geflüchtet hatte, um dort, den Rosenkranz in der Hand, vor Hunger und Kälte zu sterben.

Da die vorstehende Geschichte mich interessirt hatte, und St. Mamet nur eine kleine Viertelstunde von Luchon entfernt ist, so wollte ich vor allen Dingen Schloß Sacarrère in Augenschein nehmen. Lange hatte ich es vergebens in den engen schmutzigen Gassen des Dorfes gesucht, da zeigte mir ein alter Bauer, dessen Frau im Schlosse geboren sein sollte, ein altes zweistöckiges Bauernhaus, ursprünglich von vier Fenster Front, von welchem die eine Hälfte eingestürzt ist, so daß jetzt nur zwei Fenster Front bewohnt werden. Einige alte Stallgebäude, zum Theil verfallen, umgeben einen schmutzigen abschüssigen Hof, und das Ganze würde bei uns, selbst in der ärmsten Gegend, nie Anspruch auf den Namen eines Schlosses machen können. Aber, wie der Vergleich eben den Dingen ihren Werth verleiht, so muß man zugeben, daß im Gegensatz zu den elenden einstöckigen und meistens einfensterigen Hütten des übrigen Dorfes dies Gebäude, als es noch ganz bewohnbar war, allenfalls ein Schloß genannt werden konnte.

Wollte ich mir erlauben, die Geschichte zu fälschen, so könnte ich hinzusetzen, das Schloß sei hinterher aus Rache von den Soldaten zerstört, die ganze Familie ausgerottet, aber der alte Bauer antwortete mir auf meine Frage, weßhalb man das Haus verfallen lasse, sehr unbefangen „Eh! par négligence.“ Daß die Familie später noch existirte, zeigt die Inschrift Sacarrère 1829 auf dem Dorfbrunnen.

Daß die Geschichte in ihren Hauptzügen wahr ist, bezweifele ich nicht, nur scheinen mir die Führer die arme Nonne schändlich verlassen zu haben, denn wenn ein Wort sie noch zu solchen Kraftanstrengungen vermochte, so hätte sie bei gehöriger Unterstützung sicher noch die Grenze erreicht.

---

* Zur Biographie Ludwig Uhland's.

Von J. W. Schaefer.

Zu Allem gehört Glück, auch zum Ruhme. Man muß nicht allein zu rechter Zeit kommen, man muß auch zu rechter Zeit sterben. Hätte sich über Uhland die Gruft geschlossen, da er als Mitglied des Stuttgarter Rumpfparlaments mehr bedauert als bewundert ward, zwar hätte die Anerkennung seiner dichterischen Bedeutsamkeit für die Neuzeit auch dann nicht gefehlt, allein die Stimmen unbedingter Lobpreisungen, die ebenso sehr den Politiker auf den Schild erheben, als dem Dichter gelten, würden nur leise dahin klingen. In unsern Tagen jedoch, wo Reichsverfassung und Reichsparlament keine verschollenen Namen mehr sind, wo wiederum die Dichter in höchstem Preise stehen, welche mit demokratischem Oele gesalbt sind, und selbst der Schillerenthusiasmus bereits ein überwundener Standpunkt zu sein scheint, ist für Uhland gerade die günstigste Zeit, um mit Kränzen des Nachruhms geschmückt zu werden — freigebiger als er es im Leben hat hoffen können. Schon jetzt ließe sich eine nicht unbeträchtliche Uhland-Literatur sammeln.

Vor Kurzem hat sich dieser mit rascher Productionseile ein größeres biographisches Werk angeschlossen: Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von Friedr. Notter (Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung) 1863.

Dem Verfasser kann das in der Vorrede ausgesprochene offene Geständniß seines Bedauerns, daß die buchhändlerische Industrie, der es auf ein rasches Erscheinen des Buches ankam, ihm eine gehörige Verarbeitung des Materials nicht gestattet habe, nur zur Ehre gereichen; wir können es nur mit ihm theilen, da er die Befähigung besitzt, etwas Gutes zu leisten. Bei aller Pietät gegen den verstorbenen Dichter bewahrt er sich ein unparteiisches Urtheil; die Kritik der Dichtungen hält sich fern von enkomiastischer Uebertreibung und beweist durchweg Geschmack und Einsicht. Gerade in letzterer Hinsicht läßt sich Manches aus dem Buche lernen. Gleichwohl liegt das Material ziemlich formlos und unverarbeitet vor uns, hier eine Reihe lose aneinander gereihter Geschichtchen, die mitunter in außerhalb der biographischen Grenzen liegende Episoden ausschweifen, dort Briefe und ungedruckte Gedichte, die kaum in irgend einer Hinsicht ein neues Licht über Uhland's inneres Leben verbreiten, sondern eher zur Bestätigung dienen, daß die Gedichte, die er nicht der Aufnahme in seine Sammlung werth hielt, mit Fug und Recht von ihm ausgeschlossen wurden.

Einigermaßen findet jedoch das Verfahren des Verfassers seine Entschuldigung in der Schwierigkeit der Aufgabe. Uhland's Leben verläuft in einem so gleichmäßigen Gange, daß dem Bio-

graphen zu belebteren Schilderungen selten Gelegenheit geboten wird. Selbst sein Jugendleben, die Zeit seiner Dichtungen, trägt nicht das reiche Farbengewand, welches die Entwickelungsjahre anderer Dichtertalente anmuthig oder doch anziehend macht. Uhland ist von früher Jugend an eine stille, in sich verschlossene, mäßig begabte Natur. Mit inniger Liebe hängt er an seinen Freunden und ist treu wie Gold, aber er hat keinen, vor dem er sein Inneres aufschließt, den er theilnehmen läßt an dem, was sein Inneres bewegt, keinen, mit dem er die höchsten Probleme menschlichen Denkens erörtert, keinen, dem er seine Absichten und Zwecke mittheilt. Manchmal kommt zum Erstaunen der Freunde ein heiterer Humor plötzlich über ihn, wenn im vertrauten Kreise die Herzen sich öffnen, und tritt dann in kindlichen Possen, Verkleidungen u. dgl. hervor, wie denn auch seine Gedichte die humoristische Seite seines Wesens offenbaren; allein wie ein schweigsamer Hörer läßt er das Gespräch über die Räthsel des Seelenlebens, mit denen sein Freund Kerner sich sein Lebenlang zu schaffen machte, an sich vorübergehen. Bei der stillen Geistesarbeit am Studiertisch, auf dem einsamen Spaziergange scheint ihm am wohlsten zu sein. Den geistigen Drang und Kampf eines Goethe'schen Faust, die Momente, „wo durch die jungen Glieder die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt," hat er nicht empfunden. Der Biograph hat nichts zu erzählen von den Gefühlswellen jugendlicher Liebesneigungen; er hat höchstens nachweisen können, daß sie vorhanden waren und zu einigen Gedichten Veranlassung gegeben haben; die Freunde erfuhren nichts von des Dichters Herzenswünschen. Selten auch erhielten sie eine Mittheilung über seine Lectüre und die Gegenstände seiner Studien. Was für Vorbilder ihn besonders anzogen, läßt sich nur aus den Gedichten selbst schließen. Ueberrascht hat es uns, daß unter diesen auch Bürger genannt wird, von dem die Uhland'schen Gedichte wohl nirgends einen Widerklang bewahren. Der ihm unter den Romantikern am nächsten steht, ist ohne Zweifel Novalis; liest man dessen „Ich kenne wo ein festes Schloß ꝛc." so ist es, als hörten wir die Sprache Uhland's erklingen. Seine Urtheile über die literarischen Größen der neueren Poesie hielt er zurück und ging eingehenden Gesprächen über ihren Werth und ihre Bedeutung aus dem Wege.

Bei solcher Dürftigkeit des biographischen Materials sah sich unser Biograph, so weit er nicht eine Beurtheilung der einzelnen Dichtungen geben wollte, wesentlich auf die Schilderung von Uhland's politischer Wirksamkeit angewiesen, die er denn auch in einer mehr als genügenden Ausführlichkeit gegeben hat. Seine Beurtheilung ist umsichtig und unbefangen genug, um über der Anerkennung der unbestochenen Ehrenhaftigkeit von Uhland's ständischer Wirksamkeit zugleich auf das Unpraktische und nicht selten Engherzige seiner vaterländischen Politik, die im Grunde doch nur eine particularistisch-würtembergische war, wiederholt hinzuweisen und nicht in den Fehler derer zu verfallen, welche die Consequenz der Opposition gegen die Regierung unter allen Umständen als patriotisches Verdienst anrechnen möchten.

Auffallend ist, wie wenig Uhland's Jugend den künftigen Idealpolitiker in ihm ahnen läßt. So lange die Napoleonische Zeit auf Deutschland lastete, schwiegen in ihm alle politischen Regungen, nicht als ob er den Haß gegen die Fremdherrschaft tief in der Seele verschlossen und in fernabliegenden Gebieten geistiger Thätigkeit die Gegenwart zu vergessen gesucht hätte, sondern er war ganz und gar ein sehnsuchts- und hoffnungsvoller Wallfahrer nach der „verlornen Kirche;" Sage und Dichtung der Romantik füllte sein Inneres aus. Seine Reise nach Paris, die eigentlich dem Studium des französischen Rechts gewidmet sein sollte, hatte in der That keine andern Resultate, als die Erforschung der Poesie des Mittelalters, besonders des französischen Epos. Auf diesem Gebiete bewegen sich daher seine Dichtungen, und die Oppositionsgedichte richten ihre humoristischen Pfeile einzig wider die Gegner der Romantik, besonders den nüchternen Antiromantiker Weißer, der den Lesern von Uhland's Gedichten als „Recensent" und als „Spindelmann" bekannt ist. In seinen Briefen aus jener Zeit findet sich nicht die leiseste Hindeutung auf die politischen Zeitereignisse, nicht, als die Tyroler in Waffen standen, selbst da nicht, als seine Landsleute mit den Trümmern der großen Armee von dem grausenvollen Leichenfelde Rußlands heimkehrten. In seiner Umgebung herrschte weit mehr die Bewunderung Napoleons, als der Haß gegen den Zertreter der deutschen Nation. Es macht auf den Leser der Notterschen Biographie einen schmerzlichen Eindruck, wenn ein heldenmüthiger Jugendfreund Uhland's in einem Briefe, der an diesen nach der Schlacht bei Aspern aus dem französischen Hauptquartier gerichtet ist, sein Glück preist, „Beobachter des größten Mannes und der größten Weltbegebenheiten zu sein." Bedenklich dünkt uns daher die von Notter gegebene Interpretation der Ballade „des Sängers Fluch", derzufolge der Dichter in dem stolzen König, „der auf seinem Throne sitzt so finster und so bleich" — keinen Andern als Napoleon habe schildern wollen, obwohl der Dichter später selbst auf Befragen eines Freundes eine solche Deutung gegeben haben soll: in dem jungen Sänger habe er die von jenem unterdrückte Freiheit, in dem Alten mit der Harfe das Volk bezeichnen wollen. Mag sich auch Uhland später selbst in diese Allegorie hineingedacht haben, es ist eine so weit hergeholte Deutung, wie wenn man Freiligrath's „Löwenritt" in allegorische Auslegung hineingezwängt und Löwe und Giraffe in Herrscher und Volk metamorphosirt.

Noch am Schlusse des Befreiungsjahres 1813 liegt der patriotische Drang, dem Theodor Körner seine unsterblichen Kriegslieder geweiht und sein Leben zum Opfer gebracht hatte, unserm Uhland so fern, daß er, als auch die Würtemberger sich zu den Fahnen der Verbündeten sammeln, in einem Briefe seine Eltern beruhigt, fürs erste möchten sie außer Sorge sein, er werde „sich nicht muthwilliger Weise aussetzen." Wir erwähnen das nicht, um Uhland deswegen einen Vorwurf zu machen, sondern vornehmlich um solcher Kritiker willen, die zum Nachtheil unparteiischer Beurtheilung unserer vaterländischen Dichter bei jeder Gelegenheit den patriotisch-politischen Maßstab bereit halten. Man hat jede Zeitepoche aus sich und aus ihren Verhältnissen zu beurtheilen. Wenn selbst ein Uhland, den man jetzt als deutschen Patrioten feiert, damals den vaterländischen Interessen so entfremdet war, so mag uns das einerseits ein Beweis von der Erschlaffung des deutschen Nationalgefühls sein, anderseits haben wir daraus zu lernen, daß man hinsichtlich seiner dichtenden Zeitgenossen nicht gleich mit dem Vorwurf unedlen Kleinmuths und undeutscher Gesinnung bei der Hand sein muß, weil sie nicht patriotische Lieder dichten oder in die Schaaren der Freiwilligen eintreten. Daß jedoch Uhland von der Begeisterung des Jahres 1813, von der er selbst gelegentlich äußerte, er habe eine ähnliche nie erlebt, in ihrem weiteren Verlauf ebenfalls berührt ward, beweisen einige seiner Gedichte aus jener Zeit; indeß stimmen wir dem Urtheile Notter's bei, daß die Mehrzahl derselben keinen vollkommen befriedigenden Eindruck mache; „Vorwärts" und „Siegesbotschaft" sind poetisch etwas dürftig gehalten, überhaupt ertönt fast in keinem dieser Lieder der ganze Jubel, die volle Begeisterung der letzten Monate des Jahres 1813 nach, „eine Begeisterung, von welcher sich keiner, der sich ihrer nicht aus eigener Erinnerung entsinnt, ein Bild machen kann." (S. 139).

Erst die 1816 beginnenden Verfassungsstreitigkeiten, in denen

die von Uhland und seinen Anhängern auf die Vertheidigung des altwürtembergischen „guten alten Rechts“ gerichtete oppositionelle Stellung uns jetzt als ein beschränkter Standpunkt erscheinen muß, drängten Uhland nach und nach in die neue Bahn. Seine Muse sammelt noch ihre letzte volle Kraft in den „vaterländischen Gedichten“ und den dramatischen der deutschen Geschichte entnommenen Dichtungen „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“, um mit der Erwählung des Dichters zur Ständeversammlung von 1819 die schönste Zeit der Production zu schließen. Seitdem ging ihm dieser Beruf über alles Andere. Von seiner Gewissenhaftigkeit als Volksvertreter führt unser Biograph als Beispiel an, daß Uhland, als er im folgenden Jahre seine eheliche Verbindung feierte, die zur Trauung angesetzte Stunde versäumte, um bei einer wichtigen Abstimmung im Ständehause nicht zu fehlen.

Die letzten vierzig Jahre seines Lebens bringen nur einzelne, wenn auch schöne Gedichte von ihm. Er dichtete nur, wenn ihn die Stimmung dazu trieb, und diese fand sich nur höchst selten noch ein. Auf Gelegenheitsdichtung (im gewöhnlichen Wortsinne) ließ er sich ungern ein. Der poetische Trieb wurde durch die politischen Interessen völlig verschlungen, und nur die stille Zeit kurz vor 1830 und die zunächst folgenden Jahre, wo er durch seine Anstellung als Lehrer der Literaturgeschichte der Poesie wieder näher gebracht wurde, schenkten uns die letzte Nachblüthe. Wir stimmen gern bei, wenn unser Biograph der Romanze „Bertran de Born“ den Preis ertheilt; sie steht gleichwie „das Glück von Edenhall“ weit über den durch gefällige Breite populärer gewordenen „Taillefer“ und „Eberhard der Rauschebart.“ Von allen seinen späteren Dichtungen läßt sich indeß behaupten, daß sie mehr schön gedacht, als von dichterischer Phantasie empfangen und geformt sind.

Schließlich mögen aus Notter's Schilderung noch einige Stellen hervorgehoben werden, in denen Uhland's Persönlichkeit und Charaktereigenthümlichkeit mit treffenden Zügen gezeichnet ist.

„Der Manifestation der Naturanlage nach war Uhland ein Dichtertalent in eminentem, wenn auch auf ein enges Feld zu beschränkendem Sinn, aber keine Dichternatur, vielmehr beinahe das Gegentheil der letzten; nicht blöde, aber wortkarg, graniten, selbst im vertrautesten Kreis nicht selten mit dem Ausdruck ringend, machte er Unbekannten wohl nie den Eindruck eines von der Muse Geweihten. War schon in seiner Seele nichts frei Aufquillendes, wie man sich eine poetische Persönlichkeit unwillkürlich vorzustellen geneigt ist; gingen bei ihm neben der wärmsten Empfindung, wenigstens scheinbar, eine oft fast unbegreifliche Kühle und Zurückhaltung her, so daß er in Bezug auf dichterische wie auf vaterländische Angelegenheiten mitunter mehr wie der alleinige Priester eines Mysteriendienstes in seinem Innern, der da plötzlich durch ein ungeahnetes bedeutendes Wort überrascht, als wie der von dem Gott zur Rede hingerissene Sprecher an die Menge erschien, so stand sein Aeußeres zu der Begabung seines Innern in noch stärkerem Gegensatz. . . . Es muß dabei bemerkt werden, daß Uhland's Kleidung, obwohl immer höchst sauber und sorgfältig und keine Spur von poetischer Unordnung oder Schlotterigkeit an sich tragend, doch stets ungemein einfach war; Sommers wie Winters der schlichte dunkle Tuchrock, auf dem Kopf bei den so häufig eingeschlagenen Fußwanderungen gewöhnlich die eben so schlichte Mütze, auf dem Rücken, wenn der Weg von größerer Ausdehnung, nicht selten der Tornister. . . . . Zu jenem Widerspruch in der Plastik der Natur kam als weiterer Grund, welche Fremde über ihn irre führte, daß des stillen Mannes Anspruchlosigkeit und zarte Bescheidenheit fast ins Unglaubliche gingen. Jede geräuschvolle Huldigung war ihm im höchsten Grade zuwider. Natürlich konnte er öffentlich dargebrachten Ovationen nicht immer entgehen, und gab sich dann mehr wie das Opfer, als wie der zu Feiernde zu denselben her. Bekannt ist, daß er einmal einen ihm zum Abschied überreichten Lorbeerkranz zwar mitnahm, unterwegs aber an einem Baum, an welchem der Wagen vorüberkam, aufhängte. . . . Uebrigens darf man daraus nicht den Schluß ziehen, Uhland sei nicht im Stande gewesen, sich selbst bei passender Gelegenheit energisch geltend zu machen; wie so manche andere edle Natur hatte er dies vollkommen in seiner Gewalt, sobald er von einer Idee getragen wurde.“ Auf das, was Notter dann weiter über Uhland's Geschäftsthätigkeit und wissenschaftliche Arbeiten mittheilt, können wir hier nicht näher eingehen, so wenig wie auf die Darstellung seiner politischen Wirksamkeit. Dem Leser möge die Notter'sche Biographie hiermit empfohlen sein; er findet das Material zu dem Lebensbilde des Dichters vollständig beisammen, wenn wir gleich das fast dreißig Bogen starke Buch mit dem Bekenntniß aus der Hand legen: etwas weniger wäre mehr!

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Johann Gottlieb Fichte im Verhältnisse zu Kirche und Staat. Von R. Lassen. — Ludwig Uhland. Von R. Foß. — C. Valerius Catullus. Eine literarhistorische Skizze. Von O. Ribbeck. — Das Schöne ist schwer. Von P. W. Forchhammer. — Odyssee-Landschaften. Von F. Preller. — Die Schöpfung des Menschen. Von K. Snell. — Internationale Titulaturen. Von O. von Reinsberg-Düringsfeld. — Die Patricier der Stadt Lüneburg. Von W. F. Volger. — Ueber den Krummstab. Eine archäologische Skizze. Von K. Lind. — Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. Von M. Schmidt. — Der Braunschweigische Hof und der Abt Jerusalem. Kulturhistorischer Roman. 3 Bde. Von H. von Maltiz. — Eberhard im Bart. Historisches Schauspiel in 5 Akten. Von H. Rustige.

* Literarische Notizen. Das kürzlich erwähnte vierte Heft von der neuen Folge der „kritischen Gänge“ von F. Th. Vischer in Zürich ist von mäßigem Umfang und enthält drei Gänge. Der erste derselben, betitelt „ein Schützengang“, schildert den Besuch des berühmten Aesthetikers auf dem großen deutschen Schützenfeste zu Frankfurt im vorigen Jahre. Der Platz des Bundesschießens veranlaßt Vischer, einen finsteren Schatten in das heitere Festbild hereinragen zu lassen, indem er der in jener Gegend erfolgten Ermordung Lichnowski's und Auerswald's am 18. September 1848 gedenkt. Die unglückliche Rede von Metz über die Schmerzenskinder, die so unsäglich viel Polemik hervorgerufen hat, nennt V. „den einzigen eigentlichen und ordentlichen Bock, der von einem Mitgliede des Nationalvereins geschossen worden.“ Der zweite Gang ist ein Kampf für eine eigne Sache, nämlich für die Faustparodie, welche vor fast zwei Jahren erschien, bald Vischer, bald Rapp zugeschrieben wurde, und zu der sich nun der Aesthetiker von Zürich als Verfasser bekennt. Vischer vertheidigt seinen dritten Theil des Faust gegen Julian Schmidt, Düntzer, Prutz. Er schließt seine diesmalige kritische Gabe mit einer Erörterung über Ludwig Uhland. Abgesehen von der Schönheit und Pracht der Vischerschen Darstellung ist diese Erörterung besonders dankenswerth, da der Verfasser in Tübingen viele Jahre in der Nähe und Bekanntschaft Uhlands zugebracht hat. — Von den Schriften, welche die gelehrten Kräfte der berühmten Francke'schen Stiftungen in Halle bei Gelegenheit der Jubelfeier Francke's im März herausgegeben haben, sind mehrere besprochen worden; einiger anderen ist noch zu gedenken. Eckstein, der treffliche Philologe, dessen Verlust in Halle, welches er demnächst mit Leipzig vertauscht, schwer empfunden wird, hebt in einem lateinischen Programm die Verdienste hervor, welche sich die Schulmänner der Stiftungen durch Herausgabe von Schulbüchern erworben haben: Francke selbst, Joachim Lange, Hecker, Niemeyer, Echtermeyer, Seyffert, Peter, Daniel u. And. Kramer läßt vier Briefe Francke's zum ersten Male drucken; bemerkenswerth ist besonders der erste, an Sagittarius in Jena gerichtet, mit interessanten Angaben über das frühere Leben des Stifters. O. Bertram giebt eine Geschichte der berühmten Canstein'schen Bibelanstalt, aus welcher seit 150 Jahren mehr als 5 Millionen Exemplare der heiligen Schrift hervorgegangen sind. — Elise

Polko wird, wie sie früher über ihren Bruder, den in Afrika umgekommenen Eduard Vogel, eine Schrift verfaßte, so jetzt ein Buch über ihren Vater, den in Leipzig kürzlich verstorbenen Schuldirector Vogel, herausgeben. — Frau Charlotte Birchpfeiffer hat an ihrem Jubeltage, dem 13. Juni, Auszeichnungen, Geschenke und Zuschriften in Masse erhalten; im Schauspielhause in Berlin gab man an diesem Tage die „Grille."

* Gedichte von K. R. Hagenbach. Zweite Auflage. Basel. Schweighauser. 1863. — Die Verse, die jetzt so reichlich zur Welt kommen, lassen sich auf gar verschiedene Weise eintheilen, und da es, um nur einigermaßen eine Uebersicht zu gewinnen, nothwendig ist eine solche Eintheilung zu machen, wird's wohl in der Ordnung sein, wenn wir uns auch nach einer umschauen. Dem Einen beliebt es, Gedichte so zu classifiziren, dem Andern anders, da wir es aber wenig lieben, uns von Andern gängeln zu lassen, so gehen wir auch hierin unsern eignen Weg und theilen die das Licht der Welt erblickenden Verse (über die ungeboren bleibenden mag der Himmel zu Gericht sitzen) erstens in solche, die durch sich selbst, zweitens solche, die durch ihren Urheber, drittens solche, die durch Beides beachtenswerth sind. Diese Eintheilung ist allerdings höchst ungenügend, wir erkennen das an, denn sie umfaßt nur den allerkleinsten Theil der modernsten poetischen Produkte und nimmt keine Rücksicht auf die ungeheure Mehrzahl, die keiner Beachtung werth ist, die wir aber gerade um deßwegen unberücksichtigt lassen konnten. Die vorstehend angezeigten Gedichte gehören nun nach unsrer Ansicht vorwiegend zu unsrer zweiten Abtheilung, denn in dem Urheber dieser Poesien haben wir eine Persönlichkeit, die auf einem nicht eben nahe angrenzenden Felde vielfach thätig gewesen ist und sich einen hervorragenden Namen erworben hat, den Theologen und Kirchenhistoriker Hagenbach. Die beiden vorliegenden „Bändchen" von zusammen 737 Seiten gr. Octav umfassen einen Zeitraum poetischen Schaffens von über vierzig Jahren, und wir gestehen gern, daß die Lektüre uns im Ganzen sehr interessant gewesen ist. Das religiöse Element herrscht vor, wie sich das erwarten ließ, allein es herrscht in einer Weise, die wohlthuend, erwärmend ist. Ein milder Hauch durchweht das Ganze. Hervorragend, zündend haben wir auch diese kirchlichen Lieder nicht gefunden, aber unendlich besser, als die meisten derartigen Poesien, die die Gegenwart darbietet. Hier ist kein Kokettiren mit dem Blute Christi, kein Himmeln, kein muckerhaftes Augenverdrehen und Winseln; es spricht hier ein schlichtes, ächtchristliches Herz, wie ein Seelenhirt es haben soll. In mancher Beziehung interessant ist auch der große Romanzen-Cyklus „Luther und seine Zeit" im ersten Bande; doch können wir weitaus nicht Alles hier loben, die „Sagen und Erzählungen", die „Natur- und Wanderbilder" haben uns auch nicht zu packen vermögen, überhaupt geht dem Verfasser der dichterische Schwung ab. Da aber überall tüchtige Gesinnung, christliches Gemüth, feine ästhetische Bildung und bedeutende Formgewandtheit an den Tag treten, so fühlt man sich doch unwillkürlich angezogen und wir wollen das Werk Erbauung Suchenden angelegentlich empfehlen. **W.**

* Musikalische Notizen. Daß am 14. Juni in Mannheim die Oper „Loreley" von Emanuel Geibel und Max Bruch zur ersten Aufführung angesetzt war, ist mitgetheilt worden. Mendelssohn hatte von der Dichtung Geibels bekanntlich nur das erste Finale ausgeführt, Bruch hat jetzt das Ganze unternommen und vollendet. Der erste Erfolg der so entstandenen Oper, welche mit trefflicher Ausstattung und unter der Leitung von Vincenz Lachner in Scene ging, ist nach einem Berichte der „Kölnischen Zeitung" ein glänzender und durchaus verdienter gewesen. Es heißt in jener Zeitung: Das Mannheimer Theater hat seinen alten Ruf, die Blüthen deutscher dramatischer Kunst mit Wohlwollen aufzunehmen und ihrer Entfaltung seine Kräfte mit Liebe zu widmen, einmal wieder recht schön bewährt: möchte der Geist, welcher die Vorsteher dieser Kunstanstalt belebt, doch auch bei den Leitern der großen Bühnen unserer Residenzstädte einkehren, damit die deutschen Werke namentlich der musikalisch-dramatischen Kunst nicht, wie so häufig geschieht, den Erzeugnissen des Auslandes nachgestellt würden! In der „Loreley" von Geibel und Bruch haben wir einen Stoff aus der deutschen Sagenwelt, deutsche Poesie und deutsche Musik, und der mit jedem Acte steigende, zuletzt in wahren Jubel ausbrechende Beifall des Publikums, welches die kunstsinnigen Mannheimer und die von nah und fern, wie das „Rheingeschlecht der Geister vom Drachenfels und vom Bodensee", herbeigekommenen Kunstfreunde bildeten — auch der Niederrhein war besonders durch Crefeld und Köln vertreten —, der Beifall dieses Publikums, für welchen namentlich beim letzten Akte der Ausdruck „Begeisterung" keine bloße Redensart ist, hat auf glänzende Weise gezeigt, wie empfänglich auch die Menge für das wirklich Musikalisch-Schöne ist, sobald es ihm nur geboten wird. Herr Bruch wurde nach dem Finale des ersten Aktes, das er mit Recht, trotz Mendelssohn's Vorgang, selbständig componirt und somit dem Ganzen die gleichmäßige individuelle Farbe des Stils erhalten hat, gerufen, eben so nach dem großartigen Finale des zweiten Aktes, einem prachtvollen Musikstücke, dessen Inhalt das geistliche Gericht über die Zauberin Leonore und ihre Freisprechung ist, die sie dem Eindrucke ihrer bezaubernden Stimme und der rührenden Unschuld verdankt. Nach dem Schlusse des dritten Aktes ruhte der stürmische Beifall nicht eher, bis der Componist und die sämmtlichen Träger der Hauptrollen nochmals erschienen. Das Finale dieses letzten Aktes beginnt mit dem schönen Bilde der Leonore auf einer Felsklippe am Rheine, enthält dann ein großes Duett, in welchem die Leidenschaft des Pfalzgrafen Otto noch einmal ausbricht und das Herz Leonorens zum Schwanken erzittern macht, bis der düstere Ruf der dienenden Geister des „zürnenden Bräutigams": „Halt ein! verfehmte Braut!" sie an den Schwur, mit dem sie sich ihm verlobt hat, mahnt, worauf sie den Unglücklichen dem Verderben weiht, dann selbst versinkt, aber von dem emporfluthenden Strome gehoben thronend als „Königin des Rheines" im umwogten Palaste von Krystall (ein wunderschönes Werk Muhldorfer's des Jüngern) vom Chore der Geister begrüßt wird — dieses Finale, in welchem Alles zusammenwirkt, Gesang, Orchester, Decorationspracht, krönt das ganze Werk, welches dadurch den großen Vortheil für den Erfolg hat, daß seine Handlung sich besonders vom zweiten Akte an fortwährend steigert und mit einem durch den Verein aller theatralischen Mittel erzeugten, aber dabei wahrhaft poetischen und durch die Musik verklärten Effekte schließt. — Ein Quartett für Pianoforte und Streichinstrumente von Johannes Brahms ist als Op. 26 im Druck erschienen. Ebenso ein Trio für Clavier, Violine und Bratsche von Ernst Naumann und Variationen für Pianoforte von Ferdinand Hiller. — Frau Clara Schumann hat sich nunmehr in ihrem neuen Besitzthum in Baden-Baden niedergelassen und wird dort den Sommer regelmäßig verleben; sie gedenkt während dieser Zeit auch Schüler zu bilden. — Am 3. Juni sind Joachim und Fräulein Weis in Hannover getraut worden; am 31. Mai hatte Fräulein Weis als Fidelio von der Bühne Abschied genommen. — Das Beethoven-Denkmal zu Heiligenstadt bei Wien, an dem schattenreiche anmuthigen Wege, welcher der liebste Spaziergang des großen Meisters war, ist am 15. Juni mit einer Festrede und Cantate feierlich eingeweiht worden. Abends folgten Concert und Festtafel in Wien.

* Bremen, 18. Juni. Im Künstlerverein ging gestern der Cyclus der geschichtlichen Musikabende, welcher seit längerer Zeit bei den Mitgliedern der Gesellschaft lebhafter Theilnahme sich zu erfreuen hatte, zu Ende. An fünfzehn Abenden wurde die Entwicklung der Musik vom Anfange des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Tage dargestellt, und zwar so, daß die Werke der betreffenden Tondichter den größeren, die Schilderung der Zeit und der Männer den kleineren Raum zugewiesen erhielt. Es wurde thunlichst an die Spitze jedes Abends eine hervorragende künstlerische Persönlichkeit gestellt, jedoch stets der geistige Zusammenhang und die allmälige Entwickelung einer ganzen Periode scharf betont. Die Betrachtung begann mit Bach und Händel und beschäftigte sich also zunächst mit der Ausbildung der geistlichen Musik, schritt dann weiter vor zu den Anfängen selbständiger Instrumentalmusik, indem sie bei Scarlatti, Clementi, Haydn verweilte und so zu den Kunstformen gelangte, in denen sich die Periode der Classizität bewegte. Die Oper und ihre Reform durch Gluck und Mozart, die Ausbildung der Sonate, des Quartetts und der Symphonie veranlaßten hier ein besonders langes Verweilen, jedoch war der größere Theil der Abende der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts gewidmet. Nachdem die Instrumentalmusik mit Beethoven näher betrachtet worden war, trat nun die romantische Oper bei Weber, Spohr und Marschner in den Vordergrund; dann das Lied bei Schubert und Schumann, während Mendelssohn an den Schluß gebracht wurde als Reformator und Restaurator der klassischen Formen. Ihm gehörte der fünfzehnte und letzte Abend, für welchen nach dem für den ganzen Cyclus geltenden Grundsatz solche Compositionen ausgesucht waren, die für den Tondichter charakteristisch, zugleich aber nicht allzu sehr bekannt sind. Das Programm bildeten Lieder, Arien aus dem „Paulus", das Clavierquartett in H moll (Op. 3) und das Streichquintett in B dur (Op. 87). Für den nächsten Winter ist eine Reihe von Abenden in Aussicht genommen, an welchen Componisten der Gegenwart den Mittelpunkt bilden sollen. Für diesen Cyclus sind bestimmt: Franz Lachner, Ferdinand Hiller, Niels Gade, Julius Rietz, Wilhelm Taubert, Karl Reinthaler, Robert Franz, Karl Reinecke, Anton Rubinstein, Albert Dietrich, Franz Liszt, Richard Wagner.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 26. Bremen, 28. Juni. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Handschriftlicher Nachlaß des Freiherrn von Pillersdorf.

Von Wilh. Kiesselbach.

Schon seit mehreren Generationen hat der Adel in England, so weit er am Staatsleben aktiv betheiligt ist, es für seine patriotische Pflicht gehalten, in Staatsschriften und Denkwürdigkeiten der Mit- und Nachwelt gleichsam Rechenschaft abzulegen über die von seinen Angehörigen durchgeführte Behandlung der in der Zeitgeschichte auftauchenden Staatsfragen. Die einzelnen hervorragenden Männer ziehen damit gewissermaßen das staatswissenschaftliche Resultat ihres Lebens und Wirkens, theils um vielleicht sich selbst zu rechtfertigen, theils aber auch in der Absicht, die kommenden Geschlechter im geistigen Zusammenhange mit der Vergangenheit zu halten; politische Gedanken, die sich allmählig verwirklichen sollen, müssen meistens in dem Entwicklungsproceß eines Landes von langer Zeit her eingefädelt worden sein, und für sie wird deßhalb die Bildung von staatsmännischen Schulen innerhalb einer Nation unbedingt nothwendig. Wer in der Politik von der Hand in den Mund leben will, ohne Rückblick auf die früher vorhandenen Verhältnisse, ohne Hinblick auf die möglichen künftigen Zustände, der kann vielleicht eine vorübergehende Revolution zu Stande bringen, aber nie die organische Durcharbeitung seines Staates wirklich fördern. So bietet denn die staaatswissenschaftliche Literatur Englands eine Reihe der glänzendsten staatsmännischen Namen dar, die oft als Schriftsteller eine nicht minder hohe Bedeutung erlangen, als sie sich im Dienste des Staates erworben haben.

Wie stolz wir aber auch in Deutschland im Allgemeinen auf die wissenschaftliche Thätigkeit unserer Nation sein dürfen, wir haben doch bei uns einer staatsmännischen Literatur, wie Großbrittanien sie kennt, nur sehr wenige ebenbürtige Werke an die Seite zu setzen. Sieht man nämlich von den militärischen Erinnerungen ab, welche verschiedene berühmte Führer aus den Freiheitskriegen schriftlich hinterlassen, dann finden sich noch kaum anderweitig einzelne größere Schriften, in denen hie und da ein deutscher Staatsmann die Geschichte seiner Zeit tiefer berührt. Unsere Historiker sind Fachgelehrte, die in ihrer bibliothekarischen Umgebung gewöhnlich seitab von den unmittelbaren Vorgängen des Tages leben; unsere Staatsrechtslehrer kommen selten genug vom Katheder auf die Tribüne, und sehen selbst dann meistens nur kleinere territoriale Angelegenheiten vor sich; während dagegen auch die höheren Staatsbeamten ihrerseits im technischen Dienst auf die Dauer die geistige Frische verlieren, welche ein großartigeres staatsmännischen Denken und Handeln bedingt. Dergestalt fehlt es denn in Deutschland unverkennbar an einer Menschenschicht, aus der die staatsmännischen Köpfe für die politische und wissenschaftliche Wirksamkeit hervorgehen könnten; und die Schuld dieser Thatsache trägt hauptsächlich der deutsche Adel, dessen durchschnittliche Bildung sich leider keineswegs schon auf der Höhe der Zeit bewegt. Wie er selber, noch immer befangen in seinen feudalen Ideen, dem modernen Staatsleben in der Regel feindlich gegenüber steht, so begreift er auch die politische Rolle meistens nicht, die er durchführen muß, sobald er überhaupt nicht ganz zu Grunde gehen will; das Gesammtvaterland aber entbehrt somit der Männer, die in wirthschaftlicher Unabhängigkeit dastehend, durch die Generationen hin mit dem Staatsleben verwachsen, in freier männlicher Thätigkeit die Führer der nationalstaatlichen Entwicklung abgeben könnten.

Vielleicht hat noch von allen deutschen Ländern der Adel in Oestreich es am besten verstanden, nach englischem Vorbilde sich als einen selbständigen Theil des Staatorganismus zu erhalten. Denn er steht nicht nur, im Vergleich z. B. zu dem preußischen Beamtenadel in größerer wirthschaftlicher Unabhängigkeit da, er hat nicht bloß in Folge seines Grundbesitzes eigene sociale Interessen im Staate der Bureaukratie gegenüber zu wahren, sondern bei seinen Angehörigen ist auch die politische Individualität viel bestimmter durchgeprägt, als es in Preußen der Fall zu sein scheint, wo der Staatsdienst in den Händen eines güterlosen Junkerthums sich stellenweise in gar Nichts von einer ganz gewöhnlichen Bureaukratie unterscheidet, so daß von einer Staatskunst bei ihm nicht die Rede ist.

Daher sind es denn unter den deutschen Staatsmännern zunächst die östreichischen Adeligen, die in unserer Zeit nach den Erfahrungen des eigenen Lebens in größeren Schriftwerken ihre staatswissenschaftlichen Beiträge zur Historiographie der Gegenwart liefern. Weil sie eben als sociale Persönlichkeiten und nicht als bloße Bureauchefs im Staatsleben wirken, wird das Staatsleben ihnen zu einem Theil ihrer Selbst, in dem sie im geistigen Zusammenhange mit dem ganzen Staatsgetriebe bleiben, auch wenn ihre unmittelbare politische Wirksamkeit in demselben längst aufgehört hat. Der Staatsdiener unterscheidet sehr genau zwischen dem Staatsdienst und sich; schließt er sein Büreau Abends

ab, so ist der Staat für den Rest des Tages bei ihm vergessen; der ächte Staatsmann dagegen webt Tag und Nacht in seinem Staate geistig weiter, und falls er endlich geht zu sterben, dann hat er wohl noch ein Gedankentestament für die Nachwelt bestimmt; er möchte noch über den Tod hinaus auf den Fortschritt der staatlichen Durchbildung ferner einwirken.

Solch ein handschriftlicher Nachlaß ist denn auch jüngst von dem im Februar vorigen Jahres verstorbenen Freiherrn von Pillersdorf auf Veranlassung der Hinterbliebenen (Wien, Braumüller) erschienen, der, unmittelbar aus dem letzten Jahrzehnt der östreichischen Staatsgeschichte herausgeschrieben, in sehr interessanter Weise es darthut, wie die einzelnen Vorgänge derselben sich in einem Kopfe von wirklich staatsmännischer Bildung und Unabhängigkeit abgespiegelt haben, und welche Pläne und Gedanken dadurch für eine organisatorische Thätigkeit in ihm angeregt worden sind. Einigermaßen freilich verfolgt das Buch Pillersdorf's auch den Zweck, die politische Wirksamkeit des Verfassers als Minister des Innern während des Sommers 1848 hinterdrein zu rechtfertigen. Bekanntlich hat man ihn nach der Wiedereinnahme Wiens durch die Armee im Herbste 1848 eine Zeit lang nahezu als einen Staatsverbrecher behandelt; er wurde seiner Würden und Orden entkleidet, von allen officiellen Kreisen sorgfältig gemieden, bis ihm endlich kurz vor seinem Tode der inzwischen liberaler gewordene Geist der östreichischen Politik in der Rückgabe seiner staatlichen Ehren die kaiserliche Anerkennung bewirkte; wie ja damals auch das Andenken Bruck's von dem Flecken gereinigt wurde, welchen politischer und ultramontaner Parteihaß auf den im Staatskonflicte zusammengebrochenen geistvollen Mann geworfen hatte.

Gewiß, Franz von Pillersdorf ist in jeder Einsicht ein persönlich ehrenwerther, ehrlich für das Wohl seines Staats sorgender Staatsmann gewesen; seine sittliche Rechtfertigung, die er in seiner Selbstbiographie am Anfange des Buches giebt, wird schwerlich von irgend einer Seite einen persönlichen Widerspruch erfahren. In seiner Jugend noch berührt von den Stadion'schen Reformideen, welche für Oestreich eine ähnliche Bedeutung haben, wie die bekannten Organisationen Stein's für Preußen, hat er im langen Laufe seiner Staatscarriere stets im Sinne dieser social-politischen Gedanken zu wirken gesucht; allein, daß er nun auch glaubte, noch am Abend seines Lebens nach dem Zusammenbruch der Metternich'schen Wirthschaft unmittelbar den östreichischen Gesammtstaat seinerseits neu aufbauen zu sollen, das ist ein Mißgriff, den er nicht entschuldigen kann, und dessen Folgen er in seinem individuellen Leben tragen mußte. Denn kein Staatsmann ersten Ranges darf sich darüber täuschen, daß inmitten einer revolutionären Bewegung keine lang versäumte Umbildung des Staatsgefüges vollzogen zu werden vermag. Unter dem dann, so zu sagen, physikalischen Auseinanderprallen der verschiedenen politischen Kräfte ist ein Organisiren auch bei der größten geistigen Macht des Einzelnen nicht möglich. Führt jedoch jedesmal nach einer derartigen revolutionären Bewegung die politische Unfähigkeit der für den Augenblick herrschenden Menge bald zu einer Reaktion hin, in der die verdrängten alten Staatsmomente sich wieder geltend machen, so werden diese sich naturgemäß mit besonderer Erbitterung gerade gegen diejenigen Personen wenden, die inzwischen, wenn auch vergebens, versucht haben, bessere Zustände im Staate einzuleiten; die zeitweiligen Reformatoren haben es Niemanden recht gemacht, sie werden deßhalb von Allen hinterdrein rücksichtslos verurtheilt.

Wirklich staatsmännische Köpfe mit klaren Plänen für die künftigen Neuorganisationen sitzen deßwegen bei Revolutionen wohl weislich ganz ruhig daheim, um erst die wilden Gewässer ablaufen zu lassen, bis sie ihre politische Thätigkeit beginnen. Ein Staat wie Oestreich, der noch am 24. Februar 1848 im politischen Schlafrock Metternichs dahin siechte, ohne sich seiner eigenen Lage und seines Wesens bewußt zu sein, konnte unmöglich binnen drei Monaten zu einer kräftigen Körperlichkeit genesen. Da waren zuvor eine Menge politischer Uebergänge durchzumachen; wer sich jedoch dann zu einem Uebergangsmanne hergiebt, muß auf eine durchgreifende staatsmännische Wirksamkeit verzichten — er wird in kurzer Frist abgenutzt und bei Seite geworfen.

Auch fehlte es bei aller Detailkenntniß in den Verwaltungsfächern dem Freiherrn von Pillersdorf doch wohl in der entscheidenden Zeit auch an dem feineren Verständniß der östreichischen Staatsnatur, wie sie sich historisch im europäischen Völkerdasein entwickelt hatte, und also auch ihre eigenartigen politischen Organisationen verlangte. Wenigstens faßt er nirgends in der vorangeschickten Selbstbiographie, die zugleich einen raschen Ueberblick über die Staatsgeschichte Oestreichs in unserem Jahrhunderte darbietet, die eigentlichen Grundfragen des östreichischen Staatsbau's in ihrem allmähligen Auftreten mit fester Hand an; er steht selbst staatswissenschaftlich nur in aber nicht über seinem politischen Stoff; staatsmännisch vermochte er ihn daher als Minister vollends nicht zu beherrschen.

Wenn die westliche Hälfte Europa's bestimmt durchgeprägte Raumgebiete aufwirft, die in ihrer Größe, ihren Flüssen und Küsten naturgemäße Territorien für nationale Staatsorganismen abgeben, so ist die östliche Hälfte unseres Erdtheils ganz anders gestaltet. Hier zeigen sich im tieferen Binnenlande verschiedene kleinere Landbereiche, die an sich wirthschaftlich unselbständig, namentlich ohne Zusammenhang mit der See, nur in einer föderativ-politischen Gemeinschaft die Entwicklung des modernen Staatslebens bei sich einleiten können. Erhält aber schon dadurch das Staatsleben im Osten von Europa seine besonderen Bedingungen, so kommt dazu noch die historische Thatsache, daß bei der Nähe Asiens sich hier in den Zeiten der Einwanderung eine Verschiedenartigkeit der Völkerstämme festgesetzt hat, welche vollends der Durchbildung einer gemeinsamen Nationalität wohl unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellt. Wenn daher auch die habsburgische Krone die erwähnte geographische Unselbständigkeit der Ländergebiete im Donauthale zu der allmähligen Zusammenfassung ihrer Monarchie benutzen konnte — das bekannte: „tu felix Austria nube" hat seine territorialen Motive — so war es ihr doch unmöglich, ihren Staatsstoff zu einer einheitlichen Körperlichkeit zusammenzuschmelzen. Das ganze Bereich blieb um so eher eine bloße Konföderation unter einer Krone, als seine Ackerbaugegenden wirthschaftlich in keine Berührung unter einander geriethen und ihnen somit jedes gemeinsame Interesse für eine innigere staatliche Gliederung fehlte. Indessen stand die habsburgische Dynastie inmitten des sich entwickelnden Völkerlebens von Europa da; sie mußte also, genöthigt durch die internationalen Verhältnisse, auch allmählig an ihre Länder die Anforderung einer größeren Kräfteconcentration stellen. Während jedoch in Frankreich und England die Durchbildung des nationalen Staates an der Hand des beweglichen Eigenthums und der Büreaukratie vor sich ging, verharrte Oestreich in seinem alten föderativen und feudalen Zustande weiter, es besaß keine Mittel, den nothwendigen Umwandlungsproceß für sein loses politisches Gefüge einzuleiten. Erst Maria Theresia versuchte es ernstlicher, die Bahn der absolutistischen Staatskonstruktion zu betreten, und nach ihr glaubte gar Joseph, der zweite, das buntgestaltete Land, dessen Theile er ja noch dazu unter verschiedenen Rechtstiteln besaß, mit den graden Linien eines erleuchteten Despotismus nach kurzer Frist in das moderne Staatsleben über-

führen zu können. Jedesmal stellte es sich jedoch bei diesem Bestreben heraus, daß ein bloß über die Gebiete ausgespannter Administrativmechanismus das fehlende Interessengeflecht in einer großen verschiedenartigen Bevölkerung politisch nicht ersetzen kann.

Freilich mußten wohl die tief eingreifenden Kriege Oestreichs gegen Frankreich am Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhundertes auf einen strafferen militärischen Zusammenschluß der östreichischen Kronländern hinwirken, der dann auch in seinen Folgen der Gesammtadministration eine größere Einigung gab. Allein wenn Oestreich bei seiner binnenländischen Lage vorher nicht weiter in das neue Wirthschaftsleben Europa's hineingezogen war, so verstand auch nach der Wiederkehr des Friedens die östreichische Politik es nicht, mittelst einer großen ökonomischen Entwicklung der Provinzen dieselben inniger aneinanderzuknüpfen, und ihnen einen durchgehenden gleichartigen Bürgerstand zu verleihen. Der Grund davon lag theilweise in der Individualität des Kaisers selbst. „Franz sah sich, wie Pillersdorf sagt, als den einzigen und ausschließlichen Mittelpunkt der Regierung an. Keine Institution und keine hervorragende Persönlichkeit sollte der Ausführung seines freien Willens Hindernisse bereiten können. Dieser Wille strebte immer nach der Befestigung der Monarchie und des Glanzes seines Hauses, allein die Mittel dazu erkannte er nur in der ungehemmten Entfaltung der Regierungsgewalt; in jeder Beschränkung derselben erblickte er Gefahren nicht bloß für die Dynastie, sondern auch für das ganze Staatsgebäude.“ Da war denn allerdings kein Boden für die fröhliche Entwicklung eines östreichischen Bürgerthums gegeben, dessen der Staat doch zu seiner Einigung so sehr bedurfte; troß des reichen Natursegens blieb Oestreich im Vergleich zu den übrigen Ländern arm; sein künstlicher Staatsbau mit der Schaar der Beamten kostete weit mehr, als das producirende Land, dem der auswärtige Absaß für seine Rohprodukte fehlte, an Steuern aufbringen konnte.

Pillersdorf irrt dagegen aber, wenn er meint, daß nach dem großen Staatsbankrott Oestreichs vom Jahre 1816 das östreichische Finanzsystem mittelst Nachhülfe der Bank wieder auf eine gesunde Basis gebracht worden sei. Wir sehen vielmehr in der östreichischen Finanzgeschichte, wie die Monarchie seitdem bis 1848 hin fast jedes Jahr ein Anlehn von durchschnittlich 25 Millionen fl abschließt, um damit nach dem Auslande hin den Gläubigern die Coupons zu bezahlen. Das Reich selber lieferte damals und liefert auch noch heute keinen Ueberschuß in dem Absaße seiner Produkte; seine Waarenausfuhr gleicht etwa die fremde Waareneinfuhr aus; also hat es, da es keinen Ueberfluß an edlen Metallen producirt, seinen auswärtigen Gläubigern die Zinsen nur in neuen Obligationen auszugleichen. Wuchs dadurch aber einerseits die östreichische Staatsschuld unaufhörlich an, vertheuerte ferner die eintretende ausgedehnte Papiercirculation den naturgemäßen Preis der östreichischen Produkte, so daß das Ausland die Märkte des Landes weniger in Anspruch nahm und die Ausfuhr desselben kleiner blieb als sie bei einer gesunden Baarcirculation, die das Gold und Silber in Oestreich auf seinem richtigen Werthe zu den realen Gütern erhielt, hätte sein können, so kam außerdem in der ganzen Monarchie keine sociale oder politische Frage zur Lösung. Beherrscht von einer unfähigen Bureaukratie und von einer gierigen féodalité financière, wie sie sich überall in finanziell zerrütteten Ländern einstellt, taumelte die Monarchie haltlos der Zukunft entgegen, vor deren Gefahren die Staatslenker feig ihre Augen verschlossen, weil sie selber sich unfähig fühlten, ihnen mit organisatorischer Kraft zu begegnen.

Und als nun endlich das morsche Gebäude jäh zusammenstürzte, als die Territorien offen gegen die Gesammtmonarchie und ihren administrativen Despotismus kämpften, als die einzelnen Stämme gegen einander auftraten und nirgends ein gesundes Bürgerthum die Kraft des Staates aufrecht erhielt, der obendrein sogleich in die größte finanzielle Verlegenheit gerieth, da wollte ein Mann wie Franz von Pillersdorf in milder konstitutioneller Handhabung einer Büreauverwaltung einen gewaltigen socialpolitischen Proceß im Staatsleben leicht ausgleichen, bei welchem Jahrhunderte alte Gegensätze und Probleme plötzlich scharf an's Licht traten? Wir geben dem Verfasser die ehrenwerthe Gesinnung bei seinem Eintritt in das östreichische Märzministerium, wie gesagt, unbedingt zu; jedoch halten wir unsere Ansicht fest, daß wenn er damals wirklich die Lage des Reiches staatsmännisch erkannt hätte, er gewiß nicht mit schwacher Einzelhand in einen großen politischen Naturvorgang eingreifen durfte.

Interessanter daher und lehrreicher für den Leser ist die zweite Abtheilung des Nachlasses, welche eine Reihe von schwebenden Fragen aus der östreichischen Tagesgeschichte behandelt. Der Verfasser, durch die Reaction so zu sagen in die Einsamkeit verwiesen, legt in der Stille seiner persönlichen Zurückgezogenheit nun seine Ansichten über die verschiedenen sich neu entwickelnden Richtungen des östreichischen Staatslebens schriftlich nieder, um dann diese Aufzeichnungen der Nachwelt zu überlassen. Neunundzwanzig Abhandlungen berühren dabei in ausführlicher Weise Themata wie: „die Verfassungsfrage in Oestreich, die künftige Stellung Ungarns zur Monarchie, die Stellung der Stände zur Regierung, die Bestimmung des Adels und seine Gegner, bis zum Verkauf der Staatseisenbahnen und Bergwerke und zu Vorschlägen für die Ordnung der östreichischen Finanzverhältnisse hin; und wir stoßen im Verlaufe der Auseinandersetzungen auf sehr feine staatsmännische Erörterungen über die zu ergreifenden neuen Maßnahmen und die Einrichtungen der Monarchie. Nur mußte der ruhige Beobachter der Dinge sich zugleich darüber klar werden, daß selbst im ganzen ersten Jahrzehnt nach der Beseitigung der Metternich'schen Herrschaft die ringenden Kräfte Oestreichs noch keinesweges zu einem Einverständniß kommen konnten, und daher die inzwischen auftretenden Mißgriffe der Regierungen stellenweise auch als unvermeidliche Konsequenzen der noch völlig verworrenen Lage erscheinen. Nachdem mit militärischer Macht die Unruhen in den verschiedenen Theilen des Landes unterdrückt worden waren, nahm zunächst der wieder sich festsetzende Staat folgerichtig auch einen militärischen Charakter an. Die unbedingte Gewalt eines absoluten Regiments sollte mit der Unterdrückung alles konstitutionellen Rechtes zunächst einmal den politischen Zusammenhang der Kronländer abermals befestigen. Und wenn es nun gleich in kurzer Zeit sich für Oestreich herausstellte, daß man, wie Fürst Schwarzenberg eingestand, sich wohl auf die Bajonette stützen aber nicht setzen könne, wenn außerdem die furchtbar anwachsende Finanzverlegenheit das System des Absolutismus zu wirthschaftlichen Reorganisationen zwang, so bediente sich der Staat zu solchen Zwecken doch nur seines abhänigen Beamtenthums, er griff nirgends auf die Mitbethätigung der bürgerlichen Klassen hin. Daß einzig und allein ein konstitutionelles Staatsgefüge auf föderativer Grundlage das Ziel der politischen Neubildung Oestreichs sei, begriffen die damals unbedingt gebietenden Kreise noch nicht; es überwog bei ihnen viel mehr noch so weit die alte romanische Staatskunst der spanischen Ferdinande, daß sie in der römischen Kirche und ihren Mitteln eine Hülfe zur Abweisung der Forderungen suchten, welche das moderne Staatsleben nun einmal stellt. Der Abschluß des Konkordates zeigte dann bald darauf der überraschten Welt, bis zu welchem Grade die maßgebende östreichische Politik hinter dem Verständniß der Gegenwart zurück war. Dieselbe Monarchie, die nur durch die

Arbeit des Bürgerthums wieder zur wirthschaftlichen Gesundheit gelangen konnte, und dazu vor allen Dingen „die todte Hand“ in ihrem Ackerbau möglichst beseitigen mußte, macht die römische Hierarchie in dem nämlichen Augenblicke zu einem unabhängigen Bestandtheil des Staates, in welchem er alle seine Kräfte zu koncentriren strebt. Schlimmer konnte man dem politischen und kulturlichen Geiste des neunzehnten Jahrhunderts, schlimmer den Sympathien Deutschlands und der Arbeitskraft des eigenen Bürgerthums wohl nicht in's Gesicht schlagen, als mit jener Restauration der klerikalen Herrschaft. Am schlimmsten freilich rächte sich das ganze aus militärischen, bureaucratischen und kirchlichen Momenten zusammengesetzte System Oestreichs, welches den Bürgerstand zu unterdrücken suchte, an dem Staate selbst. Der Verkauf der Staatseisenbahnen und Bergwerke, zu welchem man in der unbezwingbaren Finanznoth schritt, bleibt ein Faktum in der europäischen Wirthschaftsgeschichte, wie es sonst nur in den Zeiten des traurigsten Absolutismus in ähnlicher Art vorgekommen ist. Pillersdorf sagt darüber: „Die veräußerten Gegenstände zerfallen in drei Kategorien: 144 Meilen größtentheils im Betriebe befindlicher Eisenbahnen mit dem Betriebsmaterial, zwölf Eisen-, Kupfer- und Kohlenbergwerke mit ihren Vorräthen und Einrichtungen und 211,000 Joch Wälder und Grundstücke im Banat. Wenn man den Werth der ersteren nach dem geringsten Bedarfe der Herstellungskosten mit einer halben Million für die Meile auf 72,000,000 fl.

das Betriebsmaterial mit 200,000 fl. für die Meile . . . . „ 28,000,000 „
die zwölf Bergwerke. . . . . „ 2,450,000 „
und die 211,000 Joch Land zu 50 fl. . . . . „ 10,500,000 „

berechnet, so enthält nach diesen mäßigen Ansätzen ein Werth von 113,700,000 fl. Der Kaufschilling für diese Gegenstände wurde bedungen mit . . . . 77,000,000 fl.

allein da die Einzahlungen innerhalb drei Jahren zu leisten sind, so entfallen dafür die Zinsen für 18 Monate mit der Summe von . 5,750,000 fl.
die fünfjährige Einkommensteuer . 1,000,000 „
ferner die Befreiung von der Frohnde und den Zöllen mit. . . . . 1,000,000 „

Es sind daher von dem Kaufsbetrage abzuschlagen 7,750,000 fl. und der Staat erhält somit nur 69,250,000 fl., also 44,450,000 fl. weniger als der ausgewiesene Werth.“

So darf doch auch selbst der Absolutismus heut zu Tage nicht mehr wirthschaften. Es wurde durch diese Maßregel, wie der Verfasser weiter hervorhebt, demnach bewirkt, daß der Staat ein verhältnißmäßig geringes Kapital mit beispiellosen Opfern aufgebracht hatte, daß er sich des Vortheils begab, ein werthvolles Stammvermögen unter günstigeren Umständen gegen den doppelten Preis zu realisiren, daß dieses Stammvermögen in die Hände einer Gesellschaft gelegt wurde; deren Mittel und Interessen keine das Landeswohl fördernde Benutzung erwarten lassen; daß diese Gesellschaft dadurch ein Uebergewicht und Monopol erlangt hat, wodurch die Interessen des öffentlichen Verkehrs auf eine bedenkliche Weise bedroht und beeinträchtigt werden können; daß dadurch die Gelegenheit aufgegeben wurde, einen wohlthätigen Impuls auf die inländische Produktion und Industrie auszuüben, daß bei dem Mangel an verläßlichen Anhaltspunkten über den Werth der veräußerten Gegenstände der Spielsucht und Agiotage ein weites Feld geöffnet wurde; und daß durch die Zweifel, welche bei diesem Vorgange gegen die Intelligenz, Vorsicht und Redlichkeit der Organe der Regierung geweckt werden mußten, ein moralischer Eindruck von dauernden nachtheiligen Wirkungen erzeugt wurde.“

Belegte aber dergestalt die östreichische Bureaukratie vor aller Welt ihre Unfähigkeit, die großen wirthschaftlichen Fragen der Monarchie zur Lösung zu bringen, so erlitt das Militärsystem des Staates nicht lange darauf ebenfalls eine empfindliche Niederlage. Der Krieg in Italien zeigte unverhüllbar, wie wenig nachhaltige Kräfte überhaupt dem Staatsganzen zur Verfügung standen; und wenn der gesammte Zusammenhang des Reichsgebietes noch obendrein hauptsächlich nur in der militärischen Gliederung fußte, dann mußte wohl eine verlorene Schlacht gegen das Ausland alsbald den inneren Staatsbestand den größten Gefahren aussetzen. Es ist vielleicht als ein Glück anzusehen, daß in dem letzten Jahrzehnt der östreichischen Geschichte die Militärherrschaft und die Bureaukratie sich so unbedingt im Staatsleben geltend machten; die Nothwendigkeit eines konstitutionellen Durchbau's der Monarchie trat damit um so rascher und klarer zu Tage; und da ein solcher Durchbau nicht ohne eine freie Bethätigung des Bürgerthums vor sich gehen kann, dasselbe aber zugleich neben der politischen Freiheit die religiöse Freiheit beansprucht, so mußte man in den entscheidenden Kreisen wohl auch darauf hingeführt werden, daß sich auf die Dauer die Konsequenzen des Konkordates der Nothwendigkeit des Staatsorganismus gegenüber nicht einhalten ließen. An den Thatsachen selber machte die Monarchie in ihren verschiedenen politischen Schichten einen gründlichen Reinigungsproceß durch; ehe derselbe indessen wirklich vollzogen war, vermochten alle guten staatsmännischen Rathschläge, wie Pillersdorf sie niederschrieb, noch nicht zu nützen; auch die Staatskrankheiten haben Perioden, in denen nur die Zeit Heilung bringen kann.

Wurde aber Oestreich dergestalt durch die Umstände selber in die Bahn der konstitutionellen Staatsentwicklung gewiesen, so blieb es bei der Manchfaltigkeit der zu ordnenden Zustände für die Monarchie doch unmöglich, von vorneherein eine fertige Verfassung aufzustellen, die dann für die Gesammteinrichtung maßgebend geworden wäre. Es kam zunächst nur darauf an, mittelst einer parlamentarischen Körperschaft überhaupt die Verständigung der verschiedenen Elemente des Reiches einzuleiten, und so für die Neuorganisation feste Grundsätze zu gewinnen. Fällt jedoch damit dem Reichsrathe nicht bloß eine Vertretung der Interessen sondern auch noch auf längere Frist eine konstituirende Aufgabe bei seinen Verhandlungen zu, richtet sich in ihm in Verständigung mit der Regierung nach und nach das gesammte Staatsgefüge den gegebenen Verhältnissen gemäß ein, so wird es bei diesem historischen Vorgange für die Beobachtung zugleich sehr interessant, nachzusehen, welche Ziele im Betreff der künftigen möglichen Konstitution wohl von einzelnen hervorragenden Köpfen in's Auge gefaßt werden. Und gerade in dieser Hinsicht gewinnt die erste Abhandlung in dem Nachlasse Pillersdorf's „zur Verfassungsfrage Oestreichs“ eine besondere Bedeutung. Er sagt im Anfange des Aufsatzes: „der heutige Zustand in Oestreich ist: Zerwürfnisse zwischen den verschiedenen Volksstämmen und zwischen diesen und der Regierung, Unbehaglichkeit in den neuen Einrichtungen und Unmuth über die Unfertigkeit derselben, Unzufriedenheit über die hohen Anforderungen und über deren Unzulänglichkeit zu Befriedigung der Bedürfnisse, Beunruhigung über äußere Gefahren, über den zerrütteten Staatshaushalt, über die Unerschwinglichkeit der Staatsschuld, über den tief erschütterten öffentlichen Credit und über die vielfältig getäuschten Hoffnungen und Zusicherungen, endlich Mangel an Vertrauen auf eine unparteiische Handhabung der Gesetze und eine aufrechte Gebahrung mit dem Staatsvermögen. Bleibt aber einem solchen Zustande gegenüber ein Repräsentativsystem wünschenswerth, so entsteht doch die schwierige Frage, wie dasselbe dem aus verschiedenen Bestand-

theilen zusammengesetzten Reiche anzupassen sei, und ob nicht in der Verschiedenartigkeit dieser Elemente selbst ein unübersteigliches Hinderniß gegen eine an sich wünschenswerthe Einrichtung liege. In einem Staate, der wie Oestreich aus 14 bis 15 Provinzen und beinahe aus ebenso vielen Volksstämmen besteht, wird es leicht geschehen, daß einzelne Länder in keinen der Ministerien oder Centralbehörden einen Repräsentanten zählen und daß keiner der Minister jemals in der Lage war, Land und Leute, Zustände und Einrichtungen in allen diesen Ländern durch eigene Anschauung kennen lernen. Hilft aber diesem Uebelstande auch eine Gesammtvertretung im Allgemeinen ab, so wird dabei stets die Feststellung der Wirksamkeit der Vertretung gegenüber der Regierung und die Bezeichnung der Grenzen zwischen der allgemeinen Vertretung und zwischen den besonderen Landesvertretungen die schwierigste Bestimmung bleiben. Pillersdorf stellt nun dafür die Grundsätze auf: 1) daß die Vollziehung der Gesetze und alles, was in das Gebiet der Verwaltung gehört, ausschließlich der Regierung vorbehalten wird, 2) ihr das Recht der Initiative in allen Anträgen und der Sanctionirung der Beschlüsse unbedingt zusteht, 3) die den Gesammtstaat betreffenden Angelegenheiten der Gesetzgebung, der Regelung des Staatshaushalts, der Prüfung und Richtigstellung der Gebahrung, der Bemessung und Ausschreibung der Steuern und Abgaben, der Ueberwachung und Controlirung des Staatsschuldenwesens, der Bezeichnung des Umfanges und des Aufwandes für die Militärmacht und alle auf den Handel, den Verkehr und die Industrie Bezug nehmenden Anordnungen ausschließlich zum Bereiche der Gesammtvertretung gehören; dagegen die Landesvertretungen auf die Anträge und Beschlüsse ihrer besonderen Interessen, Bedürfnisse, Wünsche oder Beschwerden sowie in Bezug auf spezielle Vorkehrungen, Einrichtungen Landesbeiträge, welche zum Besten ihrer Länder aufgeboten werden sollen, beschränkt werden müssen.“

Der Leser sieht alsbald, wie der Verfasser, fern von aller französischen Staatskonstruktion, die östreichische Gesammtmonarchie mit einer bestimmten Selbständigkeit ihrer einzelnen Theile aufbauen will. Derselbe fordert ferner noch einmal ausdrücklich, „daß nur solche Angelegenheiten der Gesammtvertretung vorbehalten werden sollen, welche auf das Wohl und die Interessen aller Theile der Monarchie entscheidenden Einfluß ausüben, und daß Alles, was die besonderen Interessen der einzelnen Länder in Beziehung auf Sprache, Unterricht, Sicherheits- und Humanitätsanstalten, Landescultur, Communicationsmittel und Aufbringung der Landeserfordernisse berührt, besonderen Landesvertretung ausschließend zugewiesen wird.“ Das sind sehr vernünftige Ansichten von den Bedingungen des modernen Staatslebens überhaupt und namentlich für die der östreichischen Monarchie einzig möglichen Gliederung insbesondere. Nur hätte unseres Erachtens der Verfasser zwei Punkte dabei mit hervorheben sollen, nämlich daß einmal ein solches Gleichgewicht zwischen dem Territorialgebiet und dem Gesammtstaat wesentlich auch von der lokalen Selbstverwaltung bedingt ist, und zweitens das eigentliche Band der östreichischen Kronländer in ihrem wirthschaftlichen Ineinandergreifen besteht. Sagte Bruck seiner Zeit, daß er die ungarische Frage mit Eisenbahnen lösen wolle, so wird überhaupt die staatliche Regeneration von Gesammtösterreich von dem ökonomischen Aufschwunge abhängen, den seine Bevölkerung in freier bürgerlicher Arbeit zu nehmen weiß. In der Entwicklung des Bürgerstandes liegt für die östreichischen Staatsmänner die Rettung des Reiches; die unmittelbare Volkskraft in ihrem Interessenzusammenhange macht allein die verschiedenen Räumlichkeiten und Stämme zu einem Ganzen, wozu das bloße Maschennetz eines Beamtenmechanismus nicht ausreicht.

Der handschriftliche Nachlaß des Herrn von Pillersdorf wird gewiß vom Publikum auch in Deutschland mit voller Anerkennung seines verständigen Inhalts aufgenommen werden; er spricht klar und faßlich über das Leben seines Staates. Sucht man freilich in dem Buche auch nach seinen etwaigen Ansichten über die Beziehungen Oestreichs zu Deutschland, so verlautet darüber bei ihm kein Wort. Die staatsmännische Schule, der er angehörte, trug sich noch nicht mit jenen Plänen über Bundesreformen; die heutige jüngere Schule indessen wird ihre beabsichtigte Umbildung des deutschen Bundesverbandes schwerlich eher durchführen können, als bis sie die Reformen im eigenen Lande vollendet hat. Wenn die Reorganisation Oestreichs kein willkürlicher Akt, sondern ein historischer Vorgang ist, so dürfte es in ähnlicher Weise mit der nationalstaatlichen Gliederung Deutschlands gehen.

---

* Der Berliner Corso.

Von A. Lücke.

Es war im Jahre 1845, tief im Hochsommer, was man schon damals saison morte nannte, obwohl man noch keine Idee hatte von dem Grade der heutigen Sommer- und Badereisefuria; der kolossale Steinklumpen Berlin glühte von Hitze, die Atmosphäre wirbelte von Staub, selbst der waldartige Thiergarten hatte seine erfrischenden Eigenschaften bis auf eine Kleinigkeit eingebüßt, die Vegetation auf den Plätzen der Stadt und in den einzelnen mit Bäumen besetzten Straßen zeigte in der Färbung eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Gelb und Brandbraun italienischer Campagnen im Monat August. Die mit Gießkannen gegen die allgemeine Dürre ankämpfenden Hausknechte, (eine Wasserleitung existirte zu jener Zeit noch nicht), hätte man in Rücksicht auf die Erfolglosigkeit ihrer Strapazen für moderne Danaiden halten können, wenn ihr Geschlecht und die ihrem Stande angestammte gänzlich ungriechische und unideale Körperbildung sich diesem Vergleiche nicht entgegengestellt hätte. Die Weltgeschichte hielt Sommerferien, nothgedrungen wohl, da alle Staatsmänner und Diplomaten auf Reisen gegangen waren. Mühsam fristeten von einem Tage zum andern die beiden altbegründeten Organe der Oeffentlichkeit, die Vossische und Spenersche Zeitung, ihr Dasein, die übrigen zehn jetzigen großen politischen Blätter und eine ansehnliche Anzahl anderer existirten damals noch nicht. Außerhalb der Stadt war zwar der Thiergarten, aber eben immer der Thiergarten und nur der Thiergarten mit seinen ewigen Gartenconcerten und ewig stereotypen Gesichtern und Gestalten bei Kroll, bei Kemper, im Odeum, im Hofjäger, in den Zelten u. s. w. Zu Landpartien hat auch nicht Jeder Zeit, und es haben noch weniger Leute Lust zu den etwas umständlichen Vorbereitungen dazu; Wollmarkt und Pferderennen endlich, fast die einzigen in die Sommerzeit fallenden Ereignisse, waren längst vorüber.

In dieser allgemeinen und tiefgehenden Calamität mochte sich ein witziger Kopf, wie es deren ja in Berlin geben soll, der vielleicht auf einer Ferien- oder Urlaubsreise ein Stück Italien gesehen hatte, die Frage aufwerfen, warum und inwiefern denn Berlin nicht ebensogut wie Mailand, Florenz, Rom u. s. w. seinen Corso und damit täglich oder für einige Tage der Woche eine Versammlung seiner Beaumonde und ein einige Stunden dauerndes Amüsement haben könnte; gehörte doch im Wesentlichen dazu weiter nichts als das Versammeln einer Anzahl von Spazierfahrern an einem passenden Orte und das Auf- und Ab- und Aneinandervorüberfahren derselben für eine bestimmte Zeit!

Der Gedanke, in einem »Eingesandt« in der Vossischen Zeitung an die Oeffentlichkeit gebracht, fand Anklang. »Den Witz*) könnte man ja mal versuchen«, sagten Viele und fuhren zur bestimmten Zeit zum vorgeschlagenen Versammlungsort; und »den Witz muß man doch mit ansehen«, dachten noch mehr Andere, denen das Geschick den Besitz einer Equipage versagt hatte, oder die sich augenblicklich oder perpetuirlich nicht in dem Falle befanden, den tarifmäßigen Preis einer Stundenfahrt in einer Droschke leisten zu können oder zu wollen, und begaben sich zu Fuß auf den Schauplatz der Begebenheit, um bei derselben wenigstens als Zuschauer mitzuwirken. An einem schönen Sommerabende fuhren auf der schönen breiten Chaussee, die mitten durch den Thiergarten nach Charlottenburg führt, zwei Reihen von Wagen auf und ab, und die große That war geschehen, der Berliner Corso war da!

Nicht so geistreichen Köpfen oder vielleicht etwas schwerfälligen Denkern wollte nun zwar die Idee, eine uralte echt italienische Landessitte so mir nichts dir nichts in die märkischen Fluren zu verpflanzen, lächerlich oder mindestens leichtfertig erscheinen; doch was bedeuten alle Gründe der Welt gegenüber dem fait accompli? Heutzutage, wo man das letztere eine so hervorragende Rolle im Laufe der Weltbegebenheiten hat spielen sehen, würden dergleichen Bedenken nicht zur Aeußerung kommen. Aber verstieß denn auch eine solche Verpflanzung wirklich so sehr gegen die Naturgesetze, daß das Product einer südlichen Zone durchaus nicht bei uns Wurzel fassen und gedeihen konnte, hätte sich, wenn man in der Geschichte der Acclimatisationen nachforschte, kein Präcedens für das Gelingen einer solchen Operation nachweisen lassen? Der Berliner Acclimatisations-Verein existirte zwar damals noch nicht, und doch bildeten die Erfurter Maccaroni schon einen vielgesuchten Handelsartikel. Aber noch eine andere viel größere und wichtigere Thatsache bestand schon lange und war allgemein bekannt und anerkannt: die von dem vollständigsten Erfolge gekrönte Verpflanzung der edlen Staude der Havanna und Virginias in die Uckermark! Wer kennt nicht den Vierradener Rollenknaster, von dem sich für wenige Groschen unsere Schiffsleute, wenn sie sich verproviantiren, mehrmals um den Leib wickeln können? Nun ist zwar nicht abzuleugnen, daß besagte Uebersiedelung einige chemische Veränderungen in den Bestandtheilen der Pflanze zur Folge gehabt habe, indessen war sie doch im Allgemeinen geblieben, was sie vorher war — Taback. Ebenso konnte man denn auch den Berliner Corso ganz im Allgemeinen für einen Corso gelten lassen, obgleich er in seinem Charakter vom ersten Tage seines Bestehens an einige nicht unwesentliche Verschiedenheiten von seinem italienischen Urbilde zeigte. Leider, aber vielleicht den Naturgesetzen entsprechend, nahmen diese Abweichungen an Menge und Bedeutung eher zu als ab und arteten endlich in eine ausgesprochene Degeneration aus, in der Weise, daß er, der Berliner Corso, zuletzt zum italienischen Corso in demselben Verhältnisse stand, in welchem sich das Havannablatt zu dem uckermärkischen befindet. Glanz und Eleganz waren von vornherein nicht die hervorragendsten Eigenschaften des Festes — ihre Repräsentanten waren ja fern von Berlin, und das Luxusfuhrwerk, wenn man jeden zum Spazierenfahren dienenden Wagen so nennen will, gehörte also zumeist dem reicheren Gewerke, Brauern, Bäckermeistern, auch wohl wohlhabenderen Kaufleuten an, deren Geschäfte ihrer Natur nach keine längere Abwesenheit des Prinzipals gestatten oder bis dahin noch nicht vollständig die Anzahl von Tausenden abgeworfen hatten, welche einem vorsichtigen Geschäftsmanne als sicherer Rückhalt für eine Stellung unter der eigentlichen Aristokratie des Kapitals nothwendig oder wünschenswerth erscheinen. Im Uebrigen herrschte aber die Droschke vor, bekanntlich ein Berliner Institut, an dessen Wesen sich unabweisbar der Begriff des kümmerlichen Nothbehelfs knüpft. In diesem Stadium der Erträglichkeit in Bezug auf äußern Anstrich hielt sich die neue Schöpfung aber nur wenige Tage.

Es giebt in Berlin keinen in die Augen fallenden Gegenstand, es trägt sich kein einigermaßen bedeutendes Ereigniß zu, an dem nicht sofort eine Anzahl Witze hinge. Die neu importirte Mode bot dem Berliner die schönste Gelegenheit, dem ihm von Natur innewohnenden lasterhaften Hange zu jenem Anhängen zu fröhnen. Die nächstliegende und handgreiflichste Form dafür war die Parodie. Besonders für den Zweck ausgesuchte schofle Fuhrwerke, Leiter-, Möbel- und Güterwagen mischten sich unter die Corsofahrer und bildeten einen bedeutenden Theil des Ganzen. Einige wahrscheinlich nicht dem Vereine zum Thierschutze angehörige Individuen entblödeten sich sogar nicht, für ihren schnöden Zweck das Hundefuhrwerk heranzuziehen, vermittels dessen frühmorgens ein großer Theil der in Berlin consumirten Milch aus den umliegenden Dörfern zur Stadt geschafft wird, und so jenes arme Zugvieh noch um seine mit schwerer Plage und Anstrengung verdienten Muße- und Stärkungsstunden zu betrügen.

Dies die Genesis des Berliner Corso. Wie sich die neue Errungenschaft in den beiden folgenden Jahren gestaltete, ist mir leider nicht bekannt geworden, da ich mittlerweile den Aufenthalt in Berlin mit dem von Rom vertauscht hatte, und mir im Genusse des römischen Corso und so vieler andern Wunder der Siebenhügelstadt so vollständig das Andenken an jenes Ereigniß aus dem Gedächtnisse entschwunden war, daß ich gar nicht auf den Gedanken verfiel, mich brieflich oder bei neuen Ankömmlingen aus der preußischen Hauptstadt nach dem weiteren Fortgange des Unternehmens zu erkundigen. In den Jahren 1848 und 1849 aber handelte es sich bekanntlich in Berlin wie an vielen andern Orten um ganz andere Errungenschaften, so daß wohl kaum Jemand an den Corso dachte, als die entsprechende Jahreszeit erschien.

Erst nach mehrjähriger Pause erstand der Corso wieder, aber metamorphosirt zu einem ganz andern Dinge, als er es früher war, wenn auch leider wieder nicht zu dem wirklichen italienischen oder mindestens zu einer einigermaßen ähnlichen Copie. Ein spekulativer Luxuswagenfabrikant, dessen Kundschaft fast ausschließlich sich in der hohen Aristokratie befindet, ersah in dem Dinge ein Mittel zur weiteren Hebung seiner Industrie. Seinen Bemühungen gelang es, in jenen Kreisen einen Fahrverein zu bilden, entsprechend der schon bestehenden Sportgenossenschaft, und das Corsofahren zur praktischen Bethätigung der Mitgliedschaft zu erheben.

Der Fahrverein nahm nun die Anordnung des Corso in die Hand und lud zu demselben die Einwohner der Hauptstadt ein; durch die der Einladung beigefügte Bemerkung »entschieden schlecht aussehendes Fuhrwerk ist ausgeschlossen« deutete der Vorstand an, daß er sich als eine mit der Macht zur Entscheidung bekleidete Autorität betrachtete, wie dies auch wirklich der Fall war; da alle hohen und höchsten Herrschaften (wie der offizielle Residenzstil lautet) an dem Vereine betheiligt waren, so wurde es diesem leicht, die Unterstützung der Behörden bei seinen Anordnungen zu erhalten, wie auch die Bewilligung von mehreren Militärmusikchören, die in gewissen Entfernungen von einander aufgestellt, mit ihrem Spiele die Scene beleben und ihr eine größere Festlichkeit geben sollten. Die Periode des Fahrens wurde in eine Jahreszeit verlegt, wie sie dem Bedürfnisse der hauptsächlich vertretenen Stände entsprach, nämlich in die vorgerücktere Frühjahrszeit, wo es mit den gesellschaftlichen Genüssen des Winters vorbei, für die Badereise oder Villeggiatur noch zu früh ist, und wo andrerseits das Klima schon einen einigermaßen behaglichen Aufenthalt im Freien zuläßt.

Jetzt also stellte der Berliner Corso ein wenn auch nicht exklusiv aristokratisches, so doch jedenfalls exklusives Vergnügen vor. Nun mag die sogenannte Exklusivität unserer höchsten Stände eine Tugend sein, wenn auch nur für sie selbst, und es giebt wohl noch schlimmere Disciplinen, denen sich der Mensch unterwirft, weil — es ihm so gefällt; aber eine Tugend der Italiener ist sie durchaus nicht im Mindesten, und in Bezug auf den vorliegenden Fall ist sie durchaus anticorso. Diese eine Eigenschaft unsrer norddeutschen Lebensweise würde schon hinreichen, den Carneval, von dem doch der hier imitirte Corso ein Bestandtheil ist, unmöglich zu machen. Der italienische Carneval ist das Sichzusammenthun der ganzen Bevölkerung einer Stadt zum Zwecke des unbedingtesten und höchstpotenzirten Freudengenusses. Dieser Genuß geht meistentheils in eine wirkliche Trunkenheit über; (selbst die nordländischen Gäste und unter ihnen sogar die steifleinenen Engländer werden von dem Taumel angesteckt). Und wer hat in der Trunkenheit noch Gedanken? Die schlimmen sowohl als die guten Seiten der italienischen Sitten und Zustände bringen es mit sich, daß die verschiedenen Stände viel unbefangener mit einander verkehren, als bei uns. So ist es möglich und ganz gewöhnlich, daß während des Corso im römischen Carneval der Birbaccione, d. h. der junge Mann aus den niedern Volksklassen, der Prinzipessa oder Contessa, deren Schönheit ihn entzückt, mit einigen Schmeichelworten, die meistens ganz zierlich ausfallen, einen Blumenstrauß in den Wagen reicht, und daß

*) Der Berliner bezeichnet bekanntlich erstaunlich vielerlei Gegenstände und Ereignisse mit der Collectivbenennung „Witz.“

die Principessa oder Contessa den Strauß mit einem bezaubernden Lächeln annimmt und das Geschenk unter Beifügung einiger verbindlichen Worte mit einem andern Strauße oder einem sonstigen zu diesem Zwecke dienenden Galantriesächelchen erwiedert. Und da ich hier von bezauberndem Lächeln spreche — all' ihr Mächte der Schönheit und Grazie, welche Bezauberungen habe ich erfahren, theils beobachtend, theils mitten im Gemenge, während der beiden in Rom erlebten Carnevale! Fünfzehn Jahre sind seitdem verflossen, aber noch heute durchfährt mich's warm, wenn zuweilen die Carnevalsbilder vor dem innern Auge erscheinen! Und doch — das verwirrendste Lächeln, das mir vorkam bei einem Austausche von Geschenken — es ging nicht von einer Römerin aus, sondern von einem jungen deutschen Mädchen, deren Familie, zur Umgebung eines seit vielen Jahren in Rom lebenden ....schen Prinzen gehörig, ebenfalls seit einer Reihe von Jahren dort ansäßig war. Wenn ich eines neunbändigen Romans fähig wäre, wie Gutzkow, würde ich ein Pendant zu seinem „Zauberer von Rom“, die Zauberinnen von Rom, schreiben.

Doch zurück zu den Zauberinnen von Berlin; es giebt deren auch hier, nur verfahren sie viel ökonomischer mit ihrem Zauber, als die Colleginnen am Tiber. Von dem Werfen mit Blumen und Confetti und dem Austauschen von Galantriegegenständen wurde beim Berliner Corso nur das Erstere, das Blumen- oder Sträußewerfen, beibehalten. Die Kaltblütigkeit, mit welcher hier dies Geschäft betrieben wird, hat zu viele und zu triftige Gründe, als daß sie, etwa im Hinblick auf die Leidenschaftlichkeit, mit der dabei der Italiener verfährt, Verwunderung erregen könnte. Leidenschaftlichkeit oder auch nur Wärme im gesellschaftlichen Verkehr der vornehmen Klassen würde gegen den guten Ton verstoßen und übrigens in diesem besonderen Falle die durchaus feine und gewählte und deßhalb äußerst empfindsame Toilette derangiren. Ein gehaltenes Lächeln ist also das Höchste an Lohn, was ein Jüngling von einer Jungfrau für ein zugeworfenes Bouquet zu erwarten hat, und dies Lächeln enthält an Wärmestoff zu wenig Intensität, als daß sich damit der etwa möglicherweise in der männlichen Seele vorhandene Zündstoff zum Zünden bringen ließe. Aber auch dieser Dank, oder der einer Erwiederung des Wurfes, setzt voraus, daß der Zuwerfende der Schönen bekannt, ihr vorgestellt sei, oder mindestens daß alle Anzeichen dafür sprechen, daß er nicht eine halbe oder gar ganze Sprosse niedriger auf der Leiter der gesellschaftlichen Rangordnung stehe. Wo diese Anzeichen nicht ganz stimmen, da empfängt die Kinder des Frühlings und Boten der Liebe eine eisige Zone der Gleichgültigkeit oder ein Blick des dedaigneusen Erstaunens über die Dreistigkeit. Hat aber der dreiste Unbekannte gar das Unglück, mit seinem Wurfgeschosse den kostbaren Hut der Dame zu treffen oder sonst eine Kleinigkeit an ihrer Toilette zu derangiren, so trifft ihn ein recht ungnädiger, recht verdrießlicher, überhaupt recht viel und recht viel Unangenehmes sagender Blick.

Aber noch eine andere Rücksicht macht sich als Dämpfer geltend für ein etwaiges Aufflackern der Leidenschaft des Bouquetwerfens; es ist das die Kostspieligkeit dieser Wurfgeschosse. In den meisten italienischen Städten treffen am Morgen des Corsotages ganze Wagenladungen von Blumen ein, welche der ebenso reichhaltigen als reizenden Flora der wilden Campagna draußen entnommen sind, und die, von vielen und geschickten Händen schnell zu Sträußen gebunden, für ein äußerst Geringes feilgeboten werden. Selbst die der Gartenkultur entsprossenen Blumen sind immer noch so wohlfeil, daß sogar der Unbemittelte sich ohne Skrupel einiger Verschwendung damit hingeben kann. Diesem Verhältnisse entsprechend ist denn auch nach Beendigung des Corso die Straße fast einen halben Fuß hoch mit zertretenen und zerfahrenen Blumensträußen bedeckt. In Berlin ist zwar die Blumenkultur und Industrie außerordentlich weit gediehen und verbreitet, nichtsdestoweniger kommt ein einigermaßen nobles, ansehnliches Bouquet immer noch auf einen halben, einen ganzen Thaler, und die vorzüglichen noch höher im Preise zu stehen. Unter solchen Umständen ist aber selbst der preußische Aristokrat, der Vertreter des alten gesicherten Grundbesitzes, der Banquier, der Industrie-Baron einigermaßen zurückhaltend; geschweige denn der Lieutenant der Garde, selbst der Hauptmann oder Major, der Gesandtschafts-Attaché, der wohlhabende Kaufmann, der reiche Bierbrauer oder Hofschlächtermeister. So kommt es, daß mancher Cavalier mit seinem kleinen Vorrathe von Bouquets neben sich im Wagen oder in der Hand auf dem Pferde stundenlang auf- und abirrt, immer abwägend, bei welcher Würdigsten unter den Würdigen er seine theuren Schätze am würdigsten anzubringen habe.

So bedachtsam bewegt sich der Zug auf und ab im Schatten kühler Denkungsart, und wenn einmal zufällig eine Pause in der rauschenden Musik eintritt, so erinnert das Ganze noch eher an einen Leichenkondukt als an die römischen Saturnalien, in denen der Carneval seinen Ursprung haben soll.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte der neuen deutschen Kunst. 2 Bde. Von Ernst Förster. — Kirchengeschichte der neueren Zeit. Von F. C. Baur. — Schillers Auffassung des Künstlerberufs. Von W. Deneke. — Friedrich der Große und sein Großkanzler Samuel von Coccesji. Von A. Trendelenburg. — Lenzesblüthen. Von Th. Höcke. — Juliane Marie. Historischer Roman. 2 Bde. Von A. von Baudissin. — Des Königs Beichtvater. Historischer Roman. Von Th. Hemsen.

* Literarische Notizen. Die Schillerliteratur ist kürzlich wieder um zwei Schriften von Werth vermehrt worden. Die erste derselben, von Karl Twesten, führt den Titel „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft“ und behandelt den Dichter besonders als Historiker. Die Arbeit zeichnet sich durch ruhige und angemessene Behandlung des Gegenstandes aus und vermeidet alles Phrasenwesen, mit welchem vor vier Jahren das Bild Schillers ausstaffirt wurde. Er selbst dachte sehr bescheiden über seine Lehrerthätigkeit und Schriftstellerei als Historiker, und rücksichtlich des Quellenstudiums und des sicher begründeten Urtheils ist er früh überholt worden. Dagegen verleiht die Ruhe und die Gesundheit der Kritik noch jetzt seiner Geschichte der Niederlande einen Werth, den auch der neueste ausgezeichnete Geschichtsschreiber des holländischen Befreiungskrieges, Motley, anerkennt. Anders und weniger gut steht es um die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Die zweite Schrift heißt „Schillers Lyrik im Verhältniß zu ihrer musikalischen Behandlung“ und hat den Professor Dr. Brandstäter in Danzig zum Verfasser, welcher sein fast noch nicht erörtertes Thema mit Sachkenntniß und Eifer behandelt hat. Er spricht über Schillers Gedanken in Betreff der Musik, beleuchtet die Hauptstellen, in denen von der Kunst des Gesanges geredet wird, des Dichters gelegentliche Ausfälle gegen die Oper und giebt eine genaue Uebersicht der Compositionen zu Schillerschen Gedichten. Von denselben sind 82 von 234 Componisten in der Gesammtzahl von 500 musikalisch illustrirt worden; fast alle diese Compositionen fallen in die Zeit vor und um 1800, seit etwa 1820 keine mehr mit Ausnahme des Jubeljahres 1859. Die meisten rühren her von Reichardt, Zumsteg, Zelter und Franz Schubert. Das Lied an die Freude ist 41mal in Musik gesetzt, fünfmal allein von Zelter, die Kindesmörderin 3mal (Häser, Marschner und Romberg), häufig auch die Würde der Frauen und das Mädchen aus der Fremde sowie die großen Balladen, die Monologe aus Maria Stuart, der Jungfrau, die Gesänge aus dem Tell. Die Sehnsucht hat 29, das Gedicht „an Emma“ 27, Thekla's Klagelied 23 Componisten gefunden. Ouverturen schrieben zum „Don Carlos“ Ries, zu „Wallensteins Lager“ Henkel, zu „Wallensteins Tod“ Pabst, zu „Maria Stuart“ Vierling und Hiller und je mehrere zur Jungfrau, Turandot, Braut von Messina und Tell. — Eine übersichtliche Geschichte der Musik von J. Schlüter, in einen mäßigen Band zusammengedrängt, soll demnächst erscheinen. — Von dem erzählenden Gedichte „Thekla“ von Paul Heyse liegt eine zweite Ausgabe vor. — Die süddeutsche Zeitung berichtet: Friedrich Bodenstedt befand sich während der letzten Tage in nicht unerheblicher Gefahr. Beim Einsteigen in den Eisenbahnwagen zu einer Spazierfahrt wurde ihm von dem die Thüre schließenden Conducteur der Daumen der rechten Hand so verletzt, daß Anfangs eine Amputation nöthig schien. Der Finger wird ihm zwar erhalten bleiben, aber der Dichter ist zu einer monatelangen Arbeitsunfähigkeit verurtheilt. — In Wien starb am 16. Juni der Architekt Professor Ludwig Förster, der Begründer der „Bauzeitung“, welche von seinem Sohne fortgesetzt wird. Der Verstorbene war keine geniale Natur, aber ein sehr tüchtiger Künstler, welcher bei den großen Bauten des heutigen Wien betheiligt war.

* Die neue Oper von Max Bruch. Genauere Berichte über die in Mannheim aufgeführte Oper „Loreley“ von Max Bruch sind ebenso günstig wie die in der vorigen Nummer abgedruckte erste Beurtheilung. Der Text von Emanuel Geibel, einst für Mendelssohn gedichtet, ist bereits vor Jahren im Druck erschienen, jedoch hat der Dichter in Uebereinstimmung mit dem Componisten in der übrigens sehr poetisch und musikalisch gedachten Dichtung manche Aenderungen vorgenommen. Max Bruch, ein

Zögling der Mozartstiftung und Ferdinand Hillers, hat der Schule, aus welcher er hervorgegangen, alle Ehre gemacht. Besondere Liebe hat er der Charakteristik Leonorens zugewandt, welche bei Geibel die Tochter des Fährmanns und Schenkwirths Hubert zu Bacharach am Rhein ist, an Schönheit und Stimme hochbegabt. Der erste Aufzug hat den Fehler zu großer Ausdehnung nnd bedarf einiger Kürzungen. Am Schlusse dieses Aktes gleich hatte der Componist mit der für ihn gefährlichen Erinnerung an Mendelssohn zu kämpfen, dessen Finale so große Beliebtheit erlangt hat. Nach dem Urtheile Bischoffs in der Kölnischen Zeitung hätte Bruch hier den Kampf mit Mendelssohn als Sieger überstanden. Er schreibt: Dieses Finale ist der Erguß eines jugendfrischen Genius, der gleich bei seinem ersten Aufschwung in die Region der großen Formen der Tonkunst seinen offenbaren Beruf zur dramatischen Musik bekundet. Namentlich an melodischem Schwunge in der Hauptpartie des Solosoprans, an ununterbrochener Strömung und Steigerung des Gesanges der Leonore übertrifft dieses Prachtstück echter deutscher Romantik die frühere Composition; aber auch im Ganzen, in Chor und Orchester, ist die Musik durch fortschreitende Bewegung und Leben theatralisch wirksamer, bühnengerechter, und die ganze Scene macht einen Eindruck, welcher unwiderstehlich hinreißt. Und doch ist diese Wirkung durch keine andere als durch wahrhaft künstlerische Mittel erreicht, und das ist es hauptsächlich, was alle Musiker, die gegenwärtig waren, mit Freude erfüllte. Da sind keine grellen Dissonanzen, keine ohrzerreißenden Vorhalte, nichts Widriges und Unerhörtes, keine gesuchte Tonmalerei, das Orchester trefflich behandelt, ohne durch seltsame Klangwirkungen ein raffinirtes Colorit als blendende Tünche nichtssagender Melodieen zu erkünsteln und ohne, bei dennoch sehr charakteristischer Anwendung der Blech-Instrumente, durch Lärm und unverständlichen Klangaufruhr zu betäuben. Ja, im Gegensatz zu den Irrlehren und der noch verderblicheren Praxis der neuesten Schule müssen wir ganz besonders hervorheben, daß die Gesetze des Schönen weder in diesem Finale noch irgendwo in der ganzen Oper verletzt sind. Das ist ein schönes Zeichen für die Zukunft des Componisten und der deutschen dramatischen Musik. — Im zweiten Aufzuge führt die Hochzeitsfeier auf der Burg des Pfalzgrafen Otto und die Wegführung der als Zauberin angeklagten Leonore ein großartiges Ensemblestück von Solostimmen und Chören herbei, an Webers Weise erinnernd. Das Finale sodann, das Gericht über Leonore und ihre Freisprechung, soll in Gedanken und Ausführung sehr bedeutend und ergreifend sein. Doch wird der dritte Akt für den besten gehalten. In der Scene, wo Leonore auf der Klippe am Rhein sitzt und in die Tiefe schaut, klingt die Volksmelodie der Heine'schen Loreley an. Es folgt ein höchst melodisches und leidenschaftliches Duett zwischen Otto und Leonore; er fleht sie um Erhörung an, sie schwankt, reißt sich aber auf den Ruf der Geister los, eilt auf die Klippe und weiht den Geliebten zum Opfer. Er stürzt sich in den Rhein, sie selbst versinkt in den Fluthen, die sie aber auf krystallenem Thron emportragen. Die Schlußscene war ein dekoratives Meisterstück des jüngeren Mühldorfer.

* Vermischte Nachrichten. Unter den Freunden des germanischen Museums droht ein Streit auszubrechen. Als Freiherr von Aufseß im Jahre 1852 das Museum gründete, überließ er demselben seine Sammlungen auf zehn Jahre. Da diese Zeit nun abgelaufen, Aufseß selbst von der Oberleitung des Museums zurückgetreten ist, so handelt es sich darum, ob die Sammlung um den Preis von 120,000 Gulden käuflich erworben werden soll. Der eine Theil erklärt das für nothwendig, der andere findet, daß man sichten und vieles Ueberflüssige über Bord werfen, den Rest um geringeren Preis erwerben könne. König Ludwig von Bayern hat nun versprochen, 50,000 Gulden herzugeben, wenn binnen Jahresfrist von anderer Seite die übrigen 70,000 Gulden aufgebracht werden. — Der Ausbau des Doms zu Regensburg schreitet rüstig vorwärts, so daß für das Jahr 1864 nur noch die Restauration an den Thürmen übrig bleiben wird. — In der Nähe von Rom hat man eine überlebensgroße Statue des Kaisers Augustus aus parischem Marmor aufgefunden. Bis auf Brüche an den Beinen und am rechten Arm ist das Werk sehr gut erhalten, der meisterhaft behandelte Kopf ganz unverletzt. — Der Gedanke, das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde zu vollenden, rückt doch seiner Ausführung näher, indem die Freunde der Idee und des Bildhauers Bandel unablässig bemüht sind, Gelder zusammenzubringen. Haben diese zwar auch noch lange nicht die erforderliche Höhe erreicht, so will man doch schon Hand ans Werk legen und zunächst die Körpertheile ersetzen, welche dem Cheruskerhelden vor Jahren abhanden gekommen sind. — Die Eröffnung der Bodensee-Eisenbahn von Waldshut bis Constanz am 18. Juni gab die Veranlassung zu einem schönen und erhebenden Feste, über welches die „süddeutsche Zeitung“ berichtet. Den Reigen führten der Fürst und seine Minister, aber das Volk gab massenhaft, herzlich und unbefohlen seinen Beistand. Die Bahn durchzieht einen der schönsten Winkel Deutschlands, den wohlangebauten Kanton Schaffhausen, streift den Rheinfall, Reichenau und mündet bei Constanz. Deutsche und Schweizer in Massen, offiziell und nichtoffiziell, wohnten der Einweihungsfeier bei. Die Einfahrt in das alte Constanz war von überwältigender Majestät. Zwischen Rhein und Bodensee zwängte sich über die neue mit Statuen geschmückte Brücke der gewaltige Zug; die alte Stadt wie ein Garten ausgeputzt und von deutschen, badischen und schweizer Fahnen umwogt, Kopf an Kopf so weit das Auge schaute, zur Linken der unvergleichliche See, bedeckt mit einer Flottille von Schiffen jeder Größe, und dies alles brausend in einem mächtigen Jubel der Begrüßung — es war ein Moment, den die nicht wieder vergessen werden, die ihn miterlebt haben. Um 4 Uhr war der Einzug erfolgt, um 5 Uhr fand in dem neu hergestellten Conciliumssaale ein Festmahl von mehr als fünfhundert Personen statt. — Im Dorfe Arbergen in der Nähe von Bremen will der König von Hannover die Häuser, in denen der Astronom Olbers und der Geschichtschreiber Heeren geboren wurden, durch marmorne Gedenktafeln auszeichnen lassen.

* Bremen, 25. Jnni. Im Künstlerverein sprach gestern Herr J. G. Kohl über das Charakteristische der menschlichen Stimme. Zur Einleitung in diese Betrachtung warf er erst einige Blicke in die Natur und suchte an mehreren Beispiele zu zeigen, in wie hohem Grade dort bei allen mit Stimme begabten Thieren die Art ihres Geschreis, Gezwitschers oder Gebrülls mit ihrem ganzen Charakter in Harmonie stehe und wie schon überall in der lebendigen Schöpfung die Stimme eine Verrätherin der Seelenzustände sei. Beim Menschen offenbare sich das Charakteristische der Stimme auf gar mannichfaltige Weise; zuerst am auffallendsten im Unterschiede der beiden Geschlechter; alsdann bei den verschiedenen Altersstufen; ferner spiegelt sich auch das Wesen jedes Individnums eben so deutlich in der Physiognomie seiner Stimme wie in der seines Antlitzes und seines ganzen übrigen Habitus ab. Und endlich haben auch die Familien, Classen und Stände der Menschen, so wie namentlich die Racen und Völker, ihr eigenthümliches und bezeichnendes Organ. Was über den vorliegenden Gegenstand zu sagen war, ordnete sich daher unter diese Rubriken ein. Herr Kohl schilderte zuerst das Wesen des rauhen, kräftigen Mannes und der milden, sanften, anmuthigen und leutseligen Frau, und ebenso die damit harmonirende rauhere, vollere tiefertönende Stimme des ersten, und die schwächere, liebliche, biegsame, geschmeidige, schmeichlerische Stimme der Frauen, — zeigte da zugleich, wie und warum dem Männerorgan in Bezug auf Mannichfaltigkeit des charakteristischen Ausdrucks der Vorrang vor dem der Frauen gebühre. Sodann verfolgt er die Entwickelung der menschlichen Stimme auf den verschiedenen Stufen des Lebensalters und ihren allmäligen Verfall im höchsten Alter und stellte damit die übrigen Charaktereigenthümlichkeiten, welche der Mensch als Kind, als Jüngling, Mann und Greis zeigt, in Parallelle. Auch wies er hierbei nebenher nach, wie sehr die Physiognomie der Stimme als ein Barometer oder Spiegel des Gesundheitszustandes der Menschen dienen könne. Ferner wies er zuerst auf die wunderbare Mannichfaltigkeit der Stimme und Sprachtöne der Individuen hin, sowie auch darauf, daß wie in dem Antlitze jedes Menschen etwas Festes und Unwandelbares (seine Gesichtsbildung oder Gesichtszüge) und etwas Veränderliches (sein Mienen- und Geberdenspiel) sei, so auch bei der Stimme das, was er mit Kunst daraus machen könne, von dem, was als Unveränderliches, Stereotypes oder Angebornes durchtöne, unterschieden werden müsse. Alsdann suchte Herr Kohl verschiedene Arten der Sprachtöne, welche die Menschen von Natur zu haben oder welche sie unter Umständen anzunehmen pflegen, zu charakterisiren und zu zeigen, wie und warum sie Merkmale oder Symbole der individuellen Gemüths- und Geistesanlage sind, z. B. den weinerlichen oder sentimentalen, — den phlegmatischen oder ruhigen, — den vertraulichen oder gemüthlichen, — den pathetischen oder erhabenen Ton, u. s. w. Auch suchte er zu zeigen, unter welchen Umständen und aus welcher Ursache die Menschen hohe und Diskant-Stimme oder tiefe und Baßtöne anschlagen, sowie auch, welchen namentlich komischen Effekt die Nasaltöne haben, machte auch schließlich auf die Verschiedenheit der Sing- und der Sprachstimme der Individuen aufmerksam, und daß diese, als charakteristisches Merkmal der Gemüthszustände viel wichtiger sei. Endlich versuchte Herr Kohl an einigen Beispielen zu zeigen, daß auch die Stände, Classen, Familien der Menschen und endlich die Völker und Racen ihre eigenthümlichen Organe, Sprechstimme oder „Timbres“ hätten, die nicht nur verschieden, sondern auch meistens sehr charakteristisch und bezeichnend wären. — Die gestrige Versammlung war die letzte vor der Ferienzeit der Monate Juli und August.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 27. Bremen, 5. Juli. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Der tolle Walther.

Eine Geschichte von Anno Dreizehn*).

Von Edmund Hoefer.

„He da, Wulf, Sie sind's grade, den wir brauchen können“, sagte der Rittmeister von Beeren zu dem alten Wachtmeister Wulf, welcher eben, wie an schönen Abenden gewöhnlich, durch den öffentlichen Garten schlenderte und dabei an dem Tische vorüberkam, wo heute der genannte Offizier mit einigen Bekannten vom Civil und Militär beim Weine saß. „Kommen Sie her und setzen Sie sich“, fuhr der freundliche Herr fort. „Da ist ein Schoppen frisch vom Faß. Zünden Sie sich auch nur Ihre Pfeife an — die Glimmstengel hier mögen Sie ja nicht, — und geniren Sie sich nicht, Alter. Sie müssen uns da ein wenig Auskunft über jemand geben, den Sie vordem gekannt haben. Denn Sie sagten mir doch einmal von einem Herrn von Lorch, der während der Feldzüge die erste Schwadron kommandirt, nicht?“

Um die besondere Freundlichkeit des Offiziers gegen seinen Untergebenen zu erklären, müssen wir anführen, daß Wulf einer der ältesten Soldaten der preußischen Armee war. Er hatte schon bei Jena mitgefochten und seitdem mit seinem Regiment, wie man zu sagen pflegt, durch Dick und Dünn ausgehalten. Ueberall und in allen Verhältnissen war er erprobt als ein Kernmensch und ein Mann von Eisen, und da er Soldat mit Leib und Seele und von den Strapazen bisher unbelästigt, so hatte er nie von einer Versorgung wissen wollen und war geblieben, was er nach und nach geworden: Wachtmeister bei der ersten Schwadron seines geliebten Regiments. Jetzt, im Anfang der vierziger Jahre, wollte man ihn aber auch nicht mehr anderweitig versorgen, sondern hielt ihn wie eine Art lebendiger Standarte in Ehren. Und das thaten nicht nur die Mannschaften, sondern auch die Vorgesetzten, ja die Generäle und Inspecteure kannten ihn alle und hatten stets ein freundlich Wort für ihn. Mancher von ihnen hatte noch neben dem Alten in diesem Regiment sich vordem seine ersten Sporen verdient.

Der freundlichste von allen war aber der Rittmeister, der den alten wackern Mann von Jugend auf kannte; denn sein Vater hatte früher, und auch noch als verheirathet, bei diesem Regiment gedient, die gleiche Schwadron kommandirt, welche jetzt der Sohn führte, und war ein großer Freund des Wachtmeisters gewesen. Das vergaß der Sohn nicht, ja er stand, wie wir eben sahen, nicht an, den Alten bei Gelegenheit einmal in seine Gesellschaft zu ziehen, und dieser nahm das, auch bei Gelegenheit und nach Umständen, dankbar und herzlich an. Vor dem Rittmeister genirte er sich nicht, er sah dann nur nach den Uebrigen, ob er etwa saure oder kalte Mienen bemerke, — er hatte für dergleichen so gut wie für manches Andere einen guten Blick, — und da das heut nicht der Fall war, so trat er jetzt vollends an den Tisch heran und sagte mit einer gewissen Lebhaftigkeit: „Damit locken mich der Herr Rittmeister, wohin Sie wollen. Freilich hab' ich den „tollen Walther“ — so hießen wir ihn — gekannt, und er liegt mir noch heut fast am Herzen wie damals, denn es war kein Mensch darnach, daß man ihn vergessen sollte. Mich wundert's, daß Ihnen Ihr Herr Vater nicht von ihm erzählt, — das war dazumal sein Busenfreund. Was, wenn ich fragen darf, ist mit ihm?“

„Es ist eine wunderliche Affaire“, versetzte Herr von Beeren ernst; „der Assessor hier hat sie uns eben aus einem kürzlich erhaltenen Briefe mitgetheilt. Ein Lieutenant von Lorch beim —ten Regiment gerieth vor einiger Zeit in allerlei Händel und kam nach einer Entscheidung des Ehrengerichts um seinen Abschied ein. Dann erschien sein Vater — unser Lorch, wie ich glaube — setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um seinem Sohn die für nöthig gehaltene Satisfaction zu verschaffen, und trieb es so weit, daß es endlich zwischen ihm selbst und dem Gegner des Sohns zum Duell kam, bei dem der alte Herr den Anderen erschoß. Als er ihn fallen sah, sprang er hinzu wie ein Rasender, und nachdem er sich von dem Tode seines Gegners überzeugt, riß er einem der Sekundanten das Pistol aus der Hand und schoß sich mit dem Ausruf: „Wortbrüchiger!“ vor den Kopf. — Das ist's, Wulf, und das veranlaßte mich, Sie anzurufen und zu fragen, ob Sie uns über den tollen Menschen und den tollen Streich etwas Erklärendes sagen können.“

Der Wachtmeister stand am Tisch wie eine Bildsäule, die Faust aufgestützt, den Kopf erhoben und die Augen mit einem fast träumerischen Ausdruck in die dämmernde Weite des großen Gartens gerichtet. „Gerechtigkeit Gottes!“ murmelte er endlich und schüttelte gleichsam schwermüthig den alten grauen Kopf. Und dann setzte er sich auf den leeren Stuhl, der neben ihm stand, und fuhr fort: „mit Erlaubniß der Herrschaften, — denn das ist mir in die Beine geschossen, und ich muß mich ein wenig ruhen.“

---

*) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Herr von Beeren warf den Uebrigen einen bedeutsamen Blick zu, als wolle er sie bitten, den Alten nicht zu stören, und schob diesem nur freundlich den Wein und ein Glas hin. „Greifen Sie zu, Wulf“, sprach er, „und dann sagen Sie uns mehr von dem wilden Burschen — wenn Sie's können und dürfen.“

Der Wachtmeister nickte still vor sich hin, trank, wischte den Bart ab und entgegnete darauf gedämpft: „Das kann, darf und muß ich am Ende auch wohl, Herr Rittmeister. Ich weiß, wie das Ding zusammenhängt, und zwar bin ich, da Ihr Herr Vater und der Major von Quednow und jetzt auch der tolle Walther selbst todt sind, vermuthlich der einzige, der noch davon weiß. Und sehen die Herrschaften, das Ding schaut sich fast an, als könnte daraus dem Herrn von Lorch noch im Grabe ein Schimpf erwachsen. Das soll aber nicht sein; so sündig er war — im Recht war er am Ende doch auch. Und darum will ich erzählen, wie ich's weiß.

„Na also“, fing er nach einem kurzen Innehalten wieder an, „nach dem Tilsiter Frieden, sobald das Regiment nur wieder anfing in Ordnung zu kommen, denn wir hatten da arg gelitten — hatte ich eines Tags Ordonnanz-Dienst beim Oberstlieutenant von Treskow, der uns dazumal kommandirte, und da's ein schöner Tag war und nichts zu thun gab, so stand ich im kleinen Hofe nebenan und plauderte mit dem Burschen, der das Zaumzeug putzte, und wir saßen an dem Stacket, das den Raum von der Straße trennte, auf einem alten dort liegen gebliebenen Balken. Wir waren in einem lebhaften Discours, da wir noch nicht lange bei einander, denn Herr von Treskow war bis dahin beim Leibregiment — das waren Kürassiere — gewesen und hatte das unsere erst seit kurzem erhalten. Und um auch das zu erwähnen — wir standen dazumal in W., einem kleinen Nest, wo alles knapp genug herging und die Quartiere erbärmlich waren. Der Oberstlieutenant hatte noch das beste, wenigstens die Ställe waren vortrefflich, aber es lag am Ende der Stadt, und wenn er zur Parole auf den Markt wollte oder zu irgend einem Menschen auf Besuch, hätte er sich schier immer zu Pferde setzen sollen, so schmutzig waren die Straßen. An Pflaster war hier draußen vollends gar nicht zu denken, und die Straße, von der ich sagte, daß sie am Stacket entlang lief, war ein richtiger Landweg, auf dessen anderer Seite nur hie und da ein einzeln Haus und dahinter und daneben freies Feld lag. Das müssen die Herren wissen.

„So saßen wir und schwatzten, und ich hatte ein Ohr und beide Augen dem Hause zugewandt, damit ich nicht etwa einen Ruf überhöre, denn der Oberstlieutenant war ein scharfer Herr, wie ihn das Regiment damals brauchte; da kam mit einemmal ein Geräusch von draußen zu uns wie rascher Hufschlag, und ein munteres Lachen klang dazu, und als wir uns wandten und erhoben um hinauszusehen, hieß es plötzlich laut: „Kopf weg!“ und schier in derselben Sekunde sausten auch schon Beine und Bauch eines Pferdes über uns hin, daß wir nicht wußten, wie uns geschah, und uns recht artig auf den Balken zurückgesetzt fanden. Im nächsten Augenblick schrie irgend jemand von draußen ein wenig zornig: „Walther, Walther! Junge, bist du toll?“ — im Hofe hielt, das schöne Pferd auf's keckste parirend, ein junger Mensch, der sich die Seiten hielt vor Lachen über seinen Streich oder unseren Schreck oder aus purem Uebermuth, — und aus dem Fenster steckte der Kommandeur seinen Kopf und rief mir, der ich natürlich jetzt mit dem Johann auch schon auf den Beinen und zum Reiter gesprungen war, barsch zu, den kecken Gesellen hinaus zu jagen. Das war alles in demselben Moment und fast atempo.

Als der Fremde den Offizier im Fenster sah und die Worte desselben hörte, die nicht grade höflich waren, — und an seinem Alter und Aussehen und daß er mich „Ordonnanz“ rief, merkt' er's auch, daß er etwas mehr war als ein Lieutenant oder selbst ein Rittmeister, — da verfärbte er sich doch ein wenig und hörte auch auf zu lachen, ja als ich nun auch ziemlich lebhaft sagte, er möge machen, daß er vom Hofe komme, da sei die Pforte, — lenkte er sein Pferd ganz höflich dahin. Indem aber rief der Kommandeur wieder vom Fenster aus: „nichts da! Wo er herein gekommen, soll er auch wieder hinaus, Wulf!“ — und als er das vernahm, fing der Gesell von neuem an zu lachen, freilich nicht laut, und ließ den Gaul Kehrt machen, so keck und adret, wie's nur ein firmer Reiter vermag. Und wohin es gekommen wäre, ob er den Sprung versucht hätte, der hier aus dem engen und obendrein gepflasterten Platz grade kein Kinderspiel war, das weiß ich nicht. Denn jetzt — die Herrschaften dürfen nicht vergessen, daß dies alles einander im Handumdrehen folgte — hielt am Stacket ein zweiter ältlicher Reiter, der sich den Burschen, den Hof und uns und den Kommandeur im Fenster ansah und dann plötzlich gleichsam freudig rief: „Treskow, bist du's?“ — „Was den Teufel — das ist ja der Lorch!“ klang es zurück. „Gehört der kecke Bursche da zu dir?“ — „Mein Sohn“, sagte der Andere. — „Na, da ist's was Anderes“, meinte der Kommandeur. „Johann, laß den Herrn herein und stelle die Gäule ein.“ — Und gleich darauf war der ältere Reiter im Hofe, nebst dem Jungen abgesessen und ins Haus getreten, an der Thür schon vom Oberstlieutenant empfangen, und Johann führte die Pferde in den Stall, — prächtige Thiere, wie ich sie im Leben noch nicht schöner gesehen.

„Auf die Weise habe ich zuerst den Herrn von Lorch, den „tollen Walther“, kennen lernen, und die Herrschaften werden's nicht leugnen, daß er solchen Beinamen von Anfang an ehrlich verdiente, wie er ihn denn im Grunde auch schon mit zu uns brachte. Sein Lebenslauf ist rasch erzählt. Wo er bisher gestanden, weiß ich nicht. Nachdem sein Regiment zersprengt worden, hatte er sich aber an Schill angeschlossen und so viel tolle, lustige und tüchtige Streiche mitgemacht, daß er sogar zum Lieutenant avancirte. Nach dem Frieden aber war er, Gott weiß weßhalb, nicht angestellt worden, und er und sein Vater hatten seitdem für ihn vergeblich bei Pontius und Pilatus petionirt, bis der Alte endlich von dem Adjutanten des Königs, Kleist, an die Hand gegeben erhalten, er möge nur erst ein Regiment ausfindig machen, bei dem eine Stelle vacant und dessen Kommandeur sich für seinen Sohn verwenden möge. Da werde sich dann das Weitere schon machen. So hörte er von Treskow's eben erfolgter Ernennung, der noch ein alter Regiments-Kamerad von ihm war, und machte sich auf den Weg zu uns, seinen Sohn vorzustellen. Wie derselbe sich einführte, habe ich berichtet und muß nun hinzufügen, daß diese Manier trotz des Kommandeurs barschem Dareinfahren dennoch keine üble war. Denn der Herr von Treskow war selbst ein Reiter, wie er im Buch steht, und hatte seine Freude an wilden und kecken Reiterstücklein.

Nun genug, der junge Mensch hatte ihm gleich anfangs gefallen, und was er von seinem bisherigen Treiben erfuhr, machte das noch besser; die Freundschaft mit dem Vater kam dazu, Platz fand sich bei uns auch, und somit blieb Herr von Lorch einweilen gleich da und hatte vier Wochen darauf schon sein Patent und seinen Platz als ältester Lieutenant bei der ersten Schwadron, Rittmeister von Quednow. Des Herrn Rittmeisters Vater war bei derselbigen Schwadron sein Hintermann, und ich ritt in seinem Zuge als Gefreiter, bald darauf als Unteroffizier.

Walther von Lorch also hieß er, und der „tolle Walther“ wurde er alsbald genannt, zuerst von seinen Kameraden, den

Herren Offizieren, schnell genug aber auch von uns Leuten, und verdienen that er den Namen, um das zu wiederholen, mit vollem Recht. Denn einen wildern und ausgelassenern Herrn habe ich all' mein Lebstage nicht kennen lernen. Es ging, besonders dazumal, kaum ein Tag vorbei, an dem man nicht irgend eine Tollheit von ihm erfuhr, irgend ein halsbrechend Reiterstücklein selber mit ansah. Und es war, als sei er gegen alles Malheur verassecurirt, sowohl auf eigene Hand, wie im Dienst. Er riskirte alle Tage seinen Hals und ließ seine Leute auch den ihren riskiren, ohne daß er oder einer von uns jemals recht zu Schaden gekommen, und wofür ein Anderer Gott weiß was für eine Nase und Verweis oder gar Strafe erhalten haben würde, da kam er schon mit höchstens einer Ermahnung davon. Denn seine Vorgesetzten konnten ihm nicht zürnen — dumme Streiche machte er eben nicht, und im Uebrigen fiel er immer wie eine Katze auf die Füße und zog sich stets aus der Klemme — seine Kameraden mußten, wo ihn nicht einer oder der andere etwa beneidete, ihm gut sein, und seine Leute, ja die Schwadron und bald das ganze Regiment, wären ihm durchs Feuer nachgegangen. So hatte er uns alle im Sack. Ihr Vater aber, der Herr von Beeren, war sein treuster Herzensfreund, und der alte Treskow, wie wir ihn schon hießen, war wie ein Vater zu ihm.

Was man einen schönen Mann heißt, das war er eigentlich nicht, aber ein schmucker Soldat und Offizier war er, mit schlankem, geschmeidigem Leibe, mit breiter Brust und kleinem Kopf, mit Muskeln wie von Eisen und stark wie ein Löwe. Ich seh' ihn deutlich genug vor mir, wie er ein paar Jahre später erst zu seiner völligen Männlichkeit gelangt war, denn anfangs war er noch zu jung gewesen und mochte kaum zwanzig Jahre zählen, — wie proper er aussah, in der damals sehr schlichten, aber doch hübschen Uniform, die ihm wie angegossen saß, den Hut über dem stets heiteren, stets gesunden und kecken Gesicht und den lustigen hellbraunen Augen, das schwarze lockige Haar sich ordonnanzwidrig allenthalben hervordrängend, und endlich den Bart, der, da er nun einmal kam, auch gleich hübsch in die Länge wuchs, wie es bei seinen Landsleuten gewöhnlich. Sein Vater stammte nämlich meines Wissens aus Galizien oder Ungarn, und seine Mutter soll auch daher gewesen sein.

So ist es denn also gewesen, und von den nächsten Jahren wüßte ich grade nichts Besonderes zu erzählen. Es ging alles seinen Weg, wie es eben mußte oder vielmehr konnte, und Vergnügen war verwettert wenig dabei, da selbst wir in unseren Garnisonen uns überall vor dem Franzosen duken und menagiren sollten, und dies und überhaupt all das Unglück seit anno Sechs und unsere nunmehrige befohlene Geduld uns am Herzen fraß. Anno Elf hieß es endlich, es könne Krieg kommen, aber es wurde nichts daraus, und in Folge dessen nahmen überall viele Offiziere und auch von dem unseren zwei ihren Abschied und gingen außer Landes, wo sie sich mit den Franzosen messen könnten. Von unserer Schwadron aber war keiner dabei; sie gaben auf des alten Treskow Versicherung, daß es doch auch bei uns losgehen müsse und die daheim Gebliebenen dann jedenfalls die Ersten am Feinde sein würden. Und so ging es wieder weiter in der alten Weise, bis anno zwölf unsere beiden ersten Schwadronen mit zweien von einem anderen Regiment vereint zu dem gegen Rußland bestimmten Contingent stoßen mußten. Davon ließe sich nun freilich manches Stück erzählen, zum Exempel, wie der Herr von Lorch sich seinen Beinamen nun auch vor dem Feind verdiente, und wie ich selber, da ich einmal bei einem Strauß mit einigen Anderen den Herrn, der sich zu weit vorgewagt, aus den russischen Husaren heraushieb, von da an in seinem vollen Vertrauen stand. Allein auch hierüber ist besser zu schweigen, weil die Herrschaften ja nur von den Affairen von anno dreizehn hören wollen, die den Herrn damals vom Regiment und jetzt in den Tod getrieben haben.

Als wir im Januar 1813 wieder in die preußischen Lande zurückkamen, und noch mehr während unseres Aufenthalts daselbst, wurde es mir so gut wie allen, welche dem tollen Walther nahe kamen, auffällig, daß er sehr verstimmt und verdrießlich, ja zu Zeiten sogar gradezu traurig erschien. Wenn ich nachrechnete, konnte ich sogar am besten den Zeitpunkt bestimmen, von dem an dies zu Tage getreten. Denn als sich am dritten oder vierten Januar der Dienst wieder zu regeln begann, nachdem es seit vierzehn Tagen bei all den Verhandlungen, den heimlichen und offenen Märschen etwas kunterbunt zugegangen, hatte ich eine Depesche ins Hauptquartier des Generals von Massenbach gebracht und nahm von da die eben mit der Feldpost angelangten Briefe für unser Regiment mit zurück. Dabei war auch einer für den Herrn von Lorch, und er nahm ihn mit den fidelen Worten: »sieh, sieh! Mein Herr Papa bessert sich! Fängt sogar an zu schreiben!« — Nun, der Herr von Beeren, der auch Briefe bekommen, ging in sein Quartier, und der Walther in das seine. Das war etwa um sechs Uhr Abends. Und als ich — ich lag auf dem gleichen Hofe mit ihm — gegen acht Uhr nochmals zu ihm hineinkam, um irgend eine Meldung zu machen, da fand ich ihn in der grimmigsten Laune, er lief wie ein wildes Thier im Käfig auf und nieder und hatte keine Aufmerksamkeit für meine Meldung und ganz gegen seine Gewohnheit nichts als barsche, widerwärtige Worte.

Von da also fing es an und nahm zu und nahm ab; bald war er der lustigste Mensch von der Welt, bald wieder einmal der grimmigste, seinen Beinamen aber verdiente er so oder so täglich mehr, denn wilder und toller hatte er's nie getrieben. Und das war bös. Der Rittmeister von Quednow war intermistisch zu einem andern Regiment kommandirt, Herr von Beeren für einige Zeit zu Verwandten nach Königsberg gegangen, der alte Treskow krank, und so war der Walther, der inzwischen unsere Schwadron kommandirte, allein und hatte niemand, der ihm bei Gelegenheit mit Manier den Daumen hätte auf's Auge drücken können. Es gab also zu den persönlichen nun noch dienstliche Verdrießlichkeiten, und auch sonst blieben Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten nicht aus. Es gab Spielschulden, die nur mit Mühe gedeckt wurden; es gab ein paar Duelle, die man nur schwer vertuschen konnte, und die viel Bitterkeit hinterließen, viel böses Blut machten, und es war darauf und daran, daß der Walther, so gut er auch bei den Leuten stand, mit dem größten Theil des Offiziercorps gänzlich zerfallen wäre. Manches freilich mochte auch in der Zeit liegen, die mit all dem Harren und Warten, mit der gänzlichen Unsicherheit in Betreff der nächsten Zukunft, mit den Franzosen, die wir ruhig abziehen lassen mußten, und den Russen, denen wir ihrer Anmaßungen wegen gern zu Kleide gegangen wären, ganz und gar unleidlich war und auch uns Menschenkinder unleidlich machte.

So ging das nicht weiter. Wie die Herrschaften sich denken können, wußte und sprach man unter den Leuten im Regiment viel von diesen Dingen, und da der Walther aller Liebling war und man ihm nichts Böses geschehen lassen wollte, wie man es hie und da gegen ihn im Sinn hatte, so galt es ihn mit Manier davon zu avertiren, und die Kameraden redeten mir zu, mit ihm bei Gelegenheit einmal zu sprechen, daß er sich in Acht nehmen solle. Denn ein paar Offiziere sammelten ordentlich alles, was gegen ihn sprach, und man hatte dort den besten Willen, ihn so oder so aus dem Regiment herauszubeißen.

Da nahm ich denn, als ich einmal nach Königsberg mit

Depeschen mußte, die Gelegenheit wahr und redete zu dem Herrn von Beeren darüber, den ich mir aufsuchte und um Gotteswillen bat, zu uns zurück zu kommen, — wie gesagt, war er grade diese vier Wochen von uns gewesen. Der Herr erschrack nicht wenig, da er bisher so gut wie nichts von all diesen Dingen erfahren. Er warb damals grade um seine Cousine, die er ja auch gleich nach dem Kriege heirathete. Dann verhieß er mir, zumal sein Urlaub doch nicht verlängert werden dürfte, schon in den nächsten Tagen in unser Cantonnement herauszukommen; vor allem aber solle ich mich an den alten Treskow machen, der auch beinah wieder hergestellt, und denselben genau vom ganzen Sachverhalt unterrichten; er selber wolle auch dazu thun, den Alten für Walther in Gang zu bringen. Da faßt' ich mir denn ein Herz, kehrte zum Oberstlieutenant zurück, bei dem ich vorhin schon gewesen, und sagte ihm so vorsichtig und ausführlich, wie sich's machen wollte, von allem, was vorging.

„Den Teufel auch!" brauste der Alte auf — er war das eigentlich noch nicht, aber wir hießen ihn so — „die scheinen mir alle noch toller geworden zu sein als der Walther selber! Das klingt ja verwettert anders, als was mir bisher davon berichtet worden! Kann's nicht leugnen, was ich gehört, hat mich gegen den Tollkopf zornig gemacht, all diese Thorheiten, die Widersetzlichkeit, die Unverträglichkeit, das unsinnige Herausfahren um alles. Nun fange ich freilich an es anders anzusehen, und soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht zu guterletzt noch einmal der ganzen Gesellschaft die Köpfe zurecht setze. Hinaus mit Ihm, Wulf, und laß Er den Major nur merken, daß ich in den nächsten Tagen bei euch sein werde. Den Walther aber grüß' Er von mir, und ich lasse fragen, weßhalb er nicht ein einzigmal nach seinem alten Kommandeur gesehen."

Ich brachte auch diesmal Briefe mit hinaus, die ich dem Wachtmeister gab, bis auf einen, der an den Herrn Walther war; den nahm ich gleich mit hinein und gab ihm denselben, indem ich darauf an der Thür stehen blieb, erwartend, daß er mich nach Neuigkeiten aus der Stadt fragen werde; dabei wollte ich dann mit meinem Anliegen, wenn ich's so heißen soll, hervorrücken. Aber es ward noch nichts daraus, denn da er den Brief kaum angesehen, riß er ihn auch schon auf, sein Auge flog über die Seiten, halb voll Angst, halb voll Zorn. Doch zuletzt gewann es der Zorn allein. Es war etwas Drohendes, ja Blutiges in dem Blick, da er den Brief in der Faust zusammendrückte und wie eine Schlange von sich in die Ecke des Zimmers schleuderte. Auch stampfte er mit dem Fuß nieder und murmelte etwas wie einen grimmigen Fluch vor sich hin. Und dann mit einemmal stürzten ihm die Thränen aus den Augen, die hellen bitteren Mannesthränen.

Ich zuckte zusammen, als hätt' ich einen Stich in's Herz gekriegt, so erschrack ich, so übermannte mich dieser Anblick. „Herr Walther, lieber Herr, was ist's denn um Gotteswillen?" rief ich endlich aus und sprang zu ihm und habe, glaub' ich gar, seine Hand gefaßt. — Er stieß mich zurück mit einem wilden „Bleib mir vom Leibe!" — aber daran kehrt' ich mich nicht. „Nein, Euer Gnaden," sagt' ich, „das ist nicht anders — ich hab' ein Recht an Euer Gnaden, denn ich hab' Sie aus dem Feind herausgehauen und habe Sie lieb und bin zu Ihnen geschworen, wie die ganze Schwadron. Ich habe Euer Gnaden noch nie die Courage verlieren sehen, und nun soll ich anschauen, daß Sie weinen wie ein Kind, und soll nichts dagegen sagen und thun können noch Ihnen zu Hülfe kommen? Das geht nicht, das will und kann ich nicht sehen. Das Herz dreht sich mir um. Sagen Euer Gnaden mir ein Wort, was es ist, daß wir Hülfe finden."

Er guckte mich an wie betäubt, eine ganze Weile, und die Thränen waren längst versiegt. Dann fuhr er sich über die Stirn, und durch sein düsteres Gesicht flog ein mühsam Lächeln. „Du hast Recht," sagt' er endlich. „Du bist ein treuer Mensch und hast und nimmst Theil an mir. Und es ist nicht gut, daß man seinen Grimm und Gram in sich frißt, — das hab' ich mir selber in diesen Wochen abgemerkt. Ich hätte dir längst davon sagen sollen, und nun will ich's, obschon weder du noch ein anderer Hülfe dafür hat. Es ist kurz. Bei meinem Vater lebte, seit ihre Eltern todt, eine Cousine; wir haben uns von Jugend auf lieb gehabt, und da ich vor'm Jahre daheim war, haben wir alles unter uns richtig gemacht. Seitdem ist sie durch einen anderen Verwandten, der mit mir erzogen wurde und bei uns wie ein weiterer Sohn meiner Eltern war, mir abspenstig gemacht und vor sechs Wochen etwa mit ihm entwichen, nachdem sie obendrein — und bei diesem Zusatz stockte er und ward rasch wechselnd roth und blaß, — nachdem sie, wie es scheint, auch hübsch an sich und ihre Zukunft gedacht und mitgenommen, was sie nur erlangen konnten. „So, Wulf," fügte er noch hinzu, „daß mein Alter gradezu in Noth gerathen. Er ist ihr nachgewesen, er hat sie gesucht, bis er unterwegs krank geworden und im Hospital gelegen. Und der Bursche, mit dem sie fortgegangen, war Soldat, Offizier, wie meiner Eltern Sohn, sagt' ich, wie mein Bruder! — Siehst du, das ist über mich hereingebrochen," schloß er. „Und wenn ich mir das alles vorstelle, die Liebe und die Heuchelei, den Undank und die Armseligkeit, vor allem anderen aber meines armen alten Vaters Noth und Krankheit, da möcht' ich noch einmal wie vorhin zum Kinde werden und weinen und wüßt' mich dessen nicht einmal zu schämen."

Nun, lieber Gott, was konnt' ich zu dieser Historie sagen! Daß die Dame ihm an's Herz gewachsen, das merkt' ich wohl, und daß der Schmerz um ihre Schlechtigkeit hier und der Verdruß über sein Zutrauen zu ihr da am ärgsten in ihm Haus hielt, das mußte ein Kind einsehen. Zum Trost für ihn wußt' ich nicht viel, denn ich war ein schlichter Mensch, und von den Gedanken, die man so nach und nach mit den Jahren kriegt, waren erst wenige in mir zu finden, dieweil ich noch unter Dreißig und überdies seither auch kaum Zeit gefunden zum Denken und Sinniren auf eigene Hand. So wußt' ich denn nichts Besseres als grade das, was uns eben für den Herrn am Herzen lag — daß er sich vor seinen Neidern und Feinden in Acht nehme und ihnen durch sein Thun und Treiben nicht täglich neue Gelegenheit gebe, gegen ihn zu handeln. Und ich sagt' ihm auch, daß ich bei dem alten Treskow und bei Beeren gewesen und mit ihnen geredet habe, daß sie kommen und zum Rechten sehen möchten. Denn so lieb die Leute ihn auch hätten, was könnten die am Ende viel für ihn thun?

Es kam dann auch, wie ich gehofft. Was hier in seiner nächsten Nähe passirte, faßte ihn doch hart genug an, um ihn darüber für's erste alles Andere vergessen oder doch leichter nehmen zu lassen. Er kriegte einen grimmigen Zorn und wollte nur gleich mit Säbel und Pistole dazwischen fahren, so daß ich wieder genug zur Ruhe und Vorsicht zu reden hatte und ihn vermochte, wenigstens bis zur Rückkehr seiner Freunde still zu bleiben. Länger that er es denn freilich auch nicht. Gleich hinterher gab es wieder ein paar Duelle — es war seltsam genug: bei solchen Affairen kam er stets glücklich davon, während er sich, wo wir mit einem wirklichen Feind zusammentrafen, jedesmal eine stärkere oder schwächere Blessur holte — und dann ward Friede geschlossen, was freilich auch sehr nöthig war, da der rechte Krieg stets näher rückte und kein Mensch mehr Zeit

fand, sich mit Privatangelegenheiten herumzuplagen. Es gab auch eine Menge Veränderungen bei uns. Das combinirte Regiment wurde aufgelöst, und wir bildeten mit unseren beiden andern Schwadronen wieder ein eigenes; der alte Treskow bekam die Brigade, der Herr von Quednow erhielt als Major unser Regiment, und der Walther führte die erste Schwadron. Dann war auch die Zeit zum Aufbruch da, wir marschirten endlich vorwärts, rückten Mitte März in Berlin ein, und darauf ging es denn so fort, immer dem Kriege zu und endlich, Gottlob, in ihn hinein.

Davon habe ich am Ende nichts zu sagen, und von Privataffairen kann ich nicht einmal etwas melden, dieweil ich nichts davon hörte. Nur ein einzigmal, Ende April oder so, als der Walther Nachts unsere Vorposten beritt und ich die begleitende Patrouille führte, sagte er zu mir, daß noch alles auf dem alten Fleck und sich von dem verschwundenen Pärchen noch immer nichts gefunden habe. „Ueberleb' ich den Krieg,“ sagt' er dabei, und ich hört' es, wie er dazu mit den Zähnen knirschte, „so such' ich sie bis an die Enden der Welt. Und find' ich sie, so brech' ich ihm den Hals, so wahr ich der tolle Walther bin! Siehst du, Wulf, mir ist's immer, als könnt' ich keinem Menschen mehr frei in die Augen sehen, so lange ich meine Rache nicht gefunden!“ — So sprach er, und ich wiederhol's, er war voll Grimm und Zorn, daß man drüber erschrecken durfte, zumal für gewöhnlich nichts davon bemerklich wurde und man denken mochte, er habe sich all diese Dinge aus dem Kopf geschlagen. Es blieb aber auch bei diesem einzigen Mal, wie ich schon sagte, und hinfür hatte Jedermann so viel mit den Kriegshändeln zu thun, daß er darüber alles Uebrige vergessen durfte. Wir waren dabei nicht die Lässigsten, contrair wo es sich irgend so fügen wollte, stets voran und voraus gegen den Feind und zahlten ihm, was wir von anno Sechs ihm schuldig geworden, mit allen Zinsen redlich heim. Und wie es denn geht, wenn man das Ding so frisch weg und so keck nimmt und an die Möglichkeit eines Unglücks gar nicht denkt, — da pflegt dann auch das Glück dem Menschen hold zu bleiben. Kurz, unser Regiment hat eigentlich für sich allein nie Malheur gehabt als hernach das eine Mal bald nach dem Waffenstillstand, wo wir das Ding ein wenig gar zu leicht nahmen, und auch da waren wir ja gleich wieder oben auf. Ich bin aber des festen Glaubens, daß wir unsere Fortune zuerst dem Walther verdankten, der uns stets in jedes Unternehmen hinein und durch dasselbe durchriß. Gegen ihn kamen die anderen Offiziere, so tüchtig und muthig sie auch sein mochten, nicht auf. Sie mußten ihm eben nach, mochten sie wollen oder nicht, und da es eben immer gut ging, konnten sie niemals recht mit ihm zanken, zumal bei solchen Affairen meistens niemand schlechter fuhr als der Walther selbst, der jedesmal, wie ich schon sagte, irgend einen Denkzettel zurückbrachte. Schwer freilich waren seine Wunden nicht, und höchstens in einigen Tagen, wenn er sich überhaupt zum Ruhehalten verstand, war er wieder in vollem Gang.

Nach den wilden Gefechten, die in den ersten Junitagen stattfanden und das Mißtrauen etwas hoben, das man seines Zauderns und Ausweichens wegen gegen Bülow zu hegen begonnen, zogen wir uns langsam in die Gegend, wo wir für's erste wenigstens bleiben und Mann und Thier wieder ausfüttern sollten. Es ist dort herum freilich alles Sand und Haide, so daß man selbst in guter Laune seines Marsches nicht froh wird, und wir ärgerten uns nun noch obendrein wüthend über den Waffenstillstand, der eben verkündigt war und uns das Corps des Marschalls Oudinot so zu sagen noch zwischen den schon zugreifenden Fingern weggestohlen hatte. So zogen wir denn sehr verdrießlich unseres Weges, es war, als ob Menschen und Thiere erst jetzt etwas von den Strapazen merkten und sich marode fühlten, und wir achteten nicht darauf, daß es ein prachtvoller Morgen war, so blau und so goldig, so frisch und erquicklich, wie irgend möglich. Wir guckten kaum darnach, daß das Land um uns sich nach und nach änderte, daß die Kiefern fort waren und Laubholz immer reicher und üppiger an ihre Stelle trat, daß statt der mageren Sandfelder gesegnete Ackerbreiten uns begleiteten, und die kahle, ebene Haide sich in ein hügelig Terrain verwandelt hatte, wo unser Weg uns hinauf und hinabführte, wo man hier einmal in eine weite, friedliche Ferne schaute und dann wieder in einen stillen Grund blickte, auf einen glänzenden kleinen Seespiegel, ein lustig dahin rieselndes Wasser, ein ruhiges Dorf mit seinen blühenden Bäumen.

Aber endlich mußte uns das alles doch wohl zu Herzen gehen, es war gar zu schön und freundlich und friedlich, als ob die Gegend umher seit hundert Jahren nichts vom Kriege gesehen habe. Die Vögel riefen und pfiffen in den Wäldern, hie und da schlug eine Nachtigall, von den Ackerbreiten her klang der Lerchengesang, und fern läutete es in den Dörfern zur Kirche. Denn es war der dritte Pfingsttag, den feierte man damals noch.

Wir waren durch ein reinliches und freundliches Dorf geritten, und das stattliche Schloß mit schönen Gartenanlagen, das ganze saubere Aussehen des Orts hatte den Major von Quednow dazu gebracht, einen alten vor seiner Thür sitzenden Bauer nach den Namen des Dorfs und seines Besitzers zu fragen. Ich weiß sie nicht mehr, aber es kommt auch nichts darauf an. Nur daran erinnere ich mich, daß der Besitzer auch in dem Kriege war, wie alle Seinesgleichen und eigentlich wie jeder wehrhafte Mann — dergleichen sahen wir in all den Dörfern nur hie und da einen einzelnen, und dann war er sicher durch unüberwindliche Hindernisse vom Mitgehen abgehalten worden. Die Familie aber war daheim, hier im Schloß und wollte bei den Dorfleuten aushalten, so lange wie möglich; der Alte wußte nicht Gutes genug von der Herrschaft zu sagen. Feinde hatten sie hier noch nicht gesehen.

„Es wäre ja auch ganz arg,“ setzte der Alte hinzu, „die Herrschaft hätte gar keinen Schutz — der gnädige Herr hat alles mit fortgenommen, was irgend Gewehr oder Säbel tragen konnte — und die drüben im Jägerhause wären ganz verloren.“ — „Nun, die schlagen sich wohl leichter durch,“ meinte der Major lächelnd. — „Das thun sie eben nicht, gnädiger Herr Offizier,“ sagte der Alte kopfschüttelnd. „Es sind keine Jägersleute, die wohnen auf dem Hofe im Nebenhause.“ Und wie denn ein Wort das andere gab, erfuhren wir — unsere Schwadron hatte Halt gemacht, um die anderen Schwadronen, die zurückgeblieben, wieder herankommen zu lassen, und wir standen mit unseren Pferden zum Theil nah genug, daß wir alles hören konnten, — also da erfuhren wir, daß im Jäger- oder Jagdhause seit Ende April ein junges Pärchen hause, das kein Mensch in der Gegend kenne. Eines Morgens seien die Leutchen dagewesen und leben seitdem ganz für sich, verkehren nicht einmal mit dem Schloß. Die Schloßfrau wisse freilich wohl mehr von ihnen; — der Herr sei schon fort gewesen, da sie gekommen — aber auch sie verkehre wenig oder gar nicht mit ihnen. Eine Enkelin des Alten sei bei den Leuten im Dienst, die könne nicht genug erzählen, wie lieb sie sich hätten und wie glückselig und lustig sie in ihrer Einsamkeit lebten. Die wäre groß, ja sie hätten die vordere Hausthür mit Blumen versetzt, daß jedermann sehe, hier sei kein Eingang.

Na, mittlerweile waren die Anderen nachgerückt, wir saßen wieder auf und ritten fürder und lachten über das Gehörte,

und der Herr Walther riß seine Witze über die Turteltauben, wie er sie nannte. Gleich hinter dem Dorf fing der Wald wieder an, darin zogen wir wohl eine Viertel Meile oder etwas darüber weiter, und dann kamen wir richtig an dem Jägerhause vorüber. Es war ein altes kleines Gebäude, so eine Art Jagdschlößchen oder Gott weiß, wozu es sonst und später gedient, und lag ein wenig von der Straße zurück in einer Lichtung; vor der Thür war ein von Staketen eingefaßter Garten, hinten schienen sich Anlagen gegen den Wald zu auszudehnen und endlich in denselben überzugehen. Im Gärtchen blühte es von vielen Frühlingsblumen, der Flieder duftete noch, und die Rosen waren im Aufbrechen, und die Thür war, wie der Alte erzählt, richtig mit allerhand Topfgewächsen dicht versetzt, so daß man wohl sah, die hier hausten, wollten nichts von der Welt wissen und seien sich selber ganz genug. Von den Leutchen bemerkten wir nichts, weder an den mit Gardinen verhüllten Fenstern, noch im Garten oder Park. Und ringsum sangen die wilden Vögel so fröhlich, als würden sie nie gestört.

„Sollte man nicht glauben, Wulf male uns da eine Idylle aus dem tiefsten Frieden?“ bemerkte einer von den Zuhörern, als der Alte hier eine Pause machte. „Und es war doch in jener Zeit der größten Erhebung, des allgemeinsten Hasses, die jemals deutsche Herzen in Bewegung gesetzt! — Hätt' es aber nicht geglaubt, Herr Wachtmeister, daß Sie auch auf solche Naturbilder gern genau geachtet, um noch nach vierzig Jahren so anschaulich davon reden zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

* Ludwig Steub und sein „schwarzer Gast.“

Kommt da neulich ein Mann aus Oldenburg, der im Uebrigen wohl für Kunst und Literatur als eine Autorität auf der niedersächsischen Ebene gelten darf, und fragt, ohne zu wissen warum, „wer ist Steub, Ludwig Steub, Dr. Ludwig Steub?“ Also hat der geistreiche Schriftsteller der bayrischen Berge in München doch recht, wenn er in seinen lieblichen „Wanderungen“ klagt, seine Bücher gingen nicht über das Fichtelgebirge nach dem Norden hinaus*). Die Concurrenz der fremden Dichterheroen an der Isar bleibt für den Eingebornen wahrscheinlich zu groß. Wenn es nun aber eine Feder in ganz Deutschland verdient, wegen ihres feinen spielenden Humors der Liebling aller derjenigen zu sein, welche ein höheres Verständniß für das tägliche Leben haben und selber eine innige Poesie in die grüne Landschaft hinaustragen können, so ist es eben Ludwig Steub, der langjährige Freund von Jakob Philipp Fallmerayer, der hochgefeierte Gast im „Engern“, der „heiligen Hermandad“, zu Altheidelberg, wo der Humor zum wissenschaftlichen Geschäft gehört, ein naher Geistesverwandter von Joseph Scheffel und von einem berühmten Historiker am Neckar, der selber als Meister der Laune bekannt ist, in voller kaustischer Ebenbürtigkeit werth geschätzt.

Seit jenen Zeiten, als man mit bayrischen Händen zu Athen das Königthum Griechenland einrichtete, und der junge Rechtsgelehrte dabei am Ilissus mit werkthätig war, sind von ihm in Büchern und Journalen eine Reihe von Arbeiten veröffentlicht worden, die meistens in der graziösesten Weise einen leichten Spott über die Umgegend und die Umgebung ausgießen, während dabei doch dem Leser die freundlichsten Erzählungen und Schilderungen entgegen treten. Die „drei Sommer in Tyrol“ ist bei allem Scherz gradezu ein wissenschaftliches Werk, „die alte Estrompete“ stellt sich den besten Dorfgeschichten Auerbachs' unbedingt an die Seite, wenn es auch Steub selbst einmal in den „fliegenden Blättern“ in höchst amüsanter Art gezeigt hat, wie die ganze Münchener Ludwigstraße in allen Etagen, treppauf, treppab, das Büchelchen in einem einzigen Exemplar leihweise liest und noch dazu — oh Schmerz, laß nach! — in einem Freiexemplare. Dann kamen in der Beilage der Allgemeinen Zeitung die frischesten Schilderungen über das Leben und Treiben der bayerischen Bevölkerung; jene Erklärungen der keltischen Stammwurzeln in den bayerischen Dorfnamen (ausgezeichnet!), die Reise nach St. Gallen zu dem vom Stuttgarter Parlamente geflüchteten Fallmerayer mit der „Umstempelung“ des Passes in Constanz und der Schilderung des Fragmentisten als Mitgliedes der bayerischen Akademie der Wissenschaften und „Inhabers eines königlich bayerischen Steckbriefes“ . . . Alles Musterstückchen des feinsten Humors!

Dieselbe ruhige Gemüthstimmung aber, die Steub einst in einem Freundeskreise am Neckar, als es sich um den Uebertritt Gfrörers zum Katholicismus handelte, die unsterblichen Worte sagen ließ: „Hat er sich damit verbessert?“ herrscht dabei in allen diesen Skizzen weiter; der Verfasser thut eigentlich Niemandem weh, wenn er oft auch sehr sündlich mit seinen Nebenmenschen umgeht. Nur einmal hat es, da die neugriechischen Unterhandlungen zwischen Steub und Fallmerayer der Umgebung leider stets unverständlich blieben — „Cicero sprach ja in gewissen Fällen auch griechisch“ — in Steub's Schriften einen Anstoß gegeben, der zu weiteren diplomatischen Verhandlungen führte. Als nämlich die ersten „Wanderungen im bayrischen Gebirge“ einzeln in der Allgemeinen Zeitung erschienen, mit jener köstlichen Schilderung der Fremdenwirthschaft in Tegernsee, hatte der Verfasser bei einem Blicke über die Grenze nach Oestreich hinsichtlich des politischen Fortschritts jenes Landes auch die bedenkliche Aeußerung hingeschrieben: „in Oestreich — stinkt's!“ Das ging aber doch in der Allgemeinen Zeitung nicht! Dieselbe gestattet es zwar trotz ihrer strengen Haltung ihren bewährten Correspondenten gelegentlich wohl in den Spalten des Organs einen alten Staatshecht wegen persönlicher Uebergriffe Spießruthen durch die öffentliche Meinung laufen zu lassen; allein selbst bei einer solchen Exekution muß man dann stilistische Glacéhandschuhe anziehen; „nur anständig, lieben Kinder, nur anständig in der Allgemeinen Zeitung“, hatte schon einst Heinrich Heine gerufen . . . . aber: „in Oestreich stinkt's!“ das ging in der Carmelitergasse zu Augsburg denn doch selbst bei dem besten Willen nicht. Steub sollte die citirten Worte ändern, er wollte nicht; er verlangte seinen Aufsatz zurück, die Allgemeine Zeitung dagegen konnte es nicht über's Herz bringen, dieses Cabinetsstückchen an Humor fahren zu lassen — — wochenlange Unterhandlungen hin und her! Endlich erhielten wir in Heidelberg die frohe Nachricht: „der Artikel kommt, man hat sich verständigt.“ Und wirklich lief denn auch derselbe in der nächsten Beilage mit voller Glorie, nur unter der kleinen Veränderung ab: in Oestreich stockt's“ —— wir waren nun Alle beruhigt. . . .

Den früheren „Wanderungen im bayrischen Gebirge“ sind voriges Jahr neue reizende Schilderungen gefolgt; der kleine Band mit seinem „Bauerntheater zu Seebruck, mit der Behandlung der literarischen Schätze von Benedictbeuern, der carmina burana, schließt sich dem andern gleichartig an; nur muß man zu lesen verstehen! Und vor einigen Monaten hat Steub eine Novelle „der schwarze Gast“ in die Welt geschickt, die binnen Kurzem drei Auflagen erlebte. Tyrol ist für den Verfasser von jeher die Seelenheimath gewesen. Er und der so früh gestorbene, feingeistige Lentner haben seit Jahren auf eine geistige Hebung seiner Bevölkerung hingewirkt. Als es sich daher jüngst auf dem Tyroler Landtage um die Niederlassung der Protestanten in Tyrol handelte, schrieb er diese kleine Erzählung, in welcher ein auf einem Landsitze in Tyrol weilender alter Arzt aus dem Stedingerlande mit seinem lieblichen Töchterchen Thusnelda den Kampf um die religiöse Freiheit gegen einen Priester in sehr anmuthiger Art führt. Der Dichter nimmt hier eine Waffe zur Hand, zu der in dieser Sache kein Politiker greifen kann; er trägt die Frage unmittelbar in den Familienkreis hinein, und der spielende Humor verfolgt eine hohe sittliche Aufgabe.

Wenn man daher in Oldenburg noch nicht weiß, wer Ludwig Steub ist, so möge man seinen „schwarzen Gast“ einmal aufmerksam lesen. Die Mädchen im Stedingerlande können sich dann für die Gestalt der Thusnelda bei dem liebenswürdigen Verfasser bestens bedanken.

W. K.

* Mit Verlaub, das ist doch nicht so schlimm, wie Steub in seiner Bescheidenheit denkt. Wir kannten und kennen in Norddeutschland sehr viele Leute, welche den Verfasser der „drei Sommer in Tyrol“ seit Jahren hochschätzen und seine Bücher gern lesen. D. R. d. B. S.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kaiser Heinrich IV. und seine Söhne. Von A. von Druffel. — Die Papstfabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Von J. J. von Döllinger. — Die Dialoge des Aristoteles in ihrem Verhältniß zu seinen übrigen Werken. Von J. Bernays. — Studien und Vorträge über Dante Alighieri. Von C. F. Goeschel. — Niobe und die Niobiden in ihrer literarischen, künstlerischen und mythologischen Bedeutung. Von K. B. Stark. — Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Von R. Liebich. — Die deutschen Ortsnamen. Von E. Förstemann. — Topographische und archäologische Abhandlungen aus Griechenland. Von H. N. Ulrichs. — Osterbriefe für die Frauen. Von Fanny Lewald. — D'r Vetter aus d'r Palz. Dichtungen in pfälzischer Mundart. Von J. P. Zeller.

* Literarische Notizen. Der zweite Band der neuen Gesammtausgabe von Julius Mosens Werken liegt vor und bestätigt das Versprechen des Verlegers (Ferdinand Schmidt in Oldenburg), die Ausgabe rasch zu fördern; alle acht Theile sollen noch in diesem Jahr in die Hände der zahlreichen Subscribenten gelangen. Enthielt der erste Band die kleineren lyrischen Dichtungen und Lieder, von denen einige noch im Munde des Volkes leben, so bringt der zweite die beiden größeren epischen Poesieen und freien Umdichtungen mittelalterlicher Sagen, das Lied vom Ritter Wahn und den Ahasver. Jenes erschien zuerst 1831, dieser 1838; es scheint, daß der Dichter sie einer Durchsicht und Ueberarbeitung nicht unterworfen hat — Novellen von Moritz Hartmann in drei Bänden sind aus dem Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg hervorgegangen; die Beliebtheit des Verfassers wird denselben eine weite Verbreitung verschaffen. — Ein neues Werk von Karl Vogt (von Gießen) beginnt in Lieferungen zu erscheinen: es sind Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde. — Der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter hat vor Kurzem Neubrandenburg, wo er sieben Jahre zugebracht, verlassen und ist nach Eisenach übergesiedelt. Beim Scheiden erhielt er vielfache Liebesbeweise, die Turner, Sänger und Schüler brachten ihm einen Fackelzug, für welchen Reuter in seiner herzlichen und humoristischen Weise dankte. — Der Briefwechsel zwischen Goethe und dem Herzoge Karl August ist fertig und in der Versendung begriffen. Er enthält auf etwa 40 Bogen in zwei Bänden über 600 Nummern mit Anmerkungen und Namenregister vom Hofrath Dr. Vogel in Weimar, dem vertrauten Freunde und Hausarzt Goethes. — Eines der schönsten und geschmackvollsten Erzeugnisse deutschen Bücherverlags ist das Werk von Hochstetter über Neuseeland, welches bei Cotta herausgekommen und in Druck, Holzschnitten, Karten und Abbildungen ein Meisterstück ist. Hochstetter gehörte zu den Theilnehmern der Novara-Expedition, die schon manches werthvolle geographisch-ethnographische Buch hervorgerufen hat. — Wilhelm Kiesselbach hat eine Anzahl der nach Stoff und Behandlungsweise verwandten kulturgeschichtlichen Betrachtungen, welche er in den letzten Jahren im Bremer Sonntagsblatte mitgetheilt hat, zusammengestellt und zu einem Ganzen unter dem Titel: „Zum Verständniß des realen Lebens“ vereinigt. Es sind die folgenden Abhandlungen: die realistische Weltanschauung unserer Zeit, der Realismus und die Ethik, der Einzelne und sein Leben, die sittlichen Rückwirkungen des Nationallebens, die Zunahme der politischen Bildung in Deutschland. — Die prachtvolle, 1859 begonnene Jubiläumsausgabe der Schiller'schen Gedichte im Cotta'schen Verlag ist mit der sechszehnten Lieferung nun beendet. Sie enthält 16 große Photographieen nach Zeichnungen von Piloty, Schwind, Remberg, Kirchner, dreißig kleinere und außerdem zahllose Holzschnitte. — Ein fast vergessener Schriftsteller, Karl Herloßsohn, soll zu neuem Leben erstehen, indem eine Auswahl seiner Schriften durch die Kober'sche Verlagshandlung in Prag herausgegeben wird. Den Anfang dieser Lieferungs-Ausgabe macht der Roman „die Hussiten oder Böhmen von 1414—1424.“ Herloßsohn war eine für die vormärzliche Zeit und das damalige Leipzig charakteristische Figur, der Typus des Schriftstellerthums jener Tage, eine der bessere Erscheinungen in dem übrigens sehr gemischten Kreise, der damals an dem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels sich gebildet hatte. Ehrlich und fleißig wie er war, konnte er doch nicht recht auf einen grünen Zweig kommen und gerieth, als die Bewegung von 1848 alles gründlich umwarf, was vorher in literarischen Dingen gegolten hatte, in sehr traurige Verhältnisse, in denen er traurig unterging. Seine Romane sind Mittelgut, immer aber noch besser als vieles von dem, was jetzt Glück macht. Er ist auch der Verfasser der beiden so viel gesungenen Lieder „Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n“ und „Zerdrück' die Thräne nicht in deinem Auge.“ — Ludwig Seeger in Stuttgart arbeitet an einer neuen Uebersetzung der sämmtlichen Werke Shakspere's, welche bei der Jubelfeier im nächsten Jahre zu erscheinen beginnen soll. Den „König Johann“ hat Seeger kürzlich in Stuttgart öffentlich vorgelesen und damit einen bedeutenden Eindruck gemacht. Für diese Bearbeitung interessirt sich Dawison, der das Drama in der neuen Form auf die Bühne bringen will. — Friedrich Halm, der Dichter des „Sohns der Wildniß“ und des „Fechters von Ravenna“, ist noch immer nicht verstummt. Er hat ein Drama „Begum Sumro“ geschrieben, welches in Indien zur Zeit des Warren Hastings spielt und nach Macaulay bearbeitet ist. In Dresden soll das Stück zuerst aufgeführt werden.

[] Lose Blätter. Dichtungen von A. G. von Thünen. Leipzig. 1863. Verlag der Rein'schen Buchhandlung. — Das Büchlein ward uns zugesandt und will besprochen sein, und dies mag geschehen, denn Stillschweigen könnte als Gutheißen gedeutet werden. Was die 184 Seiten dieses Heftchens enthalten, ist meist von der Art, daß einige Kühnheit dazu gehört, dergleichen Poesie zu nennen, theilweise so arge Dinge, daß wir davon nicht näher berichten können. Der Verfasser versucht es bald witzig zu sein, ohne es weiter als zu Trivialitäten zu bringen, bald ergeht er sich in widerwärtigen Gedanken und Ausdrücken. Heine in seinen traurigsten Verirrungen ist hier nachgeahmt. Schlüpfrigkeit und Frivolität treten nicht selten so arg hervor, daß das Papier erröthen müßte, wenn das möglich wäre. Als Belege führen wir unter anderen an Seite 21, 22; 152, 153; 168 und namentlich 169. Da nimmt sich's denn recht wunderlich aus, wenn Seite 131 im „Deutschen Parnaß“ und in mehreren Epigrammen über unsere gesammte Literatur der Gegenwart der Stab gebrochen wird, und man weiß nicht recht, ob man sich ärgern oder lachen soll. Es ist recht unbedacht vom Verfasser, wenn er in einem fehlerhaften Sonett auf Seite 137 von Anderen sagt:

Ist's Poesie, wenn Jemand seine Blöße,
Den Krüppelgeist mit bunten Lappen deckt,
Sich wie ein Hund, — — — — beleckt,
Und Wunder träumt von seiner Dichtergröße?

Die ausgelassene Stelle ist eine der vielen, die so ausgelassen sind, daß wir Anstand nehmen, dieselbe drucken zu lassen.

* Bildende Künste. Die allgemeine deutsche Künstlerversammlung, die im September 1862 in Salzburg gehalten wurde, soll in diesem Jahre in den Tagen vom 18. bis 20. August in Weimar stattfinden. Man ist dort schon mit den Vorbereitungen beschäftigt und hofft auf starken Besuch. Der Großherzog wird den Theilnehmern am 21. August ein Fest auf der Wartburg geben. Die Gäste werden am Abend des 17. auf dem Stadthause empfangen. Am 18. ist Concert im Belvedere und Fackelzug zu den Dichterdenkmälern, am 19. Volksfest im Park, am 20. Festessen und Ball. Die Verhandlungen sind an allen drei Tagen Morgens um 10 Uhr. — Dem Sieger von Eckernförde, dem im vorigen Jahre in Hamburg verstorbenen Major Jungmann, soll bei Wandsbeck auf dem Friedhofe, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichtet werden, welches man am 18. October zu enthüllen gedenkt. Es ist in Sandstein, in etwas mehr als natürlicher Größe ausgeführt, stellt Jungmann dar in ruhender Stellung auf dem umgestürzten Schanzkorb einer zerstörten Schanze, mit der linken Hüfte lehnend an ein Geschütz, den gezogenen Säbel in der Rechten, den Helm auf dem Haupte, mit umgeworfenem Mantel, der die Figur jedoch nur wenig verhüllt, zu den Füßen Geschützkugeln. — In Berlin sollen der erste Kurfürst von Brandenburg und der erste König von Preußen Reiterstandbilder erhalten. Die Statue des Königs Friedrich I. wird auf dem Pariser Platz am Eingang der Linden als Pendant zu der am Ausgang der Allee befindlichen Statue Friedrichs des Großen, das Standbild des Kurfürsten Friedrichs I. wird auf dem Monbijou-Platz aufgestellt werden, wo dieser Fürst seine berühmten Kämpfe mit der Berliner Bürgerschaft bestand. — In Köthen verunglückte am 8. Juni der Landschaftsmaler Eduard Donner, ein Schüler von Friedrich Preller in Weimar. Er wollte am späten Abend des genannten Tages die Eisenbahn unmittelbar bei dem Bahnhofsgeländer, um in seine Wohnung zu gelangen, überschreiten, und ward, indem er dem ihm entgegenfahrenden Magdeburger Zuge auswich, dabei aber den nächsten Schienen zu nahe kam, auf dem eben — ihm im Rücken — der Leipziger Zug zum Anschieben heranfuhr, von der Locomotive des letzteren Zuges erfaßt und augenblicklich getödtet. — Im Dom zu Köln haben die Arbeiten wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, indem man mit der Wegräumung der Mauer beschäftigt ist, welche Hauptchor und Kirche von einander trennte. Die Orgel ist bereits weggenommen worden, um vorläufig durch eine andere an einer Stelle des Hauptraumes ersetzt zu werden. Der Gottesdienst wird daher

in der nächsten Zeit erheblich beschränkt, doch sollen alle Arbeiten rasch gefördert werden, damit die Zusage in Erfüllung gehe, daß vom Anfange des Jahres 1864 an alle Kräfte auf den Bau der Thürme verwandt werden. — In Athen findet man neuerdings viel Wichtiges und Interessantes; so ist kürzlich ein prachtvolles Marmor-Relief an das Licht gekommen, das den besten Zeiten der Kunst angehört und einen Zweikampf zwischen einem Reiter und einem Fußsoldaten darstellt. Die noch vorhandene Inschrift gibt das Geburts- und Todesjahr eines zwanzigjährigen Jünglings Derialios an, der zu Anfang des Korinthischen Krieges (394 v. Chr.) mit vier anderen Gefährten fiel. Auch Pausanias spricht von diesem Grabmal, und so sind wir plötzlich in die Mitte des alten Kerameikos versetzt, fast des einzigen Punktes, der außer der Akropolis nun ganz sicher festgestellt ist. Die jüngst im Sonntagsblatt erwähnte Schrift des Griechen Pervanoglu über die Grabsteine der alten Griechen nach den in Athen erhaltenen Resten derselben ist jetzt auch in deutscher Bearbeitung bei Engelmann in Leipzig erschienen.

* Musikalische Notizen. Die große Ausgabe sämmtlicher Werke Georg Friedrich Händels durch die zu diesem Zwecke gebildete Gesellschaft, an deren Spitze Gervinus, Chrysander und Breitkopf und Härtel stehen, ist in diesen Tagen um zwei neue Bände, den vierzehnten und fünfzehnten, vermehrt worden. Dieselben enthalten Händels Passion nach B. H. Brockes und die vier Hymnen zur Krönungsfeier Georgs II. von England, also Werke aus der früheren Periode des großen Meisters, dessen Glanzzeit mit dem Alexanderfeste, dem Israel in Egypten und dem Messias anhebt. Die Passion nach Brockes oder die „deutsche Passion" entstand bereits um 1716; Händel war damals etwas über 30 Jahre alt, kam zum Besuche seiner Verwandten aus England nach Deutschland herüber und wurde veranlaßt, sein letztes deutsches Tonwerk nach deutschem Text auf Grund der damals berühmten Dichtung von Barthold Heinrich Brockes in Hamburg zu componiren. Seit etwa 1660 hatten mehrere Musiker die Erzählung der Leiden Christi nach den Evangelisten in Oratorienform componirt, Brockes in der überschwänglichen Weise jener Zeit die Bearbeitung des Bibeltextes ausgeführt. Die darnach componirten Passionen sind später alle durch Johann Sebastian Bach in Vergessenheit gekommen. Die Originalhandschrift der Händel'schen Passion ist verloren gegangen, es giebt aber fünf Handschriften aus seiner Zeit, aus denen Chrysander nun die Passion zusammengestellt hat. Händel gab sich der Aufgabe mit Begeisterung hin und stellte seine Vorgänger in den Schatten, betrat aber dies Gebiet vor der Hand nicht weiter, um es erst um mehrere Jahrzehnte später durch seine großen Oratorien zu verherrlichen. Die vier Hymnen, welche den andern Band der Ausgabe ausmachen, sind zur Krönung des Königs Georg II. von England am 11. Sept. 1727 in der Westminsterabtei componirt. Händel wählte für seine Hymnen Stellen aus dem ersten Buche der Könige und aus drei Psalmen; mitten unter seiner rastlosen damaligen Opernthätigkeit war es für ihn eine große Erquickung, geistliche Musik schaffen zu können. Die Krönung wurde wie ein Musikfest behandelt, eine neue prachtvolle Orgel in der Westminsterabtei aufgestellt, Orchester und Chor so geordnet, wie es Händel später bei seinen Oratorien hielt. Der Chor zählte damals nur 12 Knaben und 35 Männer. Von den vier Hymnen Händels ist die schönste die vierte, „mein Herz dichtet ein feines Lied," nach Psalm 45. Die erste Hymne ist siebenstimmig, die dritte sechsstimmig, die zweite und vierte fünfstimmig. Sie wurden in die verschiedenen Pausen der Krönung eingeschaltet. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der Absatz der Händelschen Werke sich jetzt auf etwa 350 Exemplare beläuft. — Die Beethovenfeier in Heiligenstatt bei Wien, auf den 15. Juni angesetzt, hat erst am 22. stattgefunden. Große Menschenmassen wanderten nach den Nußbäumen und Ulmen, unter denen Beethoven so gern weilte. Man hat seine Lieblingsstelle zum Gedenkplatz geweiht, parkähnlich erweitert und mit einer schönen Büste des Meisters von Fernkorn geschmückt. Eine Festcantate und Rede bildeten die Feier an dem neuen Platze. Abends folgte in Wien eine musikalische Feier, bei welcher Beethovens Quartett in G dur, Lieder und Chöre, sowie mehrere Gedichte das Programm ausmachten. — Man hat in der Bibliothek des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin eine kleine einaktige Oper von Albert Lortzing, welcher zuletzt Musikdirector an jener Bühne war, vorgefunden. Sie heißt „der Weihnachtsabend" und wird nun einstudirt. Daß diese Oper zwölf Jahre lang ganz verschollen war, ist nicht recht begreiflich. — Zu Ende des Septembers soll in München ein großes Musikfest stattfinden, für welches man auf die Mitwirkung von Klara Schumann, Joachim und Stockhausen rechnet. Zur Aufführung bestimmt sind der Israel in Egypten von Händel und die heroische Symphonie von Beethoven für den ersten Tag. Für den zweiten Tag sind angesetzt: Suite (D moll) für Orchester von Fr. Lachner, achtstimmige Motette von Palestrina, Scene aus dem Oratorium „Tobias" von Jos. Haydn, Präludium und Fuge für Orchester von Sebastian Bach, Finale aus dem 2. Act der Oper „Idomeneo" von Mozart, Marsch und Chor aus den „Ruinen von Athen" von Beethoven, dann Ode auf den Cäcilientag von Händel. Der Abend des dritten Tages wird im Saale des Odeons Concertvorträge der Künstler bringen. — Das mecklenburgische Musikfest in Schwerin in den Tagen vom 14. bis 16. Juni ist unter der Leitung von F. Schmitt gut ausgefallen. Zur Aufführung kamen der Judas Maccabäus von Händel, die neunte Symphonie von Beethoven, Stücke aus Gluck's Orpheus und Bach's hoher Messe. Im Künstlerconcerte spielte Karl Reinecke das Klavierconcert von Beethoven in C moll. — Das Institut der mittelrheinischen Musikfeste, an denen Wiesbaden, Mainz, Darmstadt und Mannheim sich betheiligen, hat entschiedenes Unglück. Nachdem schon mehrmals Feste ausgesetzt waren, muß nun auch das für den 16. August nach Darmstadt ausgeschriebene wegfallen, da man kein passendes Lokal finden kann, indem das Theater nicht bewilligt wurde. — Das Jubiläum des Musikalienverlegers August Cranz in Hamburg ist am 21. Juni begangen worden; der treffliche alte Herr erhielt aus der Nähe und Ferne die zahlreichsten und glänzendsten Beweise von der Achtung und Liebe, die er in der musikalischen Welt besitzt. — In Zürich starb am 22. Juni der Violoncellvirtuos und Kapellmeister Karl Schuberth aus Petersburg. — Im Verlage von Adolf Gestewitz, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung in Düsseldorf ist ein photographirtes, von dem Düsseldorfer Maler Grot Johann entworfenes Erinnerungsblatt an das 40. niederrheinische Musikfest erschienen. Dasselbe enthält in hübscher Zusammenstellung die nach Orginal-Photographieen im Hagelsbergischen Institute zu Berlin sehr ähnlich dargestellten Miniatur-Porträts der sämmtlichen musikalischen Größen, welche bei diesem Feste mitwirkten. Den Mittelpunkt bildet selbstverständlich Jenny Lind. In der Arabeskenverzierung sind die Bildnisse der Componisten der zur Aufführung gekommenen Werke angebracht.

* Vermischte Nachrichten. Man weiß, welcher Unfug auf manchen Universitäten, z. B. Jena, mit der Verleihung des philosophischen Doctortitels getrieben wird. Gießen, welches früher in dieser Beziehung auch arg wirthschaftete und manche öffentliche Rüge hervorrief, hat sich jetzt von diesem Makel gereinigt und neue Gesetze aufgestellt. Nach denselben muß der Doctorand jetzt in Gießen selbst erscheinen und ein Examen bestehen, auch nachweisen, daß er wenigstens drei Jahre lang auf einer Universität studirte. Somit ist jedem weiteren Unfug ein Ziel gesetzt; hoffentlich folgen Jena und andere Hochschulen diesem Beispiel. — Karl Devrient, der älteste der drei berühmten Brüder, hat endlich der Bühne entsagt und ist in Pension getreten; der König von Hannover hat ihn zu seinem Vorleser gemacht. Karl Devrient zählt jetzt 65 Jahre. Auch Karl Grunert in Stuttgart verläßt in diesen Tagen die Bühne. — Schillers Tochter, Frau Emilie von Gleichen-Rußwurm, hat ihr Verzeichniß der Festgaben zur Schillerfeier von 1859 vollendet und im Druck herausgegeben, „um den Deutschen einen Ueberblick jener großartigen Novemberfeier" darzubieten. Eingeschickt sind 1054 Gaben aus 490 Städten, die meisten aus Berlin, Wien, Stuttgart, Nürnberg, Hamburg und Breslau. Außerhalb Deutschlands haben sich besonders die Schweiz, Ungarn, Siebenbürgen, vorzüglich Amerika hervorgethan; in den vereinigten Staaten, die damals noch vereinigt waren, haben mehr als 90 Städte eine Schillerfeier begangen. Italien ist mit Rom, Neapel, Venedig und Verona, die iberische Halbinsel mit Malaga und Lissabon, Frankreich mit Paris und Lyon, die Niederlande mit Brüssel und Antwerpen, Amsterdam, Rotterdam und Leyden, England mit London, Liverpool und Edinburg, Rußland und Polen mit St. Petersburg, Orenburg, Astrachan, Hapsal, Riga und Warschau aufgeführt. In Krakau und Lemberg, in Jassy und Bucharest, in Konstantinopel und auf der Insel Malta haben Deutsche das Jubiläum ihres Dichters begangen. — In England trifft man Vorbereitungen, den 23. April 1864, den dreihundertjährigen Geburtstag Shakspere's, festlich zu begehen; hier ist eine öffentliche Behörde schon mit der Berathung über die glänzendste Weise der Demonstration beschäftigt, da entwirft ein Club Pläne für seine Feier des Gedenktages, dort nehmen einige Privatpersonen die Sache gemeinschaftlich in die Hand. Wie dankenswerth es wäre, alle diese Einzelbestrebungen in einen Mittelpunkt zu vereinigen, ist von selbst einleuchtend; denn nur durch große gemeinsame Anstrengung, nicht durch zersplitterte Redeübungen, dramatische Vorstellungen, Diners kann das Andenken eines Shakspere würdig gefeiert werden. So ist dem Shakspere-Comité, welches sich die Aufgabe gestellt hat, der beste Erfolg zu wünschen. An Namen von Einfluß fehlt es ihm nicht, in letzter Zeit sind ihm u. A. noch Earl Russell, General Sir John Bourgoyne, F. W. Gibbs, Alfred Tennyson beigetreten. Seine ursprüngliche Idee war, Shakspere's Geburtshaus anzukaufen. Neben diesem Vereine steht noch der Garrick-Club, dessen Hauptzweck die Hebung des dramatischen Collegiums ist; und der Urban-Club, welcher die Errichtung einer Statue Shakspere's in London ins Auge gefaßt hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

№ 28. Bremen, 12. Juli. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Ferney und Voltaire.

Von Ferdinand Lotheißen.

Als uns ein kleines Segelboot über die klaren Wogen des Genfer Sees leicht dahin trug und uns an dem stillen Sommerabend die unendliche Herrlichkeit der Alpennatur aufging, da gedachten wir der tiefen und wundervollen Strophen Byrons, mit welchen er den See begrüßt*). Ja es liegt eine erhabene Poesie auf diesem Lande, das von der strömenden Rhone durchzogen, um den See sich zu einem paradiesischen Thal erweitert und von den Alpen mit dem schneegekrönten, ernsten Montblanc auf der einen, von dem Jura mit seinen steilen Abhängen auf der andern Seite begrenzt wird. Dem müden Dichter ging das Herz auf, als er den Frieden dieser Natur athmete. „Du reiner stiller See", ruft er aus, „dein ebner Spiegel, so fremd der Welt, in der ich lebte, heißt mich in seiner Ruhe, die Wogen des irdischen Lebens für eine reinere Quelle zu verlassen. Einst liebte ich das Tosen des Meers, doch dein sanftes Plätschern spricht nun in süßem Flüstern zu mir, gleich der Klage einer Schwester, daß ich in wilder Lust so umgetrieben." Immer tiefer versenkt sich der Dichter in die Betrachtung der Natur, des gestirnten Himmels und der schlafenden Erde. Sein ahnender Geist möchte das All und sein Geheimniß ergründen. „So regt sich das unendliche Gefühl, das sich so nur in der Einsamkeit zeigt, in der man am wenigsten allein ist."

Der begeisterten Dichterworte ist der Genfer See sicher werth, und er bleibt Allen unvergeßlich, die einmal an seinen Ufern geweilt haben; doch wir wollen für heute nur die Erinnerung an diesen Zauber der Natur zurückrufen, um dann auf die vergangenen Zeiten zurücksehen zu können, da diese Thäler Zeuge eines geistig angeregten, für die Weltliteratur bedeutungsvollen Lebens waren.

Genf ist eine in jeder Hinsicht merkwürdige Stadt. Von einem rüstigen, thatkräftigen Geschlecht bewohnt, war sie lange die Vorkämpferin für geistige und politische Freiheit der Völker. Schon im Mittelalter widerstand sie mit muthigem Bürgersinn den Ansprüchen der Herzoge von Savoyen. Ihre Kämpfe hatten Erfolg, und kaum stand Genf völlig frei und selbständig da, als es auch auf kirchlichem Gebiet der bestehenden Herrschaft entgegentrat. Bald war es der Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung, welche den ganzen Westen Europas neu gestalten sollte. Sonderbare Entwickelung! Eine kleine Republik, von lebenslustigen Bürgern bevölkert, sieht durch die Gewalt eines einzigen Mannes ein neues Geschlecht in seinen Mauern einziehen, unterwirft sich den despotischesten Maßnahmen und Bestimmungen des heimischen Regiments, während sie den mächtigen Nachbarstaaten gegenüber, die jede ketzerische Neigung mit dem Scheiterhaufen ersticken, die Freiheit des Glaubens aufrecht erhält und durch ihre Partei in den Niederlanden, in England und Schottland den Anstoß zu einem Kampfe giebt, der in jeder Hinsicht die segensreichsten Folgen aufzuweisen vermag.

Bald wurde Genf der Ort, wohin sich Männer aller Länder zurückzogen, wo sich ein lebhafter Verkehr entwickelte und ein Centralpunkt für die Bestrebungen des 16. Jahrhunderts entstand. Dieses rege Leben minderte sich naturgemäß im folgenden 17. Jahrhundert, da die zwingende Kraft der Begeisterung, welche einst den Genfer Rath in seiner strengen Herrschaft gestützt hatte, allmälig schwand und den schweren Druck immer empfindlicher fühlen ließ. Die Herbheit der früheren Zeit artete bei einem anders gearteten und andere Ziele verfolgenden Geschlecht in starre Einseitigkeit aus. Die geistige Freiheit fand jetzt anderwärts größeren Schutz und weiteren Spielraum, und Genf war nicht mehr der fast einzige Sammelpunkt der verfolgten Schutzsuchenden. Doch behauptete es fortwährend mannhaft seine Unabhängigkeit und sein Asylrecht, und dieses sichert ihm auch, und zwar vorzugsweise in der französischen Kulturgeschichte, seine fortdauernde Bedeutung.

Wenn auch politisch unabhängig und heute noch wie sonst sogar Frankreich abgeneigt, ist Genf dennoch, an Frankreich grenzend, eine Sprache mit ihm redend und von demselben lebhaften Keltenblut, durchaus französisch und geht mit der Entwickelung jenes Landes Hand in Hand. So sind Genf und seine Umgebung auch für die französische Literatur von Wichtigkeit, und besonders die bewegte Zeit, welche der Revolution voranging und sie vorbereitete, fühlte lange einen Hauptanstoß aus jenem abgelegenen Thal am Genfersee; die zwei bedeutendsten Namen der Literatur jener Tage, Voltaire und Rousseau, sind für immer mit der Geschichte Genfs verknüpft.

Es war im Jahre 1755, daß Voltaire bei dem Rath von Genf um die Erlaubniß einkam, auf dem Gebiete der Stadt unbehelligt wohnen zu dürfen. Er war schon vielfach in der Welt

*) Childe Harold, III., 85. ff. Das Bremer Sonntagsblatt hat im Jahrgang 1858 (Nr. 15) eine vortreffliche Uebersetzung dieser Episode von Otto Gildemeister mitgetheilt.

herumgekommen, hatte England gesehen und die Freiheit dort kennen lernen, hatte am Hofe Friedrichs des Großen gelebt und sich ein fürstliches Vermögen erworben. Vor Allem hatte er in seinem Vaterlande die mannichfaltigsten Schicksale, Vertheidigung und Verfolgung, Flüche und Bewunderung erfahren.

Jetzt war er ein Sechsziger und gedachte sich in der reizenden Landschaft am Genfer See bleibend niederzulassen. Im Waadtland, das damals noch unter Berner Hoheit stand, kaufte er sich zu Monteion in der Nähe von Ouchy und in Lausanne zwei Häuser, die er auf das kostbarste herrichten ließ. Außerdem erwarb er eine Villa bei Genf und ein Landgut auf französischem Boden, hart an der Genfer Gränze, das vielgenannte Schloß Ferney. In Lausanne wurde er zunächst heimisch, und bald sammelte sich ein großer Kreis von Bewunderern um ihn. Ein Liebhabertheater wurde zum großen Aerger vieler frommen Seelen gegründet, die den Staat am Rande des Verderbens dadurch angekommen glaubten. Voltaire selbst und seine Anhänger, die zu den angesehensten Familien der Stadt gehörten, traten auf, und zwar wurden mit Vorliebe des Dichters neueste Dichtungen dargestellt. Allein der Anstoß, den er damit gab, sowie mancher Verdruß, den er sich durch seine scharfe Zunge zuzog, bewogen ihn, seinen Aufenthalt in Lausanne bald aufzugeben und ganz nach Genf und Ferney überzusiedeln.

In den Delices, seinem reizenden Genfer Landhause, begann er natürlich gleich wieder ein Theater einzurichten, ohne das er nun einmal nicht sein konnte. Derselbe Kampf entspann sich alsbald in Genf, wie er in Lausanne geführt worden war. Schon mehrmals hatte der Genfer Rath früher auf das dringende Verlangen des französischen Gesandten, dem man zu Zeiten nicht ausweichen mochte, einer Schauspielertruppe die Erlaubniß zu Vorstellungen ertheilt, immer aber sobald als möglich wieder zurückgezogen und mit Strenge jede Neigung zu dramatischen Spielen und besonders jeden Versuch der jungen Leute, selbst aufzutreten, unterdrückt. Doch das Völkchen war nicht ganz gut aus den Klauen des Teufels zu retten. Es ist höchst komisch zu lesen, wie sich Geistlichkeit und hohe Obrigkeit mit Perrückenmachern und Barbiergesellen herumschlagen, wie immer wieder Dutzende von theaterlustigen Sündern vorgerufen, getadelt und zur Abbitte auf den Knieen verdammt werden, und das Uebel doch nicht auszurotten ist. Und doch waren es ernste Stücke, meist Tragödien, an denen sich die jugendlichen Mimen versuchten.

Um so größer war der Schrecken, als man Voltaire's Absicht vernahm. Ein langer und energisch mit allen Mitteln geführter Kampf begann nun zwischen Voltaire und den „Perrücken", wie er seine Gegner nannte. Die Pfarrer bekamen den Auftrag, in ihren Bezirken herumzugehen und vor dem Theater zu warnen, insbesondere diejenigen anzugehen, die sich so weit vergessen könnten, selbst aufzutreten. Voltaire antwortete darauf, indem er sein Theater in Tournay auf französischem Boden aufschlug, wohin man aber von Genf aus sehr leicht gelangen konnte. Dorthin ließ er einige Mitglieder der Comédie française von Paris, darunter den seiner Zeit weitberühmten Lekain kommen, mit welchen — zum Gräuel der Republik — einige junge Genfer Damen zugleich auftraten. Neue Klage der Geistlichen über Verfall und Sittenlosigkeit und ein neuer strenger Beschluß des Raths gegen die Schauspieler. Aber Voltaire parirt den Hieb und dringt hitziger vor. Er verlegt sein Theater nun gerade vor die Thore Genfs, nach Chatelaine, einem kleinen Ort ½ Stunde unterhalb des See's, da wo die Rhone wieder ausströmt. „Lekain soll nun in Chatelaine spielen, um die Kinder Genfs zu entsittlichen!" ruft er mit Hohn.

Die Aufregung stieg in Genf auf den höchsten Punkt, und es war in der That, als ob die Stadt von einem auswärtigen Feinde bedroht wäre. Von Haus zu Haus wanderten die Seelsorger und warnten und baten und ließen sich feierlich versprechen, daß Niemand das gefährliche Haus in Chatelaine besuchen wolle. Lekain schien vor leeren Bänken spielen zu müssen. Doch siehe, als der bestimmte Tag kam, vergaßen die Genfer ihr Versprechen; schaarenweise zogen sie nach Chatelaine hinaus und, da das Wetter ungünstig wurde, waren bald alle Wagen der Stadt und Umgegend vergriffen. Schon des Vormittags füllte sich das Parterre, und Voltaire feierte mit Lekain die größten Triumphe. Das Publikum war in seinem eignen Innern uneinig und gespalten. Es jubelte entzückt über die Leistungen des großen Mimen und schauderte zugleich über sein eignes sündhaftes Entzücken. Wir entnehmen diese Notizen einem interessanten, wenn auch etwas einseitigen Buch über die Beziehungen Voltaire's zu den Genfern, das vor einigen Jahren erschien und eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe enthält*). Es wird dort auch mitgetheilt, daß Voltaire mitten im Stück, bei einem stürmischen Beifallsausbruch des Publikums über Lekain, plötzlich in höchst vernachlässigtem Kostüm, auf seinen Stock gestützt, aus den Coulissen hervorgehumpelt sei und den Künstler auf offner Scene umarmt habe.

Eine noch drastischere Scene ereignete sich an einem andern Abend, als es dem Parterre einfiel, bei einem Voltaire'schen Lustspiel, das seine republikanische Vorliebe beleidigte, zu pfeifen. In diesem Lärmen erschien der erzürnte Dichter am Rande seiner Loge mit gehobenem Stock und drohte den Lärmenden, er sei hier zu Hause, und wenn sich die hochgeehrten Herren nicht ruhig verhielten, würde er ihnen einen Schlag versetzen, wie ihre Republik noch keinen erhalten habe. Beifall und Heiterkeit antworteten auf diese Zornesergießung, und das Stück ging ruhig zu Ende. Man gedenkt dabei leicht einer ähnlichen Bewegung Goethe's, der sein olympisches „Man lache nicht!" dem unruhigen Publikum zurief.

Im Jahre 1766 erneuerte sich die Forderung des französischen Gesandten, daß die Errichtung einer Bühne in der Stadt selbst erlaubt würde. Nach vergeblichen Anstrengungen mußte der Rath zustimmen, weil Frankreich damals die wichtige Rolle eines Vermittlers in innern Zwistigkeiten übernommen hatte. Aber schon nach zwei Jahren wurde das neue Theater an der Place neuve ein Raub der Flammen, und so groß war doch die Bigotterie und der Aberglaube eines großen Theils der Bevölkerung, daß sie, die sich so oft an der Kunst vergnügt hatten, nun doch das Feuer als einen Wink des Himmels betrachteten und keine Hand zur Hülfe rührten. Und bis auf den heutigen Tag gilt der Besuch des Theaters in vielen Genfer Kreisen als unanständig. Voltaire ließ aber nach dem Brande wieder in Chatelaine spielen, während er selbst sich mehr und mehr auf Ferney beschränkte. Das Theater in Chatelaine steht noch heute, aber in dem öden Saal, der jetzt als Scheune und Magazin dient, ist Alles, bis auf die kahlen Logenwände, verschwunden. Ein Pächter bewohnt das vordere Haus, und Alles geht seinem schnellen Verfall entgegen.

Sehr wohl erhalten ist dagegen das Schloß zu Ferney. In einer kleinen Stunde fährt ein Wagen bis zum Dorfe gleichen Namens. Am Ende der Hauptstraße biegt eine schöne Seitenallee ab zu Voltaire's Hause, jetzt der Besitzung eines reichen Genfer Herrn. Der große Garten umher ist in dem altfranzösischen Stil erhalten; steife, aber dichte, schattigkühle Gänge, in welchen der Dichter einst seine Erholung suchte, führen rings umher, und von allen Punkten bietet sich eine entzückende Aussicht in die fruchtbare weite Landschaft. Tritt man eine breite Treppe hinauf in das

*) Voltaire et les Genèvois. Par A. Gaberel, ancien pasteur. Paris et Genève 1857.

Haus selbst, so steht man in dem ehemaligen Salon Voltaire's, den man fast unverändert gelassen hat. Hier wurde nach seinem Tode das Herz des Philosophen aufbewahrt, das man von Paris, wo er gestorben war, hierher brachte. Eine Tafel enthält folgende Inschrift: **Mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de vous. Son esprit est partout et son coeur est ici.** Bilder, zum Theil mythologischen Inhalts, füllen die Wände. Auch das anstoßende Schlafzimmer wird noch in der alten Einrichtung gezeigt. Es enthält ein Bett, einen bequemen Langstuhl und die Porträts der von ihm hauptsächlich verehrten Menschen, so ein Bild der Kaiserin Katharina von Rußland, das die philosophische Despotin dem Gefeierten selbst geschenkt hat, ein Bild Friedrichs II., das schon an sich merkwürdig ist. Es zeigt den König in seinen kräftigen Jahren, mit geröthetem Gesicht und geistvollen kräftigen Zügen. Das Gemälde verdient mehr bekannt zu werden, da Friedrich sicher kein schlechtes Bild an Voltaire geschenkt hat. Ein Porträt des Dichters selbst, seiner bekannten Freundin, der Marquise de Chatelet, ferner Delille's, Franklin's, Washington's und des Papstes Clemens XIV., mit dem er überhaupt in gutem Einvernehmen stand, der ihn nach Rom einlud, während die französische Klerisei ihn als eine Ausgeburt der Hölle verdammte.

Voltaire gab vor, leidend zu sein, und blieb oft Tagelang für Jedermann unsichtbar. Seine Gegner behaupteten, er wolle sich dadurch interessanter machen, daß er, der Schwache, noch solche Werke des Geistes hervorbringe. Aber es erklärt sich wohl einfacher so, daß er der Last der vielen Besuche durch diesen Vorwand entging, um seine Zeit der angestrengtesten Arbeit zu widmen. Denn Ferney war damals ein Anziehungspunkt und ein Wallfahrtsort für die ganze vornehme und gebildete Welt. Und dabei war des Dichters Thätigkeit fast unbegreiflich. Trotz der vielfachen Abhaltungen durch Besuche und der Gastlichkeit seines Hauses, fand er nicht bloß Muße für seine literarischen Werke, er führte auch eine höchst ausgedehnte Correspondenz, beschäftigte sich mit dem geringsten Umstand seiner Haushaltung und seiner Vermögensverwaltung und fand daneben immer noch Zeit für sein Theater, seinen Krieg mit den Genfer Pastoren und für jene denkwürdigen Processe, in welchen er die gemordete und bedrohte Unschuld reinigte und als begeisterter Vertheidiger der Gewissensfreiheit auftrat.

Voltaire mit dem gewöhnlichen Maßstab eines einfachen Menschen messen zu wollen, ist vergebene Arbeit; besonders darf man in Deutschland bei dem Urtheil über ihn nicht einzig von seinem Verhältnisse zu Friedrich II. oder den Streitschriften Lessings ausgehen. In ihm war eine so wunderbare Mischung von Hoheit und Gemeinheit, Seelenadel und Niedrigkeit, daß sein Charakter schwer zu begreifen ist. Während er in Sanssouci die schmutzigste Habsucht offenbarte, gab er in Ferney unzählige Proben von Wohlthätigkeit in großem Maßstabe. Die Bewohner des Ortes, dessen Wohlstand er gründete, wußten davon viel zu erzählen. Einem Bauersmann, der wegen Schulden im Gefängniß saß, bezahlte er die ganze Summe von mehreren tausend Franken, half Wittwen und Waisen, schenkte oder lieh ihnen Geld ohne Zinsen und half in jeder Verlegenheit. Corneille's Nichte, die in große Armuth versunken war, nahm er gastlich in Ferney auf, besorgte eine Ausgabe von Corneille's Werken mit seinen Noten und ließ ihr den ganzen Ertrag, der sehr bedeutend war. Als sie sich später verheirathete, schenkte er ihr noch eine weitere beträchtliche Summe.

Aber Voltaire war ein Kind seiner Zeit, die frivol und skeptisch war. Gegen die Demoralisation der Kirche und des Staates in Frankreich, die schon Jahrhunderte währte, erhob sich endlich der Geist der Nation. Die Bewegung des vorigen Jahrhunderts ist darum doch eine gewaltige und großartige, wenn sie auch viele Ueberstürzungen und schwere Verschuldungen im Gefolge hatte. Voltaire gehörte zu den Geistern, die eine Bewegung mit veranlaßten. Während ein anderer Genfer, Jean Jacques Rousseau, mit seinen Worten im Volk zündete, war Voltaire der Prophet der höheren Kreise, welche die feine Sinnlichkeit, den Zweifel, den Liberalismus für sich behalten wollten. In dieser Beschränkung kämpfte man entschieden gegen Pfaffen und Jesuiten. Doch hatte man nicht gelernt zu unterscheiden, und jede Religion galt nun als Pfaffenthum und Finsterniß. So erklärt sich Voltaire's Auftreten gegen die Strenge und den starren Purismus Genfs, den zu brechen ihm eine Ehrensache wurde. Und war es nicht in der That eine unerträgliche Lage für jeden Mann, der nur irgend etwas Selbstgefühl und eine freiere Anschauung in sich trug, daß er ohne Weiteres sich vor den Rath citiren, herunterkanzeln lassen und dann noch auf den Knieen vor den Herren Abbitte thun mußte? Aber Voltaire ging in der Wahl seiner Mittel zu weit, und wenn die Behauptungen, die seine Genfer Gegner aufstellten, begründet sind, so scheute er selbst vor den verwerflichsten nicht zurück und suchte in Kirchen und Schulen im Format und Einband der Gebetbücher die frivolsten und obscönsten Schriften unter die Jugend zu bringen, um den lüderlichen Geist zum Siege zu führen. Die andern schlüpfrigen Werke des Dichters lassen ein solches Vorgehen nicht als unwahrscheinlich erscheinen, zumal wenn wir wissen, wie gereizt er allmälig in dem Kampfe wurde, den er nach beiden Seiten gegen die Jesuiten und die calvinistischen Genfer zu führen hatte. Seine »Pücelle«, deren Autorschaft er mit starken Betheuerungen ableugnete, mußte er zu seinem Aerger von Henkers Hand in Genf verbrennen sehen und sich öffentlich als den wahren Antichrist schildern lassen. Hieraus erklärt es sich wohl auch, warum Voltaire in Ferney eine Kirche, mit der bekannten Inschrift Deo erexit Voltaire, errichtete. Es galt ihm damit seine Gegner zu widerlegen, die ihn als Gottesleugner hinstellten. Mitunter fielen auch ergötzliche Scenen vor. Er hatte Arbeiter aus Savoyen auf seinem Felde, die ihm mähten. Plötzlich sahen sie eine Gestalt in sonderbarem Aufzug aus den Laubgängen hervortreten und hörten furchtbare Verwünschungen und Flüche gegen sich ausstoßen. Es war Voltaire, der im Costüme Mohameds dessen Verse declamirt hatte, seitdem aber als der unzweifelhafte Gottseibeiuns bei den savoyischen Bauern galt.

In jene Zeit fällt auch der Beginn des literarischen Streites zwischen Voltaire und Rousseau. Letzterer stellte sich auf die Seite der Genfer, die er mit dem Aufwand seiner ganzen sprachlichen Meisterschaft vertheidigte. Doch stand Rousseau seine Vergangenheit entgegen, und dem schwankenden Charakter gegenüber, der zum Katholicismus übergetreten war und dann wieder sich bekehrt hatte, war Voltaire, der sich stets gleich geblieben, oft im Vortheil. Ein ernsterer Gegner war der bekannte und gelehrte Bonnet, der dem Philosophen oft hart zu Leibe ging. War es nicht anders möglich, so rächte sich Voltaire durch Excentricitäten, womit er die Bevölkerung in Genf aufregte. In der ernsten Stadt, die fast keinen Privatwagen sah, fuhr er immer mit vier Pferden und so schnell als möglich; wo er hielt, lief das Volk zusammen und gaffte.

Aber derselbe Mann trat auch gleichzeitig, nicht von Eitelkeit und Ruhmsucht verleitet, sondern von der reinen Liebe zur Wahrheit und seinen Mitmenschen geführt, für die Unglücklichen auf, die der Fanatismus auf's Rad geflochten und als Mörder gebrandmarkt hatte. Voltaire rettete durch eine vierjährige fortgesetzte Arbeit, einen nie nachlassenden Eifer, mit dem er wieder und wieder den furchtbaren Justizmord klar darlegte, sich an alle einflußreichen Größen Frankreichs und des Auslands wendete

und die genauesten juristischen Gutachten verfaßte, endlich den Ruf einer unglücklichen Familie. Jean Calas war 1762 hingerichtet worden, 1766 wurde das Urtheil cassirt, sein guter Name wieder hergestellt und die Familie, die in Ferney ein Asyl gefunden hatte, mit 36,000 Franken Blutgeld entschädigt. Und mit demselben Eifer, ohne die noch größeren Mühen zu scheuen, trat er bald danach für einen anderen armen reformirten Verfolgten, Namens Sirven aus Languedoc, auf, dessen Tochter in ein Kloster gelockt und dort bekehrt worden war. Das arme Mädchen hatte es nicht ausgehalten, war zur Nachtzeit entflohen und in der Eile in einen Brunnen gestürzt und ertrunken. Sirven war von demselben Loose wie Calas bedroht. Er floh noch rechtzeitig, aber es war Winter, und seine Frau starb vor Elend auf der Flucht. So kam er nach Genf, und auch er fand in dem Philosophen von Ferney einen beredten und warmen Vertheidiger. Aber diesmal waren neun Jahre Arbeit nöthig, eine Freisprechung zu erlangen. In solcher Thätigkeit und in solch aufregendem Kampfe verbrachte Voltaire seine letzten zweiundzwanzig Jahre, in einem Alter, da die meisten Menschen von ihren Anstrengungen ruhen. 1778 folgte der vierundachtzigjährige Greis einer Einladung nach Paris, wo ihn das Volk durch alle Klassen bis zu den höchsten mit Begeisterung empfing und einem siegreich heimkehrenden Feldherrn gleich erhob, so daß er im wahren Sinn des Worts von Ehren erdrückt am 7. April 1778 starb.

Und wunderbarer Wechsel des Lebens! Dem Vielgepriesenen wurde die christliche Bestattung verweigert, und die Todtenfeier, welche die Akademie veranstalten wollte, vom Erzbischof von Paris verboten. Erst die große Revolution ließ seinen Körper in das Pantheon bringen.

So ist Voltaire's Name eng mit der Geschichte Genfs und des Genfer See's verknüpft, und Byron hat Recht, wenn er in seinem Sonett an den See ausruft *):

Rousseau, Voltaire und Gibbon und die Staël —
Werth sind die Namen, Leman, deiner Schöne,
Und sie ist werth der Namen, deren Töne
Dich nennten noch, vergingst du auch einmal.

Es traf, wie Alle, sie dein Zauberstrahl,
Und, daß dich noch ein höh'rer Zauber kröne,
Ward dir die Gegenwart der Göttersöhne,
Die dir erbauten einen Weisheitssaal.

Nun, wenn uns deine Silberwellen schaukeln,
O schöner See, empfinden wir noch wärmer
Die Gluthen seliger Begeisterung.

Die ew'gen Klänge, die uns hier umgaukeln,
Wo wir an großen Geistern immer ärmer,
Sie nennen tröstend, was das Grab verschlungen.

---

* Der tolle Walther.

Eine Geschichte von Anno Dreizehn.

Von Edmund Hoefer.

(Fortsetzung.)

Die anderen Zuhörer schüttelten den Kopf über die Unterbrechung, der Alte jedoch beachtete weder dies Zeichen der Mißbilligung, noch nahm er von dem ein wenig spöttischen Ton des jungen Ueberklugen anders Notiz, als daß er halb gegen die Anderen gewendet sagte: „da irrt sich der Herr eben, und zwar thut er's zwiefach. Es kommen im wildesten Kriege noch immer Zeiten, da giebt's Ruhe, und hart neben der Stelle, wo Blut und Brand, Getümmel und Plünderung herrscht, sind nicht die Menschen freilich, aber Wald und Feld und ihr Gethier meist im tiefsten Frieden. Das ist das Eine, das Andere aber ist: Unsereiner guckt sich am Ende doch auch zuweilen um nach dem, was es um ihn her giebt. Und vollends wo Einer wie ich seine Jugend immer in Feld und Wald gewesen und nachher fast nur in der Stadt lebte, der hat dann ein offen Ohr und Aug' für alles und eine herzliche Freude und Liebe, wenn er einmal in die alten Reviere wieder zu Besuch kommen darf.“

„So ist's recht, Wulf“, sprach der Rittmeister mit sichtbarer Befriedigung. „Es ist der pure, und zwar nicht der am wenigsten verzeihliche Aberglaube, daß die Freude an unserer Umgebung nach unserer Stellung in der Gesellschaft allein steige oder falle. Aber was wollen wir uns darüber herumstreiten! Jetzt sollen Sie weiter erzählen. Wir sind auf das Folgende begierig. Ihr Walther Lorch ist ein Mensch, an dem man Theil nehmen muß.“

Der Alte fing nach einer kleinen Pause wieder an. „Ich weiß nicht, was mir bei all dieser Heiterkeit und Lustigkeit das Herz nicht recht aufgehen lassen wollte“, erzählte er. „Mir war kurios zu Muth, und wären wir, anstatt in den Frieden, in den Krieg und einer Bataille entgegen geritten, so würde ich geglaubt haben, daß mir ein Unglück bevorstehe. Ich hab's auch sonst erlebt, daß mir zuweilen so ein jäher Gedanke oder eine Ahnung durch den Kopf gefahren, die ich dann partout nicht wieder los werden konnte, und dann ist jedesmal auch etwas davon oder gar alles wahr geworden. So war's jetzt, und ich muß wohl ein wenig absonderlich einher geritten sein und gar still darein geschaut haben, denn mit einemmal war der Herr von Beeren neben mir und guckte mich lachend an und meinte: „nun, Wulf, was ist's mit dir, daß du so gar besondere Augen machst? Ist dir das Häuslein vorhin im Walde und das Taubenpärchen darin zu Kopf gestiegen und hat dir das Herz gerührt? Hast du auch was Liebes daheim, alter Knabe?“

„Nein, Herr Lieutenant, dergleichen ist nichts für mich“, sagte ich und wäre gern munter gewesen, allein es ging nicht. „Weiß selber nicht, wie mir ist, aber es ist schon richtig — das Haus da und die Liebesleute darin, die's so heimlich machen, wollen mir nicht aus dem Kopf.“ — „Siehst du wohl?“ versetzte er scherzend. „Dein altes Dragonerherz ist gerührt. Es ist aber auch ein Einfall, wie er jemand, der Glück und Lust vom Leben will, gefallen muß. Und glücklich heiß' ich die Leutchen schon um dessentwillen, daß sie in unserer Zeit solchen Einfall gehabt, und noch mehr, daß sie Muth und Gelegenheit fanden, ihn auszuführen. Ich hätt's nicht gekonnt; mir würde die Ruhe gefehlt haben.“ — „Das ist's nicht, Herr Lieutenant“, sagte ich wieder, „sondern leider Gotts etwas ganz Anderes. Hat Ihnen der Herr Walther wohl einmal von dem geredet, was ihm dazumal in Preußen droben das Herz so schwer gemacht?“ — „Das hat er freilich, Wulf, wenn du das von seiner Cousine und dem Leopold Lantowski meinst“, entgegnete Herr von Beeren ernster. „Aber ich sehe nicht, was das hiermit zu thun haben könnte?“ — Und da meint' ich: „Herr Lieutenant, es ist vielleicht ein dummer Gedanke, aber ich werd' ihn eben nicht los: wenn es nun dies Paar wäre, das sich hier verborgen hält?“

Es muß wohl etwas durch seinen Körper gezuckt sein, was mir nicht direct sichtbar wurde, aber ich spürt' es daran, daß sein Gaul sich jählings hob und einen Satz machte, wie besessen. „Donnerwetter“, sagte er dann, und seine Augen hatten sich verfinstert, „Gespensterseher, der du bist, wie kommst du auf einen so tödtlichen Einfall? Daß du dich nicht unterstehst, auch nur eine Silbe davon gegen irgend jemand laut werden zu lassen! Es ist der pure, helle Unsinn — wie werden die Beiden sich

*) Byrons lyrische Gedichte, übersetzt von Ernst Ortlepp.

hier festsetzen, nachdem sie die Ihren so beleidigt und der Lantowski obendrein fast wie ein Deserteur angesehen wird! Ich weiß von keinem alten Offizier, der jetzt nicht wieder eingetreten! — Aber gleichviel, käme Walther auf solche Gedanken, so gäbe es, darauf schwöre ich, den tollsten seiner tollen Streiche. — Also, Wulf, ich kann mich auf dich verlassen?" — „Darüber können der Herr Lieutenant ruhig sein", erwiderte ich, und daß ich's offen sage, mich verdroß des Herrn Rede ein wenig, weil er mich wohl besser hätte kennen sollen; ein Schwätzer bin ich nie gewesen. Und so brachen wir nach einigen weiteren Reden das Gespräch ab und zogen weiter. Aber los ward ich den Gedanken nicht.

Von der nächsten Zeit, das heißt von zehn bis elf vollen Wochen, weiß ich nichts zu sagen. Wir standen in unseren Cantonnements und rekrutirten, remontirten, exercirten, pflegten die Pferde und uns selbst recht aus, freuten uns auf den Wiederbeginn der Feindseligkeiten und trieben in Erwartung dieses Zeitpunktes allerlei Ueberflüssiges und Thörichtes. Ich wüßte es nicht anders zu nennen als: die Leute gingen, wo der Dienst sie nicht in Ordnung hielt, vor Langerweile und Uebermuth schier aus Rand und Band und, mit Respect zu sagen, die Herren Offiziere selbst nicht weniger als die Dragoner. Man besuchte die Kameraden, die benachbarten Gutsherren, deren manche in dieser Zeit auf Urlaub bei den Ihren daheim weilten; man spielte und trank, man tanzte und jagte — an die Schonzeit kehrte man sich nicht allzuviel, da man wohl rechnete: nehmen wir die Hasen nicht für uns, so werden sie vielleicht gar nicht oder am Ende sogar vom Feind gegessen!

Und der Walther war, nachdem er gleich Anfangs ein paar Wochen bei seinem Vater daheim gewesen, der mobilste, lustigste und wildeste von allen. Es war mir wohl hin und wieder, zumal bald nach seiner Rückkehr, als spuke wieder der alte Zorn und Gram in ihm; an solchen Tagen trieb er dann alles auf's wildeste, kehrte das Unterste zu oberst, spielte wie unsinnig, trank ohne Maß, ritt selbst oder ließ uns reiten zum Halsbrechen, zankte sich mit seinen besten Freunden, kurz tobte seinen inneren Unfrieden auf jede Weise aus. Allein das waren doch nur Augenblicke, und reden darüber that er, meines Wissens, niemals und zu Keinem, selbst zu Beeren nicht. Nur einmal, da ich mir nach seinem Vater zu fragen erlaubte, meinte er: „nun, wie es nach alledem gehen kann — schlecht. So etwas verwindet man nicht so schnell, Wulf, zumal, wenn man jeden Tag auch noch durch den Mangel daran erinnert wird." — Das war alles.

Da war denn endlich der Waffenstillstand zu Ende, und es ging Gottlob wieder vorwärts, das heißt, der Herr Bernadotte, der ja unser Oberkommandeur sein sollte, hätte es vermuthlich am liebsten gesehen, wären wir stets wie er hübsch weit vom Schuß geblieben — da sei's gut, — aber unsere Generale wollten damit bekanntlich nichts zu thun haben und schlugen und gewannen die Schlachten gegen den kronprinzlichen Wunsch und Willen. Und auf der einen Seite war das gut, wir lernten auf unsere Führer und uns selbst vertrauen, daß uns nichts zu schwer dünkte, daß wir den Sieg stets schon in der Tasche zu haben glaubten, wie wir ihn im Grunde freilich auch immer hatten. Und je mehr wir unsere Alliirten von oben herab ansahen, mit Spott und doch auch mit Zufriedenheit, weil sie den Ruhm uns allerwegen allein ließen, desto mehr liebten wir unsere Führer, ja den Bülow vergötterten wir gradezu, und der alte Herr hätte sich über die damaligen Dummheiten der Berliner nicht so schmählich zu ärgern brauchen. Was er dort an Bewunderung nicht erhielt, ersetzten seine getreuen, fröhlichen Soldaten ihm hundertfach durch Liebe und Vertrauen. Aber wenn dies alles, wie ich sagte, hier gut war, auf der anderen Seite war es wieder gar nicht gut. Wir überhoben uns, ein Malheur hielten wir gar nicht für möglich und — Gott steuert den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Das sollte grade unser Regiment erproben, und das war denn auch gut.

Es muß am zehnten, elften oder zwölften September gewesen sein, denn es war ganz bald nach der Schlacht bei Dennewitz, und wir standen zum Theil bei Wittenberg, theils gingen oder ritten wir an der Elbe entlang spazieren, statt den Franzosen redlich zu Kleide zu gehen; der Herr Kronprinz Bernadotte hatt' es so aus ihm bekannten Gründen bestimmt. Bisher waren die Feinde denn auch damit einverstanden gewesen und hatten uns gewähren lassen, denn sie waren noch in Choc von der Schlacht her. Nun mit einemmal aber war's, als hätten sie den Teufel im Leibe. Schon die ganze Nacht durch hatten die Vorposten sich geneckt, hier und da auch ernstlich mit einander angebunden; am Morgen zeigten sich größere Massen, es kam auch Artillerie und Reiterei herbei, und gleich nach Mittag hatte sich das alles zu einem recht ernsthaften Gefecht entwickelt, bei dem fünf oder sechs von unseren Bataillonen engagirt waren und alle Kräfte aufwenden mußten um Stand zu halten.

Wir standen im Verein mit einem Ulanenregiment zur Deckung der linken Flanke aufmarschirt, und unser Posten war nicht grade der lustigste. Denn das Terrain war zum Theil sehr coupirt und uns wenig günstig, weßhalb wir denn auch wohl die Ordre hatten uns einstweilen ganz passiv zu verhalten und nur eine etwa versuchte Umgehung im Auge zu behalten. Und endlich kamen von den feindlichen Geschützen, die das Dorf vor uns beschossen, so gut wie von den Schützen, welche sich in einem nicht fernen Wäldchen festgesetzt, mehr Kugeln zu uns herüber als uns lieb und kosteten unseren ohnehin schon schwachen Regimentern sündlich viel Leute und Pferde. Kurz, einen weniger pläsirlichen Posten habe ich in meinem Leben nicht gehabt, und wir knirschten vor Grimm und Ungeduld, alle die wir da waren, die Offiziere, die Mannschaften und, ich glaube, auch die Pferde. Wir meinten der Sache bald ein Ende machen zu können, wenn wir nur einmal da vor uns jenseits des Dorfs zur Attake kämen. Das Terrain war dort günstiger, und was wir vom Feinde sahen, hielten wir nur für ein kleines Vesperbrod; wir hatten die alle dort schon vor uns laufen sehen.

Aber die Kommandirenden dachten anders als wir, und endlich kam gar ein Adjutant vorüber, der einen Augenblick sein müdes Pferd verschnaufen ließ und dem Major und den Offizieren vom Stande des Gefechts Kunde gab. „Es geht nicht gut", sagt er, „ich seh's voraus, daß wir das Gefecht demnächst abbrechen und uns zurückziehen müssen. Die Anderen können vor Nacht nicht heran sein, und bis dahin halten wir's nicht mehr. 's ist eine Sünde und Schande, dies verlorene Gefecht —." — „Was verlorenes Gefecht!" ruft der Walther, der dabei hält, — und ich habe sein glühendes Gesicht, seinen sprühenden zornigen Blick noch vor mir und die kurzen, stolzen, grimmigen Bewegungen. — „So lange meine Dragoner noch nicht attakirt haben, heiß' ich kein Gefecht verloren! Was meinst du, Quednow — riskirst du's auf deinen eigenen Kopf?" — Und der Major, der auch nicht allzufreundlich d'rein schaut, antwortet, „ja bei Gott, wenn ich nur über das sicher wäre, was hinter jener verfluchten Waldspitze —"

Wie er das sagt, kommt eine sechspfündige Kugel herüber, schlägt dem Adjutanten die Faust am Zügel ab, streift den Major leicht an der Seite, so daß er aber lautlos vom Gaule sinkt, und geht dem Flügelmann des ersten Zugs mitten in den Bauch. Es war der nichtswürdigste Schuß des ganzen Tags,

obgleich der Major nur eine Quetschung erhalten und schon am Abend wieder nothdürftig zu Pferd sitzen konnte. Das wußten wir aber in diesem Augenblick noch nicht, und als der Walther nun den Pallasch erhebt und schallend ruft: „so soll mich der Teufel holen, wenn ich das noch länger ertrage! Wir müssen diese verfluchten Geschütze haben, Dragoner!“ — so antwortet ihm ein einstimmiges Rachegeschrei, wir folgen ihm wie ein Mann, ohne Zögern und Zagen, reißen die Ulanen mit fort, und die ganze Masse geht so schnell wie möglich vorwärts, um das Dorf herum, dem Feind entgegen.

Als wir an einem unserer Bataillone vorbeijagten, das ein wenig seitwärts vom Dorf in Reserve stand, rief man uns etwas zu, was wie „in Acht nehmen“ — „die Waldspitze“ klang. Daran kehrte sich augenblicklich aber kein Mensch. Es ging vorwärts wie der Blitz, nichts hielt uns auf; die feindliche Infanterie stockte im Vorgehen, die Tirailleurs prallten zurück, ein Bataillon, das vergeblich Quarree zu formiren suchte, ritten wir buchstäblich um, die Salve eines anderen flog ziemlich unschädlich an uns vorüber, und dann waren wir bei den Geschützen und hatten sie und warfen uns darnach auf das letzte Quarree, das wir hier vor uns sahen. Wir hatten eben das alte, unverwüstliche Glück, und der Feind war vor uns wie Spreu; es hielt nichts mehr Stand als das eine Bataillon, von dem ich eben gesagt.

Aber das hielt auch mannhaft. Wir empfingen eine verderbliche Salve, die uns noch mehr zerstreute, als wir schon ohnehin waren, und in diesem Moment kamen uns französische Küraßiere über den Hals, hinter jener Waldecke hervor, eins von den frischen und stolzen Regimentern, welche zu der Zeit aus Spanien anlangten. Das ward ein schlimmer Kampf, ein ganz schlimmer, muß ich wohl sagen. Wir waren so vollständig überrascht, daß von nachhaltigem Kampf gar keine Rede mehr war, sondern daß wir nur Gott zu danken hatten, wenn wir nicht alle niedergehauen, niedergeschossen oder gefangen wurden. Die Geschütze, welche aus Mangel an Bespannung nicht fortzubringen waren, gingen gleichfalls verloren, und als wir hinter unserer braven Infanterie uns wieder ordneten, fanden wir uns in kaum mehr als der halben Stärke zusammen, die wir vor einer Stunde gehabt, und es war fast nicht Einer von allen, der nicht blutete.

Von unserer Stimmung sag' ich gar nichts, sie konnte nicht schlechter gedacht werden. Und daß nun das Gefecht wirklich abgebrochen werden mußte und es mit uns allen zurückging, daß Quednow sich in seinem Grimm zu Pferde setzte und sich verschwur uns nicht allein zu lassen, so lange noch ein Bein von ihm am andern hafte, um uns vor neuer Blamage zu bewahren, und seine Offiziere wie die Schuljungen herunterputzte und auf uns und die ganze Welt wie ein Heide fluchte, — das alles machte uns nicht grade heiterer. Zu allem anderen kam dann auch noch, daß der tolle Walther gleichfalls nicht zu finden war. Wir hatten ihn im dicksten Feindeshaufen mähen sehen, seitdem aber nichts mehr von ihm erblickt. War er todt oder gefangen?

Es ging zurück, und ist das schon an und für sich ein böses Gefühl, so ward es hier noch um so bitterer durch alles, was darum und daran hing. Wir geschlagen, wir! Der tolle Walther fort! Der Major verwundet und wüthend, die Offiziere mit verdrossen gesenkten Köpfen, und dabei zurück — zurück! Es war ganz verflucht, sage ich den Herrschaften.

Die Infanterie bivouakirte an einem Walde, der sich hier meilenweit auszudehnen schien; wir gingen durch denselben zurück, weil wir da draußen doch nichts nütze waren, und wählten unser Bivouak auf einer ziemlich geräumigen Blöße, eine halbe Stunde hinter der Infanterie. Vor einem Ueberfall waren wir ziemlich sicher, zumal der Feind, der durch unsere Schlappe selbst verblüfft worden, gar nicht an Beunruhigung unseres Rückmarsches gedacht hatte. Unsere schwer Verwundeten waren zurückgeschafft, wir Anderen verbunden und bepflastert, die Vorposten ausgestellt; ganz hungerig brauchten Leute und Pferde auch nicht zu bleiben, und so wäre das alles gut genug gewesen, hätte unsere Schlappe uns nur einen Augenblick ruhig werden lassen. Von der Umgegend wußten wir nichts als die Richtung der Straße und die ungefähre Lage einiger Dörfer. Von dem einen hatten wir etwas Fourage und auch Lebensmittel erhalten. Im Uebrigen hatten wir den alten Jäger, der uns durch den letzten Wald geführt, bei uns behalten. Er kannte rings alle Wege und Stege.

Nun mocht' es gegen zehn Uhr sein, und die Leichtsinnigen von uns schliefen schon, da kam es von unseren Posten seltsam laut herüber, doch war es nicht grade wie Kriegslärm, sondern wie Jubel und Jauchzen. Und der Major, der ohnehin, wie bemerkt, heut den Teufel im Leibe hatte, fluchte von neuem, es gehe alles aus Rand und Band, und so sagt' er: „nimm dir die nöthige Mannschaft, Wulf, und reite hin. Sieh nach, was es giebt, und löse die Schlingel da draußen ab, wenn es nicht anders geht, daß wir sie in Strafe nehmen.“ Aber wir waren noch keine hundert Schritt geritten, da kam der Jubel uns schon entgegen — ein Mann von den Posten, daneben der tolle Walther auf einem tüchtigen Gaul, und neben dem wieder ein armer Teufel von den französischen Küraßieren. Den hatte sich der wackere Herr, wie er's lachend hieß, zum Andenken aus der Gefangenschaft mitgebracht.

Denn gefangen war er richtig worden, übermannt durch die Ueberzahl, verwundet und ohne Gaul, der unter ihm zusammengestürzt. Aber sich geduldig in sein Loos zu ergeben, war nicht seine Sache. Wie er's gemacht, erfuhren wir in dem Durcheinander der hastigen Fragen und Antworten nicht, sicher aber war's, daß er seine Wächter übermannt, den einen von ihnen mitgenommen, dazu bewaffnet war und zu Pferde saß und jetzt wieder, Gott mag wissen wie, sich zu uns durchgeschlagen hatte. Der Jubel war sehr groß, sogar der Herr von Quednow kriegte wieder ein freundlich Gesicht, und was von unserer Schwadron noch übrig war, drängte sich fröhlich herbei, dem wackeren Herrn die Hand zu drücken. Er selbst schien der Glücklichste von allen. „Aergre dich nicht, Quednow“, meinte er lustig, „grämt euch nicht, Leute. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern, aber so wahr ihr mich den tollen Walther heißt — das machen wir den Herren Franzosen wett. Und die Geschütze, die wir heut verloren, holen wir uns das nächste Mal. Ich will sie nun einmal haben.“ — „Du bist ein Thor“, meinte der Major grämlich. „Du solltest vor allen Dingen nach deinen Wunden sehen, denn du siehst aus wie ein Metzgersknecht.“

„Ach was — Narrheiten!“ versetzte er lachend, allein der Chirurgus machte bei der Untersuchung ein ganz ernsthaft Gesicht und meinte, er möge das Ding nicht gar zu leicht nehmen; der Blutverlust sei sehr groß, und der Ritt aus der Gefangenschaft sei grade keine Kur, wie sie für seine Wunden passe. Er müsse sich ein paar Tage zur Ruhe geben und vor allen Dingen so bald wie möglich unter Dach und zu Bett. — Dabei klebte er ihm einen Streifen Heftpflaster nach dem andern auf die Ritzen und Wunden, und sie zankten sich, bis der Major befahl, daß der Herr Walther Ordre pariren solle, und dieser, der sich doch wohl schwach fühlen mochte, nachgab.

„Aber wohin mit mir?“ fragt' er zuletzt. „Weit reiten kann ich heut nicht mehr, das fühl' ich, und tragen oder fahren laß' ich mich nicht.“ — „Ei, Rosenfelde ist nur eine halbe Stunde weit“, meinte der Jäger, der dabei stand. „Die gnädige Frau ist eine brave Frau und wird den Herrn Rittmeister wie ihren Sohn pflegen.“ — „Rosenfelde?“ wiederholte der Major, „da wohnt ein Herr von Belitz?“ — „Freilich“, gab der Jäger zu. — „Na, ja, und dicht dabei liegt das Häuslein mit dem Liebespärchen“, sagte der Major wieder; „wißt ihr noch?“ — „Ei, haben Sie auch von denen gehört?“ fragte der Jäger. „Na freilich, die kuriosen Leute sind noch da, und wenn alles reißt, können wir auch dort Quartier machen.“ — Sehen die Herrschaften, fügte der alte Erzähler hinzu, so sind mir die Namen doch wieder in den Kopf gekommen.

Der Herr von Beeren sah bei solchen Worten mich an“, fuhr er wieder fort, „und ich ihn. Die alten dummen Gedanken gingen mir von neuem durch den Kopf — wenn es nun am Ende doch war, wie ich gefürchtet? Allein für's Erste kam ich zu keinem Nachdenken, denn ich sollte aufsitzen und den Walther und den Arzt mit einigen Leuten nach Rosenfelde eskortiren. „Da sollten Sie nur auch gleich mitreiten, Herr Oberstwachtmeister“, meinte der Chirurgus bittend, und es ist wahr, dem Major hätte die Ruhe noth gethan, so war er herunter. Allein er wies den Arzt zurück; erlaube es der Dienst, daß er sich ein paar Tage pflege, so sei's recht, sonst müsse es auch so gehen, das Regiment lasse er nicht mehr allein. So sprach er etwa, und damit saßen wir auf, ritten ab, der Jägersmann führte uns, und schon als wir den ersten Waldstreifen passirt hatten, lag die Blöße vor uns, wo das einsame Haus im Garten stand, mit seiner versetzten Thür und den verhängten Fenstern. Alles war dunkel, nur hinter einem Vorhang droben zeigte sich Licht. Sehen aber konnten wir's trotzdem gut, denn es war eine helle Nacht, und der Mondschein lag auf dem alten Bau und seiner Umgebung.

Da wir heran waren, überfiel den Walther jählings eine solche Schwäche, daß er sich kaum auf dem Gaul zu halten vermochte. Ich kann nicht sagen, ob's damit volle Wahrheit, oder ob er's nur so kund that, um in das Haus hinein zu kommen, weil er neugierig gewesen oder sich auch etwa Gedanken gemacht. Gesagt hat er davon niemals. Ich aber bin diesen Argwohn nicht los geworden, und wie's auch gewesen sein mag, — seinen Zweck erreicht' er. Denn der Chirurgus erschrack und verschwur es einen Schritt weiter zu gehen; hier solle und müsse der Kranke bleiben.

So hielten wir also an, riesen und rüttelten am Staketenthor, hörten jedoch nichts als ein wüthendes Hundegebell und hatten eine kleine Ewigkeit zu warten, bis sich der Vorhang am hellen Fenster lüftete und ein Mann mit rauher Stimme fragte, wer wir seien und was wir zu solcher Zeit begehrten. — „Preußen, die ihren verwundeten Offizier unter Dach bringen müssen“, hieß es, und da meinte der Mann: „Rosenfelde ist keine halbe Stunde entfernt, da findet ihr Hülfe, Pflege und alle Bequemlichkeit, während hier nichts als ein Obdach und kaum ein genügend Lager.“ Solcher Widerstand war damals etwas Neues und verdroß uns, und der Chirurgus sagte das auch deutsch heraus. Der Verwundete müsse in Ruhe, rief er hinauf, alles Uebrige finde sich. Jetzt aber solle man sich kurz resolviren, er mache die Hausbewohner für alles verantwortlich, was ihre Weigerung zur Folge haben könne. Der Walther ward während dieser Verhandlungen von mir auf dem Pferde gehalten; er schwankte und schien ganz betäubt. Kurz, der Arzt hatte schon ein Recht, so ernst zu reden.

(Schluß folgt.)

* An der Hunte *).

Ach, du nördlich deutsche Fläche,
Weit vom Himmelszelt umspannt,
Hab' ich nicht durch dich die Schwäche
Meiner Feder recht erkannt?

Berg' und Thäler zu beschreiben
Ist vielleicht mir einst geglückt;
Hier nun sollt' ich stille bleiben,
Weil mich Bergluft nicht entzückt?

Doch, wie neu sind diese Gräben,
Erlenschattig, liliengelb,
Und das Strohdach, still umgeben
Von der Eschen Laubgewölb!

Nah am Schilf der braunen Teiche
Holder Gärten Rosenflor!
Ach, wie sticht der farbenreiche
Ab vom nahen schwarzen Moor!

Dort, wie streut die Federnelke
In des Grases Grün ihr Roth!
Und Kanal und Zaungebälke
Dient den Thieren zum Verbot,

Diesen Pferden, Schafen, Rindern,
Die das Weidland machen bunt
Und die öde Stille lindern
In der Landschaft großem Rund!

Herrscht denn hier noch Urzeitfriede?
Eine Mühle treibt sich schwer
Dort im Wind; zum Lerchenliede
Tanzt ein Kibiz um mich her.

Schwalb' und Storch sind hier zu Hause,
Fühlen doppelt hier sich frei,
Und nicht lange währt die Pause
Nach des Kukuks trautem Schrei.

Er hat längst den Ton gefunden
Auch für dieser Gegend Luft,
Und sein Frohsinn, mitempfunden,
Wiederhallt in meiner Brust.

Im Juli 1863 — Karl Mayer.

*) Der bekannte schwäbische Dichter Karl Mayer, der langjährige Freund Uhlands, verweilte in diesem Sommer mehrere Wochen in der norddeutschen Ebene, und zwar im Oldenburgerlande, wo er bei seiner dorthin verheiratheten Tochter zum Besuche war, und es gereicht uns zur Freude, diese unsern Gegenden abgewonnene Spätlingsblüthe seiner Muse hier zuerst mittheilen zu dürfen. D. R.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Paul Gerhardt. Von J. F. Bachmann. — Heinrich von Wessenberg. Ein deutsches Lebensbild. Von J. Beck. — Johann Adam Klein, Maler und Kupferätzer zu München. Von C. Jahn. — Geist und Herz. Von J. H. Frerichs. — Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Von M. J. Schleiden. — Deutsche Turner und Studenten oder das Wartburgfest. Roman in 2 Theilen. Von A. Görling. — Die Gefährlichen. Wiener Volksroman in 3 Theilen. Von L. von Alvensleben. — Phrenologische Reisebilder. Von G. Scheve. — Berliner Federzeichnungen. 4. Von Ernst Kossak. — Erzählungen aus der Schweiz. Von A. Hartmann.

* Literarische Notizen. Große Rührigkeit herrscht auf dem vor wenigen Jahren noch ganz vernachlässigten oder doch mangelhaft bebauten Felde der Geschichte der Musik im Allgemeinen wie auch in ihren einzelnen Kunstformen. In der letzten Zeit sind neben den Chrysanderschen Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft, welche wesentlich dieser Aufgabe gewidmet sind, mehrere Werke erschienen, die einzelne Kunstgebiete beleuchten; so: das deutsche Lied in seiner historischen Entwickelung von A. Reißmann, ein ähnliches Buch von Schneider, eine Geschichte des deutschen Singspiels von Schletterer. Auch die allgemeine Geschichte der Musik ist wiederholt behandelt, jetzt neuerdings in einem Ueberblick von J. Schlüter, von dem nächstens die Rede sein soll, während zwei ausführliche Werke von Ambros und A. Reißmann ausgearbeitet sind. Jener geht besonders genau zu Werke und hat dem ersten Bande, der vor anderthalb Jahren herauskam, noch keine Fortsetzung folgen lassen. Das Buch von Reißmann, dessen erster Theil soeben angekündigt wird, ist mit zahlreichen Notenbeispielen versehen. Schlüter will die fortschreitende Entwickelung, den inneren pragmatischen Zusammenhang nachweisen, zur Belehrung für die des historischen Wissens und Bewußtseins so vielfach entbehrende Zeit, daß sie mit der Vergangenheit nicht durch das äußere Band der Ueberlieferung, sondern durch das innere einer organischen fortschreitenden Bildung zusammenhänge. Diesem Bedürfnisse, sagt er, werde durch in Form von Vorlesungen abgefaßte Musikgeschichten (Brendel) nicht genügt. Er selbst hat den großen Entwicklungsgang stets im Auge behalten, alles Nebensächliche streng bei Seite gelegt und auf die billige Beibringung biographisch-anekdotischen Details und gehäufter Namen und Titel verzichtet. In der Form suchte er gedrungene Kürze mit Lesbarkeit und Wärme der Darstellung zu vereinigen. — Eduard Genast in Weimar, der Verfasser des viele Erinnerungen an Goethe enthaltenden Tagebuchs eines alten Schauspielers, ist mit einem dritten Theile dieses Werkes beschäftigt. — Das jüngst erwähnte Buch von Adolf Stahr über den römischen Kaiser Tiberius ist eine Schrift zu Gunsten dieses Despoten und trägt das Motto aus dem „Lear“: „Ich bin ein Mensch, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte.“ Die neuere Geschichtschreibung ist allerdings von der strengen Kritik des Tacitus abgewichen und hat sich dem Tiberius gegenüber milder gezeigt, ihn mehr aus seiner Umgebung heraus und daher gerechter beurtheilt. Stahr hat nun sein Thema mit der an ihm bekannten rhetorischen Wärme ergriffen, den räthselhaften Römer in ein helleres Licht und uns menschlich näher zu bringen gesucht, dabei sich aber doch wohl zu weit vorgewagt. — Der sehr begabte Historiker Dr. Heinrich von Treitschke in Leipzig hat einen Ruf als Professor nach Freiburg in Breisgau angenommen; die sächsische Regierung scheint sich keine besondere Mühe gegeben zu haben, den ausgezeichneten Docenten sich zu erhalten. — Der Kulturhistoriker Professor Karl Biedermann in Weimar, der Verfasser des Werkes über das 18. Jahrhundert, welcher 1855 seiner Professur in Leipzig in Folge eines Preßprozesses entsetzt wurde und dann die freisinnige Weimarer Zeitung leitete, wird demnächst wieder nach Leipzig übersiedeln und die Redaction der „Allgemeinen deutschen Zeitung“ übernehmen.

* Bildende Künste. Aus der Erzgießerei Burgschmits in Nürnberg ist kürzlich das zehn Fuß hohe Standbild des Heinrich Posthumus hervorgegangen, welches am 12. Juli in Gera errichtet wird. Das Kunstwerk soll vorzüglich gelungen sein und ein glänzendes Zeugniß fur die Nürnberger Kräfte auf diesem Gebiet ablegen. Der Modelleur war Director Kreling, die Gießer Lenz und Herold, die Nachfolger Burgschmits. Ein so großes Werk ist bisher in Nürnberg noch nicht modellirt worden, während Erzgüsse wie die der Denkmäler für Radetzky und den König von Hannover in derselben Gießerei entstanden. Kreling wird nun auch das Keplerdenkmal für Weil in Schwaben ausführen. — Ein Standbild Heinrichs des Löwen, des großen Welfen, soll am Rathhaus in München errichtet werden, in der kriegerischen Tracht seiner Zeit, mit dem Schwert in der rechten, dem Schild in der linken Hand. Das Modell ist vom Bildhauer Knoll. — Die schöne Gemäldegallerie des verstorbenen Consuls Wagner in Berlin, besonders reich an Werken der neueren Schule (Lessing, Hasenclever, Vernet u. s. w.), ist jetzt in Berlin neu aufgestellt und dem Publikum wieder zugänglich geworden. Wagner vermachte die Sammlung, welche früher in seiner Wohnung in der Brüderstraße sehr schlecht und ungünstig aufgestellt war, der Stadt Berlin. — Die Düsseldorfer Künstler begingen kürzlich zu Ehren des aus Amerika heimgekehrten Leutze ein großes Künstlerfest in den Parkanlagen des Malkastens mit Festessen und Fackelzug, dessen Theilnehmer als Indianer gekleidet waren. Köstlicher Humor beherrschte das ganze Fest. Leutze ist bereits wieder mit mehreren Arbeiten beschäftigt. — Albert in München hat die Odysseebilder von Preller und den Hannibalszug von Rethel in schönen Photographieen vervielfältigt; ebenso die Fresken von Schraudolph im Dome zu Speyer.

* Vermischte Nachrichten. Endlich ist der seit drei Jahren so lebhaft geführte Streit zwischen der deutschen Schillerstiftung in Weimar und dem Dresdener Zweigverein geschlichtet worden. Den Grund zu diesem Streite gab bekanntlich die von dem kürzlich verstorbenen Major Serre unternommene Schillerlotterie, deren ganzen Ertrag (450,000 ₰) die Stiftung in Weimar ausgeliefert verlangte, während Serre und seine Freunde nur ein Drittel hergaben, die zwei anderen Drittel aber in eigener Verwaltung behielten. Jetzt haben nun der Verwaltungsrath in Weimar und die juristischen Vertreter des Dresdener Lotterievereins einen Vertrag geschlossen. Derselbe legt dem Lotterie-Hauptverein die Pflicht auf, sich mit der bisher bestehenden Dresdener Zweig-Schillerstiftung zu verschmelzen, überläßt der so gebildeten neuen Zweigstiftung die Verwaltung der Lotterieerträgnisse, erklärt aber dieselben für einen integrirenden Bestandtheil der (allgemeinen) deutschen Schiller-Stiftung, und sichert derselben auf alle Zeiten und unter allen Umständen vier Fünftheile der Zinsen jener Summe zur stiftungsmäßigen Verwendung. Die streitige Sache ist hiermit endlich — freilich nicht ohne Beschädigung der Schiller-Stiftung — geordnet. — Der auf den 20. und 21. Juli nach Frankfurt ausgeschriebene deutsche Abgeordnetentag ist auf den August verschoben worden, und zwar auf den Wunsch vieler preußischen Abgeordneten, welche im Juli keinen Urlaub zu erhalten befürchten, während der August Ferienmonat ist. Der Abgeordnetentag wird nun wohl mit dem deutschen Juristentag zu Mainz in Verbindung gesetzt werden. — Von den deutschen Universitäten zählt in diesem Sommer Berlin 1758 Studirende, München 1213, Leipzig 978, Bonn 891, Breslau 872, Heidelberg 785, Halle 728, Göttingen 700, Tübingen 675, Würzburg 634, Jena 504, Erlangen 462, Königsberg 414, Gießen 386, Greifswalde 327, Freiburg 292, Marburg 235. — Die beiden deutschen Großstädte Berlin und Wien stehen sich nicht nur an Bewohnerzahl, sondern auch im Ertrag der Wohnungsmiethen fast völlig gleich. An Bewohnern zählt nämlich Wien zur Zeit in runder Zahl 530,000, Berlin 527,000; der Miethsertrag betrug in Wien nach der letzten amtlichen Nachweisung 26,590,260 fl., in Berlin 14,411,660 Thlr., welche sich nach dem durchschnittlichen Stande des Silbercurses auf 27,382,000 fl. berechnen. Dagegen differiren beide Hauptstädte erheblich in Betreff der Häuserzahl; letztere beträgt nämlich gegenwärtig in Wien rund 9900, in Berlin 21,600. — Ein süddeutsches Blatt berichtet mit Stolz aus München: Es muß doch ein eigener Reiz im Genusse des Biers liegen, denn es breitet sich immer weiter aus und macht dem Wein auf seinem eigenen Terrain erfolgreiche Concurrenz. Am Untermain, am Rhein, wo man sonst mit einem gewissen Bedauern auf die Biertrinker in Bayern blickte, erstehen große Brauereien; im Norden hat es den Kampf mit dem Schnaps erfolgreich aufgenommen, und nun faßt es auch im Herzen von Frankreich mehr und mehr Fuß. Paris consumirt bedeutende Mengen einheimischen und Münchener Biers; in Südfrankreich fängt man an, es lieb zu gewinnen, und Georg Pschorr's Export-Lagerbier trinkt man in Brasilien und auf der Insel Java als ganz besondere Delicatesse. Aber nicht nur im Volk, sondern auch an den Höfen findet man Geschmack an dem braunen würzigen Trank: so liefert die genannte hiesige Brauerei seit Jahren regelmäßige Sendungen an den kaiserlichen Hof nach Wien, und in allerneuester Zeit ist nun auch eine Bestellung an den französischen Hof nach Fontainebleau eingetroffen. — Ein echt englisches Modeconcert neuesten Stils gab jüngst in London Julius Benedict. Das Programm enthielt nicht weniger als 42 Nummern, bunt zusammengesetzt, und dauerte etwa sechs Stunden. Das ist denn doch selbst den Berichterstattern der Blätter zu viel, und sie schelten auf solche Concertmacherei. Es kamen drei, angeblich nie zu Gehör gekommene Compositionen von Weber vor, ein Opernduett, eine Ariette und ein Kriegsgesang für Männerchor mit Blasinstrumenten. — Die Zahl der Sängerfeste ist heuer wieder Legion; sogar Bromberg hat ein solchest Fest. In den Tagen vom 26. bis 28. Juli sind dort Männergesangvereine zum Singen und Essen vereinigt.

* Bremen, 8. Juli. Die Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer hielt gestern ihre letzte Versammlung vor den Ferien. Es waren zunächst einige geschäftliche Mittheilungen zu machen und Ergänzungswahlen für den Geschäftsausschuß vorzunehmen. Derselbe besteht nunmehr aus den Herren: Dr. Ehmck, C. Graef, Dr. H. A. Müller, Dr. F. Pletzer und Senator Smidt. Sodann las Herr Dr. H. A. Schumacher über Hollerland und Hollerrecht. Die Ausdehnung des Stoffs bewog den Vortragenden, den speciellen Theil seiner Vorlesung, der das Hollerwesen bei Bremen besprechen sollte, auf eine spätere Sitzung zu verschieben und zunächst nur im Allgemeinen über das Vorkommen von Hollerland und das Charakteristische des Hollerrechtes zu sprechen. Nach einem Hinweis auf die große Bewegung, die sich während des 12. Jahrhunderts unter dem Landvolke fast aller deutschen Gaue zeigte, erwähnte der Vortrag kurz die Theilnahme der Niederlande an derselben. Es ward dann nachgewiesen, daß Vlaeminger die allgemeine Bezeichnung für die germanischen Bewohner des jetzigen Belgiens und Hollands gewesen sei, daß der Ausdruck Holländer keineswegs allein die Bewohner der Grafschaft Holland bezeichne, sondern als identisch mit Vlaeminger gebraucht werde. Die Einwanderung dieser habe den ersten Grund zum Hollerwesen in Deutschland gelegt. Ihre Niederlassungen und in Folge davon Stücke Holler- oder Vlaeminger-Landes fänden sich an der ganzen Ostseite des Reiches, ja selbst in Siebenbürgen. Der Vortrag enthielt daher eine Uebersicht über die Spuren, die sich von Hollerland in Böhmen, Mähren und Schlesien zeigen, in der Lausitz und besonders in Thüringen: ebenso aber auch in den Marken und ihrem Hinterlande, den germanisirten Sclavenstrichen, in Holstein und im späteren Herzogthum Bremen. Nach dieser Rundschau wurden die Hauptpunkte des Hollerrechtes erörtert: es sei dasselbe nicht mit dem Personalrechte der Vlaeminger identisch, sondern eines der vielen besonderen Landsassenrechte, die im 12. Jahrhundert sich gebildet hätten; es habe seinen Ursprung in der Wiederholung jener Verträge über Neubau von Ländereien, welche die Grundherren zuerst mit den Flämingern abzuschließen pflegten; dies habe zur Folge gehabt, daß hernach nicht bloß diese, sondern auch Sachsen, Franken und andere Stammesgenossen, selbst juristische Personen nach Hollerrecht sich gerichtet hätten, so daß die Herkunft der Ansiedler für das Hollerwesen als solches nicht entscheidend sei. Als Sonderheiten des Hollerwesens zeigen sich: ein alleiniges Recht am Hollergut, an dem der frühere Grundherr trotz seines Zehnt- und Zins-Rechtes keine Gewere hat, das frei veräußerlich und nach besonderem Rechte vererblich ist; sondern auf Grund des freien Standes der Holler, die zu den Pfleghaften des Sachsenspiegels gehören, eine besondere Hollerverfassung, deren Grundelemente, eigenes Hollergericht, Identität der Kirch- und Gerichts-Sprengel u. s. w. sich überall trotz der localen Verschiedenheiten finden. Im Hollerrechte glaubte der Vortragende das einzig charakteristische Moment für das Hollerwesen zu sehen, er leugnete agrarische Eigenthümlichkeiten, eine besondere Hollerwirthschaft oder bedeutsame Hollerfertigkeiten; z. B. seien die Holländer nicht des Deichbaus wegen berufen, und mit dem Hollerrecht habe das Deichrecht nichts zu schaffen. An den Hollercolonien, die im 12. Jahrhundert in der Nähe unserer Vaterstadt entstanden, die gewonnenen Resultate zu prüfen oder sie zur Ausfüllung der Lücken zu verwenden, die wir in unseren Nachrichten über jene Ansiedlungen antreffen: das wird die Aufgabe einer zweiten Vorlesung sein, die nach den Ferien stattfinden soll.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 29. Bremen, 19. Juli. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Das moderne dramatische Ideal.

Von Karl Koesting.

Nach Vischer oscillirt die neuere dramatische Poesie um die Aufgabe der Vereinigung beider Stilgegensätze: des antiken und des Shakspeerischen. Die plastische Compositionskraft und der schöne Formsinn, wie sie in den Werken des Sophokles blühen, sollen sich mit Shakspere's historischem Weit- und psychologischem Tiefblick in einem abschließenden Dramatiker zu Schöpfungen verbinden, welche die Pflanze der dramatischen Idealentwicklung als Gipfelblüthen krönen werden. Dieses Ziel festgestellt zu haben ist das große Verdienst der Vischer'schen Aesthetik. Dasselbe läßt sich aus der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, die mit derjenigen des Dramas Hand in Hand geht, mit logischer Nothwendigkeit begründen. Das schöne Gleichgewicht zwischen Natur und Geist, in welchem die junge Menschheit in Hellas momentan schwebte, spricht das sophokleische Drama aus. Dasselbe ist der Ausdruck der griechischen Kulturblüthe, ihres Werthes wie ihrer Beschränkung, Sophokles die Incarnation des Hellenenthums. Seinen Statuen Leben und Bewegung zu geben, war die letzte und glänzendste That des Bildhauervolkes, zu deren Ausführung es aber auch alle Strahlen seiner Bildungskraft auf einen Punkt concentriren mußte. Den künstlichen Reigen dieser redenden Bildsäulen durch die dunkle Gewalt des Schicksals zerreißen zu sehen und sich in frommer Scheu vor der unerforschlichen Nacht zu beugen, deren unerbittlicher Blitzstrahl die schönsten und erhabensten der wandelnden Statuen zertrümmerte, versammelte sich das griechische Volk im Theater. Das Theater war damals gleichsam der Commentar des Tempels.

Von der Natur zum Geist aufstrebend, gelangte die Menschheit in Griechenland zur Versöhnung beider. Aber diese Versöhnung war Durchgangspunkt, Blüthe, und darum momentan. Bald gewann das geistige Element das Uebergewicht über das sinnliche, und die Menschheit wandelte der einseitigen Vergeistigung entgegen, dem Heil der einseitigen Sinnlichkeit, von dem sie ausgegangen war, um von dort aus, von Geist zur Natur zurückkehrend, eine zweite Versöhnung zu gewinnen, welche Frucht und deßwegen dauernd sein wird. — Das Uebergewicht des Geistes zersprengte, wie es die Einheit des Lebens zerklüftete, in den Dramen der sophokleischen Nachfolger die Harmonie der Kunstform. Die Blüthe des hellenischen Menschenfrühlings, die vollentfaltet in den Schöpfungen des Sophokles duftet, beginnt, ein künstlerischer Rück-, ein menschheitlicher Fortschritt, in des Euripides Werken zu welken. Die Aufgabe, an deren Lösung zwei Jahrtausende arbeiteten und die Shakspere löste: die redenden Statuen des griechischen Dramas in durchsichtige Gefäße des Seelenlebens umzuschaffen, und die menschenbedeutenden in Menschen zu verwandeln, leitet Euripides ein. In diesen zwei Jahrtausenden, wo Christen- und Germanenthum die Unendlichkeit des Subjectes erschlossen, reifte das psychologische Verständniß, und der Mensch lernte sich als einen Mikrokosmus erkennen. Im Zeitalter der Reformation, als dem Moment der allgemeinen Erwachung, wo der Geist, im Gefühl seiner Mündigkeit, welches ihm die Erkenntniß seiner Arbeit gegeben, anfing, die Krücken des Supranaturalismus wegzuwerfen, faßte sich der auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit in unzähligen Formen waltende Geist der subjectiven Freiheit endlich in einer einzigen Erscheinung, auf einem Gebiet zusammen. Und zwar in Shakspere auf dem Gebiet des Dramas. Wie Sophokles der Repräsentant der hellenischen Menschheit und ihrer geistig höchsten Entwicklungsstufe, so ist Shakspere der Vertreter der christlichen germanischen Welt, der Reformationszeit und ihrer geistigen Errungenschaften. Die geheimnißvolle Macht des Schicksals, welche die ragenden Bildsäulen der antiken Tragödie zerschmetterte, ist in dem Weltbild Shakspere's immanentes Gesetz geworden, das aus den Tiefen der Charaktere die Fäden ihrer wechselseitigen Einwirkungen und Beziehungen spinnt. Aus diesen Fäden webt er jenes „straffe Netz der ethischen Causalität“, in dessen Maschen sich der Schuldige fängt. Verbrecher und Nachrichter in einer Person. Nun ist die ganze Tiefe der Gemüthswelt erschlossen und die Gesetze der sittlichen Welt enthüllt, der immanente Gott auf den Thron gesetzt, wenngleich noch nicht anerkannt von der Menschheit, die den Standpunkt des voranwandelnden Dichters auf den mühseligen, aber läuternden Umwegen der Reflexion zu erreichen strebt. Waren die Blicke des Sophokleischen Publikums in banger Ahnung in die Höhe gerichtet, wo aus der Schicksalswolke, die sich über dem Haupte des Helden zusammenbraute, der zermalmende Blitz niederfahren sollte, so sind es nun die Vulkane des Gemüthslebens, aus deren tiefen Kratern die Zeitgenossen Shakspere's die langgeschürten Flammen hervorbrechen sahen, welche den Helden verzehrten. Noch ist aber die Bühne als Tempel des immanenten Gottes, dessen Schauer die erschütterten Zuschauer eines Lear und Hamlet gleichwohl bereits ahnungsvoll durchdrangen, so wenig anerkannt, als die neue Weltanschauung begriffen.

Von Shakspere an beginnt die Reifung und Läuterung des historischen Sinnes, nachdem er die Grundlage desselben, die Entwicklung und Ausbildung des psychologischen Verständnisses der Menschennatur in poetischer Form zum Abschluß gebracht hatte. Von der Reformation wandelte die Menschheit zur Revolution. Sie begann die Blicke von den Tiefen der durchforschten Gemüthswelt auf die Werke des Welt- und Völkerlebens hinzulenken. Der Weg wurde überschlagen, den die menschliche Gesellschaft von den ersten Anfängen der Kultur an bis zur letzterreichten Bildungsstufe zurückgelegt hatte. Man erkannte nun außer den, allen Zeiten und Nationen gemeinsamen unveränderlichen Elementarkräften der menschlichen Natur, deren Kämpfe den Inhalt der Shakspere'schen Welt bilden, in den intellectuellen, einer unendlichen Kultur fähigen Eigenschaften den zweiten Factor des menschheitlichen Entwicklungsprocesses. Die Ahnung, welche als Dämmerung der Sonne dieser Erkenntniß voranging, und die Empfindung, daß eben jene intellectuellen Kräfte die Träger der geschichtlichen Gesetze, die Bedingung der ächten Freiheit, die Regulatoren der Menschenrechte seien, rief als Gegenwirkung der despotischen Hofwirthschaft Frankreichs das ungeheuerste Ereigniß der neueren Geschichte, die Revolution, hervor. Der König und der transcendirte Gott wurden gestürzt, allein man war noch nicht reif genug, die zertrümmerte Ordnung der Dinge im Sinn des Princips, welchem die entfesselten Leidenschaften zu dienen meinten, durch eine neue höhere Organisation der gesellschaftlichen Verhältnisse zu ersetzen. Nach dem Kultus der Vernunft wurde der alte Gott einstweilen wieder in seine Rechte eingesetzt, und der Geist der Revolution faßt sich in der Erscheinung eines Genius zusammen, der auf dem erledigten Thron des gestürzten Königshauses sitzend, nicht nur seiner Nation, sondern fast der ganzen civilisirten Welt ein Joch schmiedete. Aber der große Unterschied zwischen jetzt und ehedem war der, daß nicht, wie unter der bourbonischen Herrschaft, die verdienstlose Legitimität, sondern das Genie als Repräsentant des früher unterdrückt gewesenen, durch die Revolution aber zu seinem Recht gelangten Princips jenes Joch schmiedete. Dieses lastete schwerer noch als auf den Völkern, auf den Fürsten, deren Ansehen Napelon im Dienst und zum Heil der Freiheit erschütterte. Die weltgeschichtliche Mission der Napoleoniden ist eben die moralische Vernichtung aller auf bloße Conventionen, Gewohnheiten und Vorurtheile begründeten Privilegien durch das Ansehen und die Macht der Intelligenz die seit der Revolution in den tausendfältigen demokratischen Zeitströmungen als die allein berechtigte Macht sich manifestirt. Daher sind die Napoleoniden, obgleich Despoten, dennoch die Häupter der Demokratie.

Demselben Princip dient nun auch die dramatische Kunst unter den Händen Schillers. Sein Pathos ist die Freiheit der Gattung, wie dasjenige Shakspere's die Freiheit des Subjects war. Der Gegenstand des Dramas sind die Kulturkämpfe geworden, nachdem Shakspere die Naturkämpfe des menschlichen Wesens, den ganzen Inhalt der Gemüthswelt erschöpft. Schiller behandelt in den frühesten Stücken wie in den meisten seiner reiferen einen Conflikt, den Shakspere nicht kannte. Den Kampf der Menschenrechte nämlich mit den harten Mächten des conventionellen Zwangs und des verdienstlosen Privilegiums. Shakspere's Werke fließen über vom Lob des Königthums, dem Schiller seinen Posa entgegen stellte. Die Stoffwelt des deutschen Dichters ist weit großartiger und reicher an Inhalt als die des Briten, aber es fehlt ihm an poetischer Kraft, sie so ganz zu bewältigen, wie Shakspere seine kleinere Welt. Und zwar jene specifisch Shakspere'sche Kraft der psychologischen Motivirung, die Gervinus mit Recht den Zauberstab des Dramatikers nennt. Diesem Zauberstab allein gehorcht die Gestaltenfülle der Geschichte, deren Gewalt und Bedeutung Schiller Leser und Zuschauer ahnen läßt, ohne jedoch durch die Enthüllung der großen geschichtlichen Gesetze, was einzig und allein durch die Schöpfung organischer Menschen geschehen kann, ihre Tiefe zu ergründen. Denn die Charaktere sind die Samenkörner der Geschichte, deren Entfaltung nach bestimmten Gesetzen erfolgt. Diese Gesetze offenbaren sich in den Kämpfen der Charaktere, welche die Träger der Geschichte sind und kommen durch den dramatischen Proceß in ähnlicher Weise zur Erscheinung, wie die Gesetze der sittlichen Weltordnung in den reinmenschlichen Tragödien Shakspere's. Schiller schwankt zwischen dieser Auffassung der geschichtlichen Entwicklung und dem Shakspere'schen Standpunkt. In den Räubern, im Carlos und im Tell steht er dem geschichtlichen Ideal am nächsten. Hier handelt es sich um den Besitz der großen Güter, die Gegenstand und Resultat aller geschichtlichen Kämpfe sind. Im Wallenstein und in Maria Stuart wie in der Braut von Messina sind Seelenkämpfe behandelt, und damit stellt sich der Dichter auf Shakspere'sches Gebiet, ohne jedoch der Mittel theilhaftig zu sein, mit welchen Shakspere das Gebiet reinmenschlicher Zustände auf immer in Besitz nahm. Es ist indessen, wie sehr Schiller auch in solchen Stoffen gegen Shakspere zurücksteht, doch wieder hinsichtlich des dramatischen Ideals ein Fortschritt, daß jene Seelenkämpfe, nicht wie bei dem Engländer in den dämmernden Tiefen des instinktiven Gefühlslebens, sondern in den hellen Sphären des Bewußtseins, durch Kulturmotive gefärbt, vor sich gehen. Der ganze geistige Entwicklungsgang der Menschheit strebt dem Ziel der psychologischen Erkenntniß des Subjectes in ihrem Zusammenhang mit der historischen Aufgabe der Gattung zu.

Dieses Ziel drückt das moderne dramatische Ideal aus, welches beide Factoren in der künstlerischen Reproduction der Geschichte zur Anschauung bringen soll. Vorkämpfer dieses Ideals ist Shakspere wie Schiller. Beide liefern Material zum einstigen Aufbau des dramatischen Kunsttempels, der den immanenten Gott, den Gott der Geschichte, verherrlichen soll. Schiller, der Sohn der Revolutionszeit, ist unter sämmtlichen Dichtern der revolutionärste. Er schafft im Geiste der Revolution und wie die Revolution. Er erkennt nur die Forderung, nicht die Bedingung. Er fühlt, daß die Geschichte der Entwicklungsproceß der Freiheit ist, daß die Freiheit als letztes Resultat der geschichtlichen Kämpfe endlich allen Menschen zu Gute kommen, ihnen den vollen Gebrauch, die Entfaltung und Würdigung ihrer Kräfte und Fähigkeiten gestatten werde. Diese Ueberzeugung ist sein Pathos, welches sich am Unwillen über die Mißformen der eigenen Zeit entflammte. Aber nicht auf dem Wege der organischen Entwicklung läßt er die Blüthe der Freiheit als nothwendiges Resultat psychologischer und historischer Bedingungen aus dem dramatischen Proceß hervorwachsen, er tritt mit seiner Subjectivität für die Sache der Freiheit ein, lehrt, predigt und preist sie hinter den Masken seiner idealen Helden. Bei Shakspere athmen die Personen, bei Schiller das Gedicht. Shakspere überzeugt uns, und seine Dramen sind psychologische Rechenexempel, die mit der Gewalt eines mathematischen Beweises zur Ueberzeugung zwingen. Schiller fordert unsern Glauben. Aber sein Glaube trägt das Gewand heiligster Ueberzeugung, und wir nehmen ihn mit der Andacht an, wie die Predigt eines begeisterten Apostels, der den Messias verkündet. Schiller trat sein großes Amt an die Wissenschaft ab.

Die Schule der Romantiker mit ihren kosmopolitischen Bestrebungen, die alle Zeiten und Nationen nach Dichtungsstoff durchforschte, ist gleichsam die Brücke, welche den Genius unsrer

Nation, in dem sich der Genius der Menschheit am reinsten offenbart, von der Dichtung zur Wissenschaft hinüberleitete. Das ungeheure Material, welches die Revolutionen des vorigen Jahrhunderts zu Tag gefördert, dessen Werth, Bedeutung und schimmernde Oberfläche die analoge Dichtung spiegelte, verwandelte sich nun in den Werkstätten der Wissenschaft in geistigen Besitz, kam, in mannichfache Formen geprägt, als Gemeingut der Bildung in Umlauf. Der Most der Freiheit, der in jenen Revolutionen brauste und die Dichter begeisterte, vergohr in den Kellern der Wissenschaft zu klarem feurigem Wein. Neben den Rechten des freien Menschenthums lernte man die Pflichten kennen, außer den Forderungen die Bedingungen der Freiheit. Aus den Höhen des einseitigen Idealismus stieg man wieder zur Realität. Nachdem die Philosophie in Hegel die letzte prächtigste Blüthe getrieben, an deren narkotischem Duft sich eine ganze Generation berauschte, sank ihr Ansehn allgemach, man verwarf die aprioristische Weltconstruction, erkannte in der Geschichte, wie in der Erfahrungswissenschaft überhaupt die allein berechtigte Lehrerin. Wie das Ansehen der Philosophie, so sank auch die Bedeutung des ihr verwandten Schiller'schen Dramas. Seine reiche nebelhafte Form konnte in der schneidenden Luft der politischen Gährung nicht dauern und gedeihen. Die theoretische Erkenntniß der dramatischen Kunst dagegen läuterte sich, wuchs unter der Zucht der historischen Weltanschauung und rankte sich an Shakspere hinan, dessen Würdigung und Anerkennung unsern eigenen Dichter weit hinter sich ließ. Und zwar ist es vor Allem das historische Verständniß Shakspere's, das die Geister beschäftigt. Man gewöhnt sich mehr und mehr, ihn als Resultat der historischen Bedingungen seiner Zeit aufzufassen, in seiner Erscheinung ein nothwendiges Glied in der Entwicklungsgeschichte des Geistes zu begreifen. Man nannte ihn den Universaldichter der modernen Welt, den Homer des Dramas. Gervinus mit seinem Werk über Shakspere setzte allen Bemühungen um das Verständniß des großen Briten die Krone auf. Das große Geheimniß der Shakspere'schen Dichtung, die unerbittliche ethische Causalität, deckte der Geschichtsforscher mit sichrer Hand auf und stellte dieselbe als unverbrauchliche Forderung des modernen Dramas auf. Mit Recht behauptete er, daß ein künftiger großer Dramatiker kein anderes und höheres Gesetz der dramatischen Composition entdecken könne als das in den Shakspere'schen Dramen nachgewiesene der organischen Entwicklung.

Es kann, wie aus unsern Ausführungen erhellt, die Aufgabe eines abschließenden Dramatikers keine andere sein, als die der Läuterung des Shakspere'schen Ideals. Und zwar durch Aneignung einer plastischen Compositionsweise, welche den englischen Stücken fehlt. Diese sind gewachsen, die antiken gefügt, das moderne Drama soll beides sein, hervorgewachsen aus den Bedingungen der psychologischen Motive und zugleich nach den Regeln der dramatischen Architektonik harmonisch gefügt. An der Zukunft dieses Ideals zweifelte Gervinus, obgleich er dessen energischer Vorkämpfer ist. Ihm ist sein Shakspere absolutes Ideal, der Inbegriff aller dramatischen Vollkommenheit. Diese Auffassung verschuldet die Einseitigkeit vieler seiner Urtheile über die Erscheinungen der neuern deutschen Literatur. Obwohl er die antagonistischen Naturen Goethe's und Schillers ganz richtig als die zwei unverbundenen Hälften einer totalen Dichterpersönlichkeit betrachtet, leidet doch seine geistreiche Definition unter dem Umstande, daß ihm immer Shakspere als tertium comparationis vorschwebt. Vortrefflich ist der Charakter Schillers und sein Verhältniß zu Goethe geschildert, schwankend dagegen und flüchtig das Wesen des Schiller'schen Dramas. Da Gervinus in der Weimarischen Literaturblüthe den Abschluß unsrer nationalen Poesie sieht, so muß Schiller wohl oder übel, um das System der Gervinus'schen Weltanschauung nicht zu verletzen, in seinen Augen eine Stellung einnehmen, die wir, wie Vischer richtig bemerkt, erst suchen, die Mitte nämlich zwischen dem Antiken und Shakspere'schen Kunstideal. Um so erquicklicher ist dagegen in Gervinus' Werk über Shakspere das Wesen des ächten Dramas entwickelt. Ohne es vielleicht zu ahnen, schweift der diviniatorische Scharfsinn des Historikers von dem beschränkteren Gebiet des Shakspere'schen Ideals in das des spezifisch modernen, dessen Vorkämpfer der Brite ist, hinüber. Er vindicirt diesem eine Neigung zu kulturhistorischen Motiven und Paralellen, die dem Dichter des Hamlet und Macbeth ganz fremd, dagegen wesentliche Eigenthümlichkeit eines wirklich abschließenden historischen Dramatikers sein wird.

Wie Gervinus auf dem Weg der historischen Anschauung, so kommt Vischer auf dem der metaphysischen Begründung in die Nähe des, über das Shakspere'sche hinausgehenden, modernen Idealdramas. Und zwar gelingt es seiner logischen Methode, den Begriff desselben in ziemlich scharfe Formeln zu bannen. Dagegen sind ihm der Umfang und die Bedeutung seiner Forderung nicht völlig aufgegangen. Er fordert wohl eine Verschmelzung der beiden Stilgegensätze (des antiken und Shakspere'schen), allein es gelingt ihm nicht, von dem Inhalt und dem eigentlichen Wesen dieses Ideals einen deutlichen Begriff zu geben. Die historischen Bedingungen, aus denen das Shakspere'sche Drama erwuchs, und die Forderungen der inzwischen unendlich gesteigerten Kulturverhältnisse, deren Frucht das angestrebte Ideal sein soll, sind nicht richtig gegeneinander abgewogen. Sonst hätte der geniale Aesthetiker nicht den Begriff des modernen Ideals so eng fassen können, daß er die durch Shakspere erschöpfte Welt der sagenhaften Stoffe, oder den Herodot als Fundgrube dramatischer Stoffe empfiehlt. Die Natur wiederholt nicht, nur die Nachahmer wiederholen. Als unverbrüchliche Forderung stellt Vischer den Satz auf, daß der dramatische Dichter seinen Stoff in das straffste Netz der ethischen Causalität zu schnüren habe. Damit ist die Gervinus'sche Auffassung des ächten Dramas, wie sie sich in seinem Werk über Shakspere offenbart, in ihren Hauptzügen formulirt. Zugleich ist hiermit jene Grenze gezogen, von der Gervinus sagt, daß sich an ihr das leiche Talent von der wahren Gestaltungskraft scheiden müsse.

Was nun die Hoffnungen auf die dramatische Kunst betrifft, wie sie sich gegenwärtig zeigt, so scheint Gervinus' Ansicht, die den Stab über alle Spättriebe einer abgebleichten Pflanze bricht, die richtige zu sein. Die dramatische Produktionskraft scheint in dem Maße abzunehmen, in dem die Produktivität wächst. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt wohl zunächst in dem außerordentlich entwickelten psychologischen und historischen Sinn unserer Zeit. Um diesem gerecht zu werden, bedarf es eines mehr als gewöhnlichen dramatischen Talentes. Eben weil keiner unsrer neuen Dramatiker es vermag, die großen Probleme der Geschichte, ihre Räthsel und Wunder an den Geschicken organisch construirter Menschen zur Erscheinung zu bringen, üben sie, auch die besten und in andern Gebieten hochgefeierten Dichter, nicht den mindesten Einfluß auf die Bühne und von da auf das politische und geistige Leben der Nation aus. Das Feld der Geschichte ist als Fundgrube bühnengewaltiger Stoffe allein noch übrig und dieses Gebiet, in den Augen unsrer Dramatiker scheinbar unerschöpflich, würde in der läuternden und ausscheidenden Phantasie eines berufenen Dichters, welche die Totalität der Geschichte, die jene Dramatiker nur sporadisch beherrschen, in sich aufgenommen, zu einer mäßigen Anzahl fruchtbarerer Knoten-

punkte zusammenschmelzen. Der Mittelpunkt eines solchen historischen Momentes würde eines der nicht übermäßig zahlreichen Genien sein, in denen sich, wie wir früher nachgewiesen haben, der Geist der Geschichte zu verkörpern scheint. Während Shakspere die persongewordene Menschheit war, würde ein solcher abschließender Dramatiker gleichsam die Incarnation des Geschichtsgeistes sein, der in ihm einen ähnlichen Culuminationspunkt erreicht, wie in Shakspere das psychologische Verständniß des menschlichen Wesens. Im Becken dieser Kunstform würden sich alle geistigen Strömungen, welche durch die Werke der anbahnenden Vorkämpfer ziehen, zu intensivster Wirkung sammeln.

Die Freiheit, die Schiller in abstrakter Allgemeinheit verkündigte, für die er mit der Waffe des Dramas kämpfte, geht nun als nothwendiges Resultat aus dem dialektischen Proceß der Leidenschaften, die der bewußtvolle Kampf des Genies hervorruft. Das Pathos, das diese Dramen beherrscht, ist das männlichste und mächtigste. Es ist das Pathos der demokratischen Zeitrichtung, die in Deutschland am reinsten auftritt, der unsre nationale Zukunft angehört. Das Drama in dieser höchsten Ausbildung, welche die geschichtliche Welt als Naturschönes auffaßt und in Kunstschönes zu verwandeln strebt ist vielleicht die einzige Form, die Geschichte, und damit zugleich die immanente Weltbetrachtung wirklich populär zu machen. Deutschland ganz besonders ist an die Geschichte als seine Lehrerin gewiesen. Wer ihm diese deutete, ihm aus der Vergangenheit die Gegenwart klar macht, und die Zukunft aufhellt, wird sein wahrer Wohlthäter sein. Ganze Generationen von Dichtern haben freilich an ähnlichen Aufgaben gerungen und sind an ihren Vorsätzen gescheitert. Allein die Gedichte, welche sie und nach ihnen die Welt historische Dramen nennen, haben mit dem angestrebten Ideal kaum etwas Anderes als den unverdienten Namen gemeinsam. Dieses wird das Resultat ganz anderer Factoren sein, an Werth und Tiefe den Wissenschaften verwandt, die ausgemeißelte Bildsäule auf dem massiven Postamenr des Shakspere'schen Dramas. Nicht die Träger der Geschichte mit ihrem ungeheuren Pathos, mit der ganzen Größe ihrer Aufgabe und Verantwortlichkeit, sondern untergeordnete Könige, Minister, Günstlinge u. s. w., Personen, die den Wagen der Geschichte höchstens schieben helfen, aber nicht denken, sind die Helden jener wirkungslosen sogenannten historischen Dramen, die mit Recht verworfen und vergessen werden. Oede und unerquicklich sehen, von dieser Seite betrachtet, die gegenwärtigen Theaterzustände aus. Aus diesem Auflösungsproceß kann kein Heil erwachsen, kein Messias auftauchen, wohl aber aus den Tiefen des Volksgeistes, der den Flor der Wissenschaften hervorgetrieben hat, der in jenem ächten Kultus des Genius weht, wie er sich in der Schillerfeier so erhebend ausgedrückt hat. Nie, sollte man meinen, sei einem berufenen Dramatiker der Boden besser bereitet gewesen als in diesen Tagen des nationalen Aufschwungs, wo ein zersplittertes Volk allen Hemmnissen zum Trotz auf dem langsamen, aber sichern Weg der innerlichen Durchbildung seine zerstreuten Glieder um einen Mittelpunkt zu vereinigen strebt. In diesem Entwicklungsproceß ist die Bühne ein nothwendiger Factor. Wer weiß, ob der Kampf um eine würdige Nationalbühne, wie sie ein bedeutender Dramatiker als Dollmetscher der Geschichte und Stimmführer seiner Nation der Hofbühne und ihren verweichlichenden einschläfernden Künsteleien entgegensetzen müßte, nicht dereinst die Probe der nationalen Bildungskräfte, der entscheidende Wendepunkt zu energischen Demonstrationen sein würde?

---

* Der tolle Walther.

Eine Geschichte von Anno Dreizehn.

Von Edmund Hoefer.

(Schluß.)

Der Mann droben schloß das Fenster, dann gab's noch eine kleine Pause, und darauf kam ein alter mürrischer Gesell, complimentirte uns um den Garten herum und öffnete uns dort Thor und Thür, daß der Chirurg und ich den Walther hereinführen konnten. Ein kleines Zimmer gleich rechts nahm uns auf, ein hübsches rasches Mädchen, das den Verwundeten mitleidig anguckte, trug schon Betten herbei. „Wie heißt sein Herr?“ fragte mich der mürrische Bursch, da ich mit ihm hinausging, um nach den Leuten zu sehen. „Walther heißt er, der tolle Walther“, sagt' ich — an seinen rechten Namen dacht' ich nicht, der war unter uns schier verschollen — und da fragt' er wieder: „und ihr seid von den —schen Dragonern?“ — „Allerdings“, versetzt' ich, und mich verdroß dies Gefrage; „aber was geht das Ihn an? Braucht man hier bei euch Paß und Ausweis? Ich dächte, da wir Preußen sind, wie ihr, so kann's euch wenig um irgend was Anderes zu thun sein.“ — „Ich frage auch nur so“, sagt' er. „Man weiß doch gern, mit wem man zu thun hat.“ — Das war denn freilich auch wieder richtig.

Bald bracht' er Brod und Fleisch und eine Flasche Wein, für die Leute fand sich auch ein Trunk und ein Mundvoll, und die Pferde kriegten gleichfalls etwas aus dem Stall, wo ein paar hübsche Engländer standen; der Diener, oder was er sonst sein mochte, war höflicher geworden. Und so machten wir uns neben dem Garten unser Feuer an und waren zufrieden, zumal es mit dem Walther, seit er in Ruhe, merklich besser ging. Er spottete jetzt schon selber über seine Schwäche und meinte, ein paar Stunden Schlafs würden ihn ganz wieder auf die Beine bringen. Von den Herrschaften aber hatten wir bis dahin nichts zu sehen und zu hören gekriegt. Es war ganz ruhig in und außer dem Hause, und wenn ich meinen Posten ablöste, fand ich's stets so einsam und still, wie hundert Meilen weit vom Kriege.

„So kam der Morgen heran und mit ihm auch wieder Bewegung ins Haus. Der Diener zeigte sich, das kleine Mädchen erschien und brachte uns Kaffee, wie er nicht oft an Unsereinen zu kommen pflegt. Der Chirurgus trat heraus und hieß uns still bleiben; unser Patient schlafe noch tief und friedlich, und da er bisher keine Spur von Fieber zeige, werd' es vermuthlich bei der Riesennatur des Herrn mit der Schwäche von übernacht abgethan sein. Da hatten wir denn Ruhe genug und, nachdem wir die Pferde besorgt und uns ein wenig propre gemacht, nichts zu thun als umher zu lungern und uns die Gelegenheit anzuschauen. Es war reizend, sag' ich den Herrschaften, und erinnerte mich an die Märchen und Geschichten, die uns Kindern vordem die Großmutter erzählt. Das alte Häuschen lag wie verzaubert in der Stille und Einsamkeit; in dem Garten vorn blühten die Blumen noch reichlich, in den Anlagen hinten, die sich wie ein Park gegen den Wald zu erstreckten, war es voll grüner, stiller Heimlichkeit; und die Thür war noch immer dicht versetzt, und um und über die Fenster hatte sich allerlei Gerank gesponnen, wilder Wein und Winden, und wo alte Strebepfeiler schatteten, kletterte der Epheu aufwärts und eilte von droben mit seinen losen Ranken herab.

Das sahen wir uns alles an, denn wie schon gesagt, zu thun hatten wir nichts, und vom Krieg und Feind wußten wir hier nichts; und so schlenderten wir umher und fühlten uns so recht bis ins Herz behaglich. Wir hatten's bemerkt, daß der alte

Diener die beiden Pferde sattelte und herausführte. Nun — ich stand just an der Hinterthür und sprach mit dem Chirurgus — kam ein Herr mit einer Dame am Arm die Treppe herunter — er ein hübscher, strammer Mensch von vielleicht vier-, fünfundzwanzig Jahren, mit dunklem Haar und Bart und ein paar fast schwarzen, düster blickenden Augen; sie ein herziges, schlankes und weiches Persönchen, blond und weiß, ein wenig bleich und mit so schönen sanften Augen, die jetzt freilich bald scheu auf uns blickten, bald sich wie Schutz suchend dem Manne zuwandten. Und so schmiegte sie sich auch an ihn, da sie nun neben uns standen und der Herr nach dem Ergehen des Patienten fragte. Er musterte dabei mich und meine Uniform mit durchdringendem Blick — es war ein rechter Inspicirblick und auch sonst sah der Herr aus wie ein Offizier in Civilkleidern.

„Von den —schen Dragonern?“ fragte er mich kurz. — „Zu Befehl“, sagt' ich ebenso ordonnanzmäßig. — „Wer kommandirt euch?“ fragt' er wieder. — „Major von Quednow. Er wird vielleicht selber herüberkommen und nach dem Herrn Rittmeister sehen.“ — „Schon recht“, sprach er; „er soll uns willkommen sein. Jetzt reiten wir eine Stunde aus. Hernach, wenn der Rittmeister wacht und mich sehen kann, will ich eintreten.“ Damit gingen sie hinaus, saßen auf und ritten fort. Das Frauchen saß charmant zu Pferde, während der Herr zeigte, daß er wenigstens kein Kavallerist war, denn er hatte Noth mit seinem feurigen Gaul fertig zu werden, während das kleine Weib mit dem ihrem spielte und die helle Lust aus den munteren Augen hervorblitzte. Es war eine Freude sie anzusehen, und der Doctor meinte, um die könne man sich schon in solche Einsamkeit hinsetzen, sie bringe Leben und Freude hinein.

Der Diener stand und sah ihnen gleichfalls mit freundlichern Blicken nach, als ich bisher an ihm bemerkt, und so riskirt' ich's und fragte den alten Bären: „Sein Herr ist wohl Soldat gewesen?“ — „Ja vordem, bis anno Sieben“, versetzte er mit einem grämlichen Blick auf mich. — „Aber bei der Infanterie?“ meinte ich. — „Nein, Cornet bei Heiding Kürassieren“, gab er zur Antwort. — „Nun, das sieht man ihm nicht an“, sagt' ich. „Seine Dame reitet besser als — wie heißt sein Herr sich?“ — „Wie er heißt“, sprach er noch grämlicher, „von Braun.“ Und darauf wandt' er sich und ließ mich stehen.

Der Morgen ging weiter, der Walther schlief wie ein Todter, und wir standen und lungerten umher, bis gegen acht Uhr der Major, welcher durch den Jägersmann von unserm Verbleiben unterrichtet worden, mit dem Lieutenant von Beeren angeritten kam. Er hatte Ordre erhalten, mit dem Regiment einstweilen stehen zu bleiben — die Herrschaften wissen ja, daß grade in dieser Zeit der Herr Kronprinz von Schweden den Krieg auf seine eigene Manier trieb und dem Feinde und uns hübsch Zeit zum Ausschlafen ließ — und war für den Augenblick, seiner Leibesschwachheit wegen, damit wohl zufrieden. Nun kam er nach dem Walther zu sehen und den Feldscheer seine Seite untersuchen zu lassen, obgleich er meinte, es gehe damit schon wieder ordentlich.

Wir rapportirten, die Herren sahen sich das Häuslein und seine Umgebung an, und da wir so an der Seitenthür standen, durch welche es hinan ging, kam das Pärchen angeritten, stieg ab und trat heran — Beide, wie mir's schien, mit musternden Blicken die zwei ihnen fremden Herren anschauend. Doch kamen sie näher, begrüßten sich, dankten und entschuldigten, wie's schicklich, die Dame ging nach oben, um sich umzukleiden, und der Herr nöthigte die Offiziere und den Arzt ihm zum Frühstück zu folgen, und bedauerte es, daß der Verwundete noch immer nicht sichtbar. Er hieß ihn Herr von Walther. Und da fing der Major an zu lachen und sagte: „das ist ein Irrthum, mein Herr, der Walther heißt er nur unter uns nach seinem Vornamen. Sein rechter Name ist —“

In dem Augenblick ging die Thür zum Krankenstübchen auf und der, den wir bisher noch immer schlafend vermeint, stand schon halb entkleidet darin, überschaute die Gruppe auf der Flur und rief so lustig wie je: „Hei, Quednow und Beeren, seid ihr's? Ach, und auch mein Herr Wirth —“ Damit brach er ab, denn die Herren hatten sich ihm zugewendet, und ich sah's, daß dem Rittmeister alles übrige Blut in den Kopf schoß und seine Augen schier glühend wurden; und in der nächsten Sekunde stand er mit einem einzigen Satz bei den Anderen, packte den Hausherrn an der Schulter und grollte wie halb erstickt: „hab' ich dich?“

Der Herr hatte sich furchtbar verfärbt, da er den Rittmeister zuerst erschaut — schier schneebleich war er geworden und hatte für einen Moment die Augen geschlossen — ich sah dies und das Folgende so gut wie die anderen drei, denn ich war wie gelähmt und rührte mich nicht, und ihnen mocht' es nicht anders gehen. Es war wie ein Blitz zwischen uns geschlagen. Nun aber schien der Herr sich auch schon gefaßt zu haben, er war glühend roth geworden, und seine Augen blickten den Walther düster an, da er gleichfalls dumpf sagte: „also der Walther Lorch ist's!“ — Und da ließ der Rittmeister ihn los und sprach mit einer Handbewegung sich gegen die Anderen wendend, voll bebenden Hohns: „Herr Leopold von Lantowski, Messieurs, Verräther an seinem Wohlthäter, Mädchendieb, Pflicht- und Ehrvergessener, Feigling —“

„Walther — ich beschwöre dich!“ bat Herr von Beeren. — „Walther, besinne dich!“ rief der Major. „Treten wir hier wenigstens fort, meine Herren — hinein, daß man's in Ehren ausmacht!“ — „Nein!“ schrie der Walther wieder wie rasend, „hier — hier soll's abgemacht werden, vor aller Augen! Wulf, tritt heran, sieh dir an, wie ein solcher Wicht aussieht!“ Und er hob die Hand wie zum Schlage auf, aber der Major und Beeren warfen sich dazwischen, und der erstere riß ihm den Arm herunter mit dem drohenden Ruf: „Pfui, Walther!“

Herr von Lantowski hatte während dieser Zeit regungslos gestanden, nur seine Farbe wechselte ein paarmal jäh, und seine Blicke waren bald drohend auf den Feind gerichtet, bald streiften sie finster die Uebrigen. Nun aber erhob er das Haupt und sprach mit beinah vollkommen ruhiger Stimme: „Meine Herren, Sie sehen's selber, daß der da nicht zurechnungsfähig ist. Darum fühl' ich mich auch nicht getroffen durch diese Schmähungen und habe — wenigstens ihm — nichts darauf zu erwidern. Was ich that und was ich bin — ich wag' es zu vertreten gegen alle Welt. Ich habe vor allen Dingen meinen ehrlichen Abschied in der Tasche und kenne kein Gesetz, welches mich genöthigt hätte, an dem jetzigen Kriege theilzunehmen. Das, meine Herren, sag' ich Ihnen, und vor Ihnen sag' ich diesem hier: Walther Lorch, du suchst mich vergeblich zu reizen und zu beleidigen. Dein Vater und du, ihr habt durch das, was das Geschick für uns gefügt, so viel Leid gehabt, daß ich wenigstens es nicht noch vergrößern will, um so weniger, da ich nie vergessen kann, was ich deinem Vater schulde und daß ich dein Freund gewesen. Sage also, was du willst — von dir werd' ich's hinnehmen. Der Sohn deines Vaters zwingt mir nicht die Waffen in die Hand.“

So redete er etwa, und ich kann's den Herrschaften sagen, er sprach wacker und schaute auch wacker darein. Aber den Walther besänftigte er damit nicht; der brauste vielmehr womöglich noch jäher und grimmiger auf und rief knirschend: „ah Feigling, so recht! Treib's dahin, daß das Gericht dich und die Diebin

dort oben — sie ist doch wohl da? —.“ — „Wie sagst du?“ sprach der Herr von Lantowski jäh dazwischen, er war bleich geworden wie eine getünchte Wand, die Herren standen wie erstarrt, mir stiegen die Haare zu Berge. — „Diebin, sagt' ich, Diebin, hörst du's?“ wiederholte außer sich Walther; „Diebin, die meinen Vater ausgeraubt, wie —.“ — „Das sagt dein Vater, Walther Lorch?“ fragte dumpf der Andere. — „Ja mein Vater — leugnet es noch zu eurer Schande!“ — „So lügt dein Vater —.“ — „Hund —!“ schrie der Walther.

Da klang von oben, von der Treppe herab ein greller, verzweiflungsvoller Schrei: „Walther — barmherziger Gott, Leopold!“ und die Dame sahen wir dort zusammensinken — war sie eben erst herangetreten, hatte eben erst den Rittmeister erkannt, das letzte Wort gehört? Ich weiß das nicht. Aber Herr von Beeren sprang die Stufen aufwärts, ihr zu helfen, und der Major hatte sich ermannt; er packte die Beiden an der Hand und zog sie dem Zimmer zu, indem er dabei sprach: „kein Wort mehr! Hier herein und macht's wie Cavaliere und Ehrenmänner aus, aber nicht wie Gassenbuben! Wulf, hinaus zu den Leuten und halte sie in Ruhe und vom Hause fern.“ — Ich habe nie einen Befehl lieber befolgt. Ich war wie gelähmt gewesen, nun flog ich. Aber draußen ging ich bald wieder umher wie ein Träumender — es war nur leider Gotts kein Traum, sondern die blutige Wahrheit, was ich da in den wenigen Minuten gehört und gesehen.

Es verging eine Zeit, die mir wie eine Ewigkeit erschien, denn das alles ging am Ende mich zwar wenig genug an, aber warum soll ich's leugnen — mein Rittmeister war mir schier noch mehr ans Herz gewachsen, als allen Uebrigen — mochte er sein, wie er wollte, es war ein prächtiger Mensch, mehr als mancher Andere und daher auch nicht nach diesen Anderen zu bemessen, und einen eigentlichen Fehler hatt' er außer dem erschrecklichen Jähzorn nicht. Und neben ihm, durch die Liebe zu ihm und noch mehr durch das, was ich eben gehört und gesehen, war mir auch der Andere, der Lantowski, nahe getreten, und es konnte mir nicht gleichgültig sein, wie's mit ihm und der kleinen Frau ende. Daß er selbst weniger Schuld bei der Sache haben mußte, als der Walther ihm zuschob, schien mir gar nicht abzuleugnen, er war zu furchtbar erschrocken, da er die Anklage vernommen; und daß die schöne, saubere, feine Frau sich so so und obendrein an ihrem Verwandten und Wohlthäter vergangen, das kam mir nun gar nicht möglich vor.

„Ich hielt mich in der Nähe des Hauses auf, denn fort mocht' ich nicht, mir war's immer, als könne was passiren, was mich nöthig mache. Hin und wieder war mir's freilich, als höre ich aus dem kleinen Zimmer, wo die Herren weilten, laute Stimmen hervorschallen, sonst jedoch war alles still und wie ausgestorben; es ließ sich niemand sehen. Da aber öffnete sich das Fenster des Zimmers, der Major rief über mich, und als ich eingetreten war, hieß er mich die Pistolen aus seinem und des Herrn von Beeren Holstern nehmen und damit vorausgehen bis — „wo die Parkanlagen aufhören?“ wandte er sich fragend an den Hausherrn. — „Ja, der Platz ist nicht zu verfehlen und gut“, entgegnete dieser. Er sah noch finsterer aus als früher, ja recht eigentlich drohend, und sein Gesicht flammte.

„Meine Herren“, sagte Quednow, — ich weiß nicht, hatte er meine Gegenwart vergessen, oder wollte er mich da behalten — „lassen Sie mich Ihnen noch einmal, für jetzt wenigstens, zum Frieden rathen. Sie Beide sprachen eine Beschuldigung aus, die einem Ehrenmanne allerdings unertragbar sein muß; wie aber die Sachen stehen, kann keiner von Ihnen diese Beschuldigung beweisen. Man muß noch andere hören. Ihre Frau Gemahlin, Herr von Lantowski, deinen Vater, Walther, und außerdem vielleicht noch andere Zeugen. Bis dahin —.“ — „Ich kann diesen schmachvollen Verdacht auf meiner Frau nicht lasten lassen“, fiel der Hausherr entschieden ein, „und noch weniger soll sie in eine Verhandlung darüber eintreten oder auch nur davon erfahren. Die Sache muß unter uns abgethan werden.“ — „So denk' ich auch“, sprach Walther in einem hohnvollen Ton und mit verbissenem Lächeln. „Jetzt haben wir den Fuchs einmal aus dem Bau —.“ — „Geh, Wulf“, unterbrach ihn der Major, die Brauen zusammenziehend. „Folgen wir, meine Herren.“

Das Folgende bis zum Schluß ist leicht erzählt“, berichtete der alte Wachtmeister nach einem Trunk aus seinem Glase weiter. Was ist von solchem Duell zu sagen, als daß es dabei nach allen Regeln herging, und daß nach dem zweiten Schuß Herr von Lantowski, der durch den ersten schon am Halse gestreift war, durch den Kopf geschossen todt zu Boden sinkt. Als der Feldscheer, der natürlich dabei gewesen, den Tod erklärte, zuckte es durch des tollen Walther Gesicht wie ein Krampf, und er murmelte: „fahr' er hin! Ich habe mein Wort gehalten!“ Das war alles.

Nach unserer Rückkehr ging der Major hinauf zu der armen jungen Frau. Was dort verhandelt worden, weiß ich begreiflicherweise nicht, aber als Herr von Quednow wieder herunterkommend eine ganze Weile mit Walther und Beeren allein geblieben und dann mit uns allen davonzog, war der Rittmeister still und finster, und es hing wie eine schwere Wolke über seiner Stirn. Er ging dann für einige Tage wirklich in ein Lazareth, aber auch als er zurückkam, war er noch gleich finster, ja fast schwermüthig und wie ausgetauscht. Ich hörte für's Erste nichts mehr von dieser traurigen Sache als Walthers Worte, mit denen er wieder bei uns eintrat und sich bei Quednow meldend, auf dieselbe hindeutete. „Ich habe geschrieben, Freund“, sagte er düster. „Wir können bald Antwort erwarten.“ — „Gott gebe, daß es ist, wie du hoffst“, versetzte der Major hörbar sorgenvoll. — Das hört' ich, denn ich war gerade mit einem Rapport drinnen, und vor mir genirten sich die Herren nicht.

Und es war wirklich, als ob es so sein sollte, fuhr der Alte noch einmal fort. Ich mußte eben diese traurige Affaire bis zum Ende erfahren. Zwei Tage vor unserer Vereinigung mit Blücher während der Schlacht bei Leipzig kam auch einmal wieder die Feldpost, und ich hatte dem Walther zwei Briefe zu bringen. Es war gegen Abend, und da ich sie ihm gab, rief er gleich nach Licht. Herr von Beeren theilte mit ihm das Quartier, aber da das Licht kam, sah ich's, daß auch der Major im Zimmer, und der fragte mich nach diesem und jenem, während der Andere seine Briefe durchflog. Den einen hatte er schon auf den Tisch geworfen. Nun aber ließ er auch den anderen fallen und deckte beide Hände mit einem dumpfen Seufzer über das Gesicht. „Walther — mein Gott, was ist's?“ rief Beeren bestürzt und machte dadurch auch uns aufmerksam.

Der Rittmeister ließ die Hände sinken, er war leichenblaß. „Es ist vorbei“, sagte er dumpf. „Hier schreibt mir meine Cousine am Tage vor ihrem Tode, den die Nachschrift eines Anderen meldet, daß sie erst jetzt von jenem Verdacht erfahren, und weist diese Schmach von sich zurück — begründet, denn hier im zweiten Briefe erfahre ich, daß mein Vater ein — Unwürdiger, der diese Gelegenheit benützte, um seine Debauchen zu bemänteln. — Ah, Messieurs, ist's nicht, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen?“ setzte er knirschend hinzu. — „O hättest du, hätte der Lantowski Vernunft angenommen!“ sagte Quednow traurig. „Aber dein unglücklicher Jähzorn —.“ — Und da stand der tolle Walther auf und streckte die Finger seiner Rechten in die Höhe und sprach: „du hast Recht. Aber höret ihr alle — wenn ich mich noch einmal in meinem Leben im Jähzorn zu einem Duell, zu einer unsühnbaren That fortreißen lasse, so heißt mich einen Hundsfott! Mein Wort darauf, so wahr ich der tolle Walther bin.

„Das, ihr Herrschaften, ist die Erklärung seines Endes, die Sie von mir verlangten“, schloß der alte Wulf.

Als der Wachtmeister bald nach seinen letzten Worten aufgebrochen war, bemerkte endlich derjenige, welcher vorhin schon einmal über die Erzählungsweise des Alten ein wenig gespottet: „das war nun alles ganz gut und recht, und wie ich's dem einfachen Gesellen nicht zugetraut. Schade nur, daß der Schluß gar so Knall und Fall kam. Mag's ihm selber wohl zu lang geworden sein?“

Rittmeister von Beeren schüttelte den Kopf. „Ich muß den Alten auch hier wieder in Schutz nehmen“, sagte er. „Bei solchen Geschichten geht in Wirklichkeit wie in der Erzählung alles verhältnißmäßig langsam und breit fort, bis der Schluß, die Katastrophe, naht. Dann wird's rascher und rascher, und die Katastrophe ist mit einemmal da und — vorüber. Anders weiß ich's nicht. Die Wirklichkeit ist bei einer solchen nicht breit, und wollte der Berichterstatter nun seinerseits sich also gehen lassen und das Ding ausmalen, das wäre die größte Albernheit.“

---

* Norwegisches Märchen.

Mitgetheilt von P. J. Willatzen.

Die sieben Fohlen.

Es waren einmal ein Paar arme Leute; sie wohnten in einer jämmerlichen Hütte weit draußen im Walde, und sie hatten nicht mehr als aus der Hand und in den Mund und kaum das; aber drei Söhne hatten sie, und der jüngste von ihnen war eigentlich so ein Aschenputtel, denn er that nichts anderes als lag und wühlte in der Asche.

Eines Tages sagte der älteste Bursch, daß er aus zu dienen wolle; die Erlaubniß dazu erhielt er sogleich, und so wanderte er denn in die Welt hinaus. Er ging und ging den ganzen Tag, und als der Abend dämmerte, kam er zu einem Königsschlosse. Da stand der König auf der Treppe draußen und fragte, wohin er denn wolle? „Ah, ich gehe und spüre einem Dienste für mich nach, Väterchen!“ sagte der Bursch. „Willst du mir dienen und meine sieben Fohlen hüten?“ fragte der König. „Falls du sie einen ganzen Tag hüten und mir am Abend sagen kannst, was sie essen und trinken, dann sollst du die Prinzessin und das halbe Reich erhalten; kannst du das aber nicht, dann schneide ich drei rothe Riemen aus deinem Rücken.“ — Ja, das schien dem Burschen leichte Arbeit zu sein; das wolle er wohl thun, meinte er.

Am Morgen, als der Tag zu lichten begann, ließ der Stallmeister die sieben Fohlen hinaus. Sie sprangen fort, und der Bursch hinter ihnen her; und so kann es wohl gekommen sein, daß es über Berg und Thal, durch Busch und Moor ging. Als der Bursch eine gute Weile also gelaufen war, fing er an müde zu werden, und nachdem er noch eine Strecke weit sich abgemühet hatte, war er der Hüterei überdrüssig, und zu gleicher Zeit kam er zu einem Berghang; hier saß ein altes Weib und spann an einer Handspule. Als sie den Burschen sah, der hinter den Fohlen herlief, daß der Schweiß von ihm herunter troff, rief das Weib: „Komm her, komm her, mein schöner Junge, ich will dein Haar strählen!“ Das war dem Burschen recht; er setzte sich auf die Berghalde zum Weibe und legte das Haupt in ihren Schooß, und so kämmte sie ihm das Haar den ganzen Tag, während er lag und sich streckte. Als es zu dämmern begann, wollte der Bursche gehen; „ich mag ebenso gut gerades Weges nach Hause schlendern“, sagte er, „denn das nützt mir doch nichts, daß ich wieder nach dem Königsschlosse zurückkehre.“ „Warte nur ein wenig bis zum Dunkelwerden“, sagte das Weib, „dann kommen die Fohlen des Königs zurück; dann kannst du wieder mit ihnen nach Hause springen; es weiß Niemand, daß du hier den ganzen Tag lagst, anstatt zu hüten.“ Als sie nun kamen, gab das Weib dem Burschen eine Wasserflasche und einen Moosbüschel; diese solle er dem Könige zeigen und sagen, es sei das, was die sieben Fohlen äßen und tränken. „Hast du denn nun den ganzen Tag wohl und treu gehütet? fragte der König, als der Bursche am Abend vor ihm erschien. „Jawohl habe ich das“, sprach der Bursche. „Dann kannst du mir wohl sagen, was es ist, das die sieben Fohlen essen und trinken?“ fragte der König. Ja, der Bursch zeigte den Wasserkrug und den Moosbüschel vor, die er vom Weibe erhalten hatte, „hier siehst du ihre Speise und ihren Trank“, sagte er. Aber da erkannte der König wohl, wie er gehütet habe, und er ward zornig und befahl, daß man ihn den Augenblick nach Hause jagen, jedoch vorher ihm drei rothe Riemen aus seinem Rücken schneiden und Salz hinein streuen solle. Als der Bursch nach Hause kam, kannst du dir wohl denken, wie ihm zu Muthe war; ein Mal sei er hinaus gezogen um einen Dienst zu suchen, sagte er, aber nie und nimmer thue er das wieder.

Am Tage darauf begehrte der andere Sohn hinaus in die Welt, um sein Glück zu suchen. Die Eltern sagten Nein und baten ihn, sich doch nur den Rücken seines Bruders anzusehen, allein der Bursch gab nicht nach, er blieb auf seinem Stück, und zuletzt erhielt er denn die Erlaubniß und begab sich auf die Wanderschaft. Als er den ganzen Tag gegangen war, kam er auch zum Königsschloß; hier stand der König draußen auf der Treppe und fragte, wohin er wolle, und als der Bursch antwortete, daß er einen Dienst suche, sagte der König, daß er bei ihm dienen und seine sieben Fohlen hüten könne; und dann setzte der König dieselbe Strafe und denselben Lohn fest, wie bei seinem Bruder. Ja, der Bursch war sogleich willig dazu; er begab sich in den Dienst des Königs, denn die Fohlen werde er schon hüten und dem Könige ganz genau sagen, was sie äßen oder tränken.

Beim Morgengrauen ließ der Stallmeister die sieben Fohlen hinaus; sie wieder fort über Berg und Thal, und der Bursch hinterdrein! Allein ihm ging's grade so wie seinem Bruder. Als er lange, lange Zeit hinter den Fohlen drein gewesen war, so daß er müde war und der Schweiß von ihm troff, kam er an einer Berghalde vorüber, wo das alte Weib saß und an einer Handspule spann. Und sie rief dem Burschen: „Komm her, komm her, mein schöner Junge, ich will dein Haar strählen!“ Damit war der Bursch wohl zufrieden; er ließ die Fohlen laufen, wohin sie wollten und setzte sich auf den Hang zum Weibe. So saß er und so lag er und faullenzte den ganzen Tag.

Als die Fohlen um die Dämmerung zurückkamen, erhielt auch er einen Moosbüschel und einen Wasserkrug vom Weibe mit der Weisung, sie dem Könige zu zeigen. Aber als der König den Burschen fragte: „Kannst du mir nun sagen, was meine sieben Fohlen essen und trinken?“ und der Bursch Moosbüschel und Wasserkrug hervorholte und sagte: „Ja, sieh hier ihre Speise und ihren Trank“, — ward der König wieder zornig und befahl, daß man drei rothe Riemen aus dem Rücken des Gesellen schneiden, Salz hinein streuen und ihn auf der Stelle heim jagen solle. Als nun der Bursch nach Hause kam, erzählte auch er, wie es ihm ergangen war, und sagte, daß er einmal allerdings ausgegangen sei, um einen Dienst zu suchen, aber ganz gewiß thue er das nun und niemals wieder.

Am dritten Tage wollte Aschenputtel auf den Weg; er habe wohl Lust dazu ebenfalls die sieben Fohlen zu hüten, sagte er. Die Andern lachten und hatten ihn zum Besten; „wenn es uns so ergangen ist, dann wirst du es freilich zu Stande bringen, du siehst darnach aus, du, der nie Andres gethan hat, als in der Asche herumzuwühlen“, sagten sie.

„Ja, ich will aber doch nun fort“, sagte Aschenputtel, denn ich habe mir's in den Kopf gesetzt“ — und wie viel auch die Andern lachten und die Eltern baten, half's doch nicht; Aschenputtel machte sich auf den Weg. Als er nun den ganzen Tag gegangen war, kam er im Dunkelwerden zum Königsschloß. Hier stand der König draußen auf der Treppe und fragte, wohin denn er gedenke? — „Ich gehe und suche mir einen Dienst“, sagte Aschenputtel. „Woher bist du denn?“ fragte der König; denn er wollte jetzt etwas besser Auskunft zu erhalten suchen, bevor er Jemanden in seinen Dienst nehme. Aschenputtel erzählte nun denn, woher er komme, und daß er Bruder der Beiden sei, welche die Fohlen des Königs gehütet hätten, und dann fragte er, ob es ihm nicht gestattet werden könne, die Fohlen am nächsten Tage zu hüten. „Hoho“, sagte der König — er ward ganz wild, sobald er nur an die beiden Andern dachte — „bist du der Bruder jener Beiden, dann taugst du auch nicht viel. Von Solchen habe ich genug!“ — „Ja, aber nun ich einmal hier bin, möchte ich doch gern Erlaubniß haben, mich zu versuchen“, sagte Aschenputtel. „Ah nun, wenn du durchaus deinen Rücken geschunden haben willst, meinethalben gerne“, sagte der König. „Nein, ich will lieber die Prinzessin haben“, meinte Aschenputtel.

Am Morgen in der Dämmerung ließ der Stallmeister die sieben Fohlen hinaus, und die fort über Berg und Thal, durch Busch und Moor, und Aschenputtel hinterher! Als er eine gute Weile so gelaufen war, kam auch er zum Berghang; hier saß das alte Weib wieder und spann an ihrer Handspule und rief: „Komm her, komm her, mein schöner Junge, ich will dein Haar strählen!“ sagte sie. „Küsse mich hinten, küsse mich hinten!“ rief Aschenputtel, hüpfte und sprang und hielt den Fohlenschweif fest. Als er glücklich am Berghang vorübergekommen war, sagte das jüngste Fohlen: „Setz dich auf meinen Rücken, denn wir haben noch einen weiten Weg“, und das that er.

So reis'ten sie noch eine weite, weite Strecke. „Siehst du jetzt etwas?“ fragte das Fohlen. „Nein!“ sagte Aschenputtel. Und weiter ging es. „Siehst du jetzt etwas?“ fragte das Fohlen. „Ach nein“, sagte Aschenputtel. Als sie noch eine weite, weite Strecke gereis't waren, fragte das Fohlen wieder: „Siehst du denn jetzt etwas?“ „Ja, jetzt meine ich etwas Weißliches schimmern zu sehen“, sagte Aschenputtel; „es sieht aus wie ein großer dicker Birkenstumpf.“ „Ja, da sollen wir hinein“, sagte das Fohlen. Als sie zum Stumpf kamen, nahm das älteste Fohlen ihn und bog ihn zur Seite —, und siehe, es war eine Thür, vor welcher der Stumpf gestanden — drinnenvor war eine kleine Stube, und in der Stube befand sich nicht groß Anderes als ein kleiner Herd und einige dreibeinige hölzerne Stühle; aber hinter der Thür hing ein großes verrostetes Schwert und ein kleiner Krug. „Kannst du das Schwert schwingen?“ fragte das

Fohlen. Aschenputtel versuchte, aber vergebens; darauf mußte er einen Schluck aus dem Kruge trinken, erst einen, dann noch einen und darauf noch einen, und dann konnte er es schwingen wie Nichts. „Ja, nun mußt du das Schwert mit dir nehmen“, sagte das Fohlen, „mit diesem sollst du an deinem Hochzeitstage uns allen sieben den Kopf abschlagen, dann werden wir wieder zu Prinzen, wie zuvor. Denn wir sind die Brüder der Prinzessin, die du erhältst, wenn du dem Könige sagen kannst, was wir essen und trinken; aber ein abscheulicher Kobold verzauberte uns. Wenn du uns den Kopf abgeschlagen hast, mußt du wohl aufpassen und jeden Kopf beim Schweife desjenigen Rumpfes hinlegen, auf dem er vordem saß; dann ist der Zauber gelös't. „Das versprach Aschenputtel, und nun reis'ten sie weiter.

Als sie nun weit, weit gezogen waren, fragte das Fohlen: „Siehst du etwas?“ „Nein“, sagte Aschenputtel. Dann reis'ten sie eine Strecke weiter. „Und nun?“ fragte das Fohlen; „siehst du jetzt etwas?“ „Oh nein“, sagte Aschenputtel. Und sie zogen viele, viele Meilen weiter über Berg und Thal. „Nun denn?“ sagte das Fohlen, „siehst du denn noch nichts?“ „Ja“, sagte Aschenputtel, „nun sehe ich etwas wie einen Streifen, der weit, weit in der Ferne blauet.“ „Ja, das ist ein Strom“, sagte das Fohlen, „über den müssen wir hinüber.“ Ueber den Strom führte eine große prächtige Brücke, als sie auf die andere Seite gelangt waren, reis'ten sie wieder eine weite Strecke. Da fragte das Fohlen wieder, ob Aschenputtel nichts sehe? Ja, diesmal sehe er etwas Schwärzliches weit in der Ferne, etwas wie einen Kirchthurm. „Ja, da müssen wir hinein“, sagte das Fohlen.

Als die Fohlen hinein auf den Kirchhof kamen, wurden sie wieder zu Menschen und sahen aus wie Königssöhne und trugen so prächtige Kleider, daß sie schimmerten; und so gingen sie in die Kirche hinein und empfingen Brod und Wein von dem Priester, welcher am Altare stand. Aschenputtel ging auch hinein; als aber der Priester die Hände den Prinzen auf's Haupt gelegt und den Segen über sie gesprochen hatte, gingen sie wieder aus der Kirche und Aschenputtel ebenfalls; aber mit sich nahm er eine Flasche Weines und eine Hostie. Und in dem Augenblicke, als die Königssöhne auf den Kirchhof hinaus kamen, wurden sie wieder zu Fohlen, und Aschenputtel setzte sich auf den Rücken des jüngsten, und nun ging es zurück denselben Weg, den sie gekommen waren, aber weit, weit schneller als da sie her zogen. Erst reis'ten sie über die Brücke, dann am Stumpf vorbei und dann am Weibe vorüber, welches am Berghang saß und spann; und so schnell ging es, daß Aschenputtel nicht hören konnte, was die Alte hinter ihm her schrie, aber so viel verstand er doch, daß sie ihm nicht sehr freundlich gesinnt sei.

Es war fast dunkel, als sie zum Königsschlosse zurückkamen, und der König selbst stand im Hofe und harrete ihrer. „Hast du treu und wohl den ganzen Tag gehütet?“ fragte der König Aschenputtel, „dann kannst du mir wohl sagen, was meine sieben Fohlen essen und trinken?“ Aschenputtel holte nun die Hostie und die Weinflasche hervor und zeigte diese dem Könige. „Da siehst du ihre Speise und ihren Trank“, sagte er. „Ja, du hast wohl und treu gehütet“, sagte der König, und du sollst die Prinzessin und das halbe Reich haben.“ Nun ward die Hochzeit angerichtet und sie sollte so prächtig und schimmernd sein, daß man weit und breit davon singe und sage, befahl der König. Aber als sie beim Hochzeitsmahle saßen, erhob sich der Bräutigam und ging in den Stall, denn er habe dort etwas vergessen, und das müsse er holen, sagte er. Als er hinunter kam, that er, wie die Fohlen ihm gerathen, hieb ihnen allen sieben die Köpfe ab, erst dem ältesten und dann den andern, je nachdem sie alt waren, und dann gab er genau Acht, jeden Kopf neben den Schweif des Fohlens zu legen, dem er angehört hatte. Und als er das gethan, wurden sie wieder zu Prinzen. Als er mit diesen wiederum bei der Hochzeitstafel erschien, ward der König so erfreut, daß er Aschenputtel beides herzte und küßte, und dessen Braut gewann ihn noch lieber als zuvor. „Das halbe Reich hast du nun erhalten“, sagte der König, „und die andre Hälfte bekömmst du nach meinem Tode, denn meine Söhne können sich selbst Land und Reich erwerben, nun sie wieder Prinzen geworden sind.“ So konnte es wohl geschehen, daß bei dieser Hochzeit Freude und Lustbarkeit herrschte. Ich war auch mit dabei; aber Niemand hatte Zeit mich zu beachten: ich bekam nichts anderes als ein Butterbrod, das legte ich auf den Kachelofen, und das Brod verbrannte und die Butter zerrann und ich erhielt nicht einen Krumen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erschrinungen.** Der Magdborn. Sage aus dem Rheinthale. Von A. Godin. — Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde von Dänemark. Von G. F. von Jenssen-Tusch. — Ferdinand Freiligraths the rose, thistle and shamrock, übersetzt von H. J. D. A. Seeliger.

* Die literarhistorische Arbeit von Karl Twesten: „Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft“ (Berlin, Guttentag) findet günstige Beurtheilung. Namentlich wird hervorgehoben, daß sie mit schöner Wärme große Klarheit und Schärfe des Urtheils verbindet.

* Für Sänger und Turner. Im Hinblick auf das in den ersten Tagen des nächsten Monats stattfindenden Turnfest, möchten namentlich zwei kürzlich erschienene Bücher eine besondere Erwähnung verdienen. Das eine ist das von Fr. Erk und M. Schauenburg herausgegebene und im Verlage des letzteren erschienene „allgemeine deutsche Turnerliederbuch.“ Es hat dasselbe in der That vor den übrigen uns bekannten Büchern der Art, wesentliche Vorzüge. Die Auswahl der aufgenommenen Lieder ist gewiß eine glückliche zu nennen; dazu kommt, der große, dem bei Westermann in Braunschweig erschienenen Liederbuche für deutsche Turner mangelnde Vorzug, daß dem Texte zum größten Theile die Noten beigefügt sind, und zwar je nach dem Charakter des Liedes im ein- oder mehrstimmigen Satze. So finden sich z. B. die allbekannten oder allgeliebten Quartette: „Dir möcht' ich diese Lieder weihen, von C. Kreutzer; das Schwertlied von Weber, das Arndt'sche Vaterlandslied von Reichardt, des Jägers Abschied von Mendelssohn und viele andere in der Sammlung, im zwei- und dreistimmigen Satze besonders viele nach Silcher bearbeitete Volkslieder. Aus dem Gesagten ergiebt sich schon von selbst, daß auch für Nichtturner vorliegendes Buch sehr verwendbar ist. Von bequemem Format, äußerst billig — wenn wir nicht irren, beträgt der Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr. — eignet es sich vortrefflich für Sänger, die auf Landpartien und Lusttouren alte liebe Lieder erklingen lassen möchten. Es zerfällt die Sammlung in drei Haupttheile, der erste gebildet durch Vaterlands- und Freiheitslieder, der zweite, Turn-, Fest-, Gesellschafts- und Wanderlieder, der dritte Volkslieder enthaltend. — Die zweite hier zu erwähnende Schrift ist die kürzlich in zweiter Auflage erschienene Lebensbeschreibung Friedrich Ludwig Jahn's von Wilhelm Angerstein. Jahn ist bekanntlich der viel gepriesene und viel geschmähte Begründer des deutschen Turnens. Wenn daher in den ersten Tagen des August in diesem Jahre viele Tausende deutscher Turner in Leipzig zusammenströmen, wenn sie durch ihre Zahl und ihre Leistungen Zeugniß ablegen von dem jetzigen blühenden Zustande der Turnkunst in Deutschland, so haben wir darin nur die Ernte zu betrachten von der Aussaat, die einst Vater Jahn in dunkler Zeit unter Gefahr und Mühe, aber doch mit unerschütterlich freudigem Muthe ausstreuete. Wärmer, als er, hat wohl selten Jemand die Liebe zum deutschen Vaterlande in sich getragen; als er nach den unglücklichen Tagen von Jena und Auerstadt die schmähliche Flucht der Preußen sah, da grauete ihm, dem neunundzwanzigjährigen Manne, das Haar. Aber er verzagte nicht; der Jugend wandte er seine treue hingebende Arbeit zu; in der körperlichen und sittlichen Kräftigung derselben sah er die einzig höhere Gewähr für die dereinstige Wiedererhebung Deutschlands aus tiefer Schmach. So gründete er im Frühjahr 1811 den ersten Turnplatz in der Hasenhaide zu Berlin, zog mit den von ihm gewonnenen Turnern als die Zeit gekommen war, auf die er unerschütterlich fest gehofft hatte, hinaus zum Freiheitskampfe, und widmete sich denn, siegreich zurückgekehrt, mit verdoppelter Liebe dem von ihm sich selbst geschaffenen Berufe. Allgemeine Anerkennung, auch von Seiten der Regierungen, wurde ihm zu Theil, leider aber nur kurze Zeit. Die folgenden Jahre der maßlosen Reaction mußten an dem kräftig trotzigem Sinne Jahn's und der durch ihn geleiteten Jugend Anstoß nehmen, so fern demselben auch die Hinneigung zu revolutionären Tendenzen lag. Er wurde verketzert, verklagt, gefangen genommen, endlich, aus dem Kerker befreiet, unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und so in den Jahren seiner Kraft zur Unthätigkeit verdammt. Wahrlich ein hartes Martyrium für einen so thatkräftigen Mann! Es liegt eine hohe Tragik in dem Schicksale dieses gefesselten Prometheus. Er hat viel geduldet um seines treuen deutschen Herzens willen; seiner werde daher von Deutschen mit Ehrfurcht und Liebe gedacht. Angerstein's auf wenige Bogen zusammengedrängte Darstellung ist vortrefflich. Ueberall tritt uns aus den in wenigen Zügen klar gezeichneten Zeitverhältnissen mit plastischer Lebendigkeit das eckig markige Charakterbild Jahns entgegen. Der Totaleindruck ist ein geistig wahrhaft erhebender. Es wird uns hier ein Mensch dargestellt, an dem jeder Zoll ein ganzer Mann ist und der diese seine Mannheit auch in den widerwärtigsten Lebensverhältnissen stets siegreich bewährt. Möchte die kleine Schrift, wie sie es verdient, zahlreiche Leser finden.

St.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 30. Bremen, 26. Juli. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die Pfropfenschneider bei Delmenhorst.

Von J. G. Kohl.

Unsern fleißigen Hausfrauen und Kleiderkünstlerinnen hat man es jetzt schon öfter erzählt, wie viele Sorgfalt und Mühe auf die Hervorbringung so einfacher kleiner Instrumente, wie es ihre Nähnadeln sind, verwendet werden muß, und hat ihnen zuweilen auf eine sehr interessante Weise beschrieben, wie mannichfaltigen Manipulationen und Prozessen das rohe Eisen unterworfen werden muß, bis es endlich als spitzes, rundes, fein polirtes, glatt durchbohrtes Spießchen unter ihren geschickten Fingern gewandt und behende durch die Gewebe hindurchschlüpfen und das Zusammengehörige fest verketten kann.

Aber auch das eben so einfache Ding, welches unsere Hausherren und Männer, wenn sie fröhlich beisammen sitzen, aus dem Halse ihrer Weinflaschen entfernen und, nur auf den köstlichen Inhalt der Flaschen erpicht, bei Seite werfen, — der Korkpfropfen, hat fast eine eben so lange Geschichte wie die Nähnadel, muß wie diese, bevor er zu seinem Gebrauche fertig ist, einer Reihe von merkwürdigen Prozessen unterworfen werden. Man hat viel über seine möglichst zweckmäßige Gestaltung und Fabrikation nachgedacht. Es haben sich Nationalökonomen und Politiker, Kaiser und Könige in die Geschichte der Flaschenstöpsel eingemischt. Und eine Menge armer Leute, die fleißigen Bevölkerungen vieler Dörfer arbeiten Tag und Nacht daran, um das kleine Ding so billig und so vollkommen herzustellen, wie der Spekulant, der Weinhändler, der Bierbrauer, der durstige Zecher und Feinschmecker, der Apotheker, der Eau de Cologne-Fabrikant Farina in Köln, Dr. Struve, der große Brunnen-Wassermann, oder wer noch sonst mit Körken zu thun hat und zu schlechten Pfropfen ein saures Gesicht machen könnte, es haben wollen.

In ihrer Art ist die berühmte Rinde der spanischen Korkholz-Eiche oder Quercus suber ein eben so wundervoller und kaum anderswo ersetzbarer Stoff, wie das Eisen in seiner Art. Die Natur scheint ihn gerade für die Verstöpselung unserer Glasflaschen und die Bewahrung unserer groben und feinen Getränke und Flüssigkeiten erfunden und sorgfältig vorbereitet zu haben. Kein anderer Baum, überhaupt kein anderes Geschöpf, Pflanze oder Thier, liefert eine dazu gleich brauchbare Rinde, Haut oder Blase; auch keine Kunst hat einen so netten, reinlichen elastischen, geruch- und geschmacklosen, weichen und dauerhaften Stoff zu erzeugen vermocht, wie es die Rinde der Kork-Eiche ist. Sie gleitet bequem und willig in die engen Hälse unserer Flaschen hinein und setzt sich doch mit elastischer Dehnung recht fest darin an. Sie bändigt und verriegelt den wilden Champagnergeist und hüpft doch auf das Geheiß des durstigen Trinkers leicht und munter davon, um ihm Freiheit zu geben. Sie sprengt die gläsernen Flaschen nicht, wie das eigensinnige unnachgiebige Tannenholz, mit dem man nur die hölzernen Fässer zuspindet, es thun würde. Sie wird nicht wie das Wachs von Spirituosen aufgelöst oder von Säuren angegriffen. Sie hat selbst, wie doch sonst mehr oder weniger fast alles Vegetabilische, durchaus keinen Beigeschmack, und man kann ihr selbst die feinste Eau de Cologne zum Verschluß anvertrauen. Dieselbe wird dabei nichts von ihrem Aroma einbüßen. Auch scheut sich niemand davor ein reinliches Stückchen Korkrinde, das der Zufall etwa dahin führte, in seinem Glase zu finden. Er fischt es einfach heraus und trinkt ohne Widerwillen weiter.

Ebenso wenig wie sie irgend etwas Fremdartiges hergiebt, ebenso wenig nimmt sie etwas von den Flüssigkeiten, die sie bewahren soll, an. Sie nascht nicht von unsern schönen Weinen und saugt sich nicht mit ihnen voll. Jahre lang hält sie das berauschende Getränk unter Verschluß und bleibt selbst dabei so völlig nüchtern und trocken, daß ich mich darüber wundern muß, wie man noch nicht die sehr zutreffende Redensart in Gang gebracht hat: „enthaltsam und nüchtern wie ein Korkholz-Pfropfen.“ Kurz, die Korkholzrinde spielt ihre Rolle bei der Verstöpselung unserer Flaschen ebenso vortrefflich, wie das Eisen beim Verschluß unserer Thüren und Thore, und man hat bisher noch für sie eben so wenig ein Surrogat gefunden wie für das letztere.

Natürlich kannten schon die alten Römer, deren großes Reich gerade das ganze Verbreitungsgebiet der Kork-Eiche, die Länder am mittelländischen Meere, umfaßte, diesen ausgezeichneten Stoff. Theophrast, Plinius und andere alte Schriftsteller sprechen von der Quercus suber, und sie erwähnen auch, daß man ihre Rinde zur Verschließung von Gefäßen benutze. Allein weder das Alterthum noch auch das Mittelalter konnten aus verschiedenen Gründen einen sehr ausgedehnten Gebrauch vom Korkholz machen. Die gläsernen Bouteillen, die bei uns als Vermittler zwischen Faß und Becher eingetreten sind, waren noch nicht erfunden oder doch noch nicht so allgemein verbreitet wie jetzt. Diese Bouteillen und eine ganze Schaar anderer kleiner und großer Glasgefäße für Aufbewahrung von Flüssigkeiten aller Art wurden erst seit

dem 16. Jahrhunderte häufiger fabricirt und gebraucht, und mit ihnen kamen denn auch nach und nach die so schön zu ihnen passenden Korkenstöpsel in Aufnahme.

Ich kann mich hier nicht umständlicher auf die weitere Geschichte dieser beiden so verschwisterten Stoffe einlassen. Ich will nur bemerken, daß bis auf die allerneueste Zeit herab die Breite und Weite dieser Geschichte wie ein mächtiger Strom angewachsen ist. Flaschen und Fläschchen von den großen und riesigen „Demijons“, in welchen verschiedene Säuern bewahrt werden, herab bis zu den kleinen mikroskopischen Gläserchen, in die der Homöopath seine Mittelchen faßt, sind unter uns in allen möglichen Façons und Größen in Gebrauch gekommen.

Der Rohstoff zum Glase und zu den Flaschen ist fast in allen Theilen der Welt reichlich vorhanden und Glashütten hat man daher diesseits und jenseits des Oceans überall etabliren können. Leider aber ist dieß nicht mit dem Stoffe der Fall, der den Gasflaschen so nöthig ist, wie einer Thür der Riegel oder wie dem Hause das Dach. Die so nützliche Korkeiche ist auf einem verhältnißmäßig nur kleinen Gebiete verbreitet, auf der Pyrenäischen Halbinsel, auf der Insel Sardinien, im südlichen Frankreich und in einigen anderen Gegenden des südlichen Europa und des nördlichen Afrika. Ganze Welttheile, Amerika, Australien, der größte Theil von Asien kennen ihn nicht. Man kann sich daher denken, wie außerordentlich die Entdeckung und Besiedlung dieser Welttheile, die Ausbreitung der Kultur und in Folge dessen auch der feinen Weinen und anderweitigen Getränke, der Medizine, Odeure und zahlloser anderer Flüssigkeiten auf eine Steigerung der Produktion und Verarbeitung des Korkholzes einwirken mußte. In den stets an Bevölkerung zunehmenden vereinigten Staaten, in Brasilien, in ganz „Amerika“, in dem von Menschen, d. h. von Trinkern, mehr und mehr wimmelnden Australien wird kein Kork gelüftet, der nicht in Spanien oder in einigen andern Theilen des engen Mittelmeerbassins gewachsen wäre.

Auch bei uns in Europa selbst sind eine Menge Verbindungen in Lebensweise und Wirthschaft eingetreten, welche das Verlangen nach Körken außerordentlich gesteigert haben. In früheren Zeiten wurde bei uns bei weitem nicht so viel gestöpselt wie jetzt. Bier und andere Getränke verschenkte man nach uralter Mode weit mehr direkt aus dem Fasse in den Krug. Neuerdings ist das „Flaschenbier“ aufgekommen, und jeder Gast will, wenn er trinkt, seine eigene Flasche, die er selbst frisch entkorken kann, neben seinem Glase stehen haben. Auch der Wein wird jetzt viel mehr als sonst nicht nur in verkorkten Flaschen servirt, sondern auch weit hin in solchen Flaschen versandt. Große Quantitäten von Wein und Bier machen sogar in Flaschen die Reise um die Welt. Manche stark moussirende Weine und leicht verfliegende Getränke, z. B. der Champagner, die in neuerer Zeit eine ungeheure Verbreitung über den ganzen Erdball gefunden haben, können nur in mit Korkholz verstöpselten Flaschen versandt werden. Dasselbe ist mit der Eau de Cologne, dasselbe mit unsern zahllosen Brunnenwassern der Fall, die ebenfalls in neuer Zeit in so großen Quantitäten versandt werden. Das Flaschenbier und der Champagner allein verbrauchen jetzt die Hälfte alles in der Welt wachsenden Korkholzes, und der letztere insbesondere alle die feinsten und besten Qualitäten.

Bei diesem so enorm anwachsenden Verbrauche der Rinde werden nun die alten bisher benutzten Korkholzwälder in Spanien und Portugal immer mehr angegriffen und geschwächt. Man hat daher auf der Pyrenäischen Halbinsel noch viele früher unbenutzte Korkeichenwälder aufgespürt und für die Ausbeutung geeignet gemacht. Und manche, die bisher noch gar nicht berücksichtigt werden konnten, mögen dort noch alltäglich durch den Fortschritt der Eisenbahnen und andere Verbesserungen der Verkehrsmittel zugänglicher gemacht werden. Auch die Korkholzwälder Sardiniens sind erst neuerdings mehr und mehr in die Verkehrsbewegung hineingerissen. In Nordafrika mag es noch viele unzugängliche oder unbekannte Magazine dieser Art geben. Im südlichen Frankreich hat man in neuerer Zeit dem merkwürdigen Gewächse noch ganz neue Gebiete zu eröffnen gesucht und durch Anpflanzung sein Terrain erweitert. Schon vor der französischen Revolution soll der Minister Necker dort viel für die Anpflanzung von Korkeichen gethan haben. Namentlich hat sich auch der jetzige Kaiser der Franzosen seit der letzten großen Pariser Industrieausstellung dieser Branche des Acker- oder Waldbaues angenommen. Und es sind nun im Departement Lot et Garonne, in den weiten Strecken wüsten Landes und in andern Gegenden des südlichen Frankreichs nicht nur viele bedeutende Korkholzwaldungen angelegt, sondern auch Korkfabriken begründet und weit verbreitet.

Wie das Eisen in unsern Berghüttenwerken schon mancher Manipulation unterworfen werden muß, bevor es in Blöcken oder Stangen den Schmieden zur weiteren Verarbeitung übergeben werden kann, so hat man in den Wäldern Spaniens und Frankreichs auch schon bei der ersten Gewinnung der Korkholzrinde mancherlei Prozeduren mit ihr vorzunehmen, bis sie in die Hütte des Phelloplastikers zur weiteren Gestaltung gelangen kann. Ueber die Behandlung der wilden und über die Zucht der angepflanzten Korkeichenwälder hat man natürlich ganze Werke geschrieben. Ja die bloße Operation des Schälens der Bäume ist eine Kunst, die nach gewissen Regeln zur rechten Jahreszeit in dem geeignetsten Alter des Baumes mit viel Umsicht und Vorsicht vorgenommen werden muß. Hat man den Baum im Laufe mühseliger Jahrzehnte groß gezogen, hat man seinen abgezogenen Mantel endlich in Händen, so muß dieser Mantel auch vorläufig noch durch Wasser, Feuer und Eisen gehen, ehe er aus dem Walde entlassen wird. Man zerlegt ihn in große viereckige Parallellogramme, wie sie für Transport und Verpackung bequem sind. Diese Vierecke, die in ihren Verbiegungen noch mehr oder weniger die runde Form des Baumes zeigen, werden dann in großen Ballen und mit Steinen beschwert, wie unser Hanf und Flachs, in das Wasser von Bächen oder Teichen gesenkt, wo sie sich flach zurecht ziehen. Darnach werden sie wieder getrocknet und geräuchert oder „geflammt“, was zur Verschließung der Poren des Holzes und zur Verbesserung seiner Beschaffenheit beitragen soll. Die spanischen Waldleute stecken die Rindenstücke auf lange Spieße und ziehen und schwenken sie durch die Flammen, wie die Engländer ihre Brodschnittchen. Das rohe Korkholz bekommt dabei auf der Oberfläche eine so räucherige, schwarze Farbe, wie unsere Schinken sie haben. Zuweilen wird dies Korkholz hiebei, so wie auch wenn es lange gelegen hat, etwas spröde und hart, und es muß dann vor seiner Verarbeitung wieder mit Wasserdämpfen behandelt und dadurch etwas gelockert werden. Dies „Dämpfen“ geschieht indeß gewöhnlich erst kurz vor der Verarbeitung in den Pfropfenschneidefabriken selber und ist schon keine Waldarbeit mehr.

Auch die weitere Verarbeitung der Korkholzrinde hat man von alten Zeiten her meistens an Ort und Stelle in dem Heimathslande der Korkeiche selber betrieben, namentlich in Catatonien, wo die Pfropfenschneidereien sehr zahlreich sind. Vor hundert Jahren brauchte fast die ganze Welt nur Catalonische Körke, und sie behaupten noch jetzt ihren Ruhm. Die spanische Regierung hat zum Frommen dieser Industrie die Ausfuhr des rohen Catalonischen Korkholzes mit einem strengen Verbote belegt. Glücklicherweise dürfen aber andere Theile Spaniens und Portugals diesen jetzt so begehrten Rohstoff ausführen, und leicht und leichtfertig, wie er ist, tanzt er daher jetzt auf den Meeres-

wellen; damit er nicht zu arg tanze und hopse wie ein hüpfender Bierpfropfen, muß man dem damit beladenen Schiffe einen tüchtigen Ballast mitgeben, — von Oporto und Cadiz aus — in alle Welt hinaus.

Die Korkeiche selbst hat man außer, wie gesagt, im südlichen Frankreich in andern Ländern vergebens einheimisch zu machen getrachtet. Dagegen ist dieß nun dem Gesagten zufolge mit der Catalonischen Pfropfeschneide-Industrie leichter gewesen. In England z. B. muß es jetzt eine Menge Korkschneidereien geben. Denn es führt für dieselben jetzt jährlich für über eine Million Thaler rohes Korkholz (meistens aus Portugal), ein. England schneidet sich bei weitem die Mehrzahl seiner Pfropfen selber. Denn an fertigen Körken bezieht es vom Auslande (meistens aus Frankreich) nur für etwa 280,000 Thaler. Auch in den vereinigten Staaten haben sich vorzüglich in dem industriösen Neu-England neuerdings einige Korkschneider etablirt. Doch war ihre Zahl im Jahre 1850 noch sehr unbedeutend und ist auch nach dem Census von 1860 unbedeutend geblieben.

Auch Deutschland hat sich bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei dieser Industrie betheiligt. Damals wurden einige Korkschneidereien in Berlin und Potsdam etablirt. Auch in unsern Hansestädten haben schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts einige solche Etablissements existirt. Namentlich aber haben die Bremer, denen Bacchus und Gambrinus auch sonst noch seit alten Zeiten her so vielfach verpflichtet sind, sich dieser Sache angenommen. Es sind aus dieser Stadt einige geschickte und spekulative Männer hervorgegangen, welche der Bevölkerung der Umgegend das Korkschneiden lehrten und diesen Industriezweig unter einem Theil der sonst so wenig industriellen Bewohner unserer niedersächsischen Haiden und Marschen einheimisch machten, daß es jetzt keine Gegend in Deutschland giebt, in welcher so viel Korkholzrinde verschnitten wird, als der Strich von Bremischen, Oldenburgischen und Hannoverschen Dörfern, der sich im Süden zwischen den Orten Delmenhorst und Syke um die besagte Hansestadt herumlegt. Aus diesem Winkel wird jetzt ein großer Theil von Deutschland mit Stöpseln aller Art versehen. Einige größere Manufakturen bestehen noch in der Stadt Bremen selbst. Doch haben es die Verhältnisse des Zollvereins, dem diese Stadt nicht beigetreten ist, bewirkt, daß diese Fabrikation wie auch einige andere Industriezweige ganz auf das Zollvereinsgebiet der Nachbarschaft übergetreten ist. Das Oldenburgische Städtchen Delmenhorst ist allmälig der Hauptort für die dortigen Korkschneider geworden. Daselbst residiren einige Kapitalisten, die das ganze Geschäft jetzt leiten. Namentlich hat sich dabei eine Familie Lürßen, Großvater, Sohn und Enkel, ausgezeichnet. Sie sind eigentlich die Hauptgründer dieser Industrie-Branche in jenen Gegenden geworden. Sie allein beschäftigen in ihren Etablissements nahe an 500 Familien. Sie halten sogar eigene Schiffe auf See, welche ihnen das rohe Rindenmaterial aus Spanien, Sardinien und Sicilien zuführen. Diese Herren Lürßen betreiben ihr Geschäft mit großer Umsicht und Intelligenz. Sie haben sogar mehre Reisen in den Wäldern der pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich und andern Ländern am Mittelmeer unternommen, um sich an Ort und Stelle über Alles, was ihre Kunst und Waare betrifft, zu unterrichten.

Die an der Spitze dieser Industrie-Branche stehenden Kapitalisten und Entrepreneurs, wie die genannten Herren und einige andere, besorgen die Vertheilung des Rohstoffs unter den Arbeitern, unter denen es einige giebt, die sich diesem Gewerbe ausschließlich widmen, während viele die Ackerwirthschaft als Hauptsache betreiben und die Korkschneiderei nur in den Mußestunden, welche jene ihnen läßt, nebenher cultiviren. Man sieht daher oft bei den Thoren der genannten Städte Bremen und Delmenhorst unsere niedersächsischen Bauern, als wenn sie Catalonier wären, mit Korkeichenrinde bepackt und beladen hinaus wandern oder fahren. Es sind die ihnen von ihren Fabrikherren anvertrauten Rohvorräthe, die sie denselben in „Quart“ oder „Dreiviertel-Quart“ oder „Halb-Quart-Pfropfen“ oder in „Medizin“ oder in „Lange-Mixtur“ oder „Kurze Mixtur“ oder auch in „homoöpatischen und anderen Sorten von Körken“ verwandelt zurückzuliefern denken.

Ich nahm eines Tages die Gelegenheit wahr, einen dieser Leute zu seinem Dorfe und seinen Werkstätten zu begleiten, besuchte dann noch einige seiner Nachbarn und kam so auch in die größeren Etablissements von Delmenhorst und Bremen, in denen alle Körke aus den Bauernhütten sich schließlich sammeln, wo sie noch weiter appretirt werden und von wo sie dann ihre Wanderung durch die Welt, d. h. zu den Münchener Bierbrauern, zu den Weinkellern am Rhein, zu den Branntweinbrennereien in Pommern, zu den großen Hotels von Neuyork und zu zahllosen andern Gegenden und Instituten antreten.

Die den Korkschneidern zu ihrer Arbeit nöthigen Vorrichtungen sind, obwohl nicht sehr complicirt und kunstvoll, doch ziemlich mannichfaltig. Vor allen Dingen haben sie dazu einen „Korktisch“ von Nöthen. Alsdann ein Paar lange haarscharfe, aus gutem Stahl gearbeitete Messer, das sogenannte „Zuschneide“ und „Rundschneidemesser“, die beide ungefähr wie große Tranchirmesser aussehen. Der Korkschneider muß sein Messer fast eben so oft wie der Barbier die seinigen wetzen. Er rüstet daher seine Lenden mit einem sogenannten „Knielappen“, einem großen Leder, das er sich ans rechte Bein schnallt. Auf ihm sowie dann und wann auch auf dem Pulver eines feinen Sandsteins fährt er nach jedem Schnitt ein Paar Mal mit dem Messer hin und her, und dieses, das anfangs fast anderthalb Zoll breit war, wird dabei mit der Zeit so abgenutzt, daß zuletzt nur noch ein ganz dünnes Streifchen davon übrig bleibt. — Dem Streichen auf dem Leder und Pulver müssen auch jedesmal ein Paar Streiche auf der Speckschwarte folgen, die am „Korktische“ befestigt ist, und die dem Messer die wünschenswerthe fette Glätte und Oelung mittheilen, ohne die es in dem trockenen, oft widerspenstigen Korkholze leicht stocken (oder wie sie sagen „pfeifen“) würde. Außerdem auch wappnet sich der Mann noch mit einem „Brustholze“, einem Stück Korkrinde, das er sich wie ein Schwimmer um den Nacken und vor die Brust hängt, weil er mit seinen Messern manchen kräftigen und schnellen Schnitt gegen diese auszuführen hat. Dieses „Brustholz“ sieht daher immer so arg zerhackt und zerschnitten aus, wie die Brustpanzer unserer rappirenden Studenten.

Unser Niedersachse fängt seine Arbeit da an, wo der Andaluse oder Portugiese sie ließ, d. h. bei dem oben erwähnten Absengen und Räuchern. Zunächst muß er dem Holze seine schwarze Borke ein wenig nehmen und auch sonst noch einige Buckel, Beulen, Knorren und Unebenheiten auf der Oberfläche entfernen. Nach diesem „Abborken“, was mit einigen raschen Säbelhieben bewerkstelligt wird, — denn rasch Schlag auf Schlag, Schnitt auf Schnitt muß die ganze Arbeit geschehen, sonst kommt nichts dabei heraus, — folgt das Zuschneiden. Dabei wird zuerst das ganze Rindenstück in Streifen zerlegt, die so breit sind, wie der Kork lang werden soll. Und diese Streifen werden alsbald wieder in Würfel zerschnitten, die mehr oder weniger groß sind, je nach der Größe und Dicke des Korks, den man daraus „zurunden“ will.

Jenes „Zuschneiden“, obwohl es leichter aussieht als das „Runden“, ist die schwierigere Arbeit. Wie beim Zuschneiden des Leders, das in der Schusterwerkstatt der Meister selber übernimmt, gehört dazu die meiste Uebung und ein umsichtiges Urtheil. Die Fehler und „ulmigen“ Stellen in der Rinde müssen schnell er-

kannt und herausgeschnitten, kleine abfallende Stücke zu möglichst großen Würfeln, zu denen sie etwa noch taugen, gestaltet werden. Und dieß muß alles mit so sicherer Hand und mit so raschem Blicke ausgeführt werden, wie wenn man eine ungrische Wassermelone tranchirt. Zirkel, Maßstab und Lineal dabei zu gebrauchen, wie der Papparbeiter, dazu darf sich der Korkschneider nicht die Zeit lassen. Es muß bei ihm alles aus freier Hand und nach dem Augenmaße, so geradlinig und quadratisch werden, als hätte er es ausgezirkelt und ausgewinkelt.

Sind die kleinen quadratischen Blöcke alle da, so folgt das „Runden.“ Dazu wird das untere Ende des Messergriffs gegen das Knieleder gestemmt und mit der rechten Hand festgesetzt, indem die Linke den Korkenwürfel gegen die Schneide drückt und ihn zugleich so an der Schärfe derselben herumführt, daß er dabei wie ein Apfel abgeschält und seiner Ecken und Rauhigkeiten beraubt wird. Zuletzt sind noch zwei Queerschnitte nöthig, die das Kopf- und Fußende des Korkes glatt und gerade schneiden. Unsere Plattdeutschen nennen es in ihrer Sprache „dat Afkoppen“ (das Abköpfen), und damit ist der Kork so weit fertig, wie der Korkschneider ihn an seinem Tische fertig bringen kann.

Von den gewöhnlichen Weinflaschenkörken kann auf diese Weise ein fleißiger Arbeiter an einem Tage wohl 1000 bis 1200 Stück produciren. Von den kleinsten homöopathischen Körken können sie 2000 an einem Tage machen. Im Durchschnitt kann also wohl ein Arbeiter im Laufe des Jahres die Verstöpselung von einer halben Millionen Flaschen besorgen. Es giebt aber, wie ich schon andeutete, eine außerordentliche Menge Arten von Körken, und da bei jeder größeren oder kleineren, gröbern oder feinern Gattung die Werkzeuge und Manipulationen ein wenig variiren, so pflegt sich gemeiniglich nach dem großen Prinzipe von der Theilung der Arbeit jeder nur einer Klasse von Körken zu widmen. Der eine arbeitet nichts als „Weinkörke“, der andere nur „Oelkörke“, ein dritter macht sein ganzes Leben lang „Mixtur“; ein vierter hat bessere Finger für die kleinen winzigen „homöopathischen Körke.“ — Die Finger eines Jeden sind wie eine Maschine, auf die Griffe und Schnitte, die bei dieser oder jener Sorte nöthig sind, eingeübt, und er würde sich selber großen Schaden thun, wenn er aus seinem gewohnten Marsche heraustreten und auf einmal, z. B. wenn er bisher ein „Mixturschneider“ war, es sich einfallen lassen wollte, mit dem „Homöopathen“ oder mit dem „Champagner Mann“ oder mit dem „Bierkorkenschneider“ zu concurriren. Er könnte mit diesen nicht sofort gleichen Schritt halten und würde nicht so viel verdienen.

Das Korkschneiden ist, wie man sieht, eine sehr einförmige Vorrichtung. Es kommen immer dieselben Finger und dieselben Muskeln dabei in's Spiel, und der übrige Körper ruht beständig dabei eben so viel wie bei der Arbeit des Kleidermachers. Zu den großen Körken gehört, um es den ganzen Tag auszuhalten, eine recht tüchtige und feste Hand. Wer sie hat, kann sich wohl einen halben Thaler oder auch 2/3 Thaler an einem Werktage verdienen. Ein solcher verarbeitet in der Woche wohl 50 Pfund Rinde und producirt daraus 25 bis 27 Pfund Körke. Denn der Abfall ist bei dieser Arbeit bedeutend, besonders auch weil die Rinde zuweilen sehr unrein, wurmstichig und grobaderig oder, wie sie hier sagen „ulmerig“ ist.

Die Abfälle, die sich unter dem Korktische schnell zu kleinen Hügeln anhäufen, sind ein Benefiz der Hausfrau. Das Korkholz brennt bekanntlich wie Kienholz, und die Bauersfrauen kochen in diesem Striche von Oldenburg überall ihren Kaffee eben so gut mit Korkholz wie die Catalonierinnen ihre Chocolade. Doch hat schon längst ein erfinderischer Kopf darüber nachgedacht, ihnen diesen kleinen Profit zu entziehen und Korkspäne überall aufzukaufen, um sie zur Producirung einer ganz neuen Art Zunder zu verwenden.

Abgesehen von dem ununterbrochenen Stillsitzen ist die Holzschneiderei ein ziemlich bequemes und der Gesundheit nicht sehr schädliches Gewerbe. Es nimmt nicht viel Raum im Hause weg, nur einen kleinen Stubenwinkel für den Korktisch. Es verbreitet keinen üblen Geruch, wie die Ledergerberei, keinen die Augen oder die Brust afficirenden Staub, wie das Gewerbe des Müllers, keine angreifende Hitze wie das des Eisenschmieds. Die Kapitalauslage für die Geräthe sind nicht so groß wie beim Tischler oder Schuster. Es ist auch eine äußerst stille Kunst, die keinen solchen Lärm macht wie die des Webers oder Drechslers. Sie unterbricht daher die Geselligkeit und die Gespräche nicht, und die Frau kann dem Manne, wenn er spät in die Nacht hinein arbeitet und früh Morgens mit dem ersten Hahnenschrei wieder anfängt, Gesellschaft leisten. Auch vermag der Hausvater vom Korktisch aus sein Haus zu regieren und die Kinder anzuleiten. Es ist auch eine sehr reinliche Beschäftigung und bedarf nicht so vieler Seife und Auffeidlung, wie sie z. B. der Töpfer oder der Schlosser oder gar der Schornsteinfeger nöthig hat. Ein Paar Besenstriche der Hausfrau kehren die leichten Korkabfälle bei Seite und machen in zwei Minuten die Werkstatt für den Sabbath festtagsmäßig.

Es ist daher kein Wunder, daß die Leute leicht zu bewegen sind, dieses Gewerbe zu ergreifen. Im Winter namentlich gehen fast alle Bauern der bezeichneten Gegend „hinter den Korktisch.“ Auch die Frauen nehmen daran Theil. Doch schneiden diese meistens nur „Mixtur“ oder „Medizin“, vermuthlich weil die rasche Behandlung der größeren Körke zu viel Handkraft erfordert. Auch den alten Leuten, wenn sie eine Brille aufsetzen müssen, und wenn ihre Finger zu zittern anfangen, fehlt am Ende die Gewandheit der Jüngern, mit denen sie dann nicht mehr um die Wette arbeiten können. Und diese zitternden Alten bringen drei Wochen auf die Zerstücklung und Gestaltung von einem halben Centner Korkholz zu, den ein Jüngerer wohl in acht Tagen abfertigt.

In dem ganzen Pfropfenschneiderdistrikte um Bremen und Delmenhorst herum mag das Gewerbe wohl in 1000 Familien oder Häusern eingebürgert sein. Ich sagte oben, daß ein tüchtiger Arbeiter im Laufe des Jahres wohl nahe an eine halbe Million Flaschen mit Stöpseln versehen könne. Wollen wir auch nur einen tüchtigen Arbeiter auf jede Familie und 300,000 Körke als das jährliche Erzeugniß eines Arbeiters rechnen, so gäbe dieß im Jahre eine Produktion von etwa 300 Millionen Körken für den besagten Strich und für die 40 Millionen Deutsche beinahe 8 Körke auf den Kopf. Dieß mag einen Begriff von der verhältnißmäßigen Bedeutsamkeit jenes Distrikts für das trinkende Deutschland geben.

Haben die Korkschneider die ihnen anvertraute Portion des rohen Materials verarbeitet, so wandern sie mit dem erzielten Fabrikate zu ihren Auftraggebern und Arbeitsherren, einem der Kapitalisten und Fabrikherrn in Delmenhorst oder Bremen, bei denen sich alle Körke der verschiedensten Formen und Größen millionenweise ansammeln. Hier müssen nun mit diesen Millionen noch mancherlei Prozeduren vorgenommen werden, bevor man sie dem Handel überliefern kann. Obwohl, wie ich sagte, jeder Arbeiter mehr oder weniger sich nur einer Sorte oder einer „Nummer“ widmet, so ist dieß doch nicht ganz streng zu nehmen. Mancher producirt auch zwei oder drei Nummern verschiedener Größe zugleich. Und da sie alle aus freier Hand geschnitten werden, so ist auch schon deßwegen keine so mathematische genaue Gleichheit der Größe zu erzielen. Die Körke müssen daher bei dem Großhändler vor allen Dingen nach ihrer Größe sortirt

werden. Dies Sortiren verrichtet eine Maschine, eine Art Sieb, dessen Zwischenräume je nach der Korkgröße, die man haben will, erweitert oder verengt werden können. Dieses Pfropfensieb hat bewegliche eiserne Stäbe, zwischen die man, um sie auseinander zu halten, an den Enden kleine Quadratstücke aus Eisen einkeilt. Alle vorhandenen Gattungen von Körken sind, mit ihren Namen und Nummern versehen, auf einem Kupferstiche dargestellt. Jeder dieser Korknummern entspricht ein eben so nummerirter und in seiner Größe mit ihnen correspondirender eiserner Keil. Zuerst werden die Siebstäbe mit den größten Sorten von Keilen versehen und bieten dann dabei so große Zwischenräume dar, daß alle Arten von Körken durchfallen, nur die allergrößten nicht, die eine Zeitlang im Siebe herumtanzen, dann in den Zwischenräumen stecken bleiben und ausgekehrt werden. Hat man so die erste Nummer abgeschöpft, so werden die kleineren Keile für die zweite eingesetzt, die Stäbe verengert und in dieser Weise allmälig alle Klassen geschieden.

Wie die Größe so wird auch die Qualität der Körke noch einmal einer Prüfung unterworfen. Obgleich die Arbeiter selbst nicht ganz unkritisch verfahren durften, so ist ihnen doch noch manche brüchige oder „ülmerige“ Stelle entgangen. Die „Sortirer“, die hierin nachhelfen müssen, lassen jede Sorte Kork durch ihre Hand schlüpfen, drehen sie einmal herum und hinüber, erkennen mit Falkenblick die schadhaften und lesen die guten so schnell heraus wie die Hühner die Körner. Da es sich hier um Millionen handelt und noch dazu um lauter Millionen, von denen jedes einzelne nicht viel mehr Werth als ein Körnchen hat, so muß auch diese Arbeit mit großer Rapidität und Sicherheit ausgeführt werden. Wollte der Sortirer auf jeden Kork eine halbe Sekunde länger prüfend hinblicken, als durchaus nöthig ist, so würde sich gleich der Preis der Massen ins Unerschwingliche steigern. Doch verwendet man eine solche Mühe nur auf die feineren Sorten, z. B. auf die Champagnerkörke oder auf die, welche bestimmt sind, das Aroma und die Blume anderer feiner Weine zu conserviren. Bei ihnen spielt der Stöpsel eine so wichtige Rolle, daß an ihnen, wenn er nichts nutz ist, alle Bemühungen des Weingärtners zu Schanden werden würden. Wenn man auch Wein von Schiras in die Flasche füllte, dabei aber einen brüchigen oder „ulmerigen“ Pfropfen daraufsetzte, so würde der Kenner hinterdrein das Getränk schal, den Geist verflogen finden und es beklagen, daß der Pfropfenfabrikant dem Weinerzeuger so schlecht in die Hände arbeitete. Es giebt aber Körke, die nur für einige Tage dienen sollen, z. B. die für manche Gattungen unserer auf Flaschen gezogenen und bald verbrauchten Biere. Es giebt andere, die nur zur Bewachung träger und geistloser Flüssigkeiten bestimmt sind; z. B. die Oelflaschenkörke. Bei diesen ist dann so viel Auswahl nicht nöthig. Auch können sie aus den geringeren Rindenqualitäten angefertigt werden.

Da die Körke bei allen den genannten verschiedenen Manipulationen durch so viele Hände gegangen sind und die zarte hellbraune Farbe des Holzes dabei etwas gelitten hat, so unterwirft man sie schließlich, um ihnen die Sauberkeit und Nettigkeit zu geben, welche jeder Waare im Handel zur Empfehlung dient, noch andern Prozessen, namentlich einer gründlichen Behandlung mit Schwefeldämpfen, die alle Fettflecke und Unsauberkeiten verzehren und die hellzarte Naturfarbe der Korkrinde wieder herstellen. Und darnach kann sich endlich der glattgeputzte, wohlgestutzte, hübschgerundete, seinem Werthe nach classifizirte, geschwefelte und nummerirte Stöpsel in den Lägern der Weinhändler präsentiren, darf erwarten, daß er sich bei ihnen einschmeichelt, daß sie auf das Geschäft eingehen, daß sie ihm wie einem ehrlichen zuverlässigen Hausknechte die Bewachung ihrer flüchtigen Geister anvertrauen. Jahre lang vermag er treue Dienste zu verrichten. Mit einer rothen Staatsperücke von Siegellack versehen, paradirt er noch einmal auf der servirten Tafel, bis die Zecher ihn seines Amtes entsetzen, ihn mit der Eisenschlange des Korkziehers durchbohren und das arme, nun dem Staube übergebene Ding unter den Tisch werfen, ohne bei ihren Weinfreuden weiter daran zu denken, wie eifrig Natur und Kunst darauf raffinirten, und wie emsig Spanien, Frankreich und Deutschland, die Waldbewohner Cataloniens, die Korkeichenpflanzer bei Bordeaux und die armen, viele Winternächte hindurch schnitzenden Korkschneider der Grafschaft Delmenhorst daran arbeiteten, um einen solchen Stöpsel zu produziren.

* Gedichte von P. J. Willatzen.

I.
Frühlingsabend.

Frühlingsabend!
Dämmrung hüllt die Welt in Schleier;
Rings kein Hauch, die Waldung schweigt,
Spiegelt dunkel sich im Weiher,
Und des Mondes Sichel steigt;
Aber weiche Blumendüfte
Wallen durch die stillen Lüfte
Aus bethautem Wiesengrund,
Und
Ein Nachtigallenmund
Singt dein Lob dem Sternenrund,
Frühlingsabend!

Frühlingsabend!
Dämmerung umfängt die Sinne;
Stille thront im Herzen mild,
Wo Erinnrung sel'ger Minne
Weckt ein wunderholdes Bild.
Es umflechten und umranken
Sich die liebenden Gedanken
In der Seele tiefstem Grund,
Und
Wie sehr du zauberkund
Preisest zweier Herzen Bund,
Frühlingsabend!

II.
Der gefangene Sänger.

Ein arm, gefangen Vögelein
Sitz' ich in meinem Bauer;
Der Lenz durchwandelt Flur und Hain,
Es lockt der goldne Sonnenschein,
Die Luft wird blau und blauer;
Doch Trauer,
Nur Trauer kennt das Herze mein.

Ach, dürft' ich nur ein einzig Mal
Noch regen frei die Schwingen!
Ihr Waldeshöhn, du Quellenthal,
Wie hell, wie hell im Maienstrahl
Wollt' ich mein Lied euch singen!
Zerspringen
Muß nun mein Herz in dumpfer Qual.

Ist Keiner, der befrei'n mich kann
Auf Einer Stunde Dauer?
Aus dieses Kerkers engem Bann,
Wie gern schwäng' ich mich himmelan,
Vergäß' im Frühlingsschauer
Der Trauer
Und stürbe dann, und stürbe dann!

III.
Die Rosen stehn in voller Pracht.

Die Rosen stehn in voller Pracht,
Entfaltet über Nacht;
Doch müssen sie im Windeswehn,
Du wirst es sehn,
Auch wieder über Nacht vergehn.

Du bist so hold, so anmuthreich,
Der schönsten Rose gleich;
Doch wie an dir auch Alles lacht:
O gieb nur Acht,
Das Leben flieht, eh du's gedacht.

Drum an mein Herz, in meinen Arm,
Noch sind wir jung und warm!
Noch glühn die Wangen, wogt die Brust
Von Lebenslust,
Die Welt steht uns in Maienbluft.

IV.
Mit sechszehn Jahren!

Mit sechszehn Jahren — welches Wonneleben!
Wie hell der Blick —: Er sucht nur Ideale!
Die Welt liegt rings im goldnen Morgenstrahle,
Und Ahnung schwellt die Brust mit süßem Beben.

Mit sechszehn Jahren! — Leicht und leuchtend schweben
Die Frühlingswolken überm Erdenthale!
Das Herz ist eine volle Freudenschale
Und möchte Labe jedem Durst'gen geben.

Mit sechszehn Jahren! — O dies kühne Hoffen!
Zur Rose will die Knospe sich erschließen,
Die unsanft noch kein wilder Sturm getroffen!

Der Tag vor dir heut seliges Genießen,
Und hinter dir — das Paradies noch offen —
Siehst du der Kindheit Wunderblumen sprießen.

V.
Ich habe nie nach euch gefragt!

Ich habe nie nach euch gefragt,
Ihr bösen, bösen Zungen,
Hab', was ich dachte, frei gesagt
Und frisch mein Lied gesungen.
Es war die süße Nachtigall,
Die Lerche nur mir Meisterin —
Verzeiht mir, wenn ich überall
In eurer Zunft nicht bin,
Ihr bösen Zungen!

Ich habe nie nach euch gefragt,
Und mochtet ihr erbosen!
Zu pflücken hab' ich kühn gewagt
Der Liebe holde Rosen;
Wohin mein glühend Herz mich zog,
Da hab' ich mich am Kuß gelabt —
Vergebet, daß ich nie erwog,
Ob ihr den Segen gabt,
Ihr bösen Zugen!

Ich habe nie nach euch gefragt,
Wo volle Becher klangen,
Wo Witze funkelnd sich gejagt
Und frohe Zecher sangen.
Und wenn ich Nächte so durchschwärmt,
Bis dämmernd sich der Tag erhob —
Glaubt mir's, ich hab' mich nie gehärmt,
Verdammtet ihr mich drob,
Ihr bösen Zungen!

Ich habe nie nach euch gefragt,
Ihr bösen, bösen Zungen!
Stolz ist mein Herz und unverzagt
Und ist noch unbezwungen!
Ich würd' euch gerne stehn im Streit,
Wär't ihr zu feig nicht zum Gefecht;
Ich würd' euch hassen, doch ihr seid
Für meinen Haß zu schlecht,
Ihr bösen Zungen!

VI.
Dithyrambe.

Dich singet mein Lied,
Süße, allmächtige Liebe!

Dich singet mein Lied,
Die du lächelst,
Mild wie Maiensonne,
Die du strahlest,
Daß vor dir erblassen
Die goldenen Welten,
Welche beglückend wallen
Im unermeßlichen All!
Dich singet mein Lied,
Die du segnest,
Wie nichts Andres,
Das Raum hat
Vom Aufgang bis zum Niedergang!
Dich singet mein Lied,
Gottheit, vor der sich neigen
Die seligsten Götter,
Willig das Knie beugend,
Wo auch sie leuchtenden Blicks
Dir begegnen, sei es
In Gärten der Vollendung,
Sei es, wo sie
Trost spendend
Einkehren im Thale der Mängel —
Dich singet mein Lied,
Süße, allmächtige Liebe! . . . .

Du schwingst die Fackel,
An der entlodert
Das Morgenroth
Aufknospender Herzen;
Von Pol zu Pol,
Von Stern zu Stern,
Von Himmel zu Himmel
Entführest du
Auf Flügeln der Phantasie
Deine Auserkohrnen.
Du wandelst
Das ärmste Blümchen
Zum unschätzbaren Kleinod,
Das kleinste Wort,
Das du rosiger Lippe entlockst:
Musik der Sphären
Wird es, Wonnegesang
Lauschendem Ohr,
Daß Himmel und Erde
Die schwelgende Seele darüber vergißt.
Wem du Balsam träufst
In die klaffende Wunde,
Die niedre Bosheit geschlagen,
Der fühlt sich genesen;
Wen du beschenkst,
Dem gehöret die Welt;
Wen du erhöhst,
Der ist Gott, wie du!

Darum sei gebenedeiet,
Sei gepriesen
Mit der glühenden Inbrunst
Einer liebenden Seele,
Süße, allmächtige Liebe!

* Charlotte Birchpfeiffer.

Von Ed. Gerber.

Ein viel geschmähter, viel beneideter, viel gefeierter Name! Geschmäht, weil man es der Birchpfeiffer als Schuld anrechnete, daß sie meist nur fremdes Geisteseigenthum einschlachtete, um daraus für sich „dramatische Stücke“, die ihr Ehre und klingende Münze abwarfen, hervorgehen zu lassen. Beneidet, weil die durch solchen Proceß gewonnenen „Arbeiten“ weder, wie in Frankreich, als ungesetzlich galten, noch die Verfasserin die „geistigen Väter“ ihrer Stücke am Gewinn Theil nehmen ließ. Gefeiert, weil die Schauspieler und Schauspielerinnen in den Birchpfeiffer'schen Dramen „Glanzrollen“, die Direktionen einen „Kassenmagnet“ und das nach leicht faßlichem Genuß begierige Publikum eine wirksame „Unterhaltung“ erhielten. Diese viel geschmähte, beneidete, gefeierte Frau hat am 13. Juni an der Berliner Hofbühne ihr fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum begangen.

Charlotte Birchpfeiffer war eine treffliche Schauspielerin, eine umsichtige Directrice, eine glückliche dramatische Schriftstellerin, zugleich eine Frau, die ihr Herz auf dem rechten Fleck trug. Sie ist am 13. Juni 1800 in Stuttgart geboren. Als neunjähriges Mädchen bekleidete sie schon bei ihrem erblindeten Vater, dem bayrischen Oberkriegsrath Pfeiffer, das Liebesamt einer Vorleserin. Nachdem der Eltern hartnäckiges Widerstreben überwunden war, trat Fräulein Pfeiffer in ihrem dreizehnten Jahre, körperlich schon vollständig ausgebildet, bei dem Münchener Isarthortheater am 13. Juni 1813 zum ersten Male als Thermutis in dem Plötz'schen Melodrama „Mosis Errettung“ mit Glück auf. Schon 1818 gastirte sie darauf als Liebhaberin im Lust- und Trauerspiele und als Opernsoubrette in Prag und wurde, nach München zurückgekehrt, daselbst als tragische Liebhaberin und Anstandsdame engagirt. Nach Ablauf ihres bis 1820 abgeschlossenen Contrakts verließ die Künstlerin München und gastirte, einer fröhlichen Wanderlust nachgehend, in den folgenden zehn Jahren in allen bedeutenden deutschen Städten (am k. Theater in Berlin spielte sie zu mehreren Malen), in der Schweiz, in Pesth, Amsterdam, ja sogar in den deutschen Ostseeprovinzen und Petersburg, bis sie sich 1825 mit dem Schriftsteller Dr. Birch, den sie in Hamburg kennen lernte, vermählte und nach München heim kehrte. Küstner rief sie 1843 nach Berlin. Früher charakterisirten ihr Spiel Feuer und starke Effekte. Jetzt sind als ihre vorzüglichsten Rollen die Amme in „Romeo und Julie“, Bärble in „Dorf und Stadt“, und die alte Fadet in der „Grille“ zu bezeichnen. In vertraulichen Theaterkreisen wird sie gewöhnlich „Mutter Lotte“ genannt.

Als Directrice leitete Frau Birchpfeiffer das Züricher Theater von 1838 bis 1843, und es gelang ihr bei aller Schwierigkeit eines solchen Unternehmens eine der Kunst angemessene, solide Richtung einzuhalten. Gesunder Verstand, Energie, Einsicht und Kenntnisse halfen hier über manche Klippen. Mit dem Spectakelstück „Herma“ machte Frau Birchpfeiffer 1828 in Wien ihren ersten schriftstellerischen Versuch, der keinen Erfolg brachte, und schrieb von da ab bis 1863 die schwere Zahl von 77 Stücken. Das nach Döring's „Sonneberg“ gearbeitete „Pfefferrösel“ gründete ihren Ruf in der Theaterwelt. Die größere Mehrzahl ihrer Schauspiele ist bekanntlich aus Romanen und Novellen von Dumas, Victor Hugo, George Sand, Currer Bell, Frau von Paalzow, Friederike Bremer, u. A. m. Durch deren „freie Benutzung“ entstanden. Namentlich gewannen: „Hinko“, „der Glöckner von Notre-Dame“, „Rubens in Madrid“, „Guttenberg“, „die Marquise von Villette“, „die Günstlinge“, „Mutter und Tochter“, „die Familie“, „Dorf und Stadt“, „die „Waise von Lowood“ und „die Grille“ eine äußerst glänzende Aufnahme bei allen deutschen Theatern; auch sind viele ihrer Schauspiele in fremde Sprachen übertragen. Als der Intendant von Küstner mit Vorwürfen verfolgt wurde, daß er die Birchpfeiffer'sche Muse allzusehr zum Nachtheil der übrigen Bühnenschriftsteller in's Repertoir aufgenommen habe, hauptsächlich nur aus „ökonomischer Tendenz“; da vertheidigte er sich später in seinen „Vierunddreißig Jahren“ wie folgt: „Es sind während der neun Jahre meiner Berliner Leitung von Charlotte Birchpfeiffer 13 Stücke, die den Abend ausfüllen, und zwei einaktige gegeben worden; die ersteren sind folgende: „Elisabeth“, „Mutter und Sohn“, „Thomas Thyrnau“, „Marquise von Vilette“, „Anna von Oestreich“, „Eine Familie“, „Ein Billet“, „Dorf und Stadt“, „Mazarin“, „der Pfarrherr“, „Im Walde“, „das Forsthaus“, „Magdala“, „Francis Johnson“; die zwei einaktigen Lustspiele sind: „Ein Mann hilft den Andern“ und „Alles für Andere.“ Es kommen demnach aufs Jahr noch nicht zwei Stücke. Wiederholt wurde jedes derselben minder oder öfter, je nachdem es dem Publikum gefiel, also mehr nach dessen Entscheidung als nach der der Generalintendantur. Ergiebt sich hieraus eine Ueberfüllung des Repertoirs eine Bevorzugung vor andern Dichtern? Raupach's fruchtbare Thätigkeit fiel in die Jahre 1820 — 40, während welcher Zeit 83 Stücke von ihm auf der Berliner Bühne aufgeführt wurden (R. schrieb im Ganzen 101 Stücke). Es wurden demnach in besagtem zwanzigjährigem Zeitraume mehr als 4 Stücke von ihm jährlich gegeben. Als Kotzebue für die Bühne schrieb, nahm dieser nebst Iffland beinahe allein das Feld der Novitäten ein. Dazu kommt, daß kein Stück von Charlotte Birchpfeiffer, soviel sich immer ermitteln ließ, zuerst auf der königlichen Berliner Bühne, sondern daß ihre Stücke entweder auf dem Burgtheater in Wien, wie z. B. „Dorf und Stadt“, oder auf den Theatern von Dresden, Hannover, Hamburg und anderen früher aufgeführt worden sind. Die königliche Bühne zu Berlin ging also hierin nicht voraus und gab das Beispiel, sondern sie folgte nur den deutschen Bühnen, die sämmtlich die Birchpfeiffer'schen Stücke und zum Theil in noch größerer Anzahl gaben“ u. s. w. Dann heißt es weiter: „Wollte man die Stücke letzterer Gattung alle von der Bühne verweisen, so entstände eine Oede im Repertoir und würde dies viele gern gesehene Stücke von neuern, beliebten dramatischen Dichtern betreffen. Die mir in Berlin vorangehende Administration hat gleichfalls Stücke von Charlotte Birchpfeiffer gegeben; was die mir nachfolgende anlangt, so ist unter ihr allerdings mit Ausnahme zweier, von denen eins: „Wie man Häuser baut“, auf Befehl gegeben, und das andere: „Ein alter Musikant“ von dem Beneficianten Weiß gewählt wurde, keins von ihr zur Aufführung angenommen worden.“

Außer ihren Stücken schrieb sie noch die Romane „Burton Castle“, „der Rubin“, „Gemälde aus der Gegenwart und Vergangenheit“, „Erzählungen“ u. s. w. Auch verfaßte sie die Operntexte: „Santa Chiara“ für den Herzog Ernst von Coburg, „die Großfürstin“ für Flotow, „La Réole“ für Gustav Schmidt, den Componisten des „Prinzen Eugen“ und der „Weiber von Weinsberg.“ Als ein schöner Zug muß noch hervorgehoben werden, daß das Unglück, in welcher Gestalt es immer vor ihr erschien, niemals vergebens einsprach, daß durch ihren humanen Rath oder ihre milde Hand manche heiße Thräne im Stillen getrocknet ward.

Literatur und Kunst.

* Literarische Neuigkeiten. Goethii elegiae romanae. In latinum convertit H. Stadelmann. — Reise der königlich preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861. Von H. Brugsch. — Geschichte der griechischen Plastik. Von J. Overbeck. — Erzählungen. Von F. Bodenstedt. Zweiter Band: Ernst Bleibtreu. — Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen. Von G. Pfarrius. — Gedichte in Hunsrücker Mundart. Von P. J. Rottmann. — Hausse und Baisse. Ein Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Von A. Zeising. La Russie en 1812. Rostopchine et Koutousof, tableau et essai de critique historique. Von J. H. Schnitzler. — En Orient, souvenirs de voyage, 1858—61. Von F. Schickler.

* Im Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen: „Zwei Lieder der Edda“, übertragen von R. Warrens. Der Zweck dieser Publication ist nicht recht ersichtlich, da bereits — von Rühs nicht zu reden — die Brüder Grimm die alte Edda und Karl Simrock beide, die alte und die jüngere Edda übersetzten. Der Grimm'schen Arbeit ist bekanntlich das Original gegenübergedruckt, wodurch es jedem Kenner der alten Sprache an die Hand gegeben ist, die Treue der Uebersetzung zu prüfen, welche dies unvergleichliche Brüderpaar der vaterländischen Lesewelt vorlegte, und Simrocks Werk zeichnet sich, wie das von dem vortrefflichen Uebersetzer der Nibelungen, Gudrun u. s. w. nicht anders zu erwarten war, durch Gewandtheit und durch gelehrtes Beiwerk, wie Einleitungen, Erklärungen und ähnlichen Apparat aus. Ganz abgesehen davon, daß also diese Verdeutschungen der Edda vollständig genügen, um unser Publicum mit jenen urgewaltigen Schöpfungen germanischer Vorzeit bekannt zu machen, fordert die Uebersetzerin, welche jetzt „Zwei Lieder der Edda“ veröffentlicht, auch die Kritik heraus, einen Vergleich anzustellen zwischen ihrer Arbeit und derjenigen ihrer berühmten Vorgänger. Wir sind darauf gespannt, wie sie den Vergleich besteht.

* Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen. Nebst einem lyrischen Anhange. Von Bernhard Endrulat. Mit dem Bildniß des Verfassers. Hamburg. J. H. Restler und Melle. 1863. Es sind nicht die Erstlinge des begabten Lyrikers, die uns hier geboten werden. Bereits vor einer Reihe von Jahren erschien ein stattlicher Band seiner Lieder bei Würger in Hamburg. Schon diese jugendlichen Productionen verriethen, wenn auch keinen Genius, so doch ein früh gewecktes Talent, welches bei sorgsamer Pflege und Fortentwicklung schönen Erwartungen gerecht zu werden versprach. Aus dem feurigen Jünglinge, der im Eifer und in der Begeisterung für das Schöne zuweilen über die Gränzlinie desselben hinausschoß, ist jetzt ein Mann geworden, der treu festhält an den Träumen, an dem Ideal des Lebensmorgens und so die ganze Frische einer glühenden Jünglingsbrust sich gerettet hat, die schwärmerische Hingabe an den erkohrenen Gegenstand, sei es Liebe, Freiheit oder Vaterland, dem er sich zuwendet. Das vorliegende Buch ist eine interessante Sammlung gereifterer Dichtungen und, wie der Titel besagt, sind es zum Theil Dichtungen erzählender Gattung. Es scheint fast, als wenn der Verfasser selbst auf diese „Geschichten und Gestalten“ den meisten Werth lege, da er sie voranstellt und die Sammlung darnach benennt. Manches ist hier auch wirksam und schön, allein uns will bedünken, als wenn der Dichter hier noch nicht immer das Maß des Schönen beachtet, zu rücksichtslos sich von seinem Feuer habe hinreißen lassen, und wir führen als ein solches Beispiel das Gedicht „Guiseppe Garibaldi“ an, in welchem er dem heroischen Freiheitshelden Italiens verdiente Kränze widmet, aber einestheils zuweilen des Guten zuviel thut, anderntheils hie und da sich prosaische Wendungen zu Schulden kommen läßt. Unter dem „lyrischen Anhange“ befinden sich aber jedenfalls köstliche Perlen, so bei den „Innern Stimmen“, und namentlich verweisen wir auf das „Tagebuch in Versen.“ Schöne, oft kunstvolle, mit feinem Tact gewählte Formen, Präcision des Ausdrucks und tiefes Gefühl verleihen diesen lyrischen Ergüssen einen gar nicht abzusprechenden Werth und wir können kaum der Versuchung widerstehen, einige dieser reizenden Lieder mitzutheilen.

* Ueber Garibaldi und sein abenteuerliches Leben ist bereits eine ganze Reihe von größeren oder kleineren Schriften erschienen, die bei dem allgemeinen Interesse, welches die großartige Erscheinung des italienischen Helden in Anspruch nimmt, viele Leser finden. Der bekannte Schriftsteller Dr. Gustav Rasch, welcher sich schon durch seine Bücher „Frei bis zur Adria“ und „Vom verlassenen Bruderstamm“ ein großes Publicum erworben, hat jetzt die Herausgabe einer Lebensskizze Garibaldis (Berlin, bei Nolte, Böltje u. Co.) unter dem Titel „Das Schwert Italiens“ begonnen. Die Kölnische Zeitung schreibt in ihrem Feuilleton darüber: Der erste Band schildert vorzugsweise nach Elpis Melena und Hoffstetter die Kreuz- und Querfahrten Garibaldis bis zur Kapitulation des Triumvirats und dem Falle Roms. Der Standpunkt des Verfassers ist nicht der der kalten historischen Kritik, sondern derjenige der begeisterten Verehrung; Rasch hält Garibaldi unter Anderm auch für einen weitsehenden Staatsmann! Eine kritische Geschichte Garibaldis muß erst noch geschrieben werden. Indeß hat Gustav Rasch immerhin ein interessantes Buch geschrieben, das sich lies't wie ein Roman.

* Vermischte Nachrichten. Auch die deutschen Journalisten wollen jetzt regelmäßige Versammlungen halten, wie es die Naturforscher, Künstler, Schulmänner längst thun, um die Interessen der Presse zu besprechen und durch gemeinschaftliche Beschlüsse zu stützen; ein Bestreben, welches in der ungesicherten Stellung der Presse in Deutschland, namentlich in den jetzigen Zuständen derselben in Preußen, Begründung und Rechtfertigung findet. Auf Anregung der süddeutschen Zeitung hat sich am 5. Juli eine Anzahl von Journalisten zu einer vorberathenden Versammlung in Frankfurt eingefunden und den Gedanken besprochen. Vertreten waren 35 Zeitungen und Zeitschriften, und zwar von großen Blättern außer den Frankfurtern die Kölnische und die Weserzeitung, von den Berlinern nur die Börsenzeitung, die übrigen fehlten aus persönlichen Gründen, während die österreichischen Blätter gar nichts von sich hören ließen; die Allgemeine Zeitung erklärt die Sache für ein neues Manöver des Nationalvereins. Einverstanden mit der Sache erklärten sich schriftlich noch elf Zeitungen. Festgestellt wurden folgende Hauptgrundsätze: Der deutsche Journalistentag ist eine regelmäßig wiederkehrende Versammlung von Vertretern deutscher Zeitungen und Zeitschriften. Zweck derselben ist Verständigung über die Mittel, die Rechte und Interessen der periodischen Presse zu wahren. Alle Redacteure, Herausgeber und Mitarbeiter von Zeitungen und Zeitschriften sind zur Mitgliedschaft berechtigt und geben nach eigner Schätzung einen Jahresbeitrag von 10, 5 oder 3 Thalern. Vorläufig ist ein Ausschuß gewählt, welcher den ersten Journalistentag vorbereiten und wahrscheinlich zum September berufen wird. Gegenstände der Verhandlung sollen sein: Nachdruck, Postdebit, Zeitungsstempel, Lebensversicherung und Altersversorgung der Journalisten, Preßgesetzgebung und Wahl eines Centralbüreaus. — Der berühmte Philologe Schömann in Greifswald beging kürzlich sein fünfzigjähriges Jubiläum unter herzlicher Theilnahme vieler Verehrer und Freunde. Am Vorabende fand großer Fackelzug und Commers der Studenten Statt; auf den Jubelsalamander erwiderte der Gefeierte in einer geist- und gemüthvollen Rede über den Spruch der spartanischen Chöre, der Greise, Männer und Jünglinge, wo die ersten ernst zurückblicken auf die Zeit, da sie noch kräftige Männer waren, die zweiten voll Selbstgefühl ihrer Kraft sich rühmen, die Jünglinge endlich die stolze Hoffnung aussprechen, die Homer dem Hektor als Wunsch für Astyanax in den Mund legt, es möge dereinst von ihm heißen: Fürwahr, weit trefflicher noch als der Vater! Die Beglückwünschung des Jubilars fand in der großen Aula in ähnlicher Weise Statt, wie es vor sieben Jahren beim Säcularfeste der Universität geschehen war. Die gewandte und elegante Beredsamkeit, mit der Schömann damals als Rector die zahlreichen Glückwünsche beantwortete, ist Allen, die das glänzende Fest mitfeierten, noch in lebhafter Erinnerung. Mit derselben geistigen Frische und Beredsamkeit antwortete er auch diesmal auf die verschiedenen Glückwünsche der Theilnehmenden. Nur bei einer Anrede hinderte ihn die innere Bewegung, anders als durch beredtes Schweigen seinen Gedanken Ausdruck zu geben: bei der Ueberreichung der Urkunde der Schömann-Stiftung, „die zur Unterstützung armer strebsamer Jünglinge in ihren philologischen Studien dienen soll und eben so sehr ein Denkmal seiner Verdienste, als eine stete Mahnung für die Empfänger der Wohlthat sein wird, in seinem Geiste besonnenen Forschens, klaren Erfassens und gründlichen Wissens sich den Studien zu weihen.“ Etwa 400 Schüler und Verehrer haben zu diesem Zwecke gegen 1800 Thaler zusammengebracht; die specielleren Bestimmungen sind dem Jubilar überlassen. — Die Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig in dieser Stadt verspricht glänzend zu werden und soll den 18. und 19. October umfassen. Am 18. Glockengeläute und Reveille, Gottesdienst, Tedeum, im Theater „Tell“, spät Beleuchtung der Stadt und Freudenfeuer auf den nahen Höhen. Am 19. Festzug nach der Stelle bei Stötteritz, wo ein Denkmal errichtet werden soll, und Grundsteinlegung desselben, Enthüllung eines solchen am ehemaligen äußeren Grimmaischen Thore, wo die Königsberger Landwehr unter Friccius zuerst in die Stadt eindrang; Festmahl und Fackelzug. Da die Feier eine allgemeine deutsche sein soll, so hat die sächsische Regierung sich an die übrigen deutschen Regierungen gewandt mit der Frage, ob sie sich betheiligen würden; bisher hat noch keine geantwortet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 31. Bremen, 2. August. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Charles Wolfe.

Ein Dichterleben.

Von Gisbert von Vincke.

Ein englischer Dichter, welcher schon durch das Wenige, was wir von ihm besitzen, zu den Ersten seiner poesiereichen Heimath zählt, dessen Name gleichwohl Manchem seiner Landsleute unbekannt geblieben ist, der in Deutschland noch keinen Uebersetzer gefunden hat: — das ist immerhin eine auffallende Erscheinung! Und sie erklärt sich auch nur durch den noch auffallenderen Umstand, daß der Dichter seine Lieder niemals für den Druck bestimmte, welche denn nur auf fremde Veranlassung und anonym in Zeitschriften erscheinen konnten.

Dieser Dichter ist Charles Wolfe, geboren am 14. December 1791 als der jüngste Sohn Theobald Wolfe's, Herrn zu Blackhall in der irischen Grafschaft Kildare und verwandt dem General Jacob Wolfe, der bei der Belagerung von Quebec 1759 fiel und durch ein Denkmal in der Westminster-Abtei geehrt ward.

Nach dem frühen Tode des Vaters verdankte Charles seine Erziehung der Mutter (einer Tochter des Geistlichen Peter Lombard) und den Schulen zu Bath, Salisbury und Winchester. Bei zarter Gesundheit, welche manche Unterbrechung veranlaßte, that er sich doch in der klassischen Literatur hervor, und auch sein poetisches Talent zeigte sich bereits in gewandter Behandlung biblischer Stoffe *) und in lateinischen und griechischen Oden, aber jede dieser frühen Proben gewährt eben nur die Ueberzeugung, daß es keine Pallas Athene im vollen Waffenschmuck war, welche dem Kopf des Knaben entsprang. Ihn charakterisirt durchaus keine übersprudelnde Genialität; er erfreut sich vielmehr des fast bedenklichen Lobes, während seiner ganzen Schulzeit niemals eine Strafe oder auch nur einen Verweis erhalten zu haben.

Bedeutungsvolles brachte ihm das Jahr 1809: — er bezog die Universität Dublin, seine innigst geliebte Mutter starb, und die allgemeine Aufmerksamkeit der nähern wissenschaftlichen Kreise wendete sich ihm zu, als er das von den Leitern der Hochschule gestellte Thema: „Jugurtha im Kerker beklagt sein verlorenes Leben“, in dem folgenden Monologe behandelte:

*) „Der Tod Abel's“ erhielt den Schulpreis.

Jugurtha im Kerker *).

Nun — ist die Folter fertig, glühn die Zangen?
Wo ist die Geißel? — Wie? Nicht Brauch in Rom?
Wir haben's in Numidien. Nicht in Rom?
Das ist mir leid. Jetzt wär mir's eine Lust —
Noch gestern hätt' ich sie gefühlt, doch jetzt —
Jetzt hab' ich meinen Leichenzug gesehn:
Des Marius' Wagenrad ging über mich,
Sein Rosseshuf zertrat mich im Triumph —
Ich hab' erreicht das fürchterliche Ziel!
Von fern stand meine Seel', und aus der Höhe
Auf meines Leibes Trümmer sah sie nieder,
Lächelnd in Apathie — ich fühle nichts mehr —
Dich ruf' ich, Rom, weißt du noch schlimm're Qual? —

Götter! wie lächelt' er, als ich vor'm Wagen
Stillstand und zornig blickt' auf das Gesindel.
Ein Fluch für Rom brannt' auf der Lippe mir,
Zernagt hätt' ich die Kette mit den Zähnen
Und sie dem Pöbel ins Gesicht geschleudert —
Nur, daß ich wußt', er würde wieder lächeln.

Ein Fürst! und vorgeführt im Prunk dem Marius
Und diesen jubelschrei'nden Herrn der Welt,
Als hätt' man mich besiegt! In allen Straßen
Die Mauern voller Volk, voll Hohn die Fenster,
Triumpfgebrüll auflärmend auf mein Haupt.
O, einen Löwen deiner Zucht, Numidien!
O, hätt' ich in dem Augenblick des Schimpfs
Die Freiheit nur gehabt des Sclaven dort —
Mein Grabmal hätt' ich mir in Rom gemacht.

Doch bin ich nicht der Narr, der Römer-Narr,
Zu denken: „Schimpf begräbt des Helden Seele,
Trübt seinen Ruhm und dämpft sein Feu'r auf immer;
Kein lichter Lorbeer kann die Stirne schmücken,
Die sich gebeugt hat; keine Siegsfanfare
Ertränkt in Lust das Rasseln seiner Ketten.“

*) Der historische Verlauf, so weit er für das Verständniß nothwendig ist, war kurz folgender: Massinissa, König von Numidien, hatte zwei Söhne, einen natürlichen: Manastabal, und einen rechtmäßigen: Micipsa. Jugurtha war der Sohn Manastabal's und wurde bei seinem Oheim Micipsa mit dessen Söhnen Adherbal und Hiempsal erzogen: alle drei sollten ihm als Erben seines Reichs Numidien nachfolgen. Micipsa starb, Jugurtha aber wandte sich alsbald gegen seine Vettern: den Hiempsal ließ er ermorden, während Adherbal gleichem Schicksal nur durch die Flucht nach Rom entging. Hier wußte sich Jugurtha durch Geschenke Freunde zu verschaffen, und so theilten denn die Römer das numidische Reich zwischen ihm und Adherbal. Nun bekriegte Jugurtha seinen Mitregenten und ermordete auch ihn. Dies veranlaßte die Römer zum Kriege gegen Jugurtha, der mit wechselndem Glück zehn Jahre lang währte; da endlich ward Jugurtha von seinem Schwiegervater und Bundesgenossen Bocchus, der besiegt und in Bedrängniß war, dem Consul Marius ausgeliefert. Dieser führte ihn zu Rom im Triumpf auf, und nach sechs Tagen starb Jugurtha im Kerker den Hungertod.

Nein! Möcht' ein Blitz von Sieg und Rache herrlich
Mein Herz durchleuchten, wieder könnt' ich küssen
Den Staub auf deiner Bahn — dann, ganz in Gluth,
Mit Massinissa's ungebrochner Kraft
Empor an deinem Wagenrad! und mein
Der blut'ge Lorbeer, mir in's Antlitz dampfend,
Erzwungen so der Pfad durch Schimpf zu Ruhm!
Sieg! Rache! Ruhm! — O, diese Ketten! Und
Mein Geist in Fesseln auch, denn von der Stunde
Durch alle Ewigkeit seh' ich nur — Tod;
Für mich ist keine Zukunft mehr, als Tod:
So komm und laß Vergangenheit mich grämen.

Also Numidien hin! Die trotz'gen Pläne —
(Pläne, die nie ein menschlich Ohr vernahm,
Die auf dem Wagen des Triumpfes noch
Den Marius emporgerüttelt hätten) —
Zerstört, vernichtet! Was verschlägt es nun,
Daß stolz mein Blick verschmäht die engen Grenzen,
So die mir abgesteckt, die Ziel und Maaß
Dem Ehrgeiz setzen; daß, als ich beschäftigt
Mit rohem Volk schien in Numidiens Wäldern,
Mein Geist hinausschweift' über Afrika! —
Zerstört! Vernichtet! — Ja, zum höchsten Ehrgeiz
Wies Hoffnung mir den Pfad: nach Herrschaft griff
Mein Sinn noch trotz Gefahr, Flucht und Gemetzel;
Und wenn nicht Bocchus — Fluch! Fluch über ihn! —
Was Rom gethan, aus Ehrgeiz that es das;
Was Rom gethan, ich wollt's — ich hätt's gethan;
Was du gethan — du Hund! — Rom, wenn du edel
Im Trug dich zeigtest, den Verräther fingst
Und des Verrathnen Loos ihn theilen ließest —
Dir könnt' ich dann vergeben, denn er wäre
Mein Trost gewesen in den Kerkerstunden:
Ihn könnt' ich pein'gen und mein Weh vergessen!
Und hätte nicht vorher in Dienstbarkeit
Die kleine Seele sich verzehrt in Thränen —
Rom und Jugurtha jauchzten über ihm.

Blick her, du Schurke, wenn du kannst, und sieh
Jugurtha's Trümmer hier: der letzte Fetzen
Hüllt sein Gebein, den ihm Numidien lieh,
Drauf liegt der Staub von Rom, sein starres Auge,
O schau doch! — wurzelt fest auf seinen Ketten
Und auf den Furchen, die sie eingedrückt.
Dann blick umher auf seines Kerkers Mauern,
Die dürft'ge Matte sieh, wo er den Leib
Hinwirft und Schlaf sucht vor Gedankenplagen.
Schlaf!
Ich will nicht schlafen bis zum letzten Schlaf.
Letzt schlief ich — und Adherbal hört' ich schrei'n.
Ich will's nicht mehr! Will denken bis zum Tod:
Mein Auge soll hinstarren auf mein Elend,
Bis daß mein Elend all ein Ende hat.

Doch warum schrie er? — Ich vernahm den Schrei
Des Lebenden, der war nicht halb so furchtbar.
Woher der Unterschied? — Als er noch lebte,
Da schaut' ich auf sein Marterlager hin
Befriedigt, kalt; bei jedem Laut der Angst
Büßt' ich der Rache Lust. Nun ist er todt,
Die Lippe starr; doch seiner Stimme Trugbild
Warf solche Finsterniß auf meine Seele —.
Nicht abermals Numidiens Thron bestieg' ich,
Wenn jede Nacht den Schrei mir wiederbrächte.
Ich bin's, der den lebend'gen Laut erpreßte,
Und drum erscheint sein Echo mir so furchtbar.
Müßt' ich's noch einmal thun, du stürbest nicht.
Gieb endlich dich zufrieden. Doch du sprichst:
„Mein Vater war zugleich ein Vater dir,
Er wacht' ob deiner Kindheit, gab dir Alles,
Was Jugend nur verlangt; kaum warst du Mann,
War dein ein Königreich zugleich. Doch du! —"
O, mir ist schlecht! Sie brachten mir kein Essen —
Wie ward ich deß denn nicht gewahr bis jetzt?
Halt! mein numidischer Krug ist noch zur Hand —
Kein Tropfen drin! — O alter Freund! Gesell
Manch heißen Marsches und manch' durst'gen Tags,
Zum ersten Male trogst du meine Lippen!

Ihr Götter! Thränen! Daran dacht' ich nicht.
O Marius, kommt dir jemals solche Stunde? —

Ha! Eine Stadt in Trümmern zeigt sich mir —
Auf rauhem Mauerreste sitzt ein Wesen,
Auch Trümmer eines Manns. Wie unbeweglich,
Wie starr sein Auge! — Götter! das ist Marius!
Ha, Marius, jetzt gedenkst du an Jugurtha!
Er wendet sich! Wo blieb er? — Alles fort! —

Hier ist psychologische Tiefe, Kühnheit des Gedankens, Kraft des Ausdrucks, und ein Hauch durchweht die Verse, der an den größten dramatischen Dichter aller Zeiten erinnert, — der Verfasser aber zählte noch nicht achtzehn Jahre!

Bald darauf (1810) erhielt Wolfe, als Mitglied der historischen Gesellschaft, den ehrenvollen Auftrag, die Wiedereröffnung der Versammlungen nach den Sommerferien durch eine Ansprache einzuleiten. Er verbreitete sich über den Nutzen der Vereinigung und über die drei Hauptgesichtspunkte ihrer Thätigkeit, Geschichte — Poesie — Beredtsamkeit — in einer Rede, welche der Gedankenreichthum ebenso sehr auszeichnet wie die klare und glänzende Darstellung. Auch ein Gedicht wurde dann durch die Zwecke der historischen Gesellschaft hervorgerufen und mit verdienter Anerkennung von ihr begrüßt. Es lautet:

Heimathsliebe.

Engel des Ruhmes, stammt sie nicht von euch?
Liebt man die Heimath nicht im höchsten Himmel?
Hat einen theuren Platz nicht jeder Seraph,
Im weiten Weltraum eine Lieblingsstätte,
Daran er hängt mit heimathlicher Treue?
Lehnt nicht selbst Michael, auf dem Flammensitz,
Zunächst dem Schemel vor dem Thron des Herrn,
An seiner Harfe manchmal, um vom Antlitz,
Von glühender Strahlenglorie der Gottheit
Zu lösen sein verzücktes starres Auge
Und nieder einen raschen Blick zu senden,
So warm als treu, nach seinem Heimathstern?

Irr' ich darin? Ist eure Wonne völlig
Ohn' eine Stelle, der ihr süßer lächelt,
Der auch ein Engel wärm're Neigung schenkt?
Ist jener Trieb, den wir für göttlich achten,
Der Zage stark macht, Starke unbesiegbar,
Menschen zu Helden, den, der Held, zum Halbgott —
Ist der ein menschlich arm Gefühl? O nein!
Die Gottheit selbst weist ihn als göttlich aus.
Denn da der Herr hienieden wandelte,
Liebt' er die Heimath selbst. Zur Erde kam er,
Zu allen Menschenkindern als ein Heiland,
Und des Erlösers Liebe bracht' er ihnen;
Doch seine wärmste Lieb' und treuste Sorge,
Sein Herz, sein Leben, seine Trauer und
Sein Segenswunsch, sein Lächeln, seine Thränen —
Das Alles gab er dir, Jerusalem,
Dir, seiner Heimath! Mit Prophetenblick,
Zwar sah er all das künft'ge Leid der Welt,
Das Elend all des menschlichen Geschlechts
Von Jahr zu Jahr — enthüllt im klaren Bilde;
Er schaute Rom in letzten Zügen stöhnend,
Von des Vandalen Hand erwürgt; er hörte
Den Schrei Polonia's, als die Räuber kamen;
Er sah Europa in dem wilden Brande,
Der jetzt entflammt ist; ihm vor Augen stand
Das Weh der Zukunft, was noch kommen wird: —
Und doch, nur über Zion's Mauer lehnt' er,
Der Wagenburg nur dacht' er, rings um Zion,
Der Wittwentrauer nur von Juda's Töchtern,
Des blutigen Endes nur von Juda's Söhnen!
Er weinte Thränen über sie allein,
Er maß die Schrecken ihres Falls und seufzte:

»Wenn du bedacht zu dieser deiner Zeit
Die Dinge, so zu deinem Frieden dienen,
O wenn du sie bedacht, Jerusalem!« —
Doch wußt' er wohl, was die ihm anthun würden,
Um die er weinte, sah die Geißel vor sich,
Die Dornenkrone, Kreuz und Todeskampf;
Und doch wie oft noch legt' er seine Hand
Auf deine Söhne, daß sie Heilung fänden,
Wie oft noch wollt' er unter seine Flügel,
Jerusalem, versammeln deine Kinder!

Du bist nicht sterblich, du entstammst dem Himmel,
Der Heimathliebe Geist! Du bist von Gott!
Denn, Seraph, wo zuerst stiegst du herab
Zur Erde? Welche Seele war's, um die du
Verlassen hast des Himmels Hallelujahs? —
Hart neben Adams Seite, eh zum Dasein
Der aufgewacht, war dein gewelhter Stand!
Auf dich und Eden fiel sein erster Blick.
Sag an, wenn, statt des Baumes der Erkenntniß
Mit süß-verhängnißvoller Frucht, ihm wäre
Verboten, täglich an dem Ort zu weiden,
Wo er geboren war — konnt' unser Vater
Wohl des Gehorsams eines Tags sich rühmen? —
Und als er Edens Pforte dann durchschritt
Auf immerdar, in bittrem stillen Leid —
Warum von Angst gebrochen, schaut' er rückwärts
Nach deiner Früchten, Hainen, Thälern, Quellen,
Warum mit herber Inbrunst sog er ein
Das letzte Lüftchen, das aus Eden wehte? —
Es war nicht bloß, weil deine Frucht so süß,
Dein Hain Musik und Balsam deine Luft,
Dein Quell Gesundheit, Lieblichkeit dein Thal:
Allein das Erste war's, was Aug' und Ohr,
Geschmack, Gefühl, Geruch empfunden hatte,
Gehört, gesehn, gekostet, eingeathmet, —
Das Erste, denn du warst sein Heimathland.

Ja, Vater, der du schwach warst und bekümmert,
Dir ist verziehn von deinen Söhnen! Wahrlich,
Du hast uns Eden und sein Glück verloren,
Doch doppelt littest du durch den Verlust;
Wir hatten dort ja nicht das Licht erblickt,
Und Eden war nicht unser Heimathland!

O heil'ger Engel, für das Paradies
Uns allen gabst du den Ersatz: mit dir
Ist uns das Thal voll Schnee ein Sommerpfad,
Der spitze Fels ein schatt'ger Ruhesitz,
Der Katarakt Musik, indeß als Kost
Der Finger eisigkalt vielleicht die Beeren
Der Wildniß pflückt; wir lächeln, bist du mit uns!
Uns ficht's nicht an, daß Adam, unser Vater,
In mildrer Luft, bei süß'rer Kost gelebt.
Gewähr' uns nur, daß keine list'ge Schlange
Hier unserm zweiten Eden nahen darf,
Daß kein Verräther nach den Früchten greife,
Die du verbotest, daß kein Flammenschwert
Uns voll Verzweiflung in Verbannung treibe.

Ja, eh' ich schmachvoll mich erheben möchte
Ob meiner Heimath Untergang; eh ich
Die Thränen ihr, den Zornblick dir entlockte; —
Eh ich die Vaterstadt bedrängen könnte
Wie Cajus Marius, mit dem Feind im Bund,
Oder wie Sulla, mit des Landes Söhnen —
Eh laß mich dir zur Seite schweigend sitzen
An Babylon's Gestaden, laß uns weinen
Im Angedenken des verlornen Glücks.
Nicht stets soll an den Weiden in der Fremde
Die Harfe hängen und in Sorgen ruh'n!
Nein, wenn dein traulich Wort das Herz begeistert
Zu Wahngebilden, mich vergessen lehrt
Raum, Zeit und Ort nnd Elend und Verbannung;
Wenn ich nicht mehr des Euphrat Ufer schaue,
Das Klirren meiner Ketten nicht mehr höre:
Dann sollst du trunken zu der Harfe greifen
Und spielen eins von Zion's schönsten Liedern,
Bis in die Töne überströmt mein Herz,
Daß sie's zum Heimathland hinüberführen.

O Erin, meine Mutter, dir gehör' ich,
Ob du auf grünem Throne der Atlantis
Hehr, majestätisch und erhaben sitzest,
Ob an der letzten Trümmer deiner Macht
Du einsam, traurig und vergessen lehnst: —
Dein Heil, dein Weh, dein Lächeln, deine Thränen,
Dein Ruhm sei mein, und deine Schmach sei mein! —
Wär' mir's verliehn, mein Herz zu kündigen,
Dir säng' ich glorreich mit Deborah's Tönen,
Mit Jeremias weint' ich um dein Leid!
Als Warnungsstimme, die, ob auch dein Fall
Begann, noch in der Luft dich hemmen sollte,
Rief' dir Jesaias Feuerzunge: Halt!
Nicht deine Schuld kann dir mein Herz entziehn,
Was du verbrachst, ist arg — du bleibest mein!
So mir die Allmacht nur vergönnen möchte,
Daß ich der »Zehnte der Gerechten« wäre,
Dich zu erretten, Erin! Wenn ich dich
Verließe, sollte mein der letzte Platz
Im Himmel sein, huldreiche Gnade sollte
Den Anblick ihrer höchsten Herrlichkeit
Aus trüber Ferne mir nur flüchtig schenken!
Denn, so der Seligen Geringster noch
Im Himmel einen irdischen Gedanken
Darf hegen — Erin, dann gedenk' ich dein! —

Hier besticht uns die warme Liebe zur Heimath nicht minder als die Neuheit der Gedanken, in denen sie sich ausspricht. Der Jüngling ist jetzt zum Manne herangereift: seine Gestalt kräftig und aufrecht, die Gesichtsfarbe blühend, die Züge bestimmt und bedeutend, der Gang elastisch, fast hüpfend, ein Ausdruck der steten Beweglichkeit seines Geistes. Von der Oeffentlichkeit hält er sich bescheiden fern, sein Privatleben ist tadellos; peinliche Gewissenhaftigkeit beherrscht ihn, wo sich's um eine Pflichterfüllung handelt; regelmäßig besucht er den Gottesdienst; seine Gutmüthigkeit wird sprüchwörtlich. Jeder Gegenstand fesselt ihn, der seinen Verstand oder sein Gefühl in Anspruch nimmt, aber selten bringt er ein Buch ganz zu Ende; denn, ist der Inhalt spekulativ, so wird er aufgehalten durch seine zur Controverse neigenden Gedanken, die ihm geistreiche Einwürfe an die Hand geben, oder durch die Fruchtbarkeit seiner Empfindung, welche stets neue Theorieen zum Vorschein bringt; ist es ein bloßes Werk der Phantasie, dann verweilt er mit Entzücken bei den ersten ihn ergreifenden Wellen, oder er vertieft sich in eine haarspaltende Kritik jeder Schönheit und jedes Fehlers; und den Maßstab dieser scharfen, schwer zu befriedigenden Kritik legt er dann wieder an alle eigenen Produktionen, so daß nicht selten von ihm selbst unterschätzt wird, was die Urtheilsfähigsten seiner Genossen anerkennen und bewundern. Aber einsames Studium zieht ihn weit weniger an, als die lebendige Unterhaltung im Kreise auserwählter Freunde; und wenn da ein Gegenstand seine Einbildungskraft erregt, springt er auf, den Stuhl fortstoßend, und während er das Zimmer durchmißt, geben laute Ausrufungen, giebt das rasche Spiel der Geschichtszüge und der Hände seine begeisterte Freude zu erkenuen. Für Musik ist er besonders empfänglich: die einfachste Melodie spricht nicht minder als die reichste Harmonie zu seinem feingebildeten Ohre. Er versteht und empfindet ihre ganze Poesie, und er besitzt zugleich die glückliche Gabe, den Charakter einer einfachen Weise oder einer Nationalmelodie in sich aufzunehmen und ihn in Worten wiederzugeben. Ein so eigenthümlich gebildeter Geist vermag denn freilich nicht, bei einem Gegenstand, und am wenigsten bei einem trocken wissenschaftlichen, mit nachhaltiger Ausdauer zu verweilen.

Die politischen Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel, wo das Volk sich gegen Napoleon's Zwingherrschaft erhebt, wecken

seine lebhafteste Theilnahme. An der Spitze des englisch-portugiesischen Heeres hat Wellington den Marschall Massena auf den Höhen von Busaco geschlagen (26. September 1810), er hat ihn dann hinter den Linien von Torres Vedras durch zähe Ausdauer gezwungen, Portugal mit seinem mangelleidenden furchtbar gelichteten Heere zu verlassen.

In diesen Begebenheiten findet der Dichter das Motiv zu einem Bilde großen Stiles, dessen Ueberschrift aber schon mit einiger Unsicherheit gewählt ist:

Schlacht von Busaco; Portugal's Befreiung.

Der Nachtwind seufzt, des Meeres Woge kreis't;
Auf Lissabon's Zinnen steht Don Heinrich's Geist.
Er trägt nicht Helm noch Eisenhut, die Luft
Läßt wehn sein Haar, ein Banner an der Gruft!
In düsterm Sinnen, nicht mit stolzem Trutz,
Hält er gesenkt den Speer, des Landes Schutz,
Sein Aug' ist trüb, die Stirn von Gram umzogen —
So blickt er nieder auf das Spiel der Wogen.
Dann dreimal schüttelt er den Speer mit Macht, —
Der Sorgen Strom bricht aus des Busens Nacht!

„Feind, auf dich gieße der Vernichtung Bote
Der Gräuel Schale aus, die blutigrothe!
Dir soll'n im Lager Höllengeister hausen,
Die grinsen dir Verderben, heulen Grausen!
Ließ ich darum, du mein verheertes Land,
Den stolzen Handel schmücken deinen Strand,
Lockt' aus Italiens Au'n der Jungfrau'n Zier
Und legte dieses Reiches Grundstein hier? —
Ist da dem Menschenwitz ein Ziel geboten?
Wo bleiben sie des Himmels Donnerboten? —
Durch ganz Europa schallt Tyrannenwort,
Aufruhr erhebt sein Banner, ruft zum Mord,
Er schauet aus von Frankreich, seinem Sitz,
Die Völker blendet seines Auges Blitz;
Das Feuer sengt Italiens Rebenranken,
Und die Orangenbäume Spaniens sanken,
Und Deutschland's zähe Forsten, ob sie gleich
Erst widerstanden, beugten sich dem Streich.
Wo ist der freie Mann in frischer Kraft,
Das warme Herz, der Arm, so Rettung schafft?
Glorreiches Albion dir gebührt die Stelle!
Muth ist dein Bollwerk, und dein Wall die Welle!
Der Gallier Spieße drohn dir — müßig Spiel:
In eitler Ohnmacht prallen sie vom Ziel!
Der Rache Pfeil in deiner Hand glüht roth,
Verderben bringt dein Helm, dein Speer den Tod;
Du opferst nimmer vor des Siegers Schrein:
Den Lorbeer raubst du dir — der Tag ist dein!
England, Halloh!" — So ruft des Geistes Mund;
Und Lissabons Thürme wanken bis zum Grund.
„England Halloh!" mahnt noch einmal der Rufer:
Der Tajo bebt, die Fluth schäumt aus dem Ufer.
England, so waffne dich! Tritt in die Schranken!
Steh auf zu Schirm und Schutz! Nun zittert Franken!" —
Er spricht's und stürzt sich in Fluth hinab,
Und ihn umfängt des Tajo's Wogengrab.

Die ernste Ladung flog durch Land und Meer,
Des Sturmes Schwingen trugen sie daher.
Die Schatten tummeln sich, da flieht die Nacht,
Hell wird's im Ost — Britannia erwacht!
Mit Albion's Speer schlägt sie des Schildes Rand:
Begeisternd klingt's durch jeglich Inselland!
Geweckt vom Schall emporspringt Englands Leu,
Voll Lust, daß er den Erbfeind pack' auf's Neu';
Die Schotten-Clans vom Hochland rücken an;
Zur Vorhut stürzt des grünen Erin Mann.

Der Usurpator stutzt — und unverweilt
Ruft er, die Sieg und Ruhm mit ihm getheilt:
Die Galliens Fahne trugen in den Kampf,
Als Lodi's Brücke bebt' im Pulverdampf;
Die Syriens Sand geschaut, des Niles Wogen,
Ein rothes Denkmal ließen, wo sie zogen;
Die über Leichenhaufen ihre Bahn
Im Blut verfolgten auf Marengo's Plan;
Auch die, so Preußens Lorbeerkranz zerwühlt,
Doch eines Braunschweig letzten Streich gefühlt;
Die auf Vimeira's Höhn, zur Flucht gewandt,
Den Rächerstahl des freien Manns erkannt;
Die an den Fersen hingen Moore's des Britten
Und theure Lehre sich besiegt erstritten:
Die Häupter führten Galliens Heeresmacht;
Doch England kam — verloren war die Schlacht!

Am Fuß Busaco's stehn die Franken dicht,
Die Höhen hält der Briten Zuversicht.
Der Gallier streckt sich dräuend, strebt bergan —
Halt, Brite! bleib' am Platze, greif nicht an!
Du britische Windsbraut schweig! Kein Athem mehr,
Kein Laut! Still wie der Tod durch's ganze Heer! —
Ein dunkler Wall zieht Frankreichs Macht hinan —
Steh ruhig, England! Harre, Mann bei Mann!
Seht, Frankreich hat des Abhangs Kamm erreicht,
Seht es rückt vor! Soldaten, wartet, schweigt!
An unsern Bajonetten sind sie schon — —
Jetzt, England, auf! Für dich des Tages Lohn!

Nun, wo ist Frankreich? Dort der Leichenknäul,
Der flücht'ge Schwarm war seine Heeressäul'!
Das Sterberöcheln und der Wehelaut
Sagt dir: Sein Glanz zerstob wie Windesbraut!
Sein Blut strömt hin, die Krieger sind nicht mehr,
Zu tausend Stücken brach sein blanker Speer.

In sechzig weiteren Versen wird zunächst „der Hunger" personifizirt und als Wellington's Spion in das Feindeslager gesendet; dann folgt eine Schilderung der von den flüchtigen Franzosen verübten Gräuel und endlich der Jubel des befreiten Portugals. — Man sieht, der Dichter beherrscht seinen Stoff noch nicht völlig; er weiß demselben die epische Maschinerie, welche in Bewegung gesetzt ist, nicht recht anzupassen, es fehlt die richtige harmonische Gliederung; schon der erste Anlauf ist für die Ausführung zu weit genommen. Das scheint er denn auch selbst später gefühlt zu haben, wenigstens fanden sich nicht mehr als einige Zielen dieses ersten Entwurfs von seiner Hand in's Reine geschrieben. Und doch ist im Einzelnen Vieles unverkennbar schön.

Ein anderes Gedicht bemüht sich mit Glück, die Melodie des spanischen Nationalliedes „Viva el Rey Fernando" in Worten wiederzugeben, welche sich den Tönen auf das Genaueste anschließen. Es heißt:

Kriegslied.

Hispania's Ketten fallen —
Gallia, verzag! entfleuch!
Des Grimms Posaunen schallen,
Zwingherrn, Tod kündend euch!

Hispania's Banner breitet
Sich glühend roth und weit,
Hispania's Seele schreitet
Im Donnersturm zum Streit. —

Soll hier auf Spaniens Flur
Noch stehn des Galliers Spur?

Schaut dort, das Feld so einsam,
Das Thal im glühenden Brand —
Ihre Trommel! Wohlan!
Nur heran! Nur heran!
Für die Rach' und Freiheit gemeinsam,
Vorwärts für das Vaterland!

Gedenket, gedenkt an Barossa
An Napoleon's eh'rne Hand;
Gedenket auch an Saragossa,

Und schützet das Vaterland!
Gedenket auch an Saragossa —
Vorwärts für das Vaterland! —

Beim Besuche eines Freundes fand der Dichter denselben in die Schilderung der Bestattung des Generals Sir John Moore vertieft, welcher am 16. Januar 1809 vor den Mauern von Corunna gefallen und auf dem Walle der Citadelle in der folgenden Nacht beerdigt war. Die Scene bewegte ihn tief, sie gestaltete sich in seinem Kopfe sofort poetisch und sehr bald recitirte er dem Freunde die erste und letzte Strophe des nachstehenden Gedichts, welche solchen Beifall fanden, das nun erst bis zum nächsten Morgen die übrigen Strophen vollendet wurden.

Sir John Moore's Bestattung.

Nicht die Trommel erschell, noch ein Trauerchoral
Nachts da wir den Leichnam erhuben,
Kein Schuß begrüßte zum letzten Mal
Den Helden am Grab, das wir gruben.

Todtstill war's, finster schauten wir drein:
Bajonette wühlten im Acker
Bei des kämpfenden Mondstrahls nebligem Schein,
Der Laterne trübem Geflacker.

Kein Grabtuch deckte, kein Leinen ihn zu,
Es umschloß kein nutzloser Sarg ihn;
Doch er lag wie ein Krieger sich legt zur Ruh,
Der Soldatenmantel nur barg ihn.

Wir beteten kurz, und wir redeten nicht
Von Trauer und sparten die Sorgen;
Doch wir blickten ihm fest in das todte Gesicht,
Und wir dachten ergrimmt an den Morgen!

Wir dachten uns, als wir schaufelten dort,
Sein einsames Bett zu bestellen,
Daß der Fremdling, der Feind tritt über ihn fort,
Und wir dann so fern auf den Wellen;

Ihr schmähender Mund wird dem Geist, der entflohn,
Auf seiner Asche noch schelten;
Doch störet ihm nicht den Schlummer ihr Hohn
In dem Grab, das ihm Briten bestellten.

Erst halb war das schwere Werk vollbracht,
Da schlug uns des Rückzugs Stunde:
Das Geschütz des verdrossenen Feindes kracht
Verloren und fern in der Runde.

Wir senkten ihn sanft und bekümmert hinein,
Wie er blutend gesunken vom Rosse;
Kein Hügel erhebt sich — da liegt er allein,
Allein — nur der Ruhm sein Genosse!

Die Freunde nahmen Abschriften, eine solche gerieth nach drei Jahren zufällig dem Herausgeber eines irischen Blattes in die Hände, der nicht säumte, dieselbe mit der Chiffer „C. W.“ abzudrucken, und nun machte das Gedicht alsbald seine Runde durch die irischen, englischen, schottischen Zeitungen, überall mit dem einstimmigsten Beifall, aber auch mit dem unverholensten Erstaunen begrüßt, daß der unbekannte Dichter sich nicht nannte, daß er nichts Weiteres folgen ließ. Lange hielt man Byron für den Verfasser, während dieser die Strophen unbedingt zu dem Besten zählte, was die neuere Zeit zu Tage gefördert habe. Literarische Freibeuter versuchten mehrmals, das Gedicht sich anzueignen, aber wie ein Mann erhoben sich Wolfe's Freunde, seine Lorbeern zu schützen. Die letzte Dreistigkeit dieser Art hatte zur Folge, daß die Sache auch bei der irischen königlichen Akademie in Dublin zur Sprache kam, welche demnächst eine Abschrift des Gedichts von des Verfassers eigner Hand ihren Akten beifügte.

Zu Wolfe's Lieblingsmelodien gehörte die schwermüthige irische Volksweise „Gramachree“, welcher er die nachstehenden Strophen unterlegte:

Marie.

Ich wein' um dich, weil ich vergaß,
Der Menschen Loos sei dein:
Wie dacht' ich, wenn ich bei dir saß,
Du könntest sterblich sein!
Mir kam es niemals in den Sinn,
Daß einst es anders wär',
Wo du auf immer gingst dahin
Und lächeltest nicht mehr.

Noch blick' ich in dieß Angesicht,
Sein Lächeln zu erspäh'n,
Noch faß' ich den Gedanken nicht,
Daß ich es nie soll seh'n.
Dem süßen Worte lausch' ich lang,
Vergessen hast du's nie: — —
Es schweigt dein Mund, nun fühl' ich's bang,
Ja, du bist todt, Marie! —

Und bliebest du mir also doch,
Ganz friedlich und ganz bleich,
Dein stilles Antlitz küßt' ich noch,
An Lächeln einst so reich.
Den kalten Leib umfaß' ich hier
So scheinst du mir noch mein — —
Jetzt schließt das Grab sich über dir,
Und jetzt bin ich allein! —

Ich denke nicht, wo du auch sei'st,
Vergessen hast du mich;
Ruh' findet wohl mein Herz zumeist,
Gedenkt es auch an dich.
Doch dich umfloß ein lichter Schein
Wie überirdisch Glück. —
Den konnte dir kein Traum verleihn,
Den bringt kein Traum zurück! —

Die Freunde fragten ihn, ob ein wirkliches Ereigniß dem Gedichte zu Grunde liege? Er versetzte: „Nein, aber ich sang die Melodie wieder, bis ich in Thränen ausbrach, und da entstanden die Worte.“ Wie fein aber sein Geschmack in den Geist des Volksliedes einzudringen wußte, dafür liefert eine kleine Erzählung den besten Beweis, welche dem bekannten Liede „die letzte Rose“ als Einleitung dient. Sie lautet:

Das Grab Dermid's.

Unter diesem Hügel schläft Dermid: er war der beste Minstrel von uns allen. Der Geist des Jünglings nahm einen hohen Flug, rasch und ungestüm flammte sein Gefühl auf. Er kannte all unsre alten Volksweisen, welches auch ihre Art und ihr Inhalt sein mochte, und wie sein Gesang eine begeisternde oder eine traurige Weise anstimmte, schien das Dorf ein Feldlager oder eine Leichenfeier. Aber wenn Dermid in seiner fröhlichen Laune war, dann wurden die Burschen und Mädchen zum Tanze getrieben vom Taumel unwiderstehlicher Lust.

Eines Tages übte unser Häuptling grausame und übermüthige Gewaltthat an einem unsrer friedlichen Genossen. Dermid hielt die Harfe in der Hand, als er davon hörte. Im unbändigen Jähzorn schlug er ohne Ueberlegung die Saiten, denen Antwort niemals fehlte — und der Abscheu war allgemein. Er wurde vertrieben aus unsrer Mitte durch den entrüsteten Häuptling, und all seine Verwandten und das Mädchen seiner Liebe begleiteten den verbannten Sänger hinaus in die weite Welt.

Drei Jahre lang ward uns keine Nachricht von Dermid, und es schwieg Gesang und Tanz. Da kam plötzlich einer der Knaben daher gerannt und erzählte, daß Dermid wieder da sei — schon ganz in der Nähe. Sogleich war das Dorf in Be-

wegung, die Burschen und Mädchen standen auf dem Rasen zusammen, sie wollten die Ankunft ihres Sängers mit einem Tanz feiern und kamen überein, welche Weise er ihnen spielen solle: es war die munterste von allen.

Der Kreis schloß sich, sie sahen unverwandt nach der Seite, woher er kommen mußte, um ihren Liebling mit lautem Jubelruf zu begrüßen. Aber sie stockten in dem Augenblick, als er erschien. Er kam langsam und matt und nachlässig daher, sein Antlitz war kalt und trüb, gar verschieden von dem weichen Ausdruck, welcher sonst seine Züge belebte, selbst wenn er trauriger gestimmt war. Die Harfe schaukelte träg an seinem Arm, als ob sie ihm zur Last wäre; sie sah arg verwahrlos't aus, und etliche Saiten waren zersprungen. Er schaute uns einige Augenblicke an, dann versank er wieder in Gleichgültigkeit, kam näher, ohne den Schritt zu beeilen und saß auf dem Steine nieder, wo früher sein gewohnter Platz war. Nach einer Weile wagten wir, ihn um seine Freunde zu befragen. Er sah uns zuerst scharf ins Gesicht, sein Auge glitt niederwärts auf die Harfe, dann schlug er ein paar wilde verzweifelte Töne an, wie wir sie nie zuvor gehört hatten; — aber seine Hand sank herab, ohne die Weise zu enden. Wieder waren wir still, — dann ward es uns klar, daß seine Seele bald folgen müßte, wenn wir seinen Gedanken nur einen heiteren Anstoß geben könnten, und wir fragten ihn nach dem lustigen Liede, das wir ausgesucht hatten. Die Bereitwilligkeit, mit der er darauf einging, machte uns staunen; aber es war dieselbe wilde und herzerschütternde Melodie, die er vorher begonnen hatte.

Und so fanden wir denn, daß die Seele des Sängers völlig leer war, mit Ausnahme eines einzigen Lichtstrahls, der träg über ihren dunkelsten Hintergrund zitterte: sie glich dem Meer bei düsterer Windstille, wo die Bewegung nur in dem Rauschen zu erkennen ist, das an unser Ohr dringt. Jede Spur seiner früheren Lieder hatte er völlig vergessen, nicht bloß die, welche leichter und munterer lauteten, auch die andern, in denen eine trübere Stimmung durchklang; und an ihrer Statt kannte er nur noch das eine traurige Lied: es handelte von einer einsamen Rose, welche all ihre Gespielen überlebt hatte. Dies sang und spielte er ohne Aufhören Tag für Tag, und über das ganze Dorf verbreitete sich eine Traurigkeit wie nie zuvor.

Er schien das wahrzunehmen, denn er zog sich zurück auf den Friedhof, und da blieb er und sang das Lied fort und fort bis zum Tage seines Todes. Die Bekümmerten gingen immer dahin, um es zu hören, und er starb, als er es einem Mädchen sang, das seinen Liebsten verloren hatte. Die Waisenkinder haben es ihm abgelernt, und sie singen es noch über dem Grabe des armen Dermid:

Schon fallen die Blätter,
Der Sommer verweht:
Die letzte der Rosen
In Einsamkeit steht.
Von den holden Gespielen
Ist keine mehr hier,
Die mit ihr erröthet
Und seufzet mit ihr.

Du sollst nicht verlassen
Absterben am Strauch:
Die Holden sie schlafen,
Geh schlafen, du auch.
Deine Blätter dann streu' ich
Leis über die Gruft,
Wo sie schlummern, geschieden
Von Leben und Duft.

Bald folg' ich, wenn's um mich
Von Freunden ist leer,
Und im Ringe der Liebe
Kein Edelstein mehr.
Wenn die Guten, die Treuen
Dem Staub sich gesellt,
Wer mag dann allein sein
Auf frostiger Welt *)!

(Fortsetzung folgt.)

* Zwei französische Romane.

Von F. Berger.

Im vorigen Sommer brachte die „Revue des deux Mondes“ einen Roman aus der Feder des Akademikers Octave Feuillet: Historie de Sibylle. Die fein gearbeitete und ernst gehaltene Erzählung machte einen tieferen Eindruck auf uns, als das sonst bei einem französischen und gar einem belletristischen Werke der Fall zu sein pflegt, weil sie ein Thema berührte, das den Franzosen nicht geläufig ist; dennoch würden wir die kleine Arbeit sammt den Betrachtungen, die sie in uns anregte, bald vergessen haben, enthielten nicht die neuesten Lieferungen derselben „Revue“ eine in der Behandlung zwar sehr verschiedene, dem Gegenstande nach aber sehr ähnliche Composition von der George Sand. Die Veränderung in den Gesichtspunkten und den Interessen der Franzosen, die sich in beiden äußert, erscheint im höchsten Grade beachtenswerth.

Auf einem alten Schlosse in der Normandie wächst unter der Obhut ihrer Großeltern eine Waise auf; ein Kind, nicht nur hochbefähigt und willenskräftig, sondern auch in eigenthümlicher Weise zu einem reichen inneren, durch die Religion genährten und geweiheten Leben disponirt. In dieser Eigenthümlichkeit weiß Sibylle Alle, die mit ihr verkehren, ihrem segenbringenden Einflusse zu unterwerfen. Eine Irländerin, die zu ihrer Erziehung verschrieben ist, wird als Protestantin erkannt und soll sofort entlassen werden; Sibylle, toleranter als die Uebrigen, setzt es durch, daß sie bleibt; dafür wird Miß O'Neill bei Gelegenheit ihrer Confirmation katholisch. Der übrigens achtbare Pfarrer des Orts ist durch seine untergeordnete Umgebung etwas heruntergezogen, Sibylle weiß ihn zu geistigerer und würdigerer Ausübung seines Berufs wieder emporzuheben. Ein Landmann wird durch den Verlust von Weib und Kind irrsinnig und flucht Gott und der Menschheit; sie allein gewinnt seine Liebe und stimmt ihn nun zur Versöhnlichkeit. Aber Sibylle muß endlich auch für die große Welt erzogen werden; sie geht nach Paris zu ihren andern Großeltern, bei denen sie gleichfalls in kurzer Zeit den lange eingewurzelten Egoismus zu bannen versteht. Endlich tritt ihr die Liebe nahe, Graf Raoul hat alle Vorzüge, er ist reich, gebildet, Künstler, aber ohne Glauben an die Persönlichkeit Gottes. Als sie das Letztere entdeckt, flüchtet sie, weil sie keinem Manne angehören will, der sich nicht zum Glauben der Kirche bekennt; er folgt ihr, und nach manchen Verwicklungen gelingt es ihr, ihn von seinen Irrwegen abzuziehen. Er betet, als er sie in Todesgefahr sieht; sie selbst freilich stirbt.

Wie verschieden ist das Alles von der gewöhnlichen Belletristik der Franzosen! Ein Tendenzroman exclusivster Art, und die Tendenz der Strömung, von der unsere Nachbaren sonst getragen scheinen, völlig entgegengesetzt. Man erinnere sich nur an Dumas und seine Nachahmer, man nehme selbst A. Karr und Balzac: wie selten ist es geschehen, daß sie die Geschichte eines Menschen-

*) Das Gedicht ist bekanntlich von Thomas Moore.

herzens von diesem Standpunkte aus ansahen, daß sie das Leben ihres Helden diesem Ziele zuzuführen unternahmen. Politische, sociale, ästhetische und natürlich am meisten rein psychologische Motivirungen — wir treffen sie überall und treffen sie in Verbindung mit einer Schärfe des Blickes, einer Feinheit der Charakteristik, einer Fülle reichster Erfahrung und einem Geschick in der technischen Ausführung, daß von deutschen Werken kaum eines sich mit den französischen messen kann. Nur Eins fehlte bisher, und es fehlte der Literatur, weil es dem Volksgeiste im Allgemeinen zu fehlen schien, das Bewußtsein, daß ein Menschenherz noch von höheren Regungen als von denen der gewöhnlichen Aufklärung bewegt werden könne; und dies Eine war es wiederum, wodurch die Deutschen ihre Nachbarn voraus zu sein schienen, was unserer schönen Literatur jene Tiefe, jenen Ernst und selbst jene Schwerfälligkeit gab, die ihr drüben den Einfluß schmälerte oder gar den Eingang verbot.

Woher nun diese Umwandlung? Werden wir irre gehen, wenn wir annehmen, daß der harte Druck des Imperialismus die besseren Volkskreise zu ernsterer Vertiefung gedrängt hat? Eben die Trümmer der alten liberalen, der orleanistischen Partei, deren Organ die Revüe ist, haben diese Richtung desto mehr genommen, je barscher das napoleonische Regiment sie von aller öffentlichen Thätigkeit weggedrängt hat. Indessen pflegen wir uns auch in Deutschland zu täuschen, wenn wir glauben, die ganze Nation sei von jener flachen Seichtigkeit der Kultur durchzogen und von dem frivolen Ueberschätzen des Augenblicks erfüllt, die uns so oft vermuthen lassen, es sei nächstens in vielen Dingen aus mit den Franzosen. Dürfen wir den Berichten aufmerksamer Beobachter glauben, so hat sich in den Provinzen und hier besonders auf dem flachen Lande ein guter Rest von Pietät und Religiösität erhalten, der von der pariser Kultur schon deßhalb nicht verletzt wird, weil er der Gegensatz aller Kultur ist, weil er in der rohen Unkultur beruhet, und der nur bei den einzelnen Provinzialen verloren geht, welche von der Atmosphäre der Hauptstadt berührt werden. Diese Seite des Volksgeistes, die begreiflicher Weise nur selten dazu kommt sich zu äußern, hat in Feuillet einen eminent begabten Vertreter erhalten; wie die übermäßige Centralisation überhaupt die patriotische Opposition auf die Elemente hinweist, die zu Paris im Gegensatze stehen, so hat der Verfasser auf Lokal, Personen, Lebensweise der Provinzen überall das hellste Licht fallen lassen.

So reizend nun übrigens die Geschichte Sibyllen's gehalten, so gebildet der Geschmack und so sauber die Farbengebung ist, so wenig genügt es der deutschen Gründlichkeit, daß sich die Einwirkung der jungen Dame auf ihre Umgebung und selbst auf ihren Geliebten nur thatsächlich und so zu sagen ohne Debatte vollzieht; Alles unterwirft sich ihr ohne Widerstreben. Wir sind an die Behandlung solcher Probleme viel länger gewöhnt als die Franzosen, wir verlangen, daß der Einzelne seinen Standpunkt nicht instinktmäßig behauptet, sondern mit Bewußtsein vertheidigt, wir wollen Gründe und Gegengründe vor unseren Augen sich messen sehen. Das mag ein Fehler sein, und vielleicht ist die Dichtung Feuillet's gerade darum anmuthiger und belebter; allein der Deutsche liebt es einmal, auch bei solcher Lectüre nichts von dem zu vergessen, was er gelernt hat. Und dieser Punkt zunächst ist es, in dem der zweite Roman, Mademoiselle La Quintinie, von der Sand unserem Geschmacke mehr zusagt. Luvie La Quintinie hat ihre Mutter früh verloren. Außer ihrem Vater, der General ist und nur das Interesse hat die Seinigen zu brutalisiren, weil er übrigens gehorchen muß, ist ihr nur noch eine taube Tante und ein liebenswürdiger Großvater geblieben. Sie ist eben aus dem Kloster in Paris, wo sie erzogen worden, nach Savoyen zurückgekehrt. Nicht minder hochbegabt und ernsten Sinnes wie Sibylle, hat sie wie diese das Bedürfniß, auf der religiösen Grundlage, auf die sie im Kloster gestellt worden, ihr ganzes künftiges Leben aufzubauen; ohne den Glauben an Gott und den Zusammenhang mit der Kirche kennt sie kein wahres Glück auf Erden. Dieser Zug scheidet sie einigermaßen von ihrem Großvater, einem Skeptiker und Indifferentisten aus der Aufklärungszeit; er verbindet sie mit dem Religionslehrer aus dem Kloster, Moreali, mit welchem sie deßhalb auch in brieflichem Verkehr bleibt, er führt ihr auf Augenblicke sogar die Absicht nahe, sich ganz dem Dienste der Kirche zu weihen. Als sie mit Emil Lemontier bekannt wird und ihn lieb gewinnt, so entsagt sie wohl dem Wunsche Nonne zu werden, aber sie vermag es andererseits auch nicht sich einem Manne zu verloben, der zwar nicht ohne Religion ist, doch den Glauben und Einfluß der Kirche von sich abweist. Emil hat zum Rückhalt seinen Vater, einen Weisen und Forscher von protestantischer Toleranz und Freiheit; Lucie wird von Moreali, der unerwartet erscheint, in ihrer Weigerung bestärkt. Von nun an wird der Kampf zwischen beiden Parteien offen geführt; in der Mitte steht Lucie, die ihr Glaube zum Priester, die Liebe zu Emil zieht. Für den Verlauf der historischen Entwickelung ist es ohne Bedeutung, daß auch der General von Moreali herbeigeholt wird; wichtig dagegen, daß Moreali durch die Verschlingung der Fabel sich genöthigt sieht, sein Verhältniß zu Lucie's Mutter seinen Gegnern zu offenbaren. Hiedurch wird schließlich der Sieg der freieren Richtung und die Vereinigung der Liebenden herbeigeführt; Moreali räumt das Feld, Lucie wird einer edleren und reineren Auffassung von Religion und Kirche gewonnen.

Es ist unnöthig ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie dieser Roman als das volle Gegenbild des ersteren erscheint, ungeachtet die beiden jungen Mädchen nur eine sind; möglich sogar, daß der eine die Veranlassung wurde, den andern zuschreiben. Dort triumphirt das Positive, nicht der Religion, sondern der Tradition über alle Angriffe und Gegensätze der Kultur, aber einer falschen Kultur; hier unterliegt die katholische Kirche mit ihrem Bestreben, die Menschenherzen in Fesseln zu schlagen, der wahren, der ächten Bildung, die die wahre Freiheit und den wahren Glauben gebiert. Es ist das Thema von der wahrhaft freien Menschlichkeit, das die Sand in den verschiedensten Variationen ihren Landsleuten fort und fort gepredigt hat; hier aber erfaßt sie es tiefer als je, wie wenn sie reifer geworden und damit dem eigentlichen Kern der steten Unruhe, in der sich die Gesellschaft ihres Vaterlandes bewegt, näher getreten wäre.

Und wie hat sie dies große Thema diesmal behandelt? Man kennt ihre Rücksichtslosigkeit; sie scheuet sich nicht, wo es ihr auf die Sache ankommt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen; so sehr, daß wir zuweilen unangenehm dadurch berührt werden. Das ist auch hier geschehen. Aber dieser Fehler hat auch seine lichten Seiten. Wir finden zugleich die alte geniale Vorurtheilslosigkeit wieder, die männliche Klarheit der Beweisführung im Dialog, die wahrhaft poetische Fähigkeit, den Menschen in die Tiefe des Herzens zu schauen und die Dinge zu sehen, wie sie kein Anderer sieht. Wohl ist es in Frankreich einmal der Mühe werth, die Ehe als ein sittliches, als ein religiöses Institut hinzustellen. Ihr sollt sie heilig halten, sie ist mehr als ein gemeiner, weltlicher Gesellschaftsvertrag; aber Ihr sollt auch durch das Hineindrängen der Kirche keine Veranlassung haben, Euch von ihr abzuwenden. Die Gatten sollen auch in dem Heiligsten, das sie bewegt, einander die nächsten sein; kein Beichtvater soll zwischen sie treten. Dies ist die Mahnung, die der Roman an seine Leser richtet.

Ob der Gegenstand nicht von zu schwerem Gewicht ist, als daß er angemessen in einem Roman behandelt würde? Nicht ungeschickt hat die Verfasserin bis fast gegen Ende die Briefform zur Einkleidung ihrer Argumentative gewählt. Und der Roman, von solcher Meisterhand behandelt, kann doch auch noch mehr als feine, elegante Skizze à la Heyse oder Grimm sein. Eine andere Frage, die nahe liegt, ist die: Ist eine kritische Besprechung dieses Themas unter orthodoxen Katholiken möglich? Wir antworten: Von Rechtswegen nicht. Allein ist denn die Verfasserin orthodoxe Katholikin? Lucie, die Repräsentantin der edelsten Weiblichkeit und des richtigsten Instinktes, sagt: Je ne remettrai jamais les pieds dans une église où, au nom du Christ, on prêche l'exécration de son semblable avec impunité, ... à partir de ce jour je n'appartiens plus à l'église catholique. Und der Großvater fügt hinzu: Bien, ma fille, à présent, moi, je veux croire à Dieu.

Nimmt man die Bewegungen, die auf ganz anderem Gebiete, von Seiten der gelehrten Forscher in Paris, aufkeimen, hinzu, welche Aussicht auf eine allmälige Umgestaltung der wichtigsten Dinge jenseits des Rheines?!

* Zur Sagenliteratur.

Das Korn, welches einst die Brüder Grimm säeten, als sie die deutschen Märchen und Sagen dem Munde des Volkes ablauschten und der Welt zeigten, wie reiche Schätze an Poesie seither unbeachtet geschlummert hätten, ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Sie gaben damit die Anregung zu Forschungen und Studien auf Gebieten, die man bis dahin in gelehrtem Dünkel vornehm übersehen hatte, Anregung zu Forschungen und Studien, denen wunderschnell die großartigsten Resultate folgen sollten. Dem Beispiele des trefflichen Brüderpaares folgte man bald mit regem Eifer im Norden und Süden, im Osten und Westen, vor Allem aber war man bemüht, in Deutschland Alles aufzuzeichnen, was aus der Vorzeit an Sagen, Gebräuchen, Volksglauben u. s. w. sich erhalten hatte. So giebt es keinen Winkel des heiligen römischen Reiches, der nicht durchstöbert wäre nach solchen Resten früherer Geisteskultur, und es sind daraus vielfach neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Geschichte entschwundener Epochen gewonnen worden. Namentlich erwies sich die neue Literatur insofern fruchtbar, als sie helle Schlaglichter auf die deutsche Mythologie warf und so der deutschen Wissenschaft ein weites, bis dahin fast gänzlich unbekanntes Feld eröffnete, auf welchem denn auch die genialen Pfadfinder, die zuerst das Gebiet der Volkssagen und Märchen betreten hatten, glänzende Entdeckungen machten. Nicht allein, daß man nun in Näh' und Ferne bei den benachbarten Nationen sich beeilte ähnliche Forschungen anzustellen, um gleiche Ziele zu erreichen, und nun jedes Volk sich und seine Vorzeit in einem ganz neuen Spiegelbilde erscheinen sah, war jetzt auch die Gelegenheit geboten, einen Vergleich anzustellen zwischen diesen Ueberlieferungen unter sich, und daraus die Verbreitung, Verwandtschaft und allmähliche Entwicklung der Anschauungen, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Nationen nachzuweisen, ein Vergleich, der allerdings mit jedem Jahre in demselben Grade, wie das Material der Sagenforschung anschwillt, schwieriger, aber auch um so interessanter und bedeutsamer werden muß. Unter den Werken neuester Zeit, die in dieser Richtung Ausgezeichnetes leisten und die größte Aufmerksamkeit verdienen, muß vor Allem eins als ein Muster unter den Erzeugnissen der genannten Literatur angeführt werden. Im vorigen Jahre erschien: „Naturmythen. Neue Schweizersagen, gesammelt und erläutert von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig. Teubner.“ Nach einer Einleitung sind in der ersten Abtheilung die Sagen mitgetheilt, welche in folgenden Abschnitten untergebracht wurden: Die Wetterherren, der Kornweg, der wilde Jäger im Jura, Sturmthiere, die Zwerge im Jura und waschende Jungfrauen. Die zweite Abtheilung enthält: Hortsagen, das Irrlicht, Schlange und Drache, die Wolken, das verlorene Thal, der Mond, die Hasenfrauen. Wir gestehen offen, daß wir nicht wissen, was wir an diesem vortrefflichen Werke am meisten rühmend hervorheben sollen, ob die Klarheit und Einfachheit des Styls, oder die Anordnung und den Reichthum des gesammelten Stoffes, oder aber die beispiellose Belesenheit des Verfassers, der in seinen Erläuterungen und namentlich in seinen Abhandlungen über die Wolken, das verlorene Thal, den Mond und die Hasenfrauen einen solchen Reichthum an Kenntnissen zeigt, wie man sie selten findet. Er weiß eben so gut Bescheid in indischen Sagen, Märchen und Heldenliedern wie in den deutschen; die Sagen des entlegensten Winkels Deutschlands, Dänemarks, Norwegens, Litthauens, Finnlands, Esthlands und welches Landes sonst — er kennt sie und nennt sie, wenn sie in irgend einer Beziehung stehen zu seinen schweizerischen Volksüberlieferungen; ihm entgeht keine Analogie derselben, sie finde sich in römischen oder griechischen Classikern angedeutet, sie sei enthalten in der Edda Sämund Sigfussons oder im Jornandes oder in irgend einer mittelalterlichen Städtechronik, im Norden oder im Süden Deutschlands, in der Schweiz oder in Schweden. Die Erläuterungen zu den einzelnen Sagen zeigen dieselbe Beherrschung des gesammten, namentlich des germanischen Sagengebiets. Das ganze Werk ist ein Erzeugniß des emsigsten Bienenfleißes deutscher Gelehrsamkeit. Allein noch in einer andern Hinsicht ist dies Werk vorzüglich zu nennen, noch in anderer Weise zeigt der Verfasser seine Meisterschaft und seinen Reichthum an Geist. Er besitzt eine ungemeine Localkenntniß seiner Heimath und weiß diese mit einer Klarheit und so plastisch zu schildern, wie das uns vollendeter kaum vorgekommen ist. So dürfen wir mit Recht die „Naturmythen“ als eine vorzügliche Bereicherung der Sagenliteratur begrüßen.

Literarische Notizen.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. Zwei Bände. — Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs im October 1813 und zu deren Marksteinen. Von Th. Apel. — Schillerfeier 1859. Verzeichniß der zum hundertjährigen Geburtstage Schillers seiner Tochter eingesandten Festgaben. — Zoroastrische Studien. Von F. Windischmann.

* Die Entführung. Original-Lustspiel in zwei Aufzügen von Ernst Waldow. Breslau, Graß, Barth und Comp. — Unsere dramatische Literatur ist, so stark die Production quantitativ sein mag, augenblicklich sehr unergiebig. Seit Jahren hat kein Winter so wenig aufführbare Dramen gebracht wie der vorige, und die Bühnen würden doch für jedes Stück, das auch nur einen leidlichen Erfolg verspräche, dankbar sein. Der Verfasser der hier in Rede stehenden kleinen Arbeit hat dieselbe gleichzeitig mit einem geschichtlichen Drama drucken, hübsch ausstatten und versenden lassen. Zu unserm Bedauern müssen wir die Ansicht aussprechen, daß schwerlich viele Directoren sich um diese Entführung bemühen werden. Das Stück hat zwar den heutzutage leider so seltenen Vorzug einer sorgfältigen und gebildeten Sprache, aber es hat auch wenig ergötzlichen und unterhaltenden Humor. Charaktere und Verwicklung sind gar zu gewöhnlich und oft dagewesen, die Verwendung der Citate aus Shakspere, Schiller und Göthe allzu verbraucht, die witzigen Pointen bald zu platt, bald zu gesucht, nicht natürlich und schlagend, daß man aus Herzensgrund auflachen müßte. Dem Verfasser fehlt es an den gesunden Einfällen und dem urkräftigen Behagen, die dem Lustspieldichter zu Gebote stehen und den Zuschauern mitgetheilt werden müssen. Wir werden nächstens sehen, ob er sich auf dem tragischen Kothurn mit mehr Glück bewegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Bleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

№ 32. Bremen, 9. August. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der Musik.

Von F. Pletzer.

Die vor einigen Wochen erwähnte „allgemeine Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung“ von Josef Schlüter (Leipzig, Engelmann) giebt uns Veranlassung zu näherem Eingehen. Des Verfassers leitender Grundgedanke war, wie damals bereits hervorgehoben wurde, den inneren pragmatischen Zusammenhang nachzuweisen, um die des historischen Wissens und Bewußtseins so vielfach entbehrende Zeit darüber zu belehren, daß sie mit der Vergangenheit nicht durch das äußere Band der Ueberlieferung, sondern durch das innere einer organischen fortschreitenden Bildung zusammenhänge. Das ist der richtige Gesichtspunkt, der in manchen verbreiteten Büchern über die Musik und ihre Geschichte nicht fest und bewußt vorhanden ist. Schlüter hat auf geringem Raume, aber mit viel Geschick und Kunst seinen Gedanken ausgeführt, den großen Entwicklungsgang stets im Auge behalten, alles Nebensächliche, Anekdotische, mit dem sich oberflächliche Bücherschreiber breit zu machen pflegen, streng vermieden, auf eine blendende Masse von Namen und Titeln verzichtet. An sehr vielen Stellen haben wir allerdings lebhaft gewünscht, der Verfasser wäre etwas näher eingegangen und hätte einzelne Partieen heller beleuchtet, aber von dem Standpunkt aus, den er einmal eingenommen, ist die Anordnung vollkommen richtig, die Betrachtung zwar oft recht kurz, aber nie lückenhaft und ungenügend. Die alte und mittelalterliche Musik, sowie die des 16. und 17. Jahrhunderts sind kurz behandelt, während natürlich das 18. und 19. Jahrhundert den größesten Theil des Raumes in Anspruch nehmen. Die Darstellung zeichnet sich durch Klarheit und Lebendigkeit aus, vermeidet alles Phrasenhafte, ist aber voll Leben und Wärme. Wir können das Buch angelegentlich allen denen empfehlen, welche sich in der Kürze und dabei doch gründlich über die Entwickelung der Tonkunst unterrichten wollen, denn Schlüter vereinigt mit umfassender Kenntniß seines Gegenstandes Sicherheit und Schärfe des Urtheils. Der Herr Verfasser möge gestatten, daß wir unsere Leser mit dem Gange seiner Betrachtung bekannt machen, damit ihnen, wie wir hoffen, dadurch die nähere Bekanntschaft mit seinem Buche wünschenswerth werde. Wir gebrauchen bei der raschen Wanderung thunlichst die eigenen Worte des Verfassers.

Bei der Musik der Israeliten trat wie bei allen orientalischen Völkern das rhythmische Element überwiegend hervor. Gesang und Tanz standen in engster Verbindung und neben starken Blasinstrumenten waren die für das ungebildete Gefühl so wirksamen Schlaginstrumente herrschend. Selbst in der Blüthezeit David und Salomons kam die Musik nicht über eine prunkende Verherrlichung des Jehovahcultus hinaus. Ein idealisirtes Bild solches gottesdienstlichen Festgesanges geben uns Mendelssohns Chöre zur „Athalia“ mit ihren Posaunen- und Harfenklängen. — Von der Musik der Inder und Egypter ist nichts Sicheres zu berichten. Eine theoretische Begründung und wissenschaftliche Behandlung erhielt die Tonkunst erst bei den Griechen etwa vom 6. Jahrhundert an. Bei ihnen aber umfaßte die Musik in weiterem Sinne Poesie, Tanz- und Schauspielkunst, sie war nicht bloß Gegenstand, sondern Mittel der Erziehung. Man hatte verschiedene Tonarten, Leier, Zither und Flöte waren die Hauptinstrumente. Bei inniger Verbindung von Poesie und Musik war der Gesang rhythmisch-melodische Declamation, begleitet von Leier und Cither, die Musik diente dem Worte und war ohne selbständige Bedeutung; eine Instrumentalmusik ohne Gesang gab es nicht. Die Tonkunst hatte die Aufgabe, jeder Erregtheit Maß und Mäßigung, höhere geistige Ruhe zu verleihen. Namentlich in der Tragödie sollte sie die Leidenschaft reinigen, und als die Musik dithyrambisch auszuschweifen, mit Cither und Flöte um die Gunst der vergnügungssüchtigen Menge zu buhlen, als Sonderkunst aufzutreten begann, da war das schon die Zeit des Verfalls. — Die Römer haben für die Geschichte der Musik keine Bedeutung, da sie nur hellenische Muster nachbildeten, die Ausübung der Tonkunst griechischen Sklaven überließen. In der Kaiserzeit ward die Musik Modeartikel.

Die junge christliche Kirche ließ die Instrumentalmusik ganz zurücktreten, jeden Anklang an das Heidenthum vermeidend, und beschränkte sich anfänglich auf den Wechselgesang von Priester und Volk. Die erste kunstgemäße Pflege erhielt die christliche Musik durch den heiligen Ambrosius (um 400), nach welchem das Tedeum benannt ist; er dichtete Hymnen und Lieder, hob den Wechselgesang im Gottesdienst. Eine weitere Entwickelung des bald nach freierem, weltlichem Charakter strebenden Gesanges bezeichnet Gregor der Große (um 600). Er bildete das Tonsystem mannichfaltiger aus, gab in starrer geistlicher Strenge alles Weltliche verfolgend dem einförmigen Sprechgesang bestimmte Fälle und Figuren, jede rhythmische Mannichfaltigkeit und freie

Beweglichkeit hassend. Deßhalb auch entzog er den Kirchengesang der Gemeinde und gab ihn dem streng ausgebildeten Kirchenchor. An die Stelle des Ambrosianischen Volksgesanges tritt also der Gregorianische Chorgesang, dessen eifriger Beförderer unter den Deutschen Karl der Große war. Die schwärmerischen Verehrer des Alten sind bemüht, diesen Gregorianischen Kunstgesang, der vom 7. bis 14. Jahrhundert blühte, wieder in den Kultus der Kirche einzuführen; eine einseitige, falsche Absicht, da er dessen entbehrt, was den Werth der Musik ausmacht, Takt, Rhythmus, faßliche, herzrührende Melodie. Sehr richtig spricht Mendelssohn in seinen Briefen an Zelter von der monotonen Handwerksmäßigkeit dieser Gregorianischen Kirchenmusik.

Mittlerweile strebte die Musik in eifrigem, mühsamen Ringen dahin, das zu finden, was ihr Wesen ausmacht, die Harmonie, durch welche sie aus der Einförmigkeit zur Vielseitigkeit gelangte, von einer Stimme zu mehreren Stimmen neben einander. Huebald (900), Guido von Arezzo (1000), Franco von Köln (1200) bezeichnen die ersten Stufen auf der Entwicklungsleiter, welche die Musik langsam und mühsam erklomm. Während der weltliche Gesang inzwischen dem natürlichen Gefühle des Volkes, den Troubadours, Minstrels und Minnesängern, überlassen war, richtete sich der Fleiß der Musikgelehrten auf die Ausbildung der Harmonie, wofür die Niederländer das tonangebende Volk wurden. Mit ihrem vorwiegenden Verstand und Arbeitseifer waren sie dazu auch besonders geeignet und arbeiteten sich, der Entdeckung bestimmter Gesetze froh, eifrig in die Polyphonie, die Häufung und Gegeneinanderstellung der Stimmen, hinein, so daß sie in solchem Eifer fast wieder die Melodie vergaßen, das Schöne gegen das Gelehrte zurücksetzten. Aber es war für die weitere Entwickelung gut, daß alle Formen streng formell durchgebildet wurden. Dufay (1400), Ockenheim (1500), Josquin de Prés (1500), Willaert (1550) bezeichnen hier die Vorstufen zu der Höhe des größesten Meisters dieser Richtung, des Orlandus Lassus (Roland de Lattre), welcher 1520 zu Bergen im Hennegau geboren wurde und 1595 in München starb. Die Größe seines Geistes und die Tiefe seines Gemüthes bewahrte den Gesang vor Verknöcherung; er ist erhaben, voll immer neuer Erfindungen, voller Schwung und Mannichfaltigkeit, wie voller Tiefe, in besonders kräftigen und volltönenden Harmonieen sich entfaltend. Bewegtere Modulation, chromatische Stimmführung, Mensur des Taktes und Tempos sind seine formellen Hauptverdienste. Er beleuchtet und beschließt die große Periode der Niederländer.

Die durch die Gregorianische Weise allmälig erstarrte italienische Musik aber erhielt ihre Wiedergeburt durch Palestrina (1524—1594). Er hob die Musik zur national-selbständigen und schönen Kunst, wie das die großen Maler und Bildhauer jener Zeit mit ihren Künsten thaten. In strengster Schule auferzogen, ohne ihrer Manier zu verfallen, durchbrach er nicht die Gesetze, sondern wußte sich innerhalb derselben frei und genial zu bewegen. Er verlieh den Gesängen einfach erhabenen, sanft frommen Ausdruck, reine Einfalt und ernste Majestät. Er verklärte den Chorgesang durch geläuterte Harmonie und schuf jene geistreiche und edle Musik, welche in seinen Messen und sonstigen Gesängen unerreichte Vorbilder gab und in der päpstlichen Kapelle ihren Mittelpunkt fand. Seine Musik ist allem Süßen und Pathetischen, allem durch lebhafte Contraste Wirkenden fremd, eine selig in sich ruhende Harmonie, ohne dramatische Erregtheit, ohne irgend eine Störung des Gleichgewichtes. Zu seiner Schule gehören neben seinem Mitschüler Nanini besonders Vittoria und Allegri, der Componist des berühmten „Miserere.“ Die folgenden Tonsetzer wichen bereits von der edlen Einfachheit und dem heiligen Ernste Palestrina's ab und wurden künstlicher; die Meister der venetianischen und neapolitanischen Schule: Gabrieli, Lotti, Caldara, Marcello. Der Einfluß der ersten dieser Schulen reicht durch Gabrieli auch mannichfach nach Deutschland hinüber.

Wurde so von Venedig aus die geistige Verbindung mit Deutschland unterhalten, so erhielt die Musik von dem lebensfrohen und sinnenfrischen Neapel wie von dem gelehrten und kunstsinnigen Florenz wichtige und langwirkende Anstöße auf dem Gebiete der weltlichen Musik. In Neapel und Florenz entstand die Oper. Schon Palestrina und Orlando Lasso hatten sich nicht ganz und gar auf die Kirche beschränkt, sondern die Mehrstimmigkeit auch auf den weltlichen Gesang angewendet, namentlich in der Form des Madrigals, in welchem die Liebe oder das Landleben mit lebhafter Melodie und bestimmtem Rhythmus besungen wurde. Von dieser in Neapel blühenden lyrischen Gattung gelangte man leicht zu der des Schauspiels mit Chören, welche letzteren die einzelnen Scenen und Akte des Schäferspiels zu verbinden hatte. Anfangs war diese Kunstform steif und lächerlich, indem die Chöre hinter oder auf der Bühne das Liebespaar ansangen; sie bedurfte einer weiteren und leichteren Fortbildung. Diese Aufgabe übernahm, da die Musiker allein es nicht wagten, ein seit 1580 in dem kunstsinnigen mediceischen Florenz bestehender Verein von Kunstfreunden und Gelehrten, der in dem Bestreben, die glänzenden Zeiten griechischer Kunst auch für die Musik zu erneuern, eine völlige Umgestaltung derselben angriff und durchsetzte. Es war ja die Zeit der Wiedergeburt des klassischen Alterthums, die Zeit der Renaissance. Als erste Forderung stellte man bestimmten individuellen Ausdruck und volle Verständlichkeit des gesungenen Wortes auf und schuf als Kunstform das der einfachen musikalischen Diction der Alten entsprechende, den dramatischen Gesang begründende Recitativ. Der erste bedeutendere, als solcher und durch einen festlichen Anlaß, die Vermählung Heinrichs IV. von Frankreich mit Maria von Medici, schnell berühmt gewordene Versuch in dem neuen Stil war die am 6. Februar 1600 aufgeführte „Eurydice“ von Peri; er blieb ohne bedeutenden Erfolg, denn der declamatorische Vortrag erschien dem Volke, welches den Gesang und die schöne lebendige Form liebte, arm und reizlos. Man mußte also den ersten kahlen Anfang dieser Form mannichfaltiger, lebendiger, anreizender gestalten. Das geschah durch Monteverde († 1650), der das Recitativ sangbarer, bewegter, ausdrucksvoller gestaltete, die Instrumentalbegleitung reicher und freier ausbildete. Er machte sich von dem gepriesenen Vorbilde der Alten unter heftigen Angriffen der Verehrer desselben los, scheute Dissonanzen nicht, nahm vaterländische Stoffe neben den antiken, gab der Musik als solcher eine freiere Stellung neben der Poesie, deren Magd jene nach der Meinung der einseitigen Lobredner der Antike nur sein sollte. Auf dem von ihm gelegten Grunde, dem der melodischen Entwickelung der Oper, arbeitete weiter, während gleichzeitig auch die geistliche Musik nach individuellem und melodischem Ausdruck strebte, der bewundernswürdig vielseitige und fruchtbare Alessandro Scarlatti († 1725), der Schöpfer der modernen Oper, welcher nach Melodie und reicher Instrumentirung strebte und die Arie ausbildete. Die Oper kam in die Hände der Impresarien, suchte die Genüsse des Hörens und Sehens zu vereinigen und wurde Gesangoper, die ihre Kräfte besonders aus der neapolitanischen Schule zugeführt erhielt. Francesco Durante, Piccini, Jomelli, Pergolese, Sacchini, Feo, Stradella, Leonardo Leo u. And. waren für die Kirche oder Bühne thätig und gestalteten die Musik völlig um. Die Achillesferse dieser mächtig sich entfaltenden Richtung war das Vorwiegen des virtuosen Einzelgesanges, der den Chor, die Orgel, die Instrumentalmusik überwucherte, die Kunst des Ge-

sanges allerdings zu hoher Entwickelung brachte, aber auch die widerwärtige Erscheinung des Castratenthums im Gefolge hatte. Das Oratorium war nur eine Art geistlicher Oper.

Während dieser Zeit war eine neue Form, der evangelische Kirchengesang, aufgetreten und entwickelt worden. In Deutschland hatte die kirchliche Musik durch Luther und seine musikalischen Freunde Walther und Senfl einen überwiegend protestantischen Charakter erhalten. Was Ambrosius dem lateinischen, das wurde Luther dem deutschen Kirchengesange, den er zu popularisiren bestrebt war. Dem bisherigen rein liturgischen römischen Chorgesang stellte er den vollen Gemeindegesang, den deutschen Choral entgegen. Selbst musikalisch gebildet und für die Tonkunst begeistert, sah Luther darauf, daß „der Haufe mitsinge und fein ernstlich zugehe.“ Im Allgemeinen war der Choral der protestantischen Kirchen eine Verbindung des gregorianischen Gesanges mit der sich neu entwickelnden Harmonie. Man suchte der Gemeinde metrische Lieder in der Landessprache zu verschaffen, für die Musik benutzte man theils bekannte und beliebte Weisen altkirchlicher Hymnen, theils arrangirte man weltliche Melodieen für kirchlichen Gebrauch. In der lutherischen Kirche geht Luther als Dichter voran, übersetzt alte Lieder, bearbeitet vorhandene deutsche, dichtet selbst neue, worunter sein mächtiges „Ein' feste Burg ist unser Gott“; die so entstandenen Lieder läßt er mehrstimmig setzen. Der reformirte Kirchengesang Calvin's und Zwingli's ist nüchterner, starrer, musikalisch von geringerer Bedeutung. Der von Luther geordnete Kirchengesang aber wurde ein Hauptmittel zur schnellen Verbreitung des Protestantismus; das Volk sang sich so recht in die neue Lehre hinein, und gar viele wurden dadurch derselben zugeführt. Der Gesang war mehrstimmig gedacht, die Gemeinde stimmte in die Grundmelodie ein, und erst als die Orgel den Gesang zu leiten begann, erhielt der Choral die Form des Liedes für eine Stimme mit Begleitung der übrigen, und auch die Gesangbücher gaben bald mit dem Texte nun die einfache Melodie. Der größeste Meister des mehrstimmigen Kirchenliedes war des Orlandus Lassus Schüler Johannes Eccard, gestorben 1611; nach ihm Stobäus, Albert, Crüger, Ebeling, Georg Neumark. Im skeptischen 18. Jahrhundert, wo die Organisten tändelnde Menuett-Melodieen als Vor-, Zwischen- und Nachspiele einführten, verfiel die Choralcomposition, die nur im frommen Sinne des Volkes den rechten Boden hatte, und trat gegen den künstlichen Chor- und Einzelgesang zurück. Die Formen des Recitativs und der Arie, des Duetts und Terzetts, der Instrumentalbegleitung führte in die deutsche Kirchenmusik ein Sebastian Bachs Vorläufer, Heinrich Schütz, gestorben 1672, der Schöpfer der Passionsmusiken, oft der Vater deutscher Tonkunst genannt. Die nächste Zeit war eine Zeit des Ueberganges, bestimmt, die Kunstmittel zu erhalten, und das Erscheinen Bachs und Händels vorbereitend. Beide nach verschiedenen Seiten bahnbrechende Genien gaben der auf protestantischem Boden erwachsenen Musik ihre Vollendung und bezeichnen zugleich „den Eintritt und die Obergewalt eines neuen Volkes in der Geschichte der Musik.“

Was Palestrina auf katholischem, das war Johann Sebastian Bach auf protestantischem Boden. Auf echt deutschem Grunde war sein Schaffen fast ausschließlich dem Dienste seiner Kirche gewidmet; nicht dem eigentlichen Choralgesange, sondern der geistlichen Cantate. Wie Palestrina die gregorianische Kirchenweise, so legte Bach die alte Kirchenmelodie in eigenthümlicher Auffassung seinen Orgelfugen, Präludien, Motetten, Cantaten und Passionen zu Grunde. Wie jener für die päpstliche Kapelle, so schuf er für den Leipziger Thomaschor. In den Cantaten zeigt er bei engstem Anschluß an die kirchliche Liturgie eine erstaunliche Fülle selbständiger, großer und ungewöhnlicher musikalischer Erfindung. Sein Genius gipfelt in der Matthäuspassion und der hohen Messe. — Ganz anders als die Entwickelung Bachs und der geistlichen Cantate war die Händels und des Oratoriums. Zwar gleich Bach vom Orgelspiel ausgehend, hielt sich Händel nicht streng in deutschen Grenzen; ihn zog es nach Italien, wo er das Gebiet der Oper betrat, um es Jahre lang nach italienischem Muster, wenn auch mit viel mehr Geist und Beweglichkeit, zu bebauen und dann erst der eigentliche Schöpfer des Oratoriums zu werden, für welches er mit dem „Alexanderfest“ und dem „Israel in Egypten“ die Brücke schlug, unerreichbar groß da, wo er das Volk in Waffen stellt und zu Kampf und Sieg führt. Es folgten seit 1740 Saul, Messias, Samson, Judas Maccabäus, Josua, Jephta und die übrigen Oratorien. Was andere Componisten in besonderen Werken dargestellt, die Erlösung der Menschheit, das Leben und Leiden des Herrn, die Auferstehung, das Gericht und das ewige Leben, das alles hat Händel in der einen Riesencomposition des Messias zusammengefaßt.

Bald darauf vollzog sich die Reformation der Oper durch Gluck. Diese Kunstform, erstarrt und verknöchert in Formalismus, Virtuosenthum und äußerlichem Treiben, ward durch ihn zu dramatischer Bedeutung erhoben. Es ist über diesen Entwickelungsproceß und die mit ihm anhebende Klassicität der Musik noch vor Kurzem den Lesern des Sonntagsblattes so viel gesagt worden, daß wir über diese Periode kurz hinweggehen können, da ohnehin der Vater der Instrumentalmusik Haydn und der universelle Mozart, der den Ausbau der Oper vollendete, die volksthümlichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Tonkunst sind. Was auf dem Felde der Instrumentalmusik diese beiden Meister hervorgebracht, das führte Beethoven zur Vollendung; man nennt ja die erste Periode seines Schaffens die Haydn-Mozartische. In der Symphonie liegt die eigentliche Spitze seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung. Neben ihn stellt sich als Meister des Liedes Franz Schubert, Beethovens Tiefe mit der Anmuth und Leichtigkeit Mozarts verbindend. Ihm, der den musikalischen drei Königen Haydn, Mozart und Beethoven als vierter folgte, war es vom Geschick nicht vergönnt, mehr als eine einzige Kunstform mustergültig auszubilden.

Es folgt in dem Buche von Schlüter unter der Ueberschrift „die Epigonen“ ein Blick auf die Oper seit Mozart in Italien, Frankreich und Deutschland; endlich ein Capitel über die Nachblüthe der deutschen Kunst in den übrigen Compositionszweigen, hauptsächlich der Besprechung Spohr's, Mendelssohns und Schumanns gewidmet. Ein näheres Eingehen auf diese Abschnitte müssen wir uns versagen, lassen aber noch die Schlußbetrachtung des Verfassers folgen:

„Wie in der Oper durch Wagner, so ist in der Instrumentalmusik durch Berlioz und Liszt das künstlerische Gleichgewicht zwischen der Form und dem geistigen Gehalte gestört, und unsicher schwankt die Kunst zwischen ihren entgegengesetzten Polen, einem crassen Realismus und einem abstracten Idealismus, ohne deren lebendige Mitte zu finden. Man ist im Principe weiter vorgeschritten als in der Ausführung. Aber nicht welche Ziele sich der Künstler gestellt, was er sich bei seinem Werke gedacht, kann uns kümmern, sondern nur was er kann und schafft. Anerkennung und ungeheuchelte Theilnahme wird er nur dann finden können, wenn er, was er wollte, auch wirklich mit den Mitteln seiner Kunst erreicht. „Die eigentliche Bestimmung einer schönen Kunst“, sagt der größte aller Kunstphilosophen Lessing, „kann nur dasjenige sein, was sie ohne Beihülfe einer andern hervorzubringen im Stande ist. Die neuen Maler machen offenbar das

Mittel zur Absicht. Sie malen Historien, um Historien zu malen, und bedenken nicht, daß sie dadurch ihre Kunst zu einer Hülfe andrer Künste und Wissenschaften machen, oder wenigstens sich die Hülfe der andern Künste und Wissenschaften so unentbehrlich machen, daß ihre Kunst den Werth einer primitiven Kunst gänzlich dadurch verliert.«

Bei den Nachahmern, den Componisten à la Liszt und Wagner, stellt sich die Sache natürlich erst recht schlimm. Diese Herren thaten, als brauche man sich nur bequem gehen zu lassen, um genial und modern zu sein, sie componiren im Grunde nicht mehr, sie poniren einfach und verlangen dann, daß man nach Anweisung des Programms oder der Ueberschrift etwas daraus mache. Was gemacht worden ist, braucht nicht mehr gemacht zu werden und was gemacht werden kann, muß gemacht werden. Zum Glücke ist aber die Zahl derer, welche sich mit gleichem Frevelmuthe an der Form versündigten, nur sehr klein, und ob sie auch triumphiren, daß ihre guten Freunde ihnen den Frevel gegen die heiligen Gesetze der Kunst als höheren Beruf und treue Förderung des Wahren und Schönen anrechnen und alle Andersdenkenden mit den Regulativen einer neu erfundenen Aesthetik, der »Aesthetik des Häßlichen«, auf Leben und Tod verfolgen, es sollte uns eben keine Besorgniß einflößen. Die »neudeutsche Schule«, wie sie jetzt officiell genannt sein will, wird sich unzweifelhaft in eben so rascher Frist überlebt haben, wie die Sturm- und Drangzeit der siebenziger Jahre und das junge Deutschland der Literatur, und weit eher ist zu besorgen, daß, was allein noch in R. Wagner's bekannten Werken als ein gesunder und bildungsfähiger Keim liegt, unentwickelt bleibe, als daß es mit der angekündigten Freiheit und Gleichheit aller Kunst jemals Ernst werden könnte.

Die Neigung des lebenden Geschlechtes ist für den einfachen, gediegenen Geschmack wiedergewonnen, die Werke der großen Meister finden durch neue Drucke und sorgfältig geleitete Fest-, Gesellschafts- und — populäre Concerte immer weitere Verbreitung. Während es Spohr 1815 von München als etwas besonderes berichtete: »Man giebt in jedem Concerte eine ganze Symphonie«, kommen jetzt, in den von Liebig in Berlin, Pasdeloup in Paris und Anderen anderen Orts eingeführten Symphonie-Concerten, die bedeutendsten Instrumentalwerke vor Hunderten und Tausenden aus dem Volke zur Aufführung. Auch in der gegenwärtigen künstlerischen Production sehen wir mit Freuden eine Wendung zum Besseren eingetreten. Eine ansehnliche Reihe zum Theil bedeutender Künstler, echter, selbständiger Musiker, die sich nicht, nach Mephisto's Rathe, »mit dem Poeten associiren« wollten, ist mit anerkannten und anerkennungswerthen Werken aus dem bequemen Eklekticismus der Tagesliteratur herausgetreten: Franz Lachner (geb. 2. April 1804, Symphonieen, Suite für Orchester), der berühmte Theoretiker (»Die Natur der Harmonik und der Metrik« 1853) Moritz Hauptmann (geb. 1792 zu Dresden: Messen, Motetten, worunter das nach Spohr's Urtheile »hinreißend schöne« Salve Regina, Kirchenstücke für Chor und Orchester), Niels Gade, dessen vorzüglichste Compositionen bereits genannt wurden, Ferd. Hiller (geb. 1811 zu Frankfurt a. M., »Die Zerstörung Jerusalems«, »Saul«, Oratorien, „Ver sacrum oder die Gründung Roms«, Cantate, hebräische Gesänge von Byron u. a.), Karl Reinthaler (»Jephta und seine Tochter«, Oratorium), Bernh. Molique (»Abraham«, Oratorium), Friedrich Kiel (Requiem), Hesse und Ritter (Orgelcompositionen), Wilhelm Taubert (Musik zu Shakspere's Sturm), Karl Reinecke (Ave Maria und andere Chorgesänge, Clavierconcert &c.), Jul. Rietz (Ouverturen und Symphonieen), J. Joachim (Violin-Concert in ungarischer Weise) — mit Kammermusiken und Claviercompositionen viele der genannten und: Johannes Brahms (Serenaden in D und A für kleines Orchester, Sextett, Clavierstücke: Variationen über Themen von Händel und Schumann u. a.), Ferd. David (Kammerstücke für die Violine), Rob. Volkmann, A. Rubinstein, J. Raff und noch manche Andere. Und doch sollen wir es glauben, daß das Feld der Kunst so ganz brach liege und für eine neue Saat umgepflügt werden müsse? Was die Musik durch den frühen Tod Mendelssohns verloren, hat ihr allerdings keiner der besten jetzt lebenden Meister zu ersetzen vermocht, lebte aber Der noch, so wäre gewiß von dem ganzen neuen Prophetenthume nie ernstlich Rede gewesen.

So harren wir des Wiederauflebens des Genius, daß er dem in der reinen musischen Kunst doppelt widerwärtigen Parteigezänke Schweigen gebiete, des Genius, der durch sein Werk ein neues Ideal verkündet und mit siegender Gewalt Alles in seine Bahnen reißt. Einen neuen allgemeinen Sangesfrühling, eine zweite classische Epoche werden wir freilich in der Musik wie in der Dichtung kaum so bald hoffen dürfen. Der Charakter der Zeit ist ein anderer geworden: die freie Phantasiethätigkeit hat mit den Fortschritten des Wissens immer mehr an Spielraum verloren, und statt der künstlerischen sind die politischen, staatsbürgerlichen, praktischen, materiellen Interessen in den Vordergrund getreten. Um so mehr wird der Künstler, der die Vergangenheit ehrt, das Element, wodurch diese groß geworden: die schöne Idealität, der Kunst zu erhalten bemüht sein, auf daß sie fort und fort den göttlichen Adel menschlicher Natur lebendig darstelle. Das ist der Mahnruf Schiller's an die Künstler: »Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, Bewahret sie!« Und so lange die hehren Worte des Idealdichters nicht blos gesungen, sondern auch verstanden und treu im Herzen getragen werden, wird, wie das ewige Schaffen der Natur, auch die gute künstlerische Production und die Empfänglichkeit für das Neue nimmer aufhören.«

---

* Charles Wolfe.

Ein Dichterleben.

Von Gisbert von Vincke.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte Wolfe den akademischen Grad eines Baccalaureus erlangt (1814), und daraus war der Entschluß hervorgegangen, sich ernstlich um eine Collegiatstelle (fellowship) zu bewerben, deren Einkommen ihm eine gesicherte Existenz gewähren sollte. Die vorschriftsmäßigen Arbeiten bannten ihn für längere Zeit in die Mauern Dublin's, und die anmuthige Umgebung der Stadt war ihm fast fremd geworden.

Da erging die Einladung an ihn, eine Familie, die er kurz vorher kennen gelernt hatte, auf ihrem nahegelegenen Landsitz zu besuchen. Es war die willkommenste Veranlassung zur Unterbrechung der Studien. Mit allem Reiz der Neuheit fesselten ihn die langentbehrten Schönheiten der Natur, und er genoß sie doppelt in Gesellschaft theilnehmender Freunde. Hören wir ihn selbst:

Die Eichenschlucht *).

Um zehn Uhr Morgens befanden wir uns zu Bray. Wir hofften auf heitere Stunden, und diese Stimmung giebt selten einer Täuschung Raum. Das Gefühl, nicht bloß allen Geschäften, sondern auch jeder regelmäßigen Ordnung unseres Tages entflohen zu sein, entflohen in das Land der Berge und Schluchten,

*) Glen of the sak oder the Dargle.

der Thäler und Wasserfälle — begeisterte uns zu einer Art Ungebundenheit und fröhlicher Ausgelassenheit, so daß wir geneigt waren, noch mehr des Romantischen und Malerischen zu entdecken, als vielleicht die Natur jemals hervorbringen wollte. Wenn du also freundlichen Leser, hier auf einige Uebertreibungen stoßen solltest, gegen welche dein nüchternes Gefühl sich zu empören geneigt wäre, so mögest du bedenken, daß selbst der unsterbliche Syntax, als er eben dem trägen Einerlei der Schule entschlüpft war, in einem Pfosten — eine Landschaft entdeckte, was bisher wahrscheinlich noch von Niemanden ausfindig gemacht worden ist.

Unser Weg zur Eichenschlucht führte den kleinen Fluß entlang, dessen Wellen uns freundlich entgegenkamen, nachdem sie an den lieblichen Bildern schon vorübergezogen waren, welche wir erst in uns aufnehmen sollten. Hier war's ein ruhiger Strom mit ziemlich schmucklosen Ufern; aber ein verändertes Bild trat uns sofort entgegen, als nun die Eichenschlucht sich aufthat. Wir sahen uns urplötzlich in eine Waldwildniß versenkt, wo die Bäume uns rings umlagerten und umdrängten; und der Fluß hatte eben so rasch seine Stimme verändert und rauschte wild gegen das Ufer, welches waldig niederging bis zum Rande des Wassers. Wir eilten dem Rauschen entgegen und als wir nun still standen und rund um uns blickten, da waren die Berge, die Ebene und fast auch der Himmel verschwunden. Wir standen im Grunde einer tiefen gewundenen Schlucht, deren jäh abfallende Wände auf einmal jedes Bild der Welt, aus der wir kamen, abgeschnitten hatten. Zu unsern Füßen arbeitete der Strom im Kampfe gegen wüste Blöcke, welche die Natur in ihren Geburtswehen ihm hier und dort massenhaft in den Lauf geschleudert hatte, diese Blöcke — bald verbunden zu unregelmäßigen Schichten, über welche das Wasser mit Ungestüm fortschoß, bald als Inseln aus der Fluth ragend und die Gewalt des Stroms durch ihren Widerstand mehrend, bald vom Ufer vorschießend und den malerischen Umriß desselben durch eine kühnere Wirkung hebend. Die gegenüberliegende Seite der Schlucht stieg steil, fast senkrecht vom Rande des Flusses empor, ein Blätterabgrund vom Fuß bis zur Spitze, wo die Bäume, einer grad über dem andern, sich erhoben, Wurzeln und Stämme der höherstehenden beinah verborgen in dem Laubreichthum der tieferen; und ein gebrochener Sonnenstrahl drängte sich ab und zu durch die Aeste, und es gelang ihm wohl einmal den Fluß zu erreichen.

Die Wand, der wir entlang gingen, war nicht minder hoch aber weniger steil und einförmig. Die Waldung trat hier vom Strome zurück, dort schob sich eine dichte Baumgruppe frischesten Grüns in die Fluth hinaus, sie neigte sich über dieselbe in zierlichen und doch fantastischen Gestaltungen, ein malerisches und reiches Gegenstück zu den kleinen kahlen Ufervorsprüngen, die wir früher erblickt hatten.

Die beiden Seiten der Schlucht schlossen uns vollständig ab von der Außenwelt; nur ein schmaler Streifen des Himmels war hoch oben zu sehen, welcher einigermaßen dem Laufe des unten strömenden Flusses entsprach, so daß die Sonne in der That als ein Fremdling erschien, der nur gelegentlich von einem andern Stern zu uns herüberkam. Und während nun unser Auge auf dem ernsten Dunkel des rauschenden Wassers ruhte, ergoß sich mitunter ruhig aber plötzlich ein heller Sonnenglanz über das Bild, so daß es fast zu lächeln schien im Gefühl innerer Lust, von unwillkürlicher Heiterkeit erglühend.

So wanderten wir von Schönheit zu Schönheit, von Zauber zu Zauber in endlosem Wechsel, und alles athmete die gleiche wilde und einsame Pracht, die gleiche poetische Ueppigkeit. Dieses neue Land, abgeschieden von der übrigen Schöpfung, schien keinen menschlichen Bewohnern vorbehalten — luftigen Wesen vielleicht, ihr ganzes Dasein nur Phantasie! —

Der Gedanke beschäftigte uns und schon wurden wir eines neuen Gegenstandes ansichtig, der ihn zu bestätigen schien. Die überreiche Waldung, welche als steiler und dichter Wall des jenseitigen Abhangs diente, ward plötzlich durch einen riesigen nackten Fels unterbrochen, der in den Strom ragte, als ob er hinausgetreten wäre, unwillig über die Berührung der Kultur, und als ob er, stolz auf seine ursprüngliche Unfruchtbarkeit, die Hand fortgestoßen hätte, welche ringsumher Schönheit spendete, damit sie jedes Eingriffs sich enthalte in seine erb- und eigenthümliche schroffe Majestät. Hierhin verlegte unsere Einbildungskraft der Aufenthalt für den Genius des Flusses und für den Geist der Schlucht. Eine Art Wassergrotte bildete sich durch das Hervortreten dieser kecken Masse von der einen Seite und durch das Hervortreten dieser kecken Masse von der einen Seite und durch das dichte Laub, welches ihr von der andern entgegenkam und ein feierliches Dunkel über das Wasser warf. Vorn lag ein Felsstück inmitten des Stroms, gleichsam die Schwelle der Behausung bildend, und ein breitästiger Baum überwölbte diese Schwelle wie eine weite Kuppel, unmittelbar vor der Grotte.

Wir begannen nun allmälig zu steigen, bis der Abhang diesseits fast so steil als jenseits wurde, während die Waldung rechts und links bei jedem Schritte sich dichter zusammenschloß, so daß die Schlucht bald als ein tiefer und prächtiger Golf grünen Laubes erschien. Der Fluß in weiter Ferne, fast grade unter uns; das lustige Funkeln und Flimmern seiner Wellen, wie es ab und zu sichtbar ward, und seine trotzige Stimme, gemildert und besänftigt, wenn sie durch Tausende von Blättern und Zweigen das Ohr erreichte; die Abwechselung des Farbenspiels; das unregelmäßige Gewirr der Bäume, die von unsern Füßen bis zum Wasserspiegel herniederstiegen — dieß Alles stand im anmuthigsten Gegensatz zu der schwereren und eintönigern Masse entlang der andern Seite, welche sich unten im Grunde damit vereinigte.

Wenige Schritte rückwärts — und wir entdeckten jenseits über der Grenze des Horizonts den Gipfel des „Zuckerhuts" in weiter dämmernder Fernsicht. Der Matrose, welcher nach langer Seefahrt, wo nur Himmel und Wasser zu schauen, an kein Land mehr denkt und plötzlich die Anzeichen des Landes entdeckt, kann nicht überraschter und seltsamer bewegt sein, als wir es waren durch jene kleine schweigende Botschaft aus Gegenden, die wir buchstäblich vergessen hatten — so tief waren wir versunken in den Zauber der Gegenwart und so völlig war Sinn und Auge gefangen gehalten durch die Wände der Schlucht.

Dieser einzelne Gegenstand vermittelte den Uebergang zu einer ganzen Folge von Erinnerungen und Gedankenverbindungen; aber der Bann konnte nicht allmäliger und gefälliger sich lösen.

Die Schlucht, all ihren eigenthümlichen Reichthum bewahrend, begann jetzt sich anmuthig zu erweitern — die Landschaft that sich auf, die Berge stiegen empor; und endlich, nach sanftem Abwärtssteigen durchschritten wir ein Felsenthor und standen hoch über dem lieblichen Thale von Powerscourt. Es war wie der Uebergang von Ariel's Launen zu menschlichen Freuden — von dem seligen Aufenthalt eines Waldgeistes zu den beglücktesten Wohnungen der Sterblichen — von allen schrankenlosen und traumhaften Wonnen der Fantasie zu der ruhigen Gluth romantischer aber wirklicher Glückseligkeit. Unser Sinn, eben noch verwirrt durch die Fülle der Schönheit, welche ihn von allen Seiten gefangen nahm und in Aufruhr brachte, erweiterte sich nun und ruhte auf dem Bilde zu unsern Füßen; die Sonne selbst erschien befreit und ihrer Freilassung sich freuend.

Das Thal lag in der That lachend vor uns. Der Fluß, nicht länger über Felsen stürzend und durch Hemmnisse aufgehalten, floß hell und munter im Sonnenschein dahin, begrenzt von Wiesen, die in üppigem Grün prangten, nur hier und dort im Laub einer Baumgruppe gefangen. Ein kleines Feld that es der Umgebung zuvor durch den frischesten Farbenschmuck, und der Fluß mit seiner Windung schloß es rund um ein, als ob er es zum Eiland machen wollte. Dort zeigte sich ein Mäher, der seine Sense wetzte, und der Klang war gerade laut genug, um schwach und in Zwischenräumen das Ohr zu erreichen. Zur Linken lag die Eichenschlucht und all ihre Schönheiten, die uns so bezaubert hatten, erschienen jetzt als ein zusammenfließendes Laubdickicht. Gerade gegenüber stand der „Zuckerhut" mit seinem Gefolge rauher zerrissener Bergzüge, welche mitten im Sonnenschein dunkel blieben, gleichsam die finstere Wächter des Thals. Den Gegensatz zu ihnen bildeten die großartig auslaufenden Umrisse der Gebirge zu unserer Rechten, mit der wunderbar klaren wechselnden Beleuchtung, welche sich über ihre gigantischen Wände arbeitete. Fern zur Linken erschloß sich das Meer wieder unsern Blicken, und hinter uns lag der „Skalp", gleich dem Ausgang aus dem Paradiese in die weite Welt voll Gestrüpp und Formen.

Wir bewundern die photographische Treue, welche keinen kleinsten Zug der Natur sich entgehen läßt und doch die ganze Pracht des Colorits damit verbindet, so daß sich die Scenerie in all ihrer reichen Schönheit in allem blendenden Farbenglanz wie durch Zauber vor unsern Augen entfaltet. Dieser Liebe, mit welcher der malende Dichter seinen Gegenstand umfaßt, entspricht denn auch die Wehmuth bei der Trennung; sie klingt nur zu deutlich nach in dem

Abschied von Laugh Bray *).

Fahr wohl denn! Ich verlasse Fels und Thal
Und all die kunstlos wilde Majestät,
Mich in die Unnatur der Welt zu stürzen,
Um da zu sehn, wie arg der Mensch entstellt,
Was Gott ihm Gutes gab, — indeß ich hier
Nur denke: wie ist Gott doch groß und herrlich,
So lang der Mensch sich seinem Werk nicht aufdrängt
Und unverdorben seine Schöpfung läßt.

Drum kam ich her zu dir mit ehrfurchtvollem
Entzücken, sah mit namenloser Lust.
Das Wort versagte mir — (denn meinem Herzen
Hat selten Schönheit der Natur gelacht:
Ein Hauch blies kaum einmal den Schleier fort
Und ließ mich schauen ihr unsterblich Antlitz);
Und drum ward mir das Herz so weit, zu fassen
Die ernste Schwermuth, so dich rings umlagert:
Das tiefe, heil'ge Dunkel deiner Woge,
Die rauhe Felsgestalt, die plötzlich uns
Mit Macht entgegentrat und schloß den Pfad,
Wie um den Zoll der Ehrfurcht zu verlangen,
Und doch zurückgelehnt in stolzer Ruh,
Versichert gleichsam unsrer Huldigung; —
Sie glich dem Geiste dieses Orts und übte —
So schien's dem wundergläub'gen Auge — irgend
Ein fremd und heilig Amt. — Beglücktes Bild,
Urew'ger Größe voll! Und ist hier etwas
Verändert, so hat dir nicht Menschenhand
Die rauhe Stirn gefurcht, den Fuß umsäumt
Mit wildem Unkraut: — nein, der Wetterstrahl
Des Himmels traf dich durch und durch und spitzte
Den Fels, wenn nicht der höchste Bauherr selbst
Den Block dort mit dem Donnerkeil des Sturms
Losriß, an seinen Platz ihn schleuderte
Und sprach: „Du, lieg hier!" — Und wohlthät'ger Regen,
(Der niederfloß selbst ohn' ein fromm Gebet)
Rief dein lebendig Grün hervor. — Dann hatt' ich
Der Wolken Acht, sie zogen hoch am Himmel,
Und zitternd zog ein Glanz auch auf den Wassern
Vorüber, stahl sich ab und zu an's Land
Und lacht' aus düstern Schluchten des Gebirges.

O sicher weilen an dem Ort hier Wesen,
Für die das Alles ist: es kann nicht sein,
Daß all der holde Reichthum nur bestimmt ward
Für solche Wand'rer, launisch-wild wie wir.
Vielleicht sind's edle Geister, die hier harren,
Bis sich des Himmels Pforten ihnen aufthun:
Sie spielen auf des Sees klarer Fläche,
Umschwärmen jenen Gipfel, schau'n muthwillig
Dort in des „Adlers Horst"; dann plaudern sie
Mit allen, die auf Erden noch, mit allen,
Die schon im Himmel sind, und müd' vielleicht
(Wenn sel'ge Geister dabei müde werden)
Gehn die Phantome dann zur Ruh', schlaftrunken,
Im Schooß der thauigkühlen Abendlüfte.

Ach! Wohin schweift mein Geist! Ich darf nicht denken,
Muß dich vergessen! Denn nun komm' ich wieder
Zu kleinen Seelen und zu hohlen Herzen —
Muß dich vergessen — fahr denn wohl! Fahr wohl! —

*) Der fast kreisrunde See (daher die Vermuthung, daß er den Krater eines erloschenen Vulkans ausfülle) liegt am jäh abfallenden Gebirg und nimmt einen Flächenraum von 37 irischen Ackern ein; unmittelbar an seinem Ufer erhebt sich, in der Höhe von etlichen hundert Fuß, eine Klippe, deren Spitze ein dunkles überhangendes Felsstück krönt, welches der Volksmund „Adlers Horst" nennt.

Die Stimmung des Dichters trübt sich immer mehr bei dem Gedanken an die düstern Mauern des Collegs, wohin ihn der Zwang vorgeschriebener Studien zurückruft, und diesem Streit zwischen Pflicht und Meinung leiht er beredten Ausdruck in den Strophen:

Abwehr.

O nennt mein Herz nicht todt und kalt,
Das doch so laut geschwärmt hat;
Sagt nicht, daß Berg und Strom und Wald
Es schon nicht mehr erwärmt hat;
Daß mir erlosch im Banne hier
Der tiefsten Regung Funken
Für liebe Freunde, die mit mir
Gejauchzt begeist'rungstrunken!

Solch glänzend Bild hab' ich entzückt
Noch oft heraufbeschworen,
Und derer, die es mitbeglückt,
Gedenk' ich traumverloren;
Die lichte Flur, des Waldes Dom
Sie möcht' ich wiedersehen,
Vom Bergesrand den blauen Strom —
Und selig jauchzend stehen.

Mich hält die Fessel starrer Pflicht
Im Kerker hier gefangen,
Ihr herbverdrossen Angesicht
Bestraft mein heiß Verlangen:
„Was soll dem Sclaven die Natur?
Sein Fröhnertagwerk stört sie:
Des Berges Luft, die weite Flur —
Dem Freien nur gehört sie!" —

Aber aus dieser „Abwehr" und aus den letzten Zeilen des vorhergehenden „Abschieds" spricht eine so tiefe Sehnsucht nach den Stunden der jüngsten Vergangenheit, daß allein der Gegensatz zwischen dem akademischen Zwange und dem ungebundenen Leben in einer reizenden Natur dieselbe nicht ausreichend erklärt. Der Dichter schrieb noch ein anderes Gedicht ähnlicher Stimmung, er schrieb es für eine Dame, welche in der Musik Bedeutendes leistete, als Text zu einer von ihr componirten Melodie, und diese Strophen lauten:

Geh, vergiß mich!

Geh, vergiß mich, daß nicht Sorgen
    Trüben deiner Freude Quell;
Geh vergiß mich nur, und morgen
    Lächle süß und singe hell;
Lächle, wenn ich auch nicht da bin,
Singe, wenn ich auch nicht nah bin:
    Dein Seele strahl' in Lust —
    Dunkel ist's in meiner Brust.

Gleich der Sonn' erscheinst du, kleidest
    Alles rings in lichte Pracht;
Und sobald du gleich ihr scheidest,
    Schwindet jeder Glanz in Nacht.
Allem liehst du holden Schimmer,
Der ist mit dir fort auf immer!
    Und dein Geist so rein und klar,
    Läuterte was irdisch war.

Fort, du Traumbild! Rasch versinkst du,
    Das sich stahl in Seel' und Sinn.
Fort! Nicht länger glänzend winkst du:
    Hoffnung, Schönheit, fahret hin!
Fort! Und laß mich nachtumfangen,
Nimm, woran mein Herz gehangen,
    Goldnes Ruhmes leuchtend Ziel,
    Sängerlust und Saitenspiel!

(Schluß folgt.)

* Kleine Mittheilungen.

Ein französisches Werk über Athen und dessen Alterthümer. Vor einigen Jahren erschien in Paris eine mit Illustrationen ausgestattete Beschreibung von Pompeji unter dem Titel: Pompeia, von Ernst Breton, Mitglied der Société impériale des antiquaires de France, durch welche der Verfasser „die Kenntniß der Ruinen Pompejis popularisiren wollte, da sie durch ihr Format und den in ihr verfolgten Plan jedem Verständniß und Alter zugänglich, auch ihre Anschaffung jedem leicht möglich war.“ Der Erfolg selbst war in so weit günstig, als schon in dem nämlichen Jahre eine zweite Ausgabe des Werks über Pompeji nöthig wurde. Im Jahre 1859 besuchte derselbe französische Gelehrte, (der bereits früher einen ins Deutsche, Italienische, Spanische, und Russische übersetzten Abriß der Geschichte der Baukunst unter dem Titel: Monuments de tous les peuples, so wie im Vereine mit Achilles Jouffroy ein von der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gekröntes historisches Werk: Introduction à l'histoire de France du description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'à l'établissement de la monarchie, veröffentlicht hat), auch Athen, in der nämlichen Absicht wie Pompeji, und er hat seine Beschreibung des Besuchs und der Alterthümer von Athen unter dem einfachen Titel: Athènes, mit Illustrationen und in höchst geschmackvoller Ausstattung nun ebenfalls herausgegeben. (Paris, Gide 1862). Der Verfasser hat auch hier von gewissen Rücksichten sich leiten lassen, um die Kenntniß der Alterthümer von Athen zu „popularisiren“, er hat jedenfalls auch in Frankreich Recht, wenn er der Ansicht ist, daß diese Alterthümer, „schöner und von größerem Interesse als die von Pompeji, weit weniger bekannt sind“; aber man muß gleichwohl der Meinung sein, daß seine Darstellung, bei welcher er zugleich die von Andern herausgegebenen Werke über Athen und seine Alterthümer benutzt hat, denn doch in einem so hohen Grade gelehrt und wissenschaftlich gehalten ist, daß — wenigstens in Deutschland solche Weise nicht für gerechtfertigt angesehen werden, und es vielmehr übel angebracht sein möchte, auf eine derartige Weise „de populariser la connaissance.“ Uebrigens hat der Verfasser namentlich die deutsche archäologische Literatur nicht nach Gebühr berücksichtigt, vielmehr dieselbe im Einzelnen in auffallender Weise vernachlässigt. Eine interessante Zugabe ist die Beschreibung einer viertägigen Reise in den Nordosten des Peloponnes, auf welcher, außer den Inseln Aegina, Paros, Hydra und Spezia, besonders Nauplia, Tirynth, Argos, Mycenä, Nemea und Korinth die anziehendsten Hauptpunkte waren.

Altkairo und eine arabische Legende. Nicht weit von der Kalifenstadt Kairo liegt Altkairo, Masr Atikka, das aus den Steinen von Memphis an der Stelle erbaut wurde, wo in der Römerzeit das egyptische Babylon stand. Die Stadt hat eigentlich nur eine einzige Sehenswürdigkeit, nämlich die jetzt in Ruinen liegende Moschee Amrs, das älteste Heiligthum des Islam in Egypten. Sie wurde um die Mitte des neunten Jahrhunderts erbaut, und es geht von ihr die Sage, daß, wenn sie ganz eingestürzt sein werde, es auch mit dem Islam zu Ende sei. Hat die Sage Recht, so ist auch diese Zeit nicht mehr fern, denn von den Mauern und Säulen stehen, wie Mor. Busch in seiner „Wallfahrt nach Jerusalem“ (1861), I. S. 102, erzählt, nur wenige mehr aufrecht, und die Moschee wird nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt. An eine der Säulen dieser Moschee knüpft sich eine hübsche Legende. Amr, der Feldherr, welcher Egypten dem Kalifen Omar eroberte, bat sich, als er diese Moschee baute, von seinem Gebieter eine Säule aus der Kaabah in Mekka aus. Der Kalif wendete sich an eine der dortigen Säulen und gebot ihr, sofort nach dem Nil auszuwandern. Aber die Säule rührte sich nicht. Er wiederholte seinen Befehl dringender, doch eben so vergeblich. Er hieß sie zum dritten Male sich aufmachen und fügte zornig einen Schlag mit der Kurbatsche hinzu. Gleichwohl blieb die eigensinnige ungehorsame Säule am Platze stehen. Da rief Omar: Ich gebiete dir im Namen Gottes, o Säule, hebe dich von hinnen und begieb dich nach Kairo. Und siehe da, sofort ging sie, und sie steht noch jetzt, und auch die Spur des Peitschenhiebes ist noch zu sehen. Und die Frommen im Lande sagen, sie wird ewig stehen bleiben, als ein Zeugniß der Ohnmacht der Menschen und der Allmacht Gottes.

K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. Von J. von Liebig. — Mikroskopische Gesteinsstudien. Von F. Zirkel. — Inguo. Dramatisches Gedicht in 4 Akten. Von J. G. Fellinger. — Neue Novellen. Fünfte Folge. Von E. Polko. — Theodor Körner. Vaterländischer Roman in 2 Theilen. Von Heribert Rau. — Island. Der Bau seiner Gebirge und dessen zoologische Bedeutung. Von G. G. Winkler. — Die letzten Zeiten von Granada. Von M. J. Müller. — Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt. Zwei Bände. Von C. W. M. Grein.

* Von dem „Deutschen Wörterbuche“ der Brüder Grimm erschien in diesen Tagen des vierten Bandes erstes Heft, 120 Seiten stark. Es enthält die Wörter von „Forschel“ bis „fromm“ und bietet eine große Anzahl äußerst interessanter Abhandlungen. Wenn auch dies Riesenwerk deutscher, umfassendster Gelehrsamkeit nur langsam vorschreitet, was eben in der Natur der Sache, der Bewältigung eines fast unübersehbaren Stoffes, begründet liegt, so muß es doch mit lebhafter Freude erfüllen, daß der Altmeister der Sprachkunde rüstig und unverdrossen an dem herrlichen Denkmal fortschafft, welches er und sein ihm vorangegangener Bruder sich und ihrem Volke setzen.

* Milena. Eine Geschichte aus Ragusa. Von Ida von Düringsfeld. Leipzig, Bergson-Sonnenberg. — Eine Geschichte, die wir recht gern gelesen haben. Die Frau Verfasserin hat allerdings die üble Angewohnheit, sich mit besonderer Vorliebe in eigenthümlichen und gesuchten Ausdrücken und Pointen zu bewegen, das Naheliegende zu vermeiden, um das Fernliegende herbeizuziehen, indeß ist doch in dieser Erzählung mehr natürliche Gesundheit, als wir sonst bei ihr zu finden pflegen. Der Stoff ist recht geschickt gewählt; Geschichten aus Ragusa liest man nicht alle Tage, Hintergrund und Umgebung sind von der Art, daß der Leser von vornherein zu günstiger Stimmung geneigt ist. Auf diesem eigenthümlichen Boden, der auf der Grenzscheide des Occidents und Orients so viel Seltsames in sich vereinigt, läßt die Verfasserin eine Reihe von Figuren auftreten, welche sich zu einem farbenreichen Bilde gruppiren; sie malt mit keckem und nicht unglücklichen Pinsel. Das Grundthema der Erörterung ist das unerschöpfliche Thema von der Freundschaft und der Liebe, die Frage, wo die eine aufhört und die andere anfängt und wie sich beide zu einander stellen. Ein Vierziger, welcher sich der Freundschaft zu einer Frau mit argloser Freude hingegeben, kommt durch die aufkeimende Liebe zu einer anderen Frau erst zur Klarheit über sich selbst. Ein anderer, der ein früheres Verlöbniß abgebrochen, findet Ruhe und Glück in einem zweiten. Die in der Geschichte auftretenden vier Charaktere sind nicht ohne unnöthigen Aufwand von geistreichen Wendungen, aber im Ganzen consequent und anziehend geschildert.

* Charakterbilder aus der neueren Geschichte der Tonkunst. Von Ferdinand Gleich. 2 Bändchen. Leipzig, Merseburg. — Der Gedanke, welcher den Verfasser dieses Buches leitete, ist ein ganz guter. Die große Menge von Leuten, welche mit leichter Mühe sich einen Ueberblick über die Entwickelung der Musik verschaffen möchten, wird es ganz dankbar hinnehmen, daß ihr in leichter und gefälliger Form eine Darstellung geboten wird, die sie ohne viel Nachdenken und Kopfbrechen genießen kann. Die Gefahr der Oberflächlichkeit ist nicht so sehr groß, und wenn nur recht viele Musikfreunde eine leidliche Kenntniß von dem Wesen großer Musiker und ihrer Stellung in der geistigen Entwicklung haben, so muß das immer schon als ein Gewinn bezeichnet werden. Der Verfasser hat die Charakterbilder von vielleicht 25 Componisten der letzten vierzig oder fünfzig Jahre aneinander gereiht, nach dem Grundsatze, zunächst hauptsächlich die Oper, sodann vorwiegend das Lied und die Instrumentalmusik zu behandeln. So beginnt er denn mit Weber, Spohr, Marschner, Kreutzer, Lortzing, läßt dann die Italiener Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi folgen, an welche sich die französischen oder französischen Einflüssen unterliegenden Componisten Bojeldieu, Auber, Herold, Adam, Halevy, Meyerbeer, Nicolai und Flotow anschließen. Eine fernere Gruppe bilden Schubert, Mendelssohn, Schumann, Gade, Hauptmann; den Schluß machen Berlioz, Wagner und Liszt. Man vermißt also Hummel, Chopin und mehrere andere, indeß ist darauf kein allzugroßes Gewicht zu legen, da erschöpfende Vollständigkeit nicht beabsichtigt war und verlangt werden kann. Gleich behandelt seine Aufgabe mit Liebe und Eifer, aber allerdings lange nicht mit der Sachkenntniß und Gründlichkeit, die jedenfalls auch bei diesem leichten Genre verlangt werden muß. Der Laie, der nur nach Notizen über große Musiker sucht, mag sich mit dem Gebotenen begnügen, kann aber auch größere Zuverlässigkeit in den Angaben fordern. Die Darstellung ist nicht sorgfältig genug, bewegt sich, z. B. gleich in der höchst curiosen Einleitung, allzu häufig in der Phrase, die den gründlichen Gedankengang vertreten muß, hat überhaupt viel zu wenig Würde. Gesinnung und Absicht des Verfassers mögen löblich sein, aber sie reichen nicht hin, um ein Buch von Werth über ein so großes und schwieriges Thema zu Stande zu bringen.

* Colberg 1807 oder Heldensinn und Bürgertreue. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Paul Wendt. Stettin, Dannenberg und Dühr. — Ob das vorliegende vaterländische Schauspiel schon von einer Bühne aufgeführt worden ist, wissen wir nicht zu sagen. Jedenfalls wäre das kein schlechter Griff, der sich nicht bloß durch die Jubelfeier des Jahres 1813, sondern auch anderweitig rechtfertigen ließe. Das Drama ist mit guter Bühnenkenntniß gearbeitet und stellt keine übermäßigen Anforderungen an das Personal und den Maschinisten; wenn auch der Wechsel der Scene häufiger ist, als richtig oder praktisch empfehlenswerth sein mag, so wäre doch die betreffende Aufgabe ohne große Schwierigkeiten zu lösen. Die Wahl des Stoffes muß als eine recht glückliche bezeichnet werden. Die tapfere Vertheidigung Colbergs durch Gneisenau, Schill und Joachim Nettelbeck ist einer der wenigen leuchtenden Sterne in der Nacht des Krieges von 1806 und 1807, ein unvergängliches geschichtliches Ereigniß und wohl geeignet, von der Bühne herab große Sympathie im Publikum zu erregen; nicht bloß in Preußen, denn der heldenmüthige Kampf Colbergs steht in seinen Hauptumrissen vor dem Gedächtniß Unzähliger. Im Herbste dieses Jahres, wo die Bühnen doch nach vaterländischen Dramen aussehen werden, möchte sich also die Aufführung des Schauspiels von Wendt empfehlen. Er hat seinen Stoff mit viel Wärme und nicht ohne Geschick angegriffen und durchgeführt, entbehrt nicht der Kraft plastischer Charaktergestaltung, befleißigt sich einer kräftigen, edlen Sprache und versteht sich ziemlich gut auf theatralische Oekonomie. Der Gefahr der politischen Tendenzphrase, die hier so nahe lag, ist er glücklich entgangen; die wenigen Stellen, die dahin einschlagen, sind wundervoll gehalten und verfallen nicht in den hohen Redeschwall, der sich jetzt wieder auf den Brettern und den Festrednertribünen breit macht. Die beiden Hauptfiguren, Gneisenau und Nettelbeck, sind kraftvoll und sicher gezeichnet, Schill als Episodenfigur behandelt und richtig markirt. Etwas schwächer ist es um das Liebespaar bestellt, den Hauptmann Waldenfels und Marie; hier wurde die Klippe der Schiller-Körnerschen Gefühlsschwelgerei nicht ganz vermieden, wozu den Verfasser der verführerische gereimte Jambus, der so leicht in Geklingel ausartet, verleitet hat. Ueberhaupt sollte Herr Wendt zum Besten der Aufführung sein Drama das nicht wenige kleine Formfehler hat, noch einmal durchsehen, die üblichen vier Reimjamben am Schlusse der Scenen ändern und die Verse feilen; der fünffüßige Jambus ist ein so leichtes Versmaß, daß man sich hier am allerwenigsten Fehler gestatten sollte. Alles in allem ist das Schauspiel eine recht wackere, würdige Dichtung, welche sich auf der Bühne ganz ehrenvoll behaupten würde.

* Bar Kochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Paul Möbius. Leipzig, Weber. — Dramen aus der jüdischen Geschichte sind heutzutage nicht grade geeignet, Zuhörer oder Leser anzuziehen. Otto Ludwigs „Makkabäer“, die doch bei aller Ueberladung und Gespreiztheit ein gut Theil Poesie enthalten, haben nur geringe Verbreitung gefunden. Möbius hat sich mit seiner Tragödie sofort an die lesende Welt, nicht an die Bühnen gewandt, weil er wohl befürchtete, sein Drama werde von diesen nicht berücksichtigt werden. Eine schlechte Wahl nun würde eine Direction in diesem Falle nicht treffen, vielleicht auch keine unglückliche, wenn der Verfasser sich zu einigen Aenderungen entschließen würde, die er für den Fall einer Aufführung in Aussicht stellt. Der Stoff seines Trauerspiels ist die den Geschichtskundigen erinnerliche letzte Erhebung der Juden gegen die Römer unter dem falschen Messias Bar Kochba im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und unter dem Kaiser Hadrian. Kenntniß des Gegenstandes wird man nur bei sehr wenigen Leuten finden, dagegen sind im Allgemeinen Stoff und Umgebung so faßlich und verständlich, daß der Zuhörer oder Leser sich mit Leichtigkeit und rasch in die Sache hineinfindet. Möbius hat mit Glück die Hauptmomente aus jenem grauenvollen Verzweiflungskampfe herausgegriffen und gruppirt, den Vorgängen auch einen Mittelpunkt von allgemein menschlichem Interesse gegeben, indem er die Gattin des Bar Kochba und deren Schwester, die Verlobte eines durch den Messias Verfolgten, zu Trägerinnen der Begebenheiten macht, so daß es sich nicht bloß um religiös-nationales Parteigezänk und wüste Schlächterei, sondern um Fragen handelt, deren Lösung Theilnahme erweckt. Die Wendung wird so genommen, daß Bar Kochba durch Härte gegen die Seinigen und grausame Verfolgung seiner nächsten Angehörigen mehr als durch Fehler oder Unfähigkeit im Kampfe gegen die Römer den Sturz seiner Sache beschleunigt. Es ist etwas von Tragik in seinem Untergange, obwohl wir nicht zur rechten Theilnahme kommen, da er mehr ein Held des Wortes als der That ist. Große tragische und poetische Kraft aber ist in der Rahel, der Braut des gemordeten Benjamin, die in wahnsinnigem Schmerz und in heißem Rachedurst die Hauptfeste der Juden den Römern verräth und den Bar Kochba sucht, um ihn zu tödten, dann aber Hand an sich selbst legt, indem er stirbt, bevor sie den tödtlichen Streich thun konnte. In der Scene, wo sie mit dem römischen Feldherrn verhandelt, und später in derjenigen an der Leiche des falschen Messias ist viel Poesie, die auf der Bühne bedeutend wirken müßte. Die zum Theil zu üppig wuchernde, aber nicht hohle Rhetorik des Dramas würde manche Einschränkung erfahren müssen, könnte dann aber auf einen würdigen und nachhaltigen Eindruck rechnen.

* Julius Mosen hat ein „Deutsches Turnerlied“, eine Festgabe zum Leipziger Turnfeste — welches, beiläufig bemerkt, glänzend verlief — von seinem Schmerzenslager in die Welt gesandt. Das Lied mit zündender Composition von Ferd. Möhring ist in dem für das Fest herausgegebenen Schützen- und Turnerliederbuche von Erk und Schauenburg enthalten und auch mit Clavierbegleitung erschienen und wird bald wie die anderen Lieder Mosen's Eigenthum des Volkes sein. — Um dem kranken Dichter eine Freude zu bereiten, hat der Lahrer Hinkende Bote, dessen Illustrirte Dorfzeitung das Lied zuerst mittheilte, Beiträge zu einem Ehrenbecher für Julius Mosen gesammelt. Es sind bis jetzt 250 Gulden eingegangen und der rühmlichst bekannte Künstler Karl Siebenpfeiffer in Pforzheim hat die Ausführung freudig übernommen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
[illegible] Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

№ 33. Bremen, 16. August. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die Insel Krautsand.

Von J. G. Kohl.

Die Weser sowohl als die Elbe haben unterhalb Bremen und Hamburg bis zum Meere hinab noch eine Menge von Inseln gebildet, welche im Schooße der beiden großen Flußbetten liegen und diese hie und da in zwei Arme spalten. In der Weser werden diese eigenthümlichen Inseln „Platen“ genannt (z. B. die Luner Plate). In der Elbe heißen sie „Sande“ (z. B. Medem-Sand, Kreuz-Sand, Kraut-Sand). Sie sind alle ohne Eindeichung und daher wie die „Halligen“ an der schleswig-holsteinischen Küste vielfach ein Spiel der Wellen, die sie im Laufe der Jahrhunderte mannichfaltig umgestaltet, zerstört und wieder aufgebaut haben. Man könnte sie als unsere Flußhalligen bezeichnen. Nichtsdestoweniger sind einige der größeren unter ihnen bewohnt, mit Häusern besetzt und von Rinderheerden beweidet. Die kleineren nutzt man vorzüglich zu Schilf-, Reith- und Weidepflanzungen, deren sich indeß auch auf den größeren finden.

Die größeste dieser Inseln in der Weser ist jetzt*) die sogenannte „Luner Plate“ oberhalb Bremerhafen. Die bedeutendste und berühmteste in der Elbe ist „Krautsand“ geheißen. Dieselbe liegt ein Paar Stunden unterhalb Stade dem holsteinischen Hafen Glückstadt gerade gegenüber. Sie ist nicht ganz drei Stunden lang und in der Mitte etwa eine Stunde breit. Ein schmaler Elbarm, auf der Insel selbst „die Süder-Elbe“ genannt, trennt sie vom Festlande. Auf der andern nordöstlichen Seite hat sie den Hauptast der großen breiten Elbe im Angesicht.

Jetzt hat diese Insel über 1000 Einwohner. Ueberall ist sie mit verstreuten Gehöften bedeckt und theils als Weide-, theils als Ackerland benutzt. Doch scheint es, daß diese jetzigen blühenden Zustände sehr neu sind. Zwar kommt die Insel bereits im Jahre 1573 unter dem Namen „Krautsand“ vor, doch war sie damals schwerlich schon regelmäßig bewohnt und bebaut. Die Historiker glauben, daß sie ihren Namen daher bekommen habe, weil sie vermuthlich „das „erste Sand“ dieser Gegenden war, worauf etwas Grünes oder Kraut gewachsen, da sonst die anderen Sände der Elbe kahle oder laufende Sände genannt werden.“

*) Ich sage „jetzt“, denn sie ist erst in der Neuzeit entstanden.

Damals (im 16. Jahrhundert) wurde Krautsand im Sommer bloß von Vieh beweidet, und es wohnten dann temporär die Rinderhirten und Melker darauf, die im Winter mit ihren Heerden auf's Festland zurückkehrten, wie dies noch jetzt auf einigen anderen kleinen Elbsanden und auch auf Weserplaten statt hat. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts gingen einige Heuerleute oder Pächter für beständig auf die Insel hinüber, machten sich auf ihr seßhaft und bauten sie an. Zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen setzten sie ihre Häuser auf hohe „Warthen“ oder Warfen, pflanzten Bäume umher und beackerten und besäeten den „riesenhaft“ fruchtbaren Boden dieses jungfräulichen Landes.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges muß die Insel schon nicht unbedeutende Revenuen abgeworfen haben. Denn als nach dem Abschlusse des westfälischen Friedens die Gegenden zwischen der unteren Weser und Elbe der Krone Schweden zufielen, da schenkte die Königin Christine dem schwedischen Eroberer und ersten General-Gouverneur der Herzogthümer Bremen und Verden, dem berühmten Grafen Hans Christoph von Königsmark, dem Großvater der durch ihre Schönheit noch berühmteren Gräfin Aurora, die Insel Krautsand mit den Aemtern Rotenburg und Neuhaus als Lehngüter. Die Insel blieb über ein halbes Jahrhundert lang ein Besitzthum dieser schwedischen Familie.

Wie kurz vor und dann während der schwedischen Zeit die Kulturzustände der Insel allmälig wuchsen, das schildert ein Landeskind in sehr unterhaltender zugleich und belehrender Weise. „Als (im Anfange des 17. Jahrhunderts) sich einige Einwohner eingefunden, da haben sie erst einen gewöhnlichen Dorfschulmeister angenommen. Darnach haben sie einen lateinischen Schüler, Fridericus geheißen, engagirt, der ein Paar Jahre daselbst Schule gehalten und gepredigt. Dann haben sie zu obgedachter Condition einen Academicus, Henricus von Stade, angenommen. Nach diesen Herren aus der Nachbarschaft, nahmen sie dann ihre Lehrer aus weiterer Ferne und erhielten einen Warnericum Ascanium Clausing Brunswicensem und endlich Ulricum Becker aus Hamburg. Alle die vorgenannten bis auf den letzten mußten aus Mangel einer Kirche ihre Schule und ihren Gottesdienst in eines gemeinen Hausmannes Hause halten. Der Herr Studiosus oder Academicus stand dabei an dem einen Ende der großen Haustenne hinter einer Kiste, die mit einem weißen Tuche bedeckt war und als Altar diente. Vor der Kiste auf der Tenne waren Bänke aufgestellt, auf denen die Frauenzimmer saßen. Rund herum standen die Mannespersonen. Allein bald krähte der Hahn, bald blöckte das Kalb, bald schrie ein Kind im Hause. Im Sommer aber pflegeten sie das Predigen ganz einzustellen und fuhren dann zu Schiff hinüber zu einer der

Kirchen am Festlande. Weil der Studiosus oder Academicus die heiligen Sakramente nicht ertheilen konnte, stand es im Winter zuweilen schlimm um die Insulaner, vorzüglich wenn das Treibeis in der Elbe ging. Da starben die Kranken ohne Nachtmahl, die Kinder lagen Monate lang ohne Taufe, und die Todten verweseten fast in den Häusern, bevor sie ihre Ruhestätte auf dem Kirchhofe des Festlandes finden konnten« *).

Endlich (um das Jahr 1670 herum) gab der König von Schweden die Erlaubniß zu einem Kirchenbau auf der Insel, und die beiden jungen Grafen von Königsmark, die damalige Obrigkeit von Krautsand, gruben selbst die ersten Soden für die »Kirchenworth.« Zwar wurde diese Kirchenwarth, noch ehe das Gotteshaus selber darauf stand, bei dem im Jahre 1675 einfallenden Kriege mit Dänemark zunächst einmal als Schanze benutzt. Doch gelang es endlich, nach hergestelltem Frieden mit des Königs von Dänemark Hülfe, dem die Schweden das Land abtraten, und der dem »Krautsande« auch eine Glocke schenkte, die Kirche zu bauen und dieselbe im Jahre 1680 formaliter zu richten, und es wurde nun der oben genannte Ulricus Becker Hamburgensis ordinirt und als Inselpfarrer mit einem Salarium von 100 Thalern installirt. Im alten Rom reiften die Dinge nach Schlegel's Gedicht langsam. Man sieht, daß es auf Krautsand von dem ersten hinter einer Kiste predigenden »lateinischen Schüler«, bis zu diesem ordinirten Pastor Becker in einer ordentlichen Kirche mit 100 Thlrn. Salarium, fast eben so langsam ging, obgleich das Resultat nicht so »gewaltig« war.

Ich besuchte einst diese merkwürdige Insel vom Lande Kehdingen aus, längs dessen Deich sie sich hin erstreckt. In einer altmodigen Fähre wurden wir über den trennenden Elbarm gesetzt und fuhren dann in das eigenthümliche Ländchen hinein, in welchem Häuser, Bäume, der ganze Anblick der Wirthschaft und Landschaft einen andern Charakter trug als auf dem Festlande. Solchen auffallenden Contrasten begegnet man überall in diesen unteren Gegenden der Elbe und Weser, sobald man die Deicheinfassungen überschritten hat. Es ist, als wenn man aus den Mauern und Befestigungen einer Stadt in ihre Vorstädte träte. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Deichs gruppirt die Menschen anders, macht ihre Lebensweise, ihren ganzen Ackerbau, den Zuschnitt ihrer Felder und auch die Gegenstände ihres Anbaues, die ganze Vegetation und so auch die Physiognomie der Landschaft anders.

Die Gehöfte liegen verstreut auf der ganzen Insel umher und schließen sich nirgends zu einem Dorfe aneinander. Die »Warthen«, auf denen sie ruhen, scheinen im Verhältniß zu der der Größe des Flusses und zu den von ihm zu erwartenden gewaltigen Fluthen zu stehen. Denn sie sind besonders hoch und mächtig. Die Weide ist das vornehmste Gewächs auf der Insel. Das ganze Ländchen ist so zu sagen mit Weiden durchflochten. Die niedrigen und mattgrünen Kuppeln dieses nicht sehr malerischen oder nützlichen Baumes umgeben in Fülle jedes Gehöft. Sie stehen in dichten und langen Reihen längs der Gräben und umzingeln auch hie und da die Felder. Die Weide ist ein wahrer Sumpf- und Wasserbaum. Sie widersteht leichter den Fluthen und Eiszerstörungen als irgend ein anderer Busch. Sie vermehrt sich äußerst leicht und wuchert daher auf allen diesen »Sanden« und »Platen« der Elbe und Weser. Es giebt manche Inseln, die aus ihren Weideanpflanzungen ihre einzige und zuweilen eine sehr bedeutende Revenue haben. Auf Krautsand dienen die dicht neben einander gestellten Weiden-Regimenter zum Theil statt des mangelnden Deiches. Sie schützen namentlich gegen die Eisschollen. Auch dienen sie nicht selten als Fangzäune. Wenn nämlich eine besonders hohe Fluth die Heu- oder Getreideernte wegschwemmt, so bleiben die Garben oder Heuhaufen nicht selten bei und zwischen den Weidenbäumen stecken, und meist wird dadurch ein bedeutender Theil von ihnen noch wiedererlangt. Diese Rettung der Ernte durch die Weiden scheint hier etwas recht Gewöhnliches zu sein. »Wir haben die Weiden so dicht gepflanzt«, bemerkten die Krautsander mir zu wiederholten Malen, »um unsere Früchte aufzufangen.«

Zuweilen helfen aber die Weiden auch nichts, und es ereignet sich immer wieder von Zeit zu Zeit, daß die Fluth, je nachdem sie gerade zu dieser oder jener Epoche unheilvoll anschwoll, die ganze Waizenernte oder die gesammte Bohnenernte auf ihrem Rücken mitnimmt. Etwas dieser Art hatte sich noch das Jahr vor meiner Anwesenheit auf der Insel ereignet. Die armen Insulaner sind daher immer herzlich froh, wenn sie im Laufe des Sommers eine Ernte nach der andern, ohne vom Flusse gestört worden zu sein, richtig hereingefischt oder doch wenigstens die Hauptrudera derselben zwischen ihren Weidenbäumen wieder gefunden haben.

Jeder Besitzer verschanzt und vertheidigt sich gegen den allgemeinen Landesfeind (die Elbefluth) mit Weiden und Warthen und anderen Befestigungen so gut, als er es vermag. Wir besuchten einen reichen Bauern, der kürzlich auf seine Kosten und aus seinen Privatmitteln einen kleinen Sommerdeich um seine ganze Feldmark herum zu Stande gebracht hatte. Warum es nicht zu einer gemeinsamen Anstrengung sämmtlicher Insulaner, zu einem großen allgemeinen Deichbau, zu einer Befestigung der ganzen Insel durch einen mächtigen Winterdeich gekommen ist, warum sich die Gemeinde den Elementen so schutzlos preisgiebt, ist mir nicht recht klar geworden. Vielleicht ist dazu die Insel noch nicht bevölkert genug. Vielleicht gewinnen sie in der Lotterie, in der sie spielen, noch immer zur Genüge.

Wenn ihnen das Einheimsen dem Gesagten nach oft schwer wird, so macht sich das Säen und Wachsen desto leichter. Denn der Boden ihrer Insel ist so fett, daß sie gar keines Düngers bedürfen. Die Düngstoffe, welche ihr Vieh producirt, verkaufen sie daher aufs Festland. Man gewahrt alsbald die Fruchtbarkeit des Bodens an der außerordentlichen Ueppigkeit der wilden Pflanzen der Insel. Mächtige Huflattige und andere Unkräuter füllen alle Gräben, Rinnen, Wege und Felder, und wenn man dieß so anblickt, findet man noch heute den Namen **Krautsand** recht passend. Wenn ich den Leuten über diesen Ueberfluß an Unkräutern meine Bemerkungen machte, sagten sie mir, sie könnten sich ihrer nicht erwehren, der Boden wäre zu geil, und zum Jäten hätten sie keine Zeit, sie hätten genug zu thun, die Hauptsache hereinzukriegen.

Einen großen Theil ihrer Einkünfte beziehen sie aus ihren Reith- und Schilfpflanzungen. Dieselben sind sehr leicht angelegt und gedeihen schnell und üppig. Wenn sie eine solche Pflanzung machen wollen, verstreuen sie ein Paar Ladungen Schilfstücke auf einem weiten Terrain und stampfen die Pflanzen mit den Füßen etwas ein. Die Stecklinge fassen rasch Wurzel, und nach zwei Jahren steht ein dichter Schilfwald da. Wo der Boden sehr feucht und »schlickig« ist, da können sie das Reith (oder »Reet«) nur im Winter, wenn Alles gefroren ist, ernten. Dieß nennen sie dann »Eis-Reet.« Das Schilf giebt das schönste Material zur Bedachung der Häuser, und sie verkaufen und schaffen große Quantitäten davon ans Festland in die Marschen und Geesten von Holstein und Hannover, wo viele Häuser mit diesem Insel-

*) Siehe den Bericht des Pastors Lunecke von Krautsand in Dr. Fr. Köster's „Alterthümer, Geschichten und Sagen der Herzogthümer Bremen und Verden.“ Stade 1856 S. 182 u. ffg. Diesem Aufsatze habe ich auch die andern historischen Notizen über die Insel entnommen.

produkte gedeckt werden. Zuweilen nimmt aber das Eis für viele Tausend Thaler Schilf von diesen Elbe- und Weserinseln mit fort ins Meer hinaus.

Eben so ergiebig sind ihre Bandweiden-Pflanzungen. So nennen sie die Anlagen von Weidengebüschen, deren Zweige meistens zu Tonnenbändern verbraucht werden. Ihre Unterhaltung und Pflege ist schwieriger als die der Reetpflanzungen. Sie machen zuweilen fast so viel Mühe wie der Weinbau. Sie sind von einem dichten Netze zahlloser Gräben durchzogen, zwischen denen auf den aufgehäuften schmalen Dämmen die Bandweiden wachsen. Diese Gräben müssen häufig gereinigt und das Erdreich aus ihnen auf die Dämme geworfen werden. Die Weiden bedürfen zwar beständig reichlicher Wässerung, dürfen doch aber auch nicht so ganz im Sumpfe sich selber überlassen werden wie das „Rieth." Es giebt Bauern auf der Insel, die wohl 50 Morgen und mehr mit ihren Bandweiden-Plantagen bedeckt haben, und die daraus jährlich für 1000 Thaler und mehr an Tonnenbändern verkaufen. Dieselben gehen fast alle nach Hamburg und verbreiten sich von da noch weiter in der Welt, um die Gefängnisse unserer Wein- und Biergeister zu befestigen. Die Elbe- und Weserinseln erzeugen aber an diesem gesuchten Artikel bei weitem noch nicht so viel wie die Handelsplätze Hamburg und Bremen bedürfen. Und es ist dort beständig große Nachfrage nach Bandweiden, die sie dann wohl sogar aus Holland verschreiben.

Die meisten aller dieser Pflanzungen auf Krautsand befinden sich längs des südlichen Armes der Elbe, der die Insel vom Lande Kehdingen trennt. Die Leute glauben bemerkt zu haben, daß seit vielen Jahren dieser Arm immer mehr und mehr „zugehe" oder versande. Noch vor zehn Jahren war er viel tiefer und breiter als jetzt, und sie glauben daher, daß ihre Insel über kurz oder lang Festland werden wird. Dasselbe erwartet man von der oben genannten „Luner Plate" in der Weser.

Den interessantesten und merkwürdigsten Anblick bietet die Insel Krautsand auf seiner Nord-Ost-Seite dar. Hier geht die große, mächtige, eine Stunde breite Elbe selber an ihr vorüber. Aus den Gehöften und Weidengebüschen des Innern hervortretend, wird man am Ufer durch den Anblick des gewaltigen Stromes überrascht. Er hat den Rand der Insel überall angefressen und die schönen fetten Ackerkrume-Massen ragen in dicken zernagten Bänken und Spitzen in das Wasser hervor. Hie und da steht auch schon ein Haus in gefährlicher Lage, und die Anstalten, welche die Leute mit Dämmen und Weidengeflechten und Pfahlwerken gemacht haben, um ihre Wohnungen zu schützen, sind oft sehr mannichfaltig und gewähren einen interessanten Anblick. Meist sind es aber doch nur Palliativmittel und schwache Pflaster, die der mächtige Strom mit einem Finger wieder abstreift. Ich sah ein Haus hart an der Wasserlinie, dessen Bewohner schon seit zehn Jahren von Winter zu Winter auf alle mögliche Weise geschanzt und gemauert hatten. Der Fluß, der Alles wieder eingerissen hatte, war der Schwelle des Hauses jedes Jahr unwiderstehlich näher gerückt. Bei der nächsten großen Fluth sahen sie dem Einsturze ihrer alten Behausung entgegen. Sie hatten den Kampf jetzt aufgegeben und zeigten mir hundert Schritt landeinwärts eine neu aufgeschaufelte Wurthstelle, zu der sie ihre Wohnung transportiren wollten.

---

* Charles Wolfe.

Ein Dichterleben.

Von Gisbert von Vincke.

(Schluß.)

In dem innern Leben des Dichters ist eine Wandlung eingetreten: mit der Familie auf dem Lande, welche ihn nach dem Lough Bray zog, hat sich rasch der freundschaftlichste Verkehr entwickelt; seine Besuche dort werden häufiger, er bleibt öfter einige Tage lang, bald steht er mit allen Gliedern des häuslichen Kreises auf dem Fuße vertraulichster Herzlichkeit. Und nicht bloß seine Feder, auch sein Herz schildert uns diesen Kreis in den Strophen, welche dem Hausherrn gelten, unter der Ueberschrift:

An den Freund.

Ich hab' einen Freund, ich hab' einen Freund,
Und so ist Keiner, wie dieser Freund!
Für alles Gold
Nicht gäb ich den Freund, so treu mir und hold.

Sein Wesen ist frank und leicht sein Blut,
Träft ihr ihn draußen — in Chili's Gluth,
In Lapplands Schnee —
Ihr rieft: „Was Neues von Erin, he?"

Sein Geist gar wunderlich ist zugleich
Von lustiger Art und fein und reich,
Er sprüht die Gedanken;
Sein gütiger Sinn kennt keine Schranken.

Er hat sich verzehrt in Sorgen nur
Für Winkelmaß und Zirkel und Schnur —*)
Und sieh, es gedieh
Bei so schwerfälliger Kost das Genie.

Sein Herz ist ein verläßiger Gast,
Das hatte schon lang nicht Ruh noch Rast —
Da regt's die Flügel,
Und fort, hinaus ohne Zaum und Zügel!

Da ist kein Ziel, keine Grenze mehr,
Mit dem Winde geht's die Kreuz und Quer —
Doch immer klang
Von den Seinen daheim der Wandersang!

Wir lassen ihn streifen Jahr um Jahr:
Bei Windstill' oder in Sturms Gefahr,
Bei Lust und Leid —
Der Heimath denkt er allezeit.

O gebet ihm als Erinn'rung nicht
Die Ringe, die man aus Locken flicht:
Wozu der Kram,
Dieweil ja sein Herz uns mit sich nahm.

Und was man nun nicht macht ungeschehn,
Da weint er nicht lang, und läßt es gehn;
Und ob er lacht,
Des geschiednen Freunds doch hat er gedacht.

O habt ihr denn seinen Heerd geschaut,
Und die er vereint zur Stunde so traut,
Dann hat euch entzückt
Der heitre Sinn, der den Heerd ihm schmückt.

Die Laune der leichten neckenden Lust
Vom Herzen kommt sie hier unbewußt,
Und sie gilt traun! mehr
Als das Narrengeseufz' in der Welt umher.

Und wie dort Alle so munter sind,
Ist Jedes doch Erin's ächtes Kind,
Eine Geisblattrank'
An Erin's Laube, wild und schlank.

---

*) Sollte hier eine freimaurerische Beziehung sein? Aber der Schluß der Strophe scheint dem zu widersprechen.

Die Wolke, wenn sie sich finster ballt,
Die bringt nicht Trost für der Stürme Gewalt:
Mit dem Regenbogen
Kommt milder Frieden ins Herz gezogen.

So jammert denn nicht, ihr Freunde mein,
Wenn dieser Leib zur Ruh ging ein,
Kein Zährengeleit
Sei meinem Aschenkruge geweiht.

Ein Thränlein nur das wünscht' ich mir,
Nur eins, von jeglichem Auge hier;
Dann jeden Tag
Ein Lächeln, das meiner gedenken mag.

Solch Lächeln, das hier dein Gedächtniß ehrt,
Dem sel'gen Geist hat es höhern Werth
Als alle die Zähren
Der halben Welt ihm könnten gewähren! —

Und nun bringt er der Tochter des Hauses seine Wünsche:

Zum Geburtstag.

O hörtet ihr nicht von der Harfe? Sie lag
Auf des Pilgrims Pfad heut früh am Tag, —
Der launige Knabe wandert allein
Auf dem Berg dort drüben im Zwielichtschein.
Wie die Harfe dahin kam, ist Keinem bekannt,
Still lag sie und schweigend am Bergesrand;
Auf den Saiten der Flaum des Adlers lag:
Dort hatt' er erwartet den grauenden Tag.
Kein Pfad zu sehn, keines Fußtritts Spur —
Die Fährte des scheuen Hasen nur.
Und auch kein Minstrel zeiget sich hier
Auf des Berges Höhn, in des Thals Revier;
Und wär' er dort, bald hätt' er entbehrt
Den guten Genossen, süß und werth.

Der Knab' hat staunend sich umgeschaut,
Und der Wind blies stark, und der Wind blies laut,
Zur Harfe kam er im luftigen Kreise,
Und er strich durch die Saiten leise, leise,
Bis ein Klang sich erhob, so stolz und laut,
Daß der Adler bestürzt aus den Wolken schaut;
Und es strich durch die Saiten der Wind mit Macht,
Bis der Geist, der da schlief in den Saiten, erwacht —
Er erwacht zum Licht,
Und er spricht, und er spricht:
„Ich bin der Geist von Erin's Macht,
Der im Frieden es schmückt, der es stärkt in der Schlacht,
Der Geist, der im Odem des Berges lebt,
Der die Stimme zum Rauschen des Quells erhebt,
Der flüchtigen tollen Laune Geist,
Der den Gram erweckt und das Herz zerreißt,
Der Geist in des Mädchens Liebeswort,
Zärtlich und thränenreich,
Der Geist in des Helden Donnerwort,
Herrlich und thatenreich.
Jetzt wird mein Laut nicht oft gehört,
Weil andrer Sang das Herz bethört,
Doch wisse, daß sie einst mir lauschten,
Als Tara's*) hundert Harfen rauschten;
Mit Brien zog ich aus zu Roß
Und warf zurück den Dänentroß;
Des Echo's Ruf so laut und hohl
Im Thal von Glandulough kenn' ich wohl.
Ob jetzt mein Sang nur selten schrillt,
Jüngst weckte mich eines Fremdlings Hand:
Von Schottlands Hügeln öd' und wild,
Um meine Sangkunst kam er ins Land.
Doch stille! Schwächer bläst der Wind,
Und meiner Stimme Klang zerrinnt!
Nimm, Pilgrim, diese Leyer hin,
Die Gluth des Volkes schläft darin;
O, bring sie, die belebt mein Mund,
Hin in dein stattlich Haus im Grund.
Dort wohnt sie, meines Erin's Maid,
In holder Abgeschiedenheit;
Sie zeiget meinen Stempel klar,
Grün Erin's Ehrenpreis fürwahr:
So raschen Geist, ein Herz das glüht,
Und hohe Seele, reich Gemüth,
Kind des Gebirgs, Anmuth ihr Wesen,
Das Herz steht ihr auf der Stirn zu lesen!
O, sag der Maid — ich nenne sie mein —
Für Erin strahle sie allein;
Sie mehre noch, was allezeit
Verstand ihr und Gefühl verleiht,
Und ich, ich will, ihr Geist soll sein
Stets ächt und glänzend, fest und rein;
Ein Herz für Erin soll sie ehren
Mehr als habsüchtiges Begehren;
Und singen soll sie der Heimath Sang
Die waldumkränzten Hügel entlang.
Ihr Nam' ist Constanze,
Constanze —!" — — Leis erlöschend schwand
Der Hauch hin über den Bergesrand,
Kaum, daß er die Wolken noch berührt, —
Jetzt ist der murmelnde Klang entführt.
Doch süß, o wie süß „Constanze!" klang's,
Als Sterbelaut des Geistergesangs! —
„Sprich noch einmal!" rief laut der Knab' —
Doch ach, kein Geist ihm Antwort gab.
Harfe, dein Klingen schweigt,
Zu Constanzen will ich dich bringen:
Ihr gelingt es vielleicht,
Zu wecken dein Singen!

*) Alter irischer Königspalast.

Der Adler, welcher auf den Saiten der Harfe sein Nachtlager hielt und dann bestürzt aus den Wolken schaut, ist nicht absichtslos, er erinnert an des „Adlers Horst" im „Abschied von Lough Bray" und hat somit eine örtliche Beziehung; der etwas gewaltsam heraufbeschworene Geist von Erin's Macht muß in seinem Namen alles das sagen, was der Beschwörende im eigenen Namen auszusprechen sich noch nicht getraut, und so sind die Umrisse dieser Geistergestalt nicht frei von Verschwommenheit: bald scheint der Genius Irlands, bald der Genius des Volksgesangs das Wort zu führen, und in Wahrheit ist es doch nur der Genius des Dichters selbst, welcher die irische Heimath ebenso warm als den Volksgesang — und neben beiden jetzt noch seine Liebe im Herzen trägt. Diese tritt unverholen hervor in den Strophen:

Mein Lieb.

O, mein Lieb hat ein Auge vom sanftesten Blau,
Doch das war es nicht, was mich entzückt hat:
Ein glänzendes Tröpflein der Seele darin,
Das ist's was den Sinn mir berückt hat.

Wohl mocht' ich die Wange, die liebliche, schau'n,
Und vielleicht noch die Flamme beschwor ich;
Doch ein schüchternes Roth trat zitternd hervor —
Und mein Herz für immer verlor ich.

Wohl mocht ich vergessen die Lippe so roth —
Doch wie dem Gedanken entrinnen?
Und ein sonniges Lächeln verklärte den Mund:
Das bleibt mir im Herzen tief innen! —

Denk' nicht, daß die irdische schlanke Gestalt
Mich verfolgt und mir überall Stand hält;
's ist der duftige Geist, der sie strahlend belebt,
Und die Anmuth, was mich gebannt hält.

Ich mag nicht hören der Nachtigall Sang,
Ob auch einst mich beseligt ihr Singen:
O die Seel' und der Sinn in dem flüsternden Wort
Läßt jede Musik mir verklingen.

Und liebt' ich dieß Antlitz im ersten Moment,
    Wer tadelte wohl mein Bekenntniß?
Doch bet' ich sie an um ihr warm, warm Herz,
    Um des Herzens bezaubernd Verständniß.

Wo sich Augen und Herzen verstehen, da eilt es nicht, was beide wissen, in Worten auszutauschen. Aber Augen und Herzen gewähren der Prosa des Lebens keinen Zutritt in den Kreis ihrer Phantasiegebilde. Dem Dichter fehlen die äußerlichen Mittel zur Verwirklichung seiner Träume. Eine Collegiatstelle hätte sie darbieten können, wenn nicht erst kurz vorher die Statuten erneuert worden wären, welche die Heirath mit solcher Stelle unvereinbar erklären. Alle andern Aussichten liegen in ungewissester Ferne. So hält es denn die Familie für klug, den Verkehr mit dem Dichter plötzlich abzubrechen, bevor noch eine gegenseitige Erklärung zwischen den Liebenden stattgefunden hat!

Ein wundes Herz, das bei der Religion Trost sucht, spricht aus den Versen:

Schönheit vergeht!

O, die Saite der Harfe zersprang —
    Sie zersprang! Doch die Herrin gebeut! —
So beginn' ich denn solchen Gesang,
    Daß sie kaum ihr Gebot mir erneut.

Die Blüthe der Jugend verblüht,
    Und die Blume der Schönheit verdorrt!
(Kann zürnen ein Frauengemüth,
    Dann zürnst du dem eisigen Wort!)

Und die Rose sie knospet und lacht —
    Da verwelkt schon das flüchtige Roth!
Das bescheidene Veilchen erwacht —
    Aufblüht es im Lenz — und ist todt!

Schneeweiß ist der Lilie Gewand —
    Ein Tag hat ihr Ende gebracht!
Und der Schnee, der ihr geleihet, er schwand
    In Thränen dahin über Nacht.

Ach, Schönheit! was bietet die Welt,
    Das so Viele begehren wie dich!
Doch der Jugend ist Schönheit gesellt:
    Mit der Jugend die Schönheit verblich!

Ach, ihr Holden, so trüb ist das Lied,
    Es entlehnet vom Gram das Gewand,
Der Spott unter Thränen entflieht,
    Und die Leyer entsinket der Hand.

Doch die Tugend sie zürnt und ergreift
    Die Leyer und hält sie empor;
Als ihr leuchtendes Auge mich streift,
    Klingt strafend ihr Wort an mein Ohr:

„Deine Thräne, dein Mitleid gebührt
    Dem, der flüchtig nur Eitles erspäht;
Doch wen ich zum Heile geführt,
    Der hat Mitleid und Thränen verschmäht.

Denn nimmer hat Schönheit allein
    Solch Glück wie der Glaube gewährt;
Und nie hat der rosigste Schein
    Gleich innerem Frieden verklärt.

Die Zeit und die Krankheit besiegt,
    Was irdischer Schimmer uns gab,
Weil Schönheit dem Alter erliegt —
    Ich will nicht erliegen dem Grab!“ —

Und den tief-wehmüthigen aber versöhnenden Abschluß dieser Liebe geben die Strophen:

An —.

So manch ein Lied von Lust und Leid
    Aus jungem Herzen sang ich dir;
Kein Knabe bin ich mehr zur Zeit,
    Ein Meer liegt zwischen dir und mir.
Der Jahre Stempel lastet schwer,
    Und staunend find' ich mich als Mann:
Ich weiß es, nimmer fühl' ich mehr,
    Wie nur der Knabe fühlen kann.

Und langen Abschied biet' ich gleich
    Dem, was mein Herz zum Sclaven macht,
Und süßen Träumen, licht und reich,
    Und dir, du Traum voll reichster Pracht.
Mein Fuß wallt nicht, wo er gewallt,
    Mir ist vertauscht mein Heimathdach,
Und die Gestalten traut und alt
    Verblichen, schwanden allgemach.

Des Lebens Fluth umstürmt mich laut,
    Die Thräne, nicht des Grams, rinnt leise, —
Und so begrüß' ich dich als Braut
    Noch einmal in der alten Weise.
Du weißt es, nicht verfolgt mein Neid
    Das Herz, mit dem du deins getheilt:
Die Seel' ist mit dir allezeit,
    Darin kein Wunsch der Erde weilt.

Es macht mich stolz, ich bin beglückt,
    Zu träumen deine sel'gen Stunden
Als Braut, gefeiert und entzückt
    Durch heiß're Lieb' als ich empfunden.
Sei du ihm eine Wundermähr,
    Ein Traum bei Nacht, die Sonn' am Tag,
Sei ein Gedank' ihm rein und hehr,
    Ein Licht, das hold ihn leiten mag.

Sein ist dein Herz, und keine Macht
    Verdrängt sein Bild aus deinem Innern;
Als Bruder nur sei mein gedacht,
    Nur so will ich mich dein erinnern.
Für dich soll jeder Athemzug
    So heilig und so ruhig sein,
Daß, wenn dein Herz an seinem schlug,
    Du ohne Schuld gedenkest mein.

Zur Nacht hinausziehn werd' ich nicht,
    Um Liebesklagen zu erheben,
Mir wird dein Bild im Traumgesicht
    Nicht oft die Einsamkeit beleben.
Doch soll in stiller Mitternacht,
    Wenn ich mit meinem Gott allein,
Dem Herrn des Friedens und der Macht
    Dein Wohl wie meins befohlen sein.

Nach diesem ist kein Gedicht mehr von Wolfe's Hand niedergeschrieben worden. Mit der Liebe hat er auch die Poesie zu Grabe getragen. Die lange schwankende Entscheidung über die Wahl eines Berufs wird getroffen: er widmet sich dem geistlichen Stande. Nicht finster-brütend hat er mit dem Leben abgeschlossen, vielmehr wirft er sich in den Strom des Lebens wie noch nie zuvor — aber mit der Richtung auf das bestimmte Ziel, um es hinfür nicht aus dem Auge zu verlieren. Im November 1817 wurde er ordinirt und zur Verwesung einer Landpfarre nach Ballycloq im nördlichen Irland geschickt. „Lieber Freund“, — schreibt er von hier am 11. December — „da sitz' ich nun allein an meinem Torffeuer, meine Bibel vor mir, in dem einzigen bewohnbaren Zimmer des Pfarrhauses, umgeben von Bergen, Frost und Schnee, und von Menschen, die mir völlig unbekannt sind, mit alleiniger Ausnahme eines verabschiedeten Artilleristen, nebst seinem Weib und zwei Kindern, welche bei mir und dem Kirchenvorsteher die Aufwartung besorgen. Glaube aber nicht, daß ich Reue fühle; ich wünsche mir vielmehr Glück zu meiner Lage. Aber ich sehe, dieser Brief beginnt viel mehr poetisch als histo-

risch: ich stürze mich in medias res. Ach, was bringt mir denn hier den Horaz in den Kopf!"

Bald darauf erhielt er die Pfarrstelle in dem unfern gelegenen Castle-Caulfield, und die unverhältnißmäßige Ausdehnung dieses Kirchspiels nahm jetzt alle seine Kräfte in Anspruch. Dort besuchte ihn in der ersten Zeit ein Freund und sprach die Vermuthung aus, daß er ihn für den Verfasser des Gedichts auf Sir John Moore halte, welches eben seinen Weg in die Oeffentlichlichkeit gefunden hatte. Wolfe wurde verlegen und brach das Gespräch ab mit den entschuldigenden Worten: "Nun ja, ich glaube, jeder Mensch begeht einmal in seinem Leben den Fehler, Verse zu machen; aber für mich sind die Tage vorbei!"

Seine Gewalt über die Menschen übte er unwillkürlich, ohne sich in allzu bescheidenem Sinne ihrer bewußt zu werden: ein kurzer Verkehr genügte, Vornehme oder Geringe für ihn einzunehmen. Die Macht seiner Rede verfehlte nicht leicht ihre Wirkung. "Ein Ereigniß war die Kirchspielsversammlung" — schreibt er am 27. April 1819 einem Freunde —; "ich wollte Geld haben zur Gründung einer Schule; und es kamen viele Menschen, um gegen uns zu stimmen. Du kennst mich, und so kannst du dir meine Aengstlichkeit denken, bei der Aussicht, ein Gefecht zu liefern, wo ich Frieden und Christenliebe predigen wollte, und meine Besorgniß, mit den Presbyterianern streiten zu müssen, die ich gewinnen möchte und mit denen ich auf dem freundlichsten Fuße lebte. Endlich kam der Tag, ich hielt eine Ansprache, welche alle falschen Vorstellungen berichtigte und meine bisherigen Bemühungen darlegte. Ein anderer Redner unterstützte mich sehr zweckmäßig, und der Erfolg war — die herzlichste einstimmige Bewilligung von 140 Pfund, mit dem Ruf: "Hoch lebe Pfarrer Wolfe, und lange soll er uns regieren!"

Seine Person kam niemals in Betracht, in dem kleinen Pfarrhause herrschte die vollständigste Vernachlässigung aller Bequemlichkeiten des Lebens. Ein Paar vereinzelte Rohrstühle, mit Büchern vollgepackt, ein kleiner wackliger Tisch am Kamin, bedeckt mit Notizen aus dem Kirchspiel, und zur Aufbewahrung seiner Papiere zwei Koffer, welche zugleich die schlechten Stellen der Dielen verbergen mußten — das war die Ausstattung der Arbeitsstube. Auf den feuchten Mauern des Schlafgemachs hingen lose Fetzen halbverwitterter Tapeten, und zwischen diesem Raum und dem Empfangszimmer lag die Küche, in welcher der verabschiedete Soldat mit seiner Frau und der zahlreichen Kinderschaar residirte und sich als unumschränkter Herr in Haus und Hof geberdete. Bei ihm schien der Pfarrer nur als Miether zu wohnen.

Ein Pferd konnte Wolfe aus den Einkünften der Stelle nicht halten, und als nun der Typhus den Norden Irlands heimsuchte, begann seine Gesundheit unter den Anstrengungen zu leiden, welche der unermüdliche Eifer, den armen Kranken zeitlichen und geistlichen Beistand zu gewähren, von ihm verlangte. Ein Brustleiden dessen Keim er wohl schon länger in sich getragen hatte, trat im Frühling 1821 deutlicher hervor. Aber mit der Gewissenhaftigkeit für sein Amt ging nach wie vor die Sorglosigkeit um seine Person Hand in Hand. So entschloß er sich denn, die dringendsten Aufforderungen seiner Freunde mißachtend, erst spät zu einer Reise nach Schottland, um dort einen berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen, der ihm nun vor Allem gänzliche Ruhe zur Pflicht machte.

An einem Sonntage kehrte er in seine Gemeinde zurück. Der Wagen fuhr schnell, aber alle Armen und Kinder stürzten aus den Thüren der Hütten, ihn willkommen zu heißen mit Blicken und Worten der wärmsten Anhänglichkeit und mit all der natürlichen, dankbaren Ergebenheit, wie sie dem irischen Landvolk so eigenthümlich ist. Manche fielen auf die Kniee, Segen für ihn erflehend, und lange nachdem der Wagen ihnen aus dem Gesichte war, blieben sie noch liegen in stillem Gebet. Andere folgten laufend eine weite Strecke mit ängstlich besorgten Fragen nach seiner Gesundheit. Er war lebhaft bewegt und antwortete herzlich und einfach, und die kurzen treffenden Fragen, welche er im Vorüberfahren an jeden Einzelnen richtete, zeigten, wie genau er in all ihren kleinen häuslichen Ereignissen bewandert war.

Sein nächstes Ziel war Dublin, wo ihn die Freunde mit offnen Armen aufnahmen und pflegten; den Winter (1821) verweilte er in der Nähe von Exeter. Aber die Krankheit machte keinen Stillstand. Ein zweiter Sommeraufenthalt in Dublin, eine Seereise nach Bordeaux (August 1822) brachten nur flüchtige Sommerblicke der Hoffnung. Die Kräfte nahmen rasch ab, und auch der Geist blieb schon nicht mehr unberührt.

"Selbst wenn sein ernstes Aug' erleuchtet war
Von heller Lust, wenn von den Lippen Worte
So mild wie Thau — so frisch wie Tagesschimmer
Ihm flossen; dann selbst hätt' ich weinen können.
Denn auf dem Antlitz, in dem Aug', der Stimme,
Im Lächeln, in der sinkenden Gestalt —
Die nicht gebeugt ward von der Jahre Flucht —
Lag etwas, das mein banges Herz versenkte
In trübe Träume, Träume von Verfall,
Von Tod, Bestattung — und dem stillen Grab."

Gegen Ende Novembers brachte man ihn nach dem Meerbusen von Cork, der durch seine Lage gegen alle heftigen Winde geschützt ist. Eine geliebte Schwester widmete ihm ihre treueste Pflege. Die liebenswürdige Rücksicht auf Andere verließ ihn auch jetzt nicht: noch am Tage vor seinem Ende machte ihm die Bequemlichkeit eines Krankenwärters, der im nächsten Zimmer schlief, große Sorge, und er traf dieserhalb die genauesten Anordnungen. Die Nacht verlief sorgenvoll. Gegen Morgen beugte sich die Schwester über sein Lager, da flüsterte er sanft: "Schließ dieses Auge, das andre ist schon geschlossen — und nun leb' wohl!" Mit einem Gebet auf den Lippen schlief er ein, um nicht mehr zu erwachen. — Es war am 23. Februar 1823.

* Böhmische Sagen.

Der Eifer, die Sagen des Volkes zu sammeln, trägt in allen Gauen unseres Vaterlandes köstliche Früchte. Rastlose Schnitter sind noch immer allenthalben emsig bemüht die goldne Ernte einzuheimsen, wie wir das in unserer Nummer vom 2. August auch bereits erwähnten. Wir haben heute die Freude ein neues treffliches Werk der Sagenliteratur anzuzeigen, welcher uns aus der östlichen Gränzmark Deutschlands zugeht, es sind die: "Sagen aus Böhmen. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Josef Virgil Grohmann." Prag. 1863. J. G. Calve'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung. Friedrich Tempsky. — Wenn wir nicht irren, so hat der Herr Verfasser von Zeit zu Zeit bereits im "Deutschen Museum" von R. Prutz Mittheilungen über den Sagenschatz jener Landschaft veröffentlicht, in welcher das germanische Element gegenwärtig einen lebhaften Kampf mit dem neuerwachten Czechenthum bestehen muß. Schon aus diesem Grunde bieten Schilderungen aus dem Geistesleben jener Gegenden lebhaftes Interesse, denn wenn auch die Racen dort noch so schroff und feindselig einander gegenübertreten, so hat doch das jahrhundertlange Zusammenleben nothwendig eine eigenthümliche Verschmelzung der beiderseitigen Anschauungen und Gebräuche hervorrufen müssen, die grade in diesem halb germanischen, halb

slavischen Sagen, welche Grohmann hier im vorliegenden Buche mit großem Fleiße gesammelt hat, einen beredten Ausdruck finden. Fleißig nennen wir die Sammlung, denn sie ist nicht nur reichhaltig, indem sie über 320 Sagen enthält, sondern auch weil sie mit großer Umsicht geordnet und, wo es nöthig war, erläutert ist. Der gesammte Stoff zerfällt in die Abtheilungen: Die himmlischen Soldaten, die Schicksalsrichterinnen, bergentrückte Helden, die weiße Jungfrau, letzte Schlacht und Weltuntergang, die weiße und die schwarze Frau, die wilde Jagd, weiße Jungfrauen, gespenstige Reiter, gespenstige Wagen, niedere Elementargeister: Feld- und Waldgeister, Wassergeister, Zwerge, Kobolde und Riesen, Thierdämonen, Seen und Quellen, versunkene Glocken, Verwünschung, Teufelssagen, Gespenster, Schatzsagen, Wundersagen, Zaubersagen und Rübezahl. Zu jeder dieser Abtheilungen hat der Herausgeber kurze Einleitungen geschrieben, die zur Orientirung hinreichen. Ein paar hübsche Sagen mögen zeigen, wie anmuthig und einfach der Ton gehalten ist.

Drahomira's Wagen.

Drahomira, die Mutter des heiligen Wenzel, hatte den Christen ewigen Haß geschworen. Sie fuhr einst auf ihrem Wagen nach Saaz zum Grabe ihres Vaters. Als sie bei der Kirche S. Mathias vorbei kam, wurde eben das Meßopfer darin dargebracht. Ihr Kutscher sprang vom Wagen, um den Leichnam Christi anzubeten. Da erfaßte die heidnische Fürstin eine unbändige Wuth; sie stieß einen fürchterlichen Fluch aus. In demselben Augenblicke öffnete sich donnernd die Erde und verschlang die Gotteslästerin sammt Roß und Wagen. Ein furchtbarer Qualm entstieg dem Boden und verlor sich erst, als der Priester das Meßopfer vollendet hatte und aus der Kirche ging, wobei er noch ein unterirdisches Getöse vernahm. Nur die Peitsche, die der fromme Kutscher beim Herabspringe im Wagen gelassen hatte, lag an der Stelle, wo die Fürstin versunken war. Seit jener Zeit sieht man in finstern Nächten auf dem Podhoreletz in Prag einen feurigen Wagen von feurigen Rossen gezogen umherfahren, in dem Wagen steht die Fürstin Drahomira und ruft in einem fort: Zlé bude, zlé bude. Bös wirds werden, bös wirds werden! Nach Mitternacht fährt der Wagen auf derselben Stelle, wo er zuerst versunken, mit Donnergetös in die Erde.

Das Waschweiberl.

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache des Böhmerwaldes unter Erlengesträuch jährlich eine Schaar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln zum Trocknen auf das Gesträuch hängten; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern herab. Ohne Sträuben ließ es sich von dem Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdeärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief und kurz war rubelos vom Morgen bis zum Abend, ohne sich im Geringsten etwas schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen, aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Weiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen, stürzte laut klagend davon und wurde nun und nie wiedergesehen.

Der Natternkönig.

Im Parke von Wlaschim haust seit vielen Jahrhunderten schon eine Schlange, die trägt ein goldenes Krönlein auf dem Kopfe, das mit den kostbarsten Edelsteinen funkelt. Wer am Tag S. Peter und Paul vor Sonnenaufgang zu der großen Eiche mitten im Walde geht, ohne sich umzuwenden, der kann die Krone des Natternkönigs erlangen. Er muß aber mit dem Raube über neun Raine gelaufen sein, ohne daß die Schlangen ihn einholen, dann ist er gerettet. Ein armes Mädchen wagte einmal den Versuch und ging in der Nacht zu jener Eiche und breitete da ein weißes Tuch aus und versteckte sich im Gebüsche. Als der erste Morgen graute, wurde es rings um sie in den Sträuchen lebendig, ein seltsames Zischen und Schliefen entstand und aus allen Himmelsgegenden kamen die Schlangen zusammen und stellte sich in zwei Reihen. Das Mädchen überfiel eine große Angst und es wagte kaum zu athmen. Plötzlich zischten die Schlangen laut auf, das Mädchen blickte empor und sah den Natternkönig, der von sechs Schlangen getragen, daherfuhr. Er kam immer näher und näher und wie er des weißen Tuches ansichtig wurde, welches das Mädchen ausgebreitet hatte, legte er sein Krönlein auf dasselbe und ging zu dem Bache, um sich zu waschen. Diesen Augenblick ersah sich das Mädchen, es schlug das Tuch zusammen und lief, so rasch es konnte, aus dem Walde. Kaum aber bemerkten die Schlangen den Verlust der Krone, als sie mit furchtbarem Gezische hinter dem Mädchen einherjagten, ihren König an der Spitze. Schon hört das geängstigte Mädchen hinter sich das Zischen und Schnauben, als sich das Tuch öffnete und die Krone herabfiel. Das Mädchen aber merkte nicht den Verlust und lief athemlos weiter. Erst als es hinter ihr immer stiller und stiller wurde und das Zischen sich in der Ferne verlor, schaute sie sich um. Da war von den Schlangen nichts mehr zu erblicken. Als sie aber ihr Tüchlein untersuchte, fand sie zwar die Krone nicht mehr, wohl aber einen kostbaren Edelstein, der beim Schütteln während des Laufes aus der Krone gefallen und im Tüchlein hangen geblieben war. Da fiel das Mädchen auf ihre Knie, und dankte Gott für ihre Errettung aus so großer Gefahr. Der Edelstein war hinreichend, sie vor Noth und Sorgen zu schützen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Der Brockenstrauß. Dramatischer Scherz. Von G. zu Putlitz. — Skopas Leben und Werke. Von L. Urlichs. — Geschichte der Franken unter den Karolingen. Von G. Bornhak. — Dunkles Spiel. Eine Geschichte aus der großen und kleinen Welt. Von G. Höcker. — Gedichte. Von M. L. Michailoff. — Geschichte des Herzogthums Teschen. Von G. Biermann.

** Eine Monatsschrift für die reifere Jugend. Es liegt das erste Heft einer neuen von Professor Heinrich in Troppau redigirten und herausgegebenen Monatsschrift vor uns, welche wir angelegentlich empfehlen können. Dieselbe, zunächst für die reifere Jugend der Gymnasien und Realschulen, jedoch auch für das gebildete Lesepublikum im Allgemeinen bestimmt, soll ihrem Prospecte nach den Unterricht beleben und neben gediegener Unterhaltungslectüre, Wissenschaftliches in populärer, das jugendliche Gemüth ansprechender Form vortragen. Das erste Heft giebt mit den Cimbern- und Teutonenkriegen eine sehr lebendig geschriebene Einleitung zu einer Geschichte „der deutschen und der österreichischen Völker", welche nach und nach in diesen Monatsheften erscheinen wird, außerdem enthält das erste Heft eine Erzählung von G. Nieritz, einen nach Originalurkunden bearbeiteten Aufsatz über Kepler und den Hexenproceß seiner Mutter, von Isidor Proschko, eine naturwissenschaftliche Skizze über den Sauerstoff von Professor G. Lindner, Gedichte von J. N. Vogel und Emanuel Geibel, sowie auch Correspondenzen aus verschiedenen Universitätsstädten, Winke für Abiturienten u. dgl. — Als Mitarbeiter werden genannt: Dr. C. Rößler, Professor Lindner, Professor A. Weiß in Lemberg, Emil Kuh, G. Nieritz, Friedrich Hebbel, Emanuel Geibel, J. Temme, Karl Seifart, Th. von Heldreich, Director der Nationalmuseen in Athen, Dr. J. Proschko und mehrere andere namhafte Gelehrte und Schriftsteller. Der Ertrag der Zeitschrift soll den Grundstein zu einem Fond legen, aus welchem kranke Gymnasial- und Realschulprofessoren unterstützt werden und die Witwen, deren Männer im ersten Decennium ihres Lehramts verstorben, eine Pension beziehen sollen.

* Wenceslav Hanka's Lieder. Aus dem Böhmischen übersetzt von Alfred Waldau. Prag. Verlag von H. Dominicus. 1863. — In einer ausführlichen Einleitung berichtet der Uebersetzer uns von dem Leben und Wirken Hankas, welcher 1791 zu Horineves im Königgrätzer Kreise geboren ward und zu Anfang des Jahres 1861 in Prag als einer der angesehensten slavischen Dichter, tief betrauert, starb. Er war jedoch nicht allein Dichter, sondern erwarb sich auch um die slavische Wissenschaft große Verdienste, so um die Sprachforschung, Alterthumskunde und Numismatik. Die hier übersetzten Lieder sind der Form nach meist einfach, sprechen aber tiefes Gefühl aus. Ein Ton der Schwermuth und Trauer hallt mehr oder weniger in ihnen wieder und verleiht ihnen eigenen Reiz. Die Uebersetzung, deren Treue wir nicht zu beurtheilen vermögen, ist fließend und lesbar.

* Der Magdbarn. Eine Sage aus dem Rheinthale von Amélie Godin. Wittenberg. R. Herrosé. 1861. — Die anmuthige Sage ist dem Inhalte nach, kurz angedeutet, folgendermaßen anzugeben: Der Magdborn bei Dreifelden am Westerwald birgt an seinem Grunde drei Hörner von Karfunkelstein, welche drunten von Nixenschaaren bewacht werden, jedoch in der Mitsommernacht alle hundert Jahr emportauchen und dann an's Licht gehoben werden können, allein nur von reinen Jungfräulein. Der Jungfrau, die den Zauber alsdann bricht, wird jeder dabei ausgesprochene Wunsch gleich gewährt, während eine Schuldbewußte in's nasse Grab hinabgezogen wird. Um diesen Stamm rankt sich die Erzählung der Verfasserin. Unsers Erachtens ist der Ton derselben nicht immer poetisch, nirgends schwunghaft. Es fehlt der Duft. Dazu ist die Form hin und wieder mehr als nachlässig. Ein kleines Citat mag als Beweis gelten. Seite 112 heißt es:

Gleich etwas Lebendigem wälzt ober wieder
Der nasse Strahl abwärts sich schlangengleich,
Und stürzt auf Lauretta, und reißt sie nieder,
Wie der Wind ein dürres Blatt streifet vom Zweig.
Und wild aufjauchzende Nixengestalten
Sprühen weit um sich mit Wogen von Schaum,
Aus den starken Armen Curts, die sie halten,
Entführen Gertrude sie wie im Traum.

Das sollen fünffüßige Jamben sein; in diesem Versmaß ist nämlich das ganze Gedicht, mit Ausnahme von ein paar kleinen eingeschalteten Liederchen, geschrieben.

* Im Verlage der J. G. Heyse'schen Buchhandlung erschien soeben ein Werk, welches ohne Zweifel in weiten Kreisen mit lebhaftem Interesse begrüßt werden wird. Fr. Ruperti giebt darin unter dem Titel „Einfache Geschichten" eine Anzahl von Erzählungen, die hier zu einem stattlichen Bändchen vereinigt sind. Wir werden uns später eingehend damit beschäftigen und wollen durch diese Zeilen nur vorläufig die zahlreichen Freunde des Verfassers auf die neue Production aufmerksam gemacht haben.

* Von der beliebten Jugendschriftstellerin Marie Mindermann erscheint im Verlage von A. D. Geisler ein neues Werk: „Buntes Laub. Sagen, Arabesken und Märchen für die reifere Jugend." Wir behalten uns ein ausführliches Referat über das Buch für eine der nächsten Nummern d. Bl. vor und wollen hier nur bemerken, daß es dem bezeichneten Leserkreis eine höchst werthvolle Lectüre darbietet.

* Paul Heyse hat den Text zu einem größern Singspiel „die Rolandsknappen" geschrieben, welches Robert von Hornstein componirt.

* Die sieben Raben. Ein Gedicht von Louise von Ploennies. München, 1863. E. A. Fleischmanns Buchhandlung (A. Rohsold). — Im vorigen Jahre brachten wir ein Werk von dieser begabten Dichterin zur Anzeige, welches eine liebliche indische Sage poetisch behandelte — die dem Mahabarata entlehnte Episode Sawitri, in der die Alles aufopfernde Gattenliebe verherrlicht wird. Konnten wir damals der Wahl des Stoffes und seiner Form ungetheilten Beifall zollen, so liefert die Verfasserin mit dem neuen Werke, welches gegenwärtig uns vorliegt, den Beweis, daß es kein Zufall war, wenn sie mit der „Sawitri" einen glücklichen Griff that, denn in mehr als einer Hinsicht müssen wir der neuesten Production vor jener den Vorzug geben. Wenn auch das Fremdartige oft weniger um seiner Schönheit willen als vielmehr eben wegen seiner Fremdartigkeit Interesse erregt, wie auch bei der „Sawitri" die üppige Scenerie morgenländischer Natur der Dichtung einen schimmernden Hintergrund verlieh, so sollte man doch billig vaterländische Stoffe vorziehen, und Aufgabe des Dichters ist es, wenn der Sinn des Volkes sich verkehrt hätte und sein selbst vergessend der Ausländerei sich ergäbe, den Sinn für's Volksthümliche, Nationale wieder zu wecken. Das nationale Bewußtsein regt sich gegenwärtig allerdings in Deutschland so erfreulich, daß eine solche Gefahr uns nicht zu sehr drohete, allein trotzdem ist es doch lobenswerth, wenn Jeder das Seine dazu beiträgt, um diesen „gewissen" Geist zu kräftigen. Unsere Dichter haben zunächst die Pflicht, die überreichen Schätze zu heben, die deutsche Geschichte und Sage und deutsches Märchen in tiefen Schachten bergen. Das Gold, welches diese enthalten, ist mehr als „tönendes Erz", und wem es gegeben ward, mit feinem Verständniß und sinnigem Gemüthe solche Gänge aufzufinden und dem gewonnenen Edelmetall das rechte Gepräge des Geistes aufzudrücken, hat damit ein besseres Werk gethan, als wenn er die köstlichsten Edelsteine der Fremde einführte. Das schöne deutsche Märchen von den sieben Raben, welches L. v. Pl. in ihrer neuesten Dichtung behandelt, ist allbekannt; es findet sich schon in der Grimmschen Sammlung. Wie „Sawitri" die Gattenliebe, so verherrlicht das Märchen „die sieben Raben" die Geschwisterliebe. Der Stoff ist also, wie man sieht, hier wiederum sehr glücklich gewählt und die Form entspricht ganz dem Inhalt. Daß kein bestimmtes Versmaß durch's Ganze hindurchgeht, sondern das Metrum in bunter Folge gewechselt wird, möchten wir unsrerseits nicht nur nicht tadeln, sondern vielmehr loben, weil dadurch eine sonst unvermeidliche Eintönigkeit verhütet wird. Bei einem Epos in großartigem Style stellt man freilich andere Forderungen als bei einer Märchendichtung, bei welcher ein Haupterforderniß Anmuth und graziöse Behandlung ist. In dem Gedichte „die sieben Raben" hat die Verfasserin mit ganz besonderem Geschick eine Anzahl von reizenden Liedern eingeschaltet, in welchen der volksthümliche Ton glücklich getroffen wird. Daß der Vers stets glatt und correct ist, braucht hier nicht erst versichert zu werden.

* Der ehemalige Director des Cirque Impérial in Paris hat die Erlaubniß erhalten, ein neues Theater in der Rue Montholon am Boulevard Lafayette zu bauen, das den Namen Renaissance-Theater führen wird. Im Laufe des nächsten Herbstes steht außerdem die Eröffnung von vier neuen Theatern auf dem neuen Boulevard des Amandiers bevor, und zwar vom Theater Prince Eugène, Théâtre des Arts, Théâtre des Sonambules und Délassemens comiques. Da wird denn wohl der neue Cäsar dem Geschrei: „Panis et circensis!" genügt haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 34. Bremen, 23. August. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die „Zeichen der Zeit“ in Frankreich.

Von Wilh. Kiesselbach.

Das Ergebniß der jüngst in Frankreich vollzogenen Wahlen für die Besetzung der kaiserlichen Kammer hat denn doch das politische Publikum in Europa einigermaßen überrascht. Denn wenn auch die oppositionellen Elemente des Repräsentativkörpers weitaus in der Minderheit bleiben, und demnach auf den Gang der Napoleonischen Politik keinen bedeutenden Einfluß ausüben werden, so gilt es doch allgemein in der öffentlichen Meinung schon an und für sich als ein wichtiges Ereigniß, daß überhaupt nur heutzutage in Frankreich Oppositionswahlen mit scharf ausgesprochener persönlicher Richtung vorkommen konnten, und daß vollends die Centralstadt Paris mit denselben dem übrigen Reiche vorangeschritten ist. Man hatte bis dahin auch außerhalb Frankreichs zu fest an die unbedingte Brauchbarkeit des jetzigen französischen Staatsmechanismus im Dienste der kaiserlichen Interessen geglaubt, das „System“ des Cäsarismus schien über zu viele Mittel und Handhaben aller Art zu verfügen, als daß ein selbstständiger politischer Willensakt in einem Theile der Bevölkerung für möglich gehalten wurde. Eine Staatskunst, welche vor Jahren mittelst der allgemeinen Abstimmung eine angebliche Republik in eine byzantinische Autokratie umzuwandeln verstand, mußte füglich, nachdem sie sich breit festgesetzt hatte, doch eigentlich auch fähig sein, einen Thiers, den abgestandenen Staatsmann der Orleans, von der politischen Tribüne fernzuhalten, sobald sie nicht etwa im Geheimen gradezu für ihre höheren Zwecke einer „Opposition Seiner Majestät“ besonders bedurfte.

War man indessen in kurzer Zeit genöthigt, sich einzuräumen, daß wirklich die orleanistische Beimischung des neuen Delegirtenkörpers wider Willen des kaiserlichen Regiments erfolgt war, gestand man sich dabei zu, wie etwelche lebhafte parlamentarische Erörterungen, die gewiß vergangene Zeiten berühren werden, doch keinesweges einer Dynastie genehm sein mögen, welche durch eigene Gewalt an's Ruder gelangt ist, so erscheint gar das Faktum, daß die Residenz Paris in der Majorität ihrer Bevölkerung zu oppositionellen Wahlen greift, im ersten Augenblick so seltsam, daß man zunächst vergebens nach den realpolitischen Motiven fragt, die dabei vorgewaltet haben können. An und für sich hat ja die Napoleonische Herrschaft der Hauptstadt an der Seine in ihrer Stellung zum gesammten Lande neue außerordentliche materielle Vortheile zugewandt; wie ließ sich da von dieser verwöhnten Einwohnerschaft eine Opposition gegen den kaiserlichen Willen erwarten, wie kommt es, daß die eben nur durch die straffe Staatscentralisation so übermäßig angewachsene Pariser Menschenmenge sich nun gegen ein politisches System wendet, dessen Fortdauer ihr doch offenbar einzig und allein den größten Theil ihrer wirthschaftlichen Existenz verbürgt?

Wenn in den Departements des französischen Reiches sich gegenwärtig Bewegungen zeigten, welche auf eine Decentralisation des romanischen Staatsgefüges hinarbeiteten, wenn die lokale Selbstregierung und Selbstverwaltung in den Gemeinden oder den alten natürlichen Provinzen, die Stände von Languedoc, ihre Rechte von der Centraladministration jetzt endlich zurückverlangten, so ließe sich eine derartige Bestrebung, wie Odilon Barrot sie noch jüngst gefordert hat, in der französischen Nation wohl begreifen. Dann träte jedoch das Land nicht bloß der Napoleonischen Hierarchie sondern folgerichtig auch in gleicher Weise der Uebermacht der Residenz gegenüber, welche alle ökonomischen und politischen Kräfte des Gesammtgebietes rücksichtslos in sich auffaugt. Die Anbahnung eines gesunden konstitutionellen Lebens durch ganz Frankreich mit der nothwendigen territorialen Selbständigkeit der einzelnen Theile, mit der genügenden Freiheit für die lokale gesellschaftliche Bethätigung müßte den Gegner nicht minder in der Alles an sich reißenden Metropole als in dem Herrscher selbst finden, der schließlich doch nur als Statue auf dem Postament dieser Metropole steht; und demnach hätte vor allen Andern Paris den dringendsten Beweggrund, die kaiserliche Herrschaft unbedingt festzuhalten.

Nichts aber belegt es deßwegen nun wohl mehr, in welchem Grade die französische Staatscentralisation das Staatswesen von seiner naturgemäßen Basis entfernt hat, als eben der Umstand, daß Paris selber offen in die Opposition gegen das kaiserliche Regiment eintritt, während das ganze übrige Land, mit Ausnahme einiger weniger Städte, demselben gegenüber in regungsloser Apathie verharrt. Wenn überhaupt noch politische Kraft in Frankreich in der Nation vorhanden ist, so arbeitet sie fast einzig in Paris weiter; welcher Platz jedoch dabei in seinem moralischen Gegensatze zu der verkehrten dynastischen Staatskunst folgerichtig mit seinem eigenen Interesse in Konflikt gerathen muß, sobald Frankreich wirklich zu einem organischen Staatsgefüge auf dem Wege der historischen Entwicklung zurückgeführt werden soll.

Das berühmte, im Jahre 1857 erschienene Werk Tocque-

ville's „L'ancien régime et la révolution" führt den [illegible] in jenem, zwanzig Jahre früher veröffentlichten, Werke des Verfassers über Amerika berührten Gedanken weiter aus, daß die französische Staatscentralisation keineswegs, wie man lange Zeit geglaubt habe, mit der ersten Revolution ihren Ausgang nähme, sondern seit Jahrhunderten bereits durch die Krone eingeleitet worden sei, und dann hinterdrein am Schlusse des vorigen Jahrhunderts nur ihre durchschlagenden Konsequenzen ziehe. Weist aber der genannte Autor darin gründlich nach, wie von den Zeiten Ludwig's XI. an der Staatsmechanismus, welcher dem italienischen Städtethum entlehnt ward, sich in Frankreich immer mehr in die natürlichen socialpolitischen Gebilde des Landes eindrängt, wie nach und nach alle gesellschaftliche Selbstthätigkeit auf dem französischen Boden durch die von Paris ausgehende Gesammtadministration lahm gelegt wird, so liegt in der historischen Darstellung dieses staatlichen Vorganges zugleich der Schluß angedeutet, daß damit im langen Laufe der Jahre auch die Grundlage in Frankreich völlig zerstört worden ist, auf welcher sich naturgemäß der konstitutionelle Staat aufbaut. Die Theilnahme eines Volkes an seiner Staatsregierung kann ja in Wirklichkeit nur in einem Lande Platz greifen, dessen Bewohner im Laufe der Geschichte daran gewöhnt sind, die sie zunächst betreffenden öffentlichen Angelegenheiten in Gemeinde und Provinz selber zu besorgen. Sobald dagegen bis zu dem kleinsten Dorfe hin der Staatswille unbedingt durch seine Beamten in das tägliche Dasein eingreift und die gesammte Bevölkerung nur zu gehorchenden Unterthanen statt zu selbständigen Menschen macht, haben die socialen Kräfte nirgends Gelegenheit, in der Bildung von örtlichen Gruppen sich eine politische Thätigkeit zu ermöglichen und als eine geschlossene reale Macht eine Bedeutung im Staate zu gewinnen. Seit Jahrhunderten ist nun aber der sociale Unterbau des französischen Staatsgebäudes völlig zerstört. Die Königsgewalt und später die Gewalt der Republik und des Kaiserreichs hat überall auf dem Lande den gesellschaftlichen Eigenwillen der Menge beseitigt und so sich einen Bevölkerungsstoff zubereitet, der gar nicht im Stande ist, in freier Thätigkeit bestimmend auf den Staatsorganismus zurückzuwirken. Wie will denn ein Mensch, der in seinem Departement oder in seiner Stadt niemals in die Lage gekommen ist, sich am öffentlichen Leben zu betheiligen, plötzlich durch seine Wahl oder in eigener Person auf den gesammten Staatswillen einen Einfluß ausüben, wenn ihm jeder sociale Zusammenhang mit seinen Nebenmännern in der Heimath fehlt? Eine Landeskammer, die nicht im Betreff ihrer Mitglieder in der territorialen Selbstregierung und Selbstverwaltung wurzelt, verwandelt ganz gewiß allemal den Kreis der Delegirten nach und nach entweder in eine ständische Beamtenschaar oder in eine Parteiphalanx, welche bei ihrer abstrakten Politik ebenfalls keinen festen Boden in dem gesellschaftlichen Zustande des Landes unter sich hat.

Wie aber in Frankreich das Königthum unausgesetzt darauf hingearbeitet hatte, mit der Beseitigung der Feudalzeit die absolutistische centralisirte Administration zum Staate selber zu machen, wie die Republik und das erste Kaiserreich in gleicher Weise den gesammten nationalen Zusammenhang nur in dem großen Regierungsmechanismus suchte, so ist auch hinterdrein weder unter den zurückgekehrten Bourbonen noch unter Ludwig Philipp der französische Staatskörper aus dieser Künstlichkeit herausgekommen, und das zweite Kaiserreich vollends weiß von dem nothwendigen Gleichgewichte zwischen der freien Gesellschaft und den Bedingungen des Staatsgefüges, zwischen Centralisation und Decentralisation nichts. Was daher nach der Restauration an konstitutionellem Leben in Frankreich äußerlich auftritt, ist nur ein äußerer Schein, der den absolutistischen Administrativstaat einigermaßen verdecken soll. Für die Entwicklung des wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustandes im Lande war nichts damit gewonnen, welche Partei auch in der französischen Kammer die Oberhand hatte; im Gegentheil der konstitutionelle Nimbus des Parlamentes in der Hauptstadt ließ es vollends der Nation nicht zum Bewußtsein kommen, daß einzig mit der Decentralisation des Administrationssystems in Frankreich eine Grundlage bereitet werden könne, von welcher aus eine Jahrhunderte alte künstliche politische Erziehung oder besser Mißerziehung des Volkes rückgängig zu machen ist. Statt aller großartigen, von der Tribüne erschallenden Reden hätte eine durchgreifende Hebung der Landschulen, eine Kräftigung der französischen Landwirthschaft, die Einführung einer freisinnigen Gemeindeverwaltung der Verwirklichung des wahren Konstitutionalismus in die Hände arbeiten sollen.

Diese großen Versäumnisse in der socialpolitischen Durchbildung der französischen Nation lassen sich aber nicht etwa jetzt hinterdrein in kurzer Zeit nachholen; es fehlt in Frankreich fast an allen Vorbedingungen eines wirklich konstitutionellen Lebens. Einer straff koncentrirten Beamten- und Militärherrschaft steht eine verhältnißmäßig arme ungegliederte Bevölkerung auf dem Lande gegenüber, von welcher ein Drittel nicht einmal lesen und schreiben kann, während die größeren Städte mit den Interessen des beweglichen Kapitals zu eng an die gegenwärtige Regierung gebunden sind, um aus eigenem Antrieb großartige Reformen durchzuführen. Die ganze oppositionelle Bewegung, welche jetzt gegen das Napoleonische System in dem französischen Bürgerthum sich kund giebt, ist mithin vorerst noch weniger realpolitischer als vielmehr moralischer Natur; ein positiver schöpferischer politischer Gedanke, der an die Stelle des Cäsarismus ein neues Staatsgefüge zu setzen beabsichtigte, herrscht dabei nicht vor; der Gegensatz entspringt unseres Erachtens hauptsächlich aus der sittlichen Empörung der gebildeten Klassen über das Wesen einer Staatskunst und ihrer Träger, welche in Rücksicht auf das Interesse jedes ethische Bedenken bei Seite gestellt und die höheren Schichten des Beamtenthums wie überhaupt die öffentliche Sitte in der auffälligsten Weise afficirt haben. So läßt es sich auch vielleicht nur allein erklären, daß Thiers jetzt wieder auf die Tribüne geschickt wird. Ein organisatorischer Kopf ist ja doch dieser Tom Pouce unter den europäischen Staatsmännern nie gewesen; er bildet nicht etwa den Führer einer Partei, die darauf ausginge, durch eine gründliche socialpolitische Umgestaltung aller französischen Verhältnisse der staatlichen Centralisation fortan ein Halt zu gebieten und dergestalt einen festen Boden für den Konstitutionalismus zu gewinnen; sondern er gilt als der persönliche Gegner des Kaisers Napoleon und soll mit seiner Redegabe vornehmlich gegen die Personen des kaiserlichen Systems kämpfen; es ist zunächst für die Gegner auf eine moralische, nicht so sehr auf eine politische Niederlage abgesehen.

Wie leicht nämlich immerhin neuerdings namentlich in den Städten Frankreichs die Sitten wieder geworden sind, wie sehr dort das ruhelose Jagen nach Glücksgütern und eine ungezügelte Genußsucht, auf das Beispiel der herrschenden Persönlichkeiten hin, alle Klassen ergriffen hat, es mußte doch auf die Dauer die Napoleonische Staatsmoral in ihren verschiedenen Erscheinungen in den bürgerlichen Schichten der Städte einen Widerwillen hervorrufen, der nach und nach zu einem politischen Faktor werden kann. Auch eine Nation verlangt sittliche Anregungen, so gut wie der einzelne Mensch; sucht sie dieselben lange Zeit vergebens, so verfällt sie gern einer allgemeinen Unzufriedenheit, welche dann allmälig einen oppositionellen Charakter in Rücksicht auf das herrschende System und seine Träger annimmt. Lamartine's berühmtes Wort: „Frankreich langweilt sich" deutet eben auf die

innere Leere hin, welche in jedem Volke sich einstellt, das vergebens im Staate eine höhere Befriedigung des Daseins zu erreichen strebt. Selbst ohne, daß sie vielleicht wissen, welche neue Wendung die französische Staatsentwicklung in Zukunft etwa nehmen kann oder soll, haben die Schichten der gebildeten Bourgeoisie in Frankreich doch jetzt den Napoleonismus und seine Mittel gründlich satt. Der militärische Pomp ist kein Reizmittel mehr für sie, die byzantinische Ceremonie am Hofe verletzt grade die gebildeten Klassen am meisten; sie kennen den sittlichen Werth, der hinter all dem Geflitter steckt, sie täuschen sich nicht mehr über den eigentlichen Inhalt des angeblichen Patriotismus, unter dessen Mantel die rücksichtsloseste Einzelherrschaft befestigt wird; der Napoleonische Glanz läßt sie fortan kalt; sogar die großen wirthschaftlichen Vortheile, welche Paris der kaiserlichen Regierung verdankt, kann die Gemüther schließlich nicht entschädigen für das drückende Gefühl, welches die künstliche Staatsmaschinerie um die Menschenbrust legt. Sie schreien nach Luft; es muß anders werden — aber was kann denn in Frankreich so schnell anders werden, und welche Mittel hat man wohl, es dauernd anders zu machen?

Der Kampf gegen die Person des französischen Herrschers ist allerdings von den französischen Flüchtlingen im Auslande seit lange geführt worden. Wie Orsini den persönlichen Feind durch Bomben aus der Welt schaffen wollte, so hat auch die Presse der Emigrirten von auswärts her unausgesetzt einen Kugelregen auf ihn gerichtet, der seine menschliche Würde in den Augen Frankreichs wie Europas vernichten sollte. Schlimmere Dinge sind wohl niemals über eine Dynastenfamilie bei ihren Lebzeiten geschrieben worden, als sie in Mirecourt's berüchtigtem Buche: »die galanten Frauen der Napoleoniden« stehen. Brantôme's bekanntes Gemälde von dem Hofe der Katharina von Medici bleibt im Vergleich zu diesem Werke eine harmlose Schilderung jener Leichtfertigkeiten, welche die Italienerin an die Seine gebracht hatte; die Memoiren des Grafen von Schlitz-Görtz über das Pariser Leben am Anfange unseres Jahrhunderts, wie tief sie auch auf die einzelnen Vorkommnisse bei den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, dem Kaiser selber, und bei Elisa, Carolina Pauline, Josephine und Hortense eingehen, sie erscheinen als milde Beurtheilungen den knirschenden Angriffen der Mirecourt'schen Hefte gegenüber. Was nur das Gerücht aufgebracht hat, wird hier in der rücksichtslosesten Weise zusammengestellt und dem Publikum vorgeführt; die Ueberzeugung der Menge von dem Uebermaß der individuellen Excentricität soll den Thron der heutigen Dynastie erschüttern. Dadurch aber beweist der Verfasser selber am klarsten, daß er gar nicht einsieht, wo denn eigentlich das heutige staatliche Unglück seiner Nation liegt; die Rückkehr zur staatlichen Gesundheit wird in keinem Lande damit gefördert, daß man Personen angreift, statt die Zustände in allmäliger Arbeit zu ändern; wo der ganze Staat in unbedingter Centralisation durchgeführt ist, ergiebt sich der Cäsarismus von selber und mit ihm die eigenthümliche Moral des Cäsarenthums — man muß die Ursachen in der Politik bekämpfen, nicht die Folgen!

Die heutige französische Dynastie ist aber ganz folgerichtig aus der socialpolitischen Geschichte Frankreichs hervorgegangen; die Unselbständigkeit der französischen Gesellschaft dem Staate gegenüber, die vollständige Passivität der Außentheile bei der Uebermacht der Centralstadt Paris drängen die koncentrirte Staatsmacht in eine Hand, die Zustände an sich führen zu der unbedingten Herrschaft eines Kopfes hin. Wenn daher auch in unseren Tagen durch irgend einen Zwischenfall die jetzige Herrscherfamilie in Frankreich beseitigt würde, das Cäsarenthum wäre damit in Paris ebenso wenig abgeschafft als einst in Rom nach dem Tode des Tiberius, wie scharfe Pfeile auch Tacitus dagegen abgeschossen hatte. Schon allein die große Stadt ihrerseits bietet in ihrem Verhältniß zu dem Lande stets von neuem die Basis dar, auf welcher sich eine straffe Autokratie einrichten muß. Eine Kräftekoncentration von Millionen Menschen auf einem kleinen Raum zieht, wie die Weltgeschichte mehrmals gezeigt hat, eine politische Ueberlegenheit nach sich, die auch in ihren Nachwirkungen noch fortdauert, selbst wenn die Stadt bereits seit Jahrhunderten in Trümmern liegt. Beherrschte einst Babylon, als es in voller Blüthe stand, in seinen kulturlichen Ausströmungen ganz Vorderasien bis nach den europäischen Küsten hin, so gingen später nach der Zerstörung der Stadt ihre staatlichen Errungenschaften im Kreise der umliegenden Völker weiter, und Alexander durfte nach Jahrhunderten daran denken, den Platz noch einmal zum Mittelpunkt eines Weltreiches zu machen. Ebenso konnten die Barbaren des Nordens wohl die Häuser des kaiserlichen Roms in Asche legen; allein auf den Ruinen derselben verwandelte sich die frühere politische Herrschaft in eine kulturliche, in die Kirchenherrschaft, die ihre Fäden fortan noch über ein viel weiteres Gebiet ausspannte, als je vorher die römischen Adler gekannt hatten. Schon allein die bloße Existenz der Stadt Paris steht daher der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit in Frankreich, der Decentralisation des Staates, welche dem Gemeindeleben und der einzelnen Persönlichkeit die Unabhängigkeit zurückgiebt, unbesiegbar im Wege. Freilich weist London eine noch größere Ansammlung von Menschen und Mitteln auf, als Paris; allein dieselbe ist nicht erfolgt auf Kosten des brittischen Inselreiches; sie ist vielmehr aus der Stellung der Stadt im Welthandel hervorgegangen, die Quellen ihres Reichthums liegen auf dem ganzen Erdball zerstreut. Und da sie eben ihre eigene Blüthe nicht mit einer bloßen Kräftekoncentration aus dem Lande zu Stande gebracht hat, welches vielmehr gleichzeitig seine eigene wirthschaftliche Arbeit fortsetzte, so vermochte sie auch nicht, trotz aller Bestrebungen der Stuarts, das englische Staatsgefüge in einen Mechanismus umzuwandeln, in welcher die Residenz den ganzen Staat in sich aufsaugt und nirgendswo auf dem Außengebiete eine sociale und politische Selbstthätigkeit übrig läßt. Paris dagegen lebt, wenn wir von der industriellen Thätigkeit in einem Theile seiner Bevölkerung absehen, hauptsächlich von den Zuschüssen des übrigen Staatsbereiches. Nur sobald also Staatseinrichtungen in Frankreich fortbestehen, denen zu Folge mit der Koncentration der Staatsverwaltung die Steuern des Landes vornehmlich an der Seine verzehrt werden, vermag die Metropole überhaupt sich zu ernähren; eine mehr föderative politische Gliederung des Reiches würde unausbleiblich den Parisern die ökonomische Nahrung entziehen und dergestalt den Werth der Kapitalien gewaltig vermindern, die in den Bauten der Stadt angelegt sind. Einzig die politische Unselbständigkeit des übrigen Frankreichs ermöglicht die wirthschaftliche Selbständigkeit der Hauptstadt. Und da nun diese neben dem materiellen Kapital zugleich das geistige Kapital des ganzen Landes in sich vereinigt, so versteht es sich ja geradezu von selbst, daß sie schließlich am allerwenigsten die Decentralisation des Staates freiwillig einleiten wird, durch welche sie nothwendiger Weise verarmt und ihre bisherige Bedeutung zu verlieren Gefahr läuft.

Dabei bleibt es ferner noch zu berücksichtigen, daß wenn in den letzten Jahrhunderten der französischen Geschichte der Mittelstand sich in den Staatsdienst drängte, um durch den Kauf eines Amtes sich eine lebenslängliche Rente zu verschaffen, gegenwärtig die Menge der kleinen Rentiers, die ihr Geld statt in produktiver Wirthschaft, als Müßiggänger in Staatspapieren angelegt haben, nicht minder eine unbedingt vom Staate abhängige Bevölkerungs-

schicht bildet. Wie der große Banquier an der Seine, so sieht auch der kleine Mann in den vielen Provinzialstädten in Bezug der Rente seine Existenz von dem Staatsganzen unmittelbar abhängig. Jeder, der eine auf die Kourse drückende politische Störung in Frankreich hervorbringt, beeinträchtigt damit direkt in Haus und Hof eine große Anzahl Einzelner. Und diesen Umstand kennt man auf Seiten der französischen Regierung wie des französischen Volkes sehr wohl. Es ist nicht allein die Armee, auf welcher die Napoleonische Herrschaft ruht, die durch das Militär verstärkte Polizeigewalt, sondern zugleich auch die völlige Unselbstständigkeit aller Bevölkerungstheile. Bedingt überhaupt die unabweisliche Nothwendigkeit der Staatseinheit und der Staatsordnung eine überlegene herrschende Macht, so braucht dieselbe da um so weniger Zugeständnisse an die individuelle Freiheit der Menge zu machen, wo sich gar keine sociale Selbstständigkeit in der Menge zeigt. Man hat es oft ausgesprochen, daß der Napoleonismus gegenwärtig für Frankreich unentbehrlich ist; und zwar nicht bloß, weil die Kaiserhand die etwaigen kommunistischen Bestrebungen niederzuhalten vermöge, sondern weil sie allein auch die Bürgschaft dafür abgiebt, daß keine politische Störung den so künstlich verflochtenen Zustand aller Interessen in Frage stelle — bei einer Revolution würden heut zu Tage in Frankreich Alle verlieren.

Dergestalt ist denn die jetzt in dem Lande auftauchende Opposition, wie wir schon oben einmal angedeutet haben, keineswegs etwa realpolitischer Natur, sondern sie verfolgt zunächst sittliche Zwecke im Staate und noch dazu nur mit moralischen Mitteln. Es ist das menschliche, freiheitsbedürftige Gefühl, welches sich darin gegen den Staatszwang ausspricht, verbunden mit der Kultur des Geistes und Herzens, der die alte machiavellistische Politik ethisch widerstrebt. Der gebildete Mensch in Frankreich lehnt sich gegen die Napoleonische Staatskunst wegen ihres Mangels an Gesittigung auf, er verlangt von dem Staate wieder einen ethischen Inhalt, wobei er jedoch nicht gewahrt, daß der gesammte heutige Staatszustand unmittelbar aus der bisherigen Staatsgeschichte Frankreichs hervorgegangen ist. Die Opposition kämpft gegen Personen; sie kann sie im besten Falle aus den Staatsstellen verdrängen, aber die Nachfolger derselben stehen dann auf der nämlichen Basis ihrer Vorgänger und ziehen daraus die nämlichen politischen und moralischen Konsequenzen. Der Napoleonismus Frankreichs vermag nicht etwa durch die Wiedereinsetzung der Orleans beseitigt zu werden, so sehr sich diese Familie neuerdings auch bemüht hat, die moralischen Sympathien der liberalen Klassen für ihren politischen Humanismus zu gewinnen; Ludwig Philipp seinerseits fiel ja grade deßwegen, weil er dem romanischen Charakter des französischen Staatsgefüges, durch die Jahrhunderte hin ausgebildet, den Mantel eines Scheinkonstitutionalismus umlegen wollte, ohne ihn in seinem Grundwesen wirklich konstitutionell umzugestalten. Niemand im Lande war damit zufrieden, die verschiedensten Parteien vereinigten sich ein System umzustürzen, das weder Konstitutionalismus noch Cäsarismus war; und ebenso würde es voraussichtlich den Orleans wieder gehen, falls sie nach ihrer Rückkehr abermals die Bahnen des Vaters einschlügen.

Es gehört vielmehr eine ungeheuere social-politische Arbeit dazu, um Frankreich von unten auf nur einmal für einen wirklichen konstitutionellen Staatsorganismus vorzubereiten, und eine weitere Anstrengung bleibt erforderlich, daß die dann vorhandenen realpolitischen Potenzen die richtige Ausgleichung in dem Staatsgefüge finden; die historischen Einflüsse von fünf Jahrhunderten auf Land und Bevölkerung müßten rückgängig gemacht werden. Nun sind zwar neuerdings einige bedeutende staatsmännische Köpfe in Frankreich offen für den Gedanken eingetreten, daß dem staatlichen Romanismus, der Politik des antiken Stadtstaates, wie sie später aus dem mittelalterlichen Städteleben Italiens in die Flächenreiche hineingedrungen ist, entgegen zu arbeiten sei. So hat z. B. Baudrillart in seinem bedeutenden Werke über „Bodinus und seine Zeit“ es nachgewiesen, wie verderblich die politische Abstraktion und der romanische Administrativ-Mechanismus auf das ursprünglich „germanische Wesen“ der socialen Zustände in Frankreich einwirken mußte, und wie demnach auch die Staatswissenschaft jeden festen Boden unter den Füßen verlor, so daß sie sich schließlich in lauter Phantasien erging. Dieselbe Auffassung findet sich ferner bei Tocqueville in dem schon angeführten Werke über das alte Regime wieder. Wir sehen darin, wie der Adel Frankreichs unter der centralisirenden Königsmacht zum reinen Hofadel wird, wie die Provinzialstände und Städte jede Selbstverwaltung verlieren, wie alle Staats- und Gesellschaftslasten auf den Schultern der Bauern liegen, denen weder Sully noch die Physiokraten wirklich geholfen haben. Nur ist uns der berühmte Verfasser bei seinem jüngst erfolgten Tode die Antwort schuldig geblieben, auf welche Weise denn nun das heutige Frankreich zu den gesunden Wechselbeziehungen von Gesellschaft und Staat, von Mittelpunkt und Peripherie zurückgeführt werden kann. Und selbst Odilon Barrot hält sich in seinem Buche über die Decentralisation eigentlich bloß an den politischen Begriff, er zeigt nicht, wie dieselbe praktisch zu verwirklichen ist.

Bleiben aber derartige Anschauungen in Frankreich einerseits noch immer höchst vereinzelt, werden sie von einer Menge nicht verstanden, welche seit vielen Generationen dazu erzogen ist, alle politische und administrative Thätigkeit von dem Staate als solchem zu erwarten, so läßt sich andererseits auch gar nicht absehen, welche Handhaben sich selbst einer größeren Partei darbieten könnten, die darnach strebte, wieder „germanisches Wesen“ in den französischen Staat zu bringen. Die Kammer zu Paris selber ist dazu außer Stande. Ihre legislative Wirksamkeit ist durch ihre gesammte Stellung schon centralistischer Art, und die Bevölkerung im übrigen Frankreich findet in sich keine Selbständigkeit, welche die Uebermacht der Stadt Paris und den auf ihr beruhenden Cäsarismus eingrenzen könnte. Was wollen da einige wenige einsichtsvolle Köpfe ausrichten? Ihre Worte verhallen im Winde. Sie sind, so zu sagen nichts als das Selbstbewußtsein des heutigen durch und durch ungesunden französischen Staatskörpers, ohne Mittel, seine Hypotrophie zu heilen; sie können, wie Kassandra, das Schicksal nur beklagen, aber nicht wenden; die Folgerichtigkeiten der Vergangenheit herrschen in Frankreich unbedingt weiter und drohen stets auf's Neue, sich auch das übrige Europa zu unterwerfen! Man dürfte daher wohl schwerlich irren, wenn man der heutigen oppositionellen Bewegung in Frankreich keine durchgreifende Bedeutung zuschreibt. Sie mag einige mißliebige Männer aus dem Kabinet entfernen, der Napoleonischen Politik mildere Formen abnöthigen, allein auf einen Umbau des Staates selbst wird sie nicht hinwirken. Sogar mit Napoleon III. selber wäre der Napoleonismus in Frankreich noch lange nicht beseitigt. Staaten, deren Leben in so künstlicher Weise auf einen Punct koncentrirt ist, kennen wohl Palastrevolutionen, welche eine Personenveränderung hervorrufen; aber damit wird die gesammte, geschichtlich gewordene Lagerung der socialpolitischen Verhältnisse nicht verändert, welche immer wieder zu den nämlichen staatlichen Konsequenzen führt. Die Uebermacht der Hauptstadt Paris mit ihrem materiellen und geistigen Kapital, der langgewohnte, in Alles eingreifende Staatsmechanismus bei der Unselbständigkeit der Bevölkerung lassen die freie politische Bethätigung der französischen Nation nicht aufkommen. Wenn Konstantin Franz in seiner „Kritik aller Parteien“ das föderale Princip zum

Grundgesetz einer liberalen Staatsverfassung erhebt, dann wird er doch einräumen müssen, daß in Frankreich im Laufe der Zeit alle föderativen Lebensmomente vernichtet sind. Wie einst Ludwig XIV. aus der Vergangenheit Ostroms die Hofceremonie herüber nahm, so ist allmälig der ganze französische Staatscharakter byzantinischer Natur geworden; man sucht in dem Lande vergebens nach Kräften, welche dem unbedingt vorwaltenden Staatsmechanismus die Selbstständigkeit des Individuums, der Gemeinde, der Provinz gegenüber stellen könnten. Daher rührt denn auch die oft gehörte Aeußerung: „der Napoleonismus sei in Frankreich eine Nothwendigkeit geworden“; es heißt nach Tocqueville's Auffassung wohl richtiger: ein Nationalunglück, in welches das Land durch seine seit Jahrhunderten fortgesetzte romanische Centralisation gerathen ist.

* Berliner Briefe.

Von A. Lücke.

Berlin, im August.

Sauregurkenzeit! So tönt es in Berlin alljährlich in der Zeit von Mitte Juli's bis Ende August's, bald in elegischem dolente, bald in lautem lamentoso, bald in verbissenem, aber deutlich erkennbarem arrabbiato — je nach dem Steigen des Quecksilbers am Thermometer, dem Fallen der Zahl der in der Stadt Zurückgebliebenen, dem Ueberhandnehmen der aus den Fenstern der Chambregarnie's heraushangenden Vermiethzettel — überhaupt je nach dem Zunehmen der zahlreichen Symptome der alle Sommer eintretenden Entvölkerung der Hauptstadt. Aus verschiedenen Regionen der Einwohnerschaft ertönt der Nothschrei; aber aus keiner so laut und so allgemein, als aus der der Schneider und Feuilletonisten. Jene haben ihre Kunden seit dem Beginn der schönen Jahreszeit mit allem Nöthigen und Angenehmen versorgt und sehen sich nun auf ein paar Monate verdammt zu beschaulicher Muße oder täglichen Landpartieen nach der Hasenhaide; diese finden bei der hereinbrechenden Stille und Ereignißlosigkeit keinen Stoff für ihre Berichte und Besprechungen; und, noch nicht einmal so glücklich gestellt, als jene ihre Leidensgenossen, dürfen sie sich nicht einmal zu jener Muße verdammen lassen; ihre Kunden, d. h. ihre Blätter, gehen nicht auf Reisen oder auf's Land, sie verlangen ihren täglichen oder wöchentlichen Bedarf — mag er herkommen, woher er will.

Näher besehen, ist dem hier berichtenden Feuilletonisten, wenigstens seitdem er Anlaß fand, den Ernst der jährlich wiederkehrenden Situation an sich herantreten zu lassen — also seitdem er Feuilletonist ist — die sommerliche Oede und Ereignißlosigkeit Berlins nie so ungeheuer erschienen, als er sie häufig von seinen Kollegen dargestellt fand. Nur aus ganz fernen Zeiten her schweben ihm noch konturlose Bilder von Stille und Langweiligkeit vor, die ihre Begründung in der Wirklichkeit gehabt haben mögen. Aber das gegenwärtige Berlin und das Berlin jener Erinnerungen! Der Unterschied ist so groß, wie der zwischen einer ruhigen, gemüthlichen Provinzialstadt und einer Weltstadt. In seiner ruhigsten, oder richtiger gesagt am wenigsten geräuschvollen Zeit bietet es immer noch ein Durcheinander von Getreibe, Gelärme, Gewühle und von Ereignissen, daß Einem der Kopf eher wüst wird vom Zuviel als leer vom Zuwenig. Da sollte man nun meinen, dies wäre so recht der Fall, für den das Goethe'sche „greift nur hinein in's volle Menschenleben“ bestimmt wäre! Denn wenn der Meister seinen Lehrspruch auch zunächst an den Dichter richtet, wenn auch ungezählte Schaaren in einer Haupt- und Residenzstadt umherlaufen mögen, die nicht Stoff geben zum kleinsten Epigramm, so ist die Lehre doch nicht minder brauchbar für den Feuilletonisten.

Die Noth an eigentlichen, d. h. herkömmlichen Feuilletonereignissen ist aber, wie gesagt, gar nicht so groß, und am wenigsten in der diesjährigen Sauregurkensaison, daß die Herren „unter dem Striche“ in den großen Tages- und Wochenblättern gezwungen wären, die Grenzen ihres herkömmlichen Jagdreviers zu überschreiten und sich in das Goethe'sche volle Menschenleben zu stürzen. Die königlichen Theater waren zwar geschlossen, dagegen spielten an zwei andern Theatern interessante Wiener Gäste; in drei Theatern, in denen der Geist ein seltener Gast ist, traten aus Paris verschriebene Geister auf, leider in noch geistloseren Stücken, als die der Wiener Gäste sind, was viel gesagt ist. Da ist ferner eine Ausstellung von Reliquien Friedrichs des Großen und von Werken und Gegenständen aller Art, die auf ihn Bezug haben und auf die Befreiungskriege und ihre Helden. Da ist ferner eine kleine Ausstellung von Werken der bildenden Kunst, da sind Prachtbauten vollendet, neue Stadttheile entstanden, da ist ein achttägiger oder richtiger achtabendlicher Krawall mit Demolirung von vielem öffentlichen und privaten Eigenthume durch flache und scharfe Säbelhiebe; da ist endlich noch vieles Andre, das alles in korrektestem Feuilletonstil besprochen werden kann, allerdings unter Anwendung einiger Selbstkritik in Rücksicht auf die jetzt in preußischen Landen waltenden finstern Mächte der neuen Preßverordnungen und Verwarnungen.

Die am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gastirenden Wiener Künstler, namentlich die Herren Fichtner und Meixner, machten dasselbe Glück mit ihrem Spiel wie im vergangenen Jahre und hatten dasselbe Unglück mit den mitgebrachten neuen Stücken, welche sie sich für das Gastspiel hatten anfertigen lassen, und deren Rollen ihnen von den Verfassern — wie es im Theaterjargon heißt — auf den Leib geschrieben oder geschneidert waren. Noch größeren Erfolg hatte die für sich allein am Victoria auftretende Frau Rettich mit ihrem Spiele, während die beiden größeren und für Berlin neuen Stücke — das eine ein glänzendes, das andere ein gelindes — Fiasko erlebten. Jenes war ein mehr als schwaches Machwerk Halms, Begum Somru betitelt, von dessen Existenz, obwohl es schon ein älteres Stück ist, in Berlin Niemand eine Ahnung hatte. Die Leibschneider der vereinigten Wiener Künstler waren im vergangenen Jahre Benedix, in diesem Jahre Hackländer und Bauernfeld, also drei Männer von Geschick und begründetem Rufe, wiewohl Bauernfelds wie Benedixens spätere Stücke ihren Kurs mehr durch den Credit der früheren als durch ihren eignen Gehalt ermöglichten. Aber mit dem „AufdenLeibschreiben“ von Rollen ist es eine eigene Sache, und geniale Kunstwerke zuwege zu bringen ist die Operation wenig geeignet, am wenigsten für uns Deutsche, die es in der Mache fast nie zu der Fertigkeit bringen, welche nothwendig ist, um sozusagen mit kaltem Blute ein beliebiges Kunstwerk in die Welt zu setzen, wie dies den Franzosen so gut gelingt. Dem Deutschen muß, wenn er produziren will, erst das Feuer der Begeisterung alle Geisteskräfte potenziren. Die Dame Begeisterung ist aber bekanntermaßen unendlich weniger gefällig und gefügig als die Dame Berechnung, und sehr leicht erklärt sich aus diesem Sachverhalte der Unterschied zwischen der Productivität der Deutschen und der Franzosen. Sehr treffend sagt in Bezug hierauf Gustav Freytag: „dem Deutschen wird es schwer, zu den tief empfundenen Charakteren die Handlung zu konstruiren; die Literatur der romanischen Völker hat nichts, was sie den höchsten Leistungen des germanischen Geistes an die Seite setzen kann, aber den schwächeren Talenten unsres Volkes gedeiht in der Anlage nicht häufig ein brauchbares Theaterstück.“

Ich weiß nicht, auf welche Art die französischen Theaterdichter ihre Gewandtheit in der Technik erwerben, und es mag wohl, da

für dieses Feld der Kunstschöpfung keine eigentliche Schule existirt und existiren kann, hier die natürliche Anlage des Volkes die Hauptrolle spielen. Dagegen ist es in den bildenden Künsten, namentlich in der Malerei, Bildhauerei und Kupferstichkunst, neben der natürlichen Anlage unstreitig die rationellere Schule, welche den Franzosen ihr Uebergewicht über uns Deutsche in der Technik verschafft. Denn in diesen Künsten besteht dies Uebergewicht ganz ebenso, wie in der Theaterliteratur. Am besten ist dieser Thatbestand zu erkennen an der Masse der Kunstprodukte, welche für den großen Markt bestimmt sind und überwiegend die Ausstattung der Schaufenster unsrer Bilderladen bilden, oder welche noch mehr als jene mehr Nützlichkeits-, als Kunstzwecken dienen; beispielsweise erinnere ich an die Modekupfer. So geringen Kunstwerth alle diese Sachen haben, so groß ist die Leichtigkeit, mit welcher sie erdacht und ausgeführt sind. Der deutsche Zeichner kann gar nicht daran denken, auf diesem Gebiete mit dem Franzosen zu concurriren. Eine Kunst ist jedoch, in welcher dies Verhältniß nicht zutrifft oder doch nur zeitweise und zufallsweise; es ist die Musik.

Schon seit dem Beginne der diesjährigen sogenannten Saison morte haben wir hier eine große Ausstellung im Concertsaale des Schauspielhauses, nach deren Besuche zu urtheilen man allerdings versucht sein könnte zu glauben, daß zur Zeit nur wenige Menschen in Berlin zurückgeblieben sind. Und doch ist die Ausstellung eine höchst interessante, lehrreiche, anregende und vielfach recht eigentlich erhebende. Sie bildet die etwas späte Nachfeier der Jubelfeier des Hubertsburger Friedens und der nationalen Erhebung gegen die Napoleonische Fremdherrschaft und bringt dem entsprechend eine außerordentlich zahlreiche Ausstellung von Gegenständen der Erinnerung an den großen König und an die Kriege von 1813 bis 1815. Im vergangenen Jahre um dieselbe Zeit fand in demselben Saale eine andere Ausstellung statt; die der Entwürfe zum Schiller-Denkmale, welche auf die Einladung des hiesigen Magistrats zur Concurrenz aus allen Theilen Deutschlands und aus Rom eingegangen waren. Trotz der Jahreszeit war der Besuch ein so gewaltiger, daß man gezwungen war, das Publikum nur abtheilungsweise einzulassen. Es muß also mit dem spärlichen Besuche der gegenwärtigen, unzweifelhaft interessanteren Ausstellung seine eigene Bewandniß haben. Es ist hier noch in frischem Andenken, wie die eigentliche Jubelfeier der beiden genannten großen Ereignisse unter den Händen einer dem Lande widerwärtigen Partei, welche die Leitung der Angelegenheit an sich gerissen hatte, um sie für ihre speciellen Zwecke auszubeuten, so ziemlich verfehlt ausfiel. Dieselbe Partei ist es nun, welche die gegenwärtige Ausstellung — es wird nicht gesagt, zu wessen Vortheil — veranstaltet hat. Dem liberalen Berliner „paßt es nun nicht“, wie er sich ausdrückt, die Spezialzwecke dieser Partei fördern zu helfen. „Denn wie so?“ sagt er: „Der alte Fritze ist am wenigsten der Mann der Feudalen, und die Häupter ihrer Partei haben sich's was kosten lassen, zuerst die Erhebung gegen Napoleon zu verhindern und nachher die Früchte derselben zu verkümmern.“ — Eine nicht unbeträchtliche Menge, welche diesen Esprit de corps nicht besitzt, würde die Ausstellung besuchen, wenn sie mehr und Eindringlicheres darüber in den Zeitungen gelesen hätte, aber diese, natürlich fast alle liberaler Richtung, berichteten nur kühl und kurz oder gar nicht über die Sache. Mein Esprit de corps war nicht stark genug, mich von einem Genusse oder einer Vermehrung meiner Kenntnisse zurückzuhalten. Ich hatte gehört, daß den besten Theil der auf Friedrich den Großen bezüglichen Ausstellung eine nicht unbeträchtliche Zahl ausgezeichneter Gemälde, hauptsächlich von dem berühmten Pesne, ausmache, und war sehr begierig diese Bilder, welche zum Theil unvortheilhaft für die Ansicht in den verschiedenen königlichen Schlössern aufgehängt sind, genauer und mit mehr Muße, als dies eben dort möglich ist, betrachten zu können. Die Gemälde stellen zumeist den König in verschiedenen Lebensaltern, seine Familie in auf- und absteigender Linie, seine Helden, Jugendgenossen, Freunde u. s. w. vor, und wenn von der großen Anzahl selbstverständlich auch nur ein kleiner Theil aus Meisterwerken ersten Ranges bestehen konnte, so war meine Erwartung doch eher übertroffen als getäuscht. Aber das Kunstinteresse muß hier sehr bald andern Betrachtungen und Gefühlen Platz machen. All der Heldenmuth, die Geistesstärke und das Genie, welches den Kampf mit fast ganz Europa zum siegreichen Austrage brachte, tritt hier, gleichsam wieder zu Fleisch und Blut geworden, in seinen Trägern auf. Das ganze Gemälde jenes Kampfes, mit seinen Schlachten, Gefechten, Märschen und Zügen, die so kühn erdacht, so meisterhaft entworfen und mit so unwiderstehlichem Tempo ausgeführt wurden, rollt sich hier vor dem geistigen Auge noch einmal auf. Von den Helden des Königs erregen das meiste Interesse sein ritterlich liebenswürdiger Bruder, Prinz Heinrich, dessen Kühnheit und Scharfblick den König und den Staat zweimal aus rettungslos erscheinender Lage befreite, und von dem dieser noch in späten Jahren sagte: „Wir alle haben Fehler in diesem Kriege (dem siebenjährigen) gemacht, nur der hat keinen gemacht“; der bieder liebenswürdige Zieten, der ebenso verwegene Husar als gewiegte Feldherr. Wie der Friedrich'sche Geist zu seiner Zeit alle Verhältnisse durchdrang, damit sogar hinüberreichend über die Grenzen Preußens, zeigt die Ausstellung in einer großen Anzahl bildlicher Darstellungen der verschiedensten Art bis hinab auf die Etiketten von Tabackpacketen, welche in allergröbstem Holzschnitte den König auf seinem historischen Schimmel abgebildet zeigen. Eins derselben trägt die Aufschrift: „Veritabler Königstoback, zu haben bey Heinrich Smith in Bremen.“ In Glasschränken liegen sämmtliche Werke des Königs in ihren verschiedenen Ausgaben; ferner Handschriften von ihm, darunter die Schreibeübungen aus seinen Knabenjahren, sein Anti-Machiavelli, auch die Handschrift der Memoiren der Herzogin von Bayreuth, der Lieblingsschwester des Königs; seine musikalischen Compositionen, Briefe, Cabinetsordres u. s. w., ferner alle auf bedeutsame Ereignisse seiner Regierung geschlagene Medaillen, Tabacksdosen; endlich eigentliche Reliquien, wie der Degen, den Friedrich sein ganzes Leben hindurch trug, seine Flöten, sein Krückstock, die Kugel, welche ihn in der Schlacht bei Torgau traf, die aber auf der Tabatiere in seiner Brusttasche ihre Kraft verlor, eine Schärpe, Zietens Zobelmütze und Pardelfell, Seydlitzens Pallasch, Orden u. s. w.

Minder zahlreich, minder bedeutend und deßhalb bei weitem nicht so tief ergreifend sind die Gegenstände, welche auf die deutschen Freiheitskriege Bezug haben. Die Zeugnisse der Zeit konnten nicht so zahlreich sein als die aus der Friedrich'schen, da ihre Dauer eine kürzere war, und der Geist, der aus ihnen zu uns spricht, hat nicht die Gewalt, da nach der Beendigung der Kriege von Seiten der deutschen Regierungen das Mögliche geschah, diesen Geist abzudämpfen. Auch unter den Kunstwerken, die hauptsächlich aus den Bildnissen der Generäle und Staatsmänner jener Epoche bestehen, befindet sich kein einziges Meisterwerk. Es sind die Anfangswerke einer neuen, damals beginnenden Entwickelungsepoche der Kunst. Nur unter den plastischen Werken zeigen sich bedeutende Stücke von dem noch aus der alten in die neue Epoche hinüberragenden Schadow und von dem ersten großen Meister der neuen Epoche, Rauch.

Nun mit einem Sprunge komme ich aus der preußischen Heldenzeit zurück in die neueste preußische Geschichte; und es ist

das ein gewaltiger Sprung in jeder Beziehung! Oder sagen wir lieber in die neueste Berliner Chronik, denn der siebentägige Bummlerkrawall am Oranienplatz dürfte wohl kaum einst einen Platz in den Büchern der Geschichte angewiesen erhalten. Les extrèmes se touchent. Wenn eine große Hauptstadt die Spitzen der Civilisation und Bildung in ihrem Bereiche vereint, so beherbergt sie andrerseits in ihren entlegenen Winkeln eine Art von von Wilden — Karaiben, Botokuden, Buschmänner, Rothhäute, oder wie man sie sonst benennen möge nach den Völkerschaften —, welchen Kampf auf Tod und Leben gegen Alles, was Civilisation heißt, Naturnothwendigkeit ist, gegen Dinge wie Menschen. Wenn jene Wilden der Wildniß über die Ansiedlungen der Europäer herfallen, die Hütten und Blockhäuser verbrennen, das Vieh tödten und die Felder zerstören, so stachelt diese Wilden der Civilisation bei jeder sich darbietenden Gelegenheit ihr natürlicher Zerstörungstrieb zum Einwerfen von Fensterscheiben, Zertrümmern von Straßenlaternen, Demoliren von Rinnsteinbrücken, Zäunen, Mauern, ja, in besonders gehobener Stimmung und bei längerer Ungestörtheit sogar zum Demoliren von Wohnungen und ganzen Häusern. Wenn jene Söhne der Wildniß dem Sohne der Civilisation hinter Baumstamm oder Felsenvorsprung auflauern, ihn erlegen und skalpiren, so gilt es bei diesen für Tugend, den einzelnen Gensdarmen oder Konstabler, der ihnen in die Hände fällt, mit Füßen zu Tode zu stampfen. Im gewöhnlichen Straßenverkehr ahnt man nichts von der Existenz dieses Niederschlags der großstädtischen Verhältnisse; entwickelt sich aber irgendwo ein Auflauf oder gar ein Krawall, so scheinen die Gestalten mit den struppigen Haaren, den wüsten, blassen oder kupferigen Gesichtern, den heisern Stimmen und mit der um den Leib schlotternden Garderobe aus der Erde zu wachsen, und der Konstabler, der bisher mit sanften oder strengen Worten zum Auseinandergehen gemahnt hat, legt die Hand an sein Seitengewehr.

Eine so andauernde Festzeit, wie der an sieben Abenden wiederkehrende Krawall am Oranienplatze, war seit 1848 der Sippschaft nicht geworden. Ein Hauswirth vollstreckt aus vollkommen gerechtfertigten Gründen die Exmission an einem seiner Miether, und die Nachbarschaft, in Irrthum versetzt von letzterem über den Sachverhalt, versammelt sich vor dem Hause und macht Miene, Volksjustiz an dem Wirthe zu üben. Aus dem Auflaufe wird ein Krawall, und die Söhne der vorstädtischen Wildniß beginnen ihr Werk mit Steinwürfen auf die Konstabler und in die Fensterscheiben zuerst des betreffenden Hauses und dann der ganzen Umgegend. Das letzte und — wie man auch über Humanität denken möge — einzige Mittel gegen diese Verächter des Strafgesetzbuches und aller übrigen bürgerlichen Einrichtungen sind scharfe Säbelhiebe. Nur macht die Anwesenheit der bloßen Gaffer die Anwendung dieser letzten Mittel im Anfange etwas schwierig, wie denn überhaupt diese durch keinen Schaden klug zu machende Menge allein die Thätigkeit der wirklichen Canaille möglich macht. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Zuschauern bezahlte die Befriedigung ihrer Neugierde mit blutigem Kopfe oder mit einer mehr als unbequem verbrachten Nacht im Polizeigewahrsam.

Die Art der Entstehung und Entwicklung dieser unheimlichen Existenzen ist kein Geheimniß. Sie liegt in den Erziehungs- und Arbeitsverhältnissen der untersten Stände. Alle Criminalgesetzgebung ist wirkungslos gegen die Macht der Erziehung oder richtiger der Erziehungslosigkeit und des Beispiels im elterlichen Hause oder in der Fabrik; denn sobald die Kinder dem bestehenden Schulzwange genügt haben, müssen sie den Eltern helfen, Geld verdienen. Die kümmerlichen Anfänge von Zucht aber in der Schule sind schnell wieder verwischt in der Gesellschaft der rohen Arbeitsgenossen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Skopas Leben und Werke. Von L. Urlichs. — Geschichte der Franken unter den Merovingern. Von G. Bornhak. — Die Völkerschlacht bei Leipzig. Von Heinrich Wuttke. — Homerische Blätter. Von Immanuel Bekker. — Musik und Kultur. Von Karl Grün. — Das Buch der Güter Livlands und Oesels. Von Jegor von Sivers. — Dunkles Spiel. Eine Geschichte aus der großen und kleinen Welt. 3 Thle. Von Gustav Höcker. — Das Erbschloß. Roman in 3 Theilen. Von H. von Eichenfels. — Ein weiblicher Arzt. Roman in 2 Theilen. Von A. Stahl. — Die Literaten. Socialer Roman in 2 Theilen. Von Ida von Düringsfeld. — Der schwarze Mann. Geschichtlicher Roman in 3 Theilen. Von F. J. Proschko.

* Literarische Notizen. Die römische Geschichte von Theodor Mommsen, deren Erscheinen einen so wichtigen Abschnitt in den Forschungen über das Alterthum bildet, hat als ein epochemachendes Werk eine eigene Literatur hervorgerufen, begeisterte Verehrer und energische Gegner gefunden. Zu den letzten gehört der Professor Peter in Schulpforte, welcher schon vor zwei Jahren in einem Schulprogramme Angriffe gegen die Forschungen Mommsens richtete. Diesen hat er nun weitere hinzugefügt und dieselben unter dem Titel „Studien zur römischen Geschichte, ein Beitrag zur Kritik von Theodor Mommsens römischer Geschichte“ zu einem Buche zusammengestellt, das soeben aus der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle hervorgeht. Die Betrachtungen Peters lehnen sich an einen der wichtigsten und angreifbarsten Punkte des Mommsenschen Werkes, nämlich an die Auffassung der Zeit des zweiten punischen Krieges und der Politik, welche Rom von dieser Periode an bis zum Falle Carthago's und bis zu den Gracchen beobachtete. Peter hat bei seiner Schrift besonders die Gymnasien im Auge; er findet, daß diese durch Mommsens Werk mit nachtheiligem Einfluß bedroht werden, da des Verfassers lebhafte, erregte Darstellung, die Neuheit der Urtheile, seine glänzende Gelehrsamkeit Schüler leicht besteche und mit unhaltbaren, verderblichen Ansichten erfülle, sie von der sicheren Aneignung des historischen Materials und von der eignen Arbeit des Forschens und Denkens abziehe. — Der verdienstvollen Jugendbibliothek des griechischen und deutschen Alterthums, welche der treffliche Eckstein in Halle herausgiebt, gehört eine Geschichte der asiatischen Feldzüge Alexanders des Großen an, welche Professor G. F. Hertzberg in Halle bearbeitet hat; der erste Band derselben ist vor Kurzem in den Buchhandel gekommen. Hertzberg, von welchem die Neugestaltung der Geschichte des Alterthums in dem bekannten Becker'schen Werke herrührt, hat schon früher den berühmten Rückzug der Griechen unter Xenophon für die Jugendbibliothek dargestellt; das Sonntagsblatt berichtete s. Z. über diese Schilderung. In ähnlicher Weise beschreibt nun Hertzberg nach den Quellenschriftstellern die gewaltigen Eroberungen Alexanders des Großen, überall streng geschichtlich verfahrend und die üppig wuchernde Fülle des Anekdotischen beschränkend, dabei aber stets darauf bedacht, den für die Jugend passenden Ton zu finden. Im Wesentlichen stützt er sich also natürlich auf die alten Quellen, vornehmlich Arrian, Diodor, Curtius, Plutarch u. s. w.; von den neueren Hülfsschriften wurden nächst Flathe und Droysen besonders Grote's „Geschichte Griechenlands“ und Arnold Schaefer's „Demosthenes“ berücksichtigt. Der Verfasser suchte dabei seine eigene Anschauung so bestimmt und selbständig als möglich zum Ausdruck zu bringen. — Den zahlreichen Verehrern Felix Mendelssohns wird eine große Freude bereitet durch das Erscheinen des zweiten Theils der Briefe des Meisters, zu deren Herausgabe Bruder und Sohn Mendelssohns sich endlich entschlossen haben. Der von der Lesewelt mit so allgemeiner Theilnahme aufgenommene erste Band giebt uns ein Bild von den Lehr- und Wanderjahren des Componisten, indem er die Reisebriefe aus Deutschland, Italien, Schweiz und Frankreich von 1829 bis 1833 umfaßt. Der zweite Theil zeigt uns den Meister Mendelssohn, ist also in Stimmung und Inhalt vom früheren sehr verschieden. Die Sammlung der Briefe, anhebend mit jener Zeit, wo die ersten größeren Werke, besonders der Paulus, entstanden, geht bis zum Tode Mendelssohns im Jahre 1847 und entwickelt also vor uns ein reiches Bild von dem reichen Geiste des Tondichters. Eine werthvolle Beigabe des Buches ist ein vollständiges chronologisches Verzeichniß aller Compositionen Mendelssohns, verfaßt von seinem Freunde Julius Rietz. — Der bisher noch fehlende dritte Band von Jean Pauls Denkwürdigkeiten in der Redaction seines Schwiegersohns Ernst Förster soll im September herauskommen. — Der sehr thätige Schriftsteller Ludwig Nohl in München, welcher vor Kurzem eine Biographie Mozarts herausgegeben hat, ist nun mit einer Lebensgeschichte Beethovens beschäftigt und läßt an alle Besitzer von Briefen des großen Meisters die Bitte ergehen, daß man ihm dieselben zur Verfügung stellen

möge. — Die Geschichte der Literatur von Otto Roquette ist um ein weiteres Heft, die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, vorgerückt. — Eine der literarischen Früchte der vorigjährigen Reise des Herzogs von Koburg nach Egypten ist ein Werk von A. E. Brehm, welcher sich in der Begleitung des Fürsten befand; er bezeichnet sein Buch als Ergebnisse jener Reise. — Die von uns oft erwähnte Zeitschrift „deutsche Schaubühne“ von Feodor Wehl ist in den Verlag von Leiner in Leipzig übergegangen und hat durch den Eintritt des Dr. Wilhelm Buchholz eine „junge und frische Kraft“ erhalten. Uebrigens sind Tendenz und Inhalt dieses um die Hebung der dramatischen Zustände eifrig bemühten Organs für Theater und Literatur dieselben geblieben. Das neueste Heft enthält ein dreiactiges Lustspiel „Sammelwuth“ von Roderich Benedix.

⊙ Von dem sehr verdienstvollen Willkomm'schen Werke: Führer in's Reich der deutschen Pflanzen, dessen erste Hälfte wir in der Nummer des Sonntagsblattes vom 2. November v. J. besprachen, liegt nun die Schlußhälfte vor. Wir können nach Durchsicht derselben unser lobendes Urtheil nur wiederholen. Das Werk hat, wie wir schon damals erwähnten, den Zweck, die eingehende Beschäftigung mit der deutschen Pflanzenwelt zu erleichtern und dem noch nicht innig mit den Pflanzen Vertrauten die Mühe des Bestimmens zu erleichtern. Um dies zu erreichen, ist die Anordnung möglichst übersichtlich gehalten, neben der Richtigkeit besonders auf die Klarheit und Präcision des Ausdruckes Werth gelegt. Zahlreiche Abbildungen einzelner Theile fördern das Verständniß in den Fällen, wo das Wort allein dem Anfänger nicht Anhaltepunkte genug bietet. — Obwohl nicht für das eigentlich wissenschaftliche Publikum bestimmt, ist das Buch doch mit streng wissenschaftlichem Geiste gearbeitet. Es mag daher unsern Lesern namentlich auch als Geschenk für angehende Botaniker warm empfohlen werden. Fr. B.

* Traum und Sage. Von Franz Trautmann. München, Fleischmann's Buchhandlung. — Wir haben an verschiedenen Stellen viel Lobendes über dies Büchlein gelesen, bedauern jedoch, dem nicht ganz beipflichten zu können. Die kleinen Träume und Sagen, welche der Verfasser zusammengestellt hat, sind allerdings nicht ohne poetische Gedanken und Sorgfalt in der Form, aber sie tragen in den Grundgedanken und in der Ausführung das Gepräge jener süßlichen Romantik, deren man leicht überdrüssig werden kann wie des Genusses von Bonbons. Bei den vielen altdeutschen Wörtern und Wendungen wird Einem ganz weich zu Sinne, und man befürchtet, die Kost könne dem Magen schlecht bekommen; wir wenigstens haben im Umgange mit diesen Feen, Rittertöchtern, trauernden Jungfrauen, Maiglöcklein und Veilchen nicht recht froh werden können. Die besten Sagen des Buches scheinen uns die drei letzten zu sein, welche der Verfasser dem poetischen Schatze Schottlands entlehnt hat. Hier ist mehr Kraft und Gesundheit als bei den minnereichen Jungfrauen der ersten Abtheilung.

* Die deutsche Künstlerversammlung. Der diesjährige Congreß der deutschen Kunstgenossenschaft hat in Weimar am 18. August und den folgenden Tagen stattgefunden. Die Gäste hatten sich in starker Zahl eingefunden und wurden von der festlich geschmückten Stadt gastlich aufgenommen. Man vermißte Cornelius und Kaulbach, dagegen hatte Belgien mehrere seiner künstlerischen Notabilitäten geschickt. Die Verhandlungen des Congresses leitete, wie gewöhnlich, Feodor Diez. Man sprach zunächst über die jüngst gegründete Albrecht-Dürer-Stiftung und beschloß eine allgemeine Verpflichtung der Mitglieder der deutschen Kunstgenossenschaft zu freiwilligen Beiträgen für diesen Fonds, der für die bildenden Künste werden soll, was die Schillerstiftung für Wissenschaft und Poesie. Die Lokalausschüsse sollen selbständig über die Beiträge verfügen. Ein Gesetzentwurf über geistiges Eigenthum an Werken der Kunst wird vorbereitet und dem deutschen Bund überreicht werden. Ein bestimmtes Organ für die Vertretung der Kunst in der Presse, als welches sich die „Dioskuren“ in Berlin schon früher erboten haben, wurde nicht beliebt, die Kasseler „Chronik“ aber als verdienstlich empfohlen.

* Vermischte Nachrichten. In Bonn starb vor Kurzem eins der ältesten Mitglieder der Universität, der Professor Johann Wilhelm Loebell, ein Historiker von Verdienst, der allerdings längst durch die neuere Wendung und Entwicklung der Geschichtschreibung überholt worden war. Vor dreißig Jahren stand er an der Spitze des damals weit verbreiteten Unternehmens der Becker'schen Weltgeschichte, welche in der neuen achten Auflage unter der Oberleitung von Adolf Schmidt in Jena jetzt sich neu und besser gestaltet. Loebell war geboren in Berlin im Jahre 1786 und gehörte der Universität Bonn seit 1829 an; an den Befreiungskriegen nahm er im Gefolge des Generals York Theil. Er lebte hierauf zunächst in Breslau im näheren Verkehr mit Steffens, Raumer und Anderen, nahm dann nach einander verschiedene Stellungen ein, bis er die Professur in Bonn erhielt. Er gehörte als Historiker jener romantischen Schule der deutschen Geschichtschreibung an, die in seinem Freunde Friedrich von Raumer und dessen Geschichte der Hohenstaufen ihren Gipfelpunkt erreichte; auch mit den poetischen Romantikern, namentlich mit Tieck, stand er in nahem Verhältnisse. Als Lehrer hat er durch anregende Kraft und Fluß der Rede viel gewirkt. Unter seinen Werken ist das über „Gregor von Tours und seine Zeit“ (1839 erschienen) das bedeutendste. Von seinen späteren Arbeiten sind die „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen“ so wie das Buch über die „Entwickelung der deutschen Poesie bis zu Goethe's Tod“ nicht vollendet worden. Er schrieb ferner „Reisebriefe durch Belgien“ und „Grundzüge einer Methode des geschichtlichen Unterrichts.“ Im persönlichen Umgang war Loebell anregend und liebenswürdig, von strenger Redlichkeit und Zuverlässigkeit, in politischen Dingen Anhänger der liberalen Sache. — In Berlin starben am 19. Juli der Oberhofprediger und Professor G. F. A. Strauß und der Oberlehrer Friedrich Köppen, jener 77, dieser 53 Jahre alt. Strauß gehörte zu den Romantikern unter den Theologen, Köppen zu den geistvollsten Mitarbeitern der „Hallischen Jahrbücher“, die um 1840 eine so bedeutende Stellung einnahmen. Vor einigen Jahren gab er ein Werk über die Religion des Buddha heraus, welches bei den Fachgenossen lebhafte Anerkennung fand. — Das Denkmal des Nationalökonomen Friedrich List, für welches seit vielen Jahren gesammelt wurde, ist nun endlich fertig geworden und in Reutlingen, wo List 1789 geboren ward, am 6. August eingeweiht. Das Erzbild rührt von Kietz in Dresden her. Es steht nun auf einem freien Platze vor dem Reutlinger Bahnhofe, umgeben von den Straßen der gewerbreichen Stadt, mit dem Blick auf die Berge der schwäbischen Alb. Zur Feier hatten sich ziemlich viele Theilnehmer aus der Nähe und Ferne eingefunden. Tübingen war durch den Rector vertreten. Festrede von Dr. Elben aus Stuttgart, Festessen und Fackelzug bildeten die Bestandtheile der Feier, bei welcher jeder Streit über Schutzzoll und Freihandel vermieden wurde. — Der Gelehrtenausschuß des germanischen Museums in Nürnberg hielt daselbst kürzlich eine Versammlung, auf welcher eine Berathung über Revision der Statuten des Museums vorgenommen wurde. Vorzugsweise handelte es sich auch um Erwerbung der großen Sammlungen des Freiherrn von Aufseß. Dieselben enthalten gerade den wichtigsten Theil der Schätze des Museums, die Kunst- und Alterthumssammlung. Bekanntlich hat König Ludwig sich erboten, 50,000 Gulden zu schenken, wenn eine gleiche Summe anderweitig aufgebracht werde. Darum eben handelt es sich bei den Berathungen des Gelehrtenausschusses. — Der berühmte französische Maler Eugen Delacroix ist am 13. August gestorben. Er war geboren im Jahre 1800 und in der Kunstgeschichte als heftiger Bekämpfer der alten klassischen Schule von Wichtigkeit. Sein erstes größeres Gemälde war „Dante und Virgil auf dem Höllensee“, der Sammlung des Luxemburgischen Palais in Paris angehörig. Später nahm er hauptsächlich Stoffe aus Griechenland und dem Orient, in deren Ausführung eine wilde Energie, Kühnheit der Phantasie und Reichthum der Farbe sich zeigen, denen indeß Erhabenheit und schöne Correctheit vielfach abgehen. Auch Schlachten und andere große Ereignisse der neuern Geschichte hat er vielfach gemalt. Die Pariser Paläste enthalten viele Freskobilder von ihm. — Die deutsche Baukunst hat in der letzten Zeit durch den Tod drei begabte Männer verloren. In Köln starb am 9. Juni im Alter von erst 33 Jahren der Baumeister Maximilian August Nohl, wegen seiner Talente und seines Wesens hoch geschätzt, Erbauer von großen und schönen öffentlichen und Privatgebäuden in Köln, Bonn und anderen rheinischen Städten, ein Liebling Stülers und Kaulbachs. In Basel starb am 12. Juni der Architekt Riggenbach, Restaurator des Münsters und Erbauer der Elisabethkirche in Basel, geboren 1810, ein Vertreter der mittelalterlichen Richtung in der Architektur. Zu Gleichenberg verschied am 16. Juni einer der bedeutendsten Wiener Architekten, Professor Ludwig Förster, 66 Jahre alt, der Begründer der „Bauzeitung,“ die seit 1836 das umfassendste Organ für das betreffende Fach ist. Als praktischer Architekt verfolgte er namentlich die Bahnen der klassicistischen Schule und der an die Formen des Griechenthums angelehnten Renaissance mit Geschmack und Erfolg. Von seinen größeren Bauten sind hervorzuheben die Elisabethbrücke in Wien, die evangelische Kirche in Gumpendorf, die Synagogen in Pesth und Wien; auch an dem Bau des Arsenals und an der jetzigen architektonischen Umgestaltung der oesterreichischen Hauptstadt war er stark betheiligt. — Der um die Förderung und Verbreitung der klassischen Musik hochverdiente Robert Franz in Halle veröffentlicht soeben Mittheilungen über das „Magnificat“ von Johann Sebastian Bach und eine neue Bearbeitung der Mozart'schen Streichquintette für vierhändiges Klavierspiel. — In Breslau starb am 5. August im Alter von 53 Jahren der ausgezeichnete Orgelspieler Adolf Friedrich Hesse, einer der ersten Meister seines Instrumentes.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ⅌ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 35. Bremen, 30. August. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Idealismus und Realismus.

Johann Gottlieb Fichte.

Von Wilhelm Meyer.

Die Auffassung des menschlichen Lebens, die Betrachtung der Welt im Ganzen und Großen wird immer von zwei einander entgegengesetzten Punkten ihren Ausgang nehmen und eben so auch in ganz verschiedenen praktischen Grundsätzen und Verfahrungsweisen sich bethätigen. Wir nennen die eine Richtung die idealistische, die andere die realistische.

Nicht nur in der Kunst und der Philosophie, in der Moral und Religion, auch im Leben des einzelnen Menschen sehen wir diesen Gegensatz hervortreten. Der Idealismus ist der Glaube an das Unsichtbare, an den Geist, an die Macht des Gedankens; er legt den Schwerpunkt der Welt in das Ideale und Ideelle, welches theils jenseits der Wirklichkeit und über sie hinaus erst in der Zukunft zu suchen ist, theils als die Seele, als der wahre Begriff der wirklichen Dinge dem Denken, dem sinnenden Forscherblicke sich zu erkennen giebt. Der Realismus dagegen, obwohl er keineswegs den Geist, die Idee und das Ideelle leugnet, hält sich doch vor Allem an die Erscheinungswelt, an die concrete Wirklichkeit und siedelt sich mit Vorliebe im Diesseits an.

Idealismus und Realismus verhalten sich ungefähr wie Glauben und Schauen. Der Realist will eine handgreifliche Wahrheit, er liebt das Nahe und Gegenwärtige, er geht von der Erfahrung aus und hält sich an den Erfolg, an den Genuß des Augenblicks, während der Idealist, unzufrieden mit der Gegenwart, im praktischen Leben über das Ziel den Weg, über das Streben den Genuß, über die unendliche Forderung den augenblicklichen Erfolg gar oft einbüßt und aus den Augen verliert. In der Moral insbesondere findet der Idealist nur Genüge in der Idee einer vollkommenen Selbstverleugnung, während sich der Realist auch mit Klugheitsregeln und diätetischen Vorschriften begnügt. In der Religion hält sich der Idealist an die innere Wahrheit, der Realist dagegen kann die äußere, historische Wahrheit nicht entbehren. In der Philosophie haben beide Richtungen, der Idealismus, der vom Begriff, vom Gedanken ausgeht, und der Realismus, der die Erfahrung zur Quelle der Wahrheit macht, zwei verschiedene, einander sich bekämpfende Systeme gebildet. Endlich in der Kunst, wo die beiden Richtungen gleiche Berechtigung haben, und wo nur die größten Meister beiden Anforderungen zugleich gerecht zu werden pflegen — in der Kunst bemerken wir ebenfalls ein periodisches Schwanken von dem einen Pole hinüber zu dem anderen, so daß bald das Ideal und seine Anforderungen, bald wieder die Naturwahrheit und die äußere Wirklichkeit das Uebergewicht erlangen; wie wir dies namentlich in der Geschichte der Malerei wahrnehmen.

Auch im Leben der Menschen überhaupt nehmen wir dieses Schwanken wahr hinsichtlich der idealistischen und realistischen Bestrebungen. Das ganze menschliche Leben bewegt sich innerhalb dieser Gegensätze; und wenn auch in dem einen Menschen die Richtung zum Idealen, in dem anderen die realistische Richtung die im Ganzen vorherrschende ist: die große Mehrzahl läßt sich durch Zeit und Umstände bestimmen, die meisten sind, je nachdem die äußeren Anlässe auf sie einwirken, bald Idealisten, bald Realisten.

Zu obigen Bemerkungen finden wir uns veranlaßt durch die Erscheinung eines Buches, welches das Leben eines der entschiedensten Idealisten, des Philosophen Johann Gottlieb Fichte bespricht und zugleich charakteristische Bruchstücke aus seinen Werken und seinen Briefen mittheilt*). Unter der großen Anzahl von Gelegenheitsschriften, Festreden u. s. w., welche auf Anlaß der hundertjährigen Geburtstagsfeier Fichte's im vorigen Jahre entstanden und veröffentlicht sind, nimmt die vorliegende, von dem Enkel des großen Philosophen herausgegebene unstreitig unsere Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch. Von der Verlagshandlung damit beauftragt, aus den Werken Fichte's einen, jedem Gebildeten zugänglichen und verständlichen Auszug zu veranstalten, entledigte sich der Herausgeber bereitwilligst, wie es von dem Enkel des Gefeierten nicht anders zu erwarten war, dieses Auftrages mit Umsicht und Sachkenntniß.

Auszüge zu veranstalten aus den Werken eines namhaften Schriftstellers, Lichtstrahlen zu sammeln aus den Schriften eines bedeutenden Mannes, hat sein Mißliches, das läßt sich nicht leugnen. Denn Schriftwerke eines Denkers, eines gelehrten und geistvollen Mannes, wozu auch Briefe gehören, liegen ja oft ein Menschenalter auseinander; je bedeutender aber die Persönlichkeit eines Mannes ist, desto größer und reicher pflegen die Phasen der geistigen Entwickelung desselben zu sein. Es kann daher kaum

*) Der vollständige Titel des Buches ist: Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und seinen Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Imanuel Hermann Fichte. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1863.

fehlen, daß nicht auch Widersprüche und Incongruenzen in den einzelnen Aeußerungen und Behauptungen des Schriftstellers zu Tage kommen, ganz besonders, wenn, wie in dem vorliegenden Werke, bei der Gruppirung und Zusammenstellung nicht die chronologische Reihenfolge, sondern der sachliche Inhalt das leitende Princip ist. Dies ist denn auch bei Fichte der Fall, der als Denker und Philosoph in den letzten 25 Jahren seines Lebens manche Wandelungen erfahren hat. Sodann aber erhalten einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Stellen aus größeren Werken oft erst ihr volles Licht, ihr richtiges Verständniß durch ihre organische Verbindung mit dem Ganzen, während sie außer dem Zusammenhang gar leicht unklar bleiben oder in ein trügerisches Blendlicht gestellt werden.

Aller dieser Nachtheile ungeachtet wird es immer ein Bedürfniß des Einzelnen bleiben, solche Gedenkblätter sich anzulegen, wie es ein Bedürfniß der Menge, insbesondere der Gebildeten ist, das Bild eines großen Mannes in seinen eigenthümlichen Zügen in einem kleineren Rahmen, gleichsam photographisch, vor Augen zu haben. Es ist daher von jeher Sitte gewesen, Kernsprüche aus Dichtern und Rednern, Gedankenblitze und ansprechende Stellen aus den Werken klassischer Schriftsteller zu sammeln, und in der That, man ist dazu gar wohl berechtigt — ist es doch das Vorrecht des Genius, gar oft in einem Worte Mehr zu sagen, als Andere in tausend!

Je bedeutender nun aber, je schärfer ausgeprägt die Persönlichkeit des Mannes ist, von welchem Aussprüche und Aeußerungen gesammelt werden, die in der Zeit oft weit auseinander liegen, um so weniger wird der Uebelstand ins Gewicht fallen, daß scheinbare oder auch wirkliche Widersprüche und Inconsequenzen bei Sammlungen dieser Art nicht ganz vermieden werden können. J. G. Fichte war ohne Zweifel ein scharf ausgeprägter Charakter, ein Mann, der die sittliche Würde und den Adel der Gesinnung mit einem kühnen, unerschrockenen Muthe verband. In dieser Weise ist Fichte überall derselbe, in jedem Lebensalter, in allen Lagen seines Lebens. Man möchte sagen, das prägt sich in jeder Zeile aus, die er geschrieben hat. Aber noch Mehr: Fichte war auch, wie wir wissen, entschiedener Idealist. Das erkennen wir deutlich auf allen den Gebieten, wo sein Denken und Schaffen sich thätig bewies, in der Moral, wie in der Sittenlehre, in seiner Auffassung der Kunst und in der Philosophie; das ist es, was wie ein rother Faden alle seine Aussprüche und Gedanken, all seine Aeußerungen durchzieht, so verschieden sie bisweilen auch beim ersten Lesen und Anhören lauten mögen.

Auch der Abriß von dem äußeren Leben des Philosophen — eine sehr dankenswerthe Zugabe des Herausgebers — legt ein Zeugniß ab für das, was wir so eben gesagt haben. Wir sehen, wie Fichte sich in allen Abschnitten seines Lebens nur von der Idee, von einer, den meisten Menschen unzugänglichen höheren Auffassung des irdischen Daseins in seinem Denken und Wollen leiten ließ. Wenn irgend ein bedeutender Mann, zwar nicht im Sinne des Buchstabendienstes oder eines gestempelten historischen Bekenntnisses, sondern in einer reineren, geistigen Weise ein Glaubensheld genannt werden kann, so ist es Fichte. Fichte glaubte an die Idee trotz alles Widerstandes der stumpfen, in Sinnentaumel und Aeußerlichkeit versunkenen Welt; er glaubte an die Macht, an die Herrscherwürde des Gedankens dem Eigennutz und der Gemeinheit der Menschen gegenüber. In dieser Weise war er so gut ein Glaubensheld, wie es Luther, wie es ein Aug. Herm. Francke und Andere in ihrem Kreise und auf der Bildungsstufe ihres Zeitalters waren.

Eben darum aber war er auch ein Mann der That, wie sie. Eine unwirksame Idee, eine Idee, die nicht ins Leben eingreift und keine wiedergebärende Kraft hat, war ihm ein Widerspruch in sich selber. Und Fichte hat wirklich, ungeachtet er nicht immer als Sieger aus dem Kampfe hervorging, ungeachtet z. B. der Einfluß, den er auf das Leben der Studirenden auf den Universitäten auszuüben strebte, keinen durchgreifenden Erfolg hatte, — Fichte hat dessenungeachtet auf das Leben seiner Zeitgenossen eine bedeutende, nachhaltige Einwirkung ausgeübt. Er gehört in diesem Betracht zu denjenigen Männern der Weltgeschichte, die, ihren bestimmten Lebensberuf erfüllend, eine providentielle Bedeutung haben; er gehört, wie Wenige, namentlich im deutschen Volk, zu denen, auf welche im großen Erziehungsplane der göttlichen Vorsehung gerechnet ist. Der Herausgeber der Lebensgeschichte des Philosophen weis't mit Recht darauf hin, daß Fichte durch die populären Vorträge, die er in den Jahren 1804, 1805 und 1806 theils zu Berlin, theils zu Erlangen hielt*), der damals ganz besonders in Berlin herrschenden Frivolität Einhalt gethan, daß er den Geist seiner Zeitgenossen genöthigt habe, in sich zu gehen, daß in der That von nun an ein ernsteres Wesen, freilich unter Mitwirkung der erschütternden Weltereignisse, in den Gemüthern Wurzel geschlagen habe, ja, daß von dieser Zeit an jener grundsatzlose, flatterhafte und leichtfertige Sinn im gesellschaftlichen Leben der Gebildeten nicht wieder habe aufkommen können; er weis't ferner darauf hin, wie Fichte durch seine im Winter 1807—1808 gehaltenen „Reden an die deutsche Nation“ die Samenkörner ausgestreut habe, die im Jahre 1813 eine so segensreiche Frucht getragen haben, so daß Fichte in der That zu den Hauptbegründern und Schöpfern einer neuen Richtung im öffentlichen Leben der Deutschen, wie sie ohne Zweifel mit den Befreiungskriegen anhebt, gezählt werden muß.

War nämlich das öffentliche Leben der Deutschen bis dahin vorzugsweise ein literarisches, ein in Bezug auf die Nationalität und die Besserung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände beinahe gänzlich theilnahmloses: so hat vom Jahre 1813 an der vaterländische Sinn und die Theilnahme an den nationalen Bestrebungen, an der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände nie ganz wieder unterdrückt werden können, ja, sie sind bis auf die Gegenwart hin fortwährend im Wachsen begriffen gewesen. Das Volk der Deutschen, als solches, ist seit den Befreiungskriegen mehr und mehr zum Bewußtsein seiner selbst gekommen, zum Bewußtsein seiner Pflichten sowohl, als seiner Rechte, trotz des Widerstandes seiner Machthaber und Derer, die in ihrem Solde stehen. Man sage nicht: die Schule des Lebens, die Trübsal, der harte Druck, unter dem unser Volk geseufzt, als es unter der Botmäßigkeit eines ausländischen Despoten stand, habe dies allein bewirkt. Ohne das aufklärende und die Thatsachen der Geschichte mit seinem Lichte durchdringende Wort eines Arndt, eines Fichte wäre das nimmer möglich gewesen. Die Frucht der Befreiungskriege wäre verloren gegangen, hätte nicht die nachhaltige Kraft des Wortes, die in den Gemüthern fortzeugende Wirkung des Gedankens das Bewußtsein über die Forderung der Idee, das Bewußtsein über die Mangelhaftigkeit der öffentlichen Zustände wach erhalten. Nur das Wort, der Gedanke trägt den Stempel des Ewigen und Unvergänglichen an sich, während der Strom der Zeitereignisse unaufhaltsam dahin rinnt, so daß ihre schmerzliche, wie ihre erfreuliche unmittelbare Wirkung auf die Zeitgenossen gar bald vergessen wird.

So hat Fichte schon vor der Erhebung unsers Volks in den Befreiungskriegen den Samen des Wortes ausgestreut im Glauben

*) „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, gehalten zu Berlin 1804, „über das Wesen des Gelehrten“, Erlangen 1805, und „Anweisung zum seligen Leben“, Berlin, 1806.

und in der zuversichtlichen Hoffnung, daß derselbe aufgehen und Frucht bringen werde über die Gegenwart hinaus in der kommenden Zeit, ja, bis auf die fernste Zukunft hin. Wenn irgend Einer, so hat er dem Zeitalter zum Verständniß seiner selbst, seinen Volksgenossen zur Selbsterkenntniß geholfen. War Fichte Idealist, so war er auch durch und durch, wie bemerkt, ein Mann der That. Wir haben ihn einen Glaubenshelden, wie Luther, genannt; eben so können wir Luther, den Apostel Paulus und Andere auch wiederum Idealisten nennen: denn auch sie kämpften für die Idee, der Eine gegen die Aeußerlichkeit des Katholicismus, der Andern gegen das in Satzungen erstarrte historische Judenthum, gerade so, wie Fichte gegen die Verweltlichung seiner Zeitgenossen, gegen die Nüchternheit und Flachheit des Egoismus und der Aufklärung seines Zeitalters den Fehdehandschuh erhob.

Man hegt gewöhnlich die Vorstellung, der Idealist müsse nothwendig ein Träumer oder Schwärmer sein. Es mag immerhin solche idealistische Träumer geben, Fichte wenigstens gehörte nicht zu ihnen; aber Fichte wäre ohne seinen Idealismus nicht der begeisterte Vorkämpfer für Wahrheit und Recht, für die Verwirklichung der göttlichen Idee im Menschenleben geworden, so wenig wie Luther und der Apostel Paulus. Denn nur für die Idee und das Ideale kann der Mensch sich begeistern.

Was nun den biographischen Abriß in dem Buche selber betrifft, so hat der Herausgeber sich dabei größtentheils an das ausführlichere Werk seines Vaters J. H. Fichte über das Leben des Philosophen angeschlossen *). Die Schilderung der Thatsachen und Begebenheiten im Leben Fichte's ist dem Zwecke des vorliegenden Werkes gemäß von dem Herausgeber, wie zu erwarten war, kürzer gefaßt, als dies in dem größeren biographischen Werke seines Vaters geschehen ist; indessen hat der Sohn einzelne anekdotische Charakterzüge, die zum Theil erst bei der Fichtefeier bekannt geworden, wie auch kleinere Notizen, die dem größeren Werke fehlen, in seine Darstellung aufgenommen. Wir sind ihm dafür zum Danke verpflichtet; denn in der Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes ist auch selbst das scheinbar Geringfügige und Unbedeutende nicht ohne Interesse. Auch von dem älteren Biographen ist ein Abschnitt dem vorliegenden Werke eingeschaltet, überschrieben: Fichte's Aufenthalt und Lehrthätigkeit in Erlangen, Sommer 1805, ferner ein anderer: die Wohnungen Fichte's in Berlin. Außerdem ist von dem Herausgeber ein chronologisch geordnetes Verzeichniß der Schriften J. G. Fichte's mit Angabe des jeweiligen Aufenthaltsortes des Verfassers beigegeben, der nicht nur für den Literarhistoriker und Gelehrten, sondern auch für jeden anderen Leser der vorliegenden sachlich geordneten Auszüge aus den Werken und Briefen Fichte's von Nutzen sein wird.

Neu und interessant sind besonders auch die Notizen, welche dem von Moritz Weinhold herausgegebenen Werke: Acht und vierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten (Leipzig 1862) entlehnt sind. Wir erfahren dadurch, in einem wie innigen Verhältnisse unser Philosoph zu seinen Eltern, die bekanntlich einem geringen Stande angehörten und in dürftigen Umständen lebten, bis an sein Lebensende gestanden hat. Zwar trat für eine Zeitlang, als Fichte dem lebhaften Wunsche des Vaters und der Mutter, eine Landpfarre anzunehmen, nicht Genüge leistete, eine Spannung ein zwischen ihm und den Letzteren, besonders der Mutter. Beide söhnten sich aber später wieder mit ihm aus, auch die Mutter, als sie ihres Sohnes liebevolle und verständige Gattin kennen lernte. Der Vater hatte übrigens nie den Glauben an seinen Sohn verloren, ja der schlichte Landmann — so wird erzählt — ließ sich gern von seinem Sohne in die Tiefe seiner Weltanschauung einführen, wie er denn nach dem Zeugniß einer seiner jüngeren Söhne, „denkenden, forschenden Geistes" gewesen sein soll. Auch sein Verhältniß zu seinen Geschwistern war ein sehr vertrautes. Die Brüder, von denen einer noch in fortgeschrittenem Alter den Versuch zu einer gelehrten Laufbahn machte, und zwei andere, wie der Vater, das Geschäft der Bandwirkerei betrieben, zogen ihn sehr oft in ihren Angelegenheiten zu Rathe. Im Jahre 1801 war der alte Vater zum Besuche in Berlin bei seinem Sohne, und 1810 machte die ganze Familie unsers Philosophen, von Teplitz kommend, einen Besuch in Rammenau, dem Wohnorte der Eltern.

Daß Fichte bei den Seinigen in hoher Achtung stand, war wohl sehr natürlich. Einer seiner Brüder spricht sich nach dem Tode des Philosophen über ihn in den Worten aus: Er war nicht nur ein großer, sondern auch ein nachahmungswürdiger guter Mann.

Seine Eltern, wie der Enkel des Philosophen berichtet, gingen ihm übrigens nur kurze Zeit im Tode voran; sein Vater starb, 75 Jahre alt, im September 1812 und seine Mutter nur wenige Wochen vor seinem Tode. Er hat den Verlust derselben nicht mehr erfahren; denn er selbst war um die Mitte des Januar 1814 tödtlich erkrankt.

Um nun schließlich auf den Auszug aus den Werken und Briefen Fichte's zurückzukommen, so ist derselbe in folgenden Abschnitten geordnet und zusammengestellt: 1. Gott, Unsterblichkeit des Menschen, Seligkeit. 2. Sittenlehre, sittliche Natur des Menschen. 3. Philosophisches, Pädagogisches, Aesthetisches. 4. Christenthum, Kirche. 5. Staat, Staatsverfassung. 6. Vaterländisches.

Unstreitig mußte die Gruppirung und Zusammenstellung der Gedanken und Ansichten Fichte's nach dem sachlichen Inhalt dem Herausgeber als die bequemste und übersichtlichste erscheinen; auch wir halten sie dafür. Nur kann es nicht fehlen, daß, wie bereits oben angedeutet worden, Aeußerungen und Behauptungen, welche der Zeit nach weit auseinander liegen, nicht immer ganz und vollkommen sich decken, daß die Ansichten und Lehren Fichte's, wenigstens in ihrer spekulativen Begründung nicht selten von einander abweichen. Man bedenke nur, daß bei Fichte, dem Denker und Philosophen, vier Perioden zu unterscheiden sind: 1. Seine Jünglingsjahre vor seiner Bekanntwerdung mit der Kantischen Philosophie im Jahre 1790. 2. Die streng-Kantische Periode bis zum Antritt seiner Professur in Jena 1794. 3. Die Periode der ersten Gestalt der Wissenschaftslehre, welche bis zu seiner Uebersiedelung nach Berlin im Jahre 1799 dauerte. Endlich 4. Die allmähliche Umgestaltung der Wissenschaftslehre unter den Einflüssen anderer philosophischer Bestrebungen und der eigenen Lebenserfahrungen. Diese Periode, welche bis zu seinem Tode 1814 dauerte, können wir füglich die der idealen Vollendung des Fichte'schen Systems nennen.

Wenn nun auch, wie sich für ein Buch dieser Art von selbst ergab, der Herausgeber seine Auszüge hauptsächlich den mehr populären Schriften des Philosophen entlehnt hat, in denen unseres Erachtens gerade der wahre Gehalt des Fichte'schen Geistes und die Bürgschaft für seine Unsterblichkeit und bleibende Wirksamkeit unter uns liegt, diese populären Schriften aber ganz besonders der letzten, der Berliner Periode angehören: so finden sich doch in dem vorliegenden Auszuge auch nicht wenige Gedanken und Worte Fichte's, welche ein früheres Datum zeigen, und, aus der Kantischen oder aus der Jenaischen Periode herrührend, den Einfluß der kritischen Philosophie, wie die Einwirkung der Wissenschaftslehre zu Tage legen. Diese müssen nothwendig in der Form und Fassung der Gedanken, oder doch im Ton und der

*) J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage, 2 Bände, Leipzig, Brockhaus, 1862.

Tonart von denen späteren Datums abweichen, mag auch im Grundgedanken der Unterschied oft nur gering sein. Uebrigens enthalten alle sechs Abschnitte des Bedeutenden genug; es ist kein Wort aufgenommen, welches nicht irgend eine Seite des Fichte-schen Geistes, der Fichte'schen Weltanschauung in ein helleres Licht stellte, und wie verschieden die Gedanken immerhin sein mögen, sie erregen unsere Theilnahme durch die edle und tüchtige Persönlichkeit des Urhebers, die uns aus ihnen entgegentritt durch den Freimuth Fichte's, wie durch die Festigkeit seines streng-sittlichen Charakters. Dadurch wird das Band der Einheit aller Gedanken und Lehren Fichte's nicht minder, als durch den Idealismus der Fichte'schen Natur vertreten und dargestellt.

Daß Fichte's Philosopheme und Ansichten, soweit sie in das Gebiet der historischen Wissenschaft, insbesondere der historischen Kritik eingreifen, nicht alle mehr durchaus stichhaltig sind, nachdem die wissenschaftliche Erkenntniß in den letzten Jahrzehenden so bedeutende Fortschritte gemacht hat, läßt sich erwarten. Dies kommt besonders auch in seinen theologischen Ansichten zu Tage. Fichte schätzte bekanntlich die Vorrede zum Evangelium des Johannes sehr hoch um ihrer philosophischen Tiefe willen, er glaubte darin die Grundbestandtheile der verloren gegangenen „Urreligion“ zu erblicken. Für das Johannes-Evangelium überhaupt hegte er eine besondere Vorliebe, obwohl er der Anwendung der Logosidee auf Jesus von Nazareth nur einen relativen Werth beilegt, der lediglich für die Zeit der Stiftung des Christenthums, für den Standpunkt Jesu und seiner Apostel Gültigkeit habe.

Wenn nun das Johannes-Evangelium bei Fichte sehr hoch in Achtung steht, so hat er wieder andrerseits die Stellung und Bedeutung des Apostels Paulus verkannt und unterschätzt. Fichte beschuldigt den Apostel, welcher unleugbar zuerst über den beschränkten Gesichtskreis der älteren Apostel hinaus das Christenthum als Weltreligion in seiner tieferen, rein-menschlichen Bedeutung erkannt und verkündet hat, merkwürdig genug der judaisirenden Richtung. Sein Bestreben, sagt er, sei gewesen, das Judenthum mit der Religion Jesu in Einklang zu bringen. Indem er so die jüdische Weltanschauung mit der christlichen zu vereinbaren gesucht habe, sei er dem Verstandes-Räsonnement verfallen und habe dadurch dem Gnosticismus und Scholasticismus der Folgezeit in die Hände gearbeitet. Zwar gesteht er zu, daß Paulus auch das ächte Christenthum (im Sinne Fichte's) gar wohl kenne, aber er meint, daß die Wahrheit bei ihm durch vorgefaßte Meinungen und jene judaisirende Tendenz verdunkelt werde. Die dogmatischen Streitigkeiten der nachfolgenden Jahrhunderte und späterhin die dadurch veranlaßte gewaltsame Unterdrückung alles eigenen Denkens zu Gunsten der Einheit der Kirche sind ihm hauptsächlich eine Folge jener Verstandesdialektik und jener Vermittelungsversuche des Apostels. Das einzige wahre Heil sieht er daher folgerecht nur in der Rückkehr zu der einfachen Urreligion, wie sie als die wahre Lehre Jesu im Gegensatz gegen das Judenthum im Johannes-Evangelium verkündet wird.

Dieser Einseitigkeit Fichte's gegenüber darf man nicht vergessen und außer Acht lassen, wie wenig aufgeschlossen der Sinn für das Gesetz geschichtlicher Entwickelung, namentlich auch auf dem Gebiete des Christenthums und der Kirche bei uns Deutschen noch im Anfang dieses Jahrhunderts war, und daß insbesondere die historisch-kritische Schule der Theologie, welche das tiefere Verständniß desselben angebahnt hat, viel jüngeren Ursprungs ist. Auch Fichte war in dieser Beziehung ein Kind seiner Zeit; und daß gerade Fichte der Idealist dem Evangelium des Johannes, dessen späteren Ursprung aus der Alexandrinischen Gnosis die neuere Kritik außer Zweifel gestellt hat, um seiner einseitig idealistisch-mystischen Färbung willen den Vorzug gegeben hat vor den älteren und geschichtlich viel besser beglaubigten Quellen des Urchristenthums, namentlich vor den von frischem, ursprünglichem Leben sprudelnden und durch ihren reichen und tiefen Gedankengehalt so ausgezeichneten Briefen des Apostels Paulus, das werden wir, wenn wir Zeit und Umstände berücksichtigen, nichts weniger als befremdlich finden.

In ähnlicher Weise, wie hier, hat der Idealismus unsern Fichte, wie es uns scheint, auch auf dem Gebiete der Kunst irregeführt, wir meinen in seinem Urtheil über Goethe's „Natürliche Tochter“, die er ungebührlich erhebt über die anderen Werke des Dichters. Fichte spricht sich darüber in einem Briefe an Schiller aus dem Jahre 1803 in folgender Weise aus: „So sehr ich Goethe's „Iphigenie“, „Tasso“ und, nur in anderem Fache, seinen „Hermann und Dorothea“ stets geliebt und verehrt habe, so ziehe ich doch diese Arbeit (Goethe's „Natürliche Tochter“) ihnen allen vor und halte sie für das dermalige höchste Meisterstück des Meisters.“

Wie konnte Fichte — so möchte man auch hier fragen — die Vorzüge der älteren Dramen, der früheren Werke Goethe's, welchen bei der unverkennbar idealen Richtung, die sie an der Stirn tragen, zugleich auch frisches, jugendliches Lebensblut in den Adern rinnt, so verkennen?

Abgesehen jedoch von solchen Mängeln und Einseitigkeiten, die freilich mit dem Wesen und der Sinnesart Fichte's im innigsten Zusammenhang stehen, werden wir in den Aussprüchen und Behauptungen Fichte's, namentlich, wo er sich auf dem sittlichen und rein idealen Gebiete bewegt, — wir wiederholen es — des Schönen, Gediegenen und Bedeutenden, so viel finden, so Vieles, welches eine allgemeine, durchgreifende Geltung hat und seinen Werth für alle Zeiten behält, daß wir diese Auszüge nicht genugsam der aufmerksamen Theilnahme des gebildeten Publikums empfehlen können.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf den Inhalt der 6 Abschnitte noch genauer eingehen. Wir bemerken nur noch, daß gleich im Anfang des ersten Abschnittes auch drei, wohl wenig bekannte Sonette unsers Philosophen mit der Ueberschrift „Gott“ mitgetheilt sind, in welchen derselbe, als Ergebniß seiner Philosophie, die nur im tiefsten Gemüthe sich offenbarende Wirksamkeit Gottes, die ewige Wahrheit des Seins im Gegensatze zum Schein in dichterischer Weise darzulegen versucht.

Auch können wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß in dem letzten Abschnitte „Vaterländisches“, in welchem ganz besonders die „Reden an die deutsche Nation“ in Betracht kommen, der Herausgeber nicht etwa einzelne Bruchstücke aus denselben mittheilt, sondern vielmehr eine übersichtliche Darstellung giebt von dem Inhalte derselben. Wir müssen diese etwas ausführlichere Darlegung des Inhaltes der Reden als durchaus zeit- und zweckgemäß bezeichnen. Die Fichte'schen Reden an die deutsche Nation sind gerade in unserer Zeit, wo die fünfzigjährige Feier der Völkerschlacht bei Leipzig so nahe bevorsteht, bei unserem Volke zu einer erneueten Anerkennung gekommen. Ja, wir können sagen, gerade das gegenwärtig lebende Geschlecht ist sich ihrer tiefen Bedeutung erst recht bewußt geworden, hat den Werth derselben noch besser erkannt, als es den unmittelbaren Zeitgenossen Fichte's möglich war. Da jedoch die Reden an die deutsche Nation verhältnißmäßig noch immer in den Händen nur Weniger sich befinden, so müssen wir dem Herausgeber es um so mehr Dank wissen, daß er hier in mehr eingehender und zusammenhangender Weise die Hauptgedanken daraus dem Leser vorführt.

Zur richtigen Beurtheilung und rechten Würdigung der berühmten Reden dient auch ganz besonders ein Beitrag von J. H.

Fichte, welcher die Einleitung „zu den Reden an die deutsche Nation“ aus der von demselben veranstalteten neueren Ausgabe (Stuttgart, 1859) enthält. Der Verfasser dieses Aufsatzes sagt nicht zu viel, wenn er behauptet, Fichte habe durch jene Reden den Begriff eines deutschen Volkes zuerst wiedergefunden, wenigstens aus langer Vergessenheit wieder hervorgezogen und in einem leuchtenden Bilde vor der ganzen Nation hingestellt. Bemerkenswerth vor Allem ist das stolze, aber nichts desto weniger durchaus wahre Wort, welches der Sohn von dem Vater mittheilt und welches beweis't, wie Fichte über seinen Beruf und seine Stellung im deutschen Volke zur völligen, selbstbewußten Klarheit gelangt war. Fichte hat dieses Wort nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, er hat es vielmehr in den schriftlichen Meditationen, welche den Reden an die deutsche Nation vorangingen, indem er sich selbst dem damaligen Dränger und Despoten gegenüberstellt, nur für sich, gleichsam zur Weihe für seinen göttlichen Beruf, so hingeworfen; der Sohn aber hat mit Recht nach so langer Zeit, da beide, Napoleon und Fichte, längst der Geschichte angehören, kein Bedenken getragen, dasselbe mitzutheilen. Es lautet: „Sein Andenken und seine Lehre werde fortleben bei der fernsten Nachwelt, wenn Napoleons Name längst vergessen sei; dies erwerbe ihm aber gerade das Anrecht und die Pflicht, ihm entgegenzutreten und auf Tod und Leben ihn zu bekämpfen.“ — Eine interessante Parallele zu der Aeußerung Fichte's und zugleich eine Bestätigung der inneren Wahrheit derselben bildet das bekannte Wort Napoleons auf St. Helena: „daß die deutschen Ideologen durch die unwiderstehliche Gewalt der Aufregung, welche sie in der Jugend entzündet, sein Reich gestürzt hätten.“

In Bezug hierauf ist denn auch die Mittheilung der Charakteristik Napoleons, welche Fichte in seinen Vorträgen über die Staatslehre im Sommer 1813 gegeben hat, gerade an dieser Stelle sehr geeignet. Sie geht in dem von uns besprochenen Buche dem ausführlichen Auszuge aus den Reden an die deutsche Nation unmittelbar vorher.

Hat nun in der That die Macht der Idee den sich selbst vergötternden Egoismus Napoleons in den Befreiungskriegen überwunden und vom Throne gestürzt, so wollen wir denn den Glauben festhalten, daß auch in Zukunft die Kräfte einer unsichtbaren Welt und die Macht des Geistes mehr und mehr obsiegen werden über das Gemeine und Schlechte, welches immer wieder in der menschlichen Natur emporkommt und bald in dieser, bald in jener Gestalt in die Erscheinung tritt, sei es im Leben der Einzelnen, sei es im Staate und im öffentlichen Leben. Denn die göttliche Idee und der Geist allein sind es, die den Fortschritt zum Besseren verbürgen.

Mit solchen Hoffnungen und in solcher Zuversicht wollen wir denn die Anzeige des vorliegenden Werkes beschließen, welches, wie vielleicht wenige Werke dieser Art, geeignet ist, den Sinn für das Ewige und Göttliche zugleich mit dem vaterländischen Sinn in uns lebendig und wach zu erhalten.

---

* Ein Besuch bei Ludwig Uhland.

Von Franz Weber.

> „Besuchte Uhland eine Figur vom Schlage der neugierigen Literaten, denen schon der Bleistift in der Brieftasche zuckt und zuckt zu einem Artikel in dem und dem Blatt, um mit dem interessanten Dichterbesuch sich selbst ein interessantes Relief zu geben: o, was machte der Mann für einen pechöligen, unbarmherzig stummen Holzbirnenkopf an die Kerle hin.“
> Fr. Vischer.

Es muß dieser Gedanke gewesen sein, der, noch ehe ihn Vischer im neuesten Hefte seiner „kritischen Gänge“ ausgesprochen, mich bisher abhielt, von den vielen interessanten Begegnungen zu reden, zu denen mich ein glücklicher Zufall und jugendliche Begeisterung geführt haben. Hoffmann von Fallersleben, Maßius, Friedrich Schneider, Reissiger, Gervinus, Moritz von Schwind, Eichendorff, Rückert, Kerner, Uhland und Vischer —, es ist ein herrlicher Chorus freundlicher Sterne, welche über die trüben Tage meiner Jugend dahingezogen sind und sie mit mildem Glanz erleuchtet haben. Aber selbst, wenn ich für mich allein all' die herrlichen Scenen skizziren wollte, namentlich die Stunden, die ich mit Uhland verlebt habe, wurde mir die Feder bleiern schwer, und ich bebte wie vor einer unkeuschen Indiscretion zurück. Nun aber Uhland auch zu den Schatten der Vorwelt heimgegangen und an sein Volk die Aufgabe herangetreten ist, sich ein getreues Bild von seinem edelsten Dichter zu schaffen, möchte auch ich mein Scherflein dazu beitragen, zumal mich mein eigenes Gewissen nicht mehr zu jenen „neugierigen Literaten“ zählt. Es ist eben schon lange her, daß ich mit Graf Leopardi sprechen kann: „Längst ist das alte wirre Gelüst nach Ruhm in mir erloschen!“

Es war am 4. Juli 1852, eines Sonntags in der Frühe, als ich das Neckardampfboot bestieg, um von Heidelberg nach Heilbronn zu fahren. Wohl hatten theure Freunde, die sich des „Studiums halber“ auf der ehrwürdigen Ruperto-Carolina nicht bloß aufhielten, sondern wirklich einen innigen, segensreichen Umgang mit den Musen pflegten, die edelste Gastfreundschaft gegen mich geübt; aber es zog mich unwiderstehlich nach Tübingen, um Friedrich Vischer persönlich kennen zu lernen. Es war eben ein Jahr her, daß mich das Studium seines damals noch unvollendeten großen Werkes vom empirischen Schwelgen im Schönen zu dessen bewußterem Genusse emporgetragen hatte; ich harte ihm im Herbst in einem Briefe so warm, wie es ein begeistertes Herz vermag, für diesen unendlichen Einfluß gedankt, er aber mir in einem Schreiben so liebenswürdig geantwortet, daß ich nun, seinem Asyl so nahe, den vielgeliebten Meister von Angesicht zu Angesicht schauen wollte. Mit einem Empfehlungsbrief von einem seiner Collegen aus der Paulskirche obenein ausgerüstet, bestieg ich also das Dampfboot, und die Fahrt ging das blühende Neckarthal hinab glücklich von Statten. In den ersten Nachmittagsstunden trat aber im Maschinenraum eine kleine Störung ein, das Schiff mußte langsamer fahren, und der gewünschte Anschluß an den Stuttgarter Eisenbahnzug war nicht mehr zu erreichen. Da rieth mir ein junger schwäbischer Gelehrter, wenn ich nicht irre, E. Bürger, der Uebersetzer des Horaz, den Abend zu einem Besuch in Weinsberg zu verwenden, und trug mir Grüße an Kerner auf. Nachdem ich meine Reiseeffecten in der „Sonne“, wo einst Schiller gewohnt, untergebracht hatte, machte ich mich zu ihm auf den Weg. Der ehrwürdige, damals fast schon erblindete Dichter war überaus freundlich, ja väterlich besorgt um mich; er zeigte mir alle Seltenheiten seiner Wohnung, lud mich zu einem „schwäbischen Mahle“ ein, bot mir sogar ein Nachtquartier an und beschenkte mich, als ich dieses dankend ablehnte, mit seinem, von seiner Tochter gezeichneten Porträt, unter das er die Worte schrieb:

„Dies soll' ich sein, ich weiß es nicht,
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.
Weinsberg, den 4. Juli 1852.

Justinus Kerner.“

Hochbeglückt eilte ich gegen Mitternacht nach Heilbronn zurück; was mir aber besonders lieb war, Kerner hatte mir außer einem Briefe an den Orientalisten E. Meyer auch einen Auftrag an Uhland mitgegeben. Schon früh um 4 Uhr brauste der Zug nach Stuttgart, und mit beklommenem Herzen bestieg ich hier die Post, die um Mittag in Tübingen eintraf. Ich stieg im Gasthof „zur Post“ ab und suchte erst nicht nur meine Toilette, sondern

auch meines Herzens chaotische Gefühle zu ordnen; denn dort lag Vischer's, da, am Ufer des Neckars, Meister Ludwig's Haus — und beide sollte ich noch heute betreten. Es war dies ein eigenthümlicher Gang. Doch nahm mich Vischer so menschlich gut auf, daß ich selbst bald wieder kindlich unbefangen, menschlich rein empfand. Er führte mich die schöne Lindenallee zur alten Burg hinauf und wieder nach seiner Wohnung zurück; um 4 Uhr mußte er Colleg lesen; dann wollten wir uns in der Aula treffen. So hatte ich noch Zeit, Hölderlin's Grab zu besuchen, zu dem mich ein alter Mann führte, der den unglücklichen Dichter wohl gekannt hatte und mir viel von dem edlen Bürgermädchen erzählte, das ihn so treu und liebevoll in seiner langen, bangen Geistesnacht gepflegt. Um 4 Uhr war ich in Vischer's Colleg; er sprach über die Zweige der Baukunst, tiefsinnig, neu, seinen Vortrag hie und da mit politischen Streiflichtern kühn erleuchtend; und wie bei seinem Eintritt, so auch bei seinem Weggang begrüßten ihn die zahlreichen Zuhörer, sich in stummer Ehrerbietung von ihren Sitzen erhebend. In der schönen Aula erwartete er mich und rieth mir, jetzt zu Uhland zu gehen. — Ich klopfte an die Thür der stillen Wohnung, ein Mädchen öffnete mir und wies mich in den Garten, der vom Hause terrassenförmig aufsteigt. In der Mitte des Weges begegnete mir ein alter Mann in schlichtester Kleidung; ich hielt ihn vielleicht für den Gärtner, grüßte vorübergehend und trat in ein kleines Gartenhaus, wo ich eine ältere Dame nach dem Herrn Professor Uhland fragte. „Sie müssen meinem Manne begegnet sein“, antwortete sie freundlich und rief seinen Namen in den Garten hinaus. Uhland — er war es wirklich selbst gewesen, der edle Gärtner der deutschen Poesie — kam zurück, und seine Frau meldete ihm draußen den Besuch des Fremdlings. Ja, es war ein prächtiger, unbarmherzig stummer Holzbirnenkopf, den er da an mich armen Kerl hinausmachte, als ich ihm erzählte, wie glücklich ich wäre, Ludwig Uhland begrüßen zu dürfen. Er lud mich mit stummer Handbewegung ein, Platz zu nehmen, und frug mich endlich nach dem Zweck meines Hierseins. Ich hatte in meiner Herzensangst alle Strategik vergessen und war verstummt; als aber die gottgeweiheten Lippen sich so ruhig, so ernst öffneten und frugen: „Was führt Sie hierher?“, da brachen die Schleusen meines Herzens gewaltsam auf, ich sprach von meiner Liebe und Verehrung zu Vischer, von meinem Besuch und liebevollem Empfang bei Kerner, von dessen Auftrag und Gruß an ihn — und das ernste Gesicht wurde freundlich und das strenge Herz ward mild. „Kerner wird Sie bei Uhland am besten einführen“, hatte mir Vischer richtig prophezeit, und ich Thor hatte diesen wohlgemeinten Fingerzeig so viele Minuten zu Uhland's und meiner eigenen Qual vergessen. Desto liebenswürdiger, wahrhaft herzlich war Uhland nun. Nur einmal noch sollte ich, wie es mir jetzt noch scheint, sein Herz unsanft berühren. Ich stand damals in der Liebe junger Frühlingszeit, wo zum ersten Male das ahnungsvolle, „liebliche Geläute“ der süßen Schwermuth durch unsere Seele zieht, und so waren es auch die erotischen Lieder Uhland's, die mich von seinen Poesien damals am meisten fesselten. In meiner Unkenntniß seiner Herzensleiden citirte ich das kleine und doch fast orientalisch prächtige Epigramm „An Sie“, und Uhland ward wieder still und ernst; ich hatte sichtlich eine Wunde seines Herzens berührt. Doch brach er bald selbst das Schweigen, und wir kamen endlich auf die Politik. Sein Muth schien gebrochen, und seine Hoffnung auf eine schönere Zukunft des Vaterlandes vollständig gelähmt; waren doch erst drei Jahre verflossen, daß er die brutale Sprengung des ersten deutschen Parlamentes selbst mit erlebt hatte. Wie Vischer im Fortbau seines großen Werkes, so schien Uhland aus den Blüthenkelchen altprovenzalischer Dichtkunst Vergessen über das trinken zu wollen, was an seinem Volke wieder verbrochen worden war. Freilich sagt Ersterer in seinem Aufsatze „Ludwig Uhland“: „Auch die Fluthen des Rückschritts haben Muth, Hoffnung, Heiterkeit des Mannes, der sich nun wieder in die Stille seiner Studien zurückzog, nicht erschüttern können.“ Vielleicht habe ich mich geirrt, vielleicht aber spricht Vischer vorzugsweise von späteren Jahren, in welchen die tiefen Wunden zu vernarben begannen.

Ich brach auf, denn es war schon spät geworden, und Vischer wollte mich in meinem Gasthof erwarten. Uhland versprach gleichfalls dorthin zu kommen und reichte mir die Hand beim Scheiden. Kerner's Brief an Meyer war bald besorgt, und ich eilte zur „Post“ zurück. An der langen Wirthstafel hatten schon einige Professoren Platz genommen; endlich trat auch Vischer ein. Kaum hatten wir uns begrüßt und uns an dem einen Ende der Tafel niedergelassen, so kam auch Uhland und setzte sich neben uns. Der Kellner brachte Flaschen und Gläser, es wurde eingeschenkt, angestoßen, und das Herz trat in sein altes Recht. Das ist der glorreiche Abend des 5. Juli 1852, der stolzeste, den ich verlebt — „Prophete rechts, Prophete links und ich — das Weltkind — in der Mitten.“ Hättest du mein Herz fühlen können, Meister Ludwig, wie es so freudig in deiner Nähe schlug, hättest du ahnen können, wie deine Güte nicht spurlos an mir vorübergehen sollte, wie ihre Erinnerung mich seither getragen, geläutert, aus mancher Versuchung zu falscher Ehrsucht, zu klug scheinender Unwahrheit gerettet hat — du würdest die Stunde nicht für dich verloren wähnen, die du dem Fremdling an jenem Juliabend geopfert hast. Die Unterhaltung war äußerst belebt und heiter; nicht nur Vischer ließ seine zündenden Geistesblitze spielen, auch Uhland war theilnehmend, fast gesprächig. Vorzugsweise unterhielt er sich mit einem ihm gegenübersitzenden jungen Gelehrten über seine altfranzösischen Forschungen; aber auch für mich hatte er manch freundliches Wort. Wir sprachen unter anderem auch über unsere norddeutschen Dialecte, von denen ihm die eigenthümlich breite Mundart zwischen Saale und Mulde wenig bekannt war; ich war damals in dieser Sprache meiner Kindheit noch ziemlich bewandert und erfreuete ihn mit mehreren ihrer reinsten Anhaltinismen, die ihn höchlich ergötzten. Als ich ihm aber von einem alten Hauptmann in Köthen, der als Bauerbursche den Feldzug nach Spanien mitgemacht und als Capitän zurückgekehrt war, erzählte, wie der seine Schilderung von der landschaftlichen Schönheit Spaniens seiner Herzogin gegenüber mit den Worten eingeleitet hatte: „Ja, Durchlaucht, daß kann ich Se soahn, wenn mer so anen Pommeranzenbusch zänklankunnger (längs-entlang-hinunter) ging“ — da brach Uhland ob dieser monströsen Häufung der Ortspräposition in ein so frohes Gelächter aus, daß Vischer zu mir leise herüberlächelte, als wollte er sagen: „Ich danke dir, daß du meinen Ludwig erfreut hast.“

Schon auf der Hinfahrt hatte ich mir vorgenommen, die von vier Dichtern besungene Wurmlinger Kapelle von Tübingen aus zu besuchen. Als Uhland meinen Plan erfuhr, nahm er ihn wohlgefällig auf und rieth mir, seinen Lieblingsweg auf der Höhe des Bergzuges durch das Gebüsch einzuschlagen, der bei Weitem lohnender sei, als der im Thale. Nachdem er mir das Nähere bezeichnet, frug er mich: „Wann werden Sie dorthin gehen?“ — Morgen früh um 4 Uhr! — „Dann werde ich Sie lieber abholen und begleiten.“ — Mein Becher des Glücks schien überschäumen zu wollen; an der Seite des Dichters sollte ich den Waldpfad hinabwandeln, auf dem er vielleicht manches seiner schönsten Lieder geboren, mit ihm sollte ich die klassische Stätte betreten, welche die Gegenwart so vieler Sänger für ewige Zeiten zum Tempel eingeweiht hat; von dort aus wollte er mir den Staufen und alle die vom romantischen Hauche einer großen Zeit umweheten Bergeshäupter zeigen, von deren Glanze ein voller, reiner Strahl auf Uhland's eigener Stirne glühte. Die Freude ließ mich in der folgenden Nacht nicht schlafen, und ich stand schon um 3 Uhr des Morgens auf. Doch wartete ich bis 4 Uhr vergebens, als der Kellner eintrat und mir ein Blatt mit der Weisung übergab, daß der „Herr Professor“ mich wegen Unwohlseins nicht begleiten könne. Meiner Freude größter Theil war nun dahin; wie überrascht war ich aber, als ich das Blatt auseinanderschlug und darauf einen kleinen, von Uhland's Hand gezeichneten Plan des Wegs von Tübingen nach Wurmlingen und an einer Stelle, wo dieser sich theilt, die Bemerkung fand: „Nun hier zänklanknunger!“ Der Plan war unstreitig das sicherste Zeichen seines Wohlwollens, und daß er sich Abends vorher so recht wohl gefühlt hatte. Im frohen Bewußtsein dessen nahm ich meinen Wanderstab und zog guten Muths den grünen Laubgang dahin; am Kreuzweg aber holte ich mein Blättchen hervor und orientirte mich nach ihm leicht und gewissenhaft. Die Aussicht von der kahlen Kuppe, welche die Kapelle trägt, ist überraschend und prächtig, die Nähe des ländlichen Friedhofs aber stimmte mich wehmüthig weich. „Hirtenknabe, Hirtenknabe! dir auch singt man hier einmal“ — zog es durch meine Seele und vertiefte nur noch jenes Gefühl in mir; aber der fröhliche Lebensmuth erwachte drunten im Thale wieder, wo die liebliche Wirthin mir den frischesten Becher Weins kredenzte. Nach 9 Uhr war ich in meinem Gasthof zu Tübingen; ich hatte nur noch wenig Zeit, denn Vischer hatte mich zu sich geladen, und Mittags mußte ich nach Stuttgart zurück. Während ich mich umkleidete, erwog ich umständlich, ob ich mich von Uhland persönlich oder schriftlich verabschieden sollte, und kam zu dem Entschluß, ihm von Heidelberg aus noch einmal meinen Dank für seine seelenvolle Milde

auszusprechen. Da klopfte es an meine Thür, und herein trat Uhland. Wie vom Blitz getroffen, stand ich in Hemdsärmeln und barfuß vor dem größten der damals noch lebenden deutschen Dichter; verwirrt bat ich ihn, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und griff hastig nach Rock, Schuhen und Strümpfen; aber Uhland wehrte lächelnd meinem Beginnen, und ich mußte in kaum halbvollendeter Toilette neben ihm niedersitzen. Nachdem ich ihm von meiner Wanderung erzählt und für seinen instructiven Plan gedankt hatte, zog er aus seiner Brusttasche ein kleines Packetchen mit meiner Adresse, aus dem er ein Blättchen herausnahm und sprach: „Wollen Sie es zum Andenken mitnehmen?“ Darauf stand aber jenes schöne Epigramm geschrieben, dessen milde, tiefe Empfindung Vischer noch jüngst hervorhob:

„Ja, Schicksal, ich verstehe dich:
Du sendest mir der Schmerzen viel
Und giebst für jedes Leid ein Lied“ —

und darunter die Worte: „Diese Zeilen aus liederreicher Jugend setzt zu freundlicher Erinnerung bei. Tübingen, 6. Juli 1852.

L. Uhland.“

Dann trug er mir noch Grüße an einen Landsmann, den Bruder des durch seine englischen Schriften rühmlich bekannten Dr. Karl Elze in Dessau auf, reichte mir die Hand zum Abschied und schritt zur Thür hinaus, in der That, wie ein „numine afflatus.“

So war mir der „in seinem ganzen Wesen streng gemessene“ Mann entgegengetreten, von dem Vischer aber ebenfalls sagt, daß er auch „so gelinde, so zart, so bescheiden, wohlthätig im Verborgenen“ war. Mancher unsterbliche Gott auf dem Olymp meiner Liebe ist seitdem nun doch gestorben, manches Idol meiner Jugend seines Nimbus verlustig gegangen, und das einst so warm glühende Herz ist ruhiger und auch viel, viel kälter geworden. Aber wie jener brave Reitersmann Stauff das Lächeln seines Kaisers nimmer vergessen konnte, so wird sich auch noch in den fernsten Zeiten durch das Lied von meiner Jugend Lust und Leid der stolz jubelnde Refrain vom Meister Ludwig schlingen:

Er hat mich freundlich angeblickt
Und mir so warm die Hand gedrückt.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Von Heinrich Pröhle. — Bertha Maria. Schauspiel in 3 Aufzügen. Von J. Pape. — Die Stürme der gemäßigten Zone. Von H. W. Dowe. — St. Ursula und ihre Gesellschaft. Eine kritisch-historische Monographie. Von J. H. Kessel. — Zur Erinnerung an Theodor Körners fünfzigjährigen Todestag. Von A. Niederhöffer. — Anthropologische Vorträge. Von M. Perty.

* Literarische Notizen. Das Buch von Adolf Stahr über den römischen Kaiser Tiberius stößt in der Presse auf heftigen Widerspruch. Stahr hatte sich vorgesetzt, eine „Rettung“ des von der Geschichtsforschung hart beurtheilten Despoten durchzuführen, und hat denn diesen Gedanken mit der ihm eigenen Wärme für seine Stoffe verwirklicht, ist dabei aber wie gewöhnlich zu weit gegangen und hat zu Gunsten des Tiberius viel mehr Gutes gesagt, als sich vor dem Richterstuhl der Geschichte verantworten läßt. Es ist ganz richtig, wenn man behauptet und nachweis't, daß Tiberius vom Tacitus zu grell geschildert worden, daß er ein hochbegabter Staatsmann und Feldherr gewesen sei, daß er nicht mit dem wahnwitzigen Narren Caligula und dem blutdürstigen Komödianten Nero zusammen geworfen werden dürfe, — allein wenn nun Stahr in dem Eifer für seinen Schützling so weit geht, ihn auch von dem Vorwurf eines kalten berechnenden, erbarmungslosen Despotismus, eines grausamen Verfahrens zum Zwecke der Befestigung seines Absolutismus freisprechen, überhaupt seinen Charakter von allen Flecken reinigen zu wollen, so beraubt er seine Darstellung jedes Werthes. Man findet übrigens, daß Stahrs Ausführungen oft eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen des Engländers Charles Merivale in seiner „Geschichte der römischen Kaiserzeit“ haben. — Der Präsident des deutschen Hochstiftes in Frankfurt, Otto Volger, hat eine Schrift über das Goethehaus herausgegeben, welches in den Besitz der von ihm geleiteten Gesellschaft übergegangen ist. Es handelt sich um das Arbeitszimmer Goethes; man betrachtete als solches die Dachstube im Hinterflügel, welche seit langer Zeit von unzähligen Wanderern besucht und ehrfurchtsvoll betrachtet wird. Volger weis't nach, daß sich die Welt im Irrthum befand. Jenes Zimmer war bestimmt zum Kupferstichbleichen und zur Seidenraupenzucht, Goethe's Arbeitsstube aber war das Giebelzimmer im Dachstock nach der Straße. Nur auf dieses, nicht auf jenes schlechte, entlegene Zimmerchen, paßt Goethe's eigene Beschreibung: daß es gegen die Morgensonne lag, als Malerwerkstätte dienen konnte, zum Empfang von Besuchen geeignet war. Die aus Goethe's Biographie entnommenen Zeugnisse für diese Annahme werden unterstützt durch die bisher noch nicht für die Oeffentlichkeit benutzten Urkunden über das Haus und dessen Besitzveränderungen. — Ein neuer Roman von Brachvogel verläßt in diesen Tagen die Presse. Er ist betitelt „Schubart und seine Zeit“ und wird vom Verfasser als ein kulturhistorischer Roman bezeichnet, in welchem der Dichter der „Fürstengruft“ und Gefangene auf Hohenasperg als „tragischer Vorkämpfer für die neue Welt der Ideale“ dargestellt werden soll. Schubart, Schiller und Herzog Karl sind die hervorragendsten Figuren des vierbändigen Romans. — Den Freunden der Dichtungen von Reinhold Lenz (dessen Werke bekanntlich Ludwig Tieck 1828 herausgegeben) theilt der Professor O. F. Gruppe in der Spenerschen Ztg. mit, daß die lange vermißten und verloren geglaubten Lenz'schen Manuscripte, die in Dr. E. Dumpf's Nachlaß gewesen, sich nunmehr gefunden haben, und daß Aussicht zu ihrer Publikation vorhanden ist. „Ich danke die Mittheilung (schreibt Gruppe) einem Schreiben meines Freundes Jegor von Sivers auf Raudenhof bei Wolmar, welcher eben selbst mit der Herausgabe des Fundes beschäftigt ist; leider hat der Brand seines Wohnhauses mit einem Theile seiner Bibliothek auch seine älteren Aufzeichnungen vernichtet.“ — David Strauß, der Verfasser des „Lebens Jesu“ läßt einen Vortrag, den er über Lessings Nathan gehalten hat, im Druck erscheinen.

⊙ Ernst Hallier, die Vegetation auf Helgoland. Zweite mit einer vollständigen Flora vermehrte Ausgabe. Hamburg. Otto Meißner 1863. 56 Seiten. — Das vorliegende Werkchen bietet in acht Abschnitten und einer Einleitung Skizzen der Pflanzenwelt von Helgoland in ihrem Verhältnisse zum Grund und Boden, zum Klima und zum Menschen. Es wird deßhalb sicher für viele Badegäste eine willkommene Gabe sein. — Wir können aber manche Bedenken gegen das Erscheinen des Buches in dieser Form nicht unterdrücken. Der ersten (1859 erschienenen) Ausgabe desselben klebten noch ziemlich viele Irrthümer an. Inzwischen hat nun der Verfasser den Gegenstand tiefer erforscht und die Ergebnisse seiner Forschungen auch dem botanischen Publikum in der Leipziger botanischen Zeitung vorgelegt. Sollte nun an eine neue Herausgabe dieser „populären Flora gedacht werden, so konnte dies nur eine vollständig umgearbeitete sein. In keinem Falle durfte das frühere Büchlein mit seinen Mängeln unverändert gelassen und ihm nur ein „vollständiges Verzeichniß der auf Helgoland wachsenden Phanerogamen“ angehängt werden, wie dies hier geschehen ist. Wie nimmt es sich nun aus, wenn z. B. pag. 17 die Barbarea stricta als massenhaftes Unkraut auf den Kartoffeläckern angegeben und sogar ein wegen dieser Pflanze mit einem Helgoländer gehabtes Gespräch erzählt wird, während pag. 47 steht: „Barbarea stricta, die ich nach der mündlichen Ueberlieferung eines angeblich Sachverständigen aufnahm, der ihre Verbreitung beobachtet haben wollte, ist vielleicht nie vorhanden gewesen.“ Oder wenn von denjenigen Gräsern, welche die Düne befestigen helfen, das wichtigste und häufigste, die Ammophila arenaria, „durch ein Schreibversehen“ vergessen ist, während von den drei aufgezählten Gräsern noch eins, die „Festuca borealis“, falsch bestimmt ist. — Die gewöhnlichste Rücksicht auf das kaufende Publikum hätte doch wohl verlangt, daß unter solchen Verhältnissen die wenigen Bogen neu überarbeitet und neu gedruckt worden wären.

⊙ Die Darwinsche Lehre von der Veränderlichkeit der Arten im Pflanzen- und Thierreiche hat ein fast von Monat zu Monat steigendes Interesse erregt und sich auch unter den deutschen Naturforschern schon zahlreiche Anhänger erworben. Wenn wir selbst auch nicht zu diesen gehören, so müssen wir uns doch bescheiden, die Entwickelung unserer Gründe auf eine andere Veranlassung zu verschieben. Heute sei unsern Lesern nur die Festrede, gehalten bei der vierzigsten Jahresfeier der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft von Dr. G. A. Spieß, empfohlen, welche im Verlage der Hermannischen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschienen ist. Der Verfasser, als geistvoller Redner schon lange bekannt, beleuchtet die Darwinsche Lehre von verschiedenen Seiten und weist nicht allein ihren hypothetischen Charakter, sondern auch ihre Nichtberechtigung als Hypothese nach. Wir empfehlen die kleine Schrift unsern Lesern um so mehr, als auch diejenigen unter ihnen, denen die Darwinsche Lehre bis dahin fremd war, aus dieser Rede einen Ueberblick über dieselbe erlangen werden.

* Die deutsche Künstlerversammlung. Wir berichten weiter über die Verhandlungen und Erlebnisse der deutschen Kunstgenossenschaft während ihrer achten Versammlung in Weimar. (Die früheren Zusammenkünfte wurden gehalten in Bingen, Stuttgart, München, Düsseldorf,

Braunschweig, Köln und Salzburg.) In Weimar wurde am 19. die Genossenschaft durch des Himmels Ungunst um einen Theil der Festesfreuden betrogen. Die Einleitung zu dem Volksfeste, das im unteren Parke Statt finden sollte, das Festspiel von Wilhelm Genast, dem Sohn des Schauspielers Eduard Genast, war bis auf den Schluß, freilich gerade das Wichtigste, die unmittelbare Apostrophirung der Künstler, zur Aufführung gelangt und hatte, mit seiner sinnig feinen Weise und trefflich unterstützt von dem Spiele bewährter Künstlerinnen, von Stör's musikalischen Compositionen und den von Genelli vorbereiteten lebenden Bildern, seines guten Eindruckes nicht verfehlt, obschon nur ein kleiner Theil der großen Zuschauermasse wirklich etwas hören und sehen konnte, — da brachen alle Schleusen des Himmels los, und ein heftiger Platzregen machte allem Feste und Festspiele ein Ende. — In der Berathungs-Sitzung am 20. wurden, nebst einigen rein geschäftlichen, auch folgende allgemein interessante Beschlüsse gefaßt: Man will von Seiten der Kunstgenossenschaft gemeinsame Schritte wegen billiger und zuverfichtlicher Versicherung der zu versendenden Kunstwerke thun (der Gesammtwerth solcher in Einem Jahre berechnet sich auf viele Millionen); man will für ein Denkmal von Carstens wirken; man will die nächste große Kunst-Ausstellung auf 1866 nach Wien ausschreiben; endlich ward dem Bürgermeister von Salzburg, v. Merkens, in Anerkennung der Verdienste Salzburgs um die Sache der deutschen Kunstgenossenschaft (die Stadt hat unter Anderem 550 Fl. zum Albrecht-Dürer-Fonds gegeben) die Ehren-Mitgliedschaft zuertheilt. Beschlossen wurde endlich, daß künftig die Versammlungen der Künstler nicht mehr alljährlich, sondern alle zwei oder drei Jahre stattfinden sollen. Der Ort der nächsten Zusammenkunft wurde nicht bestimmt; wahrscheinlich wird man warten bis 1866, wo in Wien eine große Kunstausstellung sein soll. Nach dem bisherigen Gebrauch hätte eine solche im nächsten Jahre sein müssen. Das der Versammlung folgende Festmahl war sehr animirt durch ernste Toaste und übersprudelnd heiteren Humor. Den Belgiern ward ein besonderes Hoch gebracht, welches einer aus ihrer Mitte wiederum in seiner heimischen Sprache erwiedette. Die Stimmung blieb bis zuletzt eine festlich gehobene und doch ernst gemessene. Den Schluß des Festes bildete am 21. die Fahrt nach der Wartburg, zu welcher der Großherzog die Künstler eingeladen hatte. Dieselbe war vom Wetter nicht sonderlich begünstigt, aber reich an erhebenden Eindrücken. Die Stelle des Großherzogs, welcher in Frankfurt weilt, wurde von seiner Gattin und dem Erbgroßherzog in liebenswürdiger Weise vertreten. In einer großen Halle im Schloßhofe war ein reichliches Dejeuner servirt, bei welchem auch das Mittelalter durch manchen alterthümlichen Aufsatz auf dem Buffet, u. A. auch durch einen ungeheuren Humpen voll gewürzten Weines sinnreich vertreten war. Mit Besichtigung der Burg und ihrer vielen Schönheiten, sowie der nicht minder reizenden Natur-Umgebungen — mit einem Concerte in dem ungeheuren Bankersaale, bei welchem Herr Riemann aus Hannover und Frau Köster-Schlegel mitwirkten, dann mit einem Zuge durch den schönen Buchenwald zu der sogenannten Festbuche, wo es wieder Festspiele, diesmal burlesker Art, und Volkslustbarkeiten gab, wurde der Tag ausgefüllt, und Abends 9 Uhr brachte derselbe Extrazug die zwar etwas ermüdeten, aber hoch erfreuten und befriedigten Gäste der Wartburg, deren Enthusiasmus sich in immer wiederholten zahllosen Hochs auf die fürstlichen Festgeber aussprach, nach Weimar zurück.

* Die Schillerstiftung und die Oeffentlichkeit. Die vor acht Jahren begründete Schillerstiftung hat noch immer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar ist der ärgerliche Streit, welchen die Serre'sche Schillerlotterie veranlaßte, dahin geschlichtet, daß die Hauptstiftung in Weimar wenigstens den größesten Theil der Zinsen des Capitals erhält und somit zu einem Besitzstande gelangt, der es ihr möglich macht, ziemlich weithin ihre Unterstützungen gelangen zu lassen, während sie bisher nur sehr beschränkte Mittel hatte. Allein ein anderer Punkt, der seit Jahren heftig erörtert wird, ist noch immer nicht erledigt und ruft stets neuen Streit hervor. Es ist die Frage wegen der Oeffentlichkeit, welche von der Mehrheit des Verwaltungsrathes verneint wurde. Wir haben uns wiederholt für unbedingte Oeffentlichkeit ausgesprochen und schließen uns auch jetzt einem Artikel der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ an, dem folgende Sätze entlehnt sind: „Die Verwaltung der Schillerstiftung bietet zu Vorwürfen hinüber und herüber Anlaß. Das Publikum beklagt sich darüber, daß für hervorragende Schriftsteller seitens des Instituts nichts oder nicht das Genügende geschieht; die Verwalter der Stiftung beklagen sich über die Lauheit, die zunehmende Erlahmung des Publikums in seiner Betheiligung. Der Verwaltungsrath zürnt, daß die Dresdener Zweigstiftung mit ihren durch das Compromiß übernommenen Verpflichtungen in Betreff der Ablieferung der Zinsen vom Lotterieertrag säumig ist; er selbst erfährt Tadel über einzelne der von ihm angeordneten Verwendungen. Ein Theil dieser gegenseitigen Vorwürfe mag begründet sein. Wie die Menschen einmal sind, werden sie nie ganz zu vermeiden sein; ihnen nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten und sie zu entkräften, giebt es nur ein Mittel, die Durchführung der unbedingten Oeffentlichkeit der Verwaltung. Die gegenwärtige Lage der Sache hat Alexander Ziegler mit bekanntem Fleiß in der siebenten Auflage seines Werks: Geschichte deutscher Nationalunternehmungen (Dresden, 1863, Karl Höckner) dargestellt. Er hat die Stimmen einer großen Anzahl hervorragender Journale gesammelt und hierdurch dargethan, daß die Zahl und die Energie der Anhänger der Oeffentlichkeit in fortwährendem Wachsen ist. Das Beste, was zu Gunsten dieses Princips gesagt werden kann, ist in einem Aufsatz von Schleiden enthalten. Mit Recht wirft Schleiden die Frage auf: Was thut der Verwaltungsrath, wenn ein Artikel erscheint: „wir wissen aus guter Quelle, daß Herr N. N. (irgend ein Lump) eine bedeutende Unterstützung aus der Schillerstiftung empfängt“? Er fragt ferner: „Wer bürgt dafür, daß nicht schon in 10 Jahren eine überwiegende Majorität der 20 einer unwürdigen Clique angehört, die nichts als die Furcht vor der öffentlichen Controle von Mißbrauch der Gelder abhält?“ Was Schleiden hier aufstellt, ist nicht nur eine Möglichkeit, es ist Gewißheit. Nur die unausgesetzte rege Betheiligung der ganzen Nation ermöglicht es, daß unter den Leitern des Unternehmens fortdauernd nur Männer ehrenhaften Charakters, daß „Namen ersten Ranges“ darunter sind. Und diese Theilnahme der Nation ist nur möglich in der Lebensluft der Oeffentlichkeit. Losgerissen von dieser, nicht getragen von dem Bewußtsein, mit der Nation in beständiger Wechselwirkung zu sein, kann es nicht ausbleiben, daß die Stiftung einem Coteriewesen verfällt, welches gerade die Namen ersten Ranges veranlassen muß, sich zurückzuziehen. Man hat politische Gründe gegen die Oeffentlichkeit geltend gemacht. Es könnten einmal im Verwaltungsrath Männer sitzen, die nicht den Muth hätten, einem Kinkel, Freiligrath, Ruge, falls diese der Unterstützung bedürften, eine solche zu gewähren. Darauf antworten wir einfach: Männer, die nicht den Muth haben, einen Kinkel, Freiligrath, Ruge öffentlich zu unterstützen, werden zuverlässig auch nicht den Muth haben, es im Geheimen zu thun. Die Gegner der Oeffentlichkeit weisen triumphirend darauf hin, wie sehr eine Aenderung der Statuten durch die Statuten selbst erschwert ist, und sie haben ein Recht zu triumphiren. Weil aber diese Schwierigkeiten bestehen, und weil sie sich im Laufe der Zeit immer mehr vermehren werden, sollten die angesehenen Zweigstiftungen in Wien und Dresden, welche bisher der Oeffentlichkeit sich angenommen haben, in ihren Bemühungen nicht rasten.

* Vermischte Nachrichten. Die neue komische Oper von Litolff, „Rahel“, ist in Baden-Baden zur Aufführung gekommen und scheint Glück gehabt zu haben. Die Handlung spielt im dreißigjährigen Kriege und hat den Herzog von Weimar zur Hauptfigur; Rahel ist eine Mischung von Bertram und Kaspar. Die Oper hat viele Nummern, unter denen sich ein Lob der Armuth und ein anderes des Reichthums befinden. — Die neue Gesammtausgabe der Werke Beethovens rückt rasch vor; die Symphonieen sind bis zur fünften in C moll, die Claviercongerte bis zum fünften in Es dur gelangt, ferner wurden das Violinconcert, die Ouverturen zu Coriolan und Leonore (C dur, Nr. 1), mehrere Quartette, Sonaten und Gesänge ausgegeben. — Vier Cartons von Peter von Cornelius, für den Composanto in Berlin bestimmt, erregen auf der internationalen Kunstausstellung in München Aufsehen. Einer derselben, „die Bekleidung der Armen“, ist von großer Einfachheit und selbst Anmuth. Ein zweiter nach dem Spruche „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden“, zeigt einen gefesselten Greis mit zwei Engelknaben. Der dritte ist die Ausgießung der sieben Zornschalen durch die Engel, von denen zwei mit großen Fittigen ausgestattet sind. Der größeste dieser Cartons hat den Fall Babylons zum Gegenstande, in Gestalt eines üppigen Weibes, das trunken vom Blute der erschlagenen Gerechten, von dem siebenköpfigen Thiere herabgeglitten ist, welches mit ihr zu Boden stürzt. Daneben die Gruppe der Erschlagenen, darüber der Engel mit dem Schwerte. Es ist eine grandiose, imponirende Composition. — Wilhelm von Kaulbach hat ein Erinnerungsblatt zu Theodor Körners Todestage componirt. Es stellt ihn dar hoch zu Roß, über gesprungene Geschütze dahin stürmend, das lockige lorbeerumkränzte Haupt rückwärts gewendet, die hinter ihm folgende Schaar zu muthiger Nachfolge begeisternd. Von der Lyra flattert ein Band herab mit der Legende: „Das deutsche Lied, das deutsche Schwert, wir lieben's treu, wir halten's werth.“ — Die neueste komische Oper oder richtiger Gesangsposse von Offenbach heißt: „Venedig in Paris oder die Reise der Herren Dunanan Vater und Sohn“; man giebt sie jetzt täglich im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin. Die Posse ist im Stil des „Orpheus“ gehalten, in Text und Musik eine Karikatur, die ganz ergötzliche Einfälle hat und voll ausgelassener Laune ist, pikant, spitz, verführerisch, allein doch weit zurücksteht hinter dem Orpheus. Offenbach schreibt zu viel und hat angefangen, sich selbst abzuschreiben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℛ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 36. Bremen, 6. September. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Aus einem Landstädtchen.

Eine Erzählung.

Von Karl Seifart.

In unserm Niedersachsen liegt in einem engen Thale, welches waldige Berge so dicht umschließen, daß die wenig benutzte Landstraße da, wo sie ins Thal tritt, sich mit Mühe zwischen den steilen Höhen hindurchzuwinden scheint und am Ausgange des Thals nur einer schmalen, in dem nahen Wald verlaufenden Wiese neben sich Raum läßt, ein Landstädtchen, von welchem man, um seine Isolirtheit zu bezeichnen, sagt, daß es die Franzosen nicht hätten finden können. In der That ist auch keine der größeren französischen Colonnen der schmalen Straße gefolgt, welche durch das Städtchen führt, und die Bewohner haben nicht viel mehr französische Uniformen gesehen, als wie sie die deutschen Landgensd'armen trugen, die dem Polizeiregiment des Königs von Westphalen dienen mußten. Dennoch hat einst in Folge des Kriegs und der Fremdherrschaft auch hier ein Ereigniß die simple Einwohnerschaft mächtig erschüttert, französische Straftruppen herbeigerufen, viele Einwohner in Schaden und Unglück gebracht und ein edles Herz gebrochen. Das Unheil, die Kriegsgerichte und die Hinrichtung zweier Ackerbürgersöhne in Kassel ist dort im Landstädtchen noch in vieler alten Leute Gedächtniß, die Geschichte des gebrochenen Herzens aber kennt dort nur ein jetzt hochbetagter Greis, und durch einen merkwürdigen Zufall wurde mir Kunde davon.

Jüngst führte mich ein Rechtsgeschäft in das vereinsamte Städtchen. Es war an einem heißen Sommermittage, als ich mit meinem Einspänner das einzige respectabele Gasthaus des Orts erreichte, wohin ich meinen Anwalt bestellt hatte. Statt seiner aber fand ich einen Brief vor, worin er mir anzeigte, daß ein wichtiges, nicht aufzuschiebendes Geschäft ihn einige Tage in B. zurückhalte, und daß er genöthigt gewesen sei, unsern Termin auf einen andern Tag verlegen zu lassen. So hatte ich denn, wie man sagt, einen „Fleischergang“ oder vielmehr eine Fleischerfahrt nach dem kleinen Abdera gemacht, mußte mich aber wohl oder übel in mein Schicksal fügen und in dem öden Städtchen übernachten, weil eine sofortige Rückfahrt nach meinem, eine starke Tagereise entlegenen Wohnorte nicht wohl thunlich gewesen wäre. Aber womit den unendlich langen Sommernachmittag und Abend hinbringen in diesem öden Orte, in welchem ich außer dem abwesenden, hagestolzen Rechtsanwalt Niemanden kannte? Ein Spaziergang in die waldigen Berge, die übrigens auch nichts Besonderes bieten, wollte mir bei der drückenden Hitze und bei meiner Ermüdung nach langer Fahrt nicht zusagen, und ein sehr junger Auditor und ein sehr alter Assessor oder Amtsrichter, welche mit mir das einfache Mittagsmahl, dessen Hauptgericht aufgewärmter, langfaseriger Braten bildete, einnahmen, erschienen mir bei ihrem steifschößigen, dünkelhaft-blöden Wesen nicht geeignet, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. So saß ich denn, nachdem das Mahl beendigt und meine zugeknöpften Tischgenossen fortgegangen waren, allein und verdrießlich in der Ecke des lederbeschlagenen Sophas, den Kaffee erwartend. Diesen brachte mir ein sehr alter Mann, der ein Verwandter des Hauses war und nebst dem einzigen Kellner die Bedienung der Gäste übernommen hatte, weil der Wirth selbst seit einem Jahr und darüber krank lag.

Der mit hohen Gamaschen, manschesternen Kniehosen und einem aschfarbenen, altmodischen Rocke angethane Alte, den man im Hause Friedrich rief, theilte mir, während er den Tisch säuberte und den Kaffee vor mir niedersetzte, mit, daß er der Großonkel des kranken Wirths sei und sich während seiner alten Tage noch viel zu plagen habe, doch thue er das gern, denn sein Großneffe sei ein braver Mensch und ohne seine Schuld in großes Unglück gekommen; vor Kurzem habe er gar noch seine Frau und sein einziges Kind verloren. Nachdem mir der Alte ein Stück trüber und beklagenswerther Familiengeschichte in kurzen Worten erzählt hatte und mir nun stumm und gesenkten Hauptes gegenübersaß, fühlte ich wieder ein lebhaftes Bedürfniß nach Unterhaltung und fragte ihn, ob keine Bücher im Hause seien.

„Bücher haben wir wenig,“ erwiederte der alte Friedrich, „wir haben keine Zeit zum Lesen, doch will ich Ihnen herholen, was dort auf dem Simse liegt, das ist Alles.“ Ich wollte aufspringen, um dem alten Mann den Weg zu ersparen, aber mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Raschheit hatte er etwa ein halbes Dutzend Bücher, deren Einbände sichtbare und fühlbare Spuren des außerordentlichen, hier in der Gaststube vorherrschenden Fliegenreichthums zeigten, vor mir niedergelegt. Zwei Bände erwiesen sich mir sogleich durch ihr Aeußeres, durch ihren gelben Schnitt und schwarzen Einband als bekannt, es waren Bibel und Gesangbuch; ich schob sie bei Seite und ergriff einen Anekdoten-Kalender aus dem verwichenen Jahre, indeß das Beste, was er enthielt, kannte ich längst aus Meidinger; seufzend griff ich nach den übrigen drei Bänden und entdeckte in ihnen sehr alte und

augenscheinlich von Kindern übel zugerichtete Jahrgänge des Pfennigmagazins. Halb in Verzweiflung die ganze Literatur bei Seite schiebend, faßte ich den heroischen Entschluß, mir die Stadt zu besehen; vielleicht boten die Kirche, vielleicht einige alte Holzbauten etwas architektonisch Interessantes.

Hinsichtlich der Kirche, die dem Gasthause sehr nahe lag, überzeugte mich ein Blick durch's Fenster, daß ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht hatte; das Gebäude war weder alt noch schön und machte, wie mir selbst der alte Friedrich bemerkte, seinem kürzlich verstorbenen Baumeister wenig Ehre, da der Thurm mit seiner zwiebelförmigen Kuppel bereits bedenkliche Risse zeige und der neue, mit der Ausbesserung betraute Baucommissar deßhalb bis auf Weiteres das Glockenläuten untersagt habe. — Auch damit war's also nichts! — Resignirt betrat ich nun die öde, im grellen Sonnenglanze sich träge hinstreckende Straße, um mir das Städtchen zu besehen, das eben nur aus dieser Hauptstraße und einigen in dieselbe einmündenden, schmutzigen Gäßchen besteht. Einige vor den Hausthüren spielende Kinder abgerechnet, war die Straße fast menschenleer, denn die Ackerbürger, welche die überwiegende Mehrzahl der Einwohnerschaft ausmachen, waren mit ihrem Gesinde in Garten oder Feld beschäftigt, und nur selten begegnete mir, unter dem monotonen Gezwitscher der zahlreichen Spatzen und unter dem Gegacker der sich jagenden Hennen, eine alte Frau in kurzem Kattunmantel oder ein Mann mit einer Kopfbedeckung von fabelhafter Form. Cylinder von ehrwürdigem Alter trägt man hier nur Sonn- und Festtags, Alltags nur die durchgehends mit sehr großem Lederschirm versehene Mütze, die bald tellerförmig, bald in der Form einer Reifenmuschel oder eines abgestumpften, bequasteten Kegels die ehrsamen, Sonntags gekämmten Häupter bedeckt und Zeugniß giebt von der wunderlichen Phantasie eines benachbarten Dorfschneiders, aus dessen geschätztem Atelier diese Kunstwerke hervorgehen.

Von den verödeten, einförmigen, meist mit großen Einfahrtsthüren versehenen Häusern zeigte keines ein Alter, das über 100 oder 150 Jahre hinausgegangen wäre; hin und wieder unterbrach ein Kramladen die scheunenartigen Gebäude, und das Schaufenster desselben gab bei aller Mannichfaltigkeit der Waaren, die es zeigte, dennoch Zeugniß von dem bescheidenen Umfange der Bedürfnisse des Landstädtchens. Da sah man neben alten, mit Mohren bemalten und von Fliegen bunt decorirten Tabackspacketen hölzerne Citronen und Talglichter; neben roth und blau gefärbten Kaffeetassen einen aufgehängten Pappteller, welcher eine Anzahl von der Sonne stark ausgedörrter Cigarren in Sternform zur Schau trug, ein Ei in einem leeren Schnapsglase, welches zugleich eine Anzahl bemalter Rechenstifte enthielt und einen hölzernen, bemalten Häring, dessen von der Sonne gebleichtes Haupt zwischen den ausgespreizten Klingen einer Heckenscheere friedlich ruhete. Das überzeugte mich neben noch vielen andern schönen Dingen, daß der alte Friedrich Recht gehabt habe, als er mir auf meine Frage, wo man gute Cigarren im Orte kaufe, den Laden, vor dem ich jetzt stand, mit der treuherzigen Bemerkung nachwies, daß man dort „Alles“ haben könne.

Es ist doch für einen Großstädter ein trauriges, trostloses Leben in solch einem vereinsamten, kleinen Landstädtchen, dachte ich bei mir, als ich meinen Weg fortsetzte und einem über das holperichte Pflaster daherrumpelnden Ackerwagen so wie einer Sau nebst ihren Ferkelchen auswich; weit angenehmer ist selbst das Leben in frischer, grüner Natur auf dem Dorfe, da weiß man doch, woran man ist, und richtet sich ein, es wird einem keinerlei städtischer Comfort vorgespiegelt, während man hier in dem langweiligen Zwitterdinge zwischen Stadt und Dorf an allen Ecken und Enden komisch daran erinnert wird, daß man den Comfort, die anregende Geselligkeit und die mannichfachen materiellen und geistigen Genüsse, die eine große Stadt zu bieten vermag, entbehren muß. Wie einförmig, wie freud- und leidlos muß diesen Kleinstädtern das Leben dahinfließen, ein Tag vergeht ihnen wie der andere, im ewigen Tretrade einförmiger Beschäftigung geht hier der ackernde Bürger und der Kaffee abwiegende Krämer, der mit hartköpfigen, rusticalen Parteien sich herumbeißende Beamte und der bleiche, mit Tintenschutzärmeln angethane Schreiber; so heute wie morgen. Und zu dem noch verhindert bei diesen Krähwinklern ein weit schärfer als in großen Städten ausgebildeter Kastengeist jede Annäherung der Stände, welche durch Austausch der verschiedenen Ideen und Interessen manche Ecke abschleifen und den Inhalt des Lebens in etwas bereichern könnte; der zuckerabschlagende Krämer kartelt und kegelt nicht mit dem Ackerbürger, der uniformirte Beamte beileibe nicht mit dem Krämer oder gar mit Schreiber oder Schulmeister. Darum ist es ganz natürlich, daß sich in dem kaum 2500 Köpfe zählenden Städtchen, von welchem wir reden, nicht weniger als vier streng gegen einander abgeschlossene Gesellschaften gebildet haben, und zwar ein Casino, ein Kegelclub für die sogenannten Kaufleute, eine Bürgergesellschaft im Brauhause und ein Schreiber- und Schulmeisterclub im gelben Stern. Jeder Club eine Musterschule für Philiströsität und Klatschsucht. „Ach, wäre ich doch erst wieder zu diesem langweiligen Neste hinaus, wo vielleicht noch Niemand zum Himmel aufreißende Freuden oder tief zum Abgrund herabdrückende Leiden empfunden hat!“ — so seufzte ich auf, verfolgte unwirsch meinen durchaus nichts Neues bietenden Weg und wollte schon nach meinem Gasthofe zurückkehren, als ein Ankauf, den ich in einem der letzten Häuser der Hauptstraße machte, mich später darüber belehren sollte, daß die schwarzgalligen, schnöden Betrachtungen, die ich eben über das Städtchen und seine Bewohner angestellt, doch viel zu übertrieben und hauptsächlich aus Verdruß über die Langeweile, welche ich hier empfand, hervorgerufen sein möchten. Namentlich sollte ich mit meiner Meinung über die hier vorherrschende Apathie eines Bessern belehrt werden und auf's tiefste empfinden lernen, daß auch in diesem philiströsen Landstädtchen „gar manche Menschenbrust“ himmelhochjauchzen und zum Tode betrübt sein könne, ja, daß hier das einförmige, wie ein aufgezogenes Uhrwerk sich stets gleichmäßig abwickelnde Leben in seinem gewohnten Gange schon tragisch gestört sei und daß, vielleicht schon unter vielen andern, ein Herz geschlagen habe, welches auf's Erschütterndste Leid und Lust durchströmt hatten, bis ihm nach langer, langer Zeit und stillem Dulden der eisige Hauch des Todes ewige Ruhe geboten.

Mit dem erwähnten Ankauf verhielt es sich wie folgt. Als ich nämlich höchst verdrießlich nach meinem Gasthof zurückzukehren gedachte, um, weil ich weiter nichts zu thun wußte, mit dem alten Friedrich eine Partie Sechsundsechzig zu spielen, ward ich auf ein lebhaftes Lärmen und Geräusch aufmerksam, welches aus einem ziemlich alten, massiv aufgebauten Hause fast am Ende der Straße zu mir herschallte. „Ei,“ dachte ich, „da giebt's am Ende doch noch etwas Neues und Besonderes in dieser fürchterlichen Monotonie,“ und ging stracks auf das Haus los. Als ich nahe herangekommen, belehrte mich ein Haufen vor dem Hause im Gärtchen lagernden, alten Gerümpels, ein lautes Ausbieten und ein dröhnender Hammerschlag unter dem Gemurmel zahlreicher Menschen, daß in dem alten Steinhause eine Auction abgehalten werde. Auctionen haben immer viel Anziehendes für mich gehabt, nicht nur weil ich dort oft für verhältnißmäßig wenig Geld diesen oder jenen Rokokogegenstand für meine Sammlung kaufen konnte, sondern vorzugsweise, weil die alten Möbeln und Geräthschaften mich zu eigenthümlichen Betrachtungen anzuregen vermochten. Was

haftet nicht alles an diesen alten Charteken, wie vieler Menschen Lust und Leid war wohl unter ihnen zum Ausdruck gekommen! Von welchen Dramen, die sich unter ihnen verwickelten und lösten, waren sie vielleicht stumme Zuschauer gewesen! O, könnten sie reden, welche Geschichten ließen sich darüber schreiben!

Ich trat in das Haus unter die sich hin und her schiebenden und die Hälse emporreckenden Menschen, gerade als der Auctionator eine Partie Bilder unter den Hammer brachte. Eben hielt er einen großen, alten, in einen unverhältnißmäßig dicken, schwarzen Rahmen eingefaßten englischen Kupferstich in die Höhe. Sechs Groschen! rief ein neben mir stehender dicker Mann. — Zehn Groschen! sagte ich und war entschlossen, ein noch höheres Gebot zu thun; aber zum Glück für meine Kasse war der Kunstsinn der guten Städter so wenig rege, daß Alles stumm blieb. Zehn Groschen zum ersten — zum zweiten und — zum dritten! schrie der Auctionator, der Hammer klappte, und ich war der glückliche Besitzer eines, wie ich mich nach der Einhändigung überzeugte, ganz werthlosen Kupferstichs mit kolossalem Rahmen. Das Bild stellte im Theatercostüm Jessica und Lorenzo aus dem Kaufmann von Venedig dar und war mit des verliebten Lorenzo schönen Worten unterschrieben:

......In such a night as this,
When the sweet wind did gently kiss the trees,
And they did make no noise: in such a night
Troilus methinks mounted the Trojan wall
And sigh'd his soul toward the Grecian tents,
Where Cressed lay that night.

Ich zog mich mit meinem Bilde aus dem Menschengewühl in eine Ecke zurück und übersetzte mir Shakspere's Verse. Eine wundervolle Mondnacht, in welcher eine süße, geheimnißvolle Ruhe die schlummernde Natur zauberisch umfängt und der linde West die im Zauberlicht erzitternden Wipfel leise durchhaucht, als fürchte er einen holden Traum zu stören, stieg vor meiner Seele auf, und unwillkürlich vergegenwärtigte sich mir die nächtliche Scene vor Porzia's Hause; Jessica, Lanzelot, Lorenzo bildeten die Staffage im Bilde meiner Phantasie, und ohne daß ich dem Gedächtniß Zwang anthat, traten mir Lorenzo's Verse auf die Lippen:

Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
Hier sitzen wir und lassen die Musik
Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht,
Sie werden Tasten süßer Harmonie.
Komm, Jessica! Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister,
Nur wir, weil dies hinfällig Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

Drei Thaler zum ersten! Vier Thaler für Frölen Melanie! Nein, fünf Thaler geb' ich für's Frölen! Solch' rauhe, rohe Stimmen schreckten mich plötzlich auf und warfen mich aus Shakspere's Zauberwelt mitten zwischen die prosaischen, mit ungewöhnlichem Eifer feilschenden Kleinstädter. Mein Blick flog zu dem in Oel gemalten Portrait, welches der Auctionator noch immer schmunzelnd mit einem lauten „Keiner mehr?“ hoch hielt. Es war ein herrlich gemalter Mädchenkopf von hinreißender Schönheit. Mein glühender Blick auf das Bild und mein lauter, erregter Ruf: „Zehn Thaler!“ waren eins. Ich wäre wohl bis zu hundert Thalern hinaufgegangen, so unwiderstehlich lockte mich das Bild. Die andern Käufer blickten mich verwundert an und schwiegen, der Hammer fiel, und mein war das Bild.

Als das Bild in meiner Hand war, fühlte ich eine seltsame Befriedigung, gleich wie nach einer guten That, und zog mich rasch aus dem Gewühl in das Gärtchen zurück, um mit Muße meinen neuen Schatz zu betrachten. Es war ein Kniestück von Meisters Hand, und zwar, nach dem Costüm der jungen Dame zu schließen, zur Zeit der Fremdherrschaft gemalt. Ein weißes, enges Kleid mit sehr kurzer Taille, die ein blaues Seidenband umgürtete, umspannte den schlanken Leib und ließ Schultern und Arme frei; das waren wahrhaft klassische Formen, die kein Ideal des Künstlers hätte übertreffen können. Ja, die ganze, von der holdesten Anmuth übergossene Gestalt war ein Ideal, schönere, regelmäßigere Züge hatte ich nie in Wirklichkeit gesehen, das braune, träumerische und doch lebhafte Auge strahlte eine Engelsgüte aus, und um den kleinen Mund spielte ein sanftes Lächeln so gewinnend und hinreißend, daß ich unwillkürlich meine Lippen auf die todte Leinwand drücken mußte.

Und dies Ideal hatte wirklich gelebt? So mußte es sein, riefen die bietenden Leute doch da drinnen den Namen Melanie, als ob ihnen der Auctionator eine alte Bekannte zeige; da muß ich mich sogleich erkundigen! Raschen Schritts wollte ich das Haus wieder betreten, als mir ein bejahrter, graubärtiger Forstmann mit den Worten entgegen kam: „Da haben Sie ein schönes Bild gekauft, wahrlich ich hätt's nicht gelassen, wenn ich's übrig hätte; ich habe unsere Melanie gekannt, als sie fast noch so schön war wie da auf dem Bilde, nur war sie dazumal, als ich noch als Junge hier im Hause aus- und einging, blässer und nicht mehr so voll; ja, das gute Fräulein hat auch sein Päckchen zu tragen gehabt; zumal, als der alte Oberst noch lebte.“

Diese Aeußerungen des Försters steigerten natürlich mein schwärmerisches Interesse für das Bild und spannten meine Neugierde auf's höchste. Auf meine geflügelten und sich überstürzenden Fragen um nähere Auskunft erwiederte der Grünrock, indem er seine kurze Pfeife stopfte: „Nun ja, wissen Sie denn nicht, dies Haus hat ja Fräulein Melanie gehört, und erst vor vier Wochen haben Sie die Gute hinausgetragen. Sie ist ohne Testament gestorben, sonst hätte sie noch mehr gethan für die Stadt, deren Wohlthäterin sie bei Lebzeiten war. Ja, darum wollten auch viele Leute, die sonst nichts auf Bilder halten, gerade dies Bild kaufen, ich hätte es selbst gern gehabt, aber ich konnte Ihnen nicht folgen. Du lieber Gott, bei meinem Gehalte! Zum Sattessen zu wenig und zum Verhungern zu viel. Glücklicherweise hatte das gnädige Fräulein dies große Haus hier schon bei Lebzeiten der Stadt durch eine Schenkung zugewandt, damit nach ihrem Tode alte, arme Hospitaliten ihr Unterkommen darin fänden; ja, hätte die Melanie das nicht gethan, so würde die Stadt keinen Groschen besehen haben, denn die Pfennigfuchser aus B., ihre Erben — Gott weiß, wie sie vielleicht im hundertsten Gliede zu der Verwandtschaft mit dem Fräulein kommen, von Adel sind sie nicht — raffen Alles an sich und schlagen Alles zu Gelde. Ist es nicht eine Sünde und Schande, daß sie sogar dies Bild unter den Hammer brachten!? Mußten sie das nicht zum ewigen Andenken in der Familie bewahren und von Kind zu Kindeskind vererben? Lumpenpack das, sappermentsches!“

Nach diesem Fluche, den ein anhaltendes, dumpfes Murren begleitete, wollte der Förster, an dessen Munde ich in höchster Spannung hing, in seinen Auseinandersetzungen fortfahren, als ein kleiner schneiderförmiger Mann aus der Thür trat, die hohlen Hände an den Mund legte und dem Grünrock leise und mit pfiffigem Blinzeln zurief: „Pst, Herr Förster, dem Obersten seine alten Gewehre!“ Rasch wandte sich der Förster ab und wollte dem Hause zuspringen, ich aber, in meiner Aufregung, erfaßte einen seiner grünen Rockschöße, ich weiß nicht mehr, mit welchen dringenden Fragen. Doch mit einem: „Kreuzdonnerwetter, Herr,

lassen sie mich los, ich muß im Auftrage der Herrschaft die alten nichtsnutzigen, mit Perlmutt ausgelegten Kuhbeine kaufen!“ sprang der Mann wie ein Jüngling in's Haus und ließ mich in großer Aufregung mit meinen Bildern zurück.

Als ich mich etwas gesammelt hatte, sagte ich mir, daß ich den Förster ja nach Beendigung seines Geschäfts erwarten könne, führte ihn doch auf seiner Heimkehr sein Weg an meinem Gasthof vorüber; auch fiel mir bei, daß dort der alte Friedrich, der ja viel älter war als der Förster, vielleicht noch mehr wisse von der reizenden Melanie, und darum nahm ich getröstet meinen Lorenzo und meine Jessica nebst der Melanie unter den Arm und schritt meinem Gasthofe zu.

Die scheidende Sonne warf bereits goldrothe Strahlen über die russigen Dächer hin, und der hereinbrechende Abend machte die am Nachmittag so öde Straße belebter. Heerden und Menschen kehrten heim aus Feld und Flur, die steinernen Bänke vor den Häusern waren besetzt, und den Nachbarn besuchten, nach des Tages Last und Hitze ihr Pfeifchen rauchend, die Nachbarn. Vor ihren Hausthüren standen, aus sehr langen, mit alterthümlichem Abguß versehenen Pfeifen rauchend, die Krämer und verfolgten mich mit fragenden, fast herausfordernden Blicken. Ein Trupp hübscher, frischer Landmädchen in Hemdsärmeln und den Rechen auf der Schulter begegneten mir und wichen mit blödem Kichern aus, eine Schaar Kinder tanzte unter lautem Singen einen Reigentanz, kurz, die Nachmittags so öde Straße war recht lebhaft geworden. Sogar einige gelblackirte, stark besetzte Equipagen, aus deren offnen Schlägen sich bauschige Crinolinen drängten, rollten dahin. Die Crinolinen fuhren nach meinem Gasthof zum Casinoball; auch der sonst dem Tanzvergnügen abholde Pastor mit seinen fünf erbsündigen Töchtern war dabei, wie ich später von Friedrich erfuhr. Behagen, Lust und Leben wehete mich von allen Seiten an, und ich begriff nicht, wie ich am Mittag und Nachmittag dem Städtchen hatte so gram sein können. Dasselbe alte holprige Pflaster, das ich jetzt betrat, hatte ja auch einst der schöne Fuß der engelgleichen Melanie betreten, ihr klares, einen Himmel in sich schließendes Auge hatte zu denselben alten Gebäuden aufgeschaut und vielleicht auch manchmal hier im Laden das Ei im leeren Schnapsglase oder den seiner Farbe nach uralten hölzernen Häringskopf gestreift, der jetzt wie müde zwischen der gespreizten Heckenscheere ruhete. Alles im Städtchen hatte mit einemmale für mich ein hohes Interesse, und manches, was mir vorher widrig oder komisch erschienen war, erschien mir jetzt angenehm und ehrwürdig. Melanie's Auge hatte darauf geruht.

Als ich meinen Gasthof betrat, war unten auf der Flur reges Leben, neugierige Kinder und Frauen drängten sich herbei, um sich die elegant geputzten Damen und Herren zu beschauen, welche die breite Treppe zum Ballsaal hinaufstiegen, Lohndiener liefen geschäftig auf und ab, und Mägde mit schwer bepackten Körben drängten sich durch die Menge; im Gastzimmer dagegen war es so öde und leer wie am Nachmittage, ich setzte meinen Bilderschatz sorgsam gegen die Wand und durchmaß mit langsamen Schritten das große Zimmer, die Eindrücke und Erlebnisse des Tags noch einmal an meinem geistigen Auge vorübergehen lassend. Da trat der alte Friedrich freundlich grüßend ein und fragte nach meinen Befehlen.

„Ich wünsche für jetzt nichts, lieber Friedrich,“ erwiederte ich, „aber sehen Sie mal, welch hübschen Kauf ich gemacht habe.“ Damit holte ich die Bilder herbei und stellte sie vor ihn an die Sophalehne. „Ach Gott ja!“ rief der Alte die Hände zusammenschlagend aus, „das ist ja unsere gute Melanie; das Bild kenne ich schon manches Jahr, so gut wie das andere Bild. Sie wissen gar nicht, lieber Herr, welch guten Kauf sie an dem unscheinbaren Bilde gemacht haben.“

Auf's Freudigste erregt und überzeugt, etwas Näheres über Melanie von dem Alten erfahren zu können, fragte ich zugleich, warum ich mit dem unbedeutenden Kupferstich seiner Meinung nach einen so besonders guten Kauf gemacht habe? „Es ist, wie ich sage,“ erwiederte seufzend der Alte und fuhr mit der flachen Hand über die Augen, „sie sind von einem und demselben Meister gemalt.“

„Wie!“ rief ich mit fast mitleidigem Lächeln, „der alte englische Kupferstich da und die Melanie von einem und demselben Maler gemalt! Nein, guter Freund, das ist nicht möglich.“

„Doch, doch,“ versicherte Friedrich mit schwermüthigem Lächeln, „es ist gut, daß Sie mir das Bild gezeigt haben, sonst hätten Sie es vielleicht bis an Ihr seliges Ende an die Wand gehängt, ohne zu wissen, was Sie daran haben. Jedem Hinz und Kunz, der das Bild gekauft, hätte ich das Geheimniß auch nicht verrathen, aber nichts für ungut, lieber Herr, Sie mag ich leiden, Ihnen gönne ich auch die gute Melanie. Sie werden doch die Bilder nicht verkaufen?“ — „Beileibe nicht, Onkel,“ fiel ich dem Alten in fieberhafter Spannung in's Wort, „aber nun sagen Sie mir, was ist's mit dem Bilde und was wissen Sie von der schönen Melanie?“

„Gern, recht gern,“ betheuerte der Alte, „ich kann bei Ihnen bleiben, die Herrschaften oben halten sich eigene Lohndiener zum Bedienen, bringen sich auch ihren Wein mit und zahlen Korkgeld, und den wenigen Gästen, die noch heute Abend kommen möchten, kann der Kellner aufwarten, mein armer, kranker Neffe im Seitenflügel wird durch die Wartefrau versorgt; darum habe ich Zeit, wenn mir der Herr die Ehre geben will und“ — — — „Keine Complimente, Onkel,“ unterbrach ich hastig, „holen Sie rasch eine Flasche vom besten und zwei Gläser, dann sollen Sie mir erzählen, und wenn's bis Mitternacht dauert.“

„Während der Alte die Flasche Wein holte, eilte ich mit dem Kupferstich an's Fenster, um denselben auf's genaueste zu betrachten, doch es war bereits zu düster; schnell zündete ich eine Kerze an und beleuchtete das Bild von allen Seiten, konnte aber bis auf den ungewöhnlich starken und plumpen Rahmen, der mir schon früher aufgefallen, nichts Besonderes entdecken. Friedrich, der jetzt mit Flasche und Gläsern eintrat, sah lächelnd auf mein Beginnen und meinte: „Wenn es Ihnen recht ist, so gehen wir drüben in die kleine Nebenstube, dort sind wir ganz ungestört.“ Auf mein bejahendes Nicken nahm der Alte den Wein und ich die Bilder. Wir traten in ein behagliches Stübchen, wo Friedrich zwei Kerzen anzündete, die Gläser zurechtstellte, auf mein Geheiß füllte und sodann vor meinen gespannten Blicken den Kupferstich mit der Rückseite nach oben auf den Tisch legte. Vorsichtig lös'te er darauf mit einem Messer die leichte Papierdecke ab, bog die schwachen Stiftchen zurück, die eine zweite in Holz eingefaßte Decke zu halten schienen, nahm diese Decke behutsam heraus und — o Ueberraschung! — hielt mir im strahlenden Kerzenscheine ein prächtiges Oelbild im Blindrahmen entgegen. Das Bild war auf's genaueste in den augenscheinlich dazu angefertigten, tiefen Rahmen des Kupferstichs eingepaßt, und der Kupferstich selbst hatte ihm als gute Decke gedient. Die Farben waren so frisch und kräftig, als hätte das Bild gerade erst die Staffelei verlassen.

Es war das Portrait eines Napoleonischen Garde-Kürassier-Offiziers in voller Uniform. Jetzt verstand ich den Alten vollkommen. Auffassung und Behandlung, so wie eine wundervolle Harmonie der Farben, erinnerten an Melanie's Bild, derselbe Meister mußte beide Portraits gemalt haben. Den schönen Kopf, aus dessen edlen, männlichen Gesichtszügen tiefschwarze Augen wie

lebendig hervorstrahlten, deckte der geschmackvolle Helm mit der Bärenfellraupe, von einem rothen Federbusch überwallt, die Brust umschloß ein Harnisch von Kupfer mit glänzender Stahlplatte. Ich verwandte kein Auge von dem schönen Bilde. Der Alte weidete sich lächelnd an meiner Ueberraschung und Verwunderung und erläuterte dann ganz unaufgefordert: „Ja, das ist er, wie er leibte und lebte, Monsieur Victor Dubois; ich sehe ihn noch in voller Kraft vor mir auf seinem prächtigen Apfelschimmel, er war Rittmeister oder, wie's die Franzosen nannten: Capitaine de cavalerie.“ — Ich rückte ganz erfüllt von der Entdeckung des Bildes zwei Stühle dem Tische und den Kerzen nah, lehnte Melanie's Bild neben das des Capitäns an die Stuhllehnen, ließ das möglichst günstige Licht darauf fallen und setzte mich erwartungsvoll dem Alten gegenüber. Dieser begann, ohne daß ich meine Aufforderung zum Erzählen zu wiederholen nöthig gehabt hätte, in seiner schlichten Weise wie folgt:

Ja, lieber Herr, Keiner hier am Orte weiß so genau wie ich, wie es um jene beiden guten Menschen dort stand und was sie erlebt und erlitten. Es war gerade auf den Tag, als man den Antritt des neuen Jahrhunderts feierte, und eben nach dem Gottesdienste, als hier eine schwer mit Koffern und Kasten bepackte Equipage vorfuhr, der man es ansah, daß sie eine weite Reise gemacht haben müsse. Ich seh' es noch wie heute, denn ich war damals schon ein straffer Bursche und griff tüchtig mit zu hier im Hause, worin damals mein Bruder die Wirthschaft betrieb. So sprang ich denn an den Kutschenschlag, um den Herrschaften beim Aussteigen zu helfen; der Kutscher, der zugleich Bedienter war, machte sich etwas langsam vom Bocke herunter, und so stützte sich denn der alte, weisbärtige Herr, welcher im Wagen saß, auf meinen Arm und stieg aus. Ich erschrack fast vor dem griesgrämigen, von Narben durchfurchten Gesichte des alten Herrn, dessen Benehmen mich auch gleich belehrte, daß er keinen Spaß verstehe, denn kaum stand er auf der Straße, so wetterte und fluchte er auch schon auf den Bedienten los, wie ich es in meinem Leben nicht gehört. Der Kerl sei schon auf der ganzen Reise ein Erzschlingel und das Brod nicht werth gewesen, schrie der alte Herr vor allen Leuten aus, und als der Bediente eine ganz bescheidene Entschuldigung anbringen wollte, hieb er gar nach ihm aus und gebehrdete sich wie ein Toller. Doch damit ich's kurz sage, der arme Johann wurde knall und fall fortgejagt, nachdem ihm sein Herr ein paar preußische Doppelfüchse vor die Füße geworfen. Darauf befahl der Herr, der Pferde zu pflegen, und ließ sich auf sein Zimmer führen, wo er sich einschloß. — „Da haben wir eine schöne Bescheerung,“ sagte, sich hinterm Ohr kratzend, mein Bruder, der sehr ängstlicher Natur war; „Friedrich, Du mußt zusehen, wie Du mit dem alten Griesgram fertig wirst, mich ziehen keine vier Pferde zu ihm hinein, wenn er was befiehlt.“ — Unten in der Kutscherstube saß der fortgejagte Johann und schien gar nicht betrübt zu sein, vielmehr ließ er sich's recht wohl schmecken und meinte, als wir ihm unser Bedauern ausdrückten, er sei heilfroh, daß es so gekommen, mit dem alten Wütherich könne doch Niemand aus, der habe den leibhaftigen Teufel im Leibe; übrigens habe er ihm mit den Doppelfüchsen viermal mehr gegeben, als sein Lohn betrage. Es sei der Oberst von Dillfeld, habe schon im siebenjährigen Kriege gedient und sich nachher als alter Kerl wieder unter dem Herzog von Braunschweig mit den Franzosen herumgeschlagen, auf die er eine solche Wuth habe, daß er sie alle fressen möchte, wenn er nur könnte. Bei Kaiserslautern schwer verwundet, habe der alte Eisenfresser lange krank gelegen und, am rechten Arm und rechten Fuß gelähmt, seinen Abschied nehmen müssen. Seit mehreren Jahren habe er nun bald hier, bald da in Deutschland gewohnt und am liebsten solche Orte und Länder aufgesucht, wo ihm die „verfluchten Königsmörder“, so nenne er die Franzosen, nicht zu Gesichte kämen, er bekomme Krämpfe, wenn er ihnen auf's Fell gucken müsse. Jetzt sei er auf der Reise nach Preußen, weil er meine, daß die „französische Canaille“ dort schon weit genug weg bleiben werde. Geld habe der alte Teufelskerl übrigens wie Heu, und es lasse sich etwas an ihm verdienen. (Fortsetzung folgt.)

---

* Aus Tegnér's Frithjofssage.

Siebenter Gesang. „Frithjofs Wonne“.

Uebersetzt von L. Freitag.

Fürst Beles Söhne mögen immer
Auf Werbung ziehn durch Flur und Rain;
Mein gutes Schwert wird ihnen nimmer:
Mich treibt es hin zu Balders Hain.
Da will ich niemals rückwärts blicken
Auf Fürstenhaß und Erdenharm:
Dort soll mich Götterlust beglücken
In meiner Ingborg Lilienarm.

So lang der Sonne Stralenfülle
Auf Wiesen und auf Blumen glüht — —
Ein rosiger Schleier, dessen Hülle
Um meiner Ingborg Busen blüht — —
Irr' ich, verzehrt vom ewigen Sehnen,
Hier an des blauen Meeres Strand,
Und seufzend riz' ich unter Thränen
Den theuren Namen in den Sand.

Wie langsam zieht die träge Stunde!
Du Dellings Sohn,*) sahst Du das Thal,
Die Berghöhn um die blauen Sunde,
Die Inseln nun zum ersten Mal?
Wohnt denn am andern Strand der Fluthen
Des Westens harrend keine Maid,
Die Dir von ihrer Liebe Gluthen
Zu früher spricht und später Zeit?!

Jedoch du sinkst in Meeresweiten,
Ermattet von des Weges Mühn;
Der hohen Götter Seligkeiten
Verhüllt der Abendröthe Glühn.
Von Liebe flüstern blaue Meere,
Und Liebe haucht des Himmels Pracht:
Willkommen, Mutter der Götterheere,
Mit Perlen im Brautkleid, dunkle Nacht!

So still die hohen Sterne ziehen,
Wie zu der Maid des Jünglings Gluth.
Ihr Buchten, laßt Ellida**) fliehen,
Stoß nach, stoß nach, du blaue Fluth!
Zum Götterhaine wir uns wagen,
Es ist mit uns des Himmels Huld!
Es harrt, wo Balders Hallen ragen,
Der Liebesgöttin Ungeduld!

Wie selig nah' ich mich dem Strande!
Dich möcht' ich küssen, Thal so grün,
Euch Blumen, die am Wegesrande
So blendendweiß und purpurn blühn!
Du Mond, der du die Tempel, Haine,
Die Hügel schaust mit bleichem Strahl,
Dort thronst du auf dem Hünensteine,
Wie Sag' im hochzeitlichen Saal!

---

*) Die finstre Natt (Nacht) zeugte mit Delling (Dämmerung) den glänzenden Dagur (Tag).
**) Ellida ist das göttliche Schiff des Helden.

Bach, dessen Wellen um Blumen wallen,
Kennst du mein sehnsuchtsvolles Herz?
Wer sagte euch, ihr Nachtigallen
Des Nordens, meinen bangen Schmerz?
Mit Abendroth die Alfen malen
Ihr Bildniß in den blauen Duft;
Doch Freia haßt die blassen Strahlen
Und bläst es neidisch in die Luft.

Das Bild entschwind' in ferne Weiten:
Schön wie der Hoffnung goldner Blick,
Erinnerung der Kinderzeiten,
Sie naht mit meiner Liebe Glück!
O komm, Geliebte, laß dich drücken
Fest an mein Herz in seliger Lust:
O du mein Heil, du mein Entzücken,
O komm an meine glühnde Brust!

Schlank, wie der Lilie reine Fülle,
Voll, wie der Rosenblüte Kreis,
Rein bist du, wie der Ewigen Wille,
Und doch wie Freia liebeheiß!
O laß mein seliges Empfinden
Auch dich durchglühn! Der Erde Pracht,
Des Aethers hehre Wölbung schwinden
Bei deinem Kuß in weite Nacht!

Sei ohne Furcht: Nichts kann uns dräuen!
Björn steht dort unten in dem Thal;
Er und die Krieger, die getreuen,
Schützen uns und der gute Stahl!
Wie meine Arme dich umfangen,
Wollt' ich für dich im Kampfe stehn!
O welch ein seliges Verlangen:
Wär' ich mit dir auf Wallhalls Höhn!

Was flüsterst du von Balders Neide?
Der fromme Gott — er zürnt uns nicht!
Er liebt so innig, wie wir beide:
Uns schützen ist ihm süße Pflicht!
Der Gott, im Herzen edle Triebe
Und auf der Stirne Sonnenschein —
Ist nicht zu Nanna seine Liebe
So wie die unsre, warm und rein?

Da steht sein Bild: in seiner Klarheit
Ist er uns nah: er schaut so mild!
Ich weihe seiner lichten Wahrheit
Ein Herz so warm und lieberfüllt!
Ihn freun im lichten Aether droben,
Weit reiner denn der Opfer Blut,
Zwei Herzen, die sich Treu' geloben,
So fest wie seiner Liebe Glut!

Und meine Lieb' gehört dem Himmel
Mehr als der Welt: verschmäh' sie nicht!
Sie sehnt sich aus dem Weltgetümmel
Nach ihrer Heimath reinem Licht!
O wer als schuldlos droben weilte!
Wer, von des Lebens Drang befreit,
Als Sieger zu den Göttern eilte
Im Arme seiner bleichen Maid! —

Wenn aus den Silberpforten muthig
Die Kämpen ziehn in vollen Reihn:
Dann dir zur Seite liebend ruht' ich
Und schaute nur auf dich allein.
Wenn dann Walhallas Jungfraun bringen
Das Methorn mit dem goldigen Schaum,
Würd' ich mit dir allein nur klingen
Und flüstern von Lust und Liebestraum.

Und eine Laube würd' ich bauen
Am Vorstrand an der blauen Bucht:
Da ruhten wir im düstren Grauen
Des Haines mit der goldnen Frucht.
Wenn dann erglühte Walhalls Sonne —
Wie klar und strahlend ist ihr Blick —
Wir kehrten zu der Götter Wonne
Und sehnten uns zu uns zurück!

Die Stirn kränzt' ich dir mit dem Strahle
Der Stern' und deiner Locken Gluth;
Dich bleiche Lilj' in Wingolfs Saale
Roth tanzt' ich wie der Rose Blut:
Bis daß ich in das Zelt dich trage,
Wo Liebe winkt und Friede siegt,
Wo jede Nacht der greise Brage
Mit seinem Lied' in Schlaf dich wiegt.

Wie singt die Drossel in dem Haine!
Der Sang erklingt von Walhalls Strand.
Wie strahlt der Sund im Mondenscheine!
Er leuchtet aus der Todten Land.
Das Licht und der Gesang verkünden
Uns eine Welt befreit von Harm
Und lieberfüllt: könnt' ich sie finden
Mit dir, o Ingeborg, im Arm!

O laß dein Weinen, laß dein Härmen:
In Jugendkraft noch steh' ich da!
Der Liebe schönste Träume schwärmen
So gern: die Weite ist uns nah!
Halt' mich mit deinem Arm umschlungen:
Die Augen nur laß ruhn auf mir:
Aus seligen Erinnerungen
Lockst du mich leicht herab zu dir!

„Das ist die Lerche!“ — Nein! im Haine
Noch eine Taube girrt und träumt;
Jedoch im Nest am Hügelraine
Die Lerche noch bei'm Weibchen säumt.
Die Seligen kennen keinen Zügel,
Ob steigt der Tag, ob Nacht sich regt:
Frei ist ihr Leben wie der Flügel,
Der hoch sie in den Wolken trägt.

„Der Tag graut!“ — Nein! es sind die Flammen
Im Ost von einer Höhenwacht;
Wir flüstern sicher noch zusammen:
Noch waltet sie, die süße Nacht.
Erhebe langsam dich und träge,
Des lichten Tages goldner Stern!
Für Frithjof bleib' auf deinem Wege
Uns immer weit und immer fern!

Doch keine Hoffnung seh' ich blühen —
Auf rauscht der Wald im Morgenwind —
Des Ostens Rosen seh' ich glühen
Wie deine Wangen mild und lind —
Sorglos die Waldessänger ziehen
Froh zwitschernd in der klaren Luft:
Die Schatten im Wellenglitzern fliehen
Hinweg mit mir im Morgenduft.

Vergieb mein Flehen, goldne Sonne —
Im Strahlenglanze ist sie da —
Ich fühl's in wunderselger Wonne:
Ich fühl' es tief: ein Gott ist nah!
Wer so erhaben doch und mächtig,
Wie du nun trittst auf deine Bahn,
In deinem Lichte hehr und prächtig,
Siegreich aufstiege himmelan!

Das Schönste schütz' in deinem Frieden,
Was je du sah'st auf Nordens Strand!
Du, Herrliche, sie ist hienieden
Dein Abbild auf der Erde Land!
Ihr Herz ist rein, wie deine Strahlen:
Ihr Aug' ist blau und wunderhold:
Und deine lichten Gluthen malen
Sich tief in ihrer Locken Gold! —

Leb' wohl, Geliebte! laß uns scheiden
Bis zu der nächsten, längern Nacht!
Nur einen Kuß noch auf die beiden
Lippen und auf der Stirne Pracht!
Nun träume, was wir jetzt empfunden,
Bis heiße Mittagslüfte wehn.
Zähle Minuten, zähle Stunden
Und glüh' wie ich — auf Wiedersehn!

* Zur Geschichte der Schlacht bei Leipzig.

Von Fr. Berger.

Heinrich Wuttke, die Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin, Brigl, 1863, 228 S.

Hoffentlich werden Viele bei dem bevorstehenden Jubeltage der großen Völkerschlacht das Bedürfniß haben, sich nicht mit einem oberflächlichen Wissen von dem gewaltigen Ereignisse zu begnügen, sondern sich genauere Kunde über die Einzelheiten des Herganges zu verschaffen. Hiezu hat die regsame Buchhandlung von Brigl in Berlin, der wir die „deutsche Nationalbibliothek“ verdanken, ein Hülfsmittel in diesem Buche zu geben versucht.

Daß ein Bewohner Leipzigs dazu am meisten befähigt ist, die Schlacht anschaulich zu beschreiben, liegt auf der Hand; und Herr Wuttke hat besonders die topographische Partie mit großer Sorgfalt behandelt, auch durch die Beigabe einer Specialkarte das Verständniß des Textes zu erleichtern gesucht. Ein anderer Vorzug des Buches ist die patriotische Wärme, die aus der ganzen Behandlung dem Leser entgegenströmt.

Manches freilich hätte auch anders und besser gemacht sein können. Für den weniger Eingeweihten ist zunächst die vier Bogen enthaltende Einleitung, die eine summarische Uebersicht der vorhergehenden Facta zu geben bestimmt ist, nicht klar genug gehalten. Gedrängter, auf ein kürzeres Maß beschränkt, wäre sie lichtvoller gewesen. Warum hat es ferner dem Verfasser nicht gefallen, schlagende und charakteristische Einzelheiten in größerer Fülle zu geben? Daß der Sieg schwer war, dieser Eindruck wird uns; aber nur ganz im Allgemeinen. Daß jedoch der Einzelne im vollen Bewußtsein der schweren Aufgabe auch einen Idealismus, eine Opferfreudigkeit einsetzte, wie wir sie heute kaum noch kennen, daß Thatsachen geschahen, so denkwürdig, wie sie nur immer die ganze Weltgeschichte aufzuweisen hat, davon erfahren wir zu wenig. Ein paar Züge aus Droysen's York und anderswoher hätten dem Buche viel mehr individuelles Leben verliehen.

Und dann. — es regt sich bei uns ein leiser Verdacht gegen die Unparteilichkeit des Verfassers. Oder ist es von unserer eigenen Seite Parteilichkeit, wenn wir die Empfindung haben, als wären die Verdienste des Helden von Möckern nicht energisch genug in helles Licht gestellt? Daß Schwarzenberg mehr verdorben als genützt hat, läßt Herr Wuttke durchblicken; warum dann aber so viel, mehr als nöthig bei ihm verweilen? Für Zweierlei aber danken wir ihm, zuerst dafür, daß er dem intriguanten Gesellen, Langenau, nichts schenkt; sodann, und noch vielmehr, daß er nachdrücklich die Verdienste des edelsten und bescheidensten Feldherrn, des deutschesten Fürsten, des Herzogs Eugen von Würtemberg, betont. Wer von der Kriegsgeschichte jener Zeit etwas weiß, wer zumal die Schriften des einarmigen Generals von Helldorff gelesen hat, dem ist es wohlthuend, daß auch in einem für das große Publikum bestimmten Buche darauf hingewirkt wird, daß das deutsche Volk einen Mann achten lernt, dessen Werth bisher absichtlich von seinen nächsten Verwandten verdunkelt wurde.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Physiologische Untersuchungen im Gebiete der Optik. Von A. W. Volkmann. — Harmonielehre und Erläuterung über Entstehung und Entwickelung der alten Tonarten. Von J. G. Hauff — Land und Leute Würtembergs in geographischen Bildern. Von J. P Glökler. — Dante-Album. Mittheilungen aus der „divina commedia“. Von C. Hape. — Unversöhnt. Zwei Zeitgeschichten. Von J. Mühlfeld. — Beiträge zur Erklärung von Shakspere's Othello. Von F. Lüders. — Die Kolonie. Brasilianisches Lebensbild. Von Friedrich Gerstäcker. — Albrecht von Brandenburg. Geschichtlicher Roman in 3 Bänden. Von P. Stein.

* Literarische Notizen. Bei der Besprechung der „allgemeinen Geschichte der Musik in übersichtlicher Darstellung“ von J. Schlüter wurde neulich hervorgehoben, welche außerordentliche Rührigkeit augenblicklich auf dem Gebiete der musikalischen Literatur herrsche, und wie sehr man bestrebt sei, neben einzelnen Feldern dieser Kunst, dem Singspiel, dem Oratorium, der Symphonie, auch die Geschichtschreibung im Ganzen und Großen zu betreiben. Den allgemeinen Geschichten der Musik von Ambros und Schlüter ist denn schon wieder in diesen Tagen eine neue gefolgt, verfaßt von August Reißmann und berechnet auf drei Bände, deren zweiter und dritter dem ersten in kurzen Pausen folgen sollen. Der Verfasser, welcher in der Vorrede gegen die dilettantischen Versuche auf diesem Gebiete polemisirt, hatte es auf eine auf Quellenstudium gegründete möglichst umfassende Musikgeschichte abgesehen. Vor zwei Jahren gab er eine Geschichte des deutschen Liedes heraus, welche viel Anerkennung fand, aber auch viel Anfeindung wegen seiner Weise, die Menschen und Dinge sich zurechtzulegen und nach sogenannter philosophischer Manier zu construiren. In seiner Musikgeschichte will er nachweisen, wie der schaffende und empfindende Menschengeist in klingenden Tonformen sich krystallisirt. Die Geschichte der Musik als Geschichte des Tones habe zu zeigen, wie der Ton emportreibe, die Experimente zu verfolgen, welche der spekulirende Menschengeist mit den Tönen anstelle, um sie zu ordnen und in ein System zu bringen, und wie dieselben nun von ganzen Völkern und hervorragenden Geistern zum bildsamen Material gemacht werden, dessen verschiedene Formen der Historiker nachzuweisen habe. Die Darstellung Reißmann's behandelt im ersten Abschnitte die Musik der Chinesen und Inder, der Araber, Hebräer und Griechen, im zweiten die Tonkunst unter dem Einflusse des Christenthums, zunächst bei den Italienern und Niederländern. Eine nähere Besprechung des Buches werden wir folgen lassen; es ist außerordentlich schön ausgestattet und mit einer Fülle von Notenbeispielen versehen. — Das neueste Heft des bei Brockhaus erscheinenden Jahrbuchs zum Conversations-Lexikon, „Unsere Zeit“, ist von besonderem Interesse durch eine längere Abhandlung von Hermann Reuchlin über die innere und äußere Geschichte Piemonts vom Frieden von 1849 bis zu dem von 1863. Dasselbe Heft enthält Aufsätze über Josef Ressel und seine Ansprüche auf Erfindung der Dampfschiffsschraube und über Heinrich Marschner. — Die seit dem Januar erscheinende „Deutsche Wochenschrift“ von Otto Janke in Berlin, welche als ein großes Organ für Belletristik und Wissenschaft auftrat, hat bereits eine Schwenkung in Inhalt und Tendenz gemacht, indem sie jetzt „Deutsche Romanenzeitung“ betitelt ist und sich nur mit unterhaltenden Beiträgen befassen soll. Der Verleger wird zu dem Zweck seine weitverzweigten Verbindungen mit den deutschen Romanschriftstellern aufbieten. — Die beiden letzten Hefte (das siebente und achte) von August Petermann's geographischen Mittheilungen (Gotha, bei Justus Perthes) sind besonders interessant ausgefallen: Heft 7 bringt eine sauber ausgeführte Karte der Nilquellen von A. Petermann, zur Uebersicht der Entdeckungen und Forschungen von Capt. Speke und Capt. Grant, 1861 bis 1863; sodann einen Bericht von Dr. Philippi über dessen Erforschung des neuen Vulcans von Chillan in Chile, mit einer Originalkarte und drei Ansichten; ferner Nachrichten aus Kurdistan mit Originalkarte von W. Strecker, so wie Berichte über Neu-Fundland, über die Flüsse Birma's u. dergl. mehr. Heft 8 enthält einen Bericht über den Eyre-See, der muthmaßlich der größte aller australischen Seen ist, und über dessen südwestliches Flußgebiet nebst einer sehr ausführlichen Karte von A. Petermann in großem Maßstabe; sodann eine bemerkenswerthe Abhandlung über die mittelamerikanische Provinz Chiriqui von Dr. Moriz Wagner, mit besonderer Berücksichtigung der Fragen des interoceanischen Verkehrs und der Neger-Colonisation; endlich Nachrichten von Heuglin's Reise mit der Tinne'schen Expedition. — Der Archivrath Max Maria von Weber in Dresden arbeitet an einer Biographie seines Vaters, des Freischütz-Componisten, für welche er reiches Material in den hinterlassenen Papieren desselben findet.

* Kunst und Wissenschaft. In Karlsruhe hat Eduard Devrient die Bühne nach den Ferien mit einem neuen Drama eröffnet, welches „der Kämmerer von Worms“ heißt und von Steibisch in Dresden verfaßt ist. Die „süddeutsche Zeitung“ beurtheilt dies Erstlingswerk des Dichters recht günstig und meint, es habe Vorzüge von nicht gewöhnlicher Art. Der Zuschauer wurde durch pikante Erfindung, scharfe, mitunter sogar kecke Charakterzeichnung und gedrängten, dramatischen Ausdruck dauernd gefesselt. Der Gegenstand, welchen der Dichter sich selbst erdacht, ist ein Rechtshandel zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich dem Sechsten (dem Hohenstaufen) wegen eines in der Leidenschaft begangenen Mordes an einem Wormser Juden und dem Kämmerer von Worms als Vogt und Schutzherr der mit Gerechtsamen bevorzugten Wormser Judengemeinde. Das gewagte Sujet ist mit offenbarem Bühnengeschick behandelt, und die Scenen sind oft von eigenthümlicher, überraschender Wirkung. Die Hauptrollen, die des Kaisers und des Kämmerers, wurden mit Anerkennung von Seiten des Publikums aufgenommen. Devrient's Kunstprincip, neben dem Idealen, fortreißend Mächtigen auch das Besondere, persönlich Realistische zur Anschauung zu bringen, trat überall hervor. Auf's neue mußten wir uns überzeugen, welch ein Glück für die Schauspielkunst es ist, wenn sie einen bestimmten Stil hat, eine gesetzliche Richtschnur, welche die Willkür und das haltungslose Schwanken des Einzelnen ausschließt. — Der unermüdliche Handschriftensammler Karl Künzel hat nach jahrelangen Bemühungen um den handschriftlichen Nachlaß des unglücklichen Hölderlin, der 1770 geboren war, 1802 wahnsinnig wurde und 1843 starb, den Erfolg gehabt, einige Jugendgedichte zu finden, über welche nun das Morgenblatt berichtet. Das

früheste dieser Gedichte stammt aus dem Jahre 1786 und ist ein Gebet für die Familie des Dichters, überschrieben: „Die Meinigen.“ Die folgenden sind aus etwas späterer Zeit. Sie lassen theils den Einfluß der Klopstock'schen Oden, theils die Stimmung und Leidenschaft Schubarts erkennen. — In Berlin starb vor einigen Tagen der berühmte Chemiker Professor Eilhard Mitscherlich im Alter von fast siebenzig Jahren. Er war geboren zu Neuende bei Jever im Jahre 1794 und ein Lieblingsschüler Schlossers, welcher ihn mit nach Frankfurt nahm und ausbildete. Er studirte anfangs in Heidelberg vorzugsweise Geschichte, lebte einige Zeit wissenschaftlichen Arbeiten in Paris und Göttingen, wandte sich allmälig medicinischen Fächern und seit 1818 in Berlin vorzugsweise der Chemie zu. Seine Studien führten ihn zur Entwicklung des Zusammenhangs zwischen Krystallform und chemischer Zusammensetzung der übrigen Verbindungen (Isomorphismus); er wurde dafür von England aus mit der goldenen Medaille belohnt und conferirte mit Berzelius über die wichtige Entdeckung. Er folgte dann diesem großen Gelehrten nach Stockholm und führte hier eine Reihe von Arbeiten aus, die einen weiten Umfang nahmen und wichtige neue Entdeckungen zur Folge hatten. 1821 wurde er in Berlin Professor und Mitglied der Akademie, entdeckte hier die zwiefache Krystallform des Schwefels (Dimorphismus), kam bei den Untersuchungen über das Benzin zu neuen Ansichten über die Zusammensetzungen der sogenannten organischen Verbindungen, bei den Versuchen über die Bildung des Aethers zu der Lehre von der chemischen Verbindung und Trennung durch Contact. Außer Abhandlungen in den Schriften der Akademie und verschiedenen Journalen schrieb er sein berühmtes Lehrbuch der Chemie (1829, fünfte Auflage 1853); die Sätze und Abbildungen desselben gingen in alle verwandten Schriften in deutscher und in andern Sprachen über, seine Apparate verbreiteten sich überall hin.

* Vermischte Nachrichten. Die neulich erwähnte Jahresversammlung des Verwaltungsausschusses am germanischen Museum in Nürnberg war so bewegt und barg so viele stürmische Elemente, daß es beinahe zum Bruche gekommen und der Fortbestand der Anstalt in Frage gestellt wäre. Den Gegenstand dieser Kämpfe bildete die frühere und jetzige Stellung des Freiherrn von Aufseß und die Frage wegen der ihm eigenthümlich gehörigen Sammlungen. Nachdem im vorigen Jahre Aufseß von der Leitung des Institutes zurückgetreten und statt seiner Michelsen gewählt worden war, entstanden alsbald zwischen dem neuen Vorsteher, der ganz unabhängig dasteht und nicht in die Vorkommnisse der früheren Verwaltungszeit verwickelt ist, und dem Nürnberger Lokalausschusse Mißverständnisse und Irrungen über Auslegung der Satzungen und Begrenzung der gegenseitigen Berechtigungen oder Befugnisse, zu denen sich gegenseitige gehässige Anschuldigungen der wissenschaftlichen und Verwaltungsbeamten gesellten, genährt durch die vielfach unklar gebliebene Stellung des nunmehrigen Ehrenvorstandes, des Freiherrn von und zu Aufseß, zum nunmehrigen ersten Vorstande, so daß alle diese Zerwürfnisse dem Museum Auflösung und Untergang drohten. Alle diese unerquicklichen Wirren, die wie eine Lawine angeschwollen waren, mußten dieses Mal um so mehr zu Ende gebracht und durchgekämpft werden, als auch die pekuniären Verhältnisse des Museums dadurch äußerst schwierig und bedrohlich wurden. Der genannte Verwaltungsausschuß, aus den achtungswerthesten Männern der Wissenschaft aller Lande deutscher Zunge bestehend, hat sich diesem schwierigen Geschäfte mit redlichstem Eifer, größter Besonnenheit und Festigkeit unterzogen und das unmöglich Scheinende möglich gemacht. Alle schieden froh und befriedigt. Die schwersten Beschuldigungen wurden durch Ehrenerklärungen beseitigt, die peinlichsten, schriftlichen Beweisführungen uneröffnet zurückgezogen, die Satzungen endlich aus ihrem unklar gebliebenen vorjährigen Zustande nach langen, oft äußerst heftigen Erörterungen, namentlich über die Stellung des Obmannes vom Lokalausschusse zum Vorstande des Museums, die verringerte Zahl des Lokalausschusses, endlich die Neuwahl der Mitglieder des gesammten Verwaltungs- wie des Lokalausschusses, herausgerissen und zu Aller Zufriedenheit festgestellt. Um die Sammlungen des Freiherrn von Aufseß ankaufen zu können, werden alle deutschen Regierungen ersucht, entsprechend dem Könige Ludwig von Bayern, der 50,000 Gulden hergeben will, ihrerseits Geschenke darzubieten. — Die Freude der deutschen Künstler an dem Wartburgfeste vom 21. August wurde schließlich noch den Theilnehmern durch eine widerwärtige Scene verdorben, welche die Zuschauer tief verletzte. Als die Großherzogin zum Schlusse sich erhob, erbat sich der Präsident der Versammlung, der Schlachtenmaler Feodor Diez aus Karlsruhe, die Gnade, im Namen der Kunstgenossenschaft ihr die Hände küssen zu dürfen und fiel vor ihr auf die Kniee . . . und der Mann malt die Schlachten der Freiheitskriege! „Ich bin kein Ritter, aber die Dankbarkeit adelt mich“, sagte er. Nicht bloß diese Scene, sondern noch manches Andere rief denjenigen, welche im September 1857 dem Wartburgstage beiwohnten, welcher die Goethe-Schiller-Feier beschloß, den wundervollen Verlauf des damaligen Festes in das Gedächtniß zurück. — Es ist unbekannt, wohin der Säbel Theodor Körners gekommen. Am 26. August 1813 in dem Gefechte bei Gadebusch, in welchem er fiel, hatte er den schweren Kavalleriesäbel des damaligen Lützow'schen Jägers Freydank sich geben lassen; derselbe nahm nach dem Gefechte diesen Degen wieder an sich, welcher bei dem Erinnerungsfeste im Jahre 1838 zu Köslin von ihm gezeigt wurde. Was aber aus dem Säbel geworden, dessen Körner sich gewöhnlich bediente, weiß man nicht. — Das Drama „Thomas Overbury“ von dem unglücklichen englischen Dichter Richard Savage, der durch Gutzkow's Drama vor reichlich zwanzig Jahren dem Publikum wieder vorgeführt wurde, ist kürzlich von Wilhelm Zimmermann übersetzt worden. Es wurde gedichtet im Jahre 1723 und beruht auf einer geschichtlichen Begebenheit, der Vergiftung Overbury's unter König Jakob I. von England. — Dem großen englischen Patrioten John Hampden, dem Vorkämpfer des Parlamentes gegen die Willkür der Stuarts im siebenzehnten Jahrhundert, soll dort, wo auf seinen Antrieb das Schiffsgeld zuerst verweigert und damit der Anfang zur Revolution gemacht wurde, ein Denkmal errichtet werden, dessen Inschrift Hampdens und des Jahres 1635 gedenkt, wo jene Verweigerung erfolgte. — Auf dem Grabe Dahlmanns in Bonn befindet sich seit einigen Tagen das einfache Denkmal, das Freunde und Verehrer dem verewigten Historiker der Revolutionen gesetzt haben. Am Kopfe des Grabes erhebt sich eine Stele von rothem, schlesischen Granit, deren Schauseite mit dem in Erz gegossenen Relief-Bildnisse Dahlmanns — von Afinger meisterhaf modellirt — geschmückt ist.

* Bremen, 3. September. Die Saison der schönen Künste beginnt oder macht wenigstens den Ansatz dazu, wiewohl der Sommer augenblicklich noch mit siegreichem Lächeln dagegen Protest einlegt. Vielleicht, daß die sportsmen, welche am nächsten Sonntage Wettrennen halten, ihre hergebrachte innige Verbindung mit dem Regenwetter aufbieten, um den Anfang der Herbstsaison zu einer vollendeten Thatsache zu machen. Das Stadttheater, durch eine abermalige Arbeit von mehreren Monaten nunmehr auch äußerlich dem Auge wohlgefällig gestaltet, will am 6. seine Thätigkeit beginnen und hat dazu für den ersten Abend Goethe's „Egmont“, für den zweiten Mozarts „Don Juan“ bestimmt. Der Künstlerverein hat nach einer Pause von zwei Monaten die Reihe seiner regelmäßigen Mittwochs-Versammlungen gestern wieder eröffnet; und zwar mit einem musikalischen Abend, für den die Orchesterkräfte aufgeboten waren, um einem hiesigen Künstler Gelegenheit zu geben, ein neues Werk bei den Freunden der Musik einzuführen. Herr J. Streudner hat im vorigen Winter ein Clavierconcert componirt, welches gestern zum ersten Male zu Gehör kam. Ein Quintett für Pianoforte und Streichinstrumente, welches Herr Streudner in der letzten Saison vorführte, ließ mit Bestimmtheit erwarten, daß er an seine neue größere und schwierigere Aufgabe den vollen Ernst und den soliden Fleiß setzen werde, die ihn in allem künstlerischen Thun auszeichnen. Er hat denn auch seinen Weg würdig und mit Glück durchmessen und eine Composition geschaffen, welche volle Anerkennung verdient. Das aus drei Sätzen bestehende Werk schließt sich in seinem Charakter den guten Mustern auf diesem Gebiet an, behauptet dabei eine selbständige originelle Haltung und ist mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt. In der Beherrschung der Formen, besonders in der Behandlung des Orchesters, zeigt sich so viel Sicherheit und so viel guter Geschmack, wie sie sich bei einem ersten Versuche dieser Art selten finden werden. Das Verhältniß des Claviers zum begleitenden Orchester ist sehr glücklich gewahrt, keines greift unkünstlerisch in das andere über oder zieht sich machtlos zurück. Von den drei Sätzen des Concertes erscheint uns das erste Allegro als der bedeutendste; es ist in den Gedanken und in der Arbeit energisch und trefflich abgerundet. Aehnlich das Schlußallegro, während im Andante Erfindung und Ausführung gegen die beiden andern Abschnitte zurückstehen mögen, wenigstens nicht denselben Fluß und dieselbe Eindringlichkeit haben. Das mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommene Werk wird uns in diesem Winter wohl noch einmal begegnen und auch, wie wir hoffen, seinen Weg weiter machen; es ist dessen vollkommen würdig. — Es wurde an diesem Abend ferner noch eine Arie für Baß von dem verstorbenen Concertmeister Georg Schmidt, componirt für seinen Sohn, den Sänger Herrn Paul Schmidt, als Einlage in Lortzings Oper „Czar und Zimmermann“ statt der großen Arie des Czaren, vorgetragen. Wie uns scheint, übertrifft diese Einlage an musikalischem Werth die betreffende Lortzingsche Nummer. — Das Orchester, unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Reinthaler, erfreute die Zuhörer außerdem durch die Ouverture zum „Wasserträger“ von Cherubini, deren prächtige Klänge wie immer großen Eindruck machten. — Die Singakademie beginnt ihre Uebungen am nächsten Montage und will sich zu unserer großen Freude an eine Aufgabe machen, welche zu lösen ein Ehrenpunkt für sie ist. Es wird die große Messe von Beethoven in Angriff genommen werden. Daneben wurde der „Elias“ von Mendelssohn auf das Programm gesetzt. Im Gesangverein des Herrn Engel ist der Vorschlag gemacht, das neue Oratorium „Gideon“ von Meinardus, das im Frühjahr in Oldenburg aufgeführt ward, zu studiren.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 37. Bremen, 13. September. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Aus einem Landstädtchen.

Eine Erzählung.

Von Karl Seifart.

(Fortsetzung.)

Der Johann war noch im besten Erzählen, als oben auf des Obersten Zimmer geschellt wurde, daß wir nicht anders meinten, als der Glockenzug müsse darüber zu Grunde gehen. Mein Bruder sah sich ängstlich nach mir um, ich aber war flugs zur Thür hinaus, nahm drei Treppenstufen auf einmal, klopfte an und trat auf des Obersten donnerndes Herein mit tiefer Reverenz in's Zimmer. „Kisten und Koffer in's Schlafzimmer besorgt?!“ fuhr mich der Oberst, dem ich grad und freundlich in's Gesicht schaute, an. — Jawohl, gnädiger Herr! — „Gut, bring das Essen und eine Flasche Wein!“ — Zu Befehl, gnädiger Herr, sagte ich und war zur Thür hinaus. — Nun, daß ich's kurz sage, ich bediente den Herrn mehrere Tage zu seiner Zufriedenheit, ließ die Kutsche auf's Sauberste reinigen, verpflegte die Pferde gut und hatte die Freude, daß mir der Oberst eines Mittags, als ich ihm das Essen brachte, ganz freundlich sagte: „Friedrich, du bist ein ordentlicher Kerl, du sollst mich ausfahren, ich will das Nest und die Umgegend besehen, laß gleich anspannen!“ — Wie der Alte mir diese Befehle gab, saß er bei einer großen Landkarte und blickte nicht davon auf. Ich sah wohl, daß es die Karte von unserm Ländchen war und daß der Oberst unsern Ort dreimal roth unterstrichen hatte.

Nachmittags fuhr ich den Alten aus und beantwortete alle Fragen, die er über unsern Ort, seine Lage und Verhältnisse an mich richtete, nach besten Kräften. Auch mußte ich seinen Arm nehmen und ihn auf den Kettenbühl führen, von wo aus er unser enges Thal ganz überschaute. Als ich ihn nun wieder behutsam hinunterführte, brummte er in den weißen Bart: „Alles gut, ich bleibe hier!“ — Verzeihen gnädiger Herr, wagte ich zu bemerken, ich fürchte, daß es dem Gnädigen bei uns gar so einsam sein wird, unser Städchen liegt außer allem Verkehr — — „Dummes Zeug, Gelbschnabel,“ fuhr mich der Oberst an und hätte mir fast seinen Arm entrissen, „da verstehst du den Teufel davon, ich bleibe also hier, hörst du! Und nun in den Wagen und rasch nach Hause!“

An demselben Abend, als ich dem Obersten die Suppe hinaufbrachte, klopfte er mich ganz zutraulich und freundlich auf die Schulter und sagte: „Hör' mal, Friedrich, ich bin ein alter Mann, der einen ordentlichen, zuverlässigen Menschen um sich haben muß; du gefällst mir, Friedrich, ich kaufe mir hier ein Haus, und du bleibst bei mir! Verstanden?“ — Als ich überrascht und erschrocken, ich weiß nicht mehr was, hervorstotterte, schnob er dazwischen: „Halt's Maul! Abgemacht! Sela! Hier hast Du das Handgeld!“ und damit drückte er mir seine goldene Uhr in die zitternde Hand. Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Stube hinausgekommen bin und was noch geschah, kurz, das Ende vom Liede war, daß der Oberst vom Oberamtmann das Haus kaufte, in welchem Sie heute zur Auction waren, und daß ich zu ihm als sein Bedienter zog. — Manches Jahr bin ich bei dem vergrillten Alten gewesen, und manches Donnerwetter habe ich über mich ergehen lassen müssen, aber der alte, wunderliche Ehrenmann würde sich heute noch im Grabe umdrehen, wenn ich sagte, er hätte mich schlecht behandelt. Nein, das wäre eine schändliche Lüge, er hielt mich mehr wie einen Sohn als wie einen Diener und hat mich auch, Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ, in seinem Testamente bedacht. Ueberhaupt war das Herz des polternden, guten Herrn kreuzbrav, er war ein Wohlthäter der Armen und hat hier manchem Bedrängten aus der Patsche geholfen; Alles wäre auch gut gegangen und keine einzige Kummerthräne hätte er aus einem Auge gezwungen, wenn nur sein ganz wüthender Franzosenhaß nicht gewesen wäre. Na, davon kann ich ein Lied singen, dieser Grimm des Obersten auf die Franzosen hat mir Wehtage genug gemacht.

Das erste, was er mir, nachdem er sich in seinem neuen Hause vollständig eingerichtet, befahl, war, daß ich nach dem Postamt gehen solle, um den Hamburger Correspondenten für ihn zu bestellen. Jeden Sonnabend kamen die Malefiz-Zeitungen hier an, und mit Schrecken und Grauen sah ich diesen Sonnabenden entgegen. Denn war der Herr die ganze Woche über leutselig und wie ein Kind gewesen, so wurde er in der Regel Sonnabends, wenn er die Zeitungen las, wie ein wildes Thier. Schreckenstage, sage ich Ihnen, lieber Herr, waren das für mich. Sobald ich ihm nämlich die Zeitungen überreicht hatte, commandirte er: „Hingesetzt! Zugehört!“ Dann mußte ich oft stundenlang da sitzen und Blut schwitzen. Denn fast immer fand er von neuen Siegen und neuem Vordringen der Franzosen geschrieben, und ich mußte dann das Bad austragen. „Was hast du mir heute wieder für Schweinezeug von der Post gebracht, du Himmelhund!“ fluchte er dann kirschbraun vor Zorn, „lauter infame Lügen! Da hast du den ganzen Lügenbettel!“ und damit warf er mir wohl

den ganzen Zeitungsballast zerknittert und zusammengequetscht in's Gesicht. Am andern Morgen, wenn ich die zerknitterten Zeitungen bei Seite geschafft, war er dann wieder der beste Mensch von der Welt.

So ging's jeden Sonnabend manches Jahr hindurch. Nur sehr selten, und zwar wenn die Franzosen irgendwo eine Schlappe gekriegt hatten, war der Oberst Sonnabends gut gelaunt, dann befahl er mir wohl gar, ein Paar Flaschen Wein heraufzuholen, und ich mußte auf seine und der Sieger Gesundheit tapfer mittrinken. Ja, einmal, es mochte so im Jahr 8 oder 9 sein, die Melanie war bereits viele Jahre bei uns und schon ein straffes, schönes Fräulein, ganz wie Sie sie da auf dem Bilde sehen, ging's ganz hoch und kreuzfidel her im alten Steinhause. Da hatte der Herr, der sich sonst um Niemanden kümmerte, und als er sich hier besetzt, auch keinem Menschen eine Visite gemacht hatte, alle Vornehmen der Stadt und Umgegend zu einem großen Feste eingeladen, weil die Oesterreicher, ich weiß nicht mehr wo, über den sonst unbezwinglichen Napoleon einen Sieg erfochten hatten. Keiner der Geladenen blieb aus, obwohl der alte Herr so viele dadurch vor den Kopf gestoßen hatte, daß er sich gar nicht um sie bekümmert; Alle kamen, und war es auch nur um den wunderlichen Kauz sich einmal in der Nähe zu besehen. Da ging's hoch her! Da waren Köche aus B. bestellt, und die Tische krachten unter den köstlichsten Weinen. Auch den Bürgern und kleinen Leuten hatte der Herr einen frohen Tag im Brauhause bestellt, dort zechten sie wacker auf seine Kosten, und ich mußte nachher über 150 Thaler für die Zeche hintragen; die gab mir der Herr ohne Murren und meinte, wenn sie nur den Napoleon aus Rock und Kamisol schlügen, so wolle er gern das Dreidoppelte bezahlen. Indeß damit war's Essig, wie Sie aus den Büchern wissen werden, lieber Herr, die Franzosen faßten bald wieder oben, und es ward noch schlimmer als bisher. Schon als wir 1807 westphälisch wurden, wollte der alte Herr aus der Haut fahren, als sich aber das westphälische Regiment mehr und mehr befestigte und er täglich auf die Uniformen westphälischer Gensd'armen sehen mußte, war kein Aushalten mit ihm, zumal als es klar wurde, daß er sich mit dem oben erwähnten Feste eine böse Suppe eingebrockt hatte.

Bevor ich jedoch auf den bösen Handel komme, muß ich, damit Sie Alles recht verstehen, der guten Melanie gedenken. Das liebe Kind war schon im ersten Jahre meines Dienstes mit seiner Mutter in's Haus gekommen. Die arme, gnädige Frau Mutter, die ein Bruderkind des Obersten war, hatte ein Gut an der belgischen Grenze gehabt und ihren Mann und fast alle Habe durch die Kriegsläufte verloren. Da flüchtete sie sich dann mit ihrem einzigen Kinde, der Melanie, die damals neun oder zehn Jahre zählen mochte, zu meinem alten Obersten, ihrem Onkel, der sie natürlich mit dem Kinde freundlich aufnahm und Mord und Element auf die Franzosen herabfluchte. Nur zwei Monate lebte die von Kummer und Krankheit ganz aufgeriebene gnädige Frau bei uns, da starb sie und ließ uns die kleine, bildhübsche Melanie zurück. Der Großonkel aß das liebe Kind fast auf vor Liebe, er wurde ganz jung wieder mit dem Mädchen, gewährte der Melanie Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und hielt ihr sogar für theures Geld Lehrer und Gouvernante. Aber, mit Verlaub zu sagen, die beste Gouvernante war ich, mit Niemandem hatte das Kind lieber zu thun, ich mußte ihm Geschichten erzählen, Spielsachen schnitzen, mit ihm in's Holz gehen, kurz, das Kind hing an mir wie an einem Vater oder älteren Bruder, und der alte Oberst, der, wie ich Ihnen gesagt, mich so gut leiden konnte, freute sich halb todt darüber und schenkte mir einst an einer Weihnacht, als ich der Melanie einen großen Tannenbaum wunderhübsch aufgeputzt, nicht allein einen ganz neuen Anzug, sondern noch vier Louisd'or dazu. Die Melanie war nun aber auch ein ganz herziges Kind, sie konnte keine Fliege beleidigen, und alle Leute im Orte hielten große Stücke auf sie; denn sie sprach und verkehrte freundlich auch mit der geringsten Bürgerstochter, und die Cantors-Anne, die nachher den Steuercontroleur heirathete und nun auch schon mehrere Jahre im Grabe liegt, war ihre beste Freundin bis in den Tod. Mit den Jahren erwuchs Melanie zu dem bildhübschen, schönen Fräulein, wie's da auf dem Bilde vor Ihnen steht. So schaute sie aus, als das vorhin erwähnte Fest gefeiert wurde und das große Unheil ausbrach.

Wie schon gesagt, das Fest hatte Folgen, die meinen guten, alten Herrn fast um den Verstand brachten, denn einige Wochen darauf kamen ihm der Commissar und die Gensd'armen nicht mehr aus dem Hause. Er mußte, so viel er auch fluchte und tobte, Verhör auf Verhör, auch auf dem Amthause, bestehen, und die Sache sah höchst bedenklich aus. Man beschuldigte ihn, er habe einen Sieg der Feinde gefeiert, und das komme dem Hochverrath nahe, vielleicht unterhalte er auch hochverrätherische Verbindungen mit aufrührerischen Personen; ein wahrer Patriot und getreuer Unterthan, hatte der Commissar ihm vorgehalten, könne keinen Sieg der Oesterreicher feiern, das sei Verrath an Kaiser und König.

Was dergleichen Beschuldigungen derzeit auf sich hatten, können Sie denken, mein Herr, denn das westphälische Polizeiregiment war damals ärger als je, man war von Spionen wie von Schmeißfliegen umgeben und bedachte die Worte zwanzigmal, ehe man sie aussprach. Diese strenge Polizeiaufsicht kam daher, weil es sich derzeit schon an vielen Ecken und Enden in Deutschland zu regen anfing gegen die Franzosen; noch ehe der Herr in Untersuchung kam, hatte bereits ein hessischer Oberst oder General, den Namen habe ich vergessen, einen offenen Aufstand angeblasen, und während der Herr vor Gericht mußte, brach gar der Herzog Oels und der Schill los; das war sehr schlimm für den Herrn. Ach was hat die Melanie damals für trübe Tage gehabt! sie, die sonst Alles über den alten Herrn vermochte, versuchte jetzt Alles vergebens, um ihn zu beruhigen, es gab Tage, wo wir in höchster Angst und Noth nicht anders erwarteten, als der Schlag müsse ihn rühren, so tobte und fluchte er, wenn ihm der Handel durch den Kopf ging. Und ich bin fest überzeugt, das einzige, was ihn aufrecht und am Leben erhielt, war gerade das, was seine Sache verschlimmerte, nämlich die kühnen Thaten des Majors Schill und des Herzogs von Braunschweig; wenn er davon hörte oder las, ward er ruhig, lachte wohl gar vor Freuden laut auf und ließ sich von der Melanie lustige Weisen vorsingen. Brachte aber ein Gensd'arm eine Citation oder sonst etwas, so war's mit dem Frieden aus und der Herr ganz und gar aus dem Häuschen. Derzeit ist mir Manches an den Kopf geflogen, obwohl ich's nicht verdient hatte.

Indeß der schlimme Handel verlief sich doch allgemach im Sande, man konnte dem Herrn nichts beweisen. Denn so unvorsichtig war er nicht gewesen, daß er damals, als er die Leute zum Feste einlud, jedem Hinz und Stoffel gesagt hätte, um was es sich eigentlich handele. Den Bürgern im Brauhause hatte er sagen lassen, sie sollten seinen Geburtstag feiern und auf sein und des Vaterlandes Wohl trinken. Das wurde auch nachher durch Zeugen festgestellt. Aber gerade beim Obersten im Hause selbst, unter den geladenen Vornehmen, die zum Theil westphälische Beamte waren, hatten die Verräther gesessen. Indeß auch diesen hatte der Herr nicht offen von einer Siegesfeier gesprochen, aber, je nun, als dem alten Herrn der Wein zu Kopf gestiegen war, da mochte er wohl unvorsichtige Aeußerungen gethan und gefährliche Gesundheiten ausgebracht haben; das mußten sie ihm auf, und darum entstanden die ganzen Weitläufigkeiten, die meinen

guten Herrn fast in's Tollhaus brachten. Doch genug, die Untersuchung ward niedergeschlagen, und der ganze Handel hatte nur dazu gedient, meines Herrn Zorn gegen Alles, was französisch oder westphälisch hieß, noch grimmiger zu machen.

Wieder vergingen ein paar Jahre, bis Bonaparte seinen Krieg mit Rußland anfing und die großen Armeen zu seinem Feldzug zusammenzog. Da brach über diesen Ort, der bis dahin fast ganz von der Kriegsnoth verschont geblieben war und außer den Gensd'armen kaum einen französischen Soldaten gesehen hatte, groß Unheil herein und — die Melanie da und der Victor haben auch ihr Theil davon tragen müssen bis an ihr seliges Ende. Den eigentlichen Grund zu dem Unheil legte der Haß und Grimm gegen die französische Herrschaft, der mit den Jahren in unsern deutschen Ländern immer heftiger geworden war. Auch hier am Orte steckten die Leute wegen des drückenden Polizeiregiments, besonders aber der Conscription wegen, zähneknirschend die Köpfe zusammen, und die Gesinnungen des Obersten, die man sehr wohl kannte, schürten das Feuer. Da waren ein paar besonders verwegene Bursche, Kaspar Tills und Jochen Stein hießen sie, die wiegelten die andern auf, sich der Conscription zu entziehen, und es gab fast jeden Sonntag mörderliche Schlägereien mit den Gensd'armen. So standen die Sachen, als gerade auf den Sonntag Rogate, ich vergesse es in meinem Leben nicht, wieder eine blutige Schlägerei Statt hatte, in welcher zwei Gensd'armen schwer verwundet wurden. Das hatte üble Folgen. Hätten sich doch der Kaspar Tills und Jochen Stein, welche besonders unter fürchterlichem Schimpfen auf Kaiser und König die Gensd'armen so zugedeckt, aus dem Staube gemacht! Aber nein, sie wollten nicht hören. Selbst den Obersten wollten sie nicht hören. Zu dem waren sie mit andern tollkühnen Burschen und Bürgern gekommen und hatten gemeint, der Oberst solle sie anführen, es würden in diesen Tagen französische Truppen aus der nächsten Garnison einmarschiren, um schwere Strafgerichte zu halten, sie aber hätten gute Flinten und wollten die Halluuken schon zum Teufel schicken, wenn sie nur einen guten, kriegskundigen Anführer hätten.

Der Oberst, — ich war zugegen, — lachte bei diesem Antrage so herzlich, daß er sich den Bauch hielt, dann aber wurde er sehr ernst, erhob sich an seinem Krückstock vom Sessel und meinte, indem er dem Sprecher, Kaspar Tills, zutraulich die Hand auf die Schulter legte: „Ihr seid recht wackere Bursche, Kinder, aber was ihr da vorhabt, ist ganz vermaledeiter Unsinn, der, wenn ihr ihn ausführt, euch und den ganzen Ort unglücklich macht. Ich muß das besser verstehen als ihr, ich hasse die Franzosen wie kein Mensch auf der Welt und will das jedem Spion vor den Bart sagen, wenn's darauf ankommt; ist doch an mir altem, lahmen, gichtbrüchigen Kerl nichts mehr verloren, und mögen sie mir die alten Knochen in Kassel zusammenschießen, wenn's ihnen Plaisir macht, — aber an offnen Widerstand gegen diese Menschen zu denken, die eben in vollster Macht sind und über den Kaiser von Rußland her wollen, ist ganz verdammter Unsinn! Versteht ihr mich? Und nun packt euch! und du Tills und ihr andern, die ihr auf die Gensd'armen losgeschlagen und auf den Hieronymus geschimpft, macht, daß ihr fortkommt, ehe die Truppen einrücken, sonst holt euch alle zusammen der Teufel!" — Damit humpelte der Herr wieder nach seinem Sessel und trommelte grimmig mit dem Stocke auf dem Fußboden. Die Bursche gingen verdutzt davon, wollten sich leider aber nicht rathen lassen und stürzten sich in's größte Unglück. Ich will mich bei dem Jammer nicht lange aufhalten. Kurz und gut, den andern Mittag nach dem Besuche der Burschen gab's Mord und Todtschlag. Die Burschen hatten sich in Branntwein toll und voll getrunken und sich mit geladenen Flinten, trotz des Obersten wiederholter und öffentlicher Verwarnung, auf Böden und in Kellern versteckt. Da dies nun den anrückenden Franzosen, es waren Kürassiere, verkundschaftet wurde, machten sie eine Strecke vor der Stadt Halt und schickten einen Parlamentär mit zwei Gemeinen in die Stadt, um mit den Leuten vernünftig zu reden und ihnen die härteste Strafe anzudrohen, im Fall sie Widerstand versuchten. Der Parlamentär war dort der Kapitän Dubois, und kaum war er mit seinen Leuten in's Thor geritten und ungefähr bei unserm Hause angekommen, als drüben aus den Bodenluken drei Schüsse fielen; der Parlamentär und ein Gemeiner stürzten vom Pferde. Der Onkel, der unten am Fenster gestanden, schlug vor Wuth mit dem Krückstock in den Spiegel und schrie: „Nein! das sei eine niederträchtige, unerhörte Gemeinheit, auf den Parlamentär zu schießen, der Cavalier habe im Dienste gehandelt und seine Pflicht gethan, das infame, feige, meuchlerische Lumpenpack müsse an den lichten Galgen." Unter solchen Worten lief er mit mir, so schnell es seine podagrischen Füße erlaubten, zu den beiden Verwundeten; der Gemeine war leider schon todt, der Kapitän aber hatte sich mit halbem Leibe aufgerichtet und erwiederte mit gepreßter Stimme die theilnehmenden Fragen, welche der Oberst auf französisch an ihn richtete. „Ausgepackt, Friedrich!" schrie mich darauf der Oberst an und herrschte noch ein paar Lümmel, die Maulaffen feil hatten, herbei. „Donnerwetter! Hunde, eilt euch, mir den Herrn in's Haus zu schaffen." Das geschah; aber kaum hatten wir die Thüre hinter uns zugemacht, als die Erde vom Hufschlag erbebte und erdröhnte und die Kürassiere, die kaum zehn Minuten von der Stadt gehalten hatten, hereinwetterten. Herr Gott, das Heulen und Geschrei auf der Straße! Es läuft mir noch heute eiskalt über den Rücken, wenn ich daran denke. Eine Menge neugieriger, dummer Teufel, darunter Weiber und Kinder, waren nach dem Schießen auf der Straße zusammengelaufen, standen theils vor unserm Hause, theils um den todten Kürassier, den sie auf eine Steinbank geschleppt hatten; fast Alles stürzte unter die Hufe der Rosse, Viele wurden niedergehauen. Im gestreckten Galopp jagten die wüthenden Soldaten die Straße entlang, dann wieder zurück und nochmals hin und zurück, so daß mehrere der Gefallenen ganz zerquetscht und zertreten wurden. Beim letzten Zurückjagen ließ der französische Oberst an unserm Hause halten und absitzen, ließ auch ein paar Bürger aus den nächsten Häusern zusammenschleppen und fragte in grimmen Worten nach dem Parlamentär. Diese, die ihn nicht verstanden, aber wohl denken konnten, was er meine, zeigten mit schlotternden Knieen und bebenden Händen auf unser Haus, dort aber stand unser Herr schon in der Thür und rief mit seiner gewaltigen Stimme dem französischen Obersten ein paar Worte zu; der stutzte, wies seine wüthenden Leute zurück, die mit gezogenem Pallasch auf's Haus loswollten, und folgte mit nur zwei Kürassieren unserm Herrn, der ihn unten in die Stube rechts führte, wo der verwundete Kapitän im Lehnstuhl ruhete und Melanie ein Tuch um seinen blutenden Arm wickelte; Helm und Küraß hatte ich dem Herrn abgenommen und wusch ihm eine weitklaffende Wunde am Hinterkopfe mit kaltem Wasser aus.

Der französische Befehlshaber grüßte Melanie ehrerbietigst, wechselte dann mit dem Verwundeten, der Sprache und Bewußtsein nicht verloren hatte, einige Worte, salutirte unserm Herrn und trat dann wieder auf die Straße hinaus, wo ich ihn mit lauter Stimme zu der Mannschaft reden hörte. Da dauerte es auch nicht lange, so hörten wir die Kürassiere wieder aufsitzen und zur Stadt hinaustraben, um sich auf das Land zu vertheilen; wir haben keinen wiedergesehen, bis auf den Doctor, den der Oberst hergeschickt hatte, um unsern Kranken, den wir jetzt in's Bett schafften, zu behandeln. Auch unser Oberst hatte nach seinem Arzt geschickt,

und so war denn der Kapitän in guter Pflege. — Sobald die Kürassiere abgeritten waren, herrschte eine öde schauerliche Ruhe in der Stadt; das sollte aber nicht lange dauern, denn kaum zwei Stunden später rückten mehrere Compagnien Infanterie ein, und nun ging die Plage für den Ort erst recht an. Fast jedes Haus wurde stark bequartirt, nur unsers blieb verschont, und sogar zwei Wachtposten wurden vor unserm Hause aufgestellt. So hatten wir denn Frieden, aber Jammer und Noth war vollauf in den übrigen Häusern. Viele Familien hatten Verwundete, einzelne sogar Todte; damit aber war's noch nicht abgemacht, denn nun ging's an's Verhaften. Fort und fort zogen, begleitet von dem Commissar und von Gensd'armen, einzelne Trupps von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und gespanntem Hahn an unserm Hause vorbei und führten Gefangene in die Amtsgefängnisse. Nach Kaspar Tills und Jochen Stein hatte man am meisten gesucht, doch die hatten sich aus dem Staube gemacht, wurden aber nach einigen Tagen erwischt, nach Kassel geschleppt und dort erschossen. Auch noch andere schwere Strafgerichte gab's, doch ich gehe darüber hinweg. Das französische Fußvolk lag über vier Wochen bei uns und zehrte manchen Bürger arm und bloß; dann rief eines Morgens die Trommel plötzlich alle zum Aufbruch. Damit war die Plage aber noch nicht zu Ende, denn die Zahl der bisher hier stationirt gewesenen Gensd'armen wurde, während die Untersuchungen noch immer ihren Gang gingen, auf das vierfache erhöht. Ach Gott, das war gar nicht nöthig. Die Stadt hatte ein für allemal genug, und es war ein solcher Schrecken über die Bewohner gekommen, daß kaum einer laut zu dem andern zu reden wagte.

Mit der Besserung unsers kranken Kapitäns ging es indeß langsamer vorwärts, als man erwartet hatte. Er verfiel in die hitzigsten Fieber und wäre ohne Melanie's und ohne unsers Doctors (der französische Doctor war schon längst seinem Corps nachgereist) sorgsame Pflege sicherlich nicht wieder auf die Beine gekommen. Unser Oberst billigte es von ganzem Herzen, daß die Melanie den Kranken sorgsam pflegte; das sei Menschenpflicht, meinte er, und in solchen Nothfällen bleibe der Mensch dem Menschen gegenüber Mensch, und es komme nicht darauf an, ob er Franzose oder Türke sei. Auch sei der Kapitän von betrunkenen, meuchlerischen Hallunken in seinem Ehrendienste schändlich maltraitirt, und er wünsche ihm die baldigste und beste Gesundheit. Gleichwohl ging der Herr nicht gern in das Krankenzimmer, sondern ließ sich durch die Melanie nach des Kranken Befinden erkundigen, indem er vorgab, das Podagra halte ihn auf dem Zimmer zurück. Allerdings hatte der Herr auch die ganze Zeit hindurch, während die Franzosen im Orte lagen, sein Zimmer nicht verlassen, auch Krankheit vorgeschützt, als der Colonel und andere Offiziere ihm ihren Besuch machen wollten. Melanie hatte die Herren empfangen müssen; ja, die Melanie sprach französisch wie eine Französin und war überhaupt ein grundgescheutes Mädchen. Nachdem kamen die Herren, die durch den Commissar gewiß die Gesinnungen des Obersten erfahren hatten, auch nicht wieder; nur kurz vor dem Abmarsch kam der Colonel noch einmal und sprach für sich und seine Kameraden seinen Dank dafür aus, daß man den Kapitän so gut verpflege, darauf hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Kapitän, wovon ich nichts verstand, und schenkte mir beim Fortgehen zwei Goldstücke. Ich konnte überhaupt die Franzosen, welche ich kennen gelernt, gar nicht so hassenswürdig finden, wie der Oberst, aber der war in seinem Franzosenhaß ganz unbeugsam. Auch der Kapitän, obgleich er sich gegen ihn nichts merken ließ, schien ihm auf die Dauer lästig zu werden, und er ließ wiederholt den Arzt heraufbestellen, um sich zu erkundigen, wie lange es wohl noch mit der gänzlichen Wiederherstellung währen möchte.

Zwei Monate und darüber mochte der Kapitän in unserer Pflege gewesen sein, als der Arzt erklärte, er sei nun so weit hergestellt, daß er ausgehen könne, doch dürfe er noch lange nicht zur Armee abreisen, solchen Strapazen sei sein Zustand noch nicht gewachsen. Da beschloß der Kapitän, der die franzosenfeindlichen Gesinnungen unsers Herrn kannte, demselben nicht länger lästig zu fallen, sondern bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung hier in meines Bruders Haus zu ziehen, wo auch sein Pferd untergebracht war. Die vielen Dankesworte, die der Kapitän beim Abschiede dem Obersten sagte, unterbrach dieser, indem er wieder von seiner Menschenpflicht sprach, doch war er so artig als möglich und drückte sogar dem Kapitän beim Abschiede die Hand. Indeß konnte er, als dieser fort war, seine große Freude nicht darüber verbergen, „daß der Franzose zum Hause hinaus sei“, und er sprach das, gerade als ich Mittags servirte, mit großem Behagen gegen die Melanie aus. Da, Herr, sah ich das Fräulein so bleich werden, wie ihr Tellertuch, auch stand sie Unwohlsein vorschützend auf und ging hinaus, mir wurde das Herz beklommen, und ich hätte fast die Bratenschüssel fallen lassen, so erschrack ich, als ich wieder heraufkam und die Melanie auf ihrem Zimmer laut weinen und schluchzen hörte. Da hatte ich gleich meine eigenen Gedanken und sah in meiner Ahnung ein schweres Unglück über das liebe, herzensgute Fräulein heraufziehen.

Nun, daß ich's kurz mache, Sie können sich's wohl denken, wie die Sachen standen. Lieber Gott, was fragen auch ein paar Menschen, die sich gut sind, nach der Nation! Kurz, die Melanie und Herr Victor Dubois waren einander so gut, wie es nur zwei Menschen unter sich sein können, und Niemand sonst als die treue Freundin, die Cantors-Anne, hatte darum gewußt. Jetzt, da die Noth groß wurde, ward auch ich als ein treuer Mensch, der das Fräulein, wie ein Vater sein Kind, liebte, mit in's Vertrauen gezogen; da bekam ich bald viel zu thun mit Brieftragen und Bestellungen machen. Es stand bald so, daß die beiden Leute nicht ohne einander leben konnten, und der Kapitän hatte geschworen, daß er gleich in der ersten Schlacht den Tod suchen würde, wenn er die Melanie nicht heirathen dürfe. Wie war nun daran bei den Gesinnungen des Obersten zu denken? Der Kapitän blieb im Orte, auch als er schon ganz gesund war, und erwartete wichtige Documente aus Frankreich, die sehr lange ausblieben. Während dieser Zeit sprachen sich die beiden Leutchen heimlicher, verstohlener Weise auch bei der Cantors-Anne. Ich habe sie aber nie dort fröhlich gesehen, wenn ich manchmal eilends hergelaufen kam und anzeigte, daß der gnädige Herr nach dem Fräulein frage: das gute Fräulein hatte immer verweinte Augen, und der Kapitän war stets ernst und düster. Nur einmal sah ich sie recht heiter; es waren gerade die wichtigen Papiere aus Frankreich angekommen, die der Kapitän so lange erwartet, und das Fräulein sagte mir nachher zu Hause: „Der liebe Gott wird noch Alles zum besten Ende führen, guter Friedrich.“

Um diese Zeit war's auch, als der fremde geschickte Maler hier im Gasthof wohnte und den Kapitän da malte. Darauf kam er auch zu uns und bat den gnädigen Herrn, sich malen zu lassen, der aber schnob ihn an: „Meine alte Fratze braucht nicht auf die Nachwelt zu kommen!“ hatte aber nichts dagegen, daß er das Fräulein male; drum zog der Maler mit seinen Geräthschaften auf einige Tage bei uns ein und malte das Bild da; auch noch mit ganz andern Farben und ganz klein für ein Medaillon malte er, ohne des Obersten Wissen, die Melanie, das Bildchen bekam der Kapitän, der es fortan auf dem Herzen trug.

(Schluß folgt.)

* Friedrich Vischer und seine „kritischen Gänge“.

Von Franz Weber.

Nicht vergebens hat einmal ein anonymer Biograph Friedrich Vischer's die Hoffnung ausgesprochen, der berühmte Aesthetiker werde mit der Uebersiedelung aus der beschränkenden Tübinger Situation in die freiere Sphäre des eidgenössischen Polytechnikums zu Zürich und nach Abschluß seines großen Werkes, das seine ganze geistige Kraft über ein Jahrzehnt in Anspruch genommen hatte, den literarischen und künstlerischen Begebenheiten des Tages wieder das volle Gesicht zukehren. Nachdem er unt. And. schon 1857 und 1858 kleinere Schriften über den ersten Theil von „Goethe's Faust“ und über „das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst“ herausgegeben hatte, stellte er sich mit der neuen Folge seiner „kritischen Gänge“ (1860 und 1861, 3 Hefte), mitten in die künstlerischen und politischen Strömungen unserer Tage, in denen er bis heute verbarrte, wie das unlängst erschienene vierte Heft hinlänglich beweist. Diesem möchten wir schon um deßwillen hier ein kleines Geleitschreiben mitgeben, weil es sich mit dem größten Theile seines Inhalts an das ganze deutsche Volk wendet.

„Ein Schützengang“ heißt der erste Aufsatz — nach Frankfurt natürlich, an dessen großartigem Feste Vischer nicht als Aesthetiker, sondern als schweizerischer Schütze Theil genommen, und von dem er sogar einen Ehrenpreis von der Festscheibe „Deutschland“ mit heimtrug, den herrlichen Stutzen, den die Deutschen in Basel gestiftet hatten. Mit Meisterhand zeichnet er hier die großen Conturen vom Festbilde jener herrlichen Tage, die, wie ehemals zur Kaiserwahl, die deutschen Völker in die festliche Mainstadt strömen sahen; mit Meisterhand zeichnet er namentlich den männlich ehernen Charakter der Schießhütte gegenüber dem weiblicheren, idealeren Wesen der Sängertage, die nur den Genuß des Schönen, aber nicht die Arbeit der Schützenfeste kennen. Doch Vischer war ja nicht als Professor dort, sondern als Schütze, als deutscher Mann; die breitere Fläche des Rahmens füllen daher politische Betrachtungen, Hoffnungen, Winke und Pläne, die zu dem Reifsten gehören, was Deutschlands Patrioten in schmerzerfüllter Seele erwogen haben. Vischer hat nie jener nivellirenden Demokratie angehört, die niederreißt, noch ehe sie die Pläne des Neuen entworfen und das Material zum Neubau herbeigeschafft hat; in männlicher Besonnenheit will er die organische Entwickelung einer schöneren Zukunft aus der bildungsfähigen Gegenwart, die historische Fortbildung der politischen Verhältnisse unseres armen Vaterlandes, aber mit Ernst, Muth und Beharrlichkeit. Darum stellt er auch in seinem „Schützengange“ der Frage der Einheit die der Freiheit nach, ganz wie in seiner „Reise“, wie schon während seiner parlamentarischen Thätigkeit zu Frankfurt. Damals hatte ihm das unerschütterliche Feststehen auf diesem Princip „den Rest seiner politischen Popularität“ gekostet (s. Vischer: „Das Bürgerwehr-Institut.“ S. 3.) und ihm harte und ungerechtfertigte Vorwürfe in der Sitzung des Parlaments vom 16. Juni 1849 seitens Raveaux's und Damm's (s. „Stenographische Berichte“, IX. S. 6864 f.) zugezogen: heute erquicken wir uns an diesem ungetrübten Borne des edelsten Patriotismus, an dem unbeirrten, weitschauenden Scharfblick des echt deutschen Mannes, an dem das köstliche Wort von Gervinus an Dahlmann zu glänzender Wahrheit geworden: „Im gesunden Herzen dauert der Muth aus.“

„Pro domo“ heißt das folgende Capriccio, in welchem der Verfasser seine Burleske: „Faust, der Tragödie dritter Theil“ gegen die vielfachen Angriffe der Kritik vertheidigt. Wir hätten diesen kritischen „Waffengang“ nicht für nöthig gehalten. Nachdem Vischer längst die poetische Impotenz nachgewiesen, die Altmeister Goethe bei der Schöpfung des zweiten Theiles seines großartigen Werkes documentirt hat, gleichzeitig aber und bis heute so tief und so warm, wie vor und mit ihm keiner, die unsterblichen Verdienste unsers größten Dichters fast auf jedem Blatte seiner Aesthetik begründet, konnte er wohl, unbeirrt von dem Geschrei der Gegner, sich das Recht zusprechen, auch einmal in scherzender Weise seinen lieben Landsleuten den Staar über die unpoetische allegorisirende Manier des Greises Goethe zu stechen; noch dazu, da er nicht die stechende Waffe des Berliner Witzes, vielmehr den heiteren, gutmüthigen Spott der süddeutschen Burleske wählte, der, nicht persönlich verletzend, über seine eigene Schwäche mitlachen kann. Nun, das „Pro domo“ ist einmal geschrieben, und wer Vischer von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, der lese diese schelmische Abfertigung unserer modernen Kritiker, unter denen Prutz, Gutzkow, Julian Schmidt sich befinden.

Der letzte Aufsatz, „Ludwig Uhland“, ist der Glanz des Buches; er ist die schönste Blüthe nicht nur vom geistigen, sondern auch vom Herzensleben Vischer's. Jahrzehnte lang wandelten beide, der edle Dichter und der große Philosoph, verbunden in inniger Freundschaft durch gleichen Charakter, durch gleiche Kunstanschauungen, durch gleiches politisches Streben, Hand in Hand an den Ufern des schönen Neckar; und nun sich die Gruft über dem Einen geschlossen, ist es billig, daß der Andere die Stimme zu seinem Lobe erhebt. Vischer zeichnet in fast plastischer Objectivität den ganzen Mann: Uhland als Mensch, als Politiker, als Dichter. Wir erinnern uns nicht, bisher irgendwo eine erschöpfende Formel für das ganz eigenthümlich schwer zu fassende Verhältniß gefunden zu haben, in welchem Uhland's sittlicher Charakter, seine politischen Thaten und seine künstlerische Schöpferkraft stehen; Vischer hat auch hier wieder das Rechte in dem Satze getroffen, der fortan wohl jeder späteren Beurtheilung Uhland's zu Grunde gelegt werden dürfte: „Wo in Uhland's Wesen eine Lücke ist auf einer bestimmten Seite, da sehen wir immer von anderer Seite eine gesunde Kraft ergänzend, entschädigend eintreten. Dieß gibt dem geistigen Bilde des Mannes die ihm eigene Rundheit und Ganzheit.“ (S. 115.) Nur das eine Geständniß möchten wir nicht zurückhalten, daß wir gewünscht hätten, der heftige Ausfall gegen Heine wäre weggeblieben. (S. 166 ff.) Nicht als ob wir die verneinende Kritik der poetischen Gesammtthätigkeit Heine's für allzustreng hielten, nicht als ob wir dem Freunde das Recht absprächen, den todten Freund gegen die maßlosen, neidvollen Angriffe eines selbstgefälligen Spötters zu vertheidigen, der selbst auf die Gruft seines Feindes vom eigenen Sterbelager aus noch den Geifer seines Witzes spie, — das alles nicht, nur ein anderes Terrain! Hier will es uns dünken, als ob das polemische Waffengellirr die heilige Ruhe störe, unter deren leisem Wehen Vischer den volldustigen Kranz auf das Grab des edelsten deutschen Sängers legt; das Denkmal eines solchen Dichters sollten nur Gestalten, denen die Wahrheit und das Recht heilig war, als verherrlichende Reliefs umziehen.

* Mendelssohn in Leipzig und Berlin.

Der zweite Band der Briefe Felix Mendelssohns giebt uns ein Bild seines Lebens und Wirkens in den Jahren 1833 bis 1847, beginnt also mit der Zeit, wo der junge Meister seine

Wanderjahre, die ihn nach Italien, Frankreich und England geführt hatten, vorläufig abschloß und an einen festen Wohnsitz zu denken begann. Früher schon hatte er einige Aussicht, die Leitung der Singakademie zu bekommen, doch war es für seine Entwickelung gut, daß er nicht zu früh an einen bestimmten Ort gebannt wurde. Als er sich dann an der Welt und den Künstlern vorläufig satt gesehen hatte, ging er auf das von Düsseldorf her ihm gemachte Anerbieten ein und übernahm die Stellung eines städtischen Musikdirectors. Als solcher hatte er viel Freude an dem künstlerischen Treiben der Stadt, doch fehlte es auch nicht an Aergerniß, dessen Quelle sein Verhältniß zum dortigen Theater und zu Karl Immermann war. Da er sich mit diesem völlig überwarf und auch sonst viele Grenzen und Schranken für sein musikalisches Wünschen und Wollen fand, so lockte ihn der von Leipzig an ihn ergehende Ruf, die Direction der Gewandhausconcerte zu übernehmen. Diese Stellung, in welcher er einen so großen Einfluß auf die Musik übte und die reifsten seiner Werke schuf, trat er in der Periode an, wo sein „Paulus“ entstand, und eröffnete seine Thätigkeit im October 1835. Nicht ohne Zagen, denn er befürchtete, auch hier Düsseldorfer Erfahrungen zu machen, Vieles weniger gut zu finden, als er wünschen mußte. Aber der Anfang, an den er mit Befangenheit heranging, war ermuthigend und glänzend. Er gewann rasch die Herzen des Publikums, die ihm bis an seinen Tod treu ergeben blieben. Er selbst schreibt über das erste Concert an seine Familie: „Ich kann Euch gar nicht sagen, wie zufrieden ich mit diesem Anfang bin, und mit der ganzen Art, wie sich meine Stellung hier anläßt. Es ist eine ruhig ordentliche Geschäftsstellung; man merkt, daß das Institut seit sechsundfünfzig Jahren besteht, und dabei scheinen die Leute mir und meiner Musik recht zugethan und freundlich. Das Orchester ist sehr gut, tüchtig musikalisch, und ich denke, in einem halben Jahre soll es noch besser werden, denn mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen, das war mir in den beiden Proben, die wir bis jetzt hatten, ordentlich rührend; es war immer ein Unterschied, als ob ein anderes Orchester spielte. Einige Mängel sind noch im Personal, aber sie werden wohl nach und nach abgestellt werden, und ich glaube einer Reihe sehr angenehmer Abende und guter Aufführungen entgegensehen zu können. Ich wollte, Ihr hättet die Einleitung meiner Meeresstille gehört (denn damit fing das Concert an); es war im Saal und auf dem Orchester eine Ruhe, daß man das feinste Tönchen hören konnte, und sie spielten das ganze Adagio geradezu meisterhaft; weniger das Allegro, wo sie, an ein langsameres Tempo gewöhnt, immer schleppen wollten; das Ende dagegen wieder, wo der langsame Viervierteltakt ff anfängt, war prächtig gelungen, die Geigen fuhren mit einer Wuth zu, daß ich mich ordentlich erschreckte, und Publicus freute sich. — Die folgenden Stücke, Arie aus E dur von Weber, Violinconcert von Spohr und Introduction von Ali Baba gingen weniger gut; die eine Probe war nicht zureichend, und es wackelte manchmal; dagegen klappte die B dur Symphonie von Beethoven, die den zweiten Theil ausmachte, ganz herrlich, und die Leipziger jubelten nach jedem Satz. — Es war aber auch eine Aufmerksamkeit und Spannung im ganzen Orchester, wie ich sie nie größer gesehen; sie paßten auf wie — Schießvögel, hätte Zelter gesagt. Nach dem Concert empfing und machte ich auf dem Orchester eine Masse Gratulationen; — erst das Orchester, dann die Thomaner (welche Prachtjungen sind und so pünktlich eintreten und loslegen, daß ich ihnen einen Orden versprochen habe), dann kam Moscheles mit einem Hofstaat von Dilettanten, dann die beiden musikalischen Zeitungen, und so weiter. Freitag ist Moscheles' Concert, ich muß darin mit ihm sein zweiclavieriges Stück (Hommage à Haendel) spielen, ferner spielt er mein neues Clavierconcert; meine Hebriden kommen auch darin angeschwommen. Heute Nachmittag spielt Moscheles, Clara Wieck und ich Seb. Bachs Tripleconcert aus D moll. Wie liebenswürdig Moscheles wieder gegen mich ist, wie herzlichen Antheil er an meiner Stellung hier nimmt, wie sehr mich's freut, daß er so ganz damit zufrieden ist, wie er mein Es dur Rondo zu meiner Bewunderung spielt, besser als ich's mir gedacht habe, wie wir Mittags in seinem Hotel essen, und Abends im meinigen Thee mit Musik trinken — davon könnt Ihr Euch die Beschreibung denken, denn Ihr kennt ihn, namentlich Du, lieber Vater. Das sind vergnügte Tage, und wenn ich auch wenig zum Arbeiten dabei komme, so bring' ich's schon wieder ein, wenn ich so viel Genuß davon habe, wie jetzt.“

Es waren die glücklichsten Jahre, die nun Mendelssohn in Leipzig verlebte. Große Unruhe und Zweifel aber entstanden in ihm, als seit 1840 man von Berlin aus, namentlich König Friedrich Wilhelm IV., versuchte, ihn zu gewinnen. Dort lagen große Pläne vor, die Akademie sollte neu organisirt werden und eine vierte Abtheilung für Musik erhalten, für welche Mendelssohn bestimmt war. Die Familie drang darauf, daß er die Stelle annehme und somit auch zu ihr zurückkehre. Er selbst war entschieden unlustig und eigentlich gar nicht geneigt, das kleine Leipzig mit dem großen Berlin zu vertauschen. „Ja,“ schrieb er, „Leipzig ist ein kleines Nest, aber es ist hier ein solches Leben, daß es mir manchmal zu arg und bunt wird. In Leipzig habe ich ein öffentliches Wirken, das mir lieb geworden ist und mich bei den Deutschen hat festen Fuß fassen lassen, in Berlin sind alle Bestrebungen Privatbestrebungen, ohne Wiederhall im Lande. Zu dem reinen Privatleben, fährt er fort, das ich in Berlin als Conservatorienschulmeister führen würde, könnte ich mich allenfalls verstehen, wenn es eben ein reines Privatleben sein würde; da würde bloß componirt und in der Stille gelebt, aber da kommt ja schon wieder das Berliner Zwitterwesen: die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten; die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße; das Museum und die Akademie und der Sand. Unumwunden spricht er sein Mißfallen an Berlin gegen einen Freund aus. Troß der Freude, bei der Mutter und den Geschwistern zu sein, könne er sich kaum an irgend einem Orte so wenig zu Hause fühlen wie in Berlin. Alle die Ursachen, die es ihm unmöglich gemacht hätten, in Berlin seine Laufbahn zu beginnen, beständen nach wie vor und würden leider wohl für ewige Zeiten bestehen. „Dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe unpoetische Streben nach äußerlichen Resultaten, derselbe Ueberfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production, und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel sicherer und gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Ich glaube, daß sich diese Eigenschaften in allen Dingen hier wiederfinden werden; — in den musikalischen ist es ohne Zweifel der Fall. Der König hat den besten Willen, dies alles zu verändern und zu verbessern; wenn er aber auch diesen Willen unerschütterlich eine Reihe von Jahren festhielte, wenn er lauter Leute fände, die denselben Willen hätten und unermüdlich daran arbeiteten, auch dann wären Resultate, erfreuliche Erscheinungen erst nach einer Reihe von Jahren zu erwarten, wie mir scheint, und beide verlangt man hier zu allererst. Als ob der Boden erst wieder ganz umgeackert und aufgewühlt werden müßte, um Früchte zu tragen, so scheint mir's hier, wenigstens in meinem Fach. Die Musiker sind jeder für sich, nicht je zwei mit einander übereinstimmend; die Liebhaber in tausend kleinen Kreisen vertheilt und verschwunden; dabei ist alle Musik, die man hört, allerhöchstens mittelmäßig, nur die Kritik scharf, genau und wohl ausgebildet, — das scheinen mir für die nächste Zeit keine guten Aussichten und jenes „von Grund aus aufrichten“ ist meine Sache nicht, denn mir fehlt es an Talent und Lust dazu. — Der ganze Sinn der Musiker wie der Dilettanten ist zu wenig auf's Praktische gerichtet; sie musiciren eigentlich meist, um nachher und vorher darüber reden zu können, und da kommen die Reden besser und klüger, aber die Musik mangelhafter heraus, als an den meisten andern deutschen Orten. — Nun ist ja zum Unglück über Musik und deren Mangelhaftigkeit so wenig zu reden; nur fühlen und besser machen giebt es da; also weiß ich auch nicht, wie es je anders damit werden soll. Beim Orchester (so gute Mitglieder die Einzelnen sind) ist das alles leider zu sehen. Ich habe in Opern und Symphonien solche Schnitzer, solche Tonfehler fortwährend machen hören, daß dergleichen nur bei der größten Gedankenlosigkeit möglich ist. Die Leute sind königliche Beamte, sind nicht zur Rechenschaft zu ziehen, und kommt es nachher zur Sprache, so beweiset man ihnen, daß es eigentlich gar keinen Takt giebt, oder geben sollte, was weiß ich; aber item es geht schlecht. Ich habe mein Trio 10—12 mal hier gespielt; jedesmal kamen dergleichen Taktfehler, dergleichen Nachlässigkeitsschnitzer in der Begleitung vor, obgleich es die ersten hiesigen Künstler waren, die mit mir spielten.“

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege. 1776—1783. Von M. von Eelking. — Schleswig-holsteinische Erinnerungen, besonders aus den Jahren 1848 bis 1851. Von O. Fock. — Geschichte der Burgunden bis zu ihrer Einverleibung in's fränkische Reich. Von H. Derichsweiler. — Die Kategorieen des Rechts auf geschichtlicher Grundlage. Von A. Helfferich. — Talent und Schule in der Darstellung dramatischer Kunst. Von O. Guttmann. — Zur Geschichte des Wortes Natur. Von J. Classen — Sulamit, das schönste Lied der Liebe, neu übersetzt und erklärt. Von J. Marbach. — Bilder aus dem Leben. Von Marie Helene.

* Literarische Notizen. Die bekannte Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz in Aarau hat ihrem allgemein anerkannten Werth entsprechend eine so große Verbreitung gefunden, daß die Verlagshandlung von Teubner in Leipzig der vor zwei Jahren herausgekommenen dritten Auflage jetzt bereits eine vierte folgen läßt, welche gleichlautend ist mit jener und derselben entsprechend in 48 halbmonatlichen Lieferungen erscheint. Der Preis des Werkes wird sich demgemäß allerdings auf zwölf Thaler belaufen, kann aber in Anbetracht des großen Umfanges und der zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt nicht als zu hoch bezeichnet werden. Es ist ein Handbuch, welches Theorie und Beispiel glücklich verbindet, durch allgemeine Uebersichten bei jedem Abschnitt, biographische Skizzen und Charakteristiken jedes Schriftstellers, glücklich ausgewählte Proben und klares, besonnenes Urtheil, seine Aufgabe mit Fleiß und Geschicklichkeit löst und ein so vollständiges Bild der Entwickelung des deutschen Geistes giebt, wie es in dieser Form nur zu erreichen ist. Der Verfasser vermeidet alle Phrase und Schönrednerei, hinter denen sich die Hohlheit und Einseitigkeit zu verstecken pflegen, ist übrigens allenthalben so gut angesehen, daß sein Werk sich selbst seinen Weg bereitet. Die erste Lieferung bricht ab in der Betrachtung der Blüthezeit der mittelalterlichen Poesie. Der erste Abschnitt behandelt nach der einleitenden Uebersicht das Hildebrandslied als ältestes Denkmal deutscher Poesie, den Heliand (die altsächsische Evangelienharmonie), Otfried- und das Ludwigslied. Die zweite Abtheilung beleuchtet die schönsten Zeiten der deutschen Minnedichtung in der Periode der Hohenstaufen. Hier begegnen uns Friedrich von Hausen, Heinrich von Weldeck, Kaiser Heinrich VI., Heinrich von Morungen, Hartmann von Aue, Reimar der Alte und Walther von der Vogelweide, mit welchem das Heft schließt. Wir werden das weitere Erscheinen des Werkes begleiten. — Der Biographie Ludwig Uhlands von Notter ist bereits eine zweite gefolgt, verfaßt von J Gihr, welche in acht Lieferungen herauskommt und in dem Prospectus recht viel verspricht. — Das Festspiel „der Deutschen Hort“ von Wilhelm Genast, welches jüngst auf der Künstlerversammlung in Weimar zur Aufführung kam und durch Regenwetter unterbrochen wurde, ist im Druck erschienen. — Das im vorigen Winter auf vielen Bühnen dargestellte Drama „Der Wilderer“ von Friedrich Gerstäcker kommt so eben gedruckt in den Buchhandel. — Der Historiker Wachsmuth in Leipzig hat in seinen alten Tagen noch einen Lieblingswunsch erfüllt, indem er eine Geschichte des Hochstiftes und der Stadt Hildesheim verfaßt hat; Wachsmuth ist in der alten Bischofsstadt geboren. — Von der Gesammtausgabe der Werke Julius Mosens erscheinen fast gleichzeitig der dritte und vierte Band. In jenem beginnt der Abdruck der dramatischen Dichtungen, mit denen Mosen vor reichlich zwanzig Jahren wiederholte Versuche machte, die nicht recht gelingen wollten. Der Band enthält „Cola Rienzi“, „Kaiser Otto III.“ und „Die Bräute von Florenz“. — Gustav Putlitz hat sein Drama „Waldemar“, welches die Geschichte des Aussterbens der askanischen Markgrafen von Brandenburg im 14. Jahrhundert behandelt, in den Druck gegeben; das Schauspiel kam im letzten Winter in Berlin auf die Bühne, hatte aber nur geringen Erfolg. — Das „illustrirte Thierleben“, das von dem jüngeren Brehm, dem Director des zoologischen Gartens in Hamburg, im Verlage des bibliographischen Institutes in Hildburghausen herausgegeben wird, geht seinen Weg rasch weiter. Das uns vorliegende vierte Heft beendigt die Ordnung der Affen und geht zu derjenigen der Handflügler über. Die unheimlichen Gestalten der Fledermäuse, des fliegenden Hundes und des Vampyrs bevölkern das Heft, welches indeß zum Schlusse das Geschlecht der Raubthiere vorzuführen beginnt und an seiner Spitze den amerikanischen Puma auf der Jagd darstellt. Die Verlagshandlung druckt auf dem Umschlag eine ganze Reihe von Empfehlungen des Werkes ab, die ihr von Autoritäten in Deutschland und im Auslande zugegangen sind. — Von dem Werke Adolf Stahrs über Lessing, sein Leben und seine Werke erscheint im October eine dritte Ausgabe in zwei Bänden und zum Preise von zwei Thalern.

* Kunst- und Wissenschaft. Das „wohltemperirte Clavier“ von Johann Sebastian Bach mit seinen Präludien und Fugen erlebt eine neue kritische Ausgabe, welche von Franz Kroll in Berlin auf Grund von handschriftlichen Quellen und Studien veranstaltet und durch Erläuterungen dem Spieler näher gebracht wird. Ein erster Band dieser Ausgabe, vorzüglich ausgestattet, liegt vor: die Präludien und Fugen sind jedoch auch einzeln zu haben. — Unter den musikalischen Novitäten der letzten Tage sind hervorzuheben ein Phantasiestück von Bargiel, ein Scherzo von Stephen Heller und ein Walzer von Joachim Raff, sämmtlich für Pianoforte. — Das musikalische Publikum wird seine Freude haben an einer in den Druck gekommenen Abhandlung von Dr. Friedrich Zander in Königsberg über die „Walpurgisnacht“ von Felix Mendelssohn. — Die neue tiefere Orchesterstimmung ist jetzt auch an den Hofbühnen in Berlin und Hannover eingeführt; man findet, daß die klassische Oper dabei außerordentlich gewinnt. In Hamburg hat es Herrn Stockhausen, der dort im nächsten Winter die philharmonischen Concerte dirigiren wird, nicht gelingen wollen, die neue Stimmung einzuführen; der Senat war dazu bereit, aber der Bürgerausschuß wollte nicht. — Joachim hat mit seiner jungen Frau einen längeren Sommeraufenthalt in Salzburg genommen, dort in einem Concerte des Mozarteums die Gesangscene von Spohr gespielt und im Verein mit David einen engeren Kreis häufig durch Quartettvorträge erfreut. — Am 17. August starb zu Feldafing am Starnbergersee der Professor des Clavierspiels am Münchener Conservatorium Julius von Kolb. Er war 1830 geboren, Schüler des Leipziger Conservatoriums in den Jahren 1848 und 1849, lebte dann in Berlin und Wien und gehörte seit sechs Jahren der Münchener Musikschule an, zu deren eifrigsten Lehrern er zählte. — Am Burgtheater in Wien erwartet man noch in dieser Saison den Rücktritt von drei ausgezeichneten Veteranen jener Bühne. Die Herren Anschütz, Löwe und Fichtner wollen der Bühne entsagen und werden wohl gemeinschaftlich den Brettern des Burgtheaters Lebewohl sagen. — Zur Feier der inneren Vollendung des Kölner Doms soll am 15. und 16. October ein der Größe des gelungenen Werkes entsprechendes Fest stattfinden. Am ersten Tage wird unter Einläuten und Kanonendonner ein großer Festzug sein, an welchem alle Stände und Gewerke theilnehmen können; derselbe betritt den Dom, wo eine Anrede des Baumeisters, Uebergabe von Urkunden, Hochamt und Tedeum erfolgen. Nachmittags Festessen auf dem Gürzenich, Abends Galaball. Andern Tages ist großer Gottesdienst im Dom, Festzug nach dem Rathhausplatz, wo die Uebergabe der Gebäude, welche von den verschiedenen Besitzern abgegeben werden, damit der Dom ganz frei stehe, amtlich vollzogen wird. Abends Gürzenichconcert. — Die deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher halten in den Tagen vom 21. bis 24. September ihre diesjährige Versammlung in Braunschweig. Der Reichthum an archäologischen und historischen Merkwürdigkeiten macht die alte niedersächsische Stadt ganz besonders geeignet für eine solche Zusammenkunft, und das dortige Comité ist eifrig bemüht, den Gästen eine große wissenschaftliche Ausbeute zu geben. Eine Ausstellung von Kunstwerken und Fundstücken der Vorzeit ist veranstaltet worden. Archäologen aus Frankreich und Belgien werden sich mit den einheimischen zu Vorträgen und zum Austausch von Ansichten vereinigen. Ausflüge nach Kloster Riddagshausen, nach Wolfenbüttel, Helmstedt und Halberstadt werden beabsichtigt. — Die Universität Tübingen soll eine eigne naturwissenschaftliche Fakultät erhalten mit Lehrstellen für Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie, Geognosie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Pharmakognosie. Dieselben werden theils, wo sie schon bestehen, von der medicinischen und philosophischen Fakultät abgelöst, theils neu geschaffen. — In Ragatz starb kürzlich der Tübinger Professor und Bibliothekar E. Tafel.

* Theater und Künstlerverein in Bremen.

Bremen, 10. September.

Im Februar des Jahres 1845 war Berlin in großer Aufregung. Hatte der König Friedrich Wilhelm IV. eine Verfassung gegeben? Waren die Westmächte im Conflict mit Rußland? Hatte der deutsche Bund Dänemark mit Execution bedroht? War irgendwo eine Revolution ausgebrochen? — Nichts von alledem. In der großen Politik war es still, von sämmtlichen Fragen, die uns jetzt umschwirren, war nur die orientalische vorhanden, und auch diese stockte. Eine griechische, eine römische, kurhessische, schleswig-holsteinische und polnische Frage gab es damals nicht, der Respect vor Rußland war auf seinem Gipfel, die nordamerikanische Union galt für einen Musterstaat, in Frankreich herrschte der Bürgerkönig, in Oesterreich Metternich; es war still ringsum. Weßhalb war aber denn Berlin in Aufregung? Gab es doch noch keine Kreuzzeitung und Nationalzeitung, keinen Kladderadatsch und kleinen Reactionär,

sondern nur Tante Voß und Onkel Spener. Es gab keinen Landtag und keine Preßordonnanzen, keinen gereizten Notenwechsel. Schwüle lag auf der ganzen Welt; aber es war, um einen nie gebrauchten Ausdruck anzuwenden, die Schwüle vor dem Sturm, die Ruhe vor dem Gewitter. Was sich an Hoffnungen an die Thronbesteigung des Königs von Preußen geknüpft hatte, war längst schmerzlich aufgegeben worden; man durfte sich im Mittelpunkte der Intelligenz nicht für Verfassungsfragen und Reform des deutschen Bundes begeistern, höchstens für Jenny Lind, deren Stern gerade aufgegangen war, und für ein neues Ballet. Allein auf dem Gebiete des Schauspiels regte es sich. Es war die Zeit der Tendenzdramen; Gutzkow, Laube, Prutz beherrschten die Bühne, so weit ihnen das gestattet wurde, und von den Brettern herab bekam man politische Leitartikel in Versen zu hören, da sie in Prosa und in den Spalten der Zeitungen vor der Censur sich nicht sehen lassen durften.

Was aber damals Berlin in Bewegung setzte und in allen Blättern Stoff zu interessanten Berichten gab, das war Gutzkow's „Urbild des Tartüffe.“ Auf vielen Bühnen bereits gegeben, durfte es sich auf dem Gensd'armenmarkt in Berlin noch nicht zeigen. Monate lang war es verboten, in Sanssouci dachte man unter vielen Sorgen an die ungeheure Wirkung, welche das gefürchtete Stück ausüben könne. Endlich gab der König selbst seine Einwilligung, und ganz Berlin gerieth in Bewegung. Bei der Ausgabe der Einlaßkarten zur ersten Aufführung des „Urbildes“ ging es stürmischer her und gab es mehr zerrissene Kleider als bei den Vorstellungen der Oper mit Jenny Lind, und der Abend der ersten Darstellung war ungemein charakteristisch, ein Zeichen der Zeit. Auch nicht eine einzige der Gutzkow'schen Phrasen ging spurlos vorüber, an jede hing sich der donnernde Beifall der Zuschauer, welche den Athem anhielten, um auf jede Pointe zu lauschen und dann loszubrechen. Es war einer jener merkwürdigen Theaterabende, die man eben nur damals erlebte.

Was ist jetzt das „Urbild des Tartüffe“? Die damals blendenden Farben sind verblaßt, die Phrasen und Pointen abgestanden, der ganze Stoff verbraucht. Es ist nichts weiter übrig geblieben als ein gemachtes und gequältes Produkt der mühsam schaffenden Gutzkow'schen Muse. Nicht ungeschickt gemacht, nicht schlecht berechnet, aber eben durchaus gemacht und berechnet, wie fast alles, was der Verfasser geschrieben hat. Es fehlt nicht an Charakteristik und gutem Dialog, aber es fehlt durchaus an innerlicher, wahrhafter Kraft, an echtem dichterischen Pathos. Ueberall nur künstliches, gesuchtes, gewaltsam zusammengestelltes und zugespitztes Material, das mühsam zu einer Gesammtwirkung vereinigt ist, aber der innerlichen Nothwendigkeit, des frischen, gesunden Lebens völlig entbehrt. Sehr überflüssig, daß der Dichter, der nicht glauben will, daß seine Zeit vorüber sei, sich noch jüngst die Mühe gegeben hat, sein Drama völlig umzuarbeiten. Die ihm befreundeten Blätter sagen, das sei ihm ganz vorzüglich gelungen. Unsere Bühne, welche vorgestern das „Urbild des Tartüffe“ noch einmal vorführte, benutzte die alte Form, und es verlohnt sich auch kaum der Mühe, die neue einzustudiren. Man würde damit schwerlich mehr Leute in das Theater locken und mehr Erfolg haben, als es jetzt der Fall war. Die Wahl des Lustspiels für den Anfang der Saison kann keine glückliche genannt werden. Der Grund war wohl nur der, daß einige neu engagirte Mitglieder Gelegenheit haben sollten, sich mit sogenannten dankbaren Rollen dem geneigten Publikum zu empfehlen. Das hätte sich, dünkt uns, mit manchem andern Drama viel besser erreichen lassen.

Die Leitung unserer Bühne ist nämlich in der bedenklichen Lage, eine neue Saison mit einer fast ganz neuen Gesellschaft eröffnen zu müssen, wobei denn alle mögliche Rücksichten zu nehmen, eine ungeheure Last von zahllosen Versuchen und Proben nach und nach zu bewältigen ist. Zum Glück kommt das Publikum den Directoren mit einem Vertrauen und mit einer Schaulust entgegen, die kaum größer und glänzender zu denken sind. Die Neigung für das Theater, das früher Jahre lang kaum besucht wurde, hält sich auf derselben Höhe und ist seit dem Umbau des Hauses noch gestiegen. Es ist anzunehmen, daß die Directoren, die sich so schmeichelhafter Beweise der öffentlichen Gunst erfreuen, alles aufgeboten haben, dieser Gunst zu entsprechen. Zunächst muß rühmend anerkannt werden, daß der Anfang besser und sorgfältiger vorbereitet war als im letzten Jahre. Der Beginn mit dem Egmont und dem Don Juan ist ein stattlicher und läßt uns annehmen, daß man sich auf ein so vollzähliges und gutes Personal stützt, wie es unter unseren Verhältnissen nur irgend erwartet werden kann. Der Eindruck der beiden ersten Vorstellungen war denn auch der, daß die Aufgabe sehr anständig und ehrenvoll gelöst worden ist. Wir würden übrigens lebhaft bedauern, wenn abermals das Schauspiel der Oper bedeutend nachgesetzt werden sollte. Allerdings war man offenbar bemüht, die schlimmen Personallücken des vorigen Winters auszufüllen, und es wäre sehr wünschenswerth, daß die früher oft geäußerte Liebe für das eigentliche Drama lebhaft geweckt würde. Wir wollen nicht untersuchen, ob dafür genügende Gewähr durch die bisherigen Darstellungen gegeben sei. Goethe's Meisterwerk und Gutzkow's Arbeit enthalten so viele wichtige Rollen, daß sehr wenige Bühnen im Stande sind, beide tadellos aufzuführen. Den Egmont kann man tadellos jetzt wohl nur auf dem Burgtheater in Wien geben. Die hiesigen Aufführungen, so viel Ungenügendes im Einzelnen sie aufzuweisen hatten, müssen im Allgemeinen als ganz annehmbare Leistungen bezeichnet werden.

Klarer und recht günstig stellte sich die Sache bei dem „Don Juan“, dessen Darstellung nicht nur von dem lebhaftesten Beifall begleitet war, sondern wirklich eine sehr gute genannt werden muß. Das Ganze hatte weit mehr Kraft, Sicherheit und Fluß, als man vom ersten Zusammenwirken von Sängern erwarten darf, die bisher nicht neben einander gestanden haben. Nehmen wir den Verlauf des Abends als Maßstab für die Entwickelung der Oper, so fällt zunächst in die Augen, daß jedenfalls die im vorigen Winter so ungenügend vertretenen Fächer des Baritons und des lyrischen Tenors besser besetzt sind, womit denn schon viel gewonnen wäre. Uebrigens wollen wir auch hier auf Einzelnes noch nicht eingehen; es ist immer fatal, wenn man späterhin gestehen muß, daß man sich in der Anregung des ersten Augenblicks geirrt habe. Es sei nur gestattet, zweien der mitwirkenden Damen etwas Angenehmes zu sagen, ohne daß damit auf die übrigen Herrschaften ein Stein geworfen werden soll. Zunächst bezeugen wir unsere herzliche Freude darüber, daß Frau Haase-Capitain gleich in der ersten Oper der Saison, und noch dazu in einem Mozartschen Werke, mit voller Kraft einsetzte; nehmen wir das als gutes Zeichen, daß die Künstlerin ihre Wirksamkeit auch für die Folge und mit allem Eifer zum Gedeihen der Sache herleihen werde. Von der bewährten Darstellerin, welche die Hauptstütze der Oper bildet, wenden wir uns sodann zu einer jungen Novize, welche sich als Zerline hervorwagte. Fräulein Hacke aus Berlin, eine Schülerin des trefflichen Mantius, machte ihren ersten theatralischen Versuch. Es ist kühn, dazu Mozarts Zerline zu wählen, allein Fräulein Hacke bewies, daß sie zu solcher Kühnheit das Recht besitzt. Sie hat in der feinen, correcten und geistig anregenden Schule ihres Lehrers so viel Gutes sich zu eigen gemacht, daß wir in Sachen des Gesanges den besten Eindruck erhielten. Auch im Uebrigen darf man an ihr erstes Auftreten sehr gute Erwartungen knüpfen.

In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins machte, nachdem die Herren Biermann und Cabisius jun. die Sonate in D dur für Pianoforte und Violoncell von Anton Rubinstein vorgetragen hatten, Herr J. G. Kohl einige Mittheilungen über das Leben, Treiben und den Charakter der Köhler im Harzwalde. Er schilderte die häufig malerische Lage ihrer „Köthen“ und „Buchten“, beschrieb die ganze Einrichtung eines sogenannten „Kohl-Hais“ oder Walddistricts, in dem Kohlen bereitet werden; ging dann ein wenig näher auf die alterthümlichen Sitten und Gebräuche der Köhler ein, charakterisirte ihre Denkweise und theilte Proben ihrer eigenthümlichen Sprache und ihrer Art sich auszudrücken mit. Er schloß mit Bemerkungen über einige durch ihre Waldleute und Köhler besonders berühmte Harzdörfer und mit der Porträtirung einiger alten, ihr Handwerk leidenschaftlich betreibenden Köhler.

In der historischen Abtheilung des Künstlervereins las am 7. Herr Dr. H. A. Schumacher zur Fortsetzung seines letzten Vortrages (Hollerland und Hollerrecht) über „die Grundlagen der bäuerlichen Verhältnisse in Bremens Umgebung“. Die Vorlesung bestand größtentheils aus einer Interpretation mehrerer dem zwölften Jahrhundert entstammender Urkunden, die von der Cultivirung des platten Landes in Bremens Nähe reden, und beschränkte sich auf die Ausführung der localen Grundlagen der bürgerlichen Verhältnisse, indem die Entwickelung der rechtlichen für eine andere Sitzung verspart wurde. Jene Grundlagen annähernd zu bestimmen, hob der Vortrag die zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen in Cultur genommenen Landstriche nach den Angaben der alten Diplome, den früheren Dingsprengeln und Kirchspielgrenzen, einzeln hervor. Es wurde das Land zwischen den Stadtmauern und dem früheren Gethefluß als abgesondertes Gebiet hingestellt, die Grenze zwischen der älteren und jüngeren Ansiedlung im „Hollerlande“ nach dem Lauf der Flethe und Deiche angegeben und die Bedeutung des bekannten „Weidebriefes“ erörtert. Nur allgemein und unbestimmt waren die Angaben über die Ausdehnung des früheren St. Stephanikirchspiels und die Verschiedenheit seiner Insassen, unter denen sich auch Holler zeigen, über die Holler-Niederlassungen an der Wumme, deren Mittelpunkt Wasserhorst bildet, und über den damaligen Zustand der alten Dörfer auf den Weserdünen. Um die Verhältnisse am anderen Weserufer möglichst klar zu stellen, entwickelte der Vortrag zunächst im Allgemeinen die Urbarmachung des Landes an der linken Ochtumseite, das größtentheils zu Hollerrecht vergeben wurde, sodann wurde insbesondere der Anbau der Huchtinger Feldmark, die durch den früheren Lauf der Ochtum bestimmte Cultivirung des jetzigen Neulandes und die Begrenzung der alten Ledenehauser-Mark besprochen. Bei diesen Ausführungen suchte der Vortragende besonders hervorzuheben, von welchen Strichen unseres jetzigen Gebietes wir keine bis in's zwölfte Jahrhundert zurückreichende Kunde besitzen. Es ist zu erwarten, daß sich in der nächsten Sitzung der Abtheilung über den Inhalt dieser Vorlesung eine in's Einzelne gehende Discussion entspinnen wird, die der Vortragende besonders gewünscht hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 38. Bremen, 20. September. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Volksaberglaube in Westfalen.

Von Herm. Hartmann.

Unter den vielen Gestalten, in welchen der Volksaberglaube sich zeigt, ist der Thieraberglaube unter den Landbewohnern Westfalens der am meisten verbreitete. Es hat wohl kein Volk sich von jeher so eingehend mit den Geheimnissen der Natur, so liebevoll mit denen der Thierwelt beschäftigt, als das deutsche. So finden wir auch die letztere mit der deutschen Götterwelt auf das engste verknüpft. Das schnelle Roß ist dem Wotan heilig und das ihm geweihte Opferthier. Auf seinem heiligen, weißen Rosse, von seinen Jagdhunden, den ungezähmten Wölfen, umgeben, braust er in wilder Jagd als Hakelberend (d. i. Mantelträger) durch die Lüfte. Rothe Böcke ziehen Donars Donnerwagen. Der rothglänzende Hahn und die Rauchschwalbe außer vielen anderen rothen Thieren, als dem Fuchs, dem Rothkehlchen, dem Eichhörnchen, sind dem Donnergotte heilig. Auf einem von Kühen gezogenen Wagen fährt die mütterliche Göttin der fruchtsprießenden Erde, überall Ruhe und Frieden verkündend, durchs Land. Das Schwein, das fruchtbarste, üppigste Thier, ist ein dem Gotte Frö heiliges Opferthier, und Katzen ziehen den Wagen seiner Schwester Freya, der Göttin der Fruchtbarkeit und Wollust, des Behagens und Friedens, der Venus des Mittelalters.

Das Pferd, als das Lieblingsthier des ackerbauenden Volkes, ist in Sagen, Wappen und Giebelbildern überall vertreten, und wir sehen es in dem Thieraberglauben eine bedeutende Rolle spielen. In den osnabrückischen Wittekindssagen läßt der Held seinem Pferde, einem schwarzen Hengste, um die ihn verfolgenden Feinde zu täuschen, die Hufeisen verkehrt unterlegen; und wie er dennoch bald durch Verrath gefangen worden wäre, rettete ihn sein treues Roß, welches er durch folgenden Zuspruch ermuthigte: „Hengstken, spring aver, Krigst'n Spint Haver, Springst du nig aver, Frätet die un mie de Raven,“ durch einen kühnen Sprung über ein Verhau, mit welchem die Franken den Weg im Hon gesperrt hatten. Nach seiner Taufe schenkte ihm Karl der Große ein weißes Pferd, welches nun anstatt des früheren schwarzen in's sächsische Wappen aufgenommen wurde und noch jetzt das Wappenthier der hannoverisch-braunschweig'schen Lande ist. Es liegt in diesem Tausche ein tiefer ethischer Sinn. Da das Heidenthum die Nacht-, das Christenthum die Tagfarbe trägt, so bedeutet die Verwandlung des schwarzen in ein weißes Wappenpferd, daß das Sachsenvolk aus der Nacht des Heidenthums zum Lichte des Christenthums hindurchgedrungen war. Die Pferdeköpfe, in welche die hervorragenden Giebelbretter auf den westfälischen Bauernhäusern auslaufen, weisen auf die dem Wotan dargebrachten Pferdeopfer hin. Das Fleisch des dem Gotte geschlachteten Thieres wurde von den Opfernden verspeist, das abgeschnittene Haupt blieb dem Gotte geweiht und mochte auf eine aus den Wohnungen unserer heidnischen Vorfahren hervorragende Stange als Schutz gegen bösen Zauber aufgesteckt werden. Die christlichen Bekehrer eiferten mit aller Strenge gegen den Genuß des Pferdefleisches, der allgemein war, und so blieb derselbe bis auf die Neuzeit ausgesetzt. In dem Capitular von Paderborn von 785, welches Bestimmungen für die unterworfenen Sachsen enthält, heißt es im § 21: „Wer an Quellen oder Bäumen oder in Hainen ein Gelübde thut oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat“ ... (folgt die Strafbestimmung), und so mochte derjenige, welcher Pferdefleisch aß, leicht in den Verdacht kommen, den alten Göttern im Geheimen noch anzuhangen, und sich deßhalb den gewohnten Genuß lieber versagen. Unter den Geschenken, welche die alten sächsischen Provinzen des Königreichs Preußen bei Huldigungen darbringen, steht ein weißes Roß obenan.

Im Thieraberglauben hat das Pferd eine Licht- und eine Schattenseite. Als edelstes Hausthier ist es Allem abgeneigt, was den Hausbewohnern Schaden bringen kann. Wenn Hexen oder Gespenster im Hause weilen, so zeigen die im Stalle befindlichen Pferde dieses durch eine große Unruhe an. Ebenso verrathen sie beim Fahren oder Reiten durch Spitzen der Ohren und Scheuen, wenn ihnen etwas Unrichtiges aufstößt, und sind weder durch Bitten noch mit Gewalt zu bewegen, eine solche Stelle, auf welcher es nicht richtig ist, zu betreten. Wenn Jemand im Hause sterben muß, so schütteln und klappen sie mit den Ohren, als wollten sie ihre Mißbilligung über das bevorstehende traurige Ereigniß ausdrücken. Den Hexen und dem Hexenwesen überaus abhold, haben sie am meisten von ihnen zu leiden. Nachts werden sie von solchen Unholden geritten. Man findet sie dann am andern Morgen in Schweiß gebadet und mit verwirrten Mähnen zitternd im Stalle stehen. Wenn ein Pferd bei der Feldarbeit stätig wird, so ist dieses ebenfalls einem bösen Zauber zuzuschreiben, dem man aber dadurch abhelfen kann, daß man mit dem Deichselhammer vor die Deichsel schlägt. Mit dem Schlage stürzt der Zaubermensch vor den Kopf getroffen nieder, und damit ist der Zauber gelöst, aber jenem auch das Leben. „Neben der Landstraße

sind einst Arbeitsleute auf einer Bauerndiele mit Dreschen beschäftigt. Wie nun ein Frachtwagen vorüberfährt, fangen die Pferde vor demselben auf einmal an stätig zu werden, so daß der Wagen trotz Schelten und Schlagen des Fuhrmanns nicht aus der Stelle kommt. Wie der nun merkt, daß ein Zauberer seine Hände mit im Spiele habe, legt er sich erst auf's Bitten, indem er zu wiederholten Malen ruft: „Laß los!“ Als aber sein Bitten nichts helfen will, denkt er: „Warte, dir will ich deine Tücke heimzahlen,“ ergreift den Deichselhammer und schlägt mit aller Gewalt damit vor die Spitze der Deichsel. Da stürzt einer der Dreschleute vor die Stirn getroffen urplötzlich zur Erde nieder.“

Die weiße Farbe des Pferdes ist unter den Landleuten die beliebteste, und so haben wir in dem Schimmel das bevorzugte, mit prophetischer Gabe ausgerüstete Wotansroß kennen gelernt. Als schwarzes Pferd des wilden Jägers wird es mit seinem auf ihm durch die nächtlichen Lüfte brausenden Gotte zur Spukgestalt. „Ein Bauer, welcher Nachts durch die Berge ging, hörte vor sich ein wiederholtes Hallohrufen. In dem Glauben, es werde um Hülfe gerufen, antwortete er auf den Ruf und hatte sich damit den wilden Jäger, denn dieser war der Hallohrufer, auf den Hals geladen, welcher sich in der Gestalt eines Pferdes hinten aufhockte, indem es ihm seine Vorderfüße über die Schulter legte. Er mochte sich nun abmühen, seine aufdringliche Last los zu werden, so viel er wollte, es gelang ihm dieses nicht, bis das Gespenst zuletzt den unter seiner Last Keuchenden von selbst verließ.“ Als Schimmel erscheint es bei Feuersbrünsten, indem es mit rasender Eile mit seinem Reiter um das brennende Haus herumjagt und damit das Feuer wie durch einen Zauberkreis einschließt.

Neben dem Wotansrosse begegnet uns der ihm heilige Wolf in der Gestalt des Wärwolfes. Menschen, welche einen Zauberriemen besitzen, können sich in Wärwölfe verwandeln. Sie laufen als solche auf eine nahe Weide, holen sich ein Fohlen und verzehren dasselbe in der gierigen Weise des friedelosen Thieres, dessen Gestalt sie angenommen haben. „Einst saßen zwei Arbeiter im Felde und erwarteten das Mittagsbrod, welches ihnen gebracht werden sollte. Von diesen war der eine im Besitz eines Zaubergürtels. Dieses mochte der andere wissen und stellte sich schlafend. Alsobald verwandelte sich der andere in einen Wärwolf, lief zu einer nahen Weide und verzehrte eins der dort grasenden Fohlen. Als nun das Mittagsessen kam und der Fohlenfresser keinen Appetit hatte, ja sich über seinen Kameraden lustig machte, daß dieser einen solchen Hunger habe, antwortete ihm dieser: „Du kannst gut sprechen, ich habe auch kein Fohlen im Magen.“ Da merkte jener, daß er sich verrathen hatte, und entfernte sich mit wüthenden Blicken auf Nimmerwiederkehr.“

Den Wölfen reihen sich die Hunde an. Wenn der Gott mit Wölfen als seinen Jagdhunden durch die Lüfte braust, so zieht mit seinen giffenden Hunden und lautem Halloh der wilde Jäger durch den nächtlichen Himmel. In den Harzsagen begegnet uns der manteltragende Gott, Hakelberend, als Hackelberg und jagt mit seiner Plärrnonne auf seinen eigenen Wunsch bis zum jüngsten Tage in den höheren Regionen. In Westfalen heißt der wilde Jäger Jol-, Jo- und Jöljager, welche Namen die gespenstige tobende Erscheinung des wilden Heeres kennzeichnen sollen. — „Einst fiel aus solch' einem Zuge, als er mit vielem Gebrause und Getöse über den Wildemann auf der Büscherheide nach der Babylonie fuhr (siehe Bechstein's Sagenbuch Nr. 377), ein Hund vor der Einfahrtsthür nieder. Die Leute auf dem Wildemann nahmen ihn mitleidig in's Haus und gaben ihm zu fressen. Er hat aber nichts anrühren wollen, sondern immer gegifft. Nach einigen Tagen ist er, wie wiederum ein lärmender Zug über den Wildemann hinwegfuhr, verschwunden.“ — „Einst hörte ein Knecht auf dem Siemeringshofe zu Langen, welcher über dem Pferdestalle schlief, mit gewaltigem Halloh der Jäger und Gekläffe der Hunde den Zug durch die Luft ziehen. Uebermüthig öffnete er das Fenster und rief: „Givt mie af!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, als ein dunkler Gegenstand blitzschnell zu ihm durch's Fenster fuhr. Am andern Morgen erkannte er darin eine Mohrenhand, seinen gewünschten Antheil an der Jagdbeute. So viel Mühe sich nun auch die Leute auf Siemerings Hofe gaben, die Hand durch Bannen, Versenden, Verbrennen und Vergraben los zu werden, sie kehrte dennoch immer wieder auf Siemerings Erbe zurück, und seit der Zeit war Sterbgang im Hause. Wenn die Hand, welche sich einen alten Schrank als Aufenthaltsort ausgesucht hatte, sich darin rührte, so mußte Einer im Hause sterben.“

Das treue Thier muß im Volksaberglauben meist als verkappter Höllengeist einherschleichen. Solchen Menschen, welche mit dem Bösen einen Pakt geschlossen haben, erscheint dieser meistens in der Gestalt eines feurigen Hundes und bringt ihnen Schätze. Nachdem er Nachts oder auch am Tage bei ihm verweilt, auch wohl gefressen hat, fährt er als ein glühender Binde- oder Heubaum wieder zum Dache hinaus. Wenn Jemand einen solchen sogenannten Drachen irgendwo einfahren sieht, rasch hinzuspringt und einen Thürflügel oder auch nur die Hofpforte umhängt, so brennt selbiges Haus auf der Stelle auf und der Drache in ihm. Man kann dem Drachen seinen Schatz, welchen er einem Günstlinge bringen will, auch abjagen; nur muß man Obacht geben, daß man dabei keinen Schaden nimmt: „Einstmals zog ein Drache über Weidenbäume hin, und man zwang ihn, seinen Schatz fallen zu lassen. Wie man nun hinzutrat um nachzusehen, hingen alle Zweige voller Sachen, welche er seinem Günstlinge hat bringen wollen, damit der hat buttern können.“

Auch solche Menschen, welche einen bösen Lebenswandel geführt haben, müssen nach ihrem Tode in der Gestalt eines Hundes geisten. So der ungerechte Schulte zu Nortrup: „Der ungerechte Schulte zu Nortrup hatte den Freischein zweier freien Jungfrauen, welche der Pastor zu Ankum als seine Mägde in Anspruch nahm, bei der Prüfung derselben aus Arglist in's Feuer fallen lassen, so daß diese dennoch dienen mußten. Wie der von dieser Zeit an siechende Schulte nun gestorben war, ging er in dem Hause als schwarzer Hund mit glühenden Augen spuken, bis es einem Mönche gelang, ihn zu bannen. Er brachte ihn in einen Kasten, ließ ihn durch zwei kräftige Pferde wegfahren, konnte aber nicht verhindern, daß das Gespenst, welches sich immer schwerer machte, zuletzt durch den Wagen durchbrach und auf einer Wiese, Seelhorst geheißen, versank. Er erbat sich und erhielt die Erlaubniß, jedes Jahr um einen Hahnenschritt dem Schultenhofe wieder näher kommen zu dürfen.“ — Wo Hunde heulen, muß bald Jemand sterben.

Wir gehen jetzt zu den Thieren über, welche dem Gotte Donar heilig waren. Von den Böcken wissen wir zu berichten, daß sie zu Luftfahrten benutzt werden: „Einst fuhr einem Bauer aus Lintorf, welcher Weiden gestohlen hatte, auf dem Rückwege ein Bock zwischen die Beine und führte ihn zu einer unfreiwilligen Luftfahrt von dannen. Derselbe hat, wenn er auch unbeschädigt zur Erde kam, nachher doch keine Lust wieder verspürt, Weiden zu stehlen.“

Vom Hahne haben wir schon bei den Festbräuchen (in Nr. 10 des Sonntagsblattes von diesem Jahre) gesprochen und gesehen, daß er bei den Frühlingsspielen eine Rolle spielt. Das Krähen des Götterhahnes, des Goldkamms, Gullinkambi, verkündet den Asen den Beginn des Kampfes, welcher mit dem Untergange der Weltordnung endigt. Bekannt ist, daß bei dem ersten Hahnenschrei die Macht des Bösen ein Ende nimmt. So

das böse nächtliche Walten des Teufels, welchen es verdroß, daß die Venner eine neue Kirche gebaut hatten. „Wie vor vielen Jahren in Venne eine neue Kirche gebaut worden war, verdroß dieses den Teufel, und er beschloß, die Thür zu verschließen, damit keiner der Gläubigen das Gotteshaus betreten könne. Zu dem Zwecke nahm er einen gewaltigen Stein, befestigte sich denselben mit einer Kette auf dem Rücken und machte sich mit seiner Last eiligst nach Venne auf den Weg. Wie er schwitzend und keuchend auf dem Venner Berge angekommen war, hörte er zu seinem größten Schrecken und Verdrusse einen Hahn im Venner Thale schreien. Wüthend über seinen verfehlten Anschlag stampfte er den Stein in die Erde, wo er jetzt noch steht und Sündelstein genannt wird, weil er zum Andenken der rettenden That sich jeden Morgen beim ersten Sonnenstrahl (plattd. Sünne) dreimal um seine Axe dreht. An dem Sündelsteine sind jetzt noch die Spuren der Kette und auf der einen Seite eine Vertiefung, welche der schwitzende Rücken des Höllengeistes eingebraunt hat, zu bemerken.“ *)

Auch pflegt es den Gespenstern, welche irgendwo hingebannt worden sind, freizustehen, jedes Jahr um einen Hahnenschritt ihrem früheren Wohnorte wieder näher zu kommen. Diese Vergünstigung wurde auch, wie wir gesehen haben, dem ungerechten Schulten zu Nortrup zu Theil. Die figürliche Redensart „Jemandem einen rothen Hahn auf das Dach setzen“ gehört ebenfalls hierher.

Der Fuchs, das dem rothbartigen Donar heilige rothe Thier, einer der Helden des Thierepos, ist beim Volke seiner Schlauheit wegen bekannt. Die Fuchsfarbe ist weder beim Pferde beliebt, noch rothes Haar beim Menschen gern gesehen, obgleich das röthliche Haar der deutschen Frauen bei den üppigen Römerinnen zur Kaiserzeit ein Modeartikel war. Von dem Fuchs unter den Pferden pflegt man zu sagen: „En Voß sunner (ohne) Tükke, dat is 'nGlücke!“ und vor einem rothhaarigen Menschen mit den Worten „Truwe kinem Voß“ zu warnen. Die dem Donar und der Göttin Ostara geweihten Ostereier, welche am Ostermorgen von den Eltern versteckt und von den Kindern gefunden werden, hat der Fuchs gelegt.

Eine wichtige Rolle im Volksaberglauben spielt die Schwalbe. Nicht die Steinschwalbe, welche zum Bau ihres Schlammnestes einen der vielen Vorsprünge am Giebel der Bauernhäuser wählt, ist der gottgeweihte Vogel, sondern die vor der Brust roth gefärbte Rauchschwalbe. Diese baut in den Häusern selbst und wählt sich einen der vielen Balken auf der geräumigen Diele, um ihr Nest daran zu kleben. Entweder bleibt sie vorn bei den Ställen, wo sie durch die Tag und Nacht offen stehende obere Thür ihre Aus- und Einflucht leicht bewerkstelligen kann, oder sie wählt eine Stelle oben im Hause in der Nähe des Herdes. Hier halten sich im Unterschlage, dem Raume neben der Seitenthüre, wo im Sommer gegessen wird, unzählige Fliegen auf. Sie verläßt dann nur selten das Haus, erhascht ihre Beute, indem sie in einem weiten Bogen über, die Herdstelle fliegt, und ruht auf einem der vielen Pflöcke aus, welche überall an den Balken und Stützen vorstehen. Da sie gern gesehene Hausgäste sind, so erleichtert man ihnen ihren Nestbau dadurch, daß man überall kleine Brettchen anschlägt, welche demselben die sicherste Unterlage bieten. Hierbei hütet man sich aber wohlweislich, ein solches an den Leichenbalken, den dritten von oben, so genannt, weil unter demselben bei Begräbnissen der Sarg zu stehen kommt, zu befestigen. Denn wenn an diesem ein Nest gebaut wird, so muß bald einer der Hausbewohner sterben. Wenn einmal muthwilliger Weise ein Nest zerstört worden ist, so nistet in solchem Hause nie eine Schwalbe wieder, wie viele Brettchen man auch anschlagen mag, um sie zum Nestbau zu verlocken. Weil aber ihr Nisten vor dem Einschlagen des Gewitters schützt, so hütet man sich, sie zu beleidigen. Auch da, wo das Rothkehlchen nistet, schlägt der Blitz nicht ein.

Da wir nun einmal bei der Schwalbe verweilen, so wollen wir zugleich den anderen Hausfreund, den beliebten Frühlingsboten, den Storch, erwähnen. Dieser wählt vorzüglich gern die Firste der westfälischen Bauerhäuser, um darauf sein Nest zu bauen; und seine Erscheinung, wie er auf einem Beine, ein Bild der behaglichsten Ruhe, oben dasteht, gehört unbedingt mit dazu, um die gemüthliche Vorstellung eines westfälischen Bauernhauses, vorzüglich in den Brüchen, zu vervollständigen. Die einsame Lage desselben, welches in seiner stattlichen Würde von alten Eichen umgeben daliegt, schützt ihn vor unbeliebten Störungen. Vor dem Gehöfte findet er in den Feldern reichliche Nahrung, und hinter demselben dehnen sich die schönsten Wiesenteppiche, zum Lustwandeln einladend, aus. Der anfangs etwas schwerfällige Flug erhebt sich über die hohen Eichenkronen hinweg, und dann wird derselbe durch nichts mehr behindert. Von den Hausbewohnern wird der Kommende freundlich empfangen, und die lieben Kleinen, die er ja alle kennt, denn er hat sie ja alle gebracht, jubeln ihm lärmend entgegen. Wo er sich sehen läßt, singen sie von einem Bein auf das andere hüpfend:

„Stork, stork, langebeen,
Häst dien vaar wol hangen sehn?
Tüsken de gloinigen tangen
Süst'e dien vaar wol hangen.
Da hängt dien vaar, da hängt dien vaar!“

oder:

„Stork, stork, langebeen,
Wan walt du wier ut den lande tehn?
Wen de roggen riepet (reifet),
Wen de wagen quiek segt.“

oder:

„Stork, stork, steene
Mit de langen beene,
Hefft en rohet röcks'ken an,
De mie un die (een bröcken or süsterken) bringen sall!“

Er selbst der liebe Gast bezahlt für die Herberge im voraus. Erst wirft er eine Feder, im zweiten Jahr ein Ei und im dritten, ein zweiter Abraham, ein Junges herunter. Wenn Störche im nächsten Frühjahr ihr altes Nest nicht wieder aufsuchen, so gilt dieses als eine böse auf Sterben gerichtete Vorbedeutung. Der Storch ist der Göttin Hulda, Holle, welche in der Tiefe der Brunnen neben den ungeborenen Kindern wohnt, heilig. Von ihr bekommt der Storch (der Kinderbringer nach Grimm) die Kleinen und bringt sie den Müttern.

Eine noch größere, fast rührende Aufmerksamkeit wird den Bienen erzeigt. Man rechnet diese klugen, fleißigen Thiere, deren geordnetes Staats-Hauswesen mit Recht so viele Bewunderung erregt, zu den eigentlichen Hausbewohnern. Es ist nämlich alte Sitte, daß beim Absterben eines Hausgenossen alle Hausbewohner, junge und alte, wach sein müssen. So werden denn mit den Uebrigen auch die Bienen geweckt, indem Einer nach dem Bienenhause geht, an jeden einzelnen Korb anklopft und allen von dem bevorstehenden Trauerfalle Anzeige macht.

Kühe zogen den Wagen der mütterlichen Göttin der Erde, wenn sie Ruhe und Frieden verkündend über das Land fuhr. Diese nützlichsten Hausthiere sind vor allen von dem Zauber-

*) Der Sündel- oder richtiger Süntelstein leitet seinen Namen von dem Süntelgebirge her, zu welchem auch die Venner Berge gehören. Er gehört keinem Hünenbette an, steht isolirt, ragt über 13 Fuß aus der Erde hervor und scheint ein Opferstein zu sein. Die Sage feiert den Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

wesen böser, neidischer Menschen geplagt; und unzählbar sind die Mittel, um sie gegen solche zu schützen. Man läßt etwas Stahl in die Hörner legen, legt Erlenknollen in ein in den Grundbalken, über welchen sie hinwegschreiten müssen, gebohrtes Loch, oder legt eine Bahrte vor denselben. Neugeborene Kälber, auch Schweine und Fohlen treibt man, um sie vor Zauber zu schützen, durch ein rothes Stück Garn. Erinnert uns dieses nicht an die reinigende Kraft des Feuers (Nothfeuer)? Hat der Zauber dennoch gewirkt, so hat man auch dagegen die verschiedensten Mittel. Das einfachste ist, daß man vor Sonnenaufgang von dem Felde desjenigen, welchen man in Verdacht hat, ein wenig Futter holt und der Kuh eingiebt; dann ist der Zauber gehoben. Wenn die Butter nicht kommen will, so nimmt man von dem Hause des Verdächtigen vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, ohne ein Wort zu sprechen, ein wenig Stroh und legt dieses kreuzweise über das Butterfaß. Dann kommt die Butter mit größter Leichtigkeit. Rothe Kühe gehen spuken: „Einst traf ein Schäfer zu wiederholten Malen, wenn er Nachts zur Hürde ging, eine rothe Kuh mit zwei rothen Kälbern auf derselben Stelle im Wege liegen. Auf Anrathen ließ er ein kleines silbernes Kreuz in seine Schippe setzen und schlug damit das nächste Mal auf Kuh und Kälber. Da verwandelten sich diese in eine ihm bekannte Frau und deren Töchter.“

Damit wären wir bei dem Hexenunwesen angelangt. Obgleich es längst keine Hexenprocesse mehr giebt, so ist doch der Hexenglaube bei den Landleuten Westfalens noch tief eingewurzelt. Es giebt wohl kein Dorf, in welchem man nicht solche nachzuweisen vermag. Diese erscheinen uns insgemein in Katzengestalt, als die reinlichen und eitelen Thiere, welche den Wagen der Freya, der Göttin des Behagens und der Wollust, ziehen. Man sieht sie auf Gaffeln, Besenstielen, Sieben und anderem Hausgeräth reitend über Hecken und Zäune hinweg nach ihrem Tanzplatze eilen. Bei dem Ausroden einer Hecke, welche eine als Hexentanzplatz bekannte Wiese umgab, fand man verschiedene Leuchter, welche bei ihren Tanzbelustigungen gedient hatten: „Einstmals mußten die Einwohner auf der Rumpeshorst vor einer Anzahl Katzen, welche sie überfallen hatten, flüchten. Auf dem nahen Dorfe erbot sich ein alter Bauer, mit Namen Hinrich Volbert, sie zu bannen. Er ging nach dem Bauernhause, machte um die Herdstelle einen Kreis mit Kreide und setzte sich in demselben an dem großen Kessel nieder, um Wasser zu kochen. Die Katzen kamen neugierig herbei, konnten aber nicht in den Kreis treten. Die erste lud der Bauer mit den Worten: „Lieb Kätzlein, setz' dich hier,“ zu sich heran. Diese setzte sich an den Kreis, indem sie vorher zu einer zweiten Katze mit einladenden Bewegungen gesagt hatte: „Lieb' Kätzlein, setz' dich hier, sagt Hinrich Volbert zu mir.“ Wie nun zuletzt alle Katzen um den Herd herum saßen und unterdeß das Wasser kochte, schöpfte der Bauer von demselben und begoß damit die Katzen. Diese flohen nun heulend davon. Und am andern Morgen hatten fast alle alten Weiber im selbigen Dorfe Brandwunden.“ — Auch als Nachtmahren schlichen sie an die Betten der Schlafenden, um diese zu quälen. Man braucht aber nur den Namen Jesu auszurufen, und die Truden verschwinden. Auch in Hasengestalt treiben die Hexen ihr Unwesen. Einstmals kamen einem Jäger, welcher auf dem Anstande an einem Kleestücke stand, sieben Hasen auf einmal, welche die wunderlichsten Sprünge vor seinen Augen aufführten. Da merkte er, daß es Hexen waren, und machte sich eilends davon. Ein anderer Jäger, welcher beherzter war, versuchte erst ihnen mit Blei beizukommen. Wie dieses aber nicht anschlagen wollte, nahm er seine silbernen Ohrringe, zerdrückte, lud sie und schoß damit. Da verwandelten sich die Hasen plötzlich in junge Mädchen: „Einstmals jug der Herr von Langen mit seinen Freunden. Nach langem vergeblichen Suchen fanden die Hunde einen großen Hasen, welchen sie bis in die Nähe eines Bauernhofes verfolgten. Hier rief ein kleiner Bauernjunge hinter der Hecke hervor: „Moor, loop't, de Langensken Hunde sin achter yu!“ Der Hase schlüpfte durch das Hühnerloch in's Bauernhaus, und wie bald darauf die Jäger in's Haus traten, fanden sie ein altes Mütterchen athemlos und keuchend am Herde sitzen.“

Böse Geister, welche gebannt worden sind, kommen jedes Jahr dem Orte, in welchem sie früher gehaust haben, um einen Hasensprung näher. So der Böse an dem Bache zu Bersenbrück. „Es hauste vor vielen, vielen Jahren der Böse in dem Bache zu Bersenbrück. Als die Nonnen des dort gestifteten Klosters ein Stauwerk in demselben anlegten und eine Mühle daneben bauten, wollte er, auf sein älteres Recht pochend, das nicht leiden, sondern zerstörte des Nachts, was jene am Tage mit vieler Mühe wieder hergestellt hatten. Da riefen die Nonnen einen Pater zur Hülfe. Dieser bannte ihn mit dem Kreuze, mußte ihm aber vergönnen, daß er alle Jahre um einen Hasensprung wieder näher kommt.“

Wie überall, so findet sich auch in Westfalen bei dem Hexen- und Zauberwesen die Eigenthümlichkeit, daß die Zauberer von dem Bösen, welchem sie ihre Seele verschrieben haben, Schätze erhalten, die Hexen aber arm bleiben und außerdem überall geschunden und verspottet werden. Es muß bei ihnen also der Reiz ihres Standes nur in der Macht, Böses verüben zu können, liegen.

Nun wollen wir noch die Thiere nennen, welche im Volksaberglauben ebenfalls eine Rolle spielen. Die Sage vom Specht, daß er die Springwurz aufzufinden weiß, ist auch bei uns bekannt. Man breitet unter dem Baume, in welchem ein Spechtnest sich befindet, ein rothes Taschentuch aus, um die Springwurz aufzufangen. Es wird dem Leser bekannt sein, daß der Specht das vorher absichtlich zugekeilte Nest mit der herbeigeholten Springwurz zu öffnen kommt, sie aber fallen läßt, wenn er das rothe Taschentuch unter dem Baume erblickt. Mit dieser nun kann man Berge, verschlossene Thüren u. s. w. öffnen, um die in und hinter denselben verborgenen Schätze zu heben: „Es hatte einst ein Schäfer, welcher in der Nähe der Babylonie, eines Berges nicht weit von Lübbeke, in den sich Wittekind nach der unglücklichen Schlacht im Wittenfelde mit allen seinen Wappnern verwünschte, seine Schafe hütete, von einer weißgekleideten Jungfrau, die an ihn herantrat, eine Spingwurz mit dem Bedeuten erhalten, sich damit durch eine Thür, welche er früher nicht gesehen hatte, einen Weg in den Berg zu bahnen. Der Schäfer befolgte die Weisung und trat in den Berg ein. Hier kam er, indem er einen Gang verfolgte, in einen von einem Karfunkel erleuchteten Saal, worin ebenfalls zwei weißgekleidete Jungfrauen saßen, welche ihn einluden, aus den sieben mit Gold und Silber gefüllten Töpfen, die vor ihnen standen, sich die Taschen zu füllen, ihn aber wiederholt ermahnten, das Beste nicht zu vergessen. Dieses ließ sich der Schäfer nicht zweimal sagen, sondern wühlte immer eifriger in den Schätzen, um ja das Beste herauszufinden. Wie er alle Taschen voll hatte, verließ er den Saal und Berg, hatte aber doch das Beste darin zurückgelassen, nämlich die Springwurz. Denn mit dieser hätte er, so oft er wollte, wiederkehren können. Wie er nun durch die Thür in's Freie geht, wird diese so heftig hinter ihm zugeschlagen, daß ihm beide Fersen verwundet werden. Diese aber haben nicht wieder heilen wollen.“

Die Elster ist ein Unglücksvogel; wo die Elster schreit, giebt es bald Streit unter den Nachbaren oder einen Sterbefall unter dem Vieh; eben so, wenn Hühner schreien. In diese Kategorie gehört auch der kleine Kauz, Leichhuhn genannt. Wo das Käuzchen gegen die erleuchteten Scheiben einer Krankenstube mit den Flügeln schlägt, muß der darin liegende Kranke bald sterben. Wer das Herz eines Käuzchens, ohne es zu wissen, bei sich trägt, hat Glück im Gewinnen, sei es beim Kartenspiel, Würfeln oder Verloosen. Eine eben so unliebsame Erscheinung wie das Leichhuhn ist der Holzwurm, welchen die Landleute Todtenuhr nennen. Wo die Todtenuhr geht, muß in dem Hause bald Jemand sterben.

Zuletzt noch müssen wir die Schnaken erwähnen, welche in doppelter Eigenschaft, als gute und böse Hausgeister, vorkommen. Es sind Schlangen, die in den Viehställen hausen. Schlangen spielen in Mythe, Sage, Märe und Fabel eine bedeutende Rolle. Die große Weltschlange des Nordlandmythus, Jormungandur, die Schlangenkönige, die Schlangenjungfrauen und die Hausunken, zu welchen unsere Schnaken gehören, sind in ihnen in Menge vertreten. Die guten Schnaken sind zufriedengestellt, wenn die Mägde sie aus den Milcheimern tränken, und bringen dem Hause, in welchem sie sich aufhalten, Glück und Segen. Wenn die Mägde sie beim Melken nicht bedacht haben, so werfen sie ihnen die vollen Milcheimer um. Die bösen Schnaken gehören zu den Drachen. Sie tragen gleich den Schlangenkönigen goldne Kronen, welche sie ab und an fallen lassen. Ihre Hauswirthe, welche diese auflesen, werden reich, haben aber für ihr Seelenheil schlecht gesorgt.

Auf den Untergang der Welt mit dem Göttergeschlecht, welches im Bruderkriege zu Grunde geht, hat zuguterletzt ein Spruch Bezug, in welchem der Kibitz angerufen wird und mit dem wir den Thieraberglauben schließen wollen:

„Kiewit, wo bliv ik,
Wenn de welt vergeht
Un nix mehr steht?"

---

* Aus einem Landstädtchen.

Eine Erzählung.

Von Karl Seifart.

(Schluß.)

Kurze Zeit darauf war die Melanie ganz außer sich, hatte keine Ruh und keine Rast, und die Angst malte sich täglich schärfer in ihrem Gesichte aus. Ich erfuhr von der Cantors-Anna und auch nachher von dem gnädigen Fräulein selbst, daß der Kapitän zur Armee abreisen würde, daß er aber durchaus erst über sein Schicksal Auskunft haben und bei unserm gnädigen Herrn um sie anhalten wolle. So geschah's; ich zitterte, als ich dem Hausknecht eines Tags ein großes, an den gnädigen Herrn adressirtes Packet vom Kapitän abnahm; dasselbe enthielt, wie ich gleich vermuthete und später erfuhr, einen sehr vernünftigen und ausführlichen Brief vom Kapitän, worin er um die Melanie förmlich anhielt, und dazu die Documente aus Frankreich, die den Herrn Victor Dubois als einen reichen Gutsbesitzer aus angesehener Familie auswiesen. Zitternd brachte ich das Packet dem noch dazu gerade sehr übel gelaunten Herrn und entfernte mich schnell. Unten im Empfangzimmer sah ich das Fräulein auf dem Sopha sitzen, regungslos und die Hände vor's Gesicht gepreßt. — Noch hatte ich meine Gedanken nicht ganz gesammelt, als der Herr oben ganz wüthend schellte, und als ich mit schlotternden Knieen hinauflief und in das Zimmer trat, sah ich den Boden mit Briefschaften und Papieren überstreut, auf welchen der Herr wie rasend mit seinen sammtnen Stiefeln herumtrampelte, mich anfangs gar nicht beachtete und kirschbraun vor Zorn in's Gelag hineinschrie: „Ja, so sind diese Franzosen! So vergelten sie die Gastfreundschaft! Hol der Teufel die Canaille neun und neunzig mal! Da haben wir den Dank! Meiner Nichte den Kopf zu verdrehen! Was, die einen Franzosen, einen abgesagten Feind des Vaterlandes heirathen?! Eher will ich ihm, ja, eher will ich mir und dem Mädchen eine Kugel vor den Kopf schießen!"

Endlich erblickte mich der wüthende Herr, rüttelte mich, so heftig es nur seine altersschwache Kraft zuließ, am Kragen und befahl mir die Papiere aufzulesen. Dann trat er an den Schreibtisch, nahm einen ganzen Bogen, schrieb ingrimmig murrend nur wenige Zeilen darauf und befahl mir, den Brief mit den aufgelesenen Papieren zusammenzupacken und sofort dem Kapitän zu überbringen. Auf dem Vorplatze traf ich die arme Melanie, sie hielt sich mühsam am Treppengeländer und sah einer wandelnden Leiche gleich, ich flüsterte nur die wenigen Worte: „Ach, das war vorauszusehen, liebes Fräulein, fassen Sie sich um Himmelswillen, Gott kann noch Alles zum Guten wenden." Sie antwortete nicht, und ich ging stracks zum Kapitän, hörte aber in der Thür noch mit Schaudern, wie der Herr nach der Melanie rief.

Den Kapitän traf ich im düstern Nachsinnen auf dem Sopha sitzend, hastig erbrach er das Schreiben und ward todtenbleich. Dann, nachdem er den Inhalt überblickt, wandte er sich in unserer Sprache an mich (er sprach recht gut deutsch, drum hatten sie ihn auch an jenem oben erwähnten furchtbaren Tage zum Parlamentär gewählt) und sagte gefaßt, ohne daß seine Stimme merklich gezittert hätte: „Lieber Friedrich, ich reise in diesen Tagen zur Armee. Nehmen Sie den alten Kupferstich da, den ich von Ihrem Bruder gekauft, und tragen Sie ihn zu einem rechtlichen, verschwiegenen Meister, damit er einen Rahmen darum mache, in welchen mein Bild da paßt, das soll hinter dem Kupferstich eingefügt werden." Auch unterwies er mich, daß ich dem Meister angeben solle, hinten in der ersten Hohlkehle des Rahmens eine ganz feine Rille von der Breite eines Messerrückens machen zu lassen, damit man, wenn man wolle, den Kupferstich herausnehmen könne und das Oelbild vor das Glas trete. So ist's geschehen. Sehen Sie, lieber Herr, redete mich Friedrich an und nahm das Bild des Kapitäns, hier oben befindet sich die Rille, aber das selige, gute Fräulein hat sie vielleicht kurz vor ihrem Tode mit einem feinen Streifchen schwarzen Papiers verklebt, ich bemerkte das gleich, als ich das Bild in Ihrer Hand sah und Sie vergebens nach dem Geheimniß desselben suchten."

Nun, wie gesagt, der verschwiegene Meister Amelung führte das aus, und ich übergab das Doppelbild mit andern ähnlichen Kupferstichen der treuen Cantors-Anne, die mußte die Bilder in Gegenwart des alten gnädigen Herrn scheinbar der Melanie schenken. So kam das Portrait in's Haus und hing zu der schwergebeugten Melanie unbeschreiblicher Freude versteckt und sicher an der Wand ihres Zimmers. Es war auch dem wüthenden alten Herrn gegenüber alle Vorsicht nöthig, denn er paßte auf wie ein Luchs, und Melanie durfte nach dem Antrage des Kapitäns bis zu seiner Abreise das Haus nicht mehr verlassen. Auch hatte der Alte gleich an jenem Unglückstage, als der Kapitän seinen Antrag gemacht, unter den heftigsten Vorwürfen der Melanie Effekten und Commoden nach Briefen durchsucht, doch glücklicherweise war alles, was der Kapitän geschrieben, auf die Seite geschafft. Ach, nicht einmal Abschied nehmen konnte die arme Melanie von ihrem Bräutigam, er hatte seine Abschiedsworte schriftlich der Cantors-Anne gegeben, von der holte ich den Brief, in welchem er die Melanie zu Muth, Geduld und Gottvertrauen ermahnte, Gott

hätte sie doch einmal für einander bestimmt, und ewig könne der hartherzige Onkel nicht zwischen ihrer Liebe stehen. Melanie tränkte den Brief mit ihren Thränen, und dann nahm sie das theure Bild ihres Victor hinter dem Rahmen weg und bedeckte es mit tausend Küssen, und so geschah es von da ab jeden Tag, wenn die gute sicher war, von dem alten Herrn nicht überrascht zu werden.

Die häufigen Briefe des Kapitäns, die alle an die getreue Anne adressirt waren, und das Bild da, vor welchem sie manche Stunde saß, wenn sie sich sicher wußte, machten Melanie's einzige Freude aus, aber das war ihr auch genug, zumal da die Briefe immer gute und tröstliche Kunde brachten. Nur während der zum Colonel avancirte Kapitän in Rußland war, sah's schlimm um die arme Melanie aus. Monat auf Monat verging, ohne daß ein Brief kam, statt dessen mußte sie vom Großonkel aus den Zeitungen Nachrichten über die große Noth der Armee vernehmen, die ihr fast das Herz abdrückten, den Onkel aber ganz ausgelassen lustig machten. Als der alte Mann gar den Brand von Moskau und den traurigen Rückzug der großen Armee vernahm, ward er ganz kindisch vor Freuden, redete häufig ganz verwirrtes Zeug und ist in diesem Zustande verblieben bis an sein Ende. Er starb als hoher Achtziger gleich nach Beendigung der Kriege und der Verbannnng Napoleons, sein Testament hatte er schon Jahre vorher noch bei gesundem Verstande gemacht und das gnädige Fräulein zur Universalerbin eingesetzt.

Aber doch, was half der Guten das große Vermögen! Ihr Herz war gebrochen, denn ihr getreuer, heißgeliebter Victor war längst auf dem Felde der Ehre zu Gott eingegangen. O das grausame Schicksal! Stellen Sie sich vor, der brave Mann war glücklich aus Rußland zurückgekehrt, und das Fräulein, das ihn längst als todt beweint, erhielt eines Tags durch die getreue Anne einen Brief aus Schlesien, worin er seine glückliche Rückkehr nach tausend Gefahren meldete. Aber die Freude dauerte nicht lange. Lassen Sie mich über den Jammer hinweggehen! Genug, der Brave, der so manche große, heiße Schlacht überlebt, fiel in einem kleinen Scharmützel kurz vor der Schlacht bei Kulm. Nachher stand's in den Zeitungen zu lesen. — Von der Melanie unsagbarem Schmerze muß ich schweigen, sie verging wie ein Schatten. Gleichwohl wurden ihr viele Heirathsanträge gemacht, die sie mit Heftigkeit von sich wies, und um sich der Zudringlichkeit der lästigen Freier zu entziehen, siedelte sie, nachdem sie mich zum Verwalter ihres Hauses und hier belegten Vermögens ernannt, nach Trier zu entfernten Verwandten über. Sie nahm fast nichts von hier mit als das Bild ihres geliebten Victor, das sie, obgleich sie nun schon Jahre lang vor des Onkels Späherauge sicher gewesen, stets in seinem Verstecke ließ. Außer mir und der Cantors-Anne sollte eben Niemand von ihrer unglücklichen Liebe und von dem Geheimniß wissen. Auch als sie als gealterte Dame nach mehr als zwanzig Jahren hieher zurückkehrte, um hier ihre Tage zu beschließen, hat sie das Bild wieder so hergebracht, wie sie's mitgenommen.

Da hing denn das ihr so theure Bild noch manches Jahr, während die von Allen verehrte Dame eine unermüdliche Wohlthäterin der Armen war, auf ihrem Zimmer, für Fremde immer bedeckt; nur wenn ich manchmal kam und sie wieder einmal ihr Herz an dem Bilde aufgerichtet hatte, verhüllte sie es nicht, und es strahlte dann so frisch und frei von der Wand, wie es da jetzt vor Ihnen steht. Vor wenigen Wochen nun ist die Gute, Schwergeprüfte zu Gott heimgegangen, und das Bild, welches ihr einziges Lebensglück ausmachte, ist denn Gottlob in gute Hände gekommen.«

Damit reichte mir der alte Friedrich tief bewegt und nassen Auges die Hand und wünschte mir eine gute Nacht.

Ein äußerst lebhafter, durch Friedrichs Erzählung angeregter Traum beunruhigte meinen Schlaf und ließ mich schon sehr früh am Morgen erwachen. Noch ganz erfüllt von dem, was ich über die Bilder gehört, ließ ich meinen verliebt plaudernden Lorenzo mit seiner Jessica wieder über Victors Porträt gleiten, packte die Bilder sorgfältig ein und rief dem Hausknecht, mir mein Rößlein aufzuschirren. Der alte rüstige Friedrich stand schon unter dem Thorweg, um mir Lebewohl zu sagen; ich drückte ihm ein Geldgeschenk in die Hand, das er jedoch freundlich ablehnte, indem er meinte, es sei ihm schon genug, wenn ich die Bilder gut hielte. Das versicherte ich mit einem warmen Händedruck und fuhr durch das öde, mir jetzt so interessante Städtchen in den Morgen hinaus der Heimath zu, woselbst ich das Erlebte und Gehörte, im Angesicht der vor meinem Schreibtisch aufgehängten Bilder, sofort niederschrieb.

---

* Ein neues Buch von Wilhelm Wachsmuth.

Von dem würdigen, noch immer jugendfrischen Veteranen in der historischen Wissenschaft, Professor Wilhelm Wachsmuth in Leipzig, haben wir wieder ein sehr interessantes und instructives Werkchen zu begrüßen, welches in der Gerstenbergschen Buchhandlung in Hildesheim unter dem Titel: »Geschichte vom Hochstift und der Stadt Hildesheim« erschienen ist. Auf 265 Seiten hat der gelehrte Professor ein ungemein reiches, historisches Material zusammengedrängt, ohne uns indeß ein ermüdendes, trockenes Compendium zu geben; vielmehr fließt die Geschichte der Stadt, durchwirkt von kulturhistorischen Betrachtungen, wie ein frischer Strom dahin und fesselt den Leser von Blatt zu Blatt, zugleich ist es dem Verfasser, seinem Wunsche gemäß, gelungen, den Vortrag so populär und anziehend zu halten, daß das Buch auch von Solchen mit Interesse gelesen werden muß, die einer wissenschaftlichen Durchbildung ferner stehen; in Folge davon wird der Verfasser, der als geborner Hildesheimer noch immer von einer außerordentlichen Vorliebe für seine Vaterstadt beseelt ist, die erfreuliche Genugthuung haben, daß sein Buch in vielen hildesheimischen Bürgerfamilien heimisch und beliebt werden und als dauerndes Denkmal an den dort sehr hochgeschätzten »alten Wachsmuth« noch lange in den Händen mitlebender, biederer Landsleute und auch ihrer Nachkommen sich finden wird.

Indeß ist das Werk, wie sich das bei der historischen und kunsthistorischen Bedeutung Hildesheims von selbst versteht, keineswegs von bloßem Lokalinteresse, wie schon aus der Mittheilung der Hauptabschnitte hervorleuchten muß; der Verfasser behandelt zunächst die Gründung und den Aufwuchs des Kirchenthums bei den Westfalen, sodann das Jahrhundert der fränkischen und der welfisch-hohenstaufischen Zeit. In jedem dieser Abschnitte ist auf die allgemeine politische Geschichte Deutschlands Rücksicht genommen und die Geschichte der Diöcese Hildesheim als ein andern deutschen Stadt- und Stiftsbildungen ähnliches Concretum eingefügt. Die Stadt gelangte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zu einer seltenen Macht und Selbständigkeit, so daß die Macht des Bischofs sehr herabgedrückt wurde und gegen Ende der Selbständigkeit des Stifts zu einem bloßen Schatten herabgesunken war. Neben den Bischöfen trat nämlich schon im Mittelalter »die Hauptstadt als Mitglied der Hansa in eine so anspruchsvolle Stellung und behauptete sich auf dieser dergestalt, daß sie als eine der bischöflichen Gewalt fast gänzlich entrückte und thatsächlich freie Gemeinde im Stift eine Art Staat im Staate bildete.« Dies merkwürdige Verhältniß stellte sich im Lauf der Zeit noch stärker heraus und gab dem Rath ein gewaltiges Selbstgefühl, welches sich dann auch auf die Bürger erstreckte und bei ihnen oft bis zum tollsten Uebermuth auch gegen den Rath ausartete. Ein charakteristisches, komisches Beispiel davon aus dem vorigen Jahrhundert erzählt Wachsmuth auf Seite 222: »Ein Fuhrmann, Namens Teigler, der die Rolle eines Schalksnarren spielte und wegen seines kecken Muthwillens berufen war, spricht eines Nachts zu seinem Knaben: »Junge, stah' up,« heißt ihn sich ankleiden, führt ihn zu dem Hause des Bürgermeisters, pocht dessen Leute aus dem Schlafe und verlangt bei dem Bürgermeister vorgelassen zu werden. Man weckt diesen; Teigler tritt ein, begrüßt ihn und spricht dann zu seinem Buben: »Sieh, dat is dat Recht von em hilmischen Börger, dat hei in aller un jeder Tiht den Borgemester spreken kann. Nichts vor ungut, Herr Borgemester.« Drauf geht er mit einem »Gute Nacht« von dannen. Das blieb denn freilich nicht ungeahndet, einige Tage nachher wurde Teigler durch ein Kommando Stadtsoldaten verhaftet und in den sogenannten bürgerlichen Gewahrsam gebracht; hier mußte er ein paar Tage bei Wasser und Brod sitzen und wurde dann mit der Bedeutung entlassen, er möge nun seinem Sohne ebenfalls deutlich machen, was für Befugnisse einem Hildesheimischen Bürgermeister zuständen. Sehr gelungen ist die Darstellung der Stiftsfehde (1519—1522), deren Bedeutung in der deutschen Geschichte der Verfasser hervorhebt. Die Fehde hatte eben ihren tieferen Grund in der oben angedeuteten Mißachtung kirchlicher Großwürdenträger, in der Verweltlichung des Stiftswesens und der einreißenden unkirchlichen Stimmung der Laien und deren Gelüste nach weltlichem Kirchengut. »Von ungemeiner Bedeutung,« sagt der Verfasser, »ist die Stiftsfehde als Ueberstände spät mittelalterlicher Unkirchlichkeit darum, daß trotz des 1495 eingesetzten ewigen und allgemeinen

Landfriedens das wüste Unwesen einer Fehdeschaft mit hergebrachter Straßenplackerei, Räuberei, Brennerei und Verwüstung in schauerlicher Weise geübt wurde, so daß die faustrechtliche Wegelagerung eines Götz von Berlichingen wie ein Kinderspiel dagegen erscheint; deßgleichen auch darum, daß das welfische Fürstenhaus in arger Zerfallenheit seiner Glieder der Heerd eines diese selbst gegen einander erhitzenden Feuers wurde.« — Der Verfasser behandelt die Geschichte von Stadt und Stift bis zum Untergange ihrer staatlichen Selbständigkeit und ihrer Vereinigung mit Hannover und verfehlt nicht, über die Staatsverwaltung im Stift, städtische Verfassung, bewaffnete Macht, Festlust, Ton im Gesellschaftsleben, Sprache, Sage, Unterricht, Wissenschaft, Literatur und Kunst eingehende und belehrende Mittheilungen zu machen. Das Büchlein wird dem Verfasser zu den vielen alten Freunden noch viele neue, besonders in Stadt und Stift Hildesheim, erwerben.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Von G. Uhlig von Uhlenau — Das Treffen bei Wartenburg am 3. Oktober 1813. Von R. Mirus. — Deutsch-dänische Geschichte 1189 bis 1227. Von R. Usinger. — Das Mikroskop und die mikroskopische Technik. Von H. Frey. — Die Süßwasserfische von Mitteleuropa. Von C. Th. E. von Siebold. — Rügensche Lieder. Von K. von Rosen.

* Literarische Notizen. Den Lesern des Sonntagsblattes ist in den letzten Jahren manches Gedicht des amerikanischen Lyrikers William Cullen Bryant in deutscher Uebertragung von Adolf Laun dargeboten worden. Derselbe hat nun einen ganzen Strauß von lyrischen Blüthen dieses Dichters zusammengestellt und unter dem Titel »nordamerikanische Gedichte von William Cullen Bryant in deutscher Nachbildung nebst Einleitung« so eben erscheinen lassen. (Bremen, J. G. Heyse's Verlag.) Es ist eine vom Dichter selbst autorisirte Ausgabe; Laun hatte dem in Neuyork lebenden Bryant die in unserer Zeitschrift abgedruckten Uebersetzungen mitgetheilt, welche der Dichter in einem Briefe vom 21. Juli 1862 bewundernswerth nennt »wegen ihrer Treue sowohl als auch wegen jener Anmuth und jenes Geistes, ohne welche die genaueste metrische Uebertragung von Gedichten nur geringen Werth hat.« In demselben Briefe, mit dessen Abdruck Laun sein Buch einführt, genehmigt Bryant die Ausgabe der Uebertragungen und nimmt die Zueignung »um so mehr als eine Ehre auf, als sie ihm aus einem Lande zu Theil wird, das der Welt schon so viele Meisterwerke der poetischen Literatur geschenkt hat.« In einer längeren Einleitung entwirft Laun ein anziehendes Bild von dem Dichter und dem Boden, auf dem seine Poesie gedeihen mußte, einem Boden, der von vornherein kaum ungünstiger gedacht werden konnte. Indeß ist es bekannt, daß gegenüber dem gierig hastigen Getriebe der amerikanischen Geschäfeswelt schon lange, besonders in Boston und Cambridge, wie auf den ruhigen Landsitzen eine stille Gemeinde für Wissenschaften und Künste besteht. Auch die Lyrik erfreut sich der Kultur und findet zahlreiche Freunde, wird namentlich von der Frauenwelt beschützt. Die beiden größesten Lyriker Nordamerika's aber sind der sinnige, gedankenreiche Longfellow (in Boston) und der in Stoff und Scenerie durchaus amerikanische Bryant (in Neuyork). Er zählt 68 Jahre und lebt, ursprünglich Jurist, jetzt ganz der Literatur. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens finden die Leser in Nr. 16 vom Jahrgang 1862 des Sonntagsblattes und in der Einleitung des Buches. Bei seinen Uebertragungen hatte Laun mehr die geistige Treue als die wörtliche philologische im Auge, indem er bestrebt war, mit der Musik der übersetzenden Sprache dieselben Empfindungen hervorzurufen, die das Original erweckt. — Die Cotta'sche Verlagshandlung führt einen glücklichen Gedanken aus, indem sie Uhlands lyrische Gedichte und die Dramen »Ernst von Schwaben« und »Ludwig den Bayer« in einer billigen Volksausgabe erscheinen läßt, welche sich der bekannten Volksbibliothek deutscher Klassiker anschließt. Die Ausgabe ist auf zehn Lieferungen berechnet, welche in den Monaten September bis November herauskommen, und zwar wöchentlich eine; der Preis wird sich auf nicht höher als $1^1/_3$ Thaler belaufen, die Ausgabe also sicher eine sehr große Verbreitung finden. — Ein ohne Zweifel anziehendes und werthvolles Buch von Ernst Otto Lindner in Berlin ist demnächst zu erwarten, eine Reihe von Abhandlungen unter dem Gesammttitel »zur Tonkunst«. Der Verfasser hat Verdienste um die Geschichte der Musik, namentlich derjenigen der Oper. Sein neuestes Buch enthält denn auch einige Erörterungen über Entwicklungsperioden der dramatischen Musik, ferner über Johann Sebastian Bach, Vittorio Loreto u. s. w. — So eben erscheint der erste Band einer Geschichte der vereinigten Staaten Nordamerika's von K. F. Neumann in Berlin. — Zwei neue Bücher von Adolf Strodtmann in Hamburg werden angekündigt, nämlich ein Band von Zeitgedichten unter dem Titel »Brutus, schläfst du?« und eine Sammlung von Uebersetzungen der besten Gedichte der Arbeiter, welche sich in der französischen Revolution hervorgethan haben. Dies zweite Buch, betitelt »die Arbeiterdichtung in Frankreich« und vom Verfasser mit einer biographisch-historischen Einleitung versehen, würde also ein Beitrag zur Geschichte des französischen Proletariats sein.

* Kunst- und Wissenschaft. Das amtliche Organ des germanischen Museums in Nürnberg berichtet jetzt über die mehrmals erwähnte stürmische Generalversammlung des Verwaltungsausschusses wegen der Verfassung der Anstalt. Die anwesenden Ausschußmitglieder waren die folgenden Herren: Freiherr von Aufseß, Dr. Baierlacher, Dr. Beckh, Professor Dietz in Nürnberg, Professor Fickler in Mannheim, Professor Gengler in Erlangen, Professor Haßler in Ulm, Professor von Hefner-Alteneck in München, Advocat Korte in Nürnberg, Director Kreling in Nürnberg, Archivar Landau in Kassel, Director von Ledebur in Berlin, Director Lindenschmit in Mainz, Freiherr von Löffelholz in Wallerstein, Professor Maßmann in Berlin, Professor Meyer in Nürnberg, Professor Rudolf von Raumer in Erlangen, Professor von Ritgen in Gießen, Dr. Zehler in Nürnberg. Der von Professor Haßler vorgelegte höchst lebhaft debattirte und endlich angenommene Revisionsentwurf der Statuten, welcher der Vorstandschaft wieder das für eine einheitliche Leitung der Wirksamkeit und Interessen des Instituts erforderliche Gewicht beigelegt, wird nunmehr eine bessere Harmonie der bestehenden Organe und ein mehr einträchtiges Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren der Verfassung und Verwaltung herstellen und für die Zukunft bewahren. — Auf den Einbänden von Büchern der Jesuiten-Bibliothek zu Dillingen hat Franz Pfeiffer in Wien ein bisher unbekanntes Lobgedicht auf den Kaiser Ludwig den Baiern, den Feind Friedrichs des Schönen von Oesterreich im vierzehnten Jahrhundert gefunden. Es preis't in allegorischer Einkleidung die Tugenden und die Verdienste des Kaisers Ludwig und hat neben trocknen Stellen auch schwungvolle Ergüsse. Pfeiffer meint, der Verfasser sei Meister Ulrich von Augsburg gewesen, der damals oft als Abgeordneter an den päpstlichen Hof von Avignon geschickt wurde. Die Literaturgeschichte hat somit also ein neues Erzeugniß der Poesie der Meistersänger zu berücksichtigen. Pfeiffer veröffentlicht das Gedicht im ersten Heft eines neuen Unternehmens, welches betitelt ist »Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums.« — Die Fresken im Rathhause zu Aachen von Alfred Rethel und Kehren, Scenen aus dem Leben Karls des Großen darstellend, sollen nun endlich vollendet werden. Die Stadt Aachen und der Düsseldorfer Kunstverein tragen die Kosten. Die Fresken von Eduard Steinle im neuen Museum zu Köln sind fast vollendet. Die beiden Hauptgemälde zeigen das eine Kaiser Konstantin und Karl den Großen, von Gruppen umgeben, das andere die Blüthe Kölns im Mittelalter. — Die Mitglieder der Goethestiftung hielten in Weimar am 28. August als dem Geburtstage des Dichters eine Versammlung, um über den ausgesetzten Preis von 1000 Thalern für ein Werk der Skulptur zu beschließen. Den Preis erhielt der Bildhauer Schilling in Dresden für eine die Nacht darstellende Gruppe, welche die neue Treppe der Brühlschen Terrasse in Dresden zieren soll.

* Theater.

Bremen, 17. September.

Das neue Personal unserer Bühne ist mit seinen Proberollen so ziemlich fertig. Auf allen Hauptgebieten der dramatischen Dichtkunst von der Tragödie herab bis zur Gesangsposse, in allen Hauptfiguren vom Egmont bis zum Berliner Kreisrichter auf dem Juristentag in Wien und vom Klärchen bis zur Köchin herab hat man sich versucht und dem Publikum Gelegenheit gegeben, für sein Geld Kritik zu üben. Wenn wir uns einigermaßen darauf verstehen, die öffentliche Meinung richtig zu ermessen, so möchten wir sagen, das Urtheil der Theaterbesucher, wenn es auch über manche Personen und Dinge sich noch nicht recht befestigt hat, sei im Allgemeinen ein günstiges. Und das würde auch der Gerechtigkeit entsprechen. Wer nicht mit eigensinniger Rechthaberei geneigt ist, Alles für ungenügend zu erklären, wird zugeben müssen, daß das Unternehmen durchaus auf anständigem Fuße gehalten wird und allen Anforderungen genügt, die billigerweise gestellt werden können. Den Directoren muß zu ihrem Lobe nachgesagt werden, daß sie nicht handeln wie die unverbesserlichen Bourbonen, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Die schlimmen Erfahrungen des letzten Jahres wurden nicht unberücksichtigt gelassen, vielmehr für eine genügendere Besetzung der Fächer Sorge getragen, so daß sich das künstlerische Budget täglicher Vorstellungen, an welchem nun einmal trotz alledem festgehalten wird, voraussichtlich decken läßt. Diejenigen, welche gewohnt sind, zu vergleichen und in schwärmerischer Verehrung verlorener Lieblinge dem Ersatz mit Mißtrauen und Abneigung zu begegnen, werden über Manches ungehalten sein. Allein wer unparteiisch und ohne Ansehen

der Person urtheilt, muß zugeben, daß mit ganz geringen Ausnahmen das Personal in allen Hauptfächern nicht bloß vollzähliger, sondern überhaupt besser, die Aussichten auf ein gelungenes Zusammenwirken günstiger sind.

Wenn man im Allerheiligsten des Directionszimmers über den Verlauf der ersten Theaterwoche recht erfreut gewesen sein mag, so haben allerdings jene Tage, von denen wir sagen, daß sie uns nicht gefallen, durchaus nicht gezögert sich einzustellen. Kaum schien Alles im besten Gange, die Sänger und Schauspieler in emsigster Thätigkeit, größtentheils angenehm beschäftigt, reichen Beifall einzustreichen, da zogen sich von allen Seiten böse Wolken zusammen, und so eben flott gemacht, drohte das Schiff bereits zu stranden. Der erste Bassist, der Charaktervater, die Anstandsdame und etliche andere erhielten vom tückischen nordwestdeutschen September noch vor dem ersten Gagentermin so ansehnliche Anweisungen auf Schnupfen und Heiserkeit, daß der Kapellmeister und der Regisseur, welche gerade die Bartholomäusnacht in Scene setzten, ein verzweiflungsvolles „Hilf, Samiel!“ ausstießen. Und Samiel half. Statt der Hugenotten schritt der unermüdliche Stellvertreter, der allezeit bereitwillige Nothnagel der Directionen, der gute Freischütz, ein. Wenn übrigens troß diesen Unfällen dennoch vier Opernvorstellungen in acht Tagen möglich gemacht werden, so ist das ein ehrenvolles Zeugniß für das Personal und das Orchester, und die Abonnenten, wenn auch etwas verstimmt über so frühe Stockungen, werden nicht umhin können, der Schlagfertigkeit des Instituts ihre Anerkennung zu zollen.

Die Vorstellung des „Freischützen“, obwohl urplötzlich unternommen und ausgeführt, konnte sich recht wohl sehen lassen. Der Vortrag des Liedes und der Arie Caspars durch Herrn Behr war musikalisch und dramatisch so belebt und gut, daß es eine Freude war, nach mehreren Jahren, während welcher wir auf den unsicher zutappenden Naturalismus angewiesen waren, diese charaktervollen Nummern nun endlich einmal wieder correct und mit bewußter Färbung vortragen zu hören. Auch der Dialog, mit dem in der Regel unbarmherzig umgegangen wird, kam zu seinem Rechte. Daß Frau Haase-Capitain die Agathe sang, mag für so ziemlich alle Anwesenden eine Ueberraschung gewesen sein, für deren Durchführung wir der Künstlerin in vielfacher Hinsicht zu Dank verpflichtet sind. Zu den Ueberraschten gehörten auch wir, denn wir wären weit eher auf Norma oder Antonina gefaßt gewesen. Frau Haase, — nun, in unserem Alter können wir uns ja ungenirt gegenseitig aussprechen —, ist gewiß nicht oft in der Laune, als Agathe zu schmachten und mit dem Aennchen zu tändeln; die starken Accente der Leidenschaft sagen ihr weit mehr zu, sie kann offenbar besser hassen als lieben. Indem sie aber der Sache zu Liebe in ihr früheres Repertoir zurückgriff, hat sie ihre Meisterschaft in der Behandlung des Gesanges und des dramatischen Vortrags auch auf einem Gebiete, das ihr übrigens jetzt ganz fern liegt, bewiesen. Ihre Behandlung der Partie war sehr charakteristisch und hat uns ungemein interessirt. Sie brachte den vollen musikalischen Werth der Rolle, von welchem die meisten gewöhnlichen Sängerinnen ein gut Theil verschleudern und umkommen lassen, zur Geltung. Der Gesang in der großen Arie war nicht nur von tadelloser Correctheit, sondern voll der farbenreichsten und doch natürlichen Nüancirungen; das weiche Adagio zum Eingang hätte zwar ruhiger sein können, die recitativischen Sätze sodann wurden ganz vorzüglich vorgetragen, so daß vieles, was gewöhnlich fast verloren geht, besondere Geltung erhielt, und das Schlußallegro hatte ein schönes, feuriges Colorit, wie man es von einer Künstlerin, die seit Jahren eigentlich nur leidenschaftliche, hochdramatische Rollen singt, nicht erwarten sollte. So hat denn auch diese Leistung uns gezeigt, welch einen Schatz unsere Bühne besitzt. Wir wollen bei dieser Gelegenheit mittheilen, daß wir demnächst Frau Haase auch als Fidelio hören werden.

Der rasch hineingeworfenen Vorstellung des „Freischützen“ gegenüber war die der „Zauberflöte“ sorgsam vorbereitet und giebt also einen richtigeren Maßstab. Sie bewies, daß wir gegen das vorige Jahr bedeutend im Vortheil sind, wenn auch das Urtheil über den „seriösen Baß,“ der bereits unter dem lähmenden Einflusse des Witterungswechsels stand, vorbehalten bleiben muß. Vor allem haben wir als sehr wichtig anzuerkennen, daß der Chor gewonnen hat; man hört, daß eine Anzahl besserer Stimmen vorhanden sind, die Klangfarbe reiner und besser geworden ist. Mit dem Urtheil über die beiden Damen, welche die Fächer des Coloratur- und des sogenannten jugendlichen Gesanges bekleiden, sind wir noch nicht im Reinen. Beide haben in mehreren Rollen manche sehr gute Eigenschaften an den Tag gelegt. Fräulein Frey sang neulich die Elvira, dann die erste Dame und das Aennchen durchaus lobenswerth, Fräulein Koudelka zeigte als Lucia und als Königin der Nacht einen Sopran von bedeutender Höhe. Recht lebendiges Interesse und sofortige Auszeichnung haben sich beide Damen noch nicht zu erringen gewußt, werden aber gewiß bald im Besitz einer sehr geachteten Stellung sein. Im vollen Besitz der öffentlichen Gunst ist dagegen bereits Fräulein Haake, welche auch als Pamina auf alle Weise ausgezeichnet wurde. Bei einer ganz jungen Sängerin ist so viel musikalische Sicherheit, ein so natürlicher und richtiger Ausdruck höchst überraschend. Die bisherige Grundlage ist so fest und gut, daß wir die beste Entwickelung des Talentes erwarten dürfen. Fräulein Haake wird uns übrigens erlauben, ihr den väterlichen Rath zu ertheilen, den sie auch von Herrn Mantius erhalten haben wird, daß sie das verborgene Gift, welches in dem Beifall des Publikums liegt, meiden möge. Die Enthusiasten haben schon manches Talent verdorben, und es wäre schade darum, wenn eine so glücklich beginnende Laufbahn schon früh mit Gefahren und Irrungen zu kämpfen haben sollte.

Während die Oper und das ernste Schauspiel noch einige Zeit gebrauchen werden, ehe sie der allgemeinen Anerkennung sich erfreuen dürfen, hat dagegen die leichte Komödie bereits vollständig gesiegt. In diesem Falle nicht bloß die leichte, sondern auch die leichtfertige. Der Scherz „Ein Berliner Kreisrichter auf dem Wiener Juristentage“ ist schrecklich dumm, aber höchst ergötzlich, ein Hohn gegen die künstlerischen Gesetze, jedoch eine äußerst amüsante Posse. Ihre volle Wirkung mag sie wohl nur an Orten wie bei uns erreichen, wo die Darsteller den ganzen Köcher von gottlosen Anspielungen ausschütten dürfen ohne Furcht vor Verwarnung und Concessions-Entziehung. Dem Behagen solcher Freiheit und der Lust gesunden und herzlichen Lachens gaben sich denn auch die Leute oben und unten im vollen Maße hin und werden das noch oft thun. Wunderlich, grade das Fach unseres Personals, welches am schwersten zu besetzen, die Lücke, welche am wenigsten auszufüllen schien, sind am glücklichsten besetzt und ausgefüllt. Die Herren Junkermann und Puley sind bereits entschieden beliebt und haben eine feste Stellung. Jener zeigt ein glückliches Verwandlungstalent und eine leichte Manier komischer Darstellung, dieser gewinnt durch das Feine und Natürliche seines Wesens, das sich nur rascher und resoluter geben müßte; beide sind auch mit Stimme und Gesang durchaus genügend ausgerüstet. Wir dürfen also auf manche Stunde ergötzlicher Unterhaltung rechnen und wollen, um nicht den geschätzten Mitgliedern der Bühne, von denen so viel erwartet wird, durch unsere kritischen Bemerkungen den guten Humor zu verderben, dieselben hiermit für heute schließen. Da haben also diejenigen, welche diesmal verschont blieben, noch eine Frist von einigen Tagen.

Im Künstlerverein sprach gestern Herr Dr. Hugo Meyer über die Stellung des deutschen Volkes und seiner Stämme in der Geschichte. Der Redner entwarf in großen Zügen ein Bild von den Indogermanen, ihrer asiatischen Heimath, Sprache, Mythologie und Dichtkunst, schilderte darauf ihren Auszug nach den verschiedenen Ländern Asiens und Europa's, in denen sie sich als Indier, Perser, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven und Letten niederließen. Wie nun die europäischen Indogermanen sich ganz verschieden entwickelten, wie die Kelten von Römern und Germanen besiegt wurden, wie der keltischen Wanderung die große germanische, von Kimbern und Teutonen angeführt, folgt, ward ferner gezeigt, nachdem das germanische Land mit seinen zersplitterten geographischen Verhältnissen und das germanische Volk mit seiner individuellen Naturanlage näher charakterisirt war. Im Anfang unserer geschichtlichen Kunde sehen wir bereits das Volk in vier große Gruppen vertheilt, die gothisch-vandalische, die alemannisch-schwäbische, die sächsische und die fränkische. Die entscheidenden Thaten dieser Gruppen verfolgte nun der Redner durch die Entwickelung der gothischen Staaten, des fränkischen Universalreichs, des nationalen Sachsenthums und die unheilvollen Kämpfe der fränkischen und schwäbischen Kaiser gegen den Papst. Auf den Römerzügen, die Deutschland den höchsten Ruhm bringen sollten, erleidet die nationale Sache vier große Niederlagen in Italien von der Schlacht bei Basantello (Cotrone) bis zur Hinrichtung des letzten Hohenstaufen; andererseits bereiten die Kreuzzüge, die das päpstliche Rom auf den Gipfel der Macht zu stellen schienen, dessen Sturz vor. In der Heimath vollzieht sich während dieser Zeit immer mehr die Zersplitterung des deutschen Volkes; denn das zwölfte Jahrhundert zertrümmert im westlichen Deutschland die Stämme zu willkürlich begrenzten Staaten, legt dagegen im Osten die Keime zu dem Dualismus der beiden deutschen Großmächte. Die nun immer entschiedenere Hauspolitik der Kaiser, der Territorialegoismus der Fürsten und die bloß materiellen Interessen dienenden Bündnisse der Städte zerreißen das Land trotz mancher edlerer Bemühungen immer mehr. Die Neuzeit führt neue Zwietracht herbei. Denn die Reformation, ein Protest der deutschen Nationalität und Religiosität gegen die romanische Kaiser- und Kirchenidee, verschärft nur den Gegensatz zwischen den nationalen und romanisirten Germanen, um so mehr, als der Habsburger Kaiser gerade damals zugleich spanischer König ist. Der dreißigjährige und der siebenjährige Krieg, in denen die Norddeutschen mit den nordgermanischen Schweden und Engländern zusammenstehen gegen Rom und Süddeutschland, vollenden die Spaltung. Aber auf den Trümmern des siebenjährigen Krieges entsteht von Neuem versöhnend unsere klassische Literatur, deren geistige Revolution nicht unterdrückt zu werden vermag durch die politische Umwälzung in Frankreich, welche unter Napoleon gegen sie geführt wird. Es erfolgt die neue siegreiche Zusammenfassung deutscher Stämme in den Befreiungskriegen. Der Redner schloß hier seinen Vortrag, nachdem er auf die Bedeutung dieses letzten großen Aktes und der fünfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig hingewiesen hatte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 39. Bremen, 27. September. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Joseph Scheffel und seine neueste Dichtergabe.

Von Wilh. Kiesselbach.

Motto: Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Seele dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen!

Bildet schon das feine Büchlein von Ludwig Steub: „Wanderungen im bairischen Gebirge“ eine gar anmuthige Begleitung für den Mann, der auf den Höhen zwischen dem Bodensee und Königssee einmal wieder in fröhlicher Reisefahrt frische Luft athmen will, so wird natürlicher Weise der Verfasser selber als Gefährte auf dem Ausfluge zu einem noch trefflicheren Dollmetscher für das Verständniß von Land und Leuten, denen er seit vielen Jahren seine Studien zugewandt hat. Mit Steub persönlich durch's bairische Gelände zu pilgern, gewährt ein Behagen, das sich oft bis zur unmittelbarsten Lust und Freude am gegebenen Augenblick steigert; es liegt eine tiefe, trauliche Poesie in seinen Auffassungen, welchen zwar die schalkhafte Färbung nie fehlt, die jedoch stets die edleren Momente des Volksdaseins zu ergreifen wissen. Zu diesem so lieben Genossen gesellte sich aber für uns noch ein zweiter heiterer Wanderer, ebenfalls auf dem Gebiete der Sage und Dichtung wohl bewährt und von sinnigen Gemüthern bereits hoch anerkannt, obschon er bis jetzt nur wenige größere Arbeiten veröffentlicht hat. Als wir nämlich an der letzten Eisenbahnstation vor Miesbach stillhielten, stieg in den Wagen der Dichter des lieblichen Epos: „Der Trompeter von Säkkingen“ und des Romans „Ekkehard“, Joseph Scheffel ein; er hatte Steub's Brief von München aus rechtzeitig erhalten und kam jetzt von seinem Landsitze in Pinzenau, um für ein paar Tage den gemeinsamen Zug mitzumachen. Da war denn hinreichend für den Humor gesorgt — nun konnte es angehen!

Wir beabsichtigen übrigens vorerst hier nicht, den Leser mitzuführen durch Wald und Thal oder in die wechselseitigen geistigen Austauschungen eines kleinen Männerkreises, dessen Mitglieder von Jahrzehnten her in naher wissenschaftlicher Berührung und herzlicher Freundschaft gestanden; wir möchten ihn vielmehr nur auf einen Band Gedichte hinweisen, in welchem Scheffel gegenwärtig nach langem Schweigen der Welt zeigt, daß Dichtermuth und Dichterlust ungeschwächt in ihm fortweben, und der uns die Richtung andeutet, die er neuerdings mit eben so viel Frische als Fleiß eingeschlagen hat. Vor einigen Wochen ist nämlich von ihm (bei Metzler in Stuttgart) ein Buch erschienen, welches den Titel trägt: „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit“, und uns in äußerst anziehender Art darthut, wie der gründliche Kenner der mittelalterlichen Poesie die Dichtung einer längst verschwundenen Zeit in sich wieder zu beleben weiß. Um jedoch den Inhalt des neuen Werkchens richtig zu würdigen, muß man einigermaßen mit dem Lebensgange des Dichters selber bekannt sein; das Dichten entspringt in ihm unmittelbar aus der eigenen Seelengeschichte; er schreibt seine Bücher nicht bloß, er lebt sie zuvor in sich aus.

Die Studentenzeit, in Heidelberg und Berlin verbracht, war für Scheffel gerade zu Ende, als die politischen Stürme des Jahres 1848 in Deutschland losbrachen. Im Begriff, in den badischen Staatsdienst zu treten, konnte er alsbald gewahren, wie die in seiner engeren Heimath hochgehenden Wogen zunächst jeden festeren Lebensplan des Einzelnen störten. Die Jugend, welche eben von ihren akademischen Studien kam, ward damals sogleich mitten in das staatliche Getümmel hineingeworfen; sie gehörte dem Augenblick an, sie fragte nicht nach der eigenen Zukunft. Zwar begleitete der junge Rechtsgelehrte im Sommer 1848 den Reichskommissär Welker als Sekretär auf der bekannten Reise nach Skandinavien; aber eine diplomatische Stellung vermochte bei der Lage der Dinge ihm daraus so wenig als andern Leuten aus ähnlichen Verwendungen zu erwachsen, selbst wenn er auch mehr Neigung zum staatsmännischen Geschäft in sich getragen hätte. So hielt er denn bald den Vorkommnissen der Tagesgeschichte in freier Unabhängigkeit gegenüber, den weiteren Verlauf derselben abwartend. Und in dieser Periode entstehen bei ihm alle jene humoristischen Lieder, die jetzt, von dem Mannheimer Lachner komponirt, die Gesangeswonne der akademischen Jugend abgeben; obgleich sie ursprünglich nur für einen kleinen esoterischen Kreis am Neckar bestimmt waren. Wer kennt ihn nicht, den köstlichen Sang vom „Bruder Straubinger“, der aus dem romantischen Irrgarten von Rosen, Wein und Liebe, „im Februario“ 1848 in die Politik einlenkte?

„In Frankfurt im Parlamentichen
Konnt' ich mich gar nicht bändigen;
Auf der Gallerie
Brüllt' ich wie ein Vieh — —
Wurde aber auf Befehl des edlen von Gagern hinausgeführwerkel“ — —

„In Berlin, auf der Lindengaff',
Da schnitt ich eine böse Grimaff' —
Kam von ungefähr
Ein Reichskommisvoyageur,
Und sprach nachher im Parlament von „drohenden Gestalten!“

Ferner das „Enterle von Ketsch“, die Varusschlacht, die kosmogonische Lyrik: „Es rauscht in den Schachtelhalmen, verdächtig leuchtet das Meer“ — — der Guanopreis u. s. w. Mit Becherklang wurden alle diese Verse jedesmal in's Leben geführt; theologische Hände, die sich einer musikalischen Begabung erfreuten, bearbeiteten dabei die Pauken. Trotz der ernsten Gegenwart behauptete der jugendliche Humor sein unveräußerliches Recht — das waren in junger Männerzeit am Rhein damals herrliche Tage!

Nachdem dann mit dem Einmarsche der Preußen das badische Staatsgefüge sich von Neuem geordnet, arbeitete der junge Rechtspractikant, der bei dem Ausbruche des Aufstandes in Karlsruhe einen ganzen Tag lang in der Bürgerwehr das Zeughaus gegen die Insurgenten, die Flinte in der Hand, mit vertheidigt hatte, nun auf dem Amte von Säkkingen. Wie treu er jedoch dabei auch seine Berufspflichten erfüllte, die Dichterlust ließ ihn nicht los; er mußte träumen und singen. So entstand allmählich inmitten der Hauensteinischen Tannenpracht der Keim zum „Trompeter von Säkkingen“; während der großen Sonnenfinsterniß am 29. Juni 1851 wurde zu Stein in der Nähe von Laufenburg auf Schweizer Boden, unter Assistenz zweier Heidelberger Zeugen, mit Veltliner Wein der junge Sprößling redlich getauft — es gab eine scharfe Trinkung!

Ehe indessen dies liebliche Epos an's Licht kam, machte Scheffel noch eine längere Reise durch Italien; seine Heidelberger Erinnerungen verwebten sich dabei mit den jenseits der Alpen erhaltenen Eindrücken auf das anmuthigste. Wenn doch nur die Briefe einmal veröffentlicht würden, die er damals an den Freundeskreis in Heidelberg richtete .... reizende Sachen, von dem „Berner Modehandel“ im Schnee an bis zu der von Rom aus unternommenen Künstlerfahrt in montem sacrum hin, „wo einst die römischen Zünfte sich einen blauen Montag machten, Menenius Agrippa sie aber durch die Lehre vom verdorbenen Magen wieder nach Hause führte.“

Vollendet freilich wurde der „Trompeter“ erst, als Scheffel, vom Tiber zurückgekehrt, nach Bruchsal in's Hofgericht übergesiedelt war. Der Heidigeigei ist ein wirkliches Bruchsaler Gethier, das heute noch lebt, umgeben von der ihm von seinem Freunde verschafften literarischen Berühmtheit:

„Menschenthun ist ein Verkehrtes,
Menschenthun ist Ach und Krach ...
Im Bewußtsein seines Werthes
Sitzt der Kater auf dem Dach!“

Allein dem größeren Publikum gefiel im Anfange der Trompeter gar nicht recht; das Verständniß solch' feinen sinnigen Humors setzt bei dem Leser eben auch viel eigene Seelenfeinheit voraus; nur wenige ächte Köpfe gaben damals gleich ein richtiges Urtheil über die reiche dichterische Begabung des Verfassers kund.

Wir selber hatten diesen Sommer das Glück, eine inhaltvolle Lebensstunde mit Professor Jacob Burkhardt in Basel zuzubringen. Der geistvolle Autor der „Renaissance in Italien“ und der „Zeit Konstantin's des Großen“, der in seinen Schriften an historiographischer Kunst und Schönheit selbst einen Ranke hinter sich läßt — ein Mann, eben so imponirend als hochentwickelter Mensch denn als berühmter Gelehrter — kam auch auf Scheffels „Trompeter“ zu sprechen und erklärte mit leuchtendem Auge, wie er es beim Erscheinen des Gedichtes alsbald freudig gefühlt habe, daß es doch noch wirkliche Dichterkraft in der Welt gäbe. — Wir werden gelegentlich auf Burkhardt und seine Meisterwerke zurückgreifen. Scheffel aber, unbekümmert um die noch geringe Anerkennung der öffentlichen Meinung, trat damals getrosten Muthes mit einem äußerst heiteren Liede „Blut und Dinte“ aus dem badischen Staatsdienste und begann nun ein Dichterwanderleben, das er in seltener Art bis auf den heutigen Tag fortgesetzt hat. Er selber nannte sich den „fahrenden Schüler“; er ist inzwischen der fahrende Meister geworden. Zeitweilig dachte er zwar wohl daran, sich als Docent in Heidelberg niederzulassen — —

Altheidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich —
Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein“ — —

lag ihm sehr am Herzen; dessen ungeachtet trieb es ihn jedoch stets von Neuem in die Ferne hinaus. So schlug er denn zunächst sein Zelt am Bodensee auf; im Kloster von St. Gallen wurden fleißig die alten Chroniken studirt, und auf dem Hohentwiel bei dem Dorfe Singen träumte sich der Dichter seinen „Ekkehard“ zurecht. Noch heute kann man es den braven Kronenwirth in Singen rühmen hören, wie der Herr Doctor Scheffel bei ihm gewohnt und den Ekkehard bei ihm geschrieben habe, und welchen Wein er vornehmlich gern getrunken. — Wir folgten bei unserm Besuche in Singen natürlicher Weise dieser freundlichen Andeutung.

Mit dem „Ekkehard“ stand nun der Dichterberuf Scheffel's auch für die größere Menge völlig gerechtfertigt da; das Buch gewann sich bald einen gewiegten Leserkreis. Man konnte selbst auf dem Antlitze älterer Polizeidirectoren stellenweise einen milderen Ausdruck erblicken, wenn man mit ihnen von „Ekkehard“ sprach. Sie hätten vielleicht gar den „fahrenden Schüler“ auch ohne Paß durch's Gelände ziehen lassen, falls er ihnen polizeilich vorgekommen wäre. Der berühmte Anatom Göttingens, Geh. Rath Henle, versicherte uns einst auf einer nächtlichen Eisenbahnfahrt zwischen Hannover und Kassel, er lese fast gar keine Romane; allein den „Ekkehard“ habe er mehreremale mit wahrem Genuß gelesen, „das sei doch einmal wieder ein Buch!“ Der „Engere von Heidelberg“ endlich, die heilige Hermandad am Neckar, schickte einen besondern Abgesandten an den Bodensee, um zu erfragen, wo herum wohl das Urbild von Jungfräulein Praxedis aufzufinden sei. Und obgleich dieses nicht gelang, so beschloß dessenungeachtet die heilige Hermandad feierlichst: „dem fahrenden Schüler Josepho Scheffel die lange Fridrum in Gnaden nachzusehen; im Betreff der Herzogin Hatwig und des Schulmeister Ekkehard aber, die zusammen nur den Virgil lasen, den Verfasser der Worte Dante's zu gemahnen

„quell' giorno piu non vi legemm' avante“

und wäre es so schöner gewesen“ — ein Richterspruch, der dann mit fester Hand in's Fremdenbuch auf dem Hohentwiel eingeschrieben wurde — Scheffel selber hat ihn später dort gefunden. Noch einen zweiten frischen Scherz, der wohl der Vergessenheit entzogen werden darf, erlaubte sich weiter der Heidelberger Freundeskreis mit seinem dichtenden Liebling. Als nämlich dieser kurz nach dem Erscheinen des „Trompeters“ am Neckar weilte, um seine Habilitation an der Universität vorzubereiten, erhielt er eines Tages über ein Dutzend Briefe, meistens in schrecklichen Handschriften, angeblich von den verschiedenen Personen, die im Trompeter vorgeführt werden, und die sich alle in der bittersten Weise über das Verfahren des Dichters beschweren. Nur ein anerkennendes Schreiben war darunter, welches die Adresse trug: Herrn Joseph Scheffel in Heidelberg. Dienstsache. und lautete:

„Ich übersende Ihnen hiedurch, in Anbetracht Ihrer poetischen Verdienste, den von dem Demokraten Uhland refüsirten Orden pour le merite und versichere Sie meiner königlichen Gnade. Sanssouci, den 18. März 1854.
Friedrich Wilhelm.“

Ganz anders dagegen sprachen sich die übrigen Zuschriften aus. So heißt ein Brief von einem Glaubensgenossen des „Ben Machol“:

Ew. Wohlgeboren werden uns als der Verfasser eines Pamphlets bezeichnet, betitelt „der Trompeter von Säkkingen“. Unser Haus macht zwar nicht in Poesie, es thut nur in Papier, in Politik und in der Kirch. Aber es ist uns gesagt worden von gute Freund, mit dem Levi Ben Machol, von dem die Rede sei in dem Gedicht, sei gemeint einer von den Söhnen von Aaron Zasig und Comp. Wir wollten uns nur darüber von Ihnen eine kurze Erklärung ausbitten; sollten Sie wirklich die Absicht gehabt haben, uns zu beleidigen, so können Sie überzeugt sein, daß der Schade an Sie haften bleibt. Mit Hochachtung Ihre ergebensten

Gebrüder Zasig.

Ferner lief ein akademisches Schreiben ein mit dem Inhalte:

Verehrter Herr! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß Sie die Zahl unserer Privatdocenten zu vermehren gedenken; zugleich wird aber auch von kundiger Seite versichert, daß Sie Verfasser eines Pamphlets, betitelt „der Trompeter von Säkkingen“, sein sollen, worin auf Seite 33 u. ff. verschiedene anzügliche Redensarten über das römische Recht fallen gelassen sind. Obwohl ich meinerseits dabei nichts Beleidigendes für meine Person finden kann, da sich das Persönliche jedenfalls nur auf meinen jüngeren Collegen beziehen läßt, der bekanntlich neben mir Pandekten liest (im Winter, wenn ich sie nicht lese), so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß diese Ihre öffentlich ausgesprochene Geringschätzung gegen das wichtigste Gebiet der Jurisprudenz Ihrer Habilitation nur störend werden kann. Ich mache Sie als Freund vertraulicher Weise darauf aufmerksam; ohne Zweifel sehen Sie darin eine dringende Aufforderung, durch eine glänzende juridische That diesen poetischen Mißgriff gut zu machen. Wie wäre es, wenn Sie z. B. eine eigene Schrift, das Verhältniß meiner juristischen Leistungen zur Weltgeschichte, exponirten und dabei dem seichten Recensenten des literarischen Centralblattes eine verdiente Züchtigung zu Theil werden ließen? Es ist dies nämlich nur meine unmaßgebliche Ansicht, Sie werden in jedem Falle das Vertrauen und Wohlwollen, das daraus spricht, gehörig zu schätzen wissen. Ich verbleibe mit großer Gewogenheit Ihr Geh. Rath XX. *)

Dann reklamirte der Pfarrer Raßmann wegen Beeinträchtigung seiner Familie in dem Trompeter von Säkkingen:

Herr Doctor! Ich habe die Ehre, Ihnen gar nicht zu kennen; Sie aber mich auch nicht. Ich weiß darum auch gar nicht, wer Ihnen die Erlaubniß gegeben hat, unsere Familie in einem gedruckten Buche zu verschimpfieren. Ich bin der Pfarrer Raßmann und folglich aus einer anständigen, im ganzen Hessenlande wohlbekannten Familie. Trompeter haben wir keinen unter unseren Verwandten gehabt, am allerwenigsten einen, der im Suff ertrunken ist. Die Raßmänner — das muß wahr sein — haben alle einen guten Durst, aber sie können auch was Ordentliches heben. Daß ein Raßmann, auch wenn er ein Trompeter gewesen wäre, sich so übernommen hätt', kann nur einem Gelehrten, der die Welt nicht kennt, in den Sinn kommen. — Kurz und gut, Herr Doctor, wenn Sie nicht binnen acht Tagen im Frankfurter Journal das Bewußte förmlich revociren, so werde ich mich am neunten Tage a dato in meiner neuen Amtsuniform, begleitet von meinem Vicar, nach Heidelberg aufmachen und persönlich mit Ihnen darüber reden. Ich kann es dann ganz machen wie ich will. Gott befohlen. Ihr

Raßmann, Pf.

Noch ernster nahm ein Freund des „Trompeter Raßmann“ die Sache mit dem Verfasser:

„Obwohlen man sich über einen so lausigen Skribent nicht ärgern sollt, so muß ich Ihnen doch sagen, ich hab' gleich gemerkt, was Sie meinen, und daß der Raßmann, seelig, im Rausch in's Wasser gefallen sei und das ist nicht wahr. Wer wie ich den Seeligen gekannt hat, der weiß es recht gut, daß er von schiechtem Wein, wie man in der Schweiz kriegt, absonderlich wenn man Musik macht, nicht können besoffen werden und daß es nur die Schuld ist, daß die knickerigen Schweizer das zerbrochene Geländer an der Brück nicht haben machen lassen — und so nahe an der „goldnen Ganß“. Und ist die gut Klapptrompete mit untergegangen, wofür ihm in Würzburg schon 13 Kronthaler geboten waren, und sagte er dermalen nichts dazu als ....!! und Sie wollen so einen Mann noch im Tod schimpfiren und Sie wollen von Musik redden und thun erzählen, daß der fahrende Student hab' vor dem Schlößel eine Zug mit seiner Trompet geblasen! als wozu ja mehr Instrument oder Stimmen gehören!!! Was wissen Sie von Musik!! Sie wissen gar nichts, und sagen mir Kenner: Er steht unter der untersten Linie und hat einen Strich durch seinen Kopf. Da haben Sie Ihr Sach!!! Dero Aloys Nepomuck Schwillberger, Hornist aus Bunzlau. Birmasenz auf der 40 Ritter-Dult.“

Lassen wir hier den mahnenden Brief aus, den ein alter Aktuar an den Verfasser des Trompeter richtet, daß er doch den badischen Staatsdienst nicht verlassen solle, wie trefflich die Ansprache auch in Ton und Stimmung gehalten ist, so erübrigt noch ein Billet-doux der Knopfwirthin von Säkkingen, das nach Frauenart die Wahrheit gerade heraussagt:

„Was ischt awer das, Herr Assesser? Wie möge Sie mich so broschdiduiren in einem gedrucken Buch noch dazu? Und es ischt ja doch Alles verlooge, was sie vom „goldne Knopf“ und der Knopfwirdin gesagt haben. Es ischt verlooge, daß im „Knopf“ ein Gascht ist abgewiesen worden und noch gar ein Säkkinger. Das ischt doch nicht recht, von ehrbaren Menschen solche Sache zu sagen. Sie haben's doch gut bei mir gehabt, ich hab Ihnen niemals was zu Leids than, e guntrār habe sie immer das Beschl von mir krigt. Und mit der Zahlung hab ich sie auch nicht unrecht behandelt. Aber über die Bedienung dürfen sie auch nicht klage. Heiliger Fridl, wenn ich reden wollt! Mainen sie nit, daß Unser Ains nit auch de Weg un Steg kennt, was unter die Leut zu bringe. Aber warten Sie nur, Herr Assessor, wenn sie wieder in unsere Gegend kommen. Der Kablan ist wild auf sie, der Förster au, der Büttel will Ihnen den Kittel ausklopfe von wege dem Frühschobbe, und der lang Fridli von Bergalingen ischt vor Amt gangen und hat sich ein Zeugniß ausstelle lasse, wegen dem, was sie ihm nachgesagt haben. Fuy Deuwel! Herr Assessor; wer hat das von ihne denkt und es ist doch Alles verloge. Die Knopfwirdin von Säkkingen.“

Scheffel nahm den kleinen literarischen Scherz, wobei der Historiker Häusser seine feine Hand mit drin hatte, sehr liebenswürdig auf; diese Briefe wurden zu einer literarischen Rarität, die man emsig abschrieb; die Originale besitze ich.

Leider erlebte nur seinerseits der Verfasser wenig eigene Freude an seinem Ekkehard, dem so liebevoll durchgeführten Gemälde aus alter Zeit. Denn einmal wollte die Zunftgelehrsamkeit sich nicht damit zufrieden geben, daß so viel gründliches positives Wissen, ein solches Studium mittelalterlicher Quellen nur zu einem Romane vernutzt worden war; — es hätte ja eine schöne akademische Abhandlung daraus werden können; und außerdem wurde ihm durch den Bankrott seines Verlegers das Eigenthumsrecht von dem Werke auf viele Jahre aus der Hand gespielt; ja schließlich beging eine würtembergische Winkelbuchhandlung an demselben einen auf dem literarischen Gebiete unerhörten Streich, der nicht einmal innerhalb der Grenzen des gesetzlich Erlaubten blieb. Es erschien nämlich plötzlich auf dem Büchermarkte, ohne jedes Wissen des Verfassers, ein zu einem katholischen erbauenden Kinderbuche zusammengestrichener „Ekkehard“ mit frommen Bildern — da hört denn doch Alles auf! Die Sache ist noch nicht ganz ausgetragen; wir werden indessen gelegentlich ausführlich darauf zurückkommen, um eine solche Firma für immer vor dem Publikum zu kennzeichnen.

Nach Veröffentlichung seines so geistesfrischen Romans ging dann Scheffel zum zweitenmale nach Italien, um in der mittelalterlichen Geschichte des Landes einen Stoff für eine andere größere Arbeit zu suchen. Wenn wir uns recht erinnern, entnahm er denselben aus dem vierzehnten Jahrhunderte Venedigs. Er hat ihn indessen nicht völlig ausgeführt; denn während er nach seiner Rückkehr in München daran arbeitete, ward sein brüderliches Herz von einem äußerst schmerzlichen Todesfall in seiner Familie so tief getroffen, daß er Jahre hindurch die Feder niederlegte und nur in der ernstesten wissenschaftlichen Beschäftigung Trost und Halt suchte. Da sitzt er denn lange in der großen fürstlichen Bibliothek zu Donaueschingen, theils um sie nach einem neuen Katalog zu ordnen, namentlich aber um ihre reichen Schätze aus dem Mittelalter für das eigene Studium auszubeuten; Besuche auf der Meersburg am Bodensee bei dem jüngst verstorbenen Freiherrn von Laßberg, dem treuen Hüter alter deutscher Dichtung, auf

*) Demselben Herrn hatte einst sein Verleger gerathen: „Ach, Herr Geheimerath, wenn Sie doch Ihre Bücher unter einem andern Namen herausgeben wollten, sie „gehen“ sonst so gar nicht.“

Schloß Banth in Franken, schlossen sich weiter an den Aufenthalt im Schwarzwalde, bis der unermüdliche Forscher zuletzt, als freundlichst geladener Gast auf der Wartburg, auch an der Stätte des berühmten Dichterkampfes die Dichtkunst des Mittelalters in ihrem innersten Wesen zu erfassen suchte. Dergestalt hat sich bei ihm im Laufe der Zeit eine Kenntniß altdeutscher Poesie und ein Material zur dichterischen Behandlung der deutschen Vergangenheit angesammelt, wie es bei einem nicht ausschließlichen Fachgelehrten wohl einzig in seiner Art ist. Alle diese Studien gruppiren sich aber zunächst im weiteren Kreise um das Nibelungenlied. Den Ursprung des großen germanischen Epos will der Dichter in einem reichen Kulturbilde vorführen. Als wir ihn jüngst auf dem Landhause in Pinzenau, das er von Ernst Förster gemiethet hat, besuchten, lagen in dem alten Schreibtische von Jean Paul, Förster's Schwiegervater, Stöße von Auszügen aus würdigen Pergamenten, Zeichnungen von Gegenden, in denen das Nibelungenlied spielt, eine Unsumme von wissenschaftlichen Vorbereitungen und Vorarbeiten, mit denen andere Leute sich für ihr ganzes Leben begnügt hätten. Und Gottlob, die Hand, welche uns die Blätter aufschlug, sie war wieder sicher und fest, das Auge heiter und ruhig, die Stirn frei und unumwölkt! Aber an den Rand des Grabes hatten sie ihn vor einigen Jahren gebracht die unermüdlichen Studien, durch welche der Leidersaßte der Seele Schmerz zu zwingen hoffte; auf einer Reise in die Schweiz war er in furchtbarem Fieber zusammengebrochen, es bedurfte einer langen sorgsamen Pflege, ehe die Manneskraft voll bei ihm zurückkehrte. Jene Zeiten liegen jetzt jedoch hinter dem wandernden Dichter; mit fröhlichem Muthe ist er in der Mitte grüner Einsamkeit zu seinem großen Werke zurückgekehrt und wirft nun, gleichsam als vorläufigen Gruß an seinen Leserkreis, nach langem Schweigen einen Band Gedichte hinaus, die bei der Arbeit am Nibelungenstamm wie leichte Spähne abgefallen sind.

„Frau Aventiure“, dem Großherzoge von Sachsen als Sängerdank für edle Gastfreiheit auf der Wartburg gewidmet, ist eine graziöse Zusammenstellung mittelalterlicher Dichtungsstoffe in mittelalterlichen Formen, stellenweise sogar im gewandten mittelalterlichen Latein. Der Verfasser sagt in der Vorrede, als er im September 1857 die Wartburgfeier mitgemacht, habe er gedacht: „Hei, wer so viel erfahren dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten sammt den starren und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde, wie mit Goethe's und Schiller's klarer Zeit! Und langsam ehrwürdig, als hätte sie in einem Erdgeschoß im Landgrafenpalas weltentrückt wie Kaiser Rothbart im Kyffhäuser die Jahrhunderte verschlafen, kam auf den Steinstufen unter der Sängerlaube Frau Aventiure emporgestiegen und sprach, dieweil Lächeln unsterblicher Jugend die Lippen umspielte: „Vertrau Dich mir, ich führe Dich zu Jenen!“... Und sie hat ihr Wort redlich gehalten und mich mit den Gefährten ihrer Blüthetage bekannt gemacht, daß mir deren Sprache und Kunst keine fremde mehr ist. Manch guten Rasttag hab' ich jenen Findern wilder Mären gelauscht, manch guten Wandertag bin ich über Berg und Thal ihren Spuren, die bis weit an die Donau hinabweisen, nachgezogen. Man mag von der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts urtheilen, wie man will: eine Zeit, die als Markstein ihrer epischen Dichtung auf der einen Seite den Parcival, auf der andern das Nibelungenlied als Zeugniß ihrer Lyrik, hier den gemüthreichen Erstlingstrieb des deutschen Minnesanges, dort das üppige lateinische Tiriliren der fahrenden Schüler hinterlassen hat, wird dem Forscher, auch wenn er nicht mit schwärmender Sehnsucht nach ihr zurückblickt, noch langehin Gegenstand umfangreicher und ergiebiger Untersuchung bleiben.“

„Dem Dichter aber, an welchem des Meister Fridank Spruch: „Mein Herz im Traume Wunder sieht, das nie geschah und nimmer geschieht“ in Erfüllung gegangen, sei für heute nur vergönnt, einen Strauß von Liedern, wie er auf der Frau Aventiure von Mailust und Tanzfreude durchwehten Blumenangern hundertfältig zu pflücken ist, prunklos und formlos zusammenzubinden, als unvollkommenen, langsamen und ernsten Studien mit Fiedelklang vorauseilenden Ausdruck aufrichtigen Dankes, den er einem hohen Schirmherrn deutscher Kunst schuldet.“

„Stelle Dir vor, geneigter Leser, in jenen weltlich fröhlichen geräuschvollen Tagen, die den asketisch strengen der heiligen Elisabeth vorausgingen, sei ein schriftkundiger Mann, der mit ritterlichen Sängern und Singerknaben, mit Mönchen, Spielleuten und fahrenden Schülern bunten Verkehr halte, auf den Einfall gekommen, eine Sammlung von Liedern, wie der Zufall sie ihm zutrug, anzulegen. So Du freudigen Sinn hast für alterthümliche Weisen, so laß Dich umsummen von ihrem Getön und versetze Dich ein Stündlein oder zweie in lustige Träume im Rundbogenstyl.“

Aus dem reichen Kranze der Lieder, die sich in den verschiedensten Stimmungen bewegen, oft weich bis zur Thräne, oft spöttisch bis zum Hohn, wollen wir hier aber nur drei auswählen, die uns persönlich besonders gut gefallen haben; dem Leser mag es dabei überlassen bleiben, sich in dem Buche selber die eigenen Lieblinge auszusuchen. Das erste heißt:

Dörpertanzweise.

(Zu Ehren Heinrichs von Ofterdingen gedichtet.)

Ich versihe mich niuwer maere,
Uns komt der Stürmaere.
Kuneck Laurin v. 80.

Den Finken des Waldes die Nachtigall ruft:
„Von Geigenstrich schallt es goldrein durch die Luft,
Ihr Zwitschrer, ihr Schreier, nun spart den Diskant,
Der Heini von Steier ist wieder im Land!“

Flickschuster im Gaden schwingt's Käpplein und spricht:
„Der Himmel in Gnaden vergißt Unser nicht,
Sohlleder wird theuer, Bundschuh platzt am Rand,
Der Heini von Steier ist wieder im Land.“

Schon schwirren zur Linde, berückt und entzückt,
Die lieblichen Kinder mit Kränzen geschmückt:
Wo säumen die Freier? Manch Herz steht in Brand...
Der Heini von Steier ist wieder im Land.

Und wer schürzt mit Schmunzeln den Rock sich zum Sprung?
Großmutter in Runzeln, auch sie wird heut jung..
Sie stelzt wie ein Reiher dürrbeinig im Sand...
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

Der Hirt läßt die Heerde, der Wirth läßt den Krug,
Der Knecht läßt die Pferde, der Bauer den Pflug,
Der Vogt und der Mayer kommt scheltend gerannt:
„Der Heini von Steier ist wieder im Land.“

Der aber hebt schweigend die Fiedel zur Brust..
Halb brütend, halb geigend — des Volks unbewußt.
Leis knisternd strömt Feuer um Saiten und Hand...
Der Heini von Steier ist wieder im Land!

...Im Gärtlein der Nonnen auf blumiger Höh
Lehnt Eine am Bronnen und weint in den Klee:
„O Gürtel und Schleier.. o schwarzes Gewand..
Der Heini von Steier ist wieder im Land!“

Als wir dieses Lied in Basel dem Professor Burkhardt vorlasen, der das Büchlein noch nicht erhalten hatte, rief er lebhaft aus: „Das macht dem Scheffel kein Anderer nach!“ Ein zweites, unendlich wehmüthiges Gedicht trägt die Ueberschrift:

Irregang.

Irregang haiss ich
mang lant waiss ich,
min vatter Irrgang was genannt,
er gab mir das erb in min hant
ob ich in ainem lant verdürb
das ich im andern niemer zu eren würb.
Liedersaal Nr. CXXVII.

Die Berge schimmern weiß beschneit
Eis deckt der Ströme Wogen;
Wer kommt im Faschingnarrenkleid
Mit Schall durch's Land gezogen?
Das ist der lange Irregang.
Zum Bergwerk will er zielen,
Der Knappschaft und den Grubenherrn
Zu einer Hochzeit spielen.

Die Braut trat vor den Spielmann hin:
„Noch einmal laß dich grüßen,
Noch einmal, eh' wir zur Kirche ziehn
Den Singemund dir küssen!“
„Vergelt dir's Gott“, sprach Irregang,
„Wie bist du fein geschniegelt!
Nun bleibt mein Mund dem Singesang
Für alle Zeit versiegelt!“

Der sechste Reigen war gethan,
Den Kehraus wollten sie schwingen,
Da huben dem waidlichen Fiedelmann
Die Saiten an zu springen.
„Klipp, klapp, schabab“, sprach Irregang,
„Nun spanne ich keine andern,
Begnügt euch am Schalmeienklang,
Ich muß noch weiter wandern.“

Die Braut und aller Jungfrau'n Schaar
Geleiteten ihn mit Leuchten,
Und als er am Scheidewege war,
Sein Auge wollt' sich feuchten.
„Der scharfe Wind“, sprach Irregang,
Macht mir die Augen weinen;
Es ist um diesen Abschied nicht,
Daß sie bethränt erscheinen.“

Und als er kam zum Stift am Bach,
Die Stiftsherrn winkten beim Becher:
„Es wettert jach! Thu' fein gemach!
Verkost unsern Sorgenbrecher!“
„Hei Mortnau mein!“ sprach Irregang,
„Du heilst viel schwere Wunden,
Doch wem das Herz in Wermut schwimmt,
Dem mag kein Trank mehr munden.“

Und als er kam zum Schloß am Berg,
Der Thorwart rief vom Thurme:
„Wohl her zur Burg! Dein Wanderwerk
Taugt nichts bei Nacht und Sturme!“
„Heil euerm Haus!“ sprach Irregang,
Dort spielt ich in besseren Tagen;
Doch wenn die letzte Saite sprang,
Wird's schwierig, Laute zu schlagen.“

Und als er auf den Höhen stand,
Wild schnob des Windes Blasen,
Blies allen Schnee zuhauf im Land
Und deckte Joch und Straßen.
„Willkomm, Freund Schnee“, sprach Irregang,
„Herberg' mich, kühler Geselle,
Die Stirne glüht mir heiß und bang,
Ich bin zur rechten Stelle.“

„Hier find' ich, wie ich nur wünschen mag,
Weichweißeste Linnen und Decken,
Und Hochzeitschlaf!.. Bis zum jüngsten Tag
Soll mich kein Wächterhorn wecken!
Hei Irregangs letzter Irregang!
Was schaudert ihr, Neidhartgesichter?
Er träumt, er halte die Braut im Arm,
Halei, wer löscht ihm die Lichter?“

Ich glaube, den Wandrer im Narrenkleid
Hat Schnee und Sturmnacht begraben,
Verschneit, verweht .... verweht, verschneit!
Er wollt's nicht anders haben.
Du waidlicher Meister Irregang,
Sag' an, wo bist du geblieben?
.... Die Flocken fliegen im wirbelnden Drang,
Stäuben zusamm.. und zerstieben..

Neben solchen tief ernsten Stimmungen, wozu wir auch den „Trauergesang Anastasios des Byzantiners“ und das Lied: „Von Lieb und Leben scheidend“ in erster Linie rechnen, enthält jedoch die Sammlung ebenfalls manche kecke humoristische Ausführungen, die den neu ringenden frischen Jugendmuth des Dichters belegen. Der „Archipräpositus Gumpo“ ist ganz allerliebst; schneidend bitter „Magnus vom finstern Grund“, der Sonnenwendtagfeuer mit der Kaufherrnstadt hält; wir schließen hier mit dem „Gedenkreim“ Anastasios, des Byzantiners (als die ehernen Rosse des Lysippos nach Venedig abgeführt wurden):

Der Eine braucht's, der Andre hat's!
Und dessenwegen führt man Krieg,
Der Starke nimmt des Schwachen Platz
Und Beute lohnt den Schlachtensieg.
Der Eine braucht's, der Andere hat's!
Und wem das Glück hold, der erficht's.
Gott sorgt schon für den armen Spatz,
Sprach weiland Walter Habenichts.

Der Eine braucht's, der Andere hat's!
Fahr wohl, du goldnes Viergespann,
Byzanz verliert den theuren Schatz,
Weil ihn Venedig brauchen kann.

Scheffel selber deutet in dem letzten Liede des Buches „Auf wilden Bergen“ auf die Arbeit hin, an der er seit Jahren schafft.

„Im Gletscherabstrom stund mein Jagdwein kühle
Und füllt den Kürbisbecher kalt und klar:
Froh bring ich ihn, den Glimmerblock zum Pfühle,
Als Weihetrunk Frau Aventiuren dar.
Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet,
Doch eine Stimme flüstert mir: bezwing's!
..Der Lieder größtes steht noch unbeendet..
Ich geh zu Grunde — oder ich vollbring's!

Das so in Aussicht gestellte Werk wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Seinen Titel darf freilich der Freund vorerst noch nicht verrathen; allein in wonniger Sommernacht hat er bei rothem Ungarwein — in der grünen Einsamkeit von Pinzenau — Blicke in das werdende Buch thun dürfen — der „fahrende Schüler“ Josephus Scheffel ist zum Meister geworden! *)

---

* Die heilige Cäcilie von Rafael.

In den Kreisen der Kunstfreunde ist eine lebhafte Erörterung eröffnet worden über ein Bild, welches seit Kurzem im städtischen Museum in Leipzig ausgestellt ist. Es gehört seit einigen Jahren dem englischen Kunstkenner Thomas du Boulay auf West-Lawn bei Sandgate in der englischen Grafschaft Kent und ist eine heilige Cäcilie, hinsichtlich welcher nun ein Streit ausgebrochen ist, ob

*) Wie wir hören, sind bereits auf Wunsch des Großherzogs von Weimar in Karlsruhe bei Photograph Puhlmann die von Anton von Werner vollendeten Compositionen zur Frau Aventiure erschienen, über welche der Dichter selber uns sagt, sie seien sehr sinnig und graziös, man würde Freude daran erleben; ein junger Künstler ginge darin den ersten siegreichen Gang in die Welt hinaus. Die Blätter muß man also nachbestellen.

dieselbe ein echter Rafael oder eine Copie sei. In den Wiener „Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst“ tritt Alfred von Wolzogen lebhaft für das Bild in die Schranken, indem er es über das allbekannte Kleinod der Pinakothek zu Bologna, die berühmte heilige Cäcilie, stellt. Dieselbe war 1798 mit so vielen anderen Schätzen der Kunst nach Paris gebracht worden, auf Leinwand übertragen und 1815 nach Bologna zurückgekommen. Bei dieser Reinigung und Uebertragung ist dem Bild übel mitgespielt, die Gestalten plump und schwer geworden; alle Kupferstiche aber, sowohl die vor als die nach der Restauration und Verstümmelung des Bildes angefertigten, erreichen nicht die ursprüngliche Schönheit des Originals. Die Fehler und Mängel, mit welchen die Bologneser Cäcilie behaftet ist, sind nun aber auf das Glücklichste vermieden auf jenem seit 1855 im Besitze des Herrn du Boulay befindlichen Bilde, welches nach der Meinung Wolzogens im Kupferstich die ganze Pracht Rafaels wiedergeben müßte. Er theilt über das Schicksal des Gemäldes das Folgende mit:

Das Bild, welches allerdings nur den dritten Theil der Größe des Bologneser Gemäldes hat, gehörte einem sehr alten Manne Namens Landucci, der um 1855 in Florenz gestorben ist. Derselbe hatte zwei Söhne, und als Mr. du Boulay, der längere Zeit in Florenz gelebt und dort Kunstschätze erworben hat, die erste Nachricht von dem Bilde empfing, wurde ihm gesagt, der alte Landucci habe sein Vermögen diesen Söhnen gemeinschaftlich vermacht, der Eine derselben sei aber blödsinnig. Von dem Andern kaufte Mr. du Boulay bald nach des Vaters Tode das Bild; möglicherweise hat Jener den Umstand der nicht völligen Zurechnungsfähigkeit des Bruders dazu benutzt, um einen Schatz zu Gelde zu machen, der nach des Vaters Willen nie zum Verkauf kommen sollte. Ein Mysterium hat jedenfalls über demselben stets geschwebt, und auch schon vor dem du Boulay'schen Ankaufe muß ein undurchdringliches Dunkel hinsichtlich des Bildes, seiner Entstehung und Geschichte geherrscht haben; denn nicht eine Seele in Florenz hatte es jemals gesehen oder davon gehört. Alle Nachforschungen des Käufers über den Erwerb des Gemäldes durch die Landucci sind fruchtlos gewesen; er stellte nur so viel fest, daß die Familie aus Pescia bei Lucca stamme und nicht zu den Nobili gehöre. Uebrigens ging auch Mr. du Boulay bei seinem Kaufe vorsichtig zu Werke und sorgte namentlich dafür, daß derselbe geheim blieb, bis er seinen Schatz glücklich nach England transportirt hatte, weil er fürchtete, daß beim Bekanntwerden der Sache ein Ausfuhrverbot Seitens der Behörde erfolgen möchte. Da Passavant das Gemälde entschieden nicht gekannt hat, so erscheint es doppelt überraschend, wie sehr dasselbe seiner ganz und gar nicht zutreffenden Schilderung des Bologneser Bildes in seinem Werke über Rafael und überhaupt seiner allgemeinen Darstellung von den specifischen Vorzügen des Rafaelschen Genius entspricht. Alles, was nicht bloß Passavant, sondern auch andere Kenner Rafael's als die Hauptmomente anführen, durch welche er sich von sämmtlichen übrigen Malern unterscheidet, tritt in dem du Boulay'schen Bilde mit besonderer Kraft und Schönheit hervor, jedenfalls in weit höherem Maße, als dies auf dem verunstalteten Bologneser Originale der Fall ist. Was Rafael an tiefer, rührender Empfindung, Großartigkeit der Auffassung und Anmuth der Ausführung besaß, es kommt auf dem Gemälde von West-Lawn zur Erscheinung. Mr. du Boulay selbst war dreimal in Bologna, um die Verschiedenheiten seines Bildes und des dortigen durch Gegenüberstellung beider auf das genaueste zu konstatiren; er vermag hiernach zum wenigsten 50 wesentliche Differenzpunkte namhaft zu machen, die alle zum Vortheil seines Gemäldes ausschlagen. Auch lebt er persönlich der Ueberzeugung, daß ihm nicht eine einzige Stelle wird nachgewiesen werden können, wo das heutige Bologneser Bild das seinige etwa überträfe; denn selbst hinsichtlich des Kolorits sind die Unvollkommenheiten des ersteren auf dem letzteren durchgehends vermieden, die Farben sind hier nirgends nachgedunkelt und fließen nirgends mit der Grundirung zusammen. Licht und Schatten treten auf das prägnanteste hervor, jede Linie erscheint klar und bestimmt.

Die Differenzen sind universelle und verbreiten sich gleichmäßig über alle Theile des Bildes. Ein Hauptunterschied tritt zunächst im Ausdruck sämmtlicher Köpfe auf; selbst mit Bezug auf den des heil. Augustinus wird man nicht sagen können, der Ausdruck des Originals sei verfehlt, da es eben ein ganz anderer und offenbar ein absichtlich anderer Gesichtsausdruck ist, der uns auf dem du Boulayschen Gemälde entgegentritt. Die Köpfe haben hier, was sich auf den ersten Blick erweist, viel mehr individuelles Leben, als in Bologna; sie erscheinen wie Porträts, welche der Situation angepaßt sind. Der Bischof ähnelt dem San Sisto der Dresdener Madonna, an den bei der Bologneser Darstellung nichts erinnert; in dem Johannes lassen sich die Züge von Rafael selbst, in dem Paulus die des Michel Angelo erkennen, was denn auch ganz mit Passavant's richtiger Bemerkung harmonirt, daß Rafael in seiner späteren Zeit alle seine Köpfe ganz vorzugsweise zu individualisiren liebte. Ferner ist in dem du Boulay'schen Bilde eine weit detaillirtere Ausführung sichtbar, als auf dem Bologneser in seinem dermaligen Zustande. Die vordere Verzierung des Kleides der heil. Cäcilia ist z. B. auf dem letzteren von geradezu wehethuender Rohheit und völlig werthloser Zeichnung, während auf jenem Gemälde gerade in diesem Punkte eine so exquisite Feinheit und Grazie herrscht, daß es fast unmöglich erscheint, die Linien zu copiren, ohne die Freiheit und Anmuth der Ausführung dabei einzubüßen. Gänzlich verschieden sind ferner an der Gestalt der Cäcilia der Gürtel, der in Bologna auffallend steife Haarknoten auf dem Haupte der Heiligen, die kreuzförmige Broche und vor Allem der Gesichtsausdruck. Selbst Nebendinge, wie z. B. die am Boden liegenden musikalischen Instrumente, die Vase, welche die heil. Magdalena in der Hand hält u. A. m. sind auf dem englischen Bilde von der allerfeinsten und sorgfältigsten Ausführung, das Salbengefäß, das in Bologna ganz grob und unklar gemalt ist, kann man nach der anderen Darstellung eines Benvenuto Cellini für würdig erklären.

Die Farben sind auf dem du Boulay'schen Bilde durchgehends viel reicher, der Himmel vom zartesten und schönsten Ton, die Farben der Gewänder prachtvoll, die Engelgruppe von echt Rafael'scher Schönheit, während gerade in allen diesen Punkten das Bologneser Bild mißhandelt und verschmiert ist. Nach alledem nimmt Wolzogen an, daß das du Boulay'sche Gemälde nicht nach jenem copirt sein könne, mag aber nicht mit Bestimmtheit ein Urtheil darüber aufstellen, ob es ein echter Rafael oder eine Copie des ursprünglichen Originals sei. Der große Meister malte seine heilige Cäcilie auf Bestellung des Cardinals Lorenzo Pucci und ließ sie 1516 durch seinen Freund Francesco Franzia als Altarblatt in einer Kapelle der Kirche San Giovanni in Monte bei Bologna aufstellen. Vielleicht liegt bei den beiden Cäcilien in Bologna und West-Lawn ein ähnlicher Fall vor wie bei den sitzenden Rafael'schen Madonnen in Florenz und Dresden.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Kriegsbilder aus Amerika. 2 Thle. Von B. Estvan. — Die Curstauben. Novelle. Von Karl Gutzkow. — Zwei Sünder an einem Herzen. Erzählung. Von Otto Müller. — Die Bauten Konstantins des Großen am heiligen Grabe zu Jerusalem. Von F. W. Unger. — Die Landstreicherin. Roman. Von Th. Scheibe. — Poetische Erzählungen. Von C. Buchholz. — Olympias. Geschichtliches Trauerspiel. Von F. Marx. — Nordische Dramen. Von K. Runge. — Die Kriege der Römer in Germanien. Von L. Reinking. — Aus vergangener Zeit. Gedichte. Von Math. Raven. — Posenschrapers Thilde. Roman aus Hamburgs Vergangenheit. Von R. Heller. — Die Theorie des Denkvermögens. Von C. Hermann. — Worte für Welt und Haus. Von J. Banck. — Das Bihar-Gebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen. Von A. Schmidt.

* Literarische Notizen. Durch die Verlagshandlung von Hirzel in Leipzig erhalten wir wieder eine neue Ausgabe des Romans „Soll und Haben“ von Gustav Freytag. Es ist im Ganzen bereits die zehnte, von der Stereotyp-Ausgabe die vierte. Der gewaltige Erfolg dieses Romans im Laufe von acht Jahren ist ebenso überraschend als erfreulich, ein Beweis, daß auf dem novellistischen Gebiete nicht bloß mittelmäßige Unterhaltungs-Literatur große Verbreitung findet, wie die heutigen Dichter so oft wehmüthig und ärgerlich verkündigen, sondern daß Werke von Bedeutung und poetischem Werth auch bei uns volle Beachtung finden; denn der Erfolg dieses Romans kann ein beispielloser genannt werden. Ueber das Buch selbst noch etwas zu sagen, wäre überflüssig, da sein Ruf in allen Kreisen der Lesewelt fest begründet ist. — Wir machen unsere Leser nochmals auf die im Erscheinen begriffene neue Volksausgabe der sämmtlichen Dichtungen Ludwig Uhlands aufmerksam. Die „Cotta'sche Verlagshandlung“, welche in der Ankündigung mittheilt, daß die Wittwe Uhlands ihre Genehmigung zu dieser billigen Ausgabe ertheilt habe, verspricht dieselbe in zehn Wochenlieferungen ohne Unter-

brechung erscheinen zu lassen, so daß die Subscribenten im November im Besitze des Ganzen sein werden. Der Preis beläuft sich auf nur $1\frac{1}{3}$ Thaler Courant. — Während der zweite Band der Briefe Felix Mendelssohns mit dem von Julius Rietz angefertigten Verzeichniß der sämmtlichen Werke des Componisten die Lesewelt beschäftigt, wurde von dem ersten Bande dieser Briefe bereits die fünfte Auflage erforderlich. — Der deutsche Kaiser Heinrich IV. und sein Kampf mit dem Papste Gregor VII. sind wieder einmal zum Gegenstand eines Schauspiels gemacht worden, und zwar von Armin Bruno. Das Drama ist betitelt: „Der Pilger von Canossa oder der Sieg der Krone.“ — Die in Wien erscheinenden „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“, eine der besten Zeitschriften, auf welche wir unsere Leser oft aufmerksam gemacht haben, nehmen entsprechend dem guten Ansehen, in welchem sie stehen, abermals eine Veränderung und Erweiterung mit sich vor. Der historische und biographische Theil des Blattes soll ansehnlich erweitert werden, alle Notizen über Theater, Concerte und Ereignisse im Künstlerleben in einem besonderen Beiblatte Platz finden. Die durch gesunden Sinn und Unpartelichkeit sich auszeichnende Haltung bleibt dieselbe. Das in kurzer Zeit zu einer ganz besonders glücklichen Entwicklung gelangte Beiblatt „Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst“ erweitert sich dem Hauptblatt entsprechend und wird aus einer Monatsschrift zu einer Wochenschrift, was wir schon früher als wünschenswerth bezeichneten. Die thätige Mitwirkung von Lübke, Pecht, Lützow und anderen Männern verbürgt das beste Gedeihen dieses Blattes, welches wir abermals allen, welche sich für Malerei, Bildhauerei und Architektur interessiren, herzlich empfehlen. — J. G. Fischer in Stuttgart hat auf sein Trauerspiel „Saul“ ein Drama „Friedrich II. der Hohenstaufe“ folgen lassen, welches sehr gelobt wird. Es behandelt den Kampf zwischen Kirche und Staat, in den Personen des großen Kaisers und seines Kanzlers Petrus de Vineis. Als versöhnendes Element erscheint in dem Streite der Beiden des Kanzlers Tochter, welche den Sohn des Kaisers liebt. Das Drama wird zunächst in Stuttgart zur Aufführung kommen. — Der deutsche Volkskalender von Berthold Auerbach für das Jahr 1864 ist bereits erschienen. Unter den beitragenden Schriftstellern finden wir neben dem Herausgeber: Moritz Hartmann, Edmund Hoefer und M. A. Niendorf. — Von dem jungen Münchener Dichter Hans Hopfen, einem Schützling Emanuel Geibels, ist ein Roman, betitelt „Peregretta“, zu erwarten.

*Kunst und Wissenschaft. Deutschland hat einen seiner größesten Gelehrten und besten Männer verloren: Jakob Grimm ist gestorben. Der rastlos arbeitende Greis fühlte sich einige Zeit hindurch unwohl, doch schien das Uebel gehoben, da traf ihn am 19. ein Schlagfluß, der am Tage darauf seinem Leben ein Ende machte. Das Riesenwerk des großen Gelehrten, das deutsche Wörterbuch, ist im Druck bis gegen das Ende des Buchstabens F vorgerückt. — Der Bildhauer Karl Steinhäuser in Rom ist vom Großherzoge von Baden zum Professor an der Kunstschule in Karlsruhe ernannt und wird diese Stelle im nächsten Frühjahr antreten. Da ihm ein jährlicher Urlaub von mehreren Monaten gewährt ist, so kann Steinhäuser sein Atelier in Rom fortführen. In diesem Augenblick hält er sich zum Besuche bei seinen Verwandten in Bremen auf. — Am 2. September starb in Wien der Maler T. Schmitson im Alter von 33 Jahren, der bereits durch eine Reihe seltener Leistungen eigener Art eine hervorragende Stellung in der Künstlerwelt eingenommen. — Der schöne Dom zu Wetzlar soll restaurirt werden, es ist aber, da eine durchgreifende Ausbesserung nöthig geworden, eine Summe von mindestens 40,000 Thalern erforderlich. Um diese aufzubringen, hat man einen eignen Dombauverein gebildet, der die allgemeine Theilnahme der Kunstfreunde ansprechen wird. — Kürzlich wurde zu Johanngeorgenstadt in Sachsen ein Standbild des Kurfürsten Johann Georg I. feierlich enthüllt. Die Statue, von dem Dresdener Bildhauer Schwenk in Sandstein ausgeführt, stellt den Kurfürsten in Jagdkleidung dar, mit einem Mantel lose umhüllt, in Reiterstiefeln, den rechten Arm halb erhoben und vorgestreckt, den Moment versinnlichend, in welchem die Genehmigung zur Gründung der Stadt ausgesprochen wird. Auf der Frontseite des vierseitigen Sandsteinpostaments befindet sich eine hierauf bezügliche, der Stadtchronik entnommene Inschrift, darunter ein Bärenkopf, der das Wasser in ein davor angebrachtes Bassin auswirft. Das Denkmal, das auf dem Marktplatze seinen Standort hat, wird als ein höchst gelungenes Kunstwerk bezeichnet. — Meyerbeers Oper „Die Afrikanerin,“ welche wie die Seeschlange seit undenklichen Zeiten immer wieder durch die Blätter geht, tauchte vor einigen Wochen abermals auf. Der Componist, der es meisterhaft versteht, die Welt für sich zu interessiren, hält die Oper bekanntlich zurück, weil er keine genügende Darstellerin der Hauptrolle finden kann. Jüngst glaubte er nun in der ehemaligen Wiener Sängerin Fräulein Tietjens, die seit Jahren in England Triumphe feiert, sein schwarzes Ideal erfaßt zu haben. Sie sang in Paris, aber der Meister läßt durch die Blätter erklären, auch diese Künstlerin genüge der Aufgabe nicht. Die Afrikanerin bleibt also vorläufig im Pulte. — Die in den letzten zehn Jahren von der Gelehrtenwelt so eifrig verhandelte Angelegenheit der Pfahlbauten in der Schweiz hat einen neuen Anstoß erhalten durch eine interessante gleiche Entdeckung in Mecklenburg. Bei dem Ausmodden eines kleinen ursprünglichen Sees (bei Wismar), der rings von Hügeln eingefaßt und seit Jahrhunderten schon zugeschlemmt war, so daß der moddige Untergrund sich mit einer zwei Fuß dicken Lehmschicht bekleidete, fanden sich die Reste von Pfahlbauten. In dem Urboden des Sees war ein doppelter Kreis von eingerammten eichenen Pfählen vorhanden, von einem Durchmesser zu etwa 10 bis 12′, so daß die über dem Wasser stehende Hütte eine runde gewesen sein muß. Die oberen Enden der Pfähle waren verkohlt, woraus zu schließen ist, daß Feuer das Gebäude zerstört hat. Bei weiterem Nachgraben in der Tiefe fand man eine ganze Anzahl von Alterthümern, jenen sehr ähnlich, die man in den Hünengräbern findet, sämmtlich aus Stein. Man fand einen großen Mühlstein, künstlich ausgehöhlt, mit einer Anzahl runder Mühlsteine, einen sehr zierlichen Keil, andere kleinere Geräthe, Scherben irdener Gefäße und Thierknochen, namentlich ein Gehörn, das auf ein wildes Rind schließen läßt, sowie einen drei Zoll langen Zahn eines Wiederkäuers. — Von der neuen Beethoven-Ausgabe liegen wieder mehrere Lieferungen vor. Darunter befindet sich die achte Symphonie (F dur), die drei Ouverturen in C dur zur „Leonore“ (Fidelio), ferner die Ouverture zu „Coriolan“. — Paul Mendelssohn in Berlin, der Bruder des Componisten Felix M. und Herausgeber der Briefe desselben, hat mit einem Theil des Ertrages dieser Briefe eine „Felix-Mendelssohn-Bartholdy-Stiftung“ begründet, deren Verwaltung der Rath der Stadt Leipzig übernommen hat. Von diesem Capital (1500 ℔) sollen jährlich die Zinsen am 3. Februar als dem Geburtstage des verstorbenen Meisters an zwei Wittwen von Mitgliedern des Orchesters vergeben werden. — Die Städte Glocester, Worcester und Hereford haben seit 1729 einen Cyclus von jährlichen Musikfesten. Dort sind zuerst Händels Werke zur Aufführung gekommen. In diesem Jahre war Worcester an der Reihe, und man sang dort nicht weniger als folgende Werke: Messias von Händel, Requiem von Mozart, Christus am Oelberge von Beethoven, Elias und Lobgesang von Mendelssohn, Israels Rückkehr von Babylon von Schachner. Daneben war an jedem der vier Tage ein Abendconcert. — In Frankfurt starb am 11. Sept. die bekannte, einst gefeierte Schauspielerin Karoline Lindner. Sie war im Jahre 1797 geboren, begann ihre theatralische Laufbahn in Würzburg, gastirte hierauf in Mainz und nahm dann Engagement in Frankfurt. Seit 1857 lebte sie von der Bühne zurückgezogen, die letzten Jahre ihres Lebens von harter Krankheit getrübt. Die „Süddeutsche Zeitung“ sagt: Durch die Einfachheit und Wahrheit ihres Spiels zeichnete sie sich vor allen ihren Zeitgenossen aus. Dies war um so mehr zu schätzen, als ihre Wirksamkeit in die eigentliche Zeit des Virtuosenthums fiel, wo das Hervorragen, das Selbstgelten auf Kosten der Uebrigen und mit Beeinträchtigung der Harmonie des Stücks an der Tagesordnung war. Die Frankfurter Bühne hatte, so lange sie lebte, einen moralischen Halt, das Publikum einen Prüfstein für ächte Kunst. Von beiden Seiten wurde sie wie ein leuchtendes Vorbild geschätzt. — Professor Rötscher in Berlin beantragt, man solle in Deutschland zum April 1864, dem dreihundertjährigen Jubelfeste Shakspere's, eine Shakspere-Stiftung begründen, welche sich vornehme, durch immer tiefere Würdigung seiner Größe, wie durch Steigerung des dramatischen Schöpfungstriebes in Shakspere's Geiste zu wirken. — Die deutschen Philologen und Schulmänner halten in diesem Jahre ihre Wanderversammlung in den Tagen vom 29. September bis zum 2. October in Meißen. Mehrere Vorträge von G. Curtius, Dietsch, Gosche und Anderen sind angekündigt. Das Dresdener Hoftheater hat die Herren zu einer Vorstellung des „Oedipus auf Kolonos“ von Sophokles eingeladen. — Die „Kölnische Zeitung“ sagt: Dr. Otto Volger in Frankfurt hatte in seiner Schrift „Goethe's Vaterhaus“ die in „Wahrheit und Dichtung“ (XVI. 162) genannte „eigenhändige Zeichnung Goethe's von seinem Zimmer“ als verloren bedauert. Dies ist jedoch nicht der Fall; vielmehr ist dieselbe unter dem Nachlasse der Gräfin Auguste von Stolberg bei einem der Briefe des Dichters als Federzeichnung wieder aufgefunden und nun von dem jetzigen Besitzer, dem Etatsrathe Hegewisch in Kiel, dem Hochstifte als Geschenk übersandt worden. Auf dieser Zeichnung erblickt man unter Anderem den größeren krummbeinigen Tisch und einen jener sechs alten Stühle, welche sich noch jetzt im Goethehause befinden.

*Theater.

Bremen, 24. September.

Es herrscht eine traurige Oede auf dem Gebiete der dramatischen Poesie. So arm an Dramen, welche ihren Weg über die deutschen Bühnen mit Anstand machen, wie die jetzige Zeit es ist, war selten eine. Auf Hoftheatern taucht hin und wieder wohl eine dramatische Dichtung auf, welche einen sogenannten Achtungserfolg hat und einige Wiederholungen erlebt, um dann

völlig vergessen zu werden. Für die Mehrzahl der dentschen Bühnen, und somit auch für die Mehrzahl des Publikums, sind solche Schauspiele nicht vorhanden, weil man dort nach Stücken suchen muß, welche die aufgewendete Mühe belohnen und eine Reihe von Aufführungen erleben. Selbst den glücklichsten Theaterdichtern will kein rechter Wurf mehr gelingen; hat doch sogar Putlitz, dem selten etwas fehlschlägt, sein Drama „Waldemar“ bereits drucken lassen, nachdem es kaum über einige Bühnen gegangen war. Taucht hier und dort einmal eine neue Erscheinung auf, an welche große Erwartungen geknüpft werden, so pflegt sie rasch wieder zu verschwinden und nach einem mäßigen Erfolge der Dichter das einst mit Auszeichnung begrüßte Drama dem Buchhandel zu übergeben; dann sind die guten Freunde des Verfassers und die bösen Recensenten so ziemlich die einzigen Leser.

Man zerbricht sich den Kopf über diese Erscheinung. Wie ist es möglich, daß unter einem Volke, in dem so viel poetischer Sinn, so viel Bildung nnd Anregung stecken, nur ganz selten eine dramatische Dichtung von wirklichem, echten Leben und darum auch von tiefer, allgemeiner Wirkung auftaucht? Die Einen sagen, die Bühnen haben die Schuld, weil sie nichts Gutes wollen und ihre Aufgabe, das Publikum und seinen Geschmack zu bilden, schnöde vernachlässigen. Die Anderen behaupten, die große Mehrzahl der Gebildeten wolle es gar nicht anders, sie zwinge die Bühnenleitungen, auf den Tand und Flitter der Oper nnd des Ballets alle Mittel zu verwenden, während das Schauspiel armselig verkommt. An beiden Vorwürfen ist viel Wahres, aber die Rederei darüber wird gewaltig übertrieben. Weit richtiger ist es, die Zeitströmung und die dramatischen Dichter anzuklagen. Jene nicht darum, weil sie so empörend materialistisch und poesielos wäre, wie die Lyriker, deren Gedichte nicht recht gehen wollen, das ihren lieben Zeitgenossen ewig vorhalten, sondern weil sie den besten Theil ihres Fühlens und Denkens den politischen Dingen zuwendet. Der feste Boden, den wir da gewinnen müssen, wird auch der rechte Boden für das vaterländische Drama sein, das so lange in den Phrasen stecken bleibt, als unsere Verfassungsangelegenheit über diese nicht hinausgelangt. Die dramatischen Dichter tragen aber ihr Theil an der Schuld, weil sie durchschnittlich das Leben, von dem sie einen Spiegel in ihren Schauspielen aufstellen wollen, nicht genug kennen, weil ihre Helden unwahr, ihre Reden hohl, ihre Sprache gedankenleer ist.

Und fast steht es um das Lustspiel noch schlimmer als um das höhere Drama. Was an Witzen auf den Brettern zum Vorschein kommt, ist meist Abfall vom Kladderadatsch und wuchert in der Lokalposse, welche sich immer weiter von den künstlerischen Regeln entfernt. Auf dem Gebiete der feineren Komödie haben wir in den letzten zehn oder zwölf Jahren außer den „Journalisten“ von Gustav Freytag nicht eine einzige wirklich werthvolle Dichtung erhalten. Ueberall halbe, mühsame Erfolge, die nach kurzer Zeit vergessen werden und gar nicht einmal durch die ganze Bühnenwelt gehen, sondern sich meistens auf einige Städte beschränken. Sogar Benedix, der früher fast jedes seiner Lustspiele als ein zinsentragendes Capital in die Welt hinausschicken konnte, hat es seit einigen Jahren wiederholt erleben müssen, daß ihm seine neuen Erzeugnisse nichts eintrugen; seit dem „Störenfried“ hatte er sich keiner durchgreifenden Wirkung mehr zu erfreuen.

In der jüngsten Zeit haben wir nicht weniger als drei neue Komödien dieses unermüdlichen Verfassers gesehen oder gelesen. Sie sind sämmtlich dreiactig und heißen „Gegenüber“, „Sammelwuth“ und „die Pflegetöchter“. Wir finden dieselben in der „deutschen Schaubühne“ von Feodor Wehl und sahen das Lustspiel „Gegenüber“ vor einigen Tagen auf unserer Bühne, während die „Sammelwuth“ zur Darstellung vorbereitet wird. Zu unserm lebhaften Bedauern müssen wir sagen, daß sich keinem dieser Stücke ein langes Leben voraussagen läßt. Sie haben von den Vorzügen des Verfassers wenige, von seinen Schwächen gar viele an sich. Freilich daß sich die Erfindungskraft eines Dichters, der Dutzende von ernsten und komischen Schauspielen verfaßt hat, allmälig verbraucht, ist sehr natürlich; man kann sich nur dann einigermaßen neu und frisch erhalten, wenn man die einwohnende Kraft nicht zu sehr in Anspruch nimmt. Die Fabeln der drei Lustspiele sind sämmtlich gar zu gewöhnlich, der Faden der Handlung so dünn, daß er vielleicht für zwei, nicht aber für drei Aufzüge aushielte. Ein Streben nach Charakteristik, nach bestimmten Typen ist allerdings da; in dem einen Lustspiel haben wir einen Musiker, der es bei aller Tüchtigkeit doch nicht zu etwas Rechtem gebracht hat, im zweiten einen Maler, der alte Bilder sammelt und vor aller Welt geheim hält, im dritten einen ehrlichen Privatgelehrten, einen edlen Kern in rauher Schale, der mit der Welt nicht recht fertig werden kann. Das sind ziemlich gewöhnliche, abgegriffene Themen, aus denen indeß immer noch etwas zu machen wäre. Benedix ist aber gar zu sorglos und leichtfertig in der Behandlung seiner Aufgaben. Ein Mann von so viel Erfahrung und Weltkenntniß darf dem Zuschauer nicht zumuthen, an die seltsamen, curiosen Handlungen seiner Hauptfiguren zu glauben. Da ist alles, was sie unternehmen und ausführen, so grobdräthig und plump, daß die guten Grundlinien ganz vernichtet werden. Die Leute verkehren mit einander in Ausdrücken, die vom gebildeten Unterhaltungston weit abliegen, eheliche Zerwürfnisse werden in unzarter Weise erörtert, Seelenkämpfe unter steter Wiederholung von Worten und Gedanken dargelegt, deren das bürgerliche Lustspiel sich ganz enthalten muß. Alles ist um mehrere Grade zu niedrig gehalten.

Im „Gegenüber“ würde der Gegensatz eines Musikers, der an den großen Componisten der Vergangenheit hängt, zu einem jugendlichen Kraftgenie und einer Schwärmerin für die Zukunftsmusik eine ganz gute geistige Würze neben der Haupthandlung abgeben. Aber Benedix geht nicht über ein oberflächliches Geplänkel über alte und neue Musik hinaus, statt wirklicher Gedanken erhalten wir eigentlich nur Phrasen, und dazu meist in unfeiner Art. Der alte Concertmeister mit seiner jugendlichen Liebe im Herzen, die etwas ältliche aber noch immer heirathsberechtigte Dame, welche er seit fünfundzwanzig Jahren liebt, der junge Wolfgang, den er zum Musiker erzogen, der Vierziger, der vor lauter Courmacherei nicht zum Heirathen gekommen ist — das wären gar keine üblen Elemente für eine bürgerliche Komödie. Aber um drei Acte zu füllen müßte die Handlung anziehender, die Leute mit ihrem Thun und Reden viel manierlicher sein. Was sie sagen, das sagen sie alle nicht nur viel zu breit, sondern auch alles ohne den feinen Schliff, den diese Sphäre des Lustspiels unbedingt festhalten muß. Durch guten Dialog läßt sich eine unbedeutende, fadenscheinige Handlung retten, man ruinirt sie aber vollständig, wenn man die gewöhnlichsten Regeln des Conversationstons verletzt. Der Zuschauer kann wohl lachen bei manchem derben Ausdruck, allein ein lebhaftes, herzliches Interesse wird er nicht fassen; es sind eben einige Stunden ausgefüllt, weiter nichts gewonnen.

Aehnlich steht es um die „Sammelwuth“ und die „Pflegetöchter“. Das erste dieser beiden Lustspiele ist jedenfalls das gehaltvollste von allen dreien; es hat etwas von Handlung, für die man Interesse fassen kann, wenn es zwar auch an der richtigen Concentration dieser Handlung fehlt. Doch wir wollen unser Urtheil bis nach der ersten Aufführung zurückhalten. Die Darstellung des „Gegenüber“ war nur theilweise eine gelungene. Den Concertmeister Hartlieb gab Herr Schmitt, den Baron von Hausner Herr Rösicke. Beide befanden sich hier auf Gebieten, die ihnen besonders zusagen. Herr Schmitt hat einen glücklichen Treffer für die Schilderung pikanter, eckiger Charaktere, die er in Maske und Haltung sicher zu skizziren und durchzuführen weiß, nur daß er gar leicht, wie auch an diesem Abend, zu viel Lichter aufsetzt und ein wenig in niederländischer Manier malt. Von den vielen Fächern, welche Herr Rösicke an unserer Bühne bekleiden muß, hatte er an diesem Abend das glücklichste; doch hat er sich bei der Darstellung solcher Charaktere etwas von stereotyper, immer wiederkehrender Körperhaltung angewöhnt. Die Rolle der jugendlichen Wittwe wäre bei Fräulein Liebich trefflich aufgehoben gewesen und hat uns den Verlust dieser Künstlerin wieder recht eindringlich vorgeführt. Die beiden andern weiblichen Rollen waren recht mittelmäßig besetzt, so daß man das Gefühl einer Vorstellung auf Liebhabertheatern hatte. Bei den nahen verwandschaftlichen Beziehungen, die zwischen Herrn Benedix und unserer Direction bestehen, begreifen wir nicht recht, daß man unter den jetzigen Umständen das Lustspiel in Scene setzte. Denn hier treffen wir auf den wunden Fleck im Schauspielpersonal. Es fehlt wieder eine jugendliche Liebhaberin für das höhere Lustspiel. Eine solche war allerdings engagirt, hat sich aber ihrer Verpflichtung entzogen und als Grund dafür unser böses Klima angegeben. Schade, die Dame zeigt mit dieser Motivirung so viel Einsicht, daß wir doppelt bedauern, sie in diesen anmuthigen Herbsttagen von unserer Weltstadt fern zu wissen.

Da heute so viel getadelt wurde, so ist es billig, daß um des guten Eindrucks willen ein Lob den Schluß bilde. Und dazu bietet uns auch wieder Benedix mit seiner Komödie „ein Lustspiel“ die Veranlassung. Es gehört zu den glücklichsten Griffen des Dichters; den hohen Anforderungen des Lustspiels zwar genügt es nicht, aber es hat einen gesunden Kern natürlicher, aus dem Leben gegriffener Komik. Die Zuschauer hatten denn auch an der Noth, in welche sich der alte heirathslustige Junggesell durch seine Anträge hineinbringt, herzliches Behagen. Herr Puley stellte die Gutmüthigkeit des wackeren Mannes, seine Nachmittagsprediger-Beredsamkeit über das wahre Glück des Lebens und die Verlegenheiten, in die er als Bräutigam geräth, sehr gut dar, gab sich jedoch seiner Neigung zur Langsamkeit auch hier hin. Im Ganzen bewies die Vorstellung, wie die des „Gegenüber“, daß es heuer um das männliche Personal des Schauspiels besser bestellt ist als um das weibliche. Da Fräulein Herrlinger durch Neigung sowohl als durch Befähigung vorzugsweise auf das ernste Drama angewiesen ist, so steht es um das Lustspiel recht bedenklich, wenn es nicht bald gelingt, eine muntere Liebhaberin mit gutem Humor und großem Repertoir zu gewinnen. Anfänger und Anfängerinnen hat die Direction in großer Anzahl, aber mit ihnen läßt sich die Aufgabe, täglich zu spielen, nicht lösen, da die Stimmung des Publikums häufige Wiederholungen verwirft.

F. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 12.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 40. Bremen, 4. October. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Jakob Grimm.

Von Hugo Meyer.

Jakob Ludwig Grimm, 1785 in Hanau geboren, mit seinen vier Brüdern, unter denen der nur wenig jüngere Wilhelm hervorragt, seines Vaters früh beraubt, bezog im Jahre 1802 die Universität Marburg. Die Vorlesungen des großen Literarhistorikers Wachler zogen ihn hier durch ihre Lebendigkeit besonders an, aber noch tiefer wirkte der geniale Geschichtsschreiber des römischen Rechtes, Savigny, auf ihn ein. Denn in dessen Lehre „lernte Grimm ahnen und begreifen, was es heiße, etwas studiren zu wollen“, und dieser Lehre folgte bald nähere Bekanntschaft, die auf Grimms „Gesinnung, Belehrung und Arbeitsamkeit unveränderlichen Einfluß behauptet hat.“ Durch Savigny lernte Grimm auch Achim v. Arnim und Clemens Brentano kennen, die damals Deutschland durchflogen, um aller Orten die Sagen und Lieder unseres Volkes in ihres „Knaben Wunderhorn“ zu sammeln.

Die damals gewaltige Sehnsucht der Romantiker aus der dunkeln, schmachvollen Gegenwart heraus nach der hehren Vorzeit ergriff auch Grimms tiefstes Innere. Aber noch verschloß er die Grundpläne unserer nationalen Wissenschaft in seinem Herzen. Savigny rief ihn 1805 mitten in's Heerlager der Feinde, nach Paris, damit er ihn bei seinen rechts- und literarhistorischen Arbeiten unterstütze. 1806 erhielt Grimm eine Stelle im kurfürstlich hessischen Kriegskollegium zu Kassel, 1808 ward er auf Johannes von Müllers Empfehlung zum königlich westfälischen Bibliothekar in Kassel, 1809 außerdem zum Auditor im Staatsrath ernannt. Als nach den Schlachten bei Leipzig und seiner Vaterstadt Hanau das Königreich Westfalen aufgelöst wurde, ging Grimm 1814 als hessischer Legationssekretär in's Hauptquartier der Verbündeten und besorgte schon damals, wie nach seiner Anwesenheit auf dem Wiener Congreß, die Zurückgabe der nach Paris geraubten deutschen Handschriften. Von 1816—1829 war er als zweiter Bibliothekar in Kassel beschäftigt; die bedeutendsten Germanisten, wie Benecke und Lachmann, waren schon in dieser Zeit seine Freunde.

Als er 1829 nicht zur ersten Bibliothekarstelle aufrückte, begab er sich 1830 als Docent nach Göttingen. Von 1830 an trug hier Dahlmann sieben Jahre mit ihm „Freude und Leid“, Gervinus trat ihm einige Jahre später näher. Im Jahre 1837 erlebte die Göttinger Universität ihre höchste Ehre und ihren größten Schimpf. Es war eben die 100jährige Jubelfeier der Georgia Augusta begangen, dem anwesenden Alexander v. Humboldt ein Fackelzug gebracht, ein Sonettenkranz um Göttingens frühere und gegenwärtige Größen und so auch um die Brüder Grimm geschlungen worden, da hob Ernst August von Hannover wider alles Recht das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 auf. Mehrere Professoren Göttingens, die „Sieben“, hielten an ihrem Eide fest, („denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen?“ ruft Grimm aus) weigerten den neuen Huldigungseid und wurden ihrer Stellen entsetzt, drei derselben, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, weil sie ihren Protest veröffentlicht hatten, des Landes verwiesen. Zwei von diesen drei Verbannten sind nun bereits verstorben; aber wie ihr Name, wird jene königliche Gewaltthat vom deutschen Volke nie vergessen werden. 1841 wurden die beiden Grimms als Professoren und Mitglieder der Akademie nach Berlin berufen, wo ihre Lehren lange Jahre segensreich wirkten. 1848 saß Jakob in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt und gehörte mit seinen alten Freunden Dahlmann, Gervinus und Arndt dem rechten Centrum oder der Gagernschen Partei an. Nach den Stürmen dieser Zeit zog er sich, tief erschüttert und kränkelnd, mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit und vom Lehrstuhl in sein Studierzimmer zurück, ohne abzulassen vom treuesten Tichten und Trachten für das Wohl und die Ehre seines Volkes. Am Abend seines Lebens erlitt er die herbsten Verluste, als Arndt, sein geliebter Wilhelm, Dahlmann und Savigny hinter einander starben. Am 20. Sepember 1863 ward er selber uns entrissen, in seinen Werken ein ewiges Andenken sich und uns hinterlassend.

Es kommt hier nicht darauf an, alle einzelnen großen Gedanken dieses unvergleichlichen Forschers, wie er sie in zahllosen Aufsätzen, z. B. in den Göttinger Gelehrten Anzeigen und den Abhandlungen der Berliner Akademie niederlegte, zu einer Kette zusammenzureihen, aber der stolze Zug seiner Hauptwerke möge an unserm Auge hier vorübergehen. Ueber allen seinen Schöpfungen weht eine unsäglich lautere und tiefe Liebe zum Vaterlande, seine ersten, vor der Grammatik ausgeführten Arbeiten sind als unmittelbare Kinder vaterländischer Begeisterung aus den Vor- und Nachwehen der Befreiungszeit emporgestiegen. So liegt die Wurzel unserer von Grimm geschaffenen nationalen Wissenschaft in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands; „die altdeutsche Literatur war damals für viele Gemüther Gegenstand des Trostes und der Aufrichtung geworden (welcher schöne Anfang auch nicht zu vergessen ist).“ Grimm hat dies nie vergessen.

Die Jahre seiner ersten Periode, 1806—1816, verwandte Grimm besonders auf die Erforschung und Sammlung deutscher

Sagen, Mährchen und Gedichte. Er steht in dieser Zeit noch im engsten Zusammenhang mit den Romantikern, wie er denn schon 1806 mit seinem Bruder Wilhelm Beiträge für Arnims Zeitung für Einsiedler (Trösteinsamkeit) schrieb und 1812 in Friedr. Schlegels deutsches Museum bahnbrechende Abhandlungen über die Tellsage und die deutsche Thierfabel setzte. Seine erste größere Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang“ 1811 unterbrach diese Sagenstudien. Der deutschen Literaturgeschichte wurde hier plötzlich ein neues, helles Licht aufgesteckt. Die Unterschiede der Kunst- und Naturpoesie sprangen hier concreter als je hervor, der Zusammenhang der ersten ritterlichen Minnedichtung mit dem volksthümlichen Epos einerseits, mit dem städtischen Meistergesang andererseits wurde hier zuerst klar dargelegt. Der „Leitstern dieser Untersuchung“ war die von Grimm entdeckte Dreitheiligkeit der lyrischen Strophe sowohl bei den Minnedichtern, wie bei den Meistersängern. Alles Gedanken, die vor fünfzig Jahren den heftigsten Widerspruch erregten, jetzt Gemeingut geworden sind. Und nun, im J. 1812, entäußerte sich Grimm aller polemischen Schlagfertigkeit und aller tiefsten Gelehrsamkeit, um mit seinem Bruder bald wie ein schäkerndes Kind, bald wie ein uraltes Mütterchen seinem Volke die Kinder- und Hausmährchen zu erzählen. An der welthistorischen Bedeutung der Freiheitsdramen Schillers, der Schriften E. M. Arndts, der Fichte'schen Reden, der Turnbücher Jahns, des patriotischen Sanges der Romantiker, hat auch dies Büchlein Theil. Während in Rußland die fremden Krieger mit Schnee und Eis bedeckt wurden, erwärmte es unser Volk wieder durch die stillbegeisternde Gluth des heimischen Heerdfeuers. Und es erwärmt uns noch, nach fünfzig Jahren. Ein anderes ähnliches Werk, die deutschen Sagen, 1816—18, gaben die Brüder ebenfalls gemeinsam heraus, das unser Volk auf heitern, von Sagenglanz umflossenen Pfaden zu den verborgenen Quellen seiner Geschichte emporlockte. Aus diesen Mährchen- und Sagenstudien erwuchsen später Wilhelms deutsche Heldensage 1829 und Jakobs deutsche Mythologie 1835 als Bäume, unter denen die Forscher in diesen Dingen noch immer Schatten und Frucht suchen. Seine vertraute Bekanntschaft mit den übrigen Literaturen Europa's hatte Jakob schon im Meistergesang gezeigt, außerdem bewährte er sie noch 1815, während der Wiener Congreß „tanzte“, durch die Silva de romances viejos, eine Sammlung altspanischer Romanzen nebst einer Vorrede in spanischer Sprache, die selbst von Spaniern als klassisch bezeichnet worden sein soll. Eine gediegene deutsche Zeitschrift endlich begründeten die Grimms in den Altdeutschen Wäldern 1815—16. Wie bescheiden urtheilt Jakob von den Arbeiten dieser Periode! Er nennt sie „zu gering oder bloße Sammlung roher Stoffe, zu wenig sein eigen, als daß er sie zum Maßstab seiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit (an Savigny) hätte brauchen dürfen.“

Grimm verläßt nun sein Jünglingsalter, auch für seine Werke beginnt ein neuer Abschnitt; denn im J. 1819 erscheint der erste Band seiner Deutschen Grammatik. In den Aufsätzen des deutschen Museums erlaubte sich Grimm noch die kühnsten, wildesten, falschesten Etymologien, die jetzt vielleicht mancher Primaner mitleidig belächeln würde; sechs Jahre später, während welcher der Sturm der Zeit ihn zwischen Kassel, Paris und Wien und den verschiedenartigsten Geschäften hin- und hergeworfen, wo die Materialien germanischer Wissenschaft über und über verschüttet lagen und ihre literarischen Hülfsmittel in den ersten Anfängen steckten, überblickte Grimm den seit Ulfilas bis zu Goethe's Zeit emporgeschossenen Wald aller germanischen Sprachstämme, der von den Donaumündungen bis nach dem Hekla sich erstreckte. Er brach durch das unermeßliche Dickicht einen hellen Weg nach dem andern; um leuchtende Gesetze schaarten sich fortan alle Einzelerscheinungen der germanischen Sprache. Nicht nur die großen germanischen Volkssprachen erhielten hier zuerst Licht und Darstellung, auch die mundartlichen Abweichungen, ja sogar die Eigenthümlichkeiten der hervorragenden Schriftsteller fanden ihre Erklärung. Und dazu zeigte dies Denkmal des riesenhaftesten Fleißes, der wunderbarsten Gelehrsamkeit, des feinsten Scharfsinnes und der sinnvollsten poetischen Sprachdeutung, die schönsten Formen; eine Grammatik in mustergültiger Sprache! Dem Ursprung und Wesen der Sprache hat Grimm auf den Grund geblickt; er hatte aus ihrer Geschichte die edelste, „die natürliche Weisheit gelernt“, die ja immer das Ziel seiner „sehnlichsten Begier“ gewesen ist. Soll ich Einzelnes hervorheben? Das Gesetz der consonantischen Lautverschiebung hat Grimm hier zuerst enthüllt, deren folgerechte Entfaltung den wunderbaren Takt und die tiefinnerste Rührigkeit unserer Sprache und unseres Geistes kundthut. Die Bedeutung und Geschichte des Ablauts, der unsern ganzen vokalischen Wohllaut bedingt und die Conjugation wie die gesammte Wortbildung beherrscht, ist hier zuerst gegeben worden, das Wesen der schwachen und starken Flexion hier zuerst geistvoll auseinandergesetzt. Aber nicht nur die Gesammtauffassung und -darstellung der deutschen Sprache wurde durch dies Werk vollkommen umgestaltet, Grimm gelangte zu diesen Zielen auch auf ganz anderen Wegen. Er verließ kühn die bisher beliebte philosophische und ebenso die kritische Methode, wie ein Geschichtschreiber folgte er dem Gange der sprachlichen und geistigen Entwicklung der Deutschen. Alle seine Werke haben zum Hauptzweck, von den verschiedensten Seiten her in das deutsche Alterthum Bahn zu brechen, in die dunkle Geschichte unseres Volkes lauterstes Licht zu gießen. „Sprachforschung, der ich anhange und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloß Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswerth vor, ob nicht der Geschichte unseres Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntniß fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte.“ Und so will er sich denn von der langen grammatischen Arbeit der beiden ersten Bände an einer andern, sachlichen, an dem gewaltigen Werke über die deutschen Rechtalterthümer 1828 — „erholen“. Er nennt diese nach seiner schlichten Art eine treue Sammlung von Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte. Die ganze uralte Poesie des vaterländischen Rechtes, wie sie merkwürdig genug am erschütterndsten aus den Satzungen der Frisia non cantans hervorbricht, wie sie mit Formeln, Symbolen und tiefsinnigen Handlungen alle rechtlichen Anschauungen des Standes, Hauses und Eigenthums, des Gedinges (Obligation), Verbrechens und Gerichtes bekleidete, wird hier vor unsern Augen ausgeschüttet. Es eröffnete sich der Blick tief in das uralte deutsche Recht und in die Zeit der Volksrechte hinein. Von wesentlichen Zuständen der Vorzeit erhielt man eine ganz neue Vorstellung. Zugleich verstärkte dieses Buch die Hoffnung auf die langsam heranrückende Reformation der gegenwärtigen Rechtsverfassung immer mehr. — Im Jahre 1831 erschien der dritte Band der durch die Rechtsalterthümer unterbrochenen Grammatik, welcher den zweiten Theil der Lehre von der Wortbildung brachte. Das meisterhafteste Capitel dieses Bandes bildet die Lehre vom Genus, die trotz der strengsten grammatischen Erklärung doch einen fast poetischen Zauber auf den sachkundigen Leser ausübt. Der dritte Band wird nun wiederum vom vierten durch zwei Epoche machende Arbeiten getrennt. In dem 1834 veröffentlichten Rein-

hart Fuchs stellte sich Grimm „die Aufgabe, in das ursprüngliche Wesen einer seltsamen Sage zu blicken, die lange Jahrhunderte das Volk beschäftigt und noch zuletzt unsern größten Dichter, sie nachzudichten, angetrieben hat.“ So zeigte er denn, daß die Thiersage in ruhiger, unbewußter Breite dahinströmt, daß sie gleichmüthig und von ihrer innern Lust getragen werde und es nicht, wie die Satire, darauf abgesehen habe, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen. Wie das Satirische sei ihr auch das Lehrhafte ursprünglich fremd. Die deutsche Thierfabel sei nicht der griechisch-römischen oder gar der morgenländischen entsprossen, sondern alle drei hätten angeborene Verschiedenheit; ja das organisch gegliederte, örtlich gefestigte, durch deutsche Eigennamen lebendige, germanischen Waldgeruch athmende Thierepos unseres Volkes sei den magern unzusammenhangenden Fabeln der klassischen Völker, den schwülstigen der Orientalen weit überlegen. Die Originalität dieses überreichen deutschen Sagenkreises gab sich ihm auch darin kund, daß neben Wolf und Fuchs als dritter Hauptheld ursprünglich nicht der fremde Löwe, sondern der germanische Bär gestanden sei. Als die Heimat der Thierfabel in den uns erhaltenen Thiergedichten des Mittelalters, von denen er nun eine ganze Reihe in gereinigter Gestalt abdrucken ließ, bezeichnete er Flandern und Nordfrankreich. — Diese Untersuchung gehört dem Inhalt, wie der Form nach zu den Perlen der Literatur der wissenschaftlichen Abhandlungen. Sie läßt uns kosten von der verlorenen Dichtung der vaterländischen Urzeit und erhellt weithin die älteren Wege unserer Literaturgeschichte. — Noch um Vieles bedeutender und genialer war das Werk, das gleich im folgenden Jahre 1835 herauskam, die deutsche Mythologie. Man erschrak fast, als man hier von mächtiger Hand eine gestaltenreiche Götterwelt aufgebaut sah; hatte man doch früher Deutschland für ganz götterlos gehalten. Und was waren die Bausteine dieser Schöpfung? Karge Berichte fremder Leute, die Deutschland kaum betreten, Stammtafeln verschollener Dynastien, Mährchen, welche Kinder, Sagen, welche Handwerksburschen sich erzählten, Legenden von reinchristlichem Ansehn, weit verstreute und arg entstellte Pflanzen-, Stern- und Ortsnamen, der Aberglaube der Spinnstuben, sinnlose Bräuche, Beschwörungsformeln alter Hexen, wilde Flüche rohgesinnter Männer und die Reime der Knabenspiele auf den Gassen. Aber der Hauch einer nachschaffenden, urdeutschen Seele fügte gleich dem Gesange des Orpheus alle diese spärlichen Trümmer zu einem Gebäude zusammen, das jetzt, wenn auch in kahleren, doch würdigen Formen neben den Pantheons der Alten und der Inder sich erhebt. Ueber die Uranfänge deutscher Sprache und Dichtung, deutschen Rechtes und deutscher Sitte war Grimm hier hinausstiegen in den tiefsinnigen Glauben unserer Väter. Welch' herrliche und feste Pforten und Pfosten bilden diese Werke für die weiten Hallen unserer Geschichte! — Sein segensreiches Mannesalter beschloß Grimm mit dem vierten Bande der Grammatik 1837, der Lehre vom einfachen Satze, welche die höchste Vollendung grammatischer Darstellung erreicht. Die einzelnen Erscheinungen der Sprache, wie z. B. das Tempus, die Person und die Präposition, stellen sich hier fast wie mit der Hand berührbare, scharf umrissene, lebenswarme Gestalten dar. — Diesem Werke folgen endlich drei Bände der Weisthümer 1840, 1842, d. h. eine Sammlung von Dorfrechten und -weisungen, unerschöpfliche Fundgruben für die Kenner des Rechtes, der Sprache, Mythologie und Sitte unseres Volkes.

Nachdem wir alle diese herrlichen Schöpfungen an uns haben vorüberziehen lassen mit immer wachsendem Erstaunen, weil stets der letzten doch noch wieder eine andere auf der Ferse folgt, treten wir in Grimms Greisenalter. Und auch dieses reicht noch zwei Riesenwerke unserm Volke dar. Mitten in die gewaltige Bewegung des Jahres 1848 tritt die Geschichte der deutschen Sprache, welche dem heftigen Pochen auf die Rechte der flüchtigen Gegenwart eine geniale Schilderung der Urzustände unserer Sprachen und Stämme entgegenhält. Vor dem Beschluß der Grammatik und vor dem Beginn des Wörterbuchs vollendet, zeigt dies Werk die schöpferische Combinationsgabe Grimms im hellsten Lichte. Er vertiefte auch hier unsere durch ihn umgestaltete Anschauung von dem Wesen und Sein der Germanen noch immer mehr; er suchte nun in diesem Streben unsere historische Kunde in noch fernere Zeiten, als bisher geschehen, hinaufzuschieben, er beging den ersten und letzten großen wissenschaftlichen Irrthum seines Lebens, der vielleicht aus einer schon im Jahre 1819 angedeuteten Ahnung hervorkeimte; er erklärte die echtdeutschen Gothen und die durchaus fremdartigen Geten für ein und dasselbe Volk. Allein trotz seiner unversiegbaren Gelehrsamkeit, trotz alles aufgebotenen Scharfsinnes und trotz seiner staunenswerthesten Combinationskraft mußte Grimm in diesem Punkte seinen Gegnern Bessel, Müllenhoff und Waitz das Feld räumen. Aber davon abgesehen, wird dies Werk noch für lange Zeiten ein Gängelband weniger für die Schwachen, als für die Starken überall da sein, wo es gilt, vorgeschichtliche Geheimnisse durch den Zauber der höchsten menschlichen Geisteskräfte zu lösen.

Mit den Mährchen hatte Grimm seine Thätigkeit für das ganze deutsche Volk begonnen, er schloß sein hohes vaterländisches Amt mit der Herausgabe des deutschen Wörterbuches für das ganze deutsche Volk. Der erste Band erschien 1854, der letzte vollendete, der dritte, reicht bis Forsche. Rastlos hat der Greis alle Minuten seines letzten Jahrzehnts diesem Meisterwerke der europäischen Literatur gewidmet, welches den ganzen Schatz unserer Sprache von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf Heine und Ranke, gesichtet und eingefaßt in die sinnigste Wortdeutung, in sich birgt. Ihn erwärmte dabei die süße Hoffnung, dasselbe noch bis zum Buchstaben L selber bearbeiten zu können. Daher erschien, den vierten Band der Weisthümer 1863 ausgenommen, in dieser Zeit keine andere größere Arbeit seiner Hand, obgleich er aus jedem seiner zehn Finger, wie er sich einmal ausdrückte, ein Buch zu schreiben sich sehnte. Daher blieb der fünfte Band der Weisthümer noch immer zurück, daher ist die Abhandlung über das Wesen und die Bedeutung derselben noch nicht erschienen, daher fehlt, was vielleicht am tiefsten zu beklagen ist, der Grammatik noch die Lehre vom mehrfachen Satz, von der verbundenen Conjunction, der Negation und Wortfolge. Der letzte Theil der deutschen Grammatik wird schwerlich einen zweiten Grimm finden, dagegen ist das Material zum Wörterbuch vollständig gesammelt und geordnet, und so wird diesem Werke entweder in der Person des Professor Haupt oder des Dr. Hildebrand ein würdiger Fortsetzer zu Theil werden. —

Im Wörterbuch ist mit dem Worte Forsche der letzte von Grimm vollendete Band ausgeklungen, über diesem Worte das reiche Leben des unvergleichbaren Forschers zusammengebrochen. Und dieses Wort hat er nicht nur seinen zahlreichen Schülern, die hinter ihrem weit vorausschreitenden Meister noch immer beim A des Wissens stehen, als Mahnung zugerufen, sondern auch seinem ganzen großen Volke. Bei seinem Scheiden hat er noch einmal den vollen Gesammtruf unserer theuren Muttersprache zusammenfassen wollen, damit sich derselbe allen Deutschen tief in's Herz präge und die Sehnsucht verstärke nach deutscher Einheit nicht nur in der Sprache, sondern in allen andern Heils- und Ehrensachen unseres Volkes. Wie der vielgeliebte Mann in seinen Lebzeiten die Vergangenheit unseres Volkes so hehr und herrlich gemacht hat, so möge sein Tod uns in eine sieg- und ehrenreiche Zukunft weisen!

---

* Wanderungen in den Alpen.

Der Königssee und der Watzmann.

Von A. v. Bernewitz.

So reich in ihren Abwechselungen sich auch die herrliche Umgebung von Berchtesgaden darbietet, bleibt doch der Königssee der stärkste Magnet, der unwiderstehlich immer wieder auf's Neue seine Anziehungskraft ausübt und andere schöne Punkte in gleicher Nähe vergessen läßt. Wie der hohe Münster einer schönen, alten Stadt schon meilenweit den Anziehungspunkt bildet und den Kunst- und Allerthumsfreund zu sich lockt, so ruft auch Vater Watzmann, wie er im Volksmunde geheißen ist, mit seinem ehrwürdig weißen Haupte schon aus den weitesten Fernen den Naturfreund zu sich heran, ihn selbst und den Königssee zu betrachten.

Den Watzmann selbst zu besteigen wurde uns mehrfach abgerathen, da nur gegen Ende des Juli die auf ihm vielfach noch vertheilten Schneemassen so weit geschmolzen und vertrocknet sind, um einen erträglichen und ungefährlichen Weg frei zu lassen. Dagegen bietet der nur 1¼ Stunde lange Weg nach dem Königssee desto mehr Anmuth dar; gut gebahnt und zwischen schönen Bäumen, blühendem Strauchwerk, üppigen Wiesen und fruchtbaren Feldern hinführend, zeigt er die Reize eines großartigen Parkes. Nur ein Umstand dürfte Manchen in dieser herrlichen Gegend unangenehm berühren; das sind die vielen Votivbilder an Stellen, wo durch Unglücksfälle, wie sie in Gebirgsgegenden leicht vorkommen, als Bergsturz, Ertrinken bei Wildwasser, Ueberfahren und dergleichen, ja zuweilen auch durch böse That, Menschenleben zerstört wurden, gewöhnlich mit dem Refrain, den wohl nur die Spekulation für den Opferstock der nächsten Kirche oder Kapelle dictirt hat: „Bitt' für die armen Seelen im Fegefeuer!“ Einer unserer Gefährten rief bei einer solchen, schon sehr morschen Holztafel, die auf einer Brücke angebracht war, aus: „Wartet, ihr armen Seelen, ich will euer Fegefeuer löschen!“ — ein kleiner Ruck mit einem Stocke, und das Fegefeuer erlosch richtig im Bache. Ein paar Bauerjungen, die hinter einem Strauche saßen, erhoben ein helles Gelächter; der Muthwillige erschrack ein wenig, denn er hatte außer uns keine Zeugen vermuthet und schien Verantwortung zu fürchten; „freut ihr euch“, fragte ich die Buben, „daß der Herr da das Fegefeuer eures Dorfes ausgelöscht hat?“ — „Das is uns halt einerlei“, meinte der ältere von ihnen, „wir glauben doch nicht d'ran, nur bloß die Aehne (Großmutter).“ „Ei“ — fiel einer von uns ein — „sagt denn euer Pfarrer nichts davon?“ — „Der wohl, wir wissen's aber halt schon anders“, war die Antwort.

Jetzt lag das Ufer des wundervollen Königssee's vor uns; aber seine erhabene Schönheit zeigt sich nicht auf einmal den verlangenden Blicken; man sieht zunächst nur einen kleineren Theil des See's, der von den hohen Felsen umschlossen ist; rechts jedoch läßt der See seine wahre Größe errathen. Wir stiegen in eine der bereit liegenden Gondeln und begrüßten bald jubelnd die großartige Perspective, die der See mit seinen 3—5000 Fuß hohen fast senkrechten Felsenwänden, bis zum Siemetberge und der Hachelwand drei Stunden lang, darbietet.

Nicht den geringsten Reiz bildet bei allen Gebirgsseen der Wasserspiegel selbst, besonders aber hier; denn bei der bedeutenden Tiefe (an den tiefsten Stellen über 600 Fuß) und den hohen, ganz schroff ohne Uferwand aus dem Wasser aufsteigenden Wänden erschien der See im Allgemeinen tief dunkelgrün, obwohl das Wasser an und für sich krystallklar und vom reinsten Geschmacke ist, weßhalb man an weniger tiefen Stellen bis auf den Grund sehen und jedes Sandkorn erkennen kann. Durch Abspiegelung und Bewegung wechselt nun die Farbe des Wasserspiegels in allen Schattirungen von grün, blau und violett, in welchem letzteren Tone die Felsenwände oft erscheinen. So viele Bilder des Königssee's auch zu sehen sind, so wenig gleichen sie in der Regel sich unter einander. Nehmen es nun auch manche Künstler mit der treuen Naturauffassung in Form und Farbe nicht zu genau, so habe ich doch auch selbst bei mehrmaligen Besuchen mich überzeugt, welcher so sehr vielfachen Veränderungen des malerischen Eindrucks derselbe fähig ist, je nach Jahres- und Tageszeiten, Wechsel der Beleuchtung und des Wetters, woraus natürlich auch wieder die verschiedene Stimmung eines Bildes hervorgeht. Wir erfuhren dieses auch an diesem Morgen.

Im schönsten Sonnenschein erglänzten die Kuppen der Berge und die Zacken der Felsen, als wir uns auf dem glatten Wasserspiegel sanft dahingleiten ließen; doch kaum hatten wir die Mitte des See's erreicht und wollten nach der Königsalpe lenken, als wir, wie durch einen Zauberschlag, erst in eine dicke Nebelwolke und gleich darauf in einen heftigen Strichregen geriethen, der uns derb durchnäßte und von dem wir buchstäblich ahnunglos im Rücken waren überfallen worden. Die Scene war indeß schon vorüber, noch ehe wir zur Landung kamen, und wir hatten nun das interessante Schauspiel zu sehen, wie die Wolke vor uns den See hinauf eilte und — indem sie sich am Siemetberge und der Hachelwand, so wie rechts am Watzmann brach, mit ihrem Ueberbleibsel in die Schluchten und Felsenspalten hineinschlüpfte, wie flüchtige Ballettänzerinnen in die Coulissen eines Theaters; die Sonne brach wieder hervor und warf Streiflichter auf die schneebedeckten Spitzen und die dunkle Felsenmasse, die zwischen dem Fuße des Watzmanns und St. Bartholomä malerisch kühn emporragt und von ihrer Form Burgstalltrumm genannt wird.

Mittlerweile waren wir gelandet und hatten uns in der Sennhütte der Königsalpe mit einem Glas köstlicher Milch erquickt, bevor wir zu dem wenn auch nicht starken, aber aus bedeutender Höhe malerisch herabstürzenden Königsbache in der immer enger werdenden Schlucht hinaufstiegen. Der Fall hängt in seiner Wirkung sehr von der vorhergegangenen Witterung ab, weßhalb auch oberhalb eine Schleuse angebracht ist, um ihn nach länger vorausgegangenem trocknen Wetter im Hochsommer, wenigstens für hohe Gäste, stärker erscheinen zu lassen. Jetzt war dergleichen Unterstützung nicht nöthig, und in vollen Massen rauschte das Wasser in mehreren Güssen über die fast senkrechten Felsen herab.

Noch mehr als dieses gewiß schöne Schauspiel, welches man aber in den Salzburger Alpen so vielfach genießen kann, daß man kleinere Wasserfälle kaum noch beachtet, entzückte uns alle der Blick, der sich von hier rückwärts gewendet nach den jenseitigen Felsenwänden und dem darüber herausragenden Watzmann eröffnet; ein Bild, das durch die enge Felsenschlucht, wie durch ein kolossales Perspectiv gesehen, einen erhebenden Eindruck gewährt. Wir nahmen Platz auf den zerstreuten Felsenblöcken, um uns dieses Bildes noch länger zu erfreuen. Der Forscher frug alsbald, ob über den Watzmann und seine Umgebung keine Sagen bekannt wären; aber außer der sehr unvollkommnen, daß der Watzmann ein mit seinen sieben Söhnen, die ihn umschlungen hielten, versteinerter Riese sei, wußten weder die Schiffer, noch der Senner, die uns begleitet hatten, etwas Ausführliches zu erzählen. Von einem alten Bergmanne, mit dem ich früher einmal in dieser Gegend zusammentraf und einige Wanderungen unternahm, war mir eine ausführlichere Sage mitgetheilt worden, die ich jetzt meinen Reisegefährten wiedererzählte.

In der Urzeit, ehe noch Menschen wie wir auf dieser Erde wandelten, war diese Gegend nur von Elementargeistern bewohnt, welche jedoch ebenfalls von menschlichen Gefühlen und Leidenschaften

beherrscht wurden, die auch um so gewaltiger sich äußern konnten, als ihnen vermöge ihrer Zaubermacht die Erde viel dienstbarer war, als sie jetzt in ihrem viel mehr erstarrten Zustande den unmächtigern Menschen zu sein vermag. In dieser Zeit war der Königssee weder so groß noch so tief wie jetzt; ein üppiges Thal, umgeben von blumigen Bergen, enthielt einen kleinen See, der von einer Nymphe mit Namen Forella bewohnt und beherrscht wurde, deren Schönheit weit über diese Gegend hinaus gepriesen war. Viele Geisterfürsten der Elemente, in den näheren und weiteren Felsen, Bergen und Gewässern hatten bis jetzt vergebens um ihre Liebe geworben. Da kam aus dem fernen Norden Watzo, der Sohn eines mächtigen Bergesfürsten, der durch ein schöneres Aeußere und ein höheres Wissen bald alle seine Nebenbuhler tief in den Schatten stellte und die Liebe der holden Forella gewann. In furchtbarer Bosheit ergrimmten nun die abgewiesenen Freier und suchten nun durch Gewalt und List das edle Paar wieder zu trennen, doch ohne Erfolg; denn der Sohn des Nordens war stärker als diese Elementargeister, und die edle Forella verspottete eben so ihre List, da auch sie klüger und mächtiger war, als ihre Feinde und Feindinnen; denn auch der weibliche Theil der Geister, welche die heutige Gegend von Berchtesgaden bewohnten, hatte sich aus Neid gegen sie verschworen, weil sie ihr den schönen mächtigen Nordlandssohn nicht gönnten, und Jede sich ihn gern selbst gewonnen hätte.

Glücklich und deßhalb sich selbst genug, lebte das schöne Paar im reizenden Thale und sah eine zahlreiche Nachkommenschaft freudig um sich erblühen. Was jedoch der Macht und List der Einzelnen ihrer Feinde und Neider nicht gelungen war, das sollte endlich der vereint überlegten Bosheit derselben gelingen, indem sie den Frieden und das gegenseitige Vertrauen der glücklichen Familie zu zerstören suchten, denn sie fürchteten, daß bei fortdauernder Vermehrung derselben, es ihrer größeren Stärke, höherem Wissen und dadurch wachsenden Macht einst gelingen könnte, alle übrigen schwächeren Geister zu unterjochen. Schon längst war ein scheinbarer Frieden geschlossen; jetzt ließ Forella sich bereden, daß für ihre vielen Kinder der See viel zu klein sei, und sie darauf denken müsse, denselben zu vergrößern, wenn es auch ihren Gatten beeinträchtigen sollte; denn man habe sichere Kunde, daß dieser gleiche Absicht gegen ihre Macht habe, ja sogar beabsichtige, einen Theil ihrer Kinder auf immer von ihr zu trennen und sie in das väterliche Reich nach dem Norden zu senden. Auch Watzo gab endlich den, auf gleiche Weise stattfindenden Aufhetzungen Gehör, daß seine Gattin nur darum den See vertiefe und erweitere, um seiner Macht entgegenzuwirken und mit Hülfe ihrer Kinder, die sie zum großen Theil auf ihre Seite gebracht habe, ihn endlich ganz zu verdrängen oder wenigstens aller Macht zu berauben.

Watzo hob nun durch unterirdisch wirkende Kräfte die Berge und Felsen rings umher höher auf, um der Erweiterung des Sees eine Schranke zu bilden. Aber indem Jeder seine Macht dem Andern entgegen zu setzen suchte, arbeiteten beide am eignen Verderben; denn die höher gehenden und weiter sich ausbreitenden Fluthen des Sees spülten das fruchtbare Erdreich von den Ufern, Blumen und Bäume verschwanden und immer schmäler wurden die Räume zwischen Felsen und See. Die höher gehobenen Felsen bildeten zum Theil nur kahle unfruchtbare Wände, die höheren Bergkuppen warfen längere Schatten in das Thal und auf den See, kälter wurden dadurch die Nebel und blieben länger auf dem tieferen Thale liegen; kälter endlich wurden auch die Herzen gegen einander, und nur wenn die Sonne höher stieg und Nebel und Wolken durchbrach, wurden sie zuweilen noch von Frohsinn, Eintracht und Liebe durchdrungen.

Noch lange Zeiten hindurch würde vielleicht dieser Familienzwist mit zunehmender Entfremdung gedauert haben, hätten nicht beide Theile sich Bundesgenossen gesucht und dadurch eine Entscheidung herbeigeführt. Watzo, indem er den Nordwind zur Hülfe herbeirief, um die Quellen des Sees theils auszutrocknen, theils zu Eis zu erstarren; Forella dagegen wendete sich an den Regen, daß er ihr beistehe. Der Regen kam vom Westen mit starker Macht, Watzo erhob sich höher und höher als furchtbarer Riese und suchte mit beiden Armen und mit Hülfe seiner Söhne den nassen Eindringling abzuhalten; der Nordwind brauste zu seiner Hülfe heran, aber er wurde Allen verderblich, er hielt zwar den Regen an weiterem Vordringen nach dem See zurück, aber seine erstarrende Macht verwandelte ihn auch in Schnee und Eis, und dadurch wurde auch Watzo mit seinen Söhnen bis in das innerste Mark erkältet und blieben als riesige Felsen erstarrt. Zwar rief nun in der Verzweiflung Forella, jeden Zwist vergessend und nur der alten Gatten- und Mutterliebe gedenkend, die Sonne selbst zur Rettung auf, aber es war zu spät; ihre Strahlen konnten nicht mehr durchdringen, kaum gelang es ihr, den Mantel von Schnee, der Watzo und seine Söhne bedeckte, zu zerreißen; Regen und Wind, einmal zum Kampfe aufgeregt, setzten ihn nun, mit nur kurzen Unterbrechungen, gegenseitig und selbst gegen die Sonne fort und haben nicht aufgehört bis diesen Tag, wodurch die ganze Gegend in den vielfachsten Beziehungen verändert worden ist. Noch immer jedoch hält Vater Watzmann, wie er seit seiner Versteinerung genannt wird, seine Söhne umfaßt; noch immer schmiegt sich Forella, indem sie sich ganz in ihren See in Thränen aufgelöst hat, zärtlich zu seinen Füßen; ihre Töchter, die kleineren Seen, sind theils in ihrer Nähe, theils höher, als wollten sie dem Vater zustreben, gelagert. Von Watzo's dauernder Liebe zeuget, daß sein Herzblut, die jetzige Eiskapelle, fortwährend in den See überfließt und die Unterthanen Forella's, die nach ihr benannt werden, nähret, woher es kommt, daß sie die Farbe seines Blutes in sich tragen und köstlicher sind, als alle Forellen der Erde.

Diese Erzählung machte meine Reisegefährten nur noch begieriger, die nähere Bekanntschaft dieser alten Familie und ihrer geschmackvollen Unterthanen zu machen; wir eilten zum See hinab, bestiegen unsere Gondel und steuerten dem ehemaligen Kloster, jetzt Jagdschlößchen St. Bartholomä zu, welches mit seiner Kapelle reizend auf einer ebenen Landzunge gelegen, schon aus weiter Ferne uns entgegenblickt und sich in den dunkeln Fluthen spiegelt. In der Mitte des See's wurde durch einen Pistolenschuß das herrliche Echo geweckt, welches in achtfachem Widerhall der feierlichen Stille, welche auf dieser großartigen Natur liegt, eine eigenthümliche Unterbrechung giebt, die durch den Contrast schauerlich romantisch wird, als wären es die Hülferufe von Watzo und seiner Familie.

Fröhlich landeten wir am Schlößchen, hinter dem sich eine reizende Wiese, mit schönen Bäumen besetzt, ausbreitet, der einzige größere ebene Raum am ganzen drei Stunden langen See. Nachdem wir beim Wirth uns ein Gericht der delicaten Lachsforellen für den Mittag bestellt hatten, nahmen wir einen Führer zur Eiskapelle. Obgleich dies, wenigstens in den Alpen, der einzige Gletscher sein dürfte, der so niedrig gelegen ist — 2500 Fuß über dem Meeresspiegel — und daher am ehesten erreicht werden kann, so darf man doch nicht glauben, daß er ganz ohne Beschwerden zu besuchen sei, wenn auch tüchtige Fußgänger nicht viel über eine Stunde Zeit brauchen. Wer noch keinen Gletscher in nächster Nähe gesehen hat, dem ist der Besuch dieser sogenannten Eiskapelle dringend zu empfehlen; eben so sehr aber auch für die Gesundheit ein möglichst kurzer Aufenthalt, da auch in der engen Schlucht, die zur Eiskapelle führt, eine fast eben so kalte Luft ist, als in der Höhlung des Gletschers selbst. Wir eilten, um uns wieder

zu erwärmen, so rasch als möglich den steilen Pfad hinab und athmeten fröhlich auf, als uns wieder wärmere Luft und sogar Sonnenschein umfing.

Unser etwas verspätetes Mittagsmahl gewährte einen außergewöhnlichen Genuß; „Hei, bairisch Bier ein guter Schluck, that uns gar trefflich munden“ — das röthliche Fleisch der Lachsforellen hat einen ausgezeichneten Geschmack, auch trug unser Speisesaal nicht wenig zu unserm Wohlbehagen bei: nahe dem Ufer des See's, im Schatten schöner Bäume, konnte sich nicht bloß der Gaumen, sondern auch der höhere Sinn erfreuen im erhabenen Anblicke dieser wunderbaren Felsenwände, die zwischen roth, grün und blaugrau in allen Farbenmischungen spielten, von deren Rücken und aus den Schluchten alte Riesen-Tannen und Föhren ihre dunkeln Zweige herabstreckten, während weite Schneefelder und Felsenzacken, im warmen Sonnenlicht schimmernd, die Bergkuppen bekrönten; nah und fern sah man und hörte zum Theil größere und kleinere Bäche in rauschendem Falle wie im leis plätschernden, silberschimmernden Wasserstaub herabfallen.

Bevor wir diesen lieblichen Punkt verließen, betrachteten wir noch mit vielem Interesse die einfache Kapelle und, in der Halle des Schlößchens, die Abbildung merkwürdig großer Forellen, wahre Riesen ihrer Gattung, die im See vor langen Zeiten gefangen worden sind. Wir fuhren weiter und erfreuten uns bald an dem schönen Schrainbachfall, der aus der Schlucht zwischen Simetberg und Hachelkopf unmittelbar in den See hinabstürzt; seine Höhe und Wassermenge gewahrt man vollkommen erst in der Nähe, wo er einen wundervollen Effect macht, während er den meisten Touristen, die ihn nur aus der Ferne sehen, in Folge der großartigen Höhe der Felsenwände viel weniger bedeutend vorkommt. Wir stiegen an der Landzunge aus, welche den Königssee vom viel kleineren Obersee trennt, und den man in weniger als einer Viertelstunde überschreitet. Obgleich dieser in so nahem Vergleich gegen jenen sehr verlieren muß, macht er doch ebenfalls einen schönen und erregenden Eindruck, der hauptsächlich durch den besonders hohen Wasserfall des Röthsbaches, welcher im Hintergrunde von der Alpe Fischunkl kommt, hervorgebracht wird. Der Obersee hat eine Tiefe von 150 Fuß; es ist mir daher nicht wahrscheinlich, daß beide Seen, wie behauptet worden ist, früher nur einen gebildet haben sollten und durch einen Bergsturz getrennt worden wären. Ein solcher hat einst ohne Zweifel stattgefunden; doch, wie ich glaube, nur dadurch, daß eine Felsenzunge, welche beide Seen wohl von Urzeiten her getrennt, durch Unterspülung vom Obersee, dessen Wasserspiegel gewiß früher höher gewesen ist als jetzt — daher auch sein Name — dem Druck der ungeheuern Wassermasse endlich nachgebend, zusammengestürzt ist, wovon die dicht gestreuten Felsenbrocken die Ueberbleibsel bilden, während der größere Theil von der nachstürzenden Wassermasse in die Tiefe geführt wurde. Als wir unsere Gondel nun zur Heimfahrt wieder bestiegen, verschwand eben die Sonne hinter dem Burgstalltrumm; in hellem Rosalichte glänzten die Spitzen des Watzmanns, doch bis zum wirklichen Alpenglühn kam es nicht. Es tritt übrigens diese schöne Erscheinung viel seltener ein, als Naturfreunde, welche die Alpen zum erstenmal besuchen, erwarten; es gehört auch hier eben so eine Dunstatmosphäre dazu, das rothe Licht beim Sonnenuntergang hervorzubringen als wie in den niedern und nördlichern Gegenden, hat daher auch hier gewöhnlich Regenwetter zur Nachfolge. Obgleich unsere beiden Schiffer die Ruder kräftig führten, wurde es doch nach und nach ziemlich dunkel zwischen den hohen Felsenwänden, ehe wir das Ende des See's erreichten; aber abgerechnet die ziemlich fühlbar eintretende Kühle hatte auch jetzt der See seine eigenthümlich-, aber schauerlich-schönen Reize, besonders an der Stelle, wo durch Pistolenschüsse abermals das Echo geweckt wurde, was jetzt einen noch erhöhten Eindruck hervorbrachte, als am Morgen im hellen Sonnenlichte. Als wir bei der kleinen Felseninsel Christlinger vorbeifuhren, trat der Vollmond über die Berge und goß sein schönes, geisterhaftes Licht über den See aus, den wir nun noch ein Mal in seiner ganzen Länge, doch über dem Wasser in zartem Nebeldufte, überblicken konnten.

---

* Johann Wilhelm Schirmer.

Am 11. September starb in Karlsruhe nach kurzer Krankheit der Director der dortigen Kunstschule, der berühmte Landschaftsmaler Johann Wilhelm Schirmer, gleich ausgezeichnet durch seine schöpferischen Leistungen wie durch die Anregung, die er in seiner Lehrthätigkeit zu Düsseldorf und Karlsruhe vielen jungen Talenten gegeben hat. Die Düsseldorfer Landschafterschule nennt ihn mit vollem Recht ihren geistigen Vater und Erzieher. Aber seine treue, von großem Erfolge belohnte Hingabe an sein Lehramt hat, wie die „Berliner allgemeine Zeitung“ bemerkt, sein Schaffen nie gehemmt und gelähmt; zählt er doch unbedingt auch der Zahl seiner Werke nach zu den productivsten Meistern unserer Zeit. Bei ihm war alles solide, folgerecht, ruhig und auf einem Fonds bürgerlicher Bravheit und Tüchtigkeit erwachsen; er ging rüstig, ungehemmt und unbeirrt von extremen Neigungen, ohne gewaltsame und leidenschaftliche Stürme zu bestehen, in ruhiger Arbeit vorschreitend durch Kunst und Leben.

Johann Wilhelm Schirmer wurde am 5. September 1807 in Jülich geboren und kam, keineswegs zum Künstler bestimmt, als Buchbindergeselle nach Düsseldorf, wo er indessen bald Gelegenheit fand, seinem Triebe zur Kunst zu folgen. 1825, noch ehe Schadow die Leitung derselben übernommen hatte, war Schirmer ein Schüler der Düsseldorfer Academie; Schadow, welcher sein bedeutendes Talent bemerkte, nahm ihn in sein Atelier auf; jedoch verließ Schirmer sehr bald die Richtung auf die Historienmalerei, welche er zuerst eingeschlagen hatte, und wandte sich, wohl auch durch Lessing's Beispiel angeregt, noch ausschließlicher wie dieser der Landschaftsmalerei zu, worin er von Anfang an den glücklichsten Erfolg hatte. Schon 1828 fand ein größeres Bild von ihm, ein „deutscher Urwald“ in Berlin eine Anerkennung, welche des jungen Künstlers Ruf begründete. Zwei Jahre später wurde er an der Düsseldorfer Kunstschule als Hülfslehrer angestellt, und 1839 ward er zum Professor ernannt. Die Classe für Landschaftsmalerei in der Düsseldorfer Academie hat bis zum Jahre 1854 unter Schirmer's Leitung in erfreulichster Weise geblüht, und beinahe alle die ausgezeichneten Meister der Landschaftsmalerei, welche den unbestreitbarsten Ruhm der Düsseldorfer Schule machen, sind Schirmer's Schüler gewesen. Schirmer war ein außerordentlich strebsamer, unermüdlich fleißiger Künstler, der nicht nur eine sehr große Zahl von Bildern hervorgebracht hat, sondern auch unausgesetzt in seinen Werken nach einer höheren, edleren Kunststufe strebte. Ohne eigentlichen Lehrer hat er sich an der Natur herangebildet, mit der größten Sorgfalt das Ganze und das Einzelne derselben studirend; später dann erhob er sich zur freieren, selbständigen Composition. Nach einem Aufenthalt in Italien in den Jahren 1839 und 1840 tritt das Streben nach idealer Darstellung in Schirmer's Werken immer mehr hervor, bis er endlich in seinen biblischen Landschaften geradezu als bewußter Stilist in großartiger Weise frei componirend auftritt. Von Schirmer's Werken nur die bedeutendsten alle aufzuzählen, würde zu weit führen. Deutscher Wald und schweizer Alpenland sind meistens die Gegenstände in seinen früheren Werken, später hat ihm lange Zeit Italien die Motive gegeben, bis er endlich sich ganz idealistischen Darstellungen zuwandte. Der Cyclus der biblischen Landschaften ist das bedeutendste Werk des Meisters. Auch in der Radirung hat Schirmer sehr Schönes geleistet. Erstaunlich ist die Menge von Naturstudien, welche Schirmer gezeichnet und gemalt hat; er hat von Allem und für Alles Studien gemacht, seine Mappen enthielten eine ganze Welt und bereitwillig ließ er Andere an ihrer Benutzung theilnehmen. 1854 verließ Schirmer die Düsseldorfer Academie und ging nach Karlsruhe, wohin ihn der Großherzog von Baden berufen hatte, um die dortige Kunstschule zu organisiren und ihre Leitung zu übernehmen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Die Schlacht bei Kulm 1813. Von J. A. von Helfert. — Verzeichniß der römischen Provinzen um 297. Von Th. Mommsen. — Briefwechsel Alexanders von Humboldt mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 Bde. — Erfurt in seinen Geschichts- und Bildwerken. Von K. Herrmann. — Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder. Von J. Frey. — Das Fürstenkind im Volke. Roman in 2 Bänden. Von Th. Scheibe. — Instippen. En plattdütsche Novelle. Von F. Bockel

*Literarische Notizen. Die Reden des Prinzen Albert, des verstorbenen Gemahls der Königin von England, erscheinen so eben in einer deutschen Uebersetzung, die von der Königin-Wittwe autorisirt und von Julius Frese verfaßt ist, in sehr schöner Ausstattung bei Strack in Bremen. Von den Reden des Prinzen wurden 1857 zwei Ausgaben durch die Gesellschaft der Künste in England veranstaltet, denen seit seinem Tode billige Ausgaben folgten. Der vorliegende, im englischen Text im Jahre 1862 herausgekommen, in deutscher Uebersetzung von Frese jetzt erscheinende Band enthält außer den schon früher gedruckten Reden die vom Prinzen bei der Versammlung des britischen Vereins zur Beförderung der Wissenschaft am 14. September 1859 in Aberdeen gehaltene Rede, seine Ansprache bei Eröffnung des internationalen statistischen Congresses am 16. Juli 1860 und einige kleinere Reden, die der Prinz seit 1857 gehalten. Auch finden sich Auszüge aus einer Aufzeichnung des Prinzen über die Stelle des Oberbefehlshabers der englischen Armee. Die erste der Reden wurde am 1. Juni 1840 bei einer Versammlung wegen Abschaffung der Sklaverei gehalten, die letzte am 16. Juli 1860 bei dem statistischen Congresse. Die Zahl der Reden beläuft sich auf 34; am stärksten vertreten sind die Jahre 1849, 1850, 1851, 1855, 1857, 1858 und 1860. Gehalten wurden die Reden in ihrer überwiegenden Mehrheit bei wissenschaftlichen und militärischen Veranlassungen, nur sehr wenige sind von der Veröffentlichung ausgeschlossen. Das Buch wird eröffnet mit einer Einleitung, die sich über den Prinzen, seine Stellung in England, die eine so schwierige war und so glänzend von ihm beherrscht wurde, und seine Redeweise verbreitet. Er verwandte auf seine Reden besonders viel Fleiß und Nachdenken, er zeigt sich in ihnen als Staatsmann wie als Beförderer der Wissenschaft und der gesellschaftlichen Wohlfahrt gleich verdienstvoll und tüchtig. Seine Reden waren dadurch besonders bedeutend und einzig, daß er stets Kenntnisse und anregende Gedanken zeigte, und daß er im Wissen und in den Gedanken Maß und Grenze vortrefflich einzuhalten wußte. In seiner so ungemein schwierigen und delikaten Stellung, die ihn dem Neide, der Mißdeutung und dem Vorwurfe der Anmaßung aussetzte, bewegte er sich mit außerordentlicher Sicherheit und Klugheit. Indem er sich die größesten Fesseln selbst anlegte, zeigte er doch in seinen Reden eine anmuthige, edle und würdevolle Haltung. Man bewundert besonders, daß diese Reden bei ihrer Kürze doch so vollständig und erschöpfend waren, daß sie bei aller Sorgfalt der Ausarbeitung nie Wärme vermissen lassen. — Der Erfolg der plattdeutschen Dichtungen Fritz Reuters ist so bedeutend, daß der Verleger gleichzeitig von allen neue Auflagen drucken läßt; ferner werden die „ollen Kamellen“ um einen weiteren Band vermehrt. Der Dichter lebt jetzt, wie wir vor einiger Zeit schon mittheilten, in Eisenach. — Berthold Auerbach fühlt sich in der Luft, die jetzt in Berlin weht, nicht mehr wohl. Er gehörte dort zu den Kreisen, welche die Königin Augusta begünstigte, und da diese sich augenblicklich eines bedeutenden Einflusses nicht erfreut, so wirkt das naturgemäß auf ihre Umgebungen zurück. Auerbach, welcher sich längere Zeit hindurch in der Schweiz aufgehalten hat, wird sich demnächst in Stuttgart niederlassen. — Unter der täglich wachsenden Zahl von Schriften zur Erinnerung an die Kämpfe von 1813 heben wir den Bericht eines Augenzeugen hervor, des emeritirten Predigers L. A. W. Martell zu Schildau bei Torgau, welcher ein Büchlein von 90 Seiten unter dem Titel „Leipzigs Gefahr und Errettung in den Schlachttagen vom 14. bis 19. October 1813, der geretteten Stadt zum Andenken“ herausgegeben hat (Leipzig, Merseburger.) Der jetzt achtzigjährige Verfasser war zur Zeit der Freiheitskriege Vesperprediger an der Leipziger Universitätskirche und in Gohlis; der ursprüngliche, gleich nach der Schlacht abgefaßte Bericht wurde schon im December 1813 im „Freimüthigen“ abgedruckt, ist nun von ihm ergänzt, erweitert und umgearbeitet worden. Eigentliche Bedeutung hat die Schrift des alten Herrn nicht, sie zeichnet sich keineswegs durch meisterhafte Schreibart und Darstellung aus, verfällt auch recht oft in salbungsreichen Predigerton; dennoch erhält das Büchlein einen gewissen Werth und ein Interesse durch die eingeflochtenen persönlichen Erlebnisse und Bemerkungen des Verfassers. Man findet manchen Zug aus dem Benehmen Napoleons und seiner Generäle, z. B. Bertrand, Berthier, Murat, Poniatowski u. And., in jenen Octobertagen verzeichnet, und so bietet denn die Schrift eine nicht unwillkommene Ergänzung der Literatur über 1813.

*Kunst und Wissenschaft. Die in Frankfurt seit dem Jahre 1838 bestehende Mozartstiftung beging in diesem Jahre ihre erste Jubelfeier. Das Institut besitzt jetzt ein Capital von mehr als 40,000 Gulden. Der Zweck ist bekanntlich Ausbildung musikalischer Talente, welche auf vier Jahr einem bedeutenden Meister übergeben werden, mit einem Stipendium von 4000 Gulden. Wenn die Jahreszinsen bis zu der Höhe von 2000 Gulden gediehen sind, so soll in Frankfurt ein Conservatorium gegründet werden. Die bisherigen Stipendiaten der Mozartstiftung waren J. J. Bott aus Kassel, jetzt Hofkapellmeister in Meiningen, J. H. Bischoff aus Ansbach, Max Bruch der Komponist der Oper „Loreley“, Joseph Brambach in Bonn, und Ernst Denter in Gießen, jetzt noch Schüler von Lachner in Mannheim. — In Königsberg starb am 28. September im Alter von 77 Jahren der Senior der Universität, der Historiker Professor Johannis Voigt. Er war 1786 zu Bettenhausen im Meiningschen geboren, studirte zu Jena und gehörte als Docent anfangs der Universität Halle, dann der von Königsberg an. Sein erstes Werk war „Hildebrand als Pabst Gregor VII. und sein Zeitalter“. Später schrieb er die Geschichte der Marienburg und wurde der Historiograph Preußens von der ältesten Zeit an, bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. Ferner verfaßte er ein Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Reformation und ein zweibändiges Werk über den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach. — Der Congreß der internationalen Vereinigung für den Fortschritt der socialen Wissenschaften wurde um die Mitte des Septembers in Gent gehalten. Die Betheiligung war nicht sehr bedeutend, Deutschland, Holland und England schwach, Frankreich allein stark vertreten. Die Hauptfragen, welche von den verschiedenen Sectionen discutirt wurden, sind folgende: Die Abschaffung der Todesstrafe; die Präventivhaft; die Pflichten der Neutralen im Fall eines Kriegs. Die dritte Section, Kunst und Literatur, behandelt die Frage: „Gereicht der materielle Fortschritt der Entwickelung des Gedankens und der schönen Künste zum Vortheil oder Nachtheil?“ Die fünfte Section beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie der Credit und unter welchen Verhältnissen er sich am günstigsten entwickelt. Die Zukunft der Baumwollenindustrie in Europa wurde gleichfalls eingehend behandelt. — Die Opern „Loreley“ von Max Bruch, welche in Mannheim, und „Feramors“ (Lalla Rookh) von Anton Rubinstein, die in Dresden gegeben wurde, erscheinen gleichzeitig im Clavierauszuge. Die „Katakomben“ von Ferdinand Hiller sind nun auch in Hannover in Scene gegangen und haben einen ihren Werth entsprechenden Erfolg gehabt. In Frankfurt gab man, und überhaupt zum ersten Male, die hinterlassene Oper von Heinrich Marschner „Sangeskönig Hiarne oder das Tyrfingschwert“. Der Gegenstand erinnert in mancher Beziehung an Richard Wagners „Lohengrin“, die Musik aber ist nach dem Berichte der „Signale“ durchaus originell, schwungvoll und in jenem romantischen Style gehalten, welcher Marschners Opern kennzeichnet. Wie in allen seinen Opern ist der Chor mit besonderer Vorliebe behandelt. Die Aufnahme des Werkes war eine günstige. — Gleich nach dem Tode Jakob Grimms erschien in der „Kölnischen Zeitung“ ein Aufruf in Bezug auf eine dem Geschiedenen von Seiten der deutschen Nation zu erweisende Ehre. Der Aufruf hat, wie jene Zeitung jetzt mittheilt, den lebendigsten Anklang gefunden. Die vielen bis jetzt aus Nord- und Süddeutschland, namentlich aber aus der Rheinprovinz eingegangenen Vorschläge lauten fast einstimmig dahin, daß beiden Brüdern, Jakob und Wilhelm, die in ihrem Leben und Wirken unzertrennlich waren, eine solche nationale Ehrenerweisung gebühre. In gleicher Uebereinstimmung sprechen sich diese Vorschläge auch in dieser Beziehung aus, daß von der Errichtung eines Kunst-Denkmals abzusehen, vielmehr eine „Grimm-Stiftung“ ins Auge zu fassen sei. Die Vorschläge mehrerer Männer gehen dahin, daß den beiden Brüdern im Volke selbst ein lebendiges, dauerndes Denkmal dadurch geschaffen werden müsse, daß die Grimm'schen Volksmärchen durch alle Schichten der deutschen Bevölkerung aus dem zu sammelnden Fonds zu verbreiten seien. Andere befürworten einen Grimm-Fonds entweder zur Vertheilung von Preisen an die Verfasser der besten Werke auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung, oder zur Förderung unbemittelter junger Germanisten.

*Der Buddhismus in Tibet. Die Studien, welche die Brüder Hermann, Adolf und Robert Schlagintweit auf ihrer großen Entdeckungsreise in Indien und Hochasien während der Jahre 1854 bis 1858 über die buddhistische Religion gemacht haben, sind von ihrem Bruder Emil Schlagintweit in Würzburg in einem prachtvoll ausgestatteten Werke niedergelegt, welches bei Brockhaus in Leipzig und bei Trübner in London erschienen. Die Forschungen und Sammlungen der Bilder bilden den Grundstock dieses Buches, über welches wir im „Journal des savants“ einen Bericht von St. Hilaire finden. Der Verfasser verfolgt die so vielfach dargestellte und entstellte buddhistische Religion von Indien nach Tibet und zu den Einrichtungen des Lamadienstes. Zahlreiche Illustrationen und ein besonderer Atlas erleichtern das Studium des Werkes. Die bedeutendsten Lehren des Buddhismus sind erläutert, die Literatur über den Buddhismus in allen Sprachen aufgeführt, die wichtigsten Tibetanischen Wörter erklärt. Einen Vorboten zu dem Buche bildet ein Bericht des Verfassers in den Veröffentlichungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften unter Mittheilung eines buddhistischen Beichtgebetes mit erklärenden Anmerkungen. In einer der nächsten Nummern des Sonntagsblattes werden wir einen Aufsatz von Emil Schlagintweit über den Buddhismus, seine Dogmen und seine geographische Verbreitung mittheilen.

Prinz Albert *).

Prinz Albert war eine edle Erscheinung, von stattlich grader Haltung, seine Gestalt bekundete Kraft und Thätigkeit, und sein Benehmen war würdevoll. In ruhiger Stimmung hatte er einen festen, ernsten Blick, aber wenn er lächelte — und das kann kein Portrait wiedergeben — dann strahlte sein ganzes Gesicht vor Vergnügen und sein Lachen hatte einen angenehmen Ton und eine Herzlichkeit, welche diejenigen sobald nicht vergessen werden, die es oft hörten. Als junger Mann war er sehr hübsch, aber wie es mit gedankenvollen Menschen, die viel durchmachen, oft geht, sein Gesicht wurde mit der Zeit schöner, als die ersten Bilder von ihm versprachen, und am edelsten und wahrhaft schönsten war es in den letzten beiden Jahren seines Lebens. In des Menschen Antlitz steht sein Charakter geschrieben, so schwer die Entzifferung dieser Schrift auch sein mag; und in dem Gesicht des Prinzen waren keine von den bösen Linien, welche auf Verstecktheit oder Verschlagenheit, auf niedrige oder grobe Begierden deuten; alles war klar, offen, rein und ehrlich. Wohl hatten Nachdenken, Sorge und Arbeit ihre Spuren zurückgelassen, aber zugleich trug dies Gesicht das Gepräge einer Seele, die mit sich selbst im Frieden ist und nur von Nächstenliebe und Sorge um das Wohlergehen der Mitmenschen bewegt wird.

Bei näherer Bekanntschaft mit dem Prinzen wurde man am meisten von der Originalität seines Geistes betroffen, und zwar von einer Originalität ohne alle Uebertreibung. Er hielt darauf, über jeden Gegenstand seiner Betrachtung seine eigenen Gedanken zu denken, und mochte er zu denselben Resultaten gelangen wie andere, oder zu widersprechenden, immer beruhten seine Schlußfolgerungen auf redlichster eigener Forschung. Die nächste hervorstechende Eigenthümlichkeit des Prinzen war seine außerordentliche geistige Beweglichkeit. Er gehörte zu denen, die immer ihre ganze Kraft beisammen und all ihr Wissen immer fertig zum Gebrauch zu haben scheinen. In ernster Unterhaltung war er vielleicht der erste Mann seiner Zeit. Er hatte etwas durchaus aufrichtiges in seiner Art zu sprechen; niemals spielte er mit einem Gegenstande; niemals stellte er sich bei einer Frage auf eine Seite, weil der, mit dem er sich unterhielt, auf der andern Seite stand; ernsthafte, gründliche Erörterung war ihm einer der größten Genüsse. Kritik und Widerspruch ertrug er geduldig; ja, er hatte gern, wenn man ihm widersprach, weil er dadurch die Wahrheit hervorlockte, auf die es ihm immer an erster Stelle ankam. An Witz und Humor hatte er seine Freude und wenn er etwas Lächerliches erzählte, legte er soviel Nachahmung hinein, daß die betreffende Scene dem Zuhörer lebendig veranschaulicht wurde, doch blieb seine Nachahmung stets in den Schranken der Grazie.

An Liebe zur Freiheit im tiefsten und weitesten Sinne wurde der Prinz wohl nur von wenigen übertroffen; ja in dieser Beziehung war er mehr Engländer als die Engländer selbst. Ein hervorstechender Charaterzug des Prinzen war Pflichttreue. Hatte er einmal etwas unternommen, so ging er unfehlbar gerade durch, und er gehörte zu den wenigen, welche Selbstsucht niemals kennen oder sie vollständig verläugnen, wo es sich um eine Pflicht handelt. Wäre er ein regierender Fürst gewesen und hätte in einem Augenblicke der Gefahr eine Staatsverfassung angenommen, die seiner Neigung oder seinem Urtheil widersprach, so würde er sich doch auch in ruhigen Zeiten streng an dieselbe gehalten haben und jede etwaige Aenderung des einmal eingegangenen Vertrages hätte von der andern Seite ausgehen müssen, niemals von ihm. Er war zu groß zur Herrschsucht, wenn die Macht auch nur durch einen Schein von Unehre hätte erkauft werden müssen, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß er an Washingtons Stelle auch Washingtons Rolle hätte spielen können; wie dieser hätte er an Ehre und Macht genommen, was seine Mitbürger ihm zu geben beliebten, und hätte weder mehr gefordert noch heimlich darum gebuhlt. Er theilte in dieser Beziehung durchaus das Gefühl des Herzogs von Wellington, dessen Hauptgedanke war, rechtschaffen und mit Ehren durch's Leben zu gehen, indem er das volle Maaß der ihm auferlegten Verantwortlichkeit übernahm und seine Seele noch mehr zu belasten nicht verlangte. Solche Männer sind von einem andern Schlage, als die gewöhnliche Sorte ehrgeiziger und eitler Stellenjäger.

Bekanntlich war der Prinz sehr vielseitig in seinen Neigungen und Fähigkeiten, und ein eifriger Bewunderer des Schönen, beides in der Natur und in der Kunst. Allmälich aber entsagte er Lieblingsneigungen, wie z. B. der Musik und dem Zeichnen, nicht weil sie ihm weniger Freude gemacht hätten, als früher, sondern weil er es für seine Pflicht erkannte, sich mehr und mehr den Geschäften zu widmen. Er durfte sich nicht dem hingeben, was ihm persönlich Freude machte, sondern er mußte thun, was die Pflicht ihm auferlegte, und für beides zugleich war nicht Zeit. Ein anderer Charakterzug des Prinzen, der sich nicht immer mit strengem Pflichtgefühl vereinigt findet, war seine entschiedene Abneigung gegen alles, was wie Vorurtheil oder Unduldsamkeit aussah. Er hielt sich den Sinn gern für neue Thatsachen und neue Gründe offen und erwartete von andern dasselbe. Beim Urtheilen verfuhr er im eminenten Sinne wie ein Richter; niemals war es zu spät, ihm mit einem neuen Gesichtspunkte oder einer neuen Thatsache zu kommen, die auf seine schließliche Entscheidung in einer Sache bestimmend einwirken konnte. Genau zu prüfen, sorgsam abzuwägen, leidenschaftlich zu erörtern, und dann nicht rasch, sondern, nachdem er die Frage vielfach bei sich hin und her gewendet, seine Entscheidung zu treffen — das war bei allen wichtigen Fragen sein gewöhnliches Verfahren.

Als eine sehr seltene Eigenschaft des Prinzen muß hervorgehoben werden, daß er die größte Freude daran hatte, wenn andere etwas gutes sagten oder etwas großes thaten. Tagelang konnte er sich darüber freuen und davon sprechen, und mochte es von einem Kinde sein oder von einem ergrauten Staatsmanne, es machte ihm gleiches Vergnügen. Er freute sich, wenn die Menschheit vorwärts kam, wie oder wo es sein mochte. Das ist gewiß sehr ungewöhnlich. Wohl treffen wir Menschen, die etwas gutes sagen und selbst edel handeln können, aber bei den treffenden Worten oder edlen Handlungen anderer verweilen sie nicht gern. Der Prinz dagegen ließ jeder Zeit sein Leben in das seiner Mitmenschen aufgehen und lebte in ihnen. Eine selbstlosere und ritterlichere Hingebung als die des Prinzen an seine fürstliche Gemahlin und sein zweites Vaterland hat es nie gegeben. Daß ihre Regierung groß und ruhmreich sei, daß sein Adoptivvaterland in Kunst, Wissenschaft und Literatur und, was ihm noch theurer war, in bürgerlicher Wohlfahrt fortschreite, das war immer sein liebstes Hoffen, sein höchstes Ziel, und er selbst wäre zufrieden gewesen im Dunkeln zu bleiben, wenn diese hohen Ziele dadurch im mindesten hätten gefördert und gesichert werden können. Diese Liebe zu seinem zweiten Vaterlande that der herzlichen Neigung zu dem Lande seiner Geburt und seiner Heimath keinen Abbruch. In den rührendsten Ausdrücken und mit kindlicher Freude hing er an allen Erinnerungen seiner glücklichen Kindheit. Freilich liebte er gewissermaßen jede Stelle, wo er im Laufe seines Lebens verweilt hatte. Das ist natürlich genug; überall, wo er lebte, suchte er dem Orte und seinen Bewohnern aufzuhelfen, und so verknüpfte ihn ein geistiges Band mit beiden.

Wer einen edlen Charakter zu schildern hat und dabei bedenkt, wie ungern die Welt einen Menschen blos loben hört, der muß sich fast freuen, wenn er an seinem Helden auch etwas auszusetzen findet. Das Characterbild erhält dadurch den Schatten, der es hebt, und wird wahrscheinlicher. Dieser Mangel (wenn er so genannt werden kann) bestand bei dem Prinzen in einer gewissen schüchternen Zurückhaltung, die er nie ganz zu besiegen vermochte. In Wahrheit läßt sich fragen, ob sie sich besiegen läßt, wenngleich ein ausgedehnter Verkehr mit der Welt die Fähigkeit geben mag, sie zu verbergen. Zur Erklärung und Rechtfertigung dieser Scheu des Prinzen wäre manches zu sagen, aber vorhanden war sie, und unzweifelhaft ließ sie bisweilen seine hohen Eigenschaften nicht sofort zur vollen Geltung kommen. Es war die Scheu einer sehr zarten Natur, die sich nicht sicher fühlt, daß sie auch gefallen werde, und die des Selbstvertrauens und der Eitelkeit entbehrt, welche oft den äußeren Anstrich größerer Genialität verleihen. Der Eindruck dieser scheuen Zurückhaltung wurde durch die strenge Aufrichtigkeit, die den Prinzen auszeichnete, noch erhöht. Es giebt Menschen, die sich eine große Popularität erwerben, indem sie immer in herzlicher Weise viel mehr sagen, als sie wirklich empfinden. Sie sind „entzückt“, uns zu sehen; sie „freuen sich“ zu hören, daß es „mit unserer Gesundheit besser geht“, und wer da nicht näher überlegt, wie viel hinter diesen Redensarten wohl sein mag, und sich leicht einredet, sein Gesundheitszustand sei wirklich von Wichtigkeit und müsse die Leute natürlich interessiren, der freut sich an dieser herzlichen, aber etwas übertriebenen Begrüßung. Der Prinz hatte solche Phrasen nicht; bei ihm war alles auf wahre und volle Aufrichtigkeit begründet. Seine edle Natur scheute sich, alles zu sagen, was sie empfand, und noch weniger mochte sie sich herablassen, einen Schein von Gefühl anzunehmen, dem nicht die vollste Wirklichkeit entsprochen hätte.

Das Temperament eines Menschen zu schildern hat seine große Schwierigkeit, namentlich wenn es einigermaßen complicirt ist, wie das des Prinzen. Er hatte ein fröhliches, glückliches Temperament; er erheiterte Haus und Familie. Um einen gewöhnlichen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen: er war das Leben und die Seele seines Hauses. Ueberdies war die Stimmung des Prinzen sehr gleichmäßig, nicht plötzlich gehoben oder gedrückt. Complicirt indessen wurde sein Temperament dadurch, daß unter dieser Heiterkeit, tief in seinem Innersten, eine nicht gerade melancholische, wohl aber nachdenkliche Stimmung lag, die mit den Jahren etwas düsterer wurde. Es war eine Nachdenklichkeit, die aus wiederholter eingehender Beschäftigung mit der Schwierigkeit der menschlichen Dinge und dem Ernst des Lebens stammte.

*) Aus der Einleitung des weiter oben angezeigten Buches: „Reden des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England“, deutsch von Dr. Julius Frese. (Bremen, H. Strack.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 41. Bremen, 11. October. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Aus der Zeit der Befreiungskriege.

Aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse des verstorbenen Bremer Bürgermeisters Johann Smidt haben wir abermals eine Gabe erhalten, für welche unsere Leser dankbar sein werden, zumal da diese Gabe aus der Zeit der Befreiungskriege herrührt, deren nationale Feier bevorsteht. Es sind zwei Briefe Smidts, zu deren Verständnisse wenige Worte genügen. Im November 1813 trat der Senat in Bremen, der seit dem Februar 1811 der französischen Gewaltherrschaft hatte weichen müssen, wieder in Amt und Stellung ein, hauptsächlich auf Antrieb Smidts, welcher der Ansicht war, man könne es bereits wagen, die Regierung des kleinen Staates von Neuem zu ergreifen. Als dann bald darauf die Heere der verbündeten Mächte den Rhein überschritten und den Feldzug von 1814 in Frankreich eröffneten, gehörte Smidt zu denjenigen Diplomaten, welche im Hauptquartier der Alliirten die Interessen ihrer Staaten zu vertreten hatten. Aus dieser Zeit stammen die Briefe Smidts an seine Frau, die wir hier mittheilen, und zwar aus derjenigen Periode des Feldzugs, in welcher das Glück der Waffen schwankte und das Hauptquartier sich keineswegs in günstiger und gesicherter Lage befand, vielmehr auf unstäter Wanderung begriffen war, bis endlich im März durch Blüchers energisches Auftreten der Sieg für die Verbündeten errungen ward. Die anschauliche und lebendige Schilderung, welche Smidt von seinen und seiner Genossen Erlebnissen entwirft, wird gern gelesen werden. Wir haben in diesen Briefen nur einige wenige Stellen, die von durchaus privater Natur sind, fortgelassen.

1.

Vesoul, den 28. Februar 1814.

Jetzt, wo alles wieder sehr gut steht, kann ich Dir mit Ruhe erzählen, welche Abenteuer ich seit meiner Abreise von Troyes erlebt habe. Den Tag meiner Abreise von dort, ich meine es war Mittwoch den 22., werde ich nie vergessen. Tags zuvor hatten wir ein Circular von allen Höfen erhalten, in Gemäßheit dessen der Aufenthalt des Corps diplomatique nach Chaumont verlegt worden, weil die Armee sich in und um Troyes concentriren und am Tage unserer Abreise noch 30,000 Mann Baiern und andere Truppen in und um Troyes aufgestellt werden sollten. Napoleon drängte hart auf Troyes; — der Kaiser von Oesterreich hatte dem Corps diplomatique eine Escorte von 25 Husaren angeboten, in deren Begleitung sie am Mittwoch Morgen in einer Linie um 7 Uhr abreisen wollten. Eines meiner Pferde war auf dem Wege nach Troyes zwei Meilen von dort in Mortierami Krankheits halber zurückgeblieben, und wie ich den Kutscher mit einem anderen Pferde von Troyes dahingeschickt hatte, um es wieder abzuholen, war er mit sammt dem Pferde in die Hände der Kosaken gefallen, und weder eines noch das andere kamen zurück. Ich kaufte daher am 21. für wenige Ducaten geschwind zwei Hengste und hoffte mit diesen und den beiden übrigen Pferden gut wegzukommen. Senator Hach*), der keine eigene Pferde hatte, hatte Tags zuvor Gelegenheit gefunden, seine Chaise nach Chaumont zu schaffen, und ich hatte versprochen ihn mitzunehmen. Wir fanden uns auch wirklich am 22. Morgens zu rechter Zeit ein; wie es aber fortgehen sollte, zeigte sich einer der Hengste so wild und unbändig, daß meine beiden Bedienten, der Baseler und Schomberg, beide nur halb und halb des Fahrens kundig, es nicht wagen wollten sich damit einzulassen. Alles war aufs höchste pressirt, — die Truppen rückten in die Stadt. — Ich fragte den Kutscher des holländischen Gesandten, der im Begriff war wegzufahren, ob er mir nicht einen Kutscher zu schaffen wisse, (Postillione, worauf ich gerechnet hatte, waren durchaus nicht zu haben), der Kutscher wußte keinen, aber indem ich mit ihm darüber sprach, hörte das ein auf der Straße stehender Mensch, der herzutrat und sich erbot mein Kutscher zu sein; — ich fragte ihn, wer er sei. Antwort: „Joseph, bisher im Dienste eines russischen Officiers, der mich aber verabschiedet hat, weil er mich, da es zur Bataille geht, nicht länger mitnehmen kann.“ — Ich fragte ihn, ob er fahren könne. — Antwort: „Ja!“ — Ob er treu und ehrlich sei. — Antwort: „Wenn ich das nicht wäre, so hätte ich etwas, aber ich habe nichts in der Welt, als was ich am Leibe trage.“ — Woher des Landes? — „Aus Böhmen.“ — „Wohlan“, sagte ich, „ich verlasse mich auf dein ehrliches Gesicht, sei mein Kutscher und geh mit mir!“ — Er folgte. — Unter der Zeit fuhren die anderen Gesandten, die nicht länger warten konnten, fort — und wir in einer halben Stunde nach. — Da die Position verändert wurde, so wurde die Bagage zurückgeschickt, und da man zugleich am nämlichen Tage in der Gegend von Troyes ein Treffen anbieten wollte, so wurden bei Troyes vor dem Thore, wo wir hinausfuhren, auf den Anhöhen einige hundert Kanonen aufgestellt, und die Artillerie der Reserve ging zurück. — Das verursachte

*) Der Abgeordnete für Lübeck. Anm. d. Red.

nun vor dem Thore von Troyes, wo wir hinausfuhren, und auf den beiden nächsten Meilen von Troyes bis Mortierami ein Gedränge von ein paar tausend Wagen, die die Chaussee passiren mußten, wo mehrere Wege zusammenkamen und auch die aufzustellende Artillerie angeführt wurde. — Truppen, Bagage, Artillerie, Pulverwagen, Reisende, alles in ungeheurer Zahl. — Alle Augenblick mußten wir still halten — dann schlug der unbändige Hengst hinten und vorn aus — alles Geschirr entzwei. Wir wollten es nicht wagen im Wagen zu sitzen — denn die Chaussee ist besonders während der ersten Meilen so hoch wie der Eisenradsdeich und von beiden Seiten steile Abhänge — wir resolvirten also, bis die Pferde eingefahren seien, zu Fuße zu gehen. Von dem Lärmen, von dem Geschrei der Kosaken, der Bagagewagenführer, die bei jedem Aufenthalt, den unser Hengst verursachte, toll wurden, von der grimmigen Kälte, von dem fürchterlichen Winde, dem Staube der alles einhüllte, dem Anblick Kranker und Verwundeter, die transportirt wurden, den würtembergischen Truppen, die, da sie etwas gelitten hatten, zurückverlegt wurden rc. rc., hast Du gar keinen Begriff — man muß so etwas durchaus erlebt haben, um es sich denken zu können. Unser Wagen fuhr langsam, wegen des beständigen Aufenthalts, und weil die beiden Bedienten beständig zu Fuße gehen und den sich immer bäumenden Hengst halten mußten. Wir kamen also zu Fuße weit voraus, und da der fürchterliche Staub und die Furcht, in jedem Augenblick übergeritten zu werden, jeden nur auf seine eigene Sicherheit denken ließ, so waren wir bald gänzlich von einander getrennt. Da man des Windes und Getümmels halber auf der Chaussee nirgends Halt machte, so hoffte ich die anderen, welche, da ich etwas länger beim Wagen geblieben, voraus waren, im nächsten Dorfe auf mich und den Wagen wartend vorzufinden, traf sie aber nicht — ich erwärmte mich eine Zeitlang mit Kosaken an einem Bivouacfeuer, bis endlich der Wagen kam, in Ansehung dessen noch alles in denselben Nöthen war und den ich nun begleitete. Das Gedränge, der Lärm und die Unbändigkeit des Hengstes wurde immer ärger, todte Pferde am und im Wege — Wind, Staub, die schneidendste Kälte — jeden Augenblick Gefahr, von der Chaussee in den Abgrund gestürzt zu werden — den Wagen umzuwerfen oder zu zerbrechen und ihn dann mit der ganzen Bagage im Stich lassen zu müssen, bewogen mich endlich zu dem Entschlusse, den Hengst ausspannen und ihn laufen zu lassen, wohin er wollte. — Nun setzte ich mich ein, und es ging mit den drei übrigen Pferden recht gut. In Mortierami traf ich in dem vormaligen Posthause, wo alles verlassen und ausgeplündert war, mit mehren andern, worunter auch Herr Mülhens aus Frankfurt, zusammen — ich gab ihm einen Schluck Cognac, den ich im Wagen hatte, er mir ein wenig Brod und Käse, wir labten uns in der grimmigen Kälte daran wie an einem Göttermahl. Ich suchte im Dorfe eine verlassene Scheune auf, worin ich noch etwas Haberstroh fand, um die Pferde zu erquicken; dann ging's weiter, nicht ohne vielfache Unfälle, die ich nicht einzeln aufzählen mag. Denke Dir eine Chaussee, wo drei Wagen im Nothfalle nebeneinander fahren können, alle drei Reihen voll von vielleicht dreitausend Wagen, meistens Russen, mit denen sich gar nicht zu verständigen ist — dabei das Ineinanderfahren von Kanonen und Pulverwagen, die an das Schicksal von Eisenach erinnerten, das würtembergische Corps, das zurückverlegt wurde, Kranke, Blessirte, Marode von allen Armeen und Waffen, todte Pferde, Ochsen und Kühe in und neben dem Wege, Geschirre die kaum halten wollten, alle Augenblicke anders gebunden werden mußten, das Geschrei der dadurch Aufgehaltenen rc. Mehrmals erkaufte ich mir durch ein Trinkgeld den dadurch verlornen Platz in der Linie wieder. — In den verlassenen Dörfern, wo alles noch enger war, war es besonders fürchterlich. In Vandoeuvres fragte und suchte ich vergebens nach den Anderen. Irgendwo zu füttern oder anzuhalten war nicht möglich — es mußte fort, wie es gehen wollte, und ich kam endlich um Mitternacht nach Bar sur Aube. Ich lief auf die Mairie — das für mich durch den Hofrath Diller *) bestellte Billet war nicht mehr da. An Anschreiben der Quartiere denken die Franzosen, deren Quartierungswesen allenthalben in der furchtbarsten Unordnung ist, gar nicht. Mit Mühe erzwang ich ein anderes Billet — begab mich hin, fand aber das ganze Haus voller Soldaten, so ging es mehrerwärts — endlich begab ich mich nach dem Posthause, wo auch alles voll war, indeß noch ein spärliches Kaminfeuer brannte. Hier traf ich einen Bekannten, den preußischen Grafen Haak; wir legten uns zusammen auf dem Boden beim Feuer nieder, ich zog meinen Fußsack über die Füße, bedeckte mich mit meinem Mantel und schlief ermüdet von aller Anstrengung bis 6 Uhr, als hätte ich im Bette gelegen. Morgens ging ich auf die Straße und trieb noch etwas Futter für die Pferde zusammen. Mehrere Bekannte begegneten mir, alle waren in der Nacht angekommen und hatten mehr oder minder ein Gleiches erlebt; der eine suchte diesen, der andere jenen. Graf Münster, den ich auf der Straße traf, fragte mich, ob ich Quartier gefunden — „ich habe so gut wie bivouacquiren müssen“, war meine Antwort. — „Mir ist's nicht besser gegangen“ — seine Erwiederung. — Weder in einem der Quartiere, noch auf der Municipalität, noch sonst irgendwo war von Gildemeister und Hach eine Spur zu finden. Endlich begegnete mir Letzterer auf der Straße — zu unserer beiden großen Freude. Er war eine lange Zeit allein gewandert, — endlich begegnet ihm jemand zu Pferde, der noch ein lediges Pferd an der Hand hat. Es war der Graf Lottum, ein preußischer General; er bittet ihn, ein wenig auf dem ledigen Pferde sitzen zu dürfen, dieser erlaubt ihm das; nachdem sie eine Weile geritten, kommt auch Gildemeister zum Vorschein — und Lottum's lediger Wagen kommt nach, — er erlaubt, daß Gildemeister und Hach sich eine Zeitlang einsetzen dürfen, — der Wagen fährt indeß nur nach einem Dorfe, wo gefüttert wird; hier steigen sie aus und gehen weiter. In Vandoeuvres wittern sie irgendwo Bratengeruch, gehen hinzu und Hach bittet einen dabei stehenden Mann um ein Stück Fleisch und Brod. Er erwiedert: „Wie kommen Sie dazu, ich kenne Sie nicht.“ Hach antwortet: „Sie sehen mir so aus, als würden Sie es mir wohl geben.“ „Nun da haben Sie Recht,“ erwiedert er, „ich bin der Haushofmeister des Kronprinzen von Preußen, dessen Mittagsmahl ich hier fertig mache.“ — schneidet ihm ein Stück Braten ab, giebt ihm Brod und Wein, wodurch sie dann besser gestärkt wie ich, der den ganzen Tag nur ein kleines Stück Brod und Käse hatte, ihren Weg fortsetzten und bald auf zwei verschiedenen Wagen Bekannte fanden, so daß jeder in einem besondern Wagen einen Platz bekam und nach Bar sur Aube fuhr, wo sie sich indeß, da alles voll war, nicht wieder fanden. Beide hatten geglaubt, der Wagen sei voraus — Hach wollte überdem Kanonenschüsse und Kleingewehrfeuer gehört haben, und so liefen sie in einem fort und kamen viel eher wie ich nach Bar sur Aube, wo Gildemeister mein Billet holte und sich in's Quartier legte, auch Hach gutes Abendessen und ein anderes Quartier fand. — Von Bar sur Aube fuhr ich nun mit Hach Morgens nach Chaumont weiter, wo wir um 3 Uhr ankamen — auch Gildemeister kam bald glücklich nach und hatte meistens zu Fuße gehen müssen. — In Chaumont fand ich unser altes schönes Quartier leider besetzt. Mit vieler Mühe trafen wir indeß ein anderes Quartier, was auch sehr gut war, worüber einandermal. — Vorgestern fuhren wir von Chaumont

*) Von der österreichischen Staatskanzlei. Anm. d. Red.

nach Langres und gestern von Langres hieher. — Auf beiden Reisen habe ich Escorte von ungarischen Husaren gehabt, die die Hindernisse, welche unterwegs aufstießen, schnell zu beseitigen wußten, so daß alles exellent ging. Hier haben wir jetzt ein vortreffliches Quartier und zum erstenmal wieder einen warmen Ofen, so daß man auch wieder schreiben kann, wozu in den letzten Wochen bei dem Kaminfeuer fast nirgends zu kommen war. — Die heute eingegangenen trefflichen Nachrichten haben mich vollends ganz wieder belebt und ich bin vergnügt und gesund.

Die Armee rückt wieder vor. Troyes ist wieder besetzt. Napoleon flieht.

2.

Vesoul, den 1. März 1814.

Senator Vollmers wird Dir einen ausführlichen Brief von mir an Dich unter dem gestrigen Dato mitgetheilt haben, worin ich Dir eine kurze Schilderung unserer Abenteuer auf dem Wege von Troyes nach Bar sur Aube zu machen suchte. Ich will Dir heute noch ein und anderes erzählen, da ich hier Zeit genug übrig habe und endlich einmal wieder in einem ofengeheizten Zimmer sitze und Schomberg im Vorzimmer habe, der auf die Thüre passen muß, wenn der französische Bediente des Hauswirths aus- und eingegangen ist, denn:

Alles lernt ein Franzos', jedoch die Thüren zu schließen
Wind und Wetter zum Schirm, nimmer begreift es die bête.

Dazu habe ich auch seit fünf Wochen zum erstenmal wieder eine lange weiße Pfeife in der Hand und sehe hier in Vesoul doch einmal wieder Leute, die kaufen und verkaufen und einen friedlichen Verkehr mit einander treiben. — Du hast keinen Begriff davon, wie es in der Nähe des eigentlichen Krieges hergeht, wie man die allergemeinsten und gewöhnlichsten Bedürfnisse oft unbefriedigt lassen muß. — Ein Stück Zeug gewaschen zu bekommen, kostet dort die größte Mühe von der Welt. Eines Schneiders habhaft zu werden, es ist nicht daran zu denken. Eines Sattlers, noch viel weniger. Wie wir auf der Hinreise nach Bar sur Aube kamen, hatten die Kosaken des Nachts von meinem auf der Straße stehenden Wagen das Seitenleder abgeschnitten, obgleich ich zwei Leute darin schlafen ließ. Glaubst Du, daß ich dies während der elf Tage, die ich in Troyes zubrachte, dort wieder gemacht bekommen konnte? Alle Schneider, Schuster, Sattler ꝛc. waren für die Armee in Requisition, und ich war daher auf der Rückreise gar nicht im Stande, den Wagen ordentlich zu verschließen, was bei der Kälte auf dem Wege von Troyes nach Chaumont um so viel peinlicher war. — Strümpfe zu stopfen — es ist nicht daran zu denken — Du glaubst nicht, wie wir abgerissen sind. — In Hinsicht der Etiquette ist man dagegen im Hauptquartier sehr tolerant. Mit einem Flicken von anderm Tuch auf meinem Pelz, wie ich endlich dazu gelangte, so wie vorher mit einem großen Loche darin, geht man ziemlich unbekümmert, da die vornehmsten Personen zum Theil ebenso aussehen. — Milch bekommt man hier auch wieder zu sehen — und wenn man einen Bon schreibt, so erhält man Fourage für die Pferde ohne Bedenken. Die Noth dieser armen Thiere hat mich manche Tage mehr gedrückt wie meine eigene; — am Ende habe ich immer selbst Rath schaffen müssen, da die Bedienten immer mit leeren Händen zurückkehrten. Ich will Dir zum Beispiel erzählen, wie ich es die beiden Tage, die ich auf der Rückreise in Chaumont zubrachte, gemacht habe. Gleich bei unserer dortigen Ankunft hieß es von allen Seiten, es sei gar keine Fourage zu haben, nirgends werde etwas ausgetheilt. Kam ein Bauer mit etwas Hafer oder Heu an, so war es im nächsten Augenblicke vergriffen, und nur durch einen Zufall konnte man etwas erhaschen. Ich ging gleich des andern Morgens deshalb auf Beute aus und bemerkte glücklich, daß einige Russen aus einem Hause einen Sack heraustrugen, — ich lief hinein und fand in einem leeren Zimmer noch einige Scheffel Hafer liegen, mit deren Ausmessen einige Municipalbeamte beschäftigt waren, ein Franzose saß dabei und schrieb an; ich wendete mich an diesen mit einigen Redensarten über das Unglück des Krieges ꝛc. und brachte dann meinen Wunsch vor, etwas mitgetheilt zu erhalten. Er schien sich für einen französisch sprechenden Menschen zu interessiren und erwiederte, es sei im Augenblick weg; ehe ich einen Bon ausfertigen, ihn vom Platzcommandanten unterschreiben und durch meinen Bedienten einen Sack herschicken lasse, sei es längst weggegeben, da jeder sich zudränge. Ich lief spornstreichs wieder hinaus und in das nebenstehende Haus hinein, bat mir einen Sack zu leihen oder zu verkaufen, oder einen Korb oder welches Geschirr es sei. Man wollte nicht: halb durch gute Worte, halb durch Drohungen brachte ich es am Ende doch dahin, daß man in allen Winkeln nachsuchte, bis sich ein alter Sack fand. Mit diesem lief ich denn wieder in das andere Haus und suchte den schreibenden Franzosen bestens zu bereden, daß man mir etwas einmesse, wobei ich versprach, ihm den Hafer zu lassen, bis der Bon in Ordnung sei. Mit größter Noth kam ich so dahin, die letzten vier Rationen von dem Haufen zu erhalten, lief dann schnell zum Platzcommandanten, erhielt die Unterschrift eines dort schnell verfaßten Bons, nahm den ersten besten Kerl von der Straße für ein Trinkgeld mit und kam noch eben zu rechter Zeit, um den Sack, auf den schon mehrere Anspruch machen wollten, zu reclamiren und im Triumph nach Hause tragen zu lassen, — ich war vom ganzen Corps diplomatique der einzige, der an diesem Tage Hafer bekommen hatte. — Des andern Tages war es noch schlimmer, weder Hafer noch Heu war zu sehen. Gegen Nachmittag sah ich einen Baschkiren etwas Hafergarben tragen, die unausgedroschen waren. Nachdem ein durch Zeichen gemachter Versuch, ihn zum Verkauf des Hafers zu bewegen, vergeblich war, indem er mir zu verstehen gab, er habe ihn weit weg von einem Dorfe geholt und brauche ihn für sein Pferd, ging ich ihm nach, bis er das Futter in sein Quartier getragen hatte, zeigte ihm dann ein Stück Geld und winkte ihm, mir nach meiner Wohnung zu folgen. Hier gab ich ihm ein halbes Glas Cognac, schenkte dann ein anderes Glas ganz voll, legte zwei Franken dabei und suchte ihm dann durch Zeichen begreiflich zu machen: wenn er noch einmal dahin reite, wo er die Hafergarben geholt und mir noch mal so viel hieher bringe, so solle er den Branntwein und das Geld haben. Der Kerl verstand mich augenblicklich und machte ein Zeichen, als ob er etwas binden wollte, ich gab ihm zwei Stricke, — er lief fort, brachte in ein paar Stunden ein gutes Futter für meine Pferde und empfing den versprochenen Lohn. — Du wirst vielleicht darüber lachen, daß ich Dir dergleichen Details erzähle, aber wenn man Hunger *) und Kummer leidet, so werden solche Kleinigkeiten einem eben so wichtig wie die Austern, die Robinson am Strande seiner Insel fand. — Das Beste ist, daß meine Gesundheit bei allen Strapatzen und Mühseligkeiten im Durchschnitt mit meiner beständig heiteren Laune gleich guten Schritt hält. Von Husten und Schnupfen weiß ich fast gar nichts und die Abhärtungen scheinen mir trefflich zu bekommen.

Meine Quartierbillets lauten gewöhnlich: un Envoyé avec sa suite. Diese Suite war nun in der letzten Zeit ziemlich angewachsen. Bis heute, wo ich den Jacob Bühler, meinen Baseler Bedienten (den ich ungern misse, da er der beste unter den Be-

*) In Troyes trieben meine Bedienten einmal, wie wir bis Abends 5 Uhr noch nichts gegessen hatten, einen Schinken auf, für den ich 30 Franken bezahlen mußte.
Anm. des Schreibers.

dienten war) mit einer guten Gelegenheit wieder zu Frau und Kindern nach Hause spedirt habe — bestand sie 1. aus meiner hohen Person, 2. aus dem Secrétaire de la légation Dr. Gildemeister; 3. aus dem valet de chambre Schomberg (diesen Titel bekam Schomberg bereits in Karlsruhe, wo man ihn so nannte und wo ich auch Ablehnens ungeachtet allenthalben Excellenz hieß), 4. dem Domestique qui parle françois, vorgedachter Jacob, 5. dem Kutscher, Joseph der Böhme, 6. dem Leibhusaren Stephan, einem Ungarn vom österreichischen Husarenregiment Erzherzog Palatinus, endlich den Pferden. — Mit dem Leibhusaren ist es so zugegangen. Wie wir von Troyes schleunig abreisen mußten, und auf dem Rückwege es etwas bunt aussah, da theils von Franzosen, theils von Kosaken einzelne Reisende, selbst Couriere geplündert und erschlagen waren, erhielt das Corps diplomatique von dem Fürsten Metternich, der uns überhaupt mit ausgezeichneter Artigkeit behandelt, 25 Mann Husaren und einen Officier von dem vorgedachten Regiment (es ist hellblau gekleidet und hat treffliche braune Pferde) zur Escorte. Es war dabei die Meinung, daß wir sämmtlich en cortège reisen sollten. Dieses wurde aber, wie ich Dir gestern erzählt, bald gesprengt. In Chaumont verabredeten wir daher, die Escorte unter uns zu vertheilen. — Ich blieb mit dem holländischen Gesandten, Baron v. Spaen, und dem hessischen, Graf Keller*), zusammen und wir drei erhielten zu unserm Antheil vier Husaren, — davon hat nun der Holländer vier behalten, der Hesse einen und ich einen. Der Husar bleibt nun, so lange wir die Escorte haben, immer bei mir, reitet vor dem Wagen an und wird mit mir einquartiert; ich requirire Fourage, Essen und Tinken für ihn mit rc. Er ist von sehr großem Nutzen und man reiset bei der Ueberfüllung der Chausseen mit Bagagewagen, Kosaken rc. mit noch einmal so viel Sicherheit und Geschwindigkeit; denn sobald dergleichen vorkommt, sprengt er voraus und nöthigt sie allenthalben Platz zu machen, so daß ich den Weg von Chaumont nach Langres und von Langres hieher mit der größten Geschwindigkeit zurückgelegt. Es ist sonst wirklich arg mit diesem Fuhrwesen, die Russen besonders haben eine ungeheure Menge kleiner Bagagewagen, die mit drei oder vier Pferden in einer Reihe gehend bespannt sind. Rußky fährt immer mitten auf der Chaussee, und will man bei so einer Reihe von 2—300 Wagen vorbei, so muß man zur Seite fahren, kommt oft auf den Chausseestein zu reiten und geräth in Gefahr umzuschlagen. Sprechen läßt sich mit den Leuten nicht ordentlich, aber ein Husarensäbel verschafft sogleich Respect. Am ängstlichsten ist es, wenn man in einen Transport von Artillerie und Pulverwagen geräth; dies war besonders auf der Tour von Troyes nach Bar sur Aube der Fall, fast in jeder halben Stunde, und bei dem Gedränge und Ineinanderfahren der Wagen befürchtete ich alle Augenblicke wider Willen in höhere Sphären erhoben zu werden ad modum von Leyden oder Eisenach; einzelne brennende Häuser gaben links und rechts warnende Beispiele.

In Chaumont fand ich mein altes freundliches Quartier nicht wieder, der preußische Hofrath Heun**), der etwas früher gekommen war, hatte es angewiesen erhalten und war ohne Zweifel darauf ausgegangen um es zu bekommen; denn er hatte mich einmal besucht und die schöne Adelaide, eine Kammerjungfer, die uns in allen Züchten und Ehren auf's trefflichste versorgte, sich wohl bemerkt. Ich zürnte anfangs mit ihm darüber; wie er mir aber erzählte, daß er die vorhergehende Nacht der Trübsal nur mit etwas Heu bedeckt mitten unter Kosaken bei einem Bivouac auf der offenen Landstraße hatte zubringen müssen, gönnte ich's dem braven Manne doch gern. — Ich erhielt dann Quartier bei einem 78jährigen vormaligen Marechal de Camp Desmilly, der unter Ludwig dem 15. und 16. gedient hatte und im siebenjährigen Kriege auch in Bremen gewesen war, dann die Leiden der Revolution in vollem Maße zu erdulden gehabt. Er und seine etwa 20 Jahre jüngere Frau nahmen uns auch sehr freundlich auf. Ich mußte indeß das ganze Ansehen eines Gesandten geltend machen, um mich und meine Suite dort einige Tage zu behaupten, da russische Officiere in jedem Augenblick das Quartier zu nehmen drohten. — In der letzten Nacht waren über 60 Pferde auf dem Hofraum und die ganze Nacht wurde am Hause geklopft, gelärmt rc.; dabei hatte ich denn immer meine Noth, durch den Jacob, der als Schweizer von Natur etwas rauffüchtig ist, nicht in allerhand böse Händel verwickelt zu werden. — Auf der fürchterlichen Tour von Troyes nach Bar sur Aube zankte er sich immer mit dem Kutscher Joseph über die Behandlung der Pferde, indem er behauptete, es seien französische Pferde und sie gingen nicht anders, als wenn man in einem fort jak, hot und hui schriee, wovon denn Joseph nichts wissen wollte; Jacob ließ sich aber nicht irre machen, sondern schrie vom Bock herab immer fort. — Jetzt ist er fort, ich hätte ihn gern behalten und seine kräftige Natur gegen Schombergs verzagte ausgetauscht; es macht mich heute halb traurig, daß er fort ist, aber er sehnte sich nach Frau und Kind zurück und erklärte diesen Morgen ganz freimüthig gegen mich, auf die Länge werde man doch des Zigeunerlebens müde. — Ich muß dergleichen Heimwehanwandlungen mit Gewalt von mir verscheuchen; denn wenn ich mir nur einen Augenblick merken ließe, daß ich ihnen Raum gäbe, so liefe gleich alles von mir fort.

Den Weg von Chaumont nach Langres und den von Langres nach Vesoul habe ich ohne sonderliche Abenteuer zurückgelegt. Auf dem Wege war noch viel Bagage. An den Anblick todter und sterbender Pferde habe ich mich beinahe schon gewöhnt — leere Häuser, ganz und gar verlassene Dörfer trifft man hier doch nur ausnahmsweise an, während sie jenseits Chaumont gewöhnlich sind. — In Langres wurden wir in ein Quartier gelegt, worin wir sieben spanische Priester vorfanden; sie waren in Navarra von den Franzosen gefangen genommen und hatten 30 Monate in Troyes gefangen gesessen, wo sie jetzt durch die Alliirten befreit worden waren und über Holland in ihr Vaterland zurückkehren wollten. Sie hatten sich dazu einen kleinen Karren gekauft mit zwei Pferden; drei saßen abwechselnd darin, während die übrigen die Pferde führten und nebenan gingen. — Wir unterhielten uns bei Tische sehr angenehm mit ihnen in lateinischer Sprache; Einer nannte den Napoleon monstrum horrendum ingens (ein fürchterlich schreckliches Ungeheuer), ich fuhr in diesen bekannten Versen eines römischen Dichters weiter fort, welches ihnen große Freude machte. — Das „á la guerra, á la guerra Españoles“*) kannten sie auch und wir stimmten es gemeinschaftlich an, tranken dann dem Napoleon ein kräftiges „muera!“ zu, worauf sie uns Lebewohl sagten und mit ihrem Karren fortzogen. — Am anderen Tage traf ich sie zwischen Langres und Vesoul wieder und hatte noch Gelegenheit, ihnen einen Dienst zu erweisen. — Einer von ihnen, der dem Karren etwas vorausgegangen war, wurde von zwei Kosaken angehalten, die ihn plündern zu wollen Anstalt machten. Unser Husar stürzte indeß darauf los und Joseph, der ein paar Worte russisch versteht, drohte ihnen auf russisch die Augen dergestalt einzuschlagen, daß das Gehirn herausfließen

*) Bei diesem befand sich damals auch Jacob Grimm als Secretär. Anm. d. Red.

**) Bekannter unter dem Namen H. Clauren, als Verfasser der Mimili und ähnlicher Romane. Anm. d. Red.

*) Ein damals auch nach Bremen gelangtes und viel gesungenes Volkslied der aufgestandenen Spanier. Anm. d. Red.

sollte, worauf sie denn ihre Beute fahren ließen. Der Spanier dankte freundlich und begab sich zu seinem Karren zurück.

Hier logiren wir bei Herrn Renaud, Inspecteur des Domaines, sehr gut. Gildemeister und ich haben endlich jeder ein verschiedenes Zimmer. Die Einsamkeit wird mir nachgerade ein großes Bedürfniß, so sehr ich sonst die Geselligkeit liebe. — Den ersten Abend konnte ich kein Quartier finden, eine Colonne der Reservearmee passirte durch, und wir mußten die Nacht in einem interimistischen Quartier in einem Zimmer mit anderen Officieren hinbringen. Auf der Mairie fand ich bei meiner Ankunft auf der Liste des Fürsten Metternich „le Ministre de Hambourg" aufgeführt und von dem Maire hinzugesetzt; ich dachte, Syndicus Gries sei angekommen, lief eiligst in das Quartier und konnte mich kaum des Lachens erwehren, wie ich Herrn Chapeaurouge*) (der auch gelernt zu haben scheint, wo Barthel den Most holt) in einem vortrefflichen Quartier mit seinen Wirthsleuten an wohlbesetzter Tafel sitzen sah. Ich habe Chapeaurouge heute die Hölle darüber heiß gemacht und endlich die Sache dadurch wieder in's Feine gebracht, daß ich ihn bei dem Hofrath Diller als „Attaché à la légation anséatique" eingeführt habe.

*) Ein hamburgischer Kaufmann, der übrigens mit Wissen und im Auftrage des f. g. Hanseatischen Directeriums (Perthes u. A.) ebenfalls dem Hauptquartier nachgereis't war, um seiner damals noch in Davoust's Gewalt sich befindenden Vaterstadt nützlich zu sein. Anm. d. Red.

* Friedrich Jacobs über das Jahr 1813.

Jeder deutsche Patriot kennt die schönen Reden von Friedrich Jacobs: „Deutschlands Gefahren, Deutschlands Ehre", ebenso wie auch wohl angenommen werden darf, daß jeder echte Deutsche die Reden Fichte's an die deutsche Nation nicht allein dem Namen nach kennt, sondern sie gelesen und möglichst beherzigt hat. Kürzlich lasen wir eine politische Betrachtung von Jacobs aus dem Jahre 1822, und zwar in dem „Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz" (Leipzig, 1863), wo sie Niemand so leicht sucht, die eben aus dem Munde eines so mild urtheilenden humanen Mannes wie Jacobs um so mehr Beachtung verdient, da sie im Uebrigen ganz in Consequenz mit seinen früheren politischen Ansichten ist.

Stieglitz war nämlich, als er 1822 in Göttingen studirte, wegen eines Gedichtes, das er für eine von vaterländischen Gesinnungen durchdrungene dortige Verbindung gedichtet hatte, in strenge Untersuchung gekommen, welcher mehrwöchentliche Gefangenschaft und endlich wegen eines in unziemlichen Ausdrücken abgefaßten Gedichts das consilium abeundi folgte. Der Drucker hatte dagegen als Censurbestrafung 50 Thaler wegen dieses Gedichts bezahlen müssen. Das letztere wird im Anhang zu dem bezeichneten „Briefwechsel" S. 105 f. mitgetheilt; aber es gehört in der That ein Oedipus dazu, um darin jene unziemlichen Ausdrücke und die Berechtigung zu den erkannten Strafen ausfindig zu machen. Mit Bezug auf diese Sache schrieb nun Jacobs an Stieglitz: „Aber wo denken Sie auch hin, Ihre besten Gefühle dem Vaterlande selbst trotz der Tyrannei widmen zu wollen! Leben Sie etwa noch im Jahre 1813? Oder wissen Sie allein nicht, daß seitdem an die Stelle des Vaterlandes die legitime, die erbliche Macht, die Minister, die Cabinette und der besternte und besteinte Himmel der Hofschranzen getreten ist? Jenes schöne Bild von Vaterland ist, wie die Asträa, zum Himmel entflohen, wenn es nicht etwa noch an dem Rande des Oceans, um den Felsen von Calpe zögert; und wenn es etwa in England noch bisweilen auftritt, so ist es auch dort eigentlich nur ein Vexirbild geworden, das oft leibhaftig wie Habsucht, Uebermuth und Willkür aussieht. Freiheit ist nun vollends etwas ganz Abscheuliches. Sie ist in keinem Cabinet beliebt, am allermeisten aber in dem englischen gehaßt, und folglich — es ist schmerzlich, so schreiben zu müssen, wenn man die schönen Tage von 1813 gesehen und sich mit der Hoffnung begeistert hat, das Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit mit allen den großen und edlen Gefühlen, die in einem solchen Reiche gedeihen, aufblühen zu sehen. Denn diese Hoffnung war es, die uns damals erfüllte, die unsere Kinder gegen den Feind trieb und uns jedes Opfer leicht machte, und wir waren gutmüthig genug, uns einzubilden, daß unsere Machthaber nur den Augenblick der Befreiung von dem fremden Joche erwarteten, um ihre Völker durch die Erfüllung ihrer, auf hohe Verheißungen hin erregten Hoffnungen zu beglücken. Es ist schmerzlich, die jämmerliche Entzweiung in allen Ländern zu sehen, die so lange wachsen wird, als man die Gestalt der Freiheit fürchtet. Denn diese Furcht ist es, die jetzt in allen Cabinetten präsidirt, die die Kalsbader Beschlüsse, das Mainzer Revolutions-Tribunal, die Inquisition gegen Arndt und Welcker, sowie die Verhaftung Jahns geboten hat. Es gab eine Zeit, wo mir bei den Worten Hochverrath und Majestätsverbrechen schauderte; ich legte diesen Worten einen großen Sinn unter. Die neueren Zeiten haben mich besser belehrt. Im Jahre 1809 schwebte die Anklage des Hochverraths über dem Haupte meiner Freunde und meinem eigenen. Wir wußten uns rein, und wenn wir der Verläumdung unterlegen hätten, unser eigenes Gewissen hätte uns freigesprochen. Seitdem haben jene Worte ihre Bedeutung für mich verloren, und ich habe gelernt, daß sie nur ein Medusenhaupt sind, das die Willkür zu den Zeiten der Furcht aus seiner Hülle zieht."

Wir sind der Meinung, daß Jacobs jetzt nicht durchgängig so schreiben würde, wie er hier gethan hat; aber sein Ausspruch hat eine geschichtliche Berechtigung in sich und für sich, und er bildet ein Glied in der Kette der Erinnerungen, die am 18. Oct. 1863 das bekümmerte und schmerzlich getäuschte Herz manches deutschen Patrioten bewegen und der geschichtlich ebenfalls gerechtfertigten Festfreude an jenem Tage nicht recht froh werden lassen. Gleichwohl kann man Manches daraus für Gegenwart und Zukunft lernen, wenn man nur will. K.

* Zur Feier des achtzehnten Octobers.

Bremen, 8. October 1863.

Der hiesige Künstlerverein hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Gedächtniß der Octobertage von 1813 würdig zu begehen. Um ein Zusammentreffen mit der großen städtischen Feier am 18. zu vermeiden, wird sich der Verein an diesem Tage mit einer angemessenen Ausschmückung seines Lokals begnügen, eine eigne Feier aber am 15. veranstalten, als an dem Tage, welcher 1813 Bremen von den Franzosen befreite. Eine Einleitung zu dieser Vorfeier bildeten zwei Vorträge, in welchen am 30. September und 7. October Herr Oberstlieutenant Niebour den Feldzug von 1813 darstellte, und zwar dessen beide Hauptabschnitte seit der Kündigung des Waffenstillstandes, also zunächst die Schlachten bei Dresden und an der Katzbach, sodann die Schlacht bei Leipzig selbst. Wir geben unsern Lesern eine Skizze dieser Vorträge.

In dem Trachenberger Operationsplan war festgesetzt, daß jede der drei verbündeten Armeen für sich selbständig operiren und gegen den gemeinsamen Feind vorgehen solle, jedoch so, daß, wenn Napoleon sich mit seiner Hauptstärke gegen eine dieser Armeen wende, dieselbe dem Stoße durch Zurückweichen so lange sich zu entziehen habe, bis die beiden anderen ihr durch das Vorgehen in den Rücken des Feindes Luft machen würden. Demgemäß

rückte Blücher mit der schlesischen Armee schon vor Ablauf des Waffenstillstandes in das neutrale Gebiet unter dem Vorwande ein, daß die Franzosen es auch nicht streng respectirt hätten. Beim Beginn der Feindseligkeiten am Morgen des 17. August drang er sodann überraschend auf die noch zerstreuten Franzosen ein und warf sie bis zum Bober zurück; seine Absicht, das Corps von Ney dabei ganz abzuschneiden, mußte er aufgeben, da Langeron und Sacken beide mit höflichen Worten die Mitwirkung ablehnten. In Löwenberg am Bober stieß Blücher auf Napoleon, der anfangs Miene gemacht hatte, von der Lausitz in Böhmen einzudringen, und erhielt gleichzeitig von Schwarzenberg den Befehl, 12,000 Mann nach Böhmen zu detaschiren. Er gehorchte nicht, indem er geltend machte, es könne nicht die Absicht Napoleons sein, in Böhmen einzudringen, da er sich mit voller Kraft gegen ihn gewendet. Getreu den Trachenberger Verabredungen zieht Blücher sich zurück, bis Napoleon von ihm abläßt, überfällt dann aber am 26. August sofort den im Vormarsch über die Katzbach befindlichen General Macdonald und bringt ihm eine Niederlage bei.

Die große oder böhmische Armee hatte mittlerweile am 20. August in ihrem Lager an der unteren Eger Parade abgehalten und war erst am 21. in der Richtung auf Leipzig vorgegangen. Durch den Uebergang zweier westfälischer Husarenregimenter in Reichenberg erfuhr man sodann, daß Napoleon tief nach Schlesien eingedrungen sei, und beschloß nun auf Dresden loszugehen. Aufgehalten durch schlechte Gebirgswege und üble Witterung trifft die Armee zur Hälfte etwa am 25. August vor Dresden ein, verschiebt aber den Angriff auf den folgenden Tag, obgleich man erfährt, daß Dresden schlecht befestigt und nur mit 20,000 Franzosen unter Gouvion St. Cyr besetzt sei. Napoleon war mittlerweile durch Gewaltmärsche am 25. in Stolpe angekommen und beabsichtigte, über die Brücken am Königstein und Pirna in den Rücken der Verbündeten zu gehen und sie so von Böhmen abzuschneiden. Er schickt seinen Adjutanten Oberst Gourgaud nach Dresden, um sich zu überzeugen, ob die Stadt sich wohl so lange halten könne. Gourgaud kehrt in der Nacht mit der Meldung zurück, Dresden müsse fallen, wenn Napoleon nicht am 26. dort eintreffe. In Folge dessen werden die Truppen auf Dresden dirigirt und erhält nun Vandamme den Befehl, mit 40,000 Mann beim Königstein überzugehen.

Die Verbündeten vor Dresden, welche Napoleon noch immer entfernt glauben, verschieben auch am 26. den Hauptangriff auf Nachmittags 4 Uhr. Als man dann gegen Mittag auf dem anderen Ufer der Elbe Napoleon anrücken sieht, kann man sich doch nicht entschließen, so ohne weiteres den Rückzug anzutreten. Am 27. bricht Napoleon dann aus Dresden hervor, umfaßt beide Flügel der Verbündeten und nimmt den linken Flügel (Oesterreicher), welcher durch den steilen Plauenschen Grund von der Hauptmacht getrennt ist, fast vollständig gefangen. Vandamme erhält nun Befehl, den Feind bis nach Böhmen hinein zu verfolgen, während Napoleon mit den Garden schon bei Pirna (wahrscheinlich in Folge der Nachricht von Macdonalds Niederlage an der Katzbach) umkehrt, ohne Vandamme dies wissen zu lassen. Dieser wird daher um so mehr am 29. und 30. August bei Kulm geschlagen, als ihm ein preußisches Corps unter Kleist in den Rücken kommt. Wie groß übrigens noch am 30. Morgens die Besorgniß bei der böhmischen Armee war, ersieht man daraus, daß abermals an Blücher ein Befehl abging, er möge mit 50,000 Mann zu Hülfe kommen. Blücher gehorcht nicht; er schreibt, durch seinen Sieg an der Katzbach sei die Sachlage eine andere, er werde in Uebereinstimmung mit dem Operationsplan durch energisches Vorgehen Luft machen. Wirklich wendet sich Napoleon am 4. September bei Bautzen gegen ihn, worauf Blücher zurückweicht. Nochmals als später Napoleon mit ganzer Macht in Böhmen einzudringen versucht, erhält Blücher Befehl, mit der ganzen Armee nach Böhmen zu kommen. Er weiß wieder auszuweichen. Der Rest des Septembers ging mit Hin- und Hermärschen in verhältnißmäßiger Ruhe hin; man will bei der großen Armee namentlich das Eintreffen der russischen Reservearmee abwarten.

Erst die Unmöglichkeit, sein großes Heer noch länger in dem ausgesogenen Lande zu ernähren, bewegt Napoleon am 24. Septbr. das rechte Elbufer Preis zu geben. Die schlesische Armee überschreitet dann die Elbe abwärts bei Wartenburg am 3. October, die große Armee rückt auf Leipzig vor, und nun erst am 7. verläßt Napoleon Dresden. Nach einem vergeblichen Versuche, die schlesische und die Nordarmee zu schlagen, (dieselben weichen bis Halle hinter die Saale zurück), wendet er sich gegen Leipzig, wo er die große Armee am 16. noch getrennt zu schlagen hofft. Wirklich steht es in der Schlacht bei Wachau um die Verbündeten bedenklich genug, da man 35,000 Mann in einen Winkel zwischen Elster und Pleiße eingekeilt hatte, die nun nicht rechtzeitig zu Hülfe kommen konnten, so daß Napoleon bei Wachau selbst mit 90,000 Mann die Uebermacht gegen reichlich 80,000 Verbündete hatte. Ein großer Reiterangriff durchbricht sogar die feindliche Aufstellung; eines Theils war aber das französische Fußvolk zu weit zurück, um den Vortheil sofort zu benutzen, dann aber hatte sich Napoleon zu Marmont begeben, der ihm wiederholt melden ließ, daß er nördlich von Leipzig von feindlicher Uebermacht beinahe erdrückt werde. In Folge dessen mußte ein im Marsch nach Wachau begriffenes Corps wieder umkehren und kam, da es auch bei Möckern zu spät eintraf, gar nicht in Wirksamkeit.

Die schlesische Armee nämlich, welche Napoleon noch weit entfernt glaubte, warf sich mit aller Energie gegen die Franzosen, welche nördlich von Leipzig unter Marmont zur Beobachtung standen. (Marmont hatte selbst einen Theil seines Corps nach Wachau schicken sollen). Namentlich war der Kampf des Yorkschen Corps um Möckern selbst einer der blutigsten, die die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat (York hatte bei einer Stärke von 21—22,000 Mann 5600 Todte und Verwundete). Gegen Abend war hier die Niederlage der Franzosen entschieden, und sie zogen sich zum Theil bis hinter die Parthe zurück. Als Napoleon zur Hauptarmee zurückkehrte, ward ihm spät Abends der gefangene österreichische General v. Meerveldt vorgeführt, den er vom Frieden von Campo Formio (1797) her kannte. Er entließ ihn auf Ehrenwort mit einem Schreiben an den Kaiser Franz, in welchem er um Waffenstillstand bat.

Am 17. ruhte der Kampf. Die große Armee wartete auf das Eintreffen Bennigsens von Dresden her, so wie der Nordarmee. — Napoleon wartete auf Antwort, die nie erfolgte. — Nur Blücher ging von Norden her zum Angriff vor, stellte ihn aber ein, als er erfuhr, daß der Hauptangriff auf den 18. verschoben sei. Nach dem Urtheile aller militärischen Autoritäten hätte Napoleon den Angriff am 18. nicht abwarten, sondern vorher den Rückzug antreten müssen; — aber er soll fest auf die Annahme seiner Waffenstillstandsvorschläge gerechnet haben. Wenn beim Beginn des Feldzugs seine Kräfte noch zu denen der Verbündeten wie 3 zu 4 standen, so zählte seine Armee (150 — 180,000 Mann) bei Leipzig nur noch die Hälfte der drei verbündeten Armeen, die man zu ungefähr 300,000 Mann annehmen kann, — namentlich nachdem er das Corps von Bertrand nach Naumburg zurückgeschickt hatte, um ihm die Uebergänge über die Saale zu sichern.

Die Schlacht bei Leipzig ist natürlich nicht im Einzelnen zu schildern. Hervorgehoben wurde nur der Uebergang der Sachsen und einer würtembergischen Reiterbrigade Nachmittags gegen 2

und 3 Uhr. Die hiedurch in der französischen Schlachtlinie entstehende Lücke machte sich besonders bemerklich, als endlich gegen 4 Uhr die Nordarmee, das Corps von Bülow voran, auf dem Schlachtfelde eintraf. Um den Kronprinzen von Schweden zum Vorgehen zu bewegen, hatte Blücher ihm das Corps von Langeron zur Verfügung gestellt. — dennoch trafen die Schweden erst am Abend ein, so daß nur ein Theil der Artillerie in Wirksamkeit kam. Da der Rest der schlesischen Armee von Norden her nicht über die Parthe vordringen konnte, so war demselben mehr eine passive Rolle zugefallen.

In der Nacht zum 19. trat die französische Armee den Rückzug an und hielt am Morgen nur noch die Vorstädte besetzt. Als diese gegen 1 Uhr von den Russen und Preußen mit stürmender Hand genommen waren, wurde durch einen französischen Unteroffizier die unterminirte Brücke über die Pleiße zu früh in die Luft gesprengt. Die 10,000 Franzosen, welche noch zurück sein mochten, wurden gefangen, und so blieb die Altstadt von Leipzig von der Beschießung, dem Sturm und allen den Gräueln, die damit verbunden zu sein pflegen, glücklich bewahrt.

Auf die Darstellung des großen Krieges in diesen beiden Vorträgen sollen nun am 12. October in einer Versammlung der Abtheilung für bremische Geschichte Bilder aus der Zeit der Befreiung Bremens im Jahre 1813 folgen. Es wird darin das französische Regiment in der Stadt, die Besetzung derselben im October durch Tettenborn und die Befestigung der errungenen Freiheit bis zur Wiedereinsetzung des Senates am 6. November geschildert werden. Daran schließt sich sodann am 15. October die Hauptfeier, welche aus zwei Abtheilungen besteht. Es soll eine Versammlung stattfinden, deren Programm aus einer Festrede, der Ouverture zum „Egmont“ und der Symphonie in C moll von Beethoven besteht. Auf diese Versammlung folgt in der Halle des Vereins ein Festmahl, an welchem mehr als 300 Personen theilnehmen können. Die städtische Feier am Sonntag, mit Kanonenschüssen und Glockengeläute eingeleitet, besteht in ihrer ersten Hälfte aus einem Festgottesdienst im Dom. Ein für diesen Tag componirtes Tedeum von Reinthaler, eine Weihrede des Herrn Dr. Mallet und das Halleluja von Händel bilden das Programm der kirchlichen Feier. Die Theilnahme der Bevölkerung wird sich später in der großen Versammlung auf dem Marktplatze und Abends bei der Erleuchtung der Stadt äußern. Im Theater gedenkt man am 17. den „Regulus“ von Collin, am 18. den „Tell“ von Schiller aufzuführen.

* Der Obersee bei Berchtesgaden.

Von W. Glander.

An der weit nach Südosten vorgeschobene Grenze Bayerns, wo sich das Berchtesgadener Ländchen einer Halbinsel gleich, wie der Volksmund sagt, „so hoch als breit“ zwischen die beiden Salzburgischen Thäler Pongau und Pinzgau hineingezwängt, breitet der Obersee, unter der Menge der in seiner Nähe gelegenen Naturschönheiten in seiner ernsten Einsamkeit nur wenig beachtet, seine stillen Gewässer aus, indem er die Fortsetzung oder besser gesagt den Anfang des allbekannten Königssees bildet.

Ein gewaltiges Felsenamphitheater umsteht den grünen Spiegel, beherrscht von den zerklüfteten Wänden der beiden Teufelshörner. Das obere Ende des Königssees biegt nach Südosten um und bildet den Mitter- und Obersee, die vor Jahrtausenden mit ihm eine Wasserfläche gewesen sein mögen, während im Laufe der Zeit Felstrümmer, von den hier enger zusammentretenden Wänden herabgestürzt, die Gewässer zum Königssee abwärts, zum Obersee aufwärts gedrängt haben und jetzt einen Damm bilden, auf dem der kleine Mittersee liegt, durchlaufen von einem schmalen Bach, welcher, der einzige sichtbare Zeuge ihrer Zusammengehörigkeit, die drei Seen mit einander verbindet.

Die Natur zeigt hier recht augenscheinlich, wie sie nie einseitig zerstört, sondern bei jedem, dem lebenden Geschlecht vielleicht Verderben bringenden Ereigniß immer wieder mit liebevoller Schöpferkraft, wenn auch langsam und im Kleinen, neu bildet und schafft; Jahrhunderte haben die Zerstörung geebnet und sie dem heutigen Geschlecht segensreich gemacht; in Sturm und Wetter sind die herabgestürzten Blöcke geborsten und verwittert, und wo sich in grauer Vorzeit die lothrechten Wände aus dem dunkeln Seespiegel erhoben, wo in späterer Zeit ein grausiges Trümmerfeld die Wasser schied, da verbindet heute eine grüne Matte, die Sallet-Alpe, die beiderseitigen Wände und streckt an ihrem kahlen Felsengestell hinan; auf ihrer humus-bedeckten Thalsohle erfreut sich ein Flor von zarten Alpenpflanzen seines kurzen Daseins, und saftiggrüne Moose überwuchern die kahlen, noch in späterer Zeit herabgerollten Felsblöcke.

Der Wanderer, der den Königssee befahren hat, steigt an der Sallet-Alpe aus und erblickt zur Rechten die Sennhütte dieser nur zu Anfang und Ende des Sommers bezogenen Nieder-Alpe, hinter welcher an der Sagerecker Wand hinan ein schwindelnder Alpenpfad zum Grünsee und Funtensee, die beide hoch oben gelegen sind, dann über das „steinerne Meer“ durch die Weißthorscharte hinab nach Saalfelden im Pinzgau führt.

Noch einen Rückblick auf den über St. Bartholomä riesig emporsteigenden Watzmann; dann geht es auf dem Boden der Alpe fast eben fort; links stürzt von der Kauner-Wand der Staubbach herab, rechts treten die Walchhütten- und Stuhlwand etwas zurück, und der blaugrüne Wasserspiegel des Obersees erscheint. Im Hintergrunde fällt der Röthsbach über die gleichnamige Marmorwand 1800 Fuß hoch zerstäubend herab; nur eine meist verschlossene Fischerhütte steht am Ufer des eine halbe Stunde breiten und 153 Fuß tiefen Sees; am jenseitigen Ufer liegt, zu Lande nur mühevoll zu erreichen, die Alpe Fischunkel; von derselben führt ebenfalls ein Alpensteig rechts auf die Höhe der Stuhlwand und zum steinernen Meer, links ein noch beschwerlicherer über die Röthswand hinan nach dem „kleinen Wildthor“, an den Teufelshörnern vorbei und durch das Blühebachthal hinaus in's Pongau nach Werfen an der Gasteiner Straße.

Gewaltige verwitternde Felstrümmer liegen halb im See; von ihrem Rücken bietet sich ein guter Ueberblick der großartigen Scenerie. Rückwärts ist die Sagerecker Wand vorgetreten und trennt den Fremdling von der Außenwelt, zur Seite und jenseits des Wassers steigen die Felswände überall fast lothrecht empor, nur da und dort von einem mit Krummföhren oder Gras bewachsenen Vorsprung unterbrochen. Den Hintergrund bilden gegen Süden, die Röthswand überragend, die beiden Teufelshörner, die vordersten Spitzen jenes wunderbaren Gebirgsstockes bildend, der auf der Nordseite „Ewiger Schnee“ oder „Uebergossene Alpe“, auf der Südseite aber „Wetterwand“ genannt, mit seinen Schneefeldern dem Wanderer in diesen Gegenden oft so plötzlich erscheint.

So viel auch der Königssee besucht wird — und er ist vielleicht der am meisten von Fremden aller Nationen besuchte Punkt in den deutschen Alpen —, so erstreckt sich doch der große Zug der Touristen selten weiter als bis St. Bartholomä; nur hie und da treibt es einen Naturfreund, an der Sallet zu landen und an das schweigsame Ufer zu pilgern. Freilich — an Pracht der Farben und an majestätischer Linie kann sich der Obersee mit dem Königssee nicht messen — die Farbe seines Wassers spielt, wohl des Reflexes von den Felsen halber, mehr in's Graugrüne; die Conturen der Wände sind scharf und schroff, kurz das Ganze herb und rauh in Farbe und Zeichnung, aber er macht auf den Wanderer den Eindruck einer wildschönen, von der Außenwelt ganz und gar abgeschlossenen Einsamkeit.

Todtenstille herrscht an dem unwirthbaren Gestade; ja der Sturz des Röthsbaches tönt nur wie ein geheimnißvolles Brausen von der jenseitigen Wand herüber, um so wunderbarer, als das Auge bei den riesigen Verhältnissen der Umgebung sowohl Höhe als Entfernung unglaublich unterschätzt und der damit Unbekannte den Fall ganz nahe wähnt. Dann und wann nur unterbricht der schrille Pfiff eines aufgescheuchten Mankei (Murmelthier) oder das heisere Krächzen des Jochgeiers das tiefe Schweigen, oder es rollen oben von der Wand Geröll und Steine herab, unter dem sicheren Tritt der Gemsen gelockert, die ein scharfes Auge wohl hoch an der luftigen Höhe, freilich nur wie dunkle Punkte, erspäht. Es ist ein ernstes Hochalpenbild, selbst dann noch düster, wenn sich der heiterste Himmel darüber spannt; und doch verweilt der flüchtige Mensch manchmal gern an solchen Orten, und keinen wird es wohl gereut haben, wenn er dort in der feierlichen Ruhe des Hochgebirges eine Stunde verträumt hat.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Frauenspiegel aus dem Alterthum und Mittelalter. Von J. Hartmann. — Peregretta. Ein Roman. Von Hans Hopfen. — L. C. de St. Martins Dichtungen. Uebersetzt und erläutert. Von F. Beck. — Hans Pogwisch. Historischer Roman in 2 Bänden. Von A. von Baudissin. — Das Kaufhaus Gürzenich in

Köln. Nach seinem Umbau dargestellt. Von J. Raschdorff. — Rathsherr Josef Leu von Ebersoll. Von C. Siegwart-Müller. — Die neueste Mode. Lustspiel in 3 Aufzügen. Von A. von Breitschwert. — Jugendlieder und Balladen. Von F. Wegener. — Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman in 4 Bänden. Von A. E. Brachvogel. — Lessings Nathan der Weise. Ein Vortrag. Von David Friedr. Strauß.

* Literarische Notizen. Der in der Goethe-Literatur thätige und vielgenannte G. C. Carus hat abermals eine kleine Schrift herausgegeben, welche betitelt ist „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit“ (Wien, Braumüller). Er theilt darin fünfzehn bisher nicht gedruckte biblische Parabeln mit, welche aus dem Anfange der Siebenzigerjahre des vorigen Jahrhunderts stammen, dem Nachlasse von Sophie la Roche angehörten und im Besitze des Gerichtsrathes von Lützow sich befinden, der sie nun zur Veröffentlichung hergegeben hat. Er besitzt auch noch Briefe Goethe's aus der Wertherzeit, die bisher nicht gedruckt sind. In seiner Schrift betont Carus hauptsächlich drei Punkte: Goethe's Einfachheit und Humanität, seinen Seherblick für das Reich der Natur und des Geistes, seine den ganzen Menschen in allen drei Lebensphasen, als Jüngling, Mann und Greis, umfassende dichterische Universalität. — Wilhelm von Chezy, der Sohn der bekannten unglücklichen Dichterin Wilhelmine von Chezy, hat Erinnerungen aus seinem Leben in zwei Bändchen herausgegeben, welche in das Gebiet der Skandal-Literatur gehören. Der Verfasser spricht darin von seiner Mutter in einer unerhörten, schamlosen Weise. Die arme Frau, welche in den traurigen Zwanzigerjahren eine gewisse Rolle spielte und unt. And. für Weber den Text zur „Euryanthe“ schrieb, welcher die Verschwommenheit der Romantik jener Zeit kennzeichnet, war allerdings eine höchst wunderliche, seltsame Person, weßhalb man sich nicht wundern kann, daß bei ihrem Sohne solche Erziehungsresultate zum Vorschein kamen. Daß aber ein Sohn von seiner eignen Mutter solche Dinge drucken läßt, wie es der Verfasser thut, mag wohl in unserer Literatur beispiellos sein und muß öffentlich gebrandmarkt werden. Es ist übrigens in diesen Memoiren eine ganze Galerie von Menschen aufgestellt, die vor vierzig Jahren in literarischen Kreisen eine Stellung hatten, jetzt aber fast alle verschollen sind. Der Verfasser gehört zu den Bewunderern Metternichs und des vormärzlichen Regiments, schwärmt aber auch für das österreichische Concordat mit dem päpstlichen Stuhl. — Die Buchhandlung von Karl Rümpler in Hannover hat einen Katalog ihrer Verlagswerke drucken und versenden lassen. Dieser Katalog legt ein Zeugniß ab von der ausgedehnten Thätigkeit dieses Verlags während der letzten zehn Jahre; es ist eine ganze Bibliothek, welche in diesem Zeitraume entstanden ist. Auf dem literarhistorischen Gebiete finden wir eine Anzahl von Büchern zu nennen: Abeken, Goethe in den Jahren 1771 bis 1775, Eduard Boas, Schillers Jugendjahre, Karl Frenzel, Dichter und Frauen, Karl Gödeke, Pamphilus Gengenbach, Hermann Grimm, Essays und Leben Michelangelo's, Hoffmann von Fallersleben, althochdeutsche Glossen und Geschichte des deutschen Kirchenliedes, außerdem noch viele andere Werke dieses Feldes; auf dem historischen ist da die Geschichte Ostfrieslands von Onno Klopp, die so viel von sich reden machte, das Leben Muhameds von Nöldeke. Ganz besonders zahlreich ist aber die Novellistik vertreten; es finden sich Erzählungen und Romane von Levin Schücking, Adolf Glaser, Karl Frenzel, Julius Rodenberg, Mathilde Raven, Armand, Grabowski und vielen anderen Schriftstellern. — Von dem durch Emanuel Geibel herausgegebenen „Münchener Dichterbuche“ ist eine dritte Auflage nöthig geworden. — Die bekannten Zeitgedichte von Ferdinand Freiligrath, „ein Glaubensbekenntniß“, haben eine neue Auflage erlebt. — Die Geschichte der Jahre 1848 bis 1860 von Eduard Arnd, welche den Schluß der Becker'schen Weltgeschichte als achtzehnter Band der neuen achten Auflage bildet, soll in Kurzem auch in einem besonderen Abdruck erscheinen, der für sich allein, unabhängig von dem Hauptwerke, käuflich sein wird.

* Kunst und Wissenschaft. In den künstlerischen Kreisen am Rhein bedauert man lebhaft das abermalige Scheiden des Malers Emanuel Leutze. Als er im Frühsommer nach vierjährigem Aufenthalt in Nordamerika wieder erschien, da hoffte man, daß er nun dauernd der dortigen Akademie erhalten bleiben werde. Aber es hat sich dort kein Wirkungskreis für ihn finden wollen, und so kehrt er denn in diesen Tagen nach Amerika zurück, um sich dort ganz niederzulassen. Er steht jetzt im Alter von 47 Jahren. Seine größeren Bilder sind: Sir Walter Raleigh im Kerker, Oliver Cromwell am Sterbebette seiner Tochter, Ferdinand und Columbus, die Normannen in Amerika, Raleigh und Elisabeth, John Knox vor Maria Stuart, Anna Boleyn, englische Bilderstürmer, Karl I. von England Straffords Todesurtheil unterzeichnend, Cortez in Mexiko; endlich das berühmte Gemälde „Washingtons Uebergang über den Delaware“. — Seitdem das kleine Wetzlar, das fast verkommen und vergessen war, vor Kurzem des Segens einer Eisenbahn theilhaftig geworden ist, lebt die Stadt ordentlich wieder auf und erfreut sich der Aufmerksamkeit der künstlerischen Welt. An eine Herstellung des schönen Doms wird, wie wir schon mitgetheilt haben, ernstlich gedacht. Auch der Erinnerungen an Werthers Lotte nimmt man sich wieder an und will zu Ehren ihres Gedächtnisses etwas thun. Das Buff'sche Familienzimmer im Vorhause im deutschen Hause soll wieder in den Stand gesetzt werden, in welchem Goethe es sah. Die ziemlich gut erhaltenen Wände werden neu angestrichen und mit Malereien verziert. Die einst dort befindlichen Möbeln ließen sich noch auftreiben, da die jüngeren Geschwister Lottens noch bis vor Kurzem in Wetzlar lebten; auch das alte Clavier hofft man wieder aufstellen zu können. Ein neues Brustbild Lottens soll den Hauptschmuck des Zimmers bilden. — Ueber die in Frankfurt aufgeführte Oper von Heinrich Marschner „Der Sängerkönig Hiarne oder das Tyrfingsschwert“, das letzte große Werk des Meisters, welches er selbst nicht mehr auf der Bühne gesehen hat, finden wir bisher nur wenige Berichte, die aber günstig lauten. Der von W. Grothe verfaßte Text scheint eine gute Arbeit zu sein. Hiarne ist ein Vasall der Krone Dänemark und liebt Asloga, die Tochter des Königs Frotho; er wird deßhalb vom Hofe verbannt. Er erkämpft sich mit Hülfe des Zauberschwerts seines Ahnherrn den Besitz der Geliebten. Was die Musik betrifft, so gehört „Hiarne“ der modernen Kunstform der sogenannten „durchcomponirten“ Oper an, welche von den Verehrern Richard Wagners als dessen Erfindung gepriesen zu werden pflegt. Marschner scheint bei seinem Werke noch über eine bedeutende Kraft der Erfindung und Ausführung geboten zu haben. Man rühmt besonders den schwungvollen Charakter der Chöre, in denen er immer Meister war, die glänzende Instrumentation, die dramatische Kraft der Finalsätze, überhaupt eine reichere Erfindung, als man bei dem Alter des Componisten erwarten sollte. Im Einzelnen hebt man neben den Chören besonders einige lyrische Sätze und die Finales des zweiten und vierten Aktes hervor. Die Wittwe Marschners ist jetzt als Gesangslehrerin am Conservatorium in Wien angestellt. — Das große Musikfest in München während der letzten Tage des Septembers hat einen glücklichen Verlauf genommen, wenn auch die Wirkung des Orchesters der starken Besetzung nicht entsprach, was bei der Wahl des Lokales, des Münchener Glaspalastes, erklärlich ist. Das Hauptwerk des Musikfestes war das Oratorium „Israel in Egypten“ von Händel. Das Orchester zählte 265 Mitwirkende, der Chor mehr als 1000. Es kamen außer dem „Israel“ noch folgende größere Werke zur Aufführung: Die heroische Symphonie von Beethoven, die Ode auf den Cäcilientag von Händel, die erste Suite für Orchester von Franz Lachner, welcher das Fest dirigirte, Präludium und Fuge von J. S. Bach, endlich mehrere Bruchstücke. Am dritten Tage folgte noch ein Künstlerconcert in dem günstigeren Locale des Odeons; in demselben, dessen Programm übrigens etwas überhäuft war, wirkten Joachim und Clara Schumann mit. — Die durch den Tod von Schirmer erledigte Oberleitung der Kunstschule in Karlsruhe ist vorläufig an Lessing übertragen worden. Von den Landschaftsstudien Schirmers soll der größeste Theil angekauft, die Schule selbst bedeutend erweitert werden. Karl Steinhäuser, welcher im nächsten Frühjahr als Professor der Bildhauerkunst eintritt, erhält ein eigenes Atelier und begründet eine besondere Abtheilung für Zöglinge der Bildhauerkunst Ein Kupferstichatelier wird durch Professor Willmann errichtet.

* Ein dankbarer Opernstoff. Ein Mitarbeiter der Wiener Recensionen für Theater und Musik schlägt den Componisten den folgenden Stoff zu einer Oper vor: In der Bergstraße, da wo der Odenberg in malerischen Anhöhen zu der Rheinebene sich hinabsenkt, liegt gegenüber von Jugenheim auf waldiger Spitze die Burgruine Dannenberg. Ein in der Kirche zu Jugenheim eingemauerter Stein nennt als Erbauer der Burg (1264) Konrad von Dannenberg. Von ihm geht folgende Sage: Konrad sei auf einem Zuge in's heilige Land von den Ungläubigen gefangen worden und habe lange in harter Sclaverei schmachten müssen. Auf diese Kunde hin habe seine Hausfrau Anna, eine geborne Gräfin von Irbach, sich in Pilgerkleidern und mit ihrer Harfe nach dem Morgenlande begeben, habe dort den geliebten Eheherrn aufgesucht und endlich gefunden. Sie spielte nun vor dem Türken, seinem Herrn, so wunderbare Weisen, daß derselbe zu ihr sprach, sie solle bitten, was sie wolle, er werde es ihr schenken. Da bat sie um seinen Sclaven, und der Türke schenkte ihr ihren Mann. Ohne sich ihm zu erkennen zu geben, begleitete sie ihn darauf in die Heimat, aber wenige Tagereisen vor ihrem Schlosse eilte sie ihm heimlich voraus und empfing ihn nun bei seiner Ankunft auf dem Dannenberg als seine Gattin mit Freuden. Allein Ohrenbläser hatten ihm bereits zugeraunt, seine Gemahlin habe ihm während seiner Abwesenheit die Treue nicht gehalten, sie sei abenteuernd in der Welt umhergestreift und habe ohne Zweifel einen leichtfertigen Wandel geführt. Da entbrannte der Zorn des beleidigten Gatten, und schon war er im Begriffe blutige Rache an ihr zu nehmen. Sie aber entfloh schnell vor ihm in ihr Gemach und kehrte alsdann in den Männerkleidern und mit ihrer Harfe zurück, welche sie auf der Reise getragen. Ritter Konrad erkannte nun in ihr seine Retterin aus der Gefangenschaft, stürzte ihr reuig zu Füßen, und die versöhnten Gatten feierten das seligste Fest der Wiedervereinigung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 42. Bremen, 18. October. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Das Berliner Schiller-Denkmal.

Von E. Linden.

In Berlin ist wieder einmal die Schiller-Denkmal-Angelegenheit an der Tagesordnung, nachdem sie wieder einmal ein ganzes Jahr lang geruht hatte; gerade vor einem Jahre nämlich fand die große Concurrenz-Ausstellung statt, zu welcher 27 Entwürfe eingesendet worden waren. Bis zu dieser Ausstellung hatte es dreier Jahre bedurft; und heute, also nach gerade vier Jahren, sind wir, Gott sei Dank, auf dem Punkte angelangt, zwei Entwürfe zu haben, von denen der eine (voraussichtlich) zur Ausführung bestimmt wird. Das deutsche Sprichwort sagt: Was lange währt, wird gut; Apollo und sämmtliche Musen mögen die Väter der Stadt (bei denen die letzte Entscheidung steht) erleuchten, daß ihre Wahl das Richtige treffe, so ist das Gute, was geworden ist, wenigstens die Hoffnung auf etwas Gutes. Daß das Gute, was dann noch kommen soll, nämlich die Ausführung des Entwurfs, noch lange währe, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil der Künstler, auf den die Wahl fallen wird (und muß, wenn die Preisrichter nur mit einem Fünkchen von Kunstgeschmack begnadigt sind), weil dieser Künstler also durchaus kein Freund vom langsamen Arbeiten ist.

Die beiden Bildhauer, deren Skizzen seit einigen Tagen im Uhrsaale der Akademie öffentlich ausstehen, Siemering und Begas, gehören der jüngeren Künstlergeneration Berlins an; der erstere, der kaum 25 Jahre zählen mag, wohl eigentlich der jüngsten, sobald nur von selbständigen Künstlern die Rede ist. Sie wurden unter den übrigen Bewerbern auf der erwähnten vorigjährigen Ausstellung ausgewählt, um, da ihre für die besten Arbeiten anerkannten Entwürfe doch noch nicht ganz befriedigten, eine neue Bewerbung anzutreten, und für die Ausführung ihrer neuen Skizze wurde ihnen ein Jahr Zeit bewilligt. Nur der eine von ihnen, Begas, hatte sich bis zu jener Zeit durch bedeutendere Werke hervorgethan, Siemering war in der weiteren wie engeren Kunstwelt durchaus ungenannt. Die beiden Werke von Begas, welche ihn bekannt machten, waren der Art, daß der Kenner von ihnen auf eine mögliche Nachfolge von Arbeiten allerersten Ranges schließen konnte.

Sonderbar, wenn auch wenigstens in einer Beziehung gerechtfertigt, schien nun die Auswahl gerade jener beiden Entwürfe aus der Menge der übrigen; denn nichts verschiedener, ja sogar entgegengesetzter, als der Charakter der beiden Arbeiten, nicht weniger in Bezug auf Geist als äußere Behandlung! Bei dem Einen, Begas, großer, kühner Wurf, ein Arbeiten aus dem Vollen, ja Uebervollen heraus, charakter- und schönheitsvoller Schwung der Linien, des Ganzen wie Einzelnen, dabei rohe, vernachlässigte Durchführung des Details; bei dem Anderen mehr verständige als ideale Auffassung (man könnte sogar sagen: außerordentlich verständige) und Zusammenstellung, elegante Formen (elegant sogar in ganz modernem Sinne) und glatte, bis ins Aeußerste getriebene Durchführung des Details; dabei eine Gestaltung des Postamentes, welche durch ihre Neuheit frappirte. Alle diese Eigenschaften waren ganz geeignet, der Skizze die Aufmerksamkeit und Bewunderung des sogenannten großen Publikums zuzuwenden; verständige Auffassung lag dem allgemeinen Durchschnittsverständniß so nahe, dasselbe gilt von der Eleganz, die uns aus tausend Dingen unserer Umgebung entgegentritt, während die Erkennung des eigentlichen, stilvoll Schönen schon eine wirkliche Bildung des Geschmacks zur Vorbedingung hat; das Frappante an dem Postamente, zwei stark hervorspringende Figuren (rechts und links) statt der gebräuchlichen vier, war gerade nichts Unschönes, beunruhigte jedoch den feiner abwägenden Sinn dadurch, daß sie das Gleichgewicht oder vielmehr das Feststehen der Postamentmasse aufhoben. Die Siemeringsche Skizze war daher fortwährend dicht umstanden von Besuchern, während die Künstler und sonst auf spezielle Kunstbildung Anspruch Machende vorzugsweise der Begasschen Skizze ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und sich für deren Wahl aussprachen; nur eine kleine Anzahl derselben, und unter ihnen auch der Schreiber dieser Zeilen, entschied sich mehr für den Entwurf eines der älteren Berliner Künstler, der sich schon durch verschiedene monumentale Werke bekannt gemacht hat. Spaßhaft und zugleich betrübend für ein künstlerisches Gemüth war es, wie jene Schaaren von Bewunderern des Siemeringschen Entwurfs aus dem von Begas auch nicht eine Spur von Schönheit herausfinden konnten, wie Viele ihn sogar abstoßend fanden, weil — die Oberfläche so rauh war, weil sie in den Einzeltheilen keine wirkliche Nase, kein wirkliches Auge u. s. w. fanden, sondern nur die Andeutung davon. Eine Skizze soll doch eben weiter nichts geben als das Ganze der Idee.

Indessen — um gerecht zu sein — so ganz und gar im Unrecht war das Publikum mit seinem Urtheile dennoch nicht. Erstens war das Rauhe, Skizzenhafte der Oberfläche selbst für ein Künstlerauge zu rauh, zu vernachlässigt, und der Künstler (d. h. Begas) hätte wohl etwas darauf Rücksicht nehmen können (wie es alle anderen Bewerber gethan hatten), daß diesmal die Skizze

nicht für seinen eigenen Gebrauch (wie es sonst der Fall ist) bestimmt ist, sondern für das Urtheil aller Welt; zweitens waren alle Vorzüge und Schönheiten seiner Arbeit in dem Postamente mit seinen vier Eckfiguren enthalten, während die Gestalt des Dichters selbst, und auf diese wirft doch der Laie vorzugsweise seinen Blick, wirkliche Unschönheiten enthielt.

Zu den Kosten des Denkmals hatten drei Parteien beigesteuert: das Schillercommittee mit den gesammelten 13,000 Thalern, der König mit 10,000 Thalern und der Magistrat von Berlin mit 10,000 Thalern. Diesem Verhältnisse entsprechend war ein zur vorläufigen Auswahl berufenes Committee zusammengesetzt, nur daß noch weiter zwei von der Akademie der Wissenschaften zu entsendende Mitglieder hinzugefügt wurden. Die letzte Entscheidung war dem Magistrate übertragen.

In ihrem gegenwärtigen zweiten Entwurfe nun sind beide Künstler wenig von ihrem ersten abgegangen, was beiläufig gesagt entweder auf eine nicht allzureiche Phantasie oder auf eine starke Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ihrer ersten Arbeit schließen läßt. Siemering ist von der Höhe, zu der er sich das erstemal, vielleicht mit Aufwendung aller Kräfte, emporgeschwungen hatte, entschieden herabgesunken. Seiner Arbeit fehlt namentlich die Frische der Gestaltung, welche troß aller Glätte seine frühere Arbeit auszeichnete. Die Bestandtheile des Werkes scheinen mühsam zusammengesucht zu sein, das Machwerk ist flau und gewöhnlich. Wie es scheint, um wieder etwas Besonderes im Postamente zu geben, ist er auf die nichts weniger als glückliche Idee verfallen, dasselbe als Dreieck mit abgestumpften Ecken, woraus also ein etwas unentschiedenes Sechseck wurde, darzustellen. Die Wirkung dieser Form ist von fast allen Seiten eine scheinbar schiefe, mindestens eine nicht sofort symmetrisch wirkende. Die drei Hauptseiten füllen die sitzenden Figuren der Poesie, Geschichte und Philosophie. Die Gestalten machen nicht den Eindruck, als wären sie eine Nothwendigkeit für das Postament, und als wären sie als Ganzes mit demselben dem Gedanken entsprungen.

Begas' Arbeit ist in einigen Punkten besser als seine frühere, in einigen anderen noch etwas schöner. Mit dem »besser« will ich die sorgfältigere Durchführung des Machwerks bezeichnen. Die Arbeit ist immer noch eine Skizze, aber das Wilde und Rohe der Details ist vermieden. An der Gestalt des Dichters selbst sind nicht mehr die Formlosigkeiten und Auswüchse zu bemerken, welche an der früheren Gestalt das Publikum zurückstießen und auch einem Theil der Sachverständigen so arg erschienen, daß ihnen für die Ausführung bange wurde, und daß sie es vorziehen zu müssen glaubten, ein mindestens anständiges Werk von einem schon bewährten Künstler zu erhalten, als eine wenn auch noch so geniale Ungeheuerlichkeit. Troß der eingetretenen Verbesserungen wirkt die Figur aber immer noch nicht recht sympathisch, einestheils, weil ihre Stellung noch nicht genug in sich selbst ruhend, monumental ist, anderentheils die Gesammthaltung noch nicht ganz deutlich das ausspricht, was der Künstler sicherlich damit im Sinne gehabt hat. Indessen würden hier unbedeutende Abänderungen genügen, eine zufriedenstellende Wirkung herbeizuführen. Dagegen sind die vier Eckfiguren am Postamente, die lyrische Dichtkunst, Tragödie, Geschichte und Philosophie darstellend, von einer Größe, Schönheit und Weihe des Ausdrucks, wie sie schwerlich von irgend einem der jetzt lebenden deutschen Bildhauer zu erwarten sind. Die Gesammtform des Postamentes ist eine echt monumentale, in der Höhe bedeutend geringere, als sie jetzt allgemein in der Mode ist; das durchaus originale Genie hat sich auch hierin unabhängig von der Herrschaft des Hergebrachten gezeigt.

Troß des so großen Abstandes zwischen beiden Arbeiten und der für den Sachverständigen ganz zweifellosen Entscheidung für die Begas'sche verlautet dennoch von einem starken Hinneigen innerhalb unsrer höchsten Stadtbehörde zu einer entgegengesetzten Entscheidung, und der in die Vorgeschichte der Denkmals-Angelegenheit Eingeweihte findet manchen Anhaltpunkt für das besagte Gerücht. Indessen zweifle ich nicht, daß die öffentliche Stimme, die diesmal der Begas'schen Skizze mehr Gerechtigkeit bezeigt als früher, und namentlich die diesmal ungetheilte Meinung der Sachverständigen einen wohlthätigen und unwiderstehlichen Zwang ausüben werden.

* Am 18. October 1863.

Von Freilant.

Ein halb Jahrhundert ist entschwunden,
Seit Leipzigs Donner sind verhallt;
Vernarbt sind Deutschlands blut'ge Wunden,
Die Spuren fränkischer Gewalt.
Der große Corse ist vermodert,
Verrostet seiner Waffen Glanz,
Vergeltung hat ihr Recht gefodert,
Entblättert seiner Siege Kranz. — —

O, schlimmer Geist, der sich entschlündet
Aus Feuertiefen, Lavafluth,
Die Deutschlands Völker einst entzündet
Zu dreißigjähr'ger Kampfesgluth!
Fanatisch finst'rer Geist, du Hader,
Der unsrer Einheit Bau zerstört,
Der stets wuthblitzende Geschwader
Des Wahnes neu heraufbeschwört,

Du hast die Stärke der Germanen
Zersplittert und das alte Schwert,
Die sieggewohnten, deutschen Fahnen
Durch blinden Brüderstreit entehrt.
Und wie du uns verletzt im Leben,
Wie du gebrochen unsre That,
Hast du uns schutzlos preisgegeben
Der Franken Haß und dem Verrath.

Da fielen edle, deutsche Lande
Zur Beute Ludwigs Raubbegier,
Da stahl der fränk'sche Dieb, o Schande!
Das alte Straßburg, Deutschlands Zier.
Des Münsters schlanke Formen ragten,
Dem Feind ein prächtig Siegesmal,
Und unsers Landes Söhne klagten
Ob solchem Hohn in stummer Qual.

Da zogen durch die rhein'schen Gauen
Franzosen im Verwüstungsgang,
Gluthsäulen wirbelten, o Grauen!
Empor den heil'gen Strom entlang.
Das war ein Rauben, war ein Morden,
O, fraget der Geschichte Buch!
Wie Asiens Barbarenhorden
Es kaum geübt im Rachezug.

Aus ihren stillen Sarkophagen
Im Dom zu Speier riß der Feind
Die Kaiserleichen, die dort lagen,
Jahrhunderte zur Rast vereint.
Es galt dem Golde der Gewänder,
Der edeln Steine lichten Pracht;
Was war der Gier der Tempelschänder
Der Frieden heil'ger Grabesnacht?

So ward des Reiches Macht vernichtet,
Gelöst der Einheit starkes Band,
Weil Deutschland selbst das Schwert gerichtet,
Das deutsche Schwert, auf deutsches Land.
Da stieg ein Geist empor im Westen,
Ein Riesengeist in grauser Wuth,
Der Aufruhr stieg zu den Palästen,
In seinen Spuren Brand und Blut.

Und durch Europa schwoll in Wogen
Die Sturmesfluth der neuen Zeit;
Da stürzte mancher morsche Bogen,
Der Grundstein der Vergangenheit.
Und dieses Wetters wildes Grimmen
Gebar des Corsen Kraftgestalt,
Ihm war's vergönnet zu erklimmen
Den Gipfel der Alleingewalt.

Das Reich, wiewohl es ein Jahrtausend
Geprangt in kaiserlicher Macht,
Verging in Staub und Trümmer grausend,
Sein alter Glanz erlosch in Nacht.
Der Herrscher sank vom heil'gen Throne,
Das Kaiserschwert entfiel der Hand,
Und Karls des Großen stolze Krone,
Der höchste Schmuck der Welt, verschwand.

Wohl war es eine Zeit der Schmerzen,
Die unser edles Volk ertrug,
Da in Millionen Männerherzen
Des Feindes Kugel mordend schlug.
Zum Himmel flammten Dorf und Städte,
Zerstampft ward uns'rer Aecker Korn,
Wild riefen Trommel und Drommete
Zu stetem Kampfe wach den Zorn.

Da zwang der Feind in seinen Schaaren
Den deutschen Mann zu schnödem Frohn;
Der Deutsche folgte Frankreichs Aaren,
Ohnmächtig knirschend solchem Hohn.
Er trug den Mord in Brüderreihen,
Verwüstung in sein Heiligthum,
Um Frankreichs Heeren Sieg zu leihen,
Dem frechen Corsen neuen Ruhm.

Und jede Bosheit pflag der Sieger
In unsers Landes alten Gau'n;
Der rohen Lust der fränk'schen Krieger
Zum Opfer fielen deutsche Frau'n.
Nicht schützten selbst des Wahnsinns Qualen
Vor wilder, teuflischer Begier;
Wohl bebt das Wort, es auszumalen,
In schmerzlich heil'gem Schauder hier. —

Die Stärke Oestreichs ward gebunden
Am grausen Tag von Austerlitz.
Bedeckt mit Jenas Todeswunden
Traf Preußen des Geschickes Blitz.
Europas Fürsten wurden Knechte
In Erfurts ungeheurer Schmach,
Und Preußens Kön'gin, die Gerechte,
Ward frech beschimpft an Tilsits Tag.

Auf unerhörten Siegesbahnen
Fort rast' des Corsen Uebermuth.
Nun rief er unter seine Fahnen
Europa's Volk zu Kampf und Gluth.
Es galt dem alten Reich der Zaren,
Wie Völkerwandrung wuchs das Heer,
Und unter Bonapartes Aaren
Erbraust' es wie ein Waffenmeer.

Durch Blut und Feuer drang der Sieger
Zur heil'gen Stadt wild stürmend vor,
Stolz schritten seine tapfern Krieger
Durch Moskau's weitgeöffnet Thor.
Vom Kremel schaut' der Feind mit Höhnen
Auf die besiegte Stadt hinab,
Die nun, statt seinen Ruhm zu krönen,
Ihm ward ein großes Flammengrab.

Und heimwärts ging's in eil'gem Zuge,
Gedrängt von Noth und Feindesschwert.
Wie ungleich jenem Siegesfluge,
Nach Westen war die Flucht gekehrt.
Der Winter kam mit seinen Schrecken,
Viel tausend Streiter hüllt' der Schnee
Zum ew'gen Schlaf in weiße Decken,
Das kühne Heer verging im Weh'.

Durch ganz Europa scholl die Kunde
Von solchem Siege, solchem Fall.
Da war's, als ob der Rettung Stunde
Der Welt getönt mit lautem Schall!
Der Freiheit göttlicher Gedanke
Erregte jede Menschenbrust,
Er rief die Völker in die Schranke
Des Kampfs, des einen Ziels bewußt.

Das war ein Stürmen ohne Gleichen!
Zur Fahne eilte Schaar um Schaar;
Die Armen brachten und die Reichen
Ihr liebstes Gut zum Opfer dar.
Die Jungfrau gab die gold'nen Flechten,
Die Wittib ihren letzten Schmuck;
Sie wollten nicht, ein Volk von Knechten,
Hinfüro dulden Schmach und Druck.

Da nahte von des Rheines Borden
Der Corse mit erneuter Macht;
Vom Süden eilten und vom Norden
Die Deutschen zur Befreiungsschlacht.
Bei Dresden spürten wir den starken,
Gewalt'gen Arm, des Franken Wuth;
Uns blüht' der Lorbeer in den Marken
Und in der Katzbach dunkeln Fluth.

Um Leipzig zog sich's schwarz zusammen,
Blitzwolken gleich, die stumm geballt,
Die doch in ihrem Schooße Flammen
Umfah'n und donnernde Gewalt.
So kam in dräuenden Geschwadern
Heran der Völkerströme Fluth,
Als ob die Welt aus ihren Adern
Entsendete ihr Lebensblut.

Schon glüht' es aus den dunkeln Wettern
Bei Wartenburg mit hellem Schein:
Da schlug mit wüthendem Zerschmettern
Das Blitzschwert Preußens funkelnd ein.
Das war ein gold'ner Tag der Ehren
Für York und seine junge Schaar,
Das leuchtete zum Kampf den Heeren
Ein Stern des Sieges freudig klar.

Das war ein erstes Donnerrollen; —
Nun brach das Wetter rasend los,
So stiegen einst mit Riesengrollen
Titanen aus der Erde Schooß,
So schleudert züngelnd Feuerstrahlen
Kronion sammt des Donners Graus,
So athmete in Flammenqualen
Die Gäa ihre Schmerzen aus!

Bei Möckern! hei, das war ein Toben!
Marmont, dich traf der Donnerkeil,
Hier hat den Schild des Sieg's erhoben
Der edle Blücher, Deutschlands Heil.
Jetzt galt es fürchterliches Ringen,
Es galt, des Corsen Riesenmuth,
Den ungebeugten, zu bezwingen
Durch junger Freiheit Feuergluth!

Das war ein ungeheures Wagen!
Ein Wetten war's um Macht und Recht!
Wenn hier der Freiheit Hort zerschlagen
Versank im wüthenden Gefecht,
Wenn hier die Wahrheit nicht im Kranze
Des heil'gen Lorbeers kühn bestand,
Vorbei war's ewig mit dem Glanze
Des Völkerglück's im Vaterland.

Da flocht der Sieg um unsre Stirnen
Den vielbegehrten, hellen Zweig,
Wie goldumglühte Alpenfirnen
So schimmert' er durch's deutsche Reich.
Das war ein Tag, wie die Geschichte
Ihn nicht auf ihren Tafeln kennt,
Ein Tag, der uns im klarsten Lichte
Des Ruhmes strahlt vom Firmament.

Wo wir, vereint mit Rußlands Söhnen,
Nach jahrelanger, tiefer Schmach,
Gerächt des Corsen freches Höhnen,
Wo endlich unser Joch zerbrach.
Wohl mußten Tausende verbluten
Für's Vaterland im Heldentod;
Aus ihren Schmerzen stieg in Gluthen
Der neuen Freiheit Morgenroth. —

Seit jener Zeit hat seine Bahnen
Ein halb Jahrhundert nun durchrollt.
Wir weihen heute neu die Fahnen,
Die Leipzigs Schlachtensturm umgrollt.
Der Väter heiligem Gedächtniß
Ist dieser Tag ein hohes Fest;
Sie ließen uns ein stolz Vermächtniß:
Den Muth, der selbst sich nie verläßt.

Und scheint die Zeit uns trüb und trüber,
Umhüllt die Sonne Nebelflor!
Getrost! die Wolken ziehn vorüber
Und strahlend bricht der Tag hervor.
Der Freiheit Glanz wird nie verbleichen,
Das lehrt uns uns'rer Väter That;
Getrost! wenn wir den Helden gleichen,
Dann sind wir unserm Ziel genaht! —

* Charakteristiken aus dem griechischen Freiheitskampfe.

Von L. Wunder.

Die von dem Griechen Trikupis, dem mehrjährigen griechischen Gesandten in London, in griechischer Sprache geschriebene, in vier Theilen erschienene „Geschichte des griechischen Aufstandes“ hat in deutschen, französischen und englischen, so wie in griechischen Zeitschriften eine verdiente Anerkennung gefunden, und sie muß unbedingt als eines der bedeutendsten Werke der neugriechischen Literatur angesehen werden, auch wenn sie im Einzelnen nicht ohne Mängel ist. Besonders ist dabei mit Recht die Unbefangenheit und Unparteilichkeit ausgezeichnet worden, die in den Urtheilen des Verfassers über einzelne hervorragende Persönlichkeiten des Kampfes sich kundgiebt und wobei in gleichem Grade eine gewisse Milde der Ansicht, so wie das Bewußtsein entschiedener Gerechtigkeit das Urtheil selbst vermittelt. Der geistvolle Verfasser der „Geschichte“, der die einzelnen Gruppen des Freiheitskampfes geschickt zu verbinden weiß, hat hier auch für das Einzelne und Persönliche lebendigen Sinn, und seine geschichtlichen Portraits zeichnen sich durch plastisch und lebendig hervortretende Züge und durch scharfe Charakteristik aus. Diesen inneren Vorzügen und Eigenthümlichkeiten entspricht auch die klassische Klarheit und Kürze in den Urtheilen, die mit wenigem viel sagt. Dies alles dürfte es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn ich hier einige jener Charakteristiken nach dem griechischen Originale des Trikupis zusammenstelle. Sie können an den Freiheitskampf der Griechen und an die Männer erinnern, die der Gegenstand derselben sind und die es nicht verdienen, so ganz vergessen zu werden, eben so wenig wie der Kampf selbst, der auch in den Endergebnissen, zu denen er auf Irrwegen einer chamäleontischen Politik bisher geführt hat, unter allen Umständen nur als ein „commencement de la fin“ angesehen werden kann.

1. Alexander Ypsilantis.

So unbedeutend auch und nichtig in sich selbst die geheime oberste Gewalt der Hetärie gewesen sein mag, welche im Jahre 1820 dem russischen Generalmajor, dem von patriotischen und für das Gesammtwohl der griechischen Nation viel geprüften Vorfahren abstammenden Alexander Ypsilantis übertragen und von ihm angenommen worden war, so großen Dank verdient doch derselbe für seine Geneigtheit, die schwachen Anfänge des ganzen Unternehmens mit dem Glanze seines Namens und seiner persönlichen Stellung zu umhüllen. Nur eine glühende Vaterlandsliebe und edle Ruhmbegier konnten ihn bestimmen, den gefährlichen Kampf zu beginnen und alle seine persönlichen Interessen und seine Stellung bei dem Kaiser Alexander, so wie einen großen Theil seines väterlichen Vermögens der Sache seines Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Aber dem schwierigen Unternehmen war er selbst durchaus nicht gewachsen. Der Täuschung zugänglich und geneigt, alles zu glauben, was er wünschte, war er vom Anfang an ein Spielball des Eigennutzes, der Intriguen und des bösen Rathes Anderer. Dabei zeigte er sich in allen seinen Schritten unschlüssig und unsicher; er hoffte und fürchtete mehr von außen als von innen. Nicht minder verkannte er das Wesen eines jeden Aufstandes, der im Anfang nur durch den Angriff sich erhält und sich weiter verbreitet, dagegen durch die bloße Vertheidigung verliert und sich aufgiebt. Alexander Ypsilantis fand die Dinge in den Donaufürstenthümern günstiger, als er mit Sicherheit hoffen durfte; denn man kam ihm selbst willig entgegen, und mehr als zwei Monate vergingen, ehe sich dort irgendwo Türken sehen ließen. Aber selbst diese vortheilhaften Umstände und die werthvolle Zeit der Ruhe nützten ihm nichts. Seine ganze Stärke beruhte in der festen Vorstellung, daß, nachdem er offen den Kampf begonnen, er insgeheim die russische Regierung vertrete und daß er diese für sich habe; und doch vernichtete er selbst diese glückliche Täuschung, indem er laut erklärte, daß „eine große Macht den Kampf unterstütze“ und Rußland dadurch nöthigte, das ganze Unternehmen öffentlich zu verdammen und das Einrücken türkischer Truppen in die Fürstenthümer (was ohne Rußlands ausdrückliche Genehmigung nicht geschehen durfte) ohne weiteres zu gestatten. In Folge von dem allen sah sich Alex. Ypsilantis bald von Widerspenstigen, Spionen und Verräthern umgeben, und er war gezwungen, fortwährend nur für seine persönliche Sicherheit Sorge zu tragen. Die Treffen bei Tragachan, Skulleri und Sekos, in denen der ganze Aufstand in den Donaufürstenthümern unterlag, so wie der heldenmüthige Widerstand vieler Einzelner nach dem Uebertritt des Alex. Ypsilanti auf österreichisches Gebiet, lieferte den Beweis, daß er unter seiner Leitung Männer hatte, die bereit waren, für ihn und für sein Unternehmen sich zu opfern. Aber er zog hiervon keinen Nutzen und nachdem seine Lage schwierig und hoffnungslos geworden war, lieferte er sich selbst in eitler Hoffnung einer fremden und feindselig-gesinnten Macht aus, unter der er später seine Tage traurig und elend hinbrachte und beschloß. Gleichwohl gewährte sein verunglücktes Unternehmen in den beiden Fürstenthümern der Sache des Aufstandes in Griechenland selbst den größten Nutzen, indem es eine militärische Diversion zu Gunsten dieses Aufstandes veranlaßte und politische Verwicklungen zwischen Rußland und der Türkei herbeiführte, welche in offene Feindseligkeiten auszubrechen drohten. Unter allen Umständen muß das Andenken des Alex. Ypsilantis, wie man auch über ihn selbst urtheilen mag, wegen alles dessen, was er hochherzig und furchtlos unternommen und was er für das Vaterland erduldet, so wie wegen des endlichen glücklichen Ausganges des Freiheitskampfes, den er zuerst begonnen, bei den Griechen fort und fort in hohen Ehren bleiben. Sein glühender, reiner Eifer für die heilige Sache des Vaterlandes ersetzt den Mangel politischer und militärischer Eigenschaften, die er nicht besaß.

2. Dimitrios Ypsilantis.

Der jüngere Bruder des Obgenannten, dessen hauptsächliche Wirksamkeit während des griechischen Unabhängigkeitskampfes auf Griechenland selbst sich beschränkte, verdarb es dort durch sein Auftreten vom Anfange an. So wie er nur in Griechenland den Fuß ans Land gesetzt hatte, beanspruchte er für sich die oberste Gewalt, indem er der Ueberzeugung lebte, daß dieselbe seiner Familie gebühre, nachdem sein Bruder mit vollster Selbstverleugnung zuerst den Aufstand begonnen hatte, und daß er selbst die Rechte seiner Familie mißachten und mit Füßen treten würde, wenn er die Grundgesetze des Volks, welche dieses sich gegeben hatte, annehmen und anerkennen wollte. Allein zu keiner Zeit, wie sehr er auch nach der Herrschaft strebte, nahm er deßhalb zu Intriguen oder gar zu gewaltsamen Maßregeln seine Zuflucht um die Herrschaft zu erlangen. Sein reiner Patriotismus blieb sich fortwährend gleich; in Worten und in Thaten war er stets gewissenhaft bemüht, für das Gelingen des Kampfes Sorge zu tragen; nie schonte er sich und sein Leben, wenn es den Zwecken dieses Kampfes galt, und sein großes Herz stärkte mitten in den Gefahren den schwächlichen, kränklichen Körper, mit dem die Natur ihn begabt hatte. Oft lastete der scheinbare Verdacht beabsichtigten oder vollführten Unheils auf ihm, aber niemals hat er an dergleichen Antheil gehabt, und während des ganzen Kampfes zeichnete er sich durch sein Fernbleiben von den inneren Kämpfen und Kriegen aus, deren Ausbruch zu verhindern oder Ende herbeizuführen er vielmehr ernstlich bemüht war. Das Schwert, welches er führte, war schärfer als sein Verstand, und er that sich mehr in den Kriegslagern als bei politischen Berathungen hervor. Allem, was auf fremden Schutz oder eine fremde Dictatur in Griechenland hinauslief, war er entschieden abhold, und er unterzeichnete weder die Adresse zu Gunsten Großbritanniens, noch die zu Gunsten des Herzogs von Orleans; und als im Jahre 1827 auf dem Congresse von Epidauros das Vermittlungsgesuch an die englische Regierung angenommen ward, legte er dagegen eine schriftliche Protestation ein. Die Gesinnungen, welche er in derselben aussprach, sind erhaben und im höchsten Grade ehrenhaft, allein sie entsprachen keineswegs den Zeitverhältnissen, und man deutete sie so, als wären sie aus der Hoffnung, die Dim. Ypsilantis nährte, hervorgegangen, daß er endlich doch noch seine Pläne auf die oberste Herrschaft verwirklichen könne. Mit Langmuth und furchtlos ertrug er die ihm deßhalb von dem Congresse zuerkannte politische Demüthigung; während seines unthätigen und geschäftslosen Lebens gab er denen, die ihn gegen die am Ruder Verbliebenen einzunehmen und gegen sie, als ihm feindselig gesinnt, aufzureizen suchten, nicht das geringste Gehör; häufig ward er offen hintangesetzt und unberücksichtigt gelassen, aber er ließ sich dadurch nicht aufbringen und erzürnen, er blieb fest und unerschütterlich in Gefahren und unerschrocken und muthig in Leiden und im Unglück, und als er endlich unter Kapodistrias nochmals zum Schwerte griff, legte er dasselbe nicht eher nieder, als bis unter seinem Oberbefehle der Krieg seine Endschaft erreichte.

3. Johann Kapodistrias, Präsident von Griechenland.

Graf Kapodistrias, welcher am russischen Hofe herangewachsen war, galt nicht bloß als ein Freund, sondern auch als ein Verehrer der russischen Politik in Griechenland. Vergebens gab er, nachdem er an die Spitze der griechischen Regierung berufen worden war, eine jede Pension Seiten Rußlands auf und sagte sich von jeder Verbindung mit Rußland los, denn Niemand hielt dies Verfahren für Aufrichtigkeit; allein man that dem Manne Unrecht, da, welcher Art auch seine Hinneigung zum russischen Hofe sein mochte, in keines Griechen Brust ein aufrichtiger griechisches Herz schlug. Nur zu Gunsten Griechenlands benutzte er seinen russischen Einfluß, nicht aber zum Vortheile Rußlands seine Regierung in Griechenland. Oberhaupt des Volks, und zwar nicht durch russischen oder sonstigen fremden Einfluß, auch nicht durch innere Intriguen, sondern durch den frei erklärten Willen des Volks, hatte er keinen Grund, die Interessen einer auswärtigen Macht zum Nachtheile Griechenlands zu befördern, und wenn er sich zu dem russischen Hofe hinzuneigen schien, so darf nicht vergessen werden, daß er ihm als Präsident von Griechenland zu großem Danke verpflichtet war, indem die russische Regierung jedes seiner Gesuche zu dessen Gunsten wohlwollend aufnahm und in gleicher Weise Frankreich günstig für Griechenland stimmte, als ihren Schutz gegen das feindselig gesinnte englische Ministerium geltend machte und überhaupt nichts zu Gunsten des Präsidenten zu thun unterließ, ohne dafür irgend etwas für sich in Griechenland zu beanspruchen, vielmehr ihre Beziehungen zu Kapodistrias nur einen wohlthätigen Einfluß auf Griechenland äußerten. Als den eigentlichen und hauptsächlichsten Zweck seiner Wirksamkeit als Präsident von Griechenland sah Kapodistrias die materielle Verbesserung des Landes an, weil er sie für die Grundlage und Ursache einer jeden anderen Verbesserung hielt, und er war daher in dem nämlichen Grade, in welchem er für diese sorgte, langsam und zurückhaltend in Betreff der geistigen Entwicklung des Volkes. Kapodistrias besaß viele Tugenden; er war von reinen Sitten, edlem Charakter und gutem Herzen; er achtete die Vorschriften seiner Kirche und war gewohnt, jeden Sonn- und Feiertag dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen. Sein Privatleben war einfach und ohne Aufwand, sein Umgang hatte etwas ungemein Angenehmes und Edles, und seine Uneigennützigkeit war allgemein anerkannt. Unter den Diplomaten seiner Zeit war er durch Scharfsinn, Thätigkeit und durch versöhnliche Gesinnung ausgezeichnet; in seiner Sprache besaß er viel Kraft der Ueberredung, in seiner Feder große Anmuth und wenn er als Freund der Monarchie den Kaiser Nikolaus für sich gewann, bezauberte er Lafayette als Republikaner. Die Verwaltung des Landes war unter seiner unermüdeten Regierung eine sehr sparsame. Aber dieses glänzende Bild ward von mehreren Flecken verdunkelt. Er liebte es, sich selbst zu loben, sich über Andere zu erheben und namentlich die Männer des Freiheitskampfes zu verachten und, was am unpassendsten war, er verhöhnte sie offen in's Gesicht, während er gegen Fremde sie lobte; fern und fremd jenem Kampfe, wollte er dennoch die ersten Ehren davon als eine Frucht und als einen Ruhm genießen, den er nur sich selbst, nicht aber denen zu verdanken hatte, welche ihm die Macht übertragen hatten, weßhalb er auch immer zu sagen pflegte, daß er selbst durch die Achtung, in der er in Europa gestanden, die Macht und Gewalt aufgerichtet habe. Statt der Wahrheit gemäß in den günstigen politischen Umständen, unter denen er zur Regierung Griechenlands berufen ward, den Grund hiervon zu erkennen, schrieb er selbstgefällig nur seiner Geschicklichkeit und seinem Ansehen das Verdienst zu, und er hielt es für ein Unrecht, wenn die Mächte und wenn Europa nicht in ihm Griechenland, Griechenland aber nicht in ihm seinen Erretter sähen. Dieser Stolz und diese Einbildung verleitete ihn zu manchen unwürdigen Verirrungen seines gesunden Verstandes und seines guten Herzens; unbedenklich nannte er sich selbst laut und öffentlich den Erlöser von Griechenland, und die, welche vor ihm die Regierung geführt hatten, nannte er in's Gesicht Landesverderber und Feinde, die Ortsvornehmen (Primaten, Archonten) aber bezeichnete er als Türken, welche christliche Namen trügen, die Militärchefs nannte er Räuber, die Phanarioten Gefäße des Teufels und die Gelehrten Narren; nur die Landleute und Gewerbtreibenden achtete er seiner Liebe und seines Schutzes würdig, und

er sprach es ohne Rückhalt aus, daß seine Regierung nur ihr Wohl bezwecke. Eben so wenig entblödete er sich, rühmend zu bekennen, daß er Griechenland alleinstehend gefunden und daß er es Europa genähert und mit ihm verbunden habe; daß, wenn er zurücktrete, Griechenland verloren sei und daß der Zustand des Landes kein glücklicher werden könne, wenn nicht Fremde von auswärts zu dessen Regierung berufen würden, und so lange nicht das Geschlecht derer, die gekämpft hatten, abgestorben sei. Wie sehr auch Kapodistrias seine Nation liebte und wie freisinnig auch die Grundsätze waren, zu denen er sich bekannte, so wollte er doch seine Landsleute despotisch regieren, weil er der Meinung war, daß ein solches Regierungssystem für den Uebergang eines Volkes aus der Sclaverei zur Freiheit das angemessenste sei, ohne nur zu bedenken, daß der Despotismus in der Regel auch die guten Sitten derer verdirbt, die zum allgemeinen Besten das Land despotisch behandeln, und er duldete nicht einmal die nach seiner eigenen Anordnung bestimmte geringe Gewalt der unter dem Namen des Panhellenion eingesetzten Behörde. Er selbst erwartete eine Verbesserung des griechischen Volks nur von dem kommenden Geschlechte, nicht von dem gegenwärtigen, das er unter dem Einflusse einer doppelten Verderbniß, dem der türkischen Herrschaft und dem des Unabhängigkeitskampfes, betrachtete; aber gleichwohl unterließ er es mitten unter den mannichfachsten Regierungssorgen nicht, für die sittliche und religiöse Erziehung des heranwachsenden Geschlechts so viel als möglich zu sorgen. Er ging jedoch dabei von der Ansicht aus, daß vieles Wissen wie eine große Wunde der Gesellschaft sei und daß nur eine geringe, aber religiöse Bildung dieselbe glücklich mache. Auf dieser Grundlage wollte er das System des allgemeinen Volksunterrichts aufbauen; von der Errichtung einer Universität sah er ab, und er wollte nur eine Centralschule in Aegina, eine theologische in Poros, eine militärische in Nauplia, eine Rechtsschule in Athen und eine nautische Anstalt in Hydra; aber alle die hier und da zerstreut lehrenden Schulen sollten unter der unmittelbaren Aufsicht seiner Regierung stehen.

4. Theodor Kolokotronis.

Unter den Militärhäuptlingen des Peloponnes war Kolokotronis jedenfalls der ausgezeichnetste. In seiner Jugend hatte er die Anfangsgründe des Wissens gelernt, und zu Urkund dessen pflegte er, wenn er bei Gelegenheit seiner Kriegsunternehmungen während des Freiheitskampfes irgend etwas zu unterschreiben hatte, den Anfangsbuchstaben seines Vornamens Φ (Θεόδωρος) verschieden, nämlich groß, sobald er unwillig oder zornig war, dagegen klein zu unterzeichnen, wenn er in heiterer oder freundlicher Stimmung sich befand. Sein Aussehen war wild, aber in seinem Herzen lag etwas Sanftes; oft sprach er in anmuthiger Weise in Gleichnissen und in Fabeln. Beim Volke stand er in der Peloponnes in großem Ansehen, und mit väterlicher Liebe sorgte er für dasselbe. Bei seinen Zügen in der Peloponnes, als Klephte oder als Anatole, sowie während er auf den jonischen Inseln einer fremden Macht diente, immer stand ihm die Freiheit seines Vaterlands in Sinn und Gedanken, und er verschmähte es, in Gegenden zu ziehen, wo er nicht die Gebirge seiner Heimath sehen konnte. Im Glücke war er nicht übermüthig, und Unglück drückte ihn nicht nieder. Man hat ihm vorgeworfen, daß er niemals außerhalb des Isthmus in's Feld gezogen sei, allein oft hat er seine Leute den dort Kämpfenden zu Hülfe geschickt.*) Er ließ sich gern in Unruhen ein und vor andern Militärhäuptlingen liebte er es, von eigennützigen und eingebildeten Menschen dazu verleitet, in die Politik sich zu mischen, von der er doch Nichts verstand und wobei er trotz seines großen natürlichen Verstandes Nichts erlangte. Als er starb, hinterließ er nur geringes Vermögen, obschon er in seinem Leben sparsam war, und er widerlegte in dieser Hinsicht die allgemeine Meinung, daß seine Hände nicht rein von Raub gewesen seien. Von sich selbst pflegte er zu sagen, daß er während des Kampfes Zweierlei gethan habe, einmal, daß er die Landbewohner der Peloponnes daran gewöhnt habe, bei dem Anblicke der Türken nicht die Flucht zu ergreifen, und dann, daß sie von ihm gelernt hätten, besiegt sich nicht zu unterwerfen.

*) Dem gedachten Vorwurfe liegt ein historisch-geographisches Moment zum Grunde und in Betreff des Kolokotronis ist der Vorwurf selbst vollkommen begründet. Ernst Curtius sagt in seinem: „Peloponnesos“, I. S. 21; „Die Peloponnesier schlossen sich mit insulanischem Stolze gegen die übrige Welt ab und hatten in allen Jahrhunderten ihrer Geschichte eine natürliche Abneigung gegen transisthmische Expeditionen“, und in ähnlicher Weise äußert sich auch Vischer in seinen „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland.“ (1857.) S. 242. D. C.

* Zur Charakteristik unserer Zeit.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung schreibt: „Die Regierung Sr. Hoh. des Herzogs Ernst hat der Gothaischen Zeitung das höhere Mißfallen darüber zu erkennen gegeben, daß sie sich unterstand, eine Mittheilung über die Putzsucht der Kaiserin der Franzosen unserm Blatt zu entnehmen. Coburgischen Correspondenten gibt diese Sache Gelegenheit zu sehr patriotischen Ergießungen wider die Einmischung der französischen Diplomatie in die deutschen Angelegenheiten. Uns scheint, die Gothaische Verwarnung müßte zunächst Veranlassung zu sehr ernster Verwunderung darüber geben, daß sich eine deutsche Regierung dazu hergibt, auf die Klagen eines französischen Diplomaten über einen Zeitungsartikel zu reagiren. Die Lust der Franzosen zu einer Ueberwachung der deutschen Presse wird förmlich provocirt und sanctionirt, wenn eine deutsche Regierung es nicht unter ihrer Würde hält, wie die coburgische zu verfahren.“ Man traut kaum seinen Augen, wenn man das liest. Zwar haben sich Deutsche, Einzelne sowohl als Regierungen, in früherer und in späterer Zeit den Franzosen gegenüber manche nationale Schwäche und unwürdige Demüthigung vielfach zu Schulden kommen lassen; aber was wir hier lesen, übersteigt fast allen Glauben. Und das hat die Regierung eines deutschen Landes über sich gewinnen können, dessen Fürst für besonders deutsch gilt? und zu einer Zeit hat dies geschehen können, wo dieser Fürst zu einem Aufbau deutscher Einheit und Macht ausdrücklich die Hand bietet? Es ist in der That kaum glaublich; hat denn auch die Gothaische Zeitung sich dies „höhere Mißfallen“ — gefallen lassen? Man sollte meinen, die gesammte deutsche Presse, die sich selbst wahrhaft achtet, müßte gegen solche unwürdige Schwäche und gegen die dadurch gutgeheißene Ueberwachung und Beeinflussung der deutschen Presse durch die französische Diplomatie mit aller Entschiedenheit laut und öffentlich sich erklären, und besonders sollte sie dies gerade jetzt thun: im Angesichte des 18. Oktober 1863! Wir würden uns aufrichtig freuen, wenn wir dazu durch Vorstehendes die Veranlassung gäben; oder — will sich auch die deutsche Presse ihre Mannheit und Würde vor der Welt rauben lassen? K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Lieder vom deutschen Vaterland. Zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht gesammelt von Karl Simrock. — J. V. Teichmanns literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Franz Dingelstedt. — Die Schlacht bei Wartenburg. Von H. N. Diellein. — Papst Ganganelli. Historischer Roman in 3 Bänden. Von Karl Frenzel. — Aus der Franzosenzeit. Erzählungen. Von Levin Schücking. — Banquier und Tänzerin. Ein Roman. Von A. Langer. — Am Königssee. Novellen. Von A. Stern. — Der arme Tom. Historischer Roman aus den Zeiten Karls II. von England. Von M. Harrer.

* Literarische Notizen. In den literarischen Kreisen erregt ein Werk Interesse, welches unter dem Titel: „Isis, der Mensch und die Welt“ bei Meißner in Hamburg erscheint; der Name des Verfassers ist nicht genannt. Die Aufgabe des umfangreichen Werkes, das vier Bände umfaßt, ist die, die Geschichte der organischen Entwickelung der Menschheit in ihren einzelnen Bahnen durch die verschiedenen Völker und Jahrhunderte zu verfolgen; es eröffnet also Einblicke in die Geschichte der Völker und will auch die Fragen der Gegenwart in ihrer Entstehung und voraussichtlichen Lösung verstehen lehren. Der erste und zweite Band der „Isis“ enthalten Abhandlungen über das Verhältniß des Menschen zum Glauben, zur Religion. Der dritte Band erörtert das Verhältniß der Menschen zu einander, das Leben des Einzelnen in der Ehe und in den Verbänden des Staates und der Gesellschaft, sowie das Leben der Menschheit in ihrer Gesammt-Entwicklung. Der vierte Band, welcher noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, bringt Betrachtungen über die Bildung des Weltalls und die Stellung der Menschheit in demselben, mit Erläuterung der für

den Menschen daraus herzuleitenden Verhaltungsregeln. — Die kleinen poetischen Erzählungen von Paul Heyse, die bisher vereinzelt zu verschiedenen Zeiten erschienen sind, werden zu einem Bande vereinigt herauskommen, der als Festgeschenk zu Weihnachten auf manchem Büchertisch sich einstellen wird; der Preis soll bei eleganter Ausstattung ein geringer sein. Enthalten sind in diesem Bande die beiden Künstlergeschichten Rafael und Michelangelo, ferner die beiden Erzählungen „die Brüder“ und „Urica“, welche schon vor Jahren erschienen, die Humoreske „Hochzeitsreise an den Walchensee“, endlich die „Braut von Cypern“ und mehrere andere Novellen in Versen. — Eine Anzahl von Poesieen Rudolf Gottschalls ist unter dem Titel „Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen“ zusammengestellt worden; man vermuthet, daß diese Sammlung von ihm selber herrühre. Wir stimmen der Kölnischen Zeitung bei, wenn sie bei dieser Gelegenheit von Gottschall sagt: Er hat mehr versprochen als gehalten, sein Entwicklungsgang war zu ungleich, seine Production zu hastig, und weil ihm die Verse leicht wurden, schüttelte er sie aus dem Aermel; er hat sich im Drama, im modernen Epos wie in der Lyrik versucht, aber eigentlichen Erfolg auf diesem Felde weniger gehabt als auf dem der Literaturgeschichte und Kritik (?). Vier Trauerspiele ließ Gottschall in zwanzig Jahren (von 1842 bis 1862) drucken, neun andere wurden als Manuscript aufgeführt, doch auf dem Repertoir hielt sich weder sein Hutten noch sein Robespierre oder Schill, noch sein Byron oder Pitt und Fox oder Mazeppa. Vielleicht wird, nun er das Schwabenalter erreicht hat (er wurde am 30. September 1820 in Königsberg geboren) mehr Rast und weniger Hast ihm dauerndere Lorbeeren bringen. — Am 28. September starb zu Göppingen in Würtemberg der Schriftsteller Adolf Weisser, in der bewegten Zeit von 1848 Redacteur des Stuttgarter „Beobachters“ und einer der hitzigsten Vorkämpfer der Reichsverfassung von 1849. Er mußte flüchten und lebte mehrere Jahre lang in der Schweiz, seinen Unterhalt durch schriftstellerische Arbeiten sich erwerbend. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande trieb ihn zurück, als die würtembergische Regierung ihn amnestirte. Aber er kam schon mit gebrochenem Herzen und starb nach langem Leiden in Göppingen.

* **Das Conversations-Lexikon von Brockhaus.** Daß diese weitverbreitete und allgemein bekannte „deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände“ in einer neuen, der elften Auflage, erscheine, ist schon vor einigen Monaten angedeutet worden. Die umfassenden Vorarbeiten sind nun so weit gediehen, daß ein Probeheft ausgegeben werden konnte und das Erscheinen von monatlich drei Heften vom Januar 1864 an verbürgt ist. Die Auflage ist berechnet auf 150 Hefte zu je 6 Bogen oder 15 Bände zu je 60 Bogen. Der Subscriptionspreis des Ganzen beläuft sich auf 25 Thaler Courant; in vier Jahren, also um das Ende von 1867, wird die Encyklopädie vollständig vorliegen. — Daß die Verlagshandlung nach zwölf Jahren, die seit dem Beginn der zehnten Auflage verflossen sind, die Riesenarbeit der elften übernimmt, wird wohl mehr durch die Concurrenz von Pierer und Meyer als durch innere Gründe veranlaßt. Denn die zehnte Auflage war so wesentlich neu, gut und umsichtig gearbeitet, daß sie als durch das Supplement „Unsere Zeit“ hinlänglich ergänzt gelten konnte. Jene beiden Werke von Pierer und Meyer zwingen aber wohl die Verlagshandlung zu den größesten Anstrengungen, um ihre Encyklopädie auf der „Höhe der Zeit“ zu erhalten, da bei aller inneren Verschiedenheit alle drei Unternehmungen wesentlich dieselben Zwecke verfolgen und an dasselbe Publikum sich wenden. Brockhaus hält zwischen der compendiösen Kürze Pierers und der breiten Weitschweifigkeit Meyers die Mitte; er enthält viel weniger Artikel als jene beiden, aber er ist viel praktischer. Plan und Ausführung sind richtiger gedacht und in's Leben geführt, es ist mehr System und gleichmäßiger Werth da. Besonders die geographischen und geschichtlichen Artikel haben in der zehnten Auflage eine sehr sorgfältige Bearbeitung erhalten, und die Verlagshandlung wird nicht unterlassen, hier und in allen Haupefächern das Werk in seinem Werthe zu erhalten und noch weiter auszubilden. Zu der Zahl von etwa 300,000 Exemplaren, in welcher das Conservations-Lexikon jetzt verbreitet ist, wird gewiß die elfte Auflage noch viele hinzugewinnen. Bei der Bearbeitung derselben nun sind im Allgemeinen die bisher bewährten Grundsätze festgehalten worden. Selbstverständlich aber wird die neue Auflage, gemäß dem Fortschritt des Zeitlebens und dem erhöhten Bildungsbedürfnisse, sehr bedeutende Umgestaltungen und wesentliche Verbesserungen aufweisen. Zunächst wird sie die große Reihe der Ereignisse und Persönlichkeiten aufnehmen, die seit Veranstaltung der zehnten Auflage in Wissenschaft und Kunst, in Staat und Gesellschaft hervorgetreten sind. Sodann wird auch der ganze Inhalt des Werks, nach allen Richtungen hin, eine den gegenwärtigen Ansprüchen und der heutigen Wissenschaft und Forschung angemessene Erweiterung, Umgestaltung oder Neubearbeitung erfahren. Ganz besonders treten diese Bereicherungen und Verbesserungen hervor in den verschiedenen Zweigen und Epochen der Cultur- und Staatsgeschichte, der Länder-, Völker- und Ortskunde, der Staats- und Gesellschaftswissenschaft, in dem Rechtsleben und der Volkswirthschaft. Ferner sind die Gebiete der Naturwissenschaft: Physik, Chemie, Physiologie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, mit einer großen Anzahl neuer Artikel bedacht, und ebenso ist mit Sorgfalt der unser Zeitalter auszeichnende Umschwung berücksichtigt, welchen der naturwissenschaftliche Fortschritt in der Heilkunde und Diätetik, in der gesammten Mechanik und Technik, in der Land- und Hauswirthschaft, in Industrie, Handel und Verkehr hervorgebracht hat. Auch die idealen Lebensgebiete: Religion, Theologie, Kirche, die philosophischen Wissenschaften, die schönen Künste, die Nationalliteraturen, sind zum großen Theil neu bearbeitet. Einen sehr bedeutenden Zuwachs endlich wird die neue Auflage auf dem Gebiete der Biographie erhalten. Es ist Sorge getragen, daß alle durch ihre Leistungen oder Schicksale ausgezeichneten Zeitgenossen auf Grund authentischen Materials geschildert werden, und die Biographie aller Länder und Zeiten wird mannichfache Verbesserung und eine angemessene Vervollständigung erfahren. Die umfassenden literarischen und geschäftlichen Verbindungen, welche der Verlagshandlung zu Gebote stehen, machten es möglich, für die Bearbeitung der verschiedenen Fächer ausgezeichnete Männer zu gewinnen und überall an Ort und Stelle aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen.

* **Kunst und Literatur.** In den Kreisen des germanischen Museums in Nürnberg hofft man nach den Stürmen der Generalversammlung vom August in den Hafen einer friedlichen Entwickelung auf dem Boden der neuen Verfassung gelangt zu sein. Vor allem wichtig ist, daß die Stiftung von ihrem Verhältniß und von den neu übernommenen Verpflichtungen zum Freiherrn von Aufseß befreit werde. Der bisherige Anfang dazu war kein besonders günstiger. Bekanntlich wurde Aufseß selbst nach Frankfurt geschickt, um die dort versammelten Fürsten zu bewegen, daß sie nach dem Beispiele des Königs Ludwig Geld für den Ankauf seiner Sammlungen hergeben möchten. Bis jetzt weiß man nur von etwa 400 Gulden, die von drei Fürsten gezeichnet worden sind. Die Finanzen des Museums haben übrigens neuerdings ansehnliche Einnahmen durch den Fremdenbesuch; in den Monaten Juli und August wurden 2800 Eintrittskarten verkauft. — Die Restauration der schönen Godehardikirche in Hildesheim ist der Vollendung nahe. Man will das zu kahl erscheinende Mittelschiff mit Wandmalereien schmücken, um es in das rechte Verhältniß zu den übrigen Theilen des Prachtgebäudes zu bringen. — Der berühmte Rosenstock am Hildesheimer Dom, an den sich die bekannte Sage vom Kaiser Ludwig dem Frommen knüpft, erregt jetzt das Interesse nicht bloß der Sagenforscher, sondern auch der Naturforscher. In diesem Sommer hat er nämlich zwei junge Schüsse aus der Wurzel getrieben, von denen der eine bereits über zwölf Fuß hoch ist und unten an der Wurzel einen Zoll im Durchmesser hält. Geschichtlich und urkundlich läßt sich der merkwürdige Rosenstock bis in das Jahr 1078 zurückverfolgen, wo Bischof Hezilo ihn einfriedigen ließ; weiter zurück nicht, da der Dombrand des Jahres 1013 alle Urkunden früherer Zeit vernichtet hat. — Die uralte und sehr interessante Pfarrkirche zu St. Nicolaus in Reichenhall bei Salzburg ist restaurirt, von Schwind und Heß mit Gemälden geziert und am 6. September eingeweiht worden. — Die berühmte Senckenberg'sche Stiftung in Frankfurt beging am 8. October die Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Der jetzige Vorsitzende Dr. Kloß schilderte in einer Rede Entstehung und Wachsthum der Senckenberg'schen Schöpfung. Der Stifter begann seine weit aussehenden, aber trefflich durchdachten und wohl vorbereiteten Pläne mit völlig unzureichenden Mitteln in dem festen Vertrauen auf Gottes Beistand und auf die thätige und kräftige Theilnahme seiner Mitbürger. Zuerst legte er den Grund zu Gewächshaus und Anatomie, dann begann er den Hospitalbau. Noch nicht halbvollendet war dieser, als Senckenberg am 14. November 1772 in eine Kelleröffnung hinabstürzte und rasch den Tod fand. Durch eifriges Zusammenwirken gelang es, das Hospital mit 12 Betten 1779 zu eröffnen. Jetzt sind 90 Betten da, ein Neubau nöthig und in Angriff genommen. Im Ganzen sind seit jener Zeit 1,700,000 Gulden für Krankenpflege verausgabt, reiche Legate der Stiftung vermacht worden. Eine Reihe von wissenschaftlichen Stiftungen wurden von Senckenberg selbst noch mit prophetischem Auge entworfen und begründet, zunächst der botanische Garten, die Anatomie, die Bibliothek. Der Krieg zerstörte vieles, und man mußte von Neuem aufbauen. So entstanden später die naturforschende Gesellschaft, der physikalische Verein, der geographische, der ärztliche, der mikroskopische, endlich die zoologische Gesellschaft. Zu der Hauptfeier hatten viele ähnliche Stiftungen aus verschiedenen Städten Abgeordnete geschickt. Der von Göttingen gekommene Rudolf Wagner wurde in Frankfurt vom Schlage getroffen. — In Leipzig ist die Octoberfeier musikalisch sehr reich ausgestattet. Um Mittag auf dem Markt ein neues Tedeum von Reinecke, Nachmittags ein großes Concert für Männerchor, außerdem ein Instrumentalconcert Abends im Gewandhause. Der große Concertcyclus dort hat am 8. begonnen. Beethovens Symphonie in C moll und Bachs Concert für Streichinstrumente in G dur, Geigenvorträge von David und Gesang der jungen Engländerin Fräulein Parepa bildeten das Programm. Diese Dame

ist ein soeben aufgehender Stern am Kunsthimmel. — Zu der Nachricht aus Wetzlar, daß man für das Buff'sche Familienzimmer ein Brustbild Lotte's nach dem Stahlstich in „Goethe's Briefwechsel mit Kästner“ und nach den Angaben im Werther herzustellen beabsichtigt, kommt aus Hannover die Notiz, daß der Archivrath Kästner, Lotten's einziger noch lebender Sohn, ein von der Familie als hinreichend ähnlich anerkanntes, ganz wohl erhaltenes Pastellportait seiner Mutter aufbewahrt. Danach würde der dem Zimmer zugedachte Schmuck jedenfalls treuer herzustellen sein, als nach der bloßen Skizze von jenem Buche, oder gar nach bloßer Beschreibung. Das Bildniß ist auch durch Lithographie vervielfältigt, aber nicht in den Kunsthandel gegeben, sondern nur an Freunde der Familie verschenkt.

* Die Musik und die Nerven. In einer Reihe von musikalischen Aphorismen von Karl von Brunck in den Wiener „Recensionen für Theater und Musik“ finden wir die folgende: Keine Kunst greift wohl den Nervengeist in so hohem Grade an, wie die Musik, denn sie setzt die größte elektrische Spannung im Organismus und daraus hervorgehend die größte Beschleunigung des Lebensprozesses voraus. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die letzten Lebensschicksale der meisten unserer großen Componisten. Seb. Bach und Händel sterben blind, Beethoven stirbt, ja lebt zum großen Theil taub, Mozart und Schubert sterben sehr jung, Mendelssohn und K. M. v. Weber sterben am Nervenschlag, Schumann endlich stirbt wahnsinnig. Nur Gluck's und Haydn's Lebensschicksal und Ende zeigen nichts Anormales, was für beide charakteristisch ist, für Gluck sowohl, den sein Genius zur maßvollen griechischen Tragödie führte, und der Gott bat, er möge ihn vergessen lassen, daß er Musiker sei, wie für Haydn, der auf dem Gipfel seiner Produktionen bei so heiter-frommen Gebilden anlangte, wie seine „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“, während der glühende „Don Juan“ und das düstere „Requiem“, während die „Winterreise“ und die Compositionen zu „Faust“ und „Manfred“ bei Mozart, Schubert und Schumann als letzte Stationen erscheinen.

* Bremen, 16. October. Im hiesigen Künstlerverein herrschte in den letzten Wochen eine rege Thätigkeit. Das Programm der Octoberfeier wurde in der vor acht Tagen angegebenen Weise durchgeführt. Das gestrige Hauptfest nahm den besten Verlauf. Zwischen der Ouverture Beethovens zum „Egmont“ und der Symphonie desselben Meisters in C moll sprach Herr Bürgermeister Duckwitz die Festrede, welche von der Weserzeitung nach ihrem Wortlaute mitgetheilt ist. Das große Festmahl, das der Versammlung folgte, war durch Trinksprüche auf Deutschland, die Kämpfer von 1813, Bremen, Bürgermeister Johann Smidt u. s. w. belebt. Wir haben noch über die Thätigkeit der Abtheilung für bremische Geschichte zu berichten. Am 5. October hielt Herr Dr. H. A. Schumacher eine Vorlesung über die Rechtsverhältnisse der Landbewohner in der Umgebung Bremens während des zwölften Jahrhunderts. Der Vortrag schloß sich an einen früheren und bildete den zweiten Abschnitt einer Untersuchung über die Grundlagen unserer bäuerlichen Verhältnisse. Nach einer Uebersicht über die ursprüngliche Zuständigkeit des Grundbesitzes in unserer Gegend behandelte er zunächst die Vermuthung, daß noch im zwölften Jahrhundert Reste eines freien, auf eigener Hofstatt sitzenden Bauernstandes in den Dörfern auf den Dünen fortgedauert hätten, entwickelte die Stellung der herangezogenen neuen Landleute, die ihre Höfe zu Hollerrecht erhielten, die Entstehungsweise der Holleransiedlungen, das Verhältniß des Hollers zur Hofstatt und die Gerichtsverfassung dieser Anbauer. Sodann wurde das Recht der in getheilter Gewere stehenden Güter charakterisirt, das der Leihezinshöfe, die Erbpachtverhältnisse, die Stellung der Benefizien, mit denen die Ausbildung der bei uns zuerst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erscheinenden Lehne eng zusammenhängt. Hieran schlossen sich rechtshistorische Bemerkungen über die von Meiern verwalteten Herrenhöfe und den Uebergang des Villicates in ein Lehnverhältniß. Die Ausführung hinsichtlich des Rechts der Unfreien und Freien unter den Landbewohnern, besonders der von diesen Personen bebauten kleineren Hofstellen konnte wegen Kürze der Zeit nicht mitgetheilt werden. — In der Versammlung vom 12. October hielt Herr Senator Heinrich Smidt einen Vortrag, welcher betitelt war: „Bilder aus der Zeit der Befreiung Bremens im Jahre 1813.“ Sorgfältige Benutzung der betreffenden Quellen und eigene Erinnerungen des Redners, welcher als Knabe besonders die persönlichen Erlebnisse seines Vaters, des späteren Bürgermeisters Johann Smidt, mit durchgemacht hatte, verliehen den vorgeführten Bildern Mannichfaltigkeit und Leben.

* Aus der Kunsthalle in Bremen.

Noch fortwährend erfüllt von dem großen Genuß, der uns in den Räumen der hiesigen Kunsthalle vor mehreren Wochen durch die Ausstellung des berühmten Lessingschen Bildes „Huß vor dem Scheiterhaufen“ bereitet worden, sind wir neuerdings bei einem Besuch in der Kunsthalle auf's angenehmste durch zwei vorzügliche Bilder überrascht und möchten alle Kunstfreunde hiedurch besonders auf dieselben aufmerksam machen. Wir meinen zunächst „Washington's Uebergang über den Delaware“ von Emanuel Leutze, einem gebornen Amerikaner, der aber bekanntlich in der Düsseldorfer Schule gebildet ist und gerade in diesen Tagen wieder eine neue Reise nach Amerika angetreten hat. Wenngleich dies Bild in der technischen Ausführung von ganz anderer Art ist wie das vorgedachte Lessingsche Meisterwerk, so hat es doch nicht minder große Verdienste, und es ist daher der Ankauf des Bildes durch die Direction des Kunstvereins auf's dankbarste anzuerkennen. Die Composition ist einfach, aber dabei sehr großartig und macht eben dadurch gewiß auf jeden Beschauer einen gewaltigen Eindruck. Namentlich ist Washington, der große Republikaner und weltberühmte Held im nordamerikanischen Freiheitskriege des vorigen Jahrhunderts, ganz in seiner fesselnden Persönlichkeit und hohen männlichen Würde dargestellt, nicht wie ein europäischer Feldherr, mit militärischem Pomp, an der Spitze eingeschulter Soldaten, sondern umgeben von Männern aus verschiedenen Berufsklassen, die gleich ihm von dem Ziel ihres Strebens und ihrer freudigen Opferbereitwilligkeit für die äußerste Vertheidigung ihres heimathlichen Bodens gegen fremde Zwingherrschaft auf's höchste beseelt sind. Sowohl in Washington's Mienen wie in seiner ganzen Körperhaltung ist das felsenfeste Gottvertrauen auf das Gelingen seiner kühnen Pläne vortrefflich ausgedrückt, und der aus den Nebeln des Hintergrundes herüberleuchtende Stern ist hier von dem Maler sehr bedeutungsvoll so recht an seinen Platz gestellt. Uebrigens ist das ganze Bild an manchen Stellen, besonders im Vordergrunde, durch plötzlich eingetretene Hindernisse, nicht vollendet; allein dieser Mangel thut dem Werth des Ganzen wenig Abbruch, und die kecken ersten Pinselstriche des Malers treten für den Kenner fast um so bedeutender hervor.

Das zweite Gemälde ist eine „schlafende Bacchantin“ von G. Lairesse. Dieses vortreffliche Bild aus der alten niederländischen Schule ist kürzlich nach Bremen gelangt und nunmehr ein bleibendes schätzbares Eigenthum unseres Kunstvereins geworden. Der plötzliche Anblick eines nackten schlafenden Frauenzimmers mag immerhin einzelne Besucher zuerst etwas eigenthümlich berühren, allein der vorurtheilsfreie wahre Kunstfreund wird sich keinen Augenblick dadurch beirren lassen, vielmehr alsbald erkennen, daß Lairesse den ruhigen Schlaf dieser Bacchantin nicht allein auf eine ganz naturgemäße, sondern zugleich sehr poetische Weise aufgefaßt und dargestellt hat, indem zwei über der Schlafenden schwebende allerliebste Genien gleichsam Wache halten, damit dieselbe in ihren Träumen von Niemandem gestört werde, so daß daher auch ein im Hintergrunde erscheinender Faun sich auf den Wink des einen kleinen Wächters in geziemender Entfernung zurückhält. Schon die alten griechischen Philosophen erkannten ja in allen Kunstgebilden die richtige Vermittlung der Gegensätze als erstes Erforderniß der wahrhaft ästhetischen Schönheit, und nach diesem Grundsatze hat Lairesse, als zugleich wissenschaftlich gebildeter Künstler seiner Zeit, durch die milden, ansprechenden Gesichtszüge der Bacchantin im Gegensatze zu ihrem sonst üppigen Körperbau dem Ganzen eine so vollkommen schöne Harmonie verliehen, daß alle Nebengedanken zum Schweigen gebracht werden. Dem Reinen ist ohnehin alles rein, und wo giebt es für Plastik und Malerei überhaupt in der ganzen Natur etwas Schöneres als den nach seinem Ebenbilde von Gott erschaffenen menschlichen Körper mit dem Ausdrucke der in demselben wohnenden Seele. Auch ein Bild von Giorgione „Adam und Eva im Paradiese“, und zwar in dem Augenblick, wo Eva durch die Schlange zum verhängnißvollen Apfelbiß verlockt worden, also ganz im unverschleierten paradiesischen Urzustande, wird sicherlich von jedem Kunstfreunde und Kenner, der die Braunschweiger Gallerie aus Salzdahlum besucht, als schönste Perle derselben geschätzt und in dauerndem Andenken bewahrt.

Die großen italienischen Meister würden übrigens diese schlafende Bacchantin allerdings ihrerseits wohl mit zarteren Muskeln ausgestattet haben, als es von Lairesse geschehen ist, allein darum hat das Bild selbst die Nachbarschaft einer Venus von Tizian oder Guido und ähnlicher Meisterwerke durchaus nicht zu scheuen, eben so wie es kein Hinderniß ist, daß Rubens, der niederländische Malerfürst, fortwährend als ebenbürtiger Meister neben den großen Italienern geschätzt wird, wenn gleich die weiblichen Figuren in seinen Gemälden fast ohne Ausnahme nach dem Modell seiner wohlbeleibten Landsmänninnen geformt sind. Bereits während seiner Lebzeiten war Lairesse nach d'Arganville, del Campo, Fuësli und Fiorillo ein allgemein sehr hoch geschätzter Künstler. Noch viele Jahre nach seinem 1711 erfolgten Tode, im Jahre 1777, wurde eine „Anbetung der Weisen“ von ihm in einer Auction zu Paris mit 13,000 Livres bezahlt. Die „schlafende Bacchantin“ ist sehr gut erhalten und war lange Jahre im Besitz eines Amsterdamer Malers, der das Bild zum eigenen Studium in seinem Atelier aufgestellt hatte und sich, so lange er lebte, trotz vieler Anforderungen und Gebote, nie davon hat trennen mögen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 43. Bremen, 25. October. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Vier Tage in Venedig.

Von Franz Weber.

1.

„I' vo piangendo i miei passati tempi!"
Petrarca.

Dieser Klageruf Petrarca's über eine entschwundene Herrlichkeit ist der Grundton der Erinnerung wohl Aller, die jemals so glücklich waren, in schwankender Gondel durch die schweigenden Reviere Venedigs zu fahren. Aus dem lauthallenden Gewühl der größeren Städte des Festlandes, aus dem heißen Kampf der realen Welt mit ihrem Drängen und Treiben und Sorgen und Mühen, aus dem deutschen Norden mit seinem grauen Himmel und seiner oft verkümmerten Sommerlust sehnen wir uns ewig zurück in diesen Märchentraum des Abendlandes, in die wehmüthige, heilige Ruhe der Lagunenstadt, um deren versinkende Pracht nur das Lied der Gondoliere oder der Ruf der Posten von Kriegsschiff zu Kriegsschiff hallt. Es ist aber ein Punkt der Welt, wo „einem das Herz anwächst", und wenn im heitern Gespräch an traulichen Winterabenden, sei es im Kreise von Freunden oder am eigenen stillen Herd, der Name Venedigs in Rede oder Gegenrede widerhallt: dann bricht die Wunde der Trennung von Neuem auf, wir fühlen uns um eine Welt von Herrlichkeiten betrogen, und der Klageruf Petrarca's tönt wieder in tiefster Seele nach: I' vo piangendo i miei passati tempi."

Es war am 4. August, als ich um Mittag das altersgraue Verona mit seinen gigantischen Festungswerken verließ, um endlich nach Venedig zu eilen. Zwar hatte ich freundliche Empfehlungen für Vicenza und Padua; hier lockten auch die zahlreichen Werke der venetianischen Schule, die Arkadengänge, die Erinnerung an den großen Pataviner: aber mein Herz trieb mich an, die letzten mir allein gehörenden Tage der Freiheit in Venedig zu verträumen. Die fruchtbare lombardische Ebene verlor sich hinter Padua immer mehr in die Ufersümpfe, diese letzten Schöpfungen des adriatischen Meeres; um 4 Uhr waren wir in Mestre, der Zug trat auf die wunderbare, eine Stunde lange Eisenbahnbrücke, die Venedig mit dieser Vorstadt verbindet, und um 5 Uhr hielten wir auf dem Bahnhof am Canale grande. Mein Wunsch, der heißeste seit früher Jugendzeit, war nun erfüllt: da lag der „breite Rücken" des Canalazzo, von zahlreichen Gondeln und Barken bevölkert, vor mir, da hinauf sollte mich im nächsten Augenblick der Gondolier am Rialto vorüber nach dem Dogenpalaste, dem Markusplatz führen, und eine Bangigkeit überfiel mich, wie den, der vor der endlichen Befriedigung seiner tiefsten Sehnsucht steht. Doch sollte ich zunächst sehr enttäuscht und in meiner Stimmung herabgedrückt werden. Die verfallenen Paläste, die sich am Canal eng aneinander reihen, hier von wildem Proletariat, dort von österreichischer Soldateska bewohnt, öde, leer, vor Fenstern und Thüren Lumpen, zum Trocknen aufgehängt, das faule Wasser, mit verwesenden Thieren und schmutzigem Kehricht angefüllt: das Alles ließ mir die Herrscherin der Meere wie ein großes, elendes Fischerdorf erscheinen, ein um so empfindlicherer Eindruck, je lebendiger noch der des königlichen Mailand in meiner Seele war. Der Rialto war schon erreicht, wir bogen links in einen Seitencanal, bald wölbte sich die Seufzerbrücke über uns, stolz eröffnete sich die Aussicht auf die Giudecca, wir fuhren am Dogenpalast und der Piazetta vorüber, der Palazzo reale mit seinem lieblichen Gärtchen folgte, noch wenige Ruderschläge und wir waren an der Citta di Monaco, dem traulichsten Gasthof, der mich je beherbergt hat. Er war mir und ich dem Wirthe von Vischer warm empfohlen worden. Leider war der gute Alte selbst nicht mehr da, der einst den berühmten Gelehrten so liebevoll gepflegt hatte; dafür übte aber ein junger freundlicher Mann die Pflichten des Wirthes mit fast theilnehmender Sorgfalt für den deutschen Landsmann, und ein gewisses Dankgefühl für ihn wird sich mir immer mit der Erinnerung an Venedig verzweigen.

Da saß ich nun in meinem gemüthlichen Stübchen mit der Aussicht auf die Giudecca und die gewaltige San Giorgio Maggiore, das fröhliche Gewühl des Markusplatzes hallte zu mir herauf; zwar war der erste unfreundliche Eindruck Venedigs durch das immer lebendiger erwachende Bewußtsein von der welthistorischen Bedeutung des Bodens, auf dem ich stand, etwas verwischt worden, aber eine gewisse Unbehaglichkeit der Stimmung blieb. Gleichgültig holte ich meine Empfehlungsschreiben hervor, sie nach Bedeutung und Werth zu ordnen, doch legte ich sie bald wieder bei Seite — dazu war morgen noch Zeit genug. Vor allem eine glückliche Stimmung, und die hoffte ich von der Piazza San Marco. Ich hatte von meiner Wohnung nur wenige Schritte dahin und trat durch den rechten Bogen der neuen Prokurazien. Wie ein Traum, wie der Zauber einer andern Welt überkam es mich da. So gewaltig und überirdisch hatte ich mir in den kühnsten Phantasien diesen herrlichsten Punkt vielleicht der ganzen Welt nie geträumt. Jede bildliche Darstellung, jede noch so glühende Schilderung sinkt hier vor der Wirklichkeit zu Boden.

Man muß selbst den marmorgepflasterten, säulenumgebenen, von den schönsten Frauen der Welt belebten, Abends in einem Lichtmeer von Gasflammen schimmernden Platz, den gegen Norden der wunderbare Dogenpalast und die ehrwürdige Markuskirche, gegen Ost und Süd und Abend aber der Palazzo reale und die Marmorbauten der Prokurazien in stolzer, trauernder Hoheit begränzen — man muß dies Mährchen des Occidents mit eigenen Augen geschaut haben, wenn man die ganze Tiefe der Empfindung dessen abmessen will, der zum erstenmale hier festgewurzelt stehen bleibt und die Hand hastig nach der nächsten Säule ausstreckt, zu prüfen, ob das Wirklichkeit, oder ob ein schöner Traum die Seele befangen hält. Ich griff unwillkürlich nach meiner Paßkarte, um durch diese nüchternste Konstatirung der realen Existenz meiner Person vermittelst der wohlbekannten Unterschrift des damaligen würdigen Polizeidirectors von Halberstadt jeden Zweifel zu lösen, hatte aber immer noch Mühe genug, mein Glück in den ruhigen Strom bewußten Genusses zurückzudämmen. Und als ich dann noch vor Untergang der Sonne den Campanile erstieg und das labyrinthische Gewirr der Canäle, Brücken, Gäßchen, Kirchen, Paläste und Inseln, vom weiten, goldig erglänzenden Meere umschlossen, bezwungen zu meinen Füßen lag, da war es mir, als ergösse sich vom Markusplatz ein verklärender Schimmer über die ganze Wunderstadt bis zum letzten Häuschen und zum versteckteten Brückchen, und Venedig war wieder, nicht das stolze Weib in goldnen Gewändern, wie auf Paolo Veronese's Bilde, aber die trauernde Königin, wie ich sie an einer Palastthür in Mailand als erzenes allegorisches Relief neben der trauernden Roma gesehen hatte. Mein Plan für den kurzen Aufenthalt stand fest: kein Grieben, kein Bädecker, kein gedungener Cicerone sollte meine Schritte gängeln und meines Herzens stilles Sinnen in die abgegriffenen Phrasen ihrer Deutungen übersetzen; sanft sollte der Strom des Lebens mich von Stunde zu Stunde, von Schönheit zu Schönheit tragen und der Glanz vergangener Zeiten, wo die Republik noch dreien Monarchien gebot, mich ruhig umweben, bis der Abschied, vielleicht für immer, mich wieder nach Norden führen würde.

So blieb ich denn auch bis Mitternacht auf dem Markusplatz, den lebensvollen Wechsel einer Welt von Schönheit genießend, die noch durch den düstern Flor politischen Druckes ihr magisches Licht bezaubernd ausstrahlt. Als aber der Mond hinter dem Palazzo reale verschwand und das nächtliche Treiben allgemach verstummte, weckte ich einen am Fußgestell des Markuslöwen ruhenden Gondolier aus leichtem Schlaf und vermochte ihn noch zu einer Fahrt unter die Seufzerbrücke und den Ponte Rialto in in den großen Canal bis zum Palast Vendramin und dann zurück nach meiner Wohnung. Eine solche Fahrt gehört vielleicht zu den poetischesten Genüssen, welche die Wirklichkeit uns bieten kann. Ist Venedig überhaupt einer der wenigen Punkte unserer Erde, wo das Reich der idealen Schönheit und das der realen Welt ihre Grenzen, wie in sich gegenseitig erklärendem Culte, in einander spielen lassen, so löst das Mondlicht noch die festesten Fundamente der letzteren zum reinen Schein des ersteren auf, und die schweigende, träumerische Nacht breitet über die Laguneninseln den feinsten seelischen Duft aus, der anderswo nur die Meisterwerke der Kunst umwebt. Die ehrfurchtgebietende, tausendjährige Geschichte der Republik spricht nun aus jedem Palaste, ja aus jedem Steine; die Armuth der Gegenwart ist mit der Tageshelle geschwunden, unsichtbare Hände bauen die zertrümmerte Pracht wieder auf, das Rauschen der Wellen und das fernhallende Lied von ödem Balkon werden zur Festmusik, die schwarze Gondel bedeckt sich mit „lenzduftigen“ Rosen, als folge sie dem Dogen auf goldenem Bucentaur hinaus zur Vermählungsfeier am Tage der Himmelfahrt — „Chi là!“ ruft's da herüber und „Buon amico!“ hinüber, wir sind am Uffizio della Posta im Palast Grimani, über dessen Portal Oesterreichs Doppeladler Wache hält, und der Traum ist zerstoben, wie ein Geist beim Hahnenruf.

Zu Hause angelangt, setzte ich mich aber noch nieder und schrieb in die Heimath den Jubelruf: „Jo sono in Venezia!“

2.

Beim ersten Tagesgrauen erhob ich mich schon von meinem Lager; die Freude hatte mich nur leise schlafen lassen. Aber sie hatte auch das Bedürfniß der Mittheilung wieder in mir erweckt, und mit größerem Interesse als Abends vorher sonderte ich die in meiner Hand befindlichen Adressen. Doch ließ ich die höher hinaufgehenden vorerst noch liegen und wählte nur die an den deutschen Maler Karl Reichardt, die mir Vischer besonders accentuirt hatte. Ich nahm das freundliche Billet und legte eine poetische Selbsteinladung bei; mir war's, als könnte man hier nur in Sonetten und Ottaven denken und sprechen. Es mochte kaum ein Halbstündchen vergangen sein, als der blühende junge Mann, ein Mainzer, aber seit zehn Jahren in Venedig, an meine Thür klopfte und mit warmem Händedruck meinen Gruß erwiederte. Ich war nun sicher geborgen: Vischer's Namen und Reichardt's Begleitung legitimirten mich in Venedigs Künstlerwelt weit über eigene Würdigkeit; was aber Reichardt's liebenswürdige Aufopferung den größten Werth verlieh, war der mühelose Weg, den mir sein tiefes Verständniß der Malerei und seine Lokalkenntniß durch die ganze reiche Welt der venetianischen Schule ebnete, historisch fortschreitend von Giovanni Bellini an den großen Meistern Giorgione, Correggio, Titian, Paolo Veronese vorüber bis zu Tintoretto's gewaltigen Meisterwerken in der Scuola di S. Rocco. War dies doch der einzige Weg, in drei Vormittagen wenigstens die unsterblichen Blüthen der Venetianer zu bewundern und den Entwickelungsgang ihrer Malerschule von dem paduanischen herben Adel der Contur in Bellini bis zum Licht- und Farbenzauber Correggio's und Paolo Veronese's in großen, aber sicheren Umrissen in eigener Anschauung zu verfolgen und zu fassen. Denn Venedig ist ein einziges, großes Museum; über jeden Stein hat die Kunst ihren Schimmer gebreitet, jeder Schritt links und rechts führt zu neuen Meisterwerken, deren Fluth mit jeder Stunde zu einer Höhe anschwellt, vor welcher dem Blick schwindelt. Welcher Reichthum muß einst hier aus Morgen- und Abendland zusammengeflossen sein, um diese Welt der Schönheit aufzuhäufen; und wenn auch Vasari Mittheilungen über höchst geringe Ehrensolde selbst an Meister giebt, so belohnte der Senat die Künstler wieder fürstlich; erhielt doch Sannazar für sechs Verse 600 Ducaten. Aber noch mehr als diese Fülle der kostbarsten Perlen künstlerischer Schönheit bekundet ihr Geist die glühende Verklärung alles irdischen Lebens, das zur Blüthezeit der Republik hier das glanzvolle Fest seiner Wiedergeburt feierte; der christliche Olymp ist abgethan, die Erde, im goldigen Glanze der göttlichen Vaterliebe, schält sich aus den Nebeln der transcendenten Welt mit siegender Gewalt heraus, und wenn der der Kirche ausgestellte Verschreibungsbrief über alles menschliche Thun und Dichten und Trachten auch noch nicht vernichtet ward, so wird er doch in den Schrein historischer Erinnerung gelegt, denn der Mensch will wieder Mensch sein. Venedig hat sich durch seine Maler selbst verherrlicht, wenn diese auch das Gepräge des christlichen Mythus noch beibehielten, das erst die Niederländer völlig bei Seite legten, und wenn auf irgend eine Schule Italiens der Ausspruch Vischer's Anwendung findet, daß die Blüthe seiner Kunst im 16. Jahrhundert ihm ein Surrogat für die Reformation war, so vor allen auf die venetianische. Die Vorbilder der Kunst, die noch heute in Venedigs schönen Frauen

auf dem Markusplatz auf- und niederwandeln, sind deß Zeugniß; mir war es oft, als ob diese oder jene königliche Frauengestalt, die an mir vorüberschritt, aus dem Rahmen eines Titians herabgestiegen wäre, um die hochheilige Gesellschaft, in der sie Jahrhunderte gelebt, wieder einmal mit dem vollen, üppigen Leben zu vertauschen, das sie noch heute über das goldene Gefäß des Markusplatzes in wollüstigen Wogen zu schäumen wähnen mußte. Eine selbst flüchtige Andeutung nur der ersten Meisterwerke ist für die leichte Fassung einer Skizze noch zu schwer: eine „Assueta" Titian's in der Akademie oder sein „Pietro Martire" in S. S. Giovanni e Paolo mit der wunderbaren Goldgluth seiner Tinten erheischen für ihre Würdigung ein eigenes Buch von der Meisterhand eines Hegel, eines Vischer. Nur der Engel Bellini's möchte ich gedenken, dieser reizenden Gestalten aus der Sphäre des einfach Schönen. Willst du die ganze Herrlichkeit der Kinderunschuld, das menschliche Gemüth in seiner göttlichsten Ruhe, die noch kein Kampf, keine Begierde durchwühlt hat, kennen lernen, so tritt in die Kirche S. Maria dei Frari vorüber an den gewaltigen Dogengräbern und den Grabdenkmälern Titian's und Canova's in die stille Sakristei vor des Meisters Altarbild, oder setze über den Canal der Giudecca, tritt in die Sakristei der Kirche del Redentore und laß dir von einem frommen Mönche die wohlverwahrten Madonnen Bellini's zeigen, und du wirst in tiefster Seele zitternd nachempfinden, wie göttlich, wie himmlisch süß das Kindergemüth ist, und einen Augenblick schwanken, ob der eherne Charakter eines Colleoni, der dort vor S. Giovanni e Paolo in Erz gegossen und in finsterer Herrlichkeit hoch zu Roß thront, oder diese Himmelsklarheit kindlicher Engelsgestalten auf der Scala menschlicher Wesen höher steht. Als ich später von Reichardt Abschied nahm, hatte ich für ihn nur den Trennungsgruß des Dichters: „Du bleibst zurück in diesem Himmelreiche, von allen Engeln Gian Bellini's umflogen", und noch heute erfüllt mich eine immer wache Sehnsucht nach diesem Paradiese des großen Meisters.

Gegen Mittag hatten wir unsere erste Kunstwanderung beendet, und ich wandte mich allein nach dem Rialto. Einst vom Glanz der Juwelen strahlend, die hier zum Verkauf auslagen, ist er jetzt mit allerlei Südfrüchten decorirt, welche die Stufen auf und ab, zu mächtigen Bergen aufgestapelt, liegen, ist aber immer noch die Hauptader des geschäftlichen Lebens, die nach Osten in die Merceria und in den Markusplatz, nach Westen in den wichtigen, vom größeren Bogen des Canalazzo umgrenzten Stadttheil mündet. Hier fluthet nun das Volksleben in ewig wechselnden Wogen auf und ab. Wie dort am Fundamente des Palastes Manini Welle auf Welle kommt und zerrinnt, rollt hier auf dem Marmorbogen des Rialto Bild auf Bild vorüber, die Seele in sanfter, wohlthuender Spannung haltend. Es ist ein heiteres, liebenswürdiges Völkchen, diese Venetianer, schelmisch, lebhaft, mäßig, wohl zum Prellen aufgelegt, aber davon gern zurückstehend, wenn sie ertappt werden, keineswegs verbissen und verschmitzt, wie der Lombarde. Ob man von ihrem Trödel kauft oder nicht, immer grüßen sie verbindlich lächelnd, danken tausendmal für eine geschenkte Cigarre mit ihrem graziösen „Grazia", und scheucht man einen zudringlichen Verkäufer zum hundertsten Male scheltend zurück, so hat er immer noch eine schalkhafte, witzige Bemerkung, mit der er sich verbeugend aus der uns fatalen Situation herauszieht. Als wir uns eines Nachmittags von S. Giorgio Maggiore nach S. Maria della Salute übersetzen lassen wollten, bedungen wir ein Traghetto für 30 Soldi. Während der Ueberfahrt erzählte uns der Alte von den Schlachten, in denen er mitgefochten hatte, und zeigte uns seine narbenvolle Brust und seinen zerschlagenen Arm. Beim Aussteigen forderte er aber 10 Soldi mehr, und zwar — für seine „biografia". Als ihn nun mein Begleiter scherzend mit einer Fluth von Flüchen überschüttete, zog er sich lächelnd in das Traghetto zurück; da ich ihm aber doch das Mehr auszahlte, erhob er einen Hymnus auf mein Herz, der wenigstens an Brillanz der Diction mit Petrarka's „Triumphen" wetteifern konnte. — Der Hauptgenuß des Volkes scheint übrigens außer dem Sorbet die Melone zu sein; sie wird jeden Morgen in Unzahl auf Kähnen durch die Kanäle geführt und auf allen öffentlichen Plätzen, namentlich aber in der Merceria und auf dem Rialto verlockend aufgethürmt. Ich sah alte Weiber ihre letzten Soldi in der Tasche zusammenkramen, um wenigstens eine halbe zu erschwingen und in ihrem Genusse zu schwelgen. Bezeuge es mir, ehrwürdiger Alter, dessen Vorfahren im „goldenen Buche" standen und den Dogenpalast bewohnten, nicht ahnend, daß einst ihre Enkel zerlumpt auf dem Rialto Melonen und Pfirsiche feil halten würden. Auf dem trotzigen Gesichte die edlen Züge der Ahnen, steht er schon seit Jahren gegenüber der Kirche S. Salvadore, nie sprechend, nie lächelnd, nur stumm die Käufer auf die Preistäfelchen verweisend, die hier allen Waaren beigefügt sind, und mit Stolz die Bürde der Armuth tragend, die sein Haar schon längst weißgefärbt hat. Nur als ich einem elenden Mütterchen, deren Baarschaft nicht einmal für eine halbe Melone ausreichte, eine ganze Frucht kaufte, überließ er ihr dieselbe, wies aber mein Geld zurück, etwas von Galantuomo murmelnd und mir mit einer vornehmen Genugthuung nachblickend, wie anders nicht der Senat dem Loredano, als dieser der Republik seine Söhne geschenkt hatte, da Kaiser Max mit gewaltigem Heere Padua berannte. Uebrigens mildern wohl das herrliche Klima und das billige Leben die Schwere der Armuth, und wenn die Nacht niedersinkt, haucht die Freude das genial leichtsinnige Völkchen mit dem vollen Zauber ihrer schmerzlösenden Kraft an, auf dem Markusplatz wie in der letzten Osteria, auf der Riva dei Schiavoni wie auf dem entlegensten Meeresufer.

Die Siesta auf dem Markusplatz, eine Fahrt nach der Giudecca und das Ersteigen des Markusthurmes füllten den Nachmittag aus, aber der Abend traf mich wieder auf der Piazza S. Marco. Heute war sie besonders prächtig, denn „la banda" spielte, und die drei mächtigen Candelaber erhöhten das Lichtmeer noch um einige hundert Flammen. Aber das fröhliche Treiben der Gegenwart nahm die tiefe Wehmuth der Erinnerung hinweg, den edelsten Schmuck des Markusplatzes, und wir bestiegen bald die Gondel, um noch eine nächtliche Fahrt nach dem Arsenal hinauszuwagen. Die Schauer geschichtlicher Größe umwehten mich hier in ihrer ganzen Gewalt; denn aus diesen mächtigen Gebäuden waren einst die Flotten der Republik hervorgegangen, diese schwimmenden Bollwerke christlich abendlicher Cultur gegen den Halbmond, war der Name Venedigs auf siegreichen Schiffen hinausgetragen worden bis zu den fernsten Ländern des Orients. Dazu die uralten griechischen Löwen, die schon den Hafen Athens schmückten, als dieses noch um den Besitz des Welthandels mit dem zweimeerigen Korinth rang. Als wir heimkehrten, sank der Mond schon gen Westen hinab, und von Kriegsschiff zu Kriegsschiff hallte, wie eine Kette von Liebesgrüßen, der Ruf der Posten: „Schlafet wohl, Alles in Ruh!" Ihr wackern Krieger da drüben, die das Rauschen des Meeres vielleicht in süße Träume vom Lieb im fernen, sangesreichen Böhmerlande, oder von den freien Firnen eurer Alpen wiegt, ahnet ihr nicht, daß da drüben keine Ruhe wohnt, daß es in den Geistern grollt und zuckt, wie Zornesflammen, die euer Liebesruf nicht bannt, die nur ein Ton beschwichtigen kann, der Silberton der Freiheit!?

3.

Der zweite Morgen, der in wundervoller Sommerpracht von den Küsten Istriens aufstieg, führte uns wieder von Kirche zu

Kirche, von Palast zu Palast. Reichardt hatte mich schon zu früher Stunde aufgesucht und geleitete mich wieder durch Venedigs Schatzkammern. Selbstverständlich suchte ich auf meinen Wanderungen den Markusplatz immer wieder zu kreuzen: in stetem Kreislauf trug mich der Strom des Lebens von den äußersten Ufergängen nach diesem Herzen Venedigs zurück. Nicht das liebliche Blumenmädchen, das mir jeden Morgen ein duftiges Sträußchen in diesem Elemente des Meeres wie einen Gruß der Heimath bot, nicht die gemüthliche Unterhaltung der Offiziere, die mir bei einer Schale Sorbet unter den Arkaden des Palazzo reale manchen interessanten Blick in die politische Lage des Königreiches gewährte, nicht das fröhliche Getümmel auf der Piazetta und in der Merceria grade in den Morgenstunden, wo Hunderte von fruchtbeladenen Kähnen unter dem fröhlichen Gesang der Gondoliere und ihrem kräftigen Sta dà durch den Canal S. Marco nach der Riva eilen — nicht alles dies war es allein, was mich so oft von den Heiligen Palma's und Titian's edlen Männergestalten auf die Wogen des Lebens zurückzog: vielmehr war es der Dogenpalast in seiner feenhaft orientalischen Pracht, der mich willig Folgenden zum hundertsten Male einlud, mich auf dem Fußgestell der Säule des Markuslöwen niederzulassen. Wie der Markusplatz das Venedig Venedigs ist, so ist dies gigantische Bauwerk jedenfalls die herrlichste Blüthe, der reinste Ausdruck des architectonischen Charakters der Lagunenstadt. Wie ein üppiges Spiel arabischer Phantasie steigen in prächtiger Fülle die fünfunddreißig Bogen des Erdgeschosses aus dem sichern Grunde ihrer Eichenpfähle, blühen dann in den Wald der arabischen Säulen des ersten Stocks aus, bedecken diese zahllosen Marmorschäfte, wie sich selbst, mit reicher Ornamentik, um endlich den schweren Mauerkranz der oberen Stockwerke aufzunehmen, der sich in düsterm Ernst über den luftigen Bau da drunten legt, als wollte er symbolisch die ehernen Wellen der Signoria darstellen, die einst mit ihren Bleikammern und der Seufzerbrücke, mit den Löwenrachen und den Blutsäulen von hier aus das wollüstige Leben zügelte, das in feurigen Pulsen durch die Dogenstadt rollte. Einst soll das Erdgeschoß ganz durchbrochen gewesen sein — ein märchenhafter Gedanke, der kaum auszudenken ist. Auch die Ufer des Canale grande sind reich an Palästen arabischen Stils, es sind eben die Lagunen das äußerste Gestade des Abendlandes gegen Norden, an welches das orientalische Ideal seine Wellen trug. Doch erheben sich hier auch Paläste im griechischen, byzantinischen, im edelsten Renaissance- und reichen Rokokostil, deren Namen schon dem nordischen Fremdling Musik sind. Nur die Gothik ist äußerst schwach vertreten; öffnete doch die Republik in ihrer Blüthezeit die Lagunen vorzugsweise dem Orient, und selbst auf den breiten Kanälen ihrer künstlerischen und staatlichen Beziehungen zum übrigen Italien vermochte das germanische Ideal der Architectur nicht zu selbständiger Entwickelung in Venedig einzudringen. Selbst unter den 160 Kirchen verschwindet die Gothik gegen die magischen Kuppelbauten der Markuskirche und der S. Maria della Salute, gegen die bedeutend Front werfende Renaissance und den Rokokostil, der sich in den Marmormosaiken der Kirche dei Gesuiti zu verschwenderischer Pracht ausbildet. Als der Nerv, der Venedigs geistiges Leben mit dem Orient verband, zu erlahmen begann, wehte durch Italien der Hauch der Antike schon zu gewaltig, als daß sich Venedig ihm hätte verschließen können, um die krankende Blume des spätgothischen Stils auf den Boden seiner Prachtbauten zu verpflanzen. Es öffnete dem Geiste Brunelleschi's und Bramante's seine flüssigen Thore, und als sich sein feuriges Lebensgefühl in diesen kühlen, ernsten Hallen nicht mehr wohl fühlte, ward selbst der Stein in der Gluth seiner Wogen weich und rollte und faselte sich zu den Schnörkeln des Rokoko auf.

Die Mittagsstunden gehörten wieder dem Rialto und seinen Bewohnern; ich nahm von meinem Bekannten, dem Dogenenkel, für einige Soldi Pfirsiche zum Frühstück mit und saßte wieder auf dem Steinpfeiler der obersten Stufe Posto. Hätte ich nur einige Wochen hier verlebt, so hätte ich mich zum Masaniello Venedigs aufwerfen können, so sehr war ich in den wenigen Stunden in der Gunst der Rialtobewohner gestiegen. Als mich aber der freundliche Wirth in „Stadt München" an seiner vortrefflichen Tafel solider gesättigt hatte, als der ehrwürdige Alte an der Chiesa San Salvadore mit seinen Persicii, und ich mit „Tribunalraths" aus Berlin, Assessor Eiche aus Stettin und dem jungen jüdischen Ehepaare, das mir aus Mailand gefolgt war, die Erlebnisse der verflossenen Tage ausgetauscht hatte, trug mich die Gondel sanft nach dem Canale grande und von da durch viele Seitencanäle nach der stillen, einsamen Calle Cerchieri und ihrem engen Corte Comare, wo im gemüthlichen Stübchen Reichardt das Amt des Künstlers übte. Die liebevolle Schwester kredenzte einen erfrischenden Trunk Limonade, während mir Reichardt eine Anzahl seiner Bilder zeigte, unter denen eine große Landschaft für den Erzbischof von Armenien, Motiv aus dem Garten von S. Lazaro, unstreitig das bedeutendste war. Abgesehen von der etwas effecthaschenden Durchsicht durch einen Laubenbogen nach der Riva dei Schiavoni, wies das Ganze feste und volle Conturen auf, die in jenem magischen Schimmer reichster Licht- und Farbenreflexe schwammen, der Venedig einzig angehört und den Reichardt auf eine wohlthuende Harmonie zurückgestimmt hatte. Leider war das Bild noch nicht ganz vollendet; es hat aber einige Wochen später auf der Ausstellung der Academie den wohlverdienten Beifall selbst scrupulöser Kenner errungen. Noch mehr aber als diese Schöpfungen des hochstrebenden Künstlers fesselte mich die Situation selbst. Es hat einen eigenthümlichen Reiz, das Zimmer eines deutschen Malers in Venedig. Was der offene Sinn und das liebeglühende Herz da draußen auf dem glänzenden Markusplatz, vor den Meisterwerken der prachtvollen Tempel und im bunten, lauthallenden Getümmel der Piazetta oder der Riva in sich aufgenommen hat, wird hier im heimlich versteckten Port, an den kaum eine Welle der tosenden Wirklichkeit schlägt, gerettet, in stiller Sehnsucht, in stolzer Hoffnung, oft unter Thränen gepflegt und großgezogen, um die endlich erschlossene, glänzende Blüthe, das farbenglühende Werk monatelangen Sinnens und Thuns wieder hinauszugeben gegen einige — goldene Napoleons. Auch du, mein lieber Freund, hast wohl schon manches süße Bild den schweigenden Canal auf schwanker, vom jugendlichen Arme Luigi's gelenkter Gondel herabgeführt und manchen goldenen Hoffnungsfaden hinausgesponnen, hinaus bis an den Palazzo reale zu den Stufen des Thrones deiner Kaiserin. Aber die Zeiten der Republik sind vorüber, und die Gunst der Großen legt nur noch selten erfrischenden Thau auf das heißkämpfende Herz der Künstler; dafür schlägt es aber auch kräftiger und freier im Sonnenglanze freudigen Strebens, und die himmlischen Mächte eures eigenen Busens treten öfter und weicher an euch heran, wenn ihr die heiße Stirn an die Scheiben preßt und hinausblickt auf die zitternden Wellen des Rio, in denen sich alle Sterne des Firmamentes spiegeln. Ich habe hier viel von der Noth junger Künstler gehört; am ergreifendsten war mir das Schicksal da Ree's, des Schülers Ferrari's, dessen Bilderwerke selbst Vischer noch unlängst so rühmend anerkannte. Ich hatte auch an ihn eine Empfehlung, aber man erzählte mir, wie Sorge und Noth ihn in tiefe Schwermuth gestürzt und er nun sein junges Leben in einem Dorfe bei Padua in dumpfem Hinbrüten verträumen muß. Ein Auftrag König Ludwig's, König Wilhelm's hätte ihm vielleicht ein glänzendes, thatenreiches Leben erschlossen, das nun herb abgefallen ist in der Kälte bittersten Mangels.

Da scholl ein fröhliches Rufen vom Kanal herauf; es war der liebenswürdige Freund Reichardt's, Luigi Pasini, der uns zur Fahrt nach der Insel S. Lazaro abholte. Wir stiegen in die Gondel, die beide selbst ruderten, und bald gesellten sich noch mehrere junge Künstler und Freunde zu uns, die in eignen Gondeln die unsere umschwärmten. Der Canale grande war bald erreicht, gleich geschwind ging es am Palast Othello's, dem Palaste Treves vorüber, und stehend und entblößten Hauptes begrüßte ich den Dogenpalast. Es ist dies vielleicht die letzte schwärmerische Extase meines freudebewegten Gemüths gewesen; aber ich bin glücklich, daß die Flammen einstiger jugendlicher Begeisterung gerade hier zum Opferbrande der Schönheit noch einmal aufloderten, dann saß ich wieder still nieder inmitten der jubelnden Jugendlust und ließ meine Blicke an der Riva hinabschweifen. Leider erschwerte mir meine Ungewandtheit im mündlichen Gebrauch der italienischen Sprache die Unterhaltung mit den Genossen, obschon Reichardt gern den Dolmetscher machte; man fürchtete schon einen Umschlag meiner Stimmung, aber jedesmal, wenn Reichardt den Fragenden mit einem „Signore Professore e contento" antwortete, hallte es von Gondel zu Gondel: „Signore Professore e contento! Avanti, avanti!" und mit vorgebeugtem jugendlichen Leib ruderten die herrlichen Gestalten ruhig weiter. Nach einer Stunde landeten wir am Garten des armenischen Klosters. Bekanntlich ist die Insel S. Lazaro der Hauptsitz der unirten armenischen Kirchen und ihres Archiepiscopats, deren Stifter Mekhitar die Vereinigung der armenischen mit der römisch-katholischen erstrebte. Vor den Türken fliehend, waren sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Venedig gekommen und hatten durch Senatsdecret 1717 die kleine Insel für ewige Zeiten erhalten, und bald erhoben sich aus den Ruinen eines ehemaligen Hospitals Kirche und Kloster, die mit ihrem Gärtchen hart vom Meere umschlossen sind. Nun ist S. Lazaro der geistige Mittelpunkt der unirten Armenier; von hier aus gehen die erzbischöflichen Decrete und alle Werke des Geistes hinaus bis nach Asien und Afrika. Die Flamme der Erkenntniß, welche die frommen Väter in stiller Zelle pflegen, wird von hier nach dem Orient hinausgetragen und „leuchtet auf in neuer Sonnenhelle am Libanon und seinen Steingebäuden und der Sahara ödem Palmenstamme." Wir wurden vom Bibliothekar, dem ehrwürdigen Padre Giacomo Issaverdenz, mit Zuvorkommenheit empfangen und von ihm und dem gelehrten Botaniker Padre Gregorio Gelat zu allen Sehenswürdigkeiten des Klosters geführt, von denen sich die herrliche Bibliothek und die großartige Druckerei auszeichnen. Dort interessirte mich das Decret Napoleons, in welchem er 1810 trotz Aufhebung aller Klöster Italiens den Fortbestand des armenischen aussprach, und ein Gedicht König Ludwig's auf S. Lazaro, das mich zu dem kecken Versprechen hinriß, ein schöneres liefern zu wollen. Ich habe mein Wort wenigstens nach einer Seite eingelöst, und mein Sonettenkranz hat mir ein gar freundliches Schreiben des tiefgelehrten Padre Issaverdenz eingebracht. Später wurde ich dem einzigen deutsch sprechenden Mönche, dem liebenswürdigen Padre Atanasio Azaria, vorgestellt, dessen gründliche Kenntniß unserer Literatur und sein treffendes Urtheil über unsere Dichter mich in Erstaunen setzte; namentlich zog er eine freisinnige Parallele zwischen Goethe und Schiller, welchem letzteren er jedoch aus „ethischen" Gründen die Palme zuerkannte. Mir überreichte er später, als ich von Byron's Lieblingsplatz in die offene See hinausschaute, einen Zweig vom Olivenbaum des berühmten Dichters und einen Lorbeerzweig, nicht als Anerkennung schon errungener Verdienste, wie er hinzusetzte, sondern als dauernden Sporn im Streben nach Wahrheit und Tugend.

Schon klangen die Abendglocken von Venedig herüber, als wir dies Asyl der Tugend, der Frömmigkeit und der Wissenschaft, wie Florival mit Recht die glückliche Insel nennt, verließen und unter herzlichen Abschiedsgrüßen der ehrwürdigen Väter unsre Gondeln bestiegen. Eine leise Wehmuth hatte sich meiner bemächtigt; war es die heilige Ruhe des Klosters, die dem vielbewegten Leben des flüchtigen Wanderers gegenüber mir so reizend erschienen war, oder war es das Vorgefühl des Abschiedes von Venedig, der drohend in der Ferne stand und den ich in dieser Trennung vorempfunden? Doch bald hallte das fröhliche Treiben der Riva zu uns herüber, mit verdoppelter Kraft ruderten meine edlen Arsenalotten der Kunst, sta dà klang's hier, sta dà rief's dort, vorüber an den prächtigen Palästen am Canale grande nach einer einsamen Osteria, wo uns die schöne Wirthin aus Tyrol unter dem weiten, kühlen Thorweg schalkhaft lächelnd begrüßte. Die Guitarre erklang und der Tanz hob an, und bald war die Freude eine so allgemeine, daß selbst der schlechte Wein vortrefflich mundete. Als mich aber die Freunde spät nach Mitternacht nach dem Rialto zurückgeführt hatten, stahl ich mich allein nach dem Markusplatz und verließ ihn erst mit meinem „trübseligen Freunde", als der hinter dem östlichen Giebel der neuen Prokurazien für diese Welt der Träume unterging.

4.

Der Morgen dämmerte, der letzte, der mich in Venedig begrüßte. Nachdem ich einige nothwendige Briefschaften besorgt hatte, trat ich auf die Straße hinaus, mich ziellos einem behaglichen Schlendrian, einem dolce far niente überlassend, das wieder auf dem Markusplatz und seinem Campanile endete. Unter den Arkaden vor dem Café Imperatore d'Austria traf ich mir bekannte Offiziere, deren Unterhaltung mich Reichardt gegen neun Uhr entführte. Es galt noch einige entfernter gelegene Kirchen zu besuchen; auch in i Frari traten wir noch einmal vor den gewaltigen Titian und den Meister Gian Bellin. Zuletzt suchten wir im Palast Pisari Reichardt's Onkel, den durch seine Kaiserbilder in Oesterreich rühmlichst bekannten Photographen Vogel auf, in dessen Familienkreise ich echt deutsche Gastfreundschaft genoß. Die prachtvollen, sich in den gewaltigsten Dimensionen ausdehnenden Räume des Palastes, zu groß für das stille Leben einer deutschen Künstlerfamilie, hatten aber keineswegs etwas Unwohnliches und Unbehagliches; der feine Sinn der trefflichen Hausfrau hatte sie zu gemüthlichen Familienzimmern mit lauschigen Plätzchen und traulichen Eckchen umzuwandeln verstanden. Nur in den nicht bewohnten Räumen lauerte schon die Zerstörung; denn die Dogengeschlechter versinken immer mehr und mit ihnen diese Prachträume, sofern sie nicht in den Besitz fürstlicher Bewohner, wie Fundi, Vendramin, oder des Staates und der Stadt übergegangen sind. Gegen Mittag besuchte ich noch einmal den Ponte Rialto, fuhr zum letzten Male den Canalazzo hinab und zurück bis zum Uffizio della Posta, wo ich freundliche Grüße aus der Heimath in Empfang nahm, und schlenderte dann zu Fuß nach der Citta di Monaco, deren Besitzer mir schon den letzten Gnadenschmaus bereitet hatte. „Tribunalraths" und das junge Ehepaar waren schon abgereist, aber der Assessor versprach mir, mich nach Triest zu begleiten.

Noch mußte ich wenigstens einen Besuch abstatten, beim Fürsten —, der von meiner Anwesenheit unterrichtet, mir bereits eine Einladung hatte zufertigen lassen. Einem einst mächtigen Dogengeschlechte entstammt, gehört er zu jenen Nobili Venedigs, denen noch keine kaiserliche Gunst das starre Herz gebeugt, denen vielmehr der Schmerz über die untergegangene Freiheit der Republik das Haar gebleicht hat. Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer, das mit gut erhaltenen Rokokogemälden und alten wie neueren Meisterwerken der Malerei reich decorirt war. Obwohl kein

Verschwender, unterstützt er gern, den stolzen Reminiscenzen seines Hauses getreu, aufstrebende Künstler. Wir kamen bald auf die politische Lage Venetiens, und ich war über die billige Denkungsweise der Granden Venedigs, zu deren Hauptvertretern er gehört, nicht wenig erfreut. Er leugnete nicht das juristische Recht Oesterreichs, hing aber mit aller Zähigkeit an dem historischen Venedigs; denn er erkannte in dem Sichselbstaufgeben der Republik unter Manini keinen Act historischer Nothwendigkeit, sondern nur den einer unzeitigen Schwäche und hoffte, wie alle Italianissimi, trotz des Zugeständnisses, daß die wichtigsten Voraussetzungen der einstigen Größe des Staates von der Geschichte längst hinweggewischt worden seien, daß sich aus der Asche des „goldenen Buches“ die Geschichte Venedigs in neuer Herrlichkeit erheben würde. Als ich ihm von Mailand und den Demonstrationen des dortigen revolutionären Comité's erzählte, freute er sich der nimmer ruhenden Thätigkeit desselben, ohne jedoch auf dasselbe feste Hoffnungen zu gründen. Nur eine friedliche Compensation mit Oesterreich oder ein allgemeiner europäischer Staatenwechsel, meinte er, könne Venedig freigeben; denn das ganze Königreich, von der äußersten Nordspitze Friauls bis nach Verona und Mantua, sei ein Lager, angefüllt mit den besten Kerntruppen, und Oesterreich mit seinen nie versiegenden Hülfsmitteln fähig, diesen anormalen Zustand noch lange aufrecht zu erhalten. Das war auch die Ansicht der mir bekannt gewordenen österreichischen Militärs, nur daß diese selbst der Meinung waren, Oesterreich müsse sich an dieser offenen Wunde seines Staatskörpers verbluten. „Venedig kostet uns so viel, sagte mir ein alter Major, wie einem andern Staate ein regulärer Krieg; wäre es mit seiner Ehre verträglich, so wollte ich dem Kaiser rathen, das Land freiwillig aufzugeben.“ Und in der That scheint sein baarer Geldvorrath nur nach Venedig zu fließen; während ich von Triest bis Reichenbach nicht ein einziges Portmonnaie, nicht eine einzige Börse, sondern nur Brieftaschen, mit Gulden- und Zehnkreuzerscheinen angefüllt, sah, cursirt in Venedig nur Gold und Silber. Bezüglich eines eventuellen Bombardements der Lagunenstadt und meiner ausgesprochenen Befürchtung, sie einst im erbitterten Kampfe der Völker durch die Batterien der österreichischen Kriegsschiffe vernichtet zu sehen, erwiderte mir beschwichtigend ein seit dem letzten Kriege rühmlichst genannter Oberst: „Kein Kaiser wird nur ein Haus Venedigs zerstören lassen; wir werden es aber aushungern.“ Uebrigens scheint das unbehagliche Verhältniß zwischen Militär und Bevölkerung sich neuerdings etwas gemildert zu haben. Zwar sagte mir ein junger Officier: „Uns brennt hier der Boden unter den Füßen; jede Translocation von hier wird von allen meinen Kameraden stets mit Freude vernommen“, und ich sah selbst, wie auf dem Markusplatze venetianische Kaufleute die aufziehende Wache durch Miene und Geberde verspotteten; aber der Markusplatz füllt sich schon wieder mit Italienern, wenn Abends „la banda“ spielt, namentlich die Arkaden der alten Prokurazien. Freilich der eingefleischte Nobile betritt seine Piazza S. Marco erst spät Nachts, wenn die letzte Uniform verschwunden ist; noch nach Mitternacht sahen wir aristokratische Familien mit den jüngsten Kindern doch auf- und abspazieren. Selbst ein wohlbekannter Graf, der sich durch den Eintritt seines Sohnes in die österreichische Armee sehr verhaßt gemacht hat, bringt diesem Nachezug seiner Landsleute das gleiche Opfer, wie er denn auch seine beiden jungsten Söhne der Armee Victor Emanuel's aus gleichem Grunde überwiesen hat. Die übrigens, wie gesagt, nicht zu leugnende Milderung dieser Spannung scheint zum guten Theil auf Rechnung der schon vielfach gerühmten Liebenswürdigkeit des österreichischen Militärs gesetzt werden zu müssen. Sie ist hier keineswegs eine erkünstelte, reflectirte, sie durchdringt den ganzen Kaiserstaat. Nirgends wurde mir von ganz Fremden ein so herzliches Entgegenkommen zu Theil, wie grade von dieser Seite. Als ich z. B. eines Tages ein dringendes amtliches Schreiben kurz vor Abgang der Post nach dem Uffizio befördern wollte, verirrte ich mich bald in dem Gewirr der Gäßchen und mußte die Orientirung eines in der Mittagshitze daherkeuchenden, wohlbeleibten Hauptmanns in Anspruch nehmen. „Schaun's, das hilft nix,“ sagte er, „da will ich Sie gleich selbst hinführen.“ Als ich aber heraustrat, stand er noch am Kanal; freundlich dankend wollte ich vorübereilen, aber er rief mir zu: „Nun können's sich halt nicht wieder nach Haus finden“, und führte mich, trotz meiner abwehrenden Bitten, nach den nächsten weißen Marmorstreifen, die, in das Straßenpflaster eingelegt, den Weg von der Eisenbahn nach dem Markusplatz bezeichnen. Auch mein fürstlicher Wirth erkannte diese ungeheuchelte Liebenswürdigkeit an, rühmte überhaupt den ritterlichen Geist des österreichischen Heeres und der Regierung unermüdliches Sorgen für das Wohl des Landes, aber sein stolzes Herz hatte immer sein kaltes Ceterum censeo. Nachdem ich noch die Sehenswürdigkeiten des Palastes in Augenschein genommen und der Fürstin ein Exemplar poetischer Versuche hatte einhändigen dürfen, empfahl ich mich dem edlen Principe, der mich in eigener Gondel nach dem Markusplatz zurückführen ließ. Ich hatte mich einmal wieder des Schimmers eines wahren Aristokratismus und des Reizes seiner feinen Lebensformen zu erfreuen gehabt, eines Aristokratismus, der von der überfirnißten Plumpheit eines gewissen Krautjunkerthums und der hohlen Lüge eines verrotteten Adels wohl zu unterscheiden ist. Aber von besonderem Werthe war's mir gewesen, dem letzten Sprößling einer mächtigen Dogenfamilie auch persönlich nahe getreten zu sein, und noch heute erfreut mich jeder Gruß, den ich aus dem Palazzo — erhalte.

Nachdem ich in der Citta di Monaco meine Rechnung in Ordnung gebracht hatte, ging ich den letzten Gang nach dem Markusplatz. Unwiderstehlich zog's mich nach dem Campanile: ich wollte noch einmal Venedigs Bild dauernd in meine Seele prägen. Es war eine ernste, wehmüthig schöne Stunde. Der Schmerz der Trennung und der Wunsch längern Verweilens kämpften in meiner Brust gegen die Pflichten des Amtes und die Sehnsucht nach dem eigenen häuslichen Heerde. Aengstlich vermieden meine Blicke im Osten den Dampfer des Lloyd, der mich nach Triest führen sollte, und im Westen Mestre mit seiner Eisenbahn. Der Trennungsschmerz Platen's: „Hör' ich Fusina, hör' ich Mestre nennen, so scheint ein Frost mir durch die Brust zu schleichen“, ward mir im eigenen Herzen zum eigenen Leid. Doch siegten endlich Vernunft und Liebe. Noch einmal überblickte ich den märchenhaften Traum zu meinen Füßen, verfolgte die schimmernden Schienenwege nach Treviso, und es war mir, als ob nun grade Mestre mir Stärkung in das Herz goß — „es wies mich mild auf seinen Eisenwegen nach Norden hin, wo meine Lieben wohnen, harrend auf mich vom Morgen bis zum Abend.“ Ich eilte nach der Piazza hinunter, wo mich Reichardt mit seinen Freunden erwartete, und unter den lustigen Klängen der „la banda“ leerten wir noch einige Flaschen auf ein frohes Wiedersehen. Dann wurde mein Reisekoffer eiligst gepackt und in die harrende Gondel gelegt, dem Freunde Dank gesagt für seine treue Führung. „Adio, carissimo!“ klang sein Liebesgruß noch durch die laue Sommernacht nach, als wir schon durch die Dogana bogen, und um Mitternacht trug mich der mächtige Dampfer aus dem Zauberkreis der Lagunen hinaus auf die kühl rauschende Adria.

---

* Charakteristiken aus dem griechischen Freiheitskampfe.

Von L. Wunder.

5. Andreas Miaulis.

Unter den Seehelden des griechischen Freiheitskampfes nimmt Miaulis die erste Stelle ein. Sein Verdienst und hoher Werth ist unbestritten; auch seine Gegner gestehen ihm dies zu und selbst als Hydra, seine Heimath, in zwei Parteien zerfiel, ehrten ihn alle in gleichem Grade. Im Anfange des Kampfes schien er gegen eine jede Theilnahme an demselben zu sein, weil der Kampf von Unbekannten ausgegangen war, und er die Griechen ihm nicht gewachsen hielt, weßhalb er denn auch im ersten Halbjahre ruhig zu Hause blieb; als er nachher in der Eigenschaft eines gewöhnlichen Kapitäns mit Anderen ausgelaufen war, zeichnete er sich vor Allen aus, und im Beginn des zweiten Jahres befehligte er als Admiral die griechische Flotte von Hydra, im dritten die gesammte Griechenlands. Er gab die bloß vertheidigungsweise Haltung derselben gegen die türkische Flotte auf und war der erste, der angriffsweise wider sie verfuhr. Kein Anderer war von so kalter Ueberlegung und von solcher Kühnheit im Kampfe, wie Miaulis, Keiner war mäßiger und bescheidener im Siege; das, was er gethan, rechnete er für nichts, weil er nur an das dachte, was ihm zu thun oblag. Die Griechen setzten ihr größtes Vertrauen in ihn: er selbst aber kannte seinen wahren Werth nicht, und mitten im Triumphe zweifelte er noch, ob der große Kampf glücklich enden könne. Niemals war er auf seine Gewalt eifersüchtig, und er war Befehlshaber nur aus Pflicht gegen das Vaterland, nicht aus eigener Wahl; die Gewalt suchte ihn, nicht er die Gewalt. Jeder Fremde, der ihn besuchte, bewunderte die Einfachheit seiner Lebensweise wie die Bescheidenheit seines ganzen Wesens, und die Matrosen, die in der Schlacht

um ihn waren, rühmten seinen Muth und seine befehlshaberische Klugheit, die alles nur sich selbst verdankte. In seinen politischen Ansichten blieb er sich beharrlich und entschieden treu, und niemals ward ihm aus Eigennutz ein Freund zum Feinde, eben so wenig als er aus Eigennutz einen Feind irgendwo als Freund für sich benutzte. Als er im Jahre 1827 den Oberbefehl des Engländers Cochrane über die griechische Flotte als vortheilhaft im Interesse Griechenlands erkannte, legte er freiwillig die Jahre lang und rühmlichst bekleidete Gewalt nieder und trat mit Heiterkeit in die Stellung eines Kapitäns zurück, in der Meinung, eher einer Last als einer Würde entkleidet zu werden. Miaulis war ein Mann von wahrhaft antikem Charakter.

---

6. Karaïskakis.

Einer der glänzendsten Vorkämpfer in den Reihen der Griechen war Karaïskakis vom Anfange des Kampfes an; aber die Brandmahle der Knechtschaft und die schlechten Gewohnheiten der frühesten Kindheit lassen nicht in Einem Tage sich verwischen. Daraus wird erklärlich, daß er bald nachher von seiner Pflicht gegen das Vaterland sich abwandte und daß er offen den Besitz einer Oberbefehlshaberstelle unter türkischer Herrschaft erstrebte. Sein Verhalten hierbei, wie in anderen Beziehungen, kann dem Tadel nicht entgehen, und Karaïskakis selbst hat dies öffentlich bekannt. Als er im Jahre 1826 zum Oberbefehlshaber im östlichen Griechenland (in Rumelien) ernannt worden war und einer von denen, welche ihm diese Ernennung mittheilten, der wegen seines achtbaren Charakters ausgezeichnete Basilis Buduris, zu ihm mit den Worten sich wandte: „Bis jetzt hast Du Deine Pflicht gegen das Vaterland nicht gethan, Karaïskakis! Gott erleuchte Dich, daß Du sie von nun an erfüllest,“ erwiederte er mit lauter Stimme: „Ich kann es nicht leugnen: wenn ich will, werde ich ein Engel, und wenn ich will, bin ich ein Teufel; aber von nun an will ich ein Engel werden.“ Und in der That fühlte er nun mit einem Male die Größe seiner Stellung, und mit unauflöslichen Banden hielt er sich an seinen Ruhm beim Volke und that sich hervor, wie kein Anderer, und führte die Seinigen den Weg des Ruhms, nicht indem er ihren Begierden und Leidenschaften fröhnte, sondern indem er sie zügelte und offenbaren Mißbräuchen entschieden entgegentrat. Sein Werth und sein Verdienst tritt um so deutlicher hervor, je mehr man erwägt, in welchem Zustande die Angelegenheiten Festgriechenlands zu der Zeit sich befanden, als Karaïskakis die Gewalt übernahm, und wie später, da er im Mai 1827 seinen Tod fand. Mit Karaïskakis erlangte der dahinsiechende Kampf neue Kräfte, und das daniederliegende Festgriechenland erweckte und richtete er auf; aber er selbst fand im Tode keinen würdigen Nachfolger, und von Neuem fiel das kaum erstandene Land in die Hände der Türken. Selbst die Feinde waren voll Bewunderung des Mannes; „die Türken“, sagten sie, „haben einen Reschid und die Griechen haben einen Karaïskakis; sie und wir sind zwei Löwen, die mit einander kämpfen, und Niemand weiß, wer den anderen niederwerfen wird.“ Es haben sich während des Unabhängigkeitskampfes in Festgriechenland viele Militärchefs hervorgethan, aber Karaïskakis besaß von allen die meisten Talente als Feldherr und war zum Befehlen geboren.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie. Von F. Diez. — Magister Johannes Huß und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409. Von C. A. C. Höfler. — Schiller als Historiker. Von J. Janssen. — Aus der Künstlerwelt. Von Elise Polko. — Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Alterthum. Von C. W. Goetling. — Die Völkerschlacht bei Leipzig. Nebst Nachrichten von Zeitgenossen und Augenzeugen. Von R. Naumann. — Bilder aus den Freiheitskämpfen des neunzehnten Jahrhunderts. 4 Bde. Von E. Heusinger. — Erinnerungen eines alten Soldaten aus den Kriegsjahren von 1813 und 1815. Von L. Hoffmann.

* Literarische Notizen. Der kürzlich ausgegebene Volkskalender von Berthold Auerbach für 1864 zeigt sich wieder in demselben Gewande, mit den Kalenderbildern von Kaulbach, Illustrationen von Paul Thumann und einem den früheren Jahrgängen verwandten Inhalt, auf den wir noch näher zurückkommen. Vom Herausgeber selbst finden wir nur einen größeren Beitrag, eine Geschichte „von unterwegs“ mit dem Titel „böse Saatfrucht.“ Zu ihm gesellen sich zwei der ersten novellistischen Kräfte, Moritz Hartmann mit einer Erzählung „Wilhelm Tell“ und Edmund Hoefer mit einer Geschichte vom Jahre 1813. Anton Niendorf behandelt in der „Zehntablösung“ ein Kapitel aus dem norddeutschen Bauernleben. Ludwig Walesrode erzählt ein Erlebniß aus der Festung Graudenz, in welcher er als politischer Gefangener saß, unter dem Titel „Die unsichtbare Geistermusik.“ Berthold Sigismund liefert ein Bild aus der Kulturgeschichte „Der Mensch und die Baumwolle“. Max Maria von Weber, der Sohn des Freischütz-Componisten, eine Skizze „eine Winternacht auf der Locomotive“. Eduard Uhlenhuth schildert das Huhn. Die Politik ist diesmal fast ganz ausgeschlossen, vermuthlich mit Rücksicht auf die preußischen Zustände. — Die Verhandlungen des deutschen Abgeordnetentages, welcher im August zu Frankfurt während des Fürstencongresses versammelt war und sich nach der Rede Häussers gegen die österreichische Reformacte erklärte, sind vollständig nach stenographischer Aufzeichnung mit sämmtlichen Reden und Anträgen veröffentlicht. Vorangestellt ist ein Verzeichniß aller Herren, welche jetzt dem deutschen Abgeordnetentag angehören. Die Zahl derselben beläuft sich auf 582, von denen reichlich die Hälfte in Frankfurt anwesend war. — Das bekannte Werk von Gervinus über Shakspere in der Gestalt, welche es in der neuen Auflage erhalten hat, ist von F. E. Bunnett in das Englische übersetzt und wird vom Verleger des Originals, Engelmann in Leipzig, debitirt. — Die englische Geschichte von Leopold Ranke in Berlin, die Darstellung des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts und Seitenstück zur französischen Geschichte desselben Verfassers, ist um einen weiteren Band, den vierten, vorgerückt. Von der Geschichte des Alterthums von Max Duncker, welche leider seit fünf Jahren, wo Duncker seine Professur aufgab und in das Ministerium Schwerin als Rath eintrat, völlig ruht, erscheint soeben die dritte Auflage. — Karl Gutzkow hat bekanntlich seine sämmtlichen dramatischen Dichtungen zusammengestellt. Darunter erscheinen einige zum ersten Mal im Druck, die anderen sind sämmtlich neu bearbeitet, was wohl schwerlich den vom Dichter gewünschten Erfolg haben wird, daß die deutschen Bühnen sich beeifern, alle diese, zum Theil bereits vergessenen, Dramen neu einzustudiren. Die Sammlung ist bis auf zwanzig Bändchen angewachsen; an dieselbe schließt sich die neue Ausgabe des großen Romans „Der Zauberer von Rom“ in achtzehn Bändchen an. Der Preis beider Sammlungen stellt sich auf $12\frac{2}{3}$ Thaler. — Luise Kugler, die Schwester des verstorbenen Dichters und Kunstkritikers Franz Kugler, hat ihrem Spruchbuche, das im vorigen Jahre so viele Anerkennung fand, einen „Spruchgarten“ folgen lassen, ein reich verziertes Album, welches sie selbst mit feiner und sinniger Hand ausgestattet hat. Begleitende Verse von Paul Heyse eröffnen den Spruchgarten, der durch Wort und Bild sich zahlreiche Freunde erwerben wird.

* Kunst und Literatur. Vor einigen Wochen berichteten wir über eine die Kunstwelt lebhaft beschäftigende heilige Cäcilie, ein schönes Bild, welches dem Herrn du Boulay in England gehört, in Leipzig ausgestellt war und einen Streit darüber erregte, ob es ein Original von Rafaels Hand oder eine freie Copie seiner heiligen Cäcilie in Bologna sei. Professor Eduard Schäffer am Städelschen Institut, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Malerei und Kupferstecherkunst, spricht in einem Briefe an Wolzogen, dessen Bericht über die heilige Cäcilie wir neulich anzogen, seine Ansicht dahin aus, daß man es hier nicht mit einem Original von Rafael zu thun habe. Es enthalte allerdings so viel Treffliches, Feines und Einziges, daß man bei der meisterhaften Technik und dem künstlerischen Adel des Gemäldes wohl an Rafael denken könne, er glaube aber doch, daß es von einem Rafael tief verstehenden und verehrenden, jedoch selbständigen Geiste gemacht sei. Zwei bis drei Stellen in dem Bilde seien entzückend und echt rafaelisch, nämlich Magdalenens Hand und Hals, die Engelgruppe und die Gewandung aller Figuren, dagegen der Ausdruck der Köpfe jedenfalls nicht. Schäffer vermuthet, daß Agostino Caracci in Bologna das Bild nach Rafael frei bearbeitet habe. Er war ursprünglich Goldschmied, Mathematiker, Philosoph, auch Dichter, half anfangs seinem Bruder Annibale Caracci, ward dann aber vorwiegend Kupferstecher. Er hatte als Maler vollendete Zeichnung und geistvolle Auffassung. Seine ehemalige Thätigkeit als Goldschmied verräth sich in der zierlichen Behandlung der Gewänder und Gefäße. — Die Wiener „Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst“, denen wir die Erörterung über die „heilige Cäcilie“ entnehmen, erscheinen nun seit dem Beginn des Octobers unter der Redaction von C. von Lützow als Wochenschrift und werden in dieser Gestalt die verdiente Verbreitung gewiß in noch höherem Maße finden. — Der Londoner Kunstverein (the Art-Union) hat einen Preis von 15,000 Franken für das beste Bildhauerwerk in Marmor — Gruppe oder Statue in Lebensgröße — ausgesetzt. Bildhauer aller Nationen können sich betheiligen und haben Modelle bis zum 1. März 1864 an den Verein einzusenden. — Die feierliche Einweihung der Ruhmeshalle in Kelheim an der Donau hat am 18. October in Anwesenheit ihres Schöpfers, des Königs Ludwig von Bayern, stattgefunden. Die Stadt Kelheim hatte sich bei dieser Gelegenheit festlich geschmückt, der Bau der Ruhmeshalle wurde am Vorabend mit bengalischen Flammen

erleuchtet und bot in der finsteren Nacht einen prächtigen Anblick dar. An der Ruhmeshalle haben seit 1842 Gärtner und später Klenze gebaut; ihre Höhe beträgt 180, der Gesammtdurchmesser 236 Fuß. Das Portal trägt die Widmung: „Den teutschen Befreiungskämpfern Ludwig I., König von Bayern 1863. Bei der Eröffnung am 18. October hielt der König an die anwesenden Veteranen folgende Anrede: „Willkommen, tapfere Krieger des Befreiungskampfes, willkommen Alle! Es ist Deutschlands herrlichste Zeit, an ihr wollen wir uns halten. Ich kann nur sagen, was ich hier, in der Befreiungshalle geschrieben habe: Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig gemacht, noch wodurch sie gesiegt.“ — Am 13. October wurden die Gebeine Beethoven's und Franz Schubert's auf dem Währinger Ortskirchhof zu Wien ausgegraben, um in Metallsärge gelegt und in Grüften beigesetzt zu werden. Man nahm eine Photographie von denselben und von den Schädeln Gypsabdrücke. Beethoven's sterbliche Reste wurden bis auf die Schläfebeine vollständig gefunden; bei Schubert waren Schädel und Kopfhaar vollkommen unversehrt, mehrere Rippen und kleinere Knochentheile nicht aufzufinden. Beide Särge wurden geschlossen, versiegelt und einstweilen in die Friedhofskapelle gebracht. Die Grüfte, welche für sie gebaut wurden, sind im Inneren im Rohbaustil gehalten; sie haben eine Breite von 3 Fuß, die Gruft Beethoven's ist 6 Fuß 11 Zoll, die von Schubert 5 Fuß 9 Zoll lang. Die feierliche Beisetzung sollte am 21. October stattfinden. — Am 8. October feierte der Tenor Erl sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Mitglied des kaiserlichen Operntheaters in Wien, und zwar mit derselben Rolle, dem Arnold in Rossini's Tell, welche er am 8. October 1838 gesungen hatte. Das Publikum zeichnete den Künstler an seinem Ehrenabend auf alle Weise aus; seine sämmtlichen Collegen betheiligten sich bei der Aufführung durch Uebernahme großer oder kleiner Rollen oder durch Mitwirkung im Chor. Erl steht im Alter von 52 Jahren. — Der Musikdirector Lampert, der musikalische Freund und vertraute Mitarbeiter des Herzogs von Koburg in musikalischen Dingen, hat zum „Oberon“ von Weber Recitative componirt, die den Dialog ersetzen. Die Oper ist in dieser Gestalt in Koburg aufgeführt worden. — In München starb kürzlich im Alter von 81 Jahren der Organist J. Lasser, zuletzt Pfründner in einem Spitale. Er ist wahrscheinlich der letzte männliche Nachkomme des berühmten Componisten Orlando di Lasso (Roland de Lattre.)

* Vermischte Nachrichten. Auf die große Feier der Eröffnung des nunmehr im Innern vollendeten Kölner Doms haben die unglücklichen preußischen Verhältnisse ganz den schweren Druck ausgeübt, den man bei den jetzigen Zuständen erwarten mußte. Der größeste Theil der liberalen Partei hat sich ganz fern gehalten von dem Feste, welches unter anderen Umständen den großartigsten Verlauf genommen hätte. Der König selbst hat der Feier bekanntlich nicht beigewohnt, weil er befürchten mußte, in Begleitung seines Lieblings den Kölnern höchst unwillkommen zu sein. Das Gebäude selbst trug bei seiner Einweihung keinen äußeren Schmuck; der Krahnen auf dem alten Thurme, welcher vor 15 Jahren die riesige deutsche Fahne hernieder wehen ließ, war leer geblieben; über dem Eingang, der den imposanten Anblick des neuen Langschiffes bis in das hohe Chor hinein gewährte, war die Devise des Dombauvereins „Eintracht und Ausdauer“ angebracht. Um 9 Uhr bewegte sich unter dem Gesange einer von Franz Weber verfaßten Composition der Festzug, gebildet von der Dombauhütte, dem Dombauverein, der Geistlichkeit von Köln, den Bischöfen aus Rheinpreußen, den Regierungs- und Stadtbehörden, Gewerbe- und Handelskammern, Innungen u. s. w. durch einen gothischen Triumphbogen in das Mittelportal des Prachtgebäudes. Dem feierlichen Hochamt im Dom beizuwohnen, war nur einem verhältnißmäßig kleinen Theile des Publicums, meistens nur den Mitwirkenden des Festzuges gestattet; man schloß die Thore des Tempels, als der letzte Auserwählte ihn betreten hatte, und die Seitenschiffe des ungeheueren Baues, die noch viele Tausende hätten aufnehmen können, blieben leer, bis der Ambrosianische Lobgesang verklungen war. Zwölftausend Menschen faßt der Dom, kaum 4000 mögen bei der kirchlichen Feier zugegen gewesen sein. Warum diese Ausschließung beliebt worden, weiß Niemand. Der Erzbischof hielt das Hochamt, an dessen Schluß das Tedeum angestimmt wurde. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde in der Sacristei die zum ewigen Gedächtniß der Feier und zur Aufbewahrung im Schlußsteine des Transept-Gewölbes bestimmte Urkunde vollzogen. Dieselbe geht zurück auf die Begründung des Doms am 14. August 1248 durch den Erzbischof Konrad von Hochstedten in Gegenwart Wilhelms von Holland, des gegen den Hohenstaufen Friedrich II. aufgestellten Gegenkaisers, und durch den Meister Gerhard. Das im Jahre 1322 vollendete und vom Erzbischof Heinrich v. Virneburg eingeweihte, jetzt sinnig geschmückte Chor, welches sich bis zur Höhe von 200 Fuß erhebt, umgeben heilige Reliquien und edle Denkmäler der Vorzeit, sowohl in der Schatzkammer verwahrt als in zahlreichen Kapellen vertheilt. Der bis in das sechszehnte Jahrhundert langsam fortgeführte Bau verfiel bekanntlich im siebenzehnten und achtzehnten, bis 1824 Friedrich Wilhelm von Preußen die Wiederherstellung begann. Am 4. Sept. 1842 wurde der Grundstein zum Südportal gelegt, am 14. August 1848 das Langschiff eingeweiht. Jetzt ist der Dom in seiner ganzen Länge von 500 und in der Breite von 200 Fuß bis auf die Thürme vollendet. — Den zweiten Theil der Dombaufeier vom 15. October 1863 bildete das Festmahl auf dem Gürzenich, bei dem kaum zwei Drittel der in Aussicht genommenen Sitze belegt waren, so daß man zuletzt mehr als 100 Couverts verschenkte. Der Galaball war sehr dürftig besucht, die Erleuchtung des Doms verfehlt, die Illumination in der Stadt ganz vereinzelt. Es ist sehr zu bedauern, daß die Jubelfeier der wundervollen Kirche durch so viele Mißtöne gestört ward. — Am 12. October wurde die prachtvolle Maximiliansbrücke in München, welche die vom König Max erbaute und nach ihm benannte schöne Maximiliansstraße abschließt, eingeweiht und dem Verkehr übergeben. Die Kosten dieser Brücke haben 750,000 Gulden betragen. Auch diese Feier war etwas frostig; König Max befindet sich seit einiger Zeit in Rom. — Ueber die Nachkommen Andreas Hofers liest man eine Notiz in österreichischen Blättern. Andreas Hofer hinterließ vier Töchter und einen Sohn; dieser letzte hat fünfzehn Kinder gehabt, von denen noch fünf leben. Der jüngste derselben ist Besitzer des Sandhofs in Passeier in Tyrol, der älteste Beamter in Salzburg und Vater von sechs Kindern. — Bogumil Goltz, der Verfasser der kulturgeschichtlichen Schriften, die so viel Streit erregt haben, ist wieder auf einer Rundreise begriffen und hielt jüngst in Bielefeld Vorträge. Auch dort machte seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache, sein wunderbares, das Publikum ohne Widerstand eroberndes „gesellschaftliches Talent im Großen“ große Wirkung, und trotz manches Aphoristischen und Seltsamen in seinem Vortrage meint ein Berichterstatter, ihn einen „Hohenpriester der Kultur“ nennen zu müssen.

* Festcompositionen. Die Dombaufeier in Köln und die Jubelfeier der Leipziger Schlacht haben auch einer Reihe von Compositionen, welche zur Verherrlichung jener Feste geschrieben wurden, ihre Entstehung gegeben. Im Gürzenich zu Köln sang man eine Festhymne von Ferdinand Hiller. Dieselbe ist nach Bibelworten und Kirchenliedern zusammengestellt, deren ältere Tonweisen Hiller zu einem vollstimmigen Ganzen mit Tenorsolo verbunden und mit Orchester und Orgel instrumentirt hat. Der Tenor tritt anfangs mit der Orgel allein auf, es treten dann die Saiteninstrumente hinzu, zuletzt der Chor mit allem Glanz von Posaunen, Pauken und Trompeten nebst voller Orgel. Die Composition machte eine ergreifende Wirkung. — Für die Marktfeier in Leipzig hatte Karl Reinecke ein Tedeum componirt, von dem wir bisher im Allgemeinen lasen, daß es einen großen Eindruck gemacht habe; ein näherer Bericht soll folgen. — In Bremen wurde ein neues Tedeum von Karl Reinthaler für gemischten Chor, Soloquartett, Orchester und Orgel bei der Feier im Dom aufgeführt. Ueber Grundgedanken und Ausführung dieses Werkes berichtet die Weserzeitung folgendermaßen: Ein sanfter kirchlicher Marsch des Orchesters leitet zu leisen Klängen des Gebetes über. Aus ihnen steigt frei empor der achtstimmige Gesang des Chors „Herr Gott dich loben wir“, die ersten vier Zeilen nach der Melodie des altchristlichen Kirchenliedes „Te Deum laudamus“, bei dessen zweiter Zeile das Orchester den Festmarsch wieder aufnimmt. Mit den Worten: „All Engel und des Himmels Heer“ beginnt die freie Chorcomposition in lebendiger Schilderung der Gefühle des Dankes und der Anbetung, die aus allen Welten zu dem Herrn des Himmels emporsteigen. Frauenstimmen wecken den himmlischen Gesang der Engel und verkünden das „Heilig, heilig“, das der tiefe Chor der Männer aufnimmt und das nun gemeinsam weiter klingt und in einen breiten Schluß ausströmt: „Alle Lande sind seiner Ehre voll.“ Die Textesworte verlassen hier den alten Lobgesang, und eine Zusammenstellung aus Worten der Psalmen bezeichnet den bestimmten Charakter des Festes. Mit den Worten „Du hast erlöst, o Herr, dein Volk aus Noth und großer Trübsal“ schildern vier Solostimmen die schwere Zeit der Knechtschaft voll Trauer und Sorge — der Chor, der sich dies gleichsam erzählen läßt, stimmt leise mit ein. Zu den Worten, „die Feinde erheben stolz ihr Haupt“, tritt ein wilder Marsch ein, eine Schilderung der Kraft des feindlichen Drängers und der Unbarmherzigkeit, mit der das Volk in Knechtschaft geschlagen ward. Es braust das Kriegsgetümmel vorbei. Nun stimmt der Chor leise die Worte an, welche die innere Umwandlung im Gemüth des deutschen Volkes bezeichnen: „Da riefen wir zu Dir.“ Und Erhörung folgt dem Gebet. „Und Du befreitest uns mit starker Hand.“ „Du führtest uns heraus und hast den Sieg verliehn.“ In breiter Durchführung ist es hier gelungen, die gewaltige Errettung darzustellen, gleichsam ein Bild der großen Schlacht zu geben, wo das Volk durch das Toben der Feinde hindurch zum endlichen Siege sich empor ringt. Am Schluß des Chors kehrt der Lobgesang wieder mit dem feierlichen Amen. Es stimmten jetzt die vier Solostimmen leise das Lied an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“, — zwei Zeilen — und ihnen antwortete im vollsten Chorgesang die ganze Festversammlung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ß 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 44. Bremen, 1. November. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Aus dem Leben eines norddeutschen Dorfarztes.

Von E. Heinze.

In Novellen und Romanen wird das Leben eines Landpredigers gewöhnlich als sehr anziehend und poetisch geschildert, und in der Regel bietet dasselbe auch ungemein viele Lichtpunkte dar, die dem Leben der meisten anderen Dorfbewohner ganz oder größtentheils fehlen. Zu diesen letzten wenig beneidenswerthen Sterblichen gehört sehr oft der Arzt in einem norddeutschen Dorfe, namentlich wenn er bisher in einer bedeutenden Stadt gewohnt hat oder dem Orden der Junggesellen beizuzählen ist. Aus dem Leben eines solchen in die Einsamkeit Verschlagenen und nicht mit den Rosenbanden der Liebe Umwundenen will ich dir jetzt einige Bilder vorführen, geneigter Leser, und wenn du einmal Gelegenheit finden solltest, selber ein derartiges Wesen kennen zu lernen, so wirst Du mir zugestehen, daß die folgenden Skizzen keine Phantasiegebilde sind.

In dem hübschen Kirchdorfe Hellenborn steht neben einer Gruppe prächtiger Eichen ein kleines Haus, welches sich fast in nichts von einem gewöhnlichen Bauerhause unterscheidet. Es ist mit Stroh gedeckt und halb Wohn- und halb Oekonomiegebäude, das heißt, die eine Hälfte desselben enthält Zimmer, Kammern und Küche und die andere eine Lehmdiele und rechts und links von dieser Stallungen und Futterkammern.

Vor einem Jahrzehnt wohnte in diesem unscheinbaren Hause der Arzt des Kirchspiels, ein junger kräftiger, etwa dreißigjähriger Mann mit lebhaften dunklen Augen, braunen Haaren und einnehmenden Zügen. Er hatte sich so comfortable eingerichtet, als es auf dem einsamen Dorfe möglich war. Von den beiden Zimmern diente das größere als Wohnstube, Speisesaal und Bibliothek, das kleinere als Besuchzimmer. Beide waren mit hübschen weißen Vorhängen geziert — ein ungewöhnlicher Anblick in einem Bauerhause. Die eine der drei Kammern war Schlafzimmer und eine andere, die unmittelbar neben der Küche lag, die Apotheke. Im Kirchspiel Hellenborn konnte nämlich kein Apotheker existiren, und daher lag dem dortigen Arzte die Verpflichtung ob, den Apotheker zu spielen und die Mittel, welche er verordnete, selber zu bereiten. Weit schwieriger als dies war es, diese kleine Apotheke stets relativ vollständig zu erhalten, da oft einzelne Medicamente in unerwartet großer Quantität erforderlich waren, und neue Vorräthe aus der mehrere Meilen entfernten Stadt sich bei den mangelhaften Communicationsmitteln nicht immer sofort herbeischaffen ließen.

Doctor Stormer — so hieß der Arzt in Hellenborn — hatte sich anfangs in seiner Stellung sehr unglücklich gefühlt. Er war in einer großen Stadt geboren und erzogen, hatte seine Gymnasial- und Universitätsbildung ebenfalls in größeren Städten erhalten und das Dorfleben nur aus Büchern und auf seinen weiten Reisen durch Deutschland und Europa von seiner Lichtseite kennen gelernt. Von Natur mittheilsam, fröhlich, lebenslustig und an die wechselnden Genüsse und Vergnügungen der Städter gewöhnt, betrachtete er sich während der ersten Wochen seines Aufenthalts in Hellenborn als einen auf eine wüste Insel Verschlagenen, und nur der Gedanke, daß er nicht alle Zeit seines Lebens auf der letzteren bleiben werde, verlieh ihm Muth und Kraft, „die erste Rolle in dieser Robinsonade zu spielen“, wie er sich ausdrückte.

Die plötzliche Veränderung, welche mit seinen äußeren Verhältnissen vorgegangen war, hatte indessen einen vortheilhaften Einfluß auf sein Inneres ausgeübt, denn seiner Jovialität und Heiterkeit war eine eigenthümliche Beimischung von Melancholie und Weltschmerz zu Theil geworden, wodurch sein Gemüth an Tiefe gewonnen hatte. Sein fröhlicher Sinn behielt jedoch stets die Oberhand. So schrieb er einige Wochen nach seiner Ankunft in Hellenborn einem Freunde in der Hauptstadt unter Anderem: „Da bin ich denn richtig ein Dorfquacksalber! Doctor und Apotheker, Menschen- und Vieharzt, Gärtner und Bauer in einer Person! Daß ich noch einmal zu so hohen Ehren gelangen würde, ist mir an der Wiege nicht gesungen worden. Die Menschen in meinem Revier halten mich gewiß für ein Wunderthier, denn sie betrachten mich mit seltsam neugierigen Blicken; wenn sie mich aber erst kennen gelernt haben, werden sie vielleicht mancherlei an mir auszusetzen finden. — Vor acht Tagen habe ich auch eine Lebensgefährtin gefunden, mit welcher vortrefflich auszukommen ist. Vorläufig begnüge dich mit dieser räthselhaften Meldung — in meinem nächsten Briefe will ich dir dies glückliche Verhältniß ausführlicher schildern.“

Diese „Lebensgefährtin“ war eine fünfzigjährige, häßliche, aber rechtschaffene, fleißige und biedere Schusterwittwe, Namens Frau Allwaß, die ihm gegen eine mäßige Vergütung die Haushaltung führte, und zwar so gut und treu, daß Stormer mit Ausnahme eines einzigen Punktes vollkommen mit ihr zufrieden war. Frau Allwaß war nämlich eine abgesagte Feindin von Allem, was Besuch hieß. Sie konnte vom Morgen bis zum Abend kochen, braten, waschen, putzen und scheuern, daß ihr der Schweiß von der Stirne troff, ohne auch nur ein murrendes Wort hören

zu lassen; trat aber (selbst an einem Tage, wo sie weder beschwerliche, noch zahlreiche und dringende Arbeiten zu verrichten hatte) irgend einer der Honoratioren in's Haus, um ihrem Gebieter einen Besuch abzustatten, und mußte sie in Folge dessen irgend eine ihrer gewöhnlichen Beschäftigungen für kurze Zeit unterbrechen oder ihre Erholungsstunden opfern, so verwandelte sich die sonst so sanfte und willfährige Haushälterin plötzlich in eine brummende, ungefüge, tobende Bärin, gegen die jedesmal mit Gewalt eingeschritten werden mußte.

Im Sommer wie im Winter stand Stormer bei Tagesanbruch auf, sah nach, ob der Knecht vom nächsten Bauerhofe, den er mit der Pflege seines Pferdes beauftragt, seine Pflicht erfüllt hatte, nahm, wenn Jahreszeit und Wetter es zuließen, seine Bäume und Blumen in Augenschein, frühstückte zeitungslesend und bestieg dann sein Pferd, um seine Kranken in den zu seinem Revier gehörigen Dörfern zu besuchen, von denen die nächsten eine Viertelstunde und die weitesten über zwei Stunden entfernt waren. Während der schönen Jahreszeit und bei günstigem Gesundheitszustand hatte dieser Rundritt nichts Beschwerliches; aber tief im Winter, wenn fast jedes Dorf mehrere Kranke zählte, wenn der Schnee fußhoch auf Feldern, Haiden und Wiesen lag, wenn weder Weg noch Steg zu finden war, und der scharfe Nordostwind schneidend über die kaum hie und da von einigen Hügeln und Hünengräbern unterbrochene Ebene pfiff, gehörte eine eiserne Constitution dazu, die Strapatzen dieser täglichen Rundritte auszuhalten. Und gar oft geschah es, daß Stormer, wenn er nach sechsstündiger Abwesenheit daheim wieder angelangt war und kaum den Fuß aus dem Bügel gesetzt hatte, zu einem neuen Kranken in einem der entlegensten Dörfer gerufen wurde. Da die norddeutschen Bauern den Arzt fast nie wegen einer Kleinigkeit und fast nie zu rechter Zeit, sondern nur bei ernsten Fällen und gewöhnlich zu spät rufen, so durfte er keinen Augenblick zögern, wollte er nicht den Tod eines Menschen auf seinem Gewissen haben.

Und wenn er dann endlich abermals heimkehrte, fand er noch lange keine Ruhe und Erholung. Während seiner Abwesenheit waren nämlich die Boten von den verschiedenen Dörfern eingetroffen, welche die Arzneien holen sollten, die er für die Kranken bestimmt hatte, und die er nun jetzt selber bereiten mußte. So eilte er denn sogleich in seine kleine Apotheke und fertigte die Boten so rasch als möglich nach einander ab. Auf diese Weise verging oft der ganze Tag, bevor er nur an sich selber denken konnte.

Ganz unbekannt mit den Sitten und Gebräuchen, der Sprache und der Anschauungsweise der Landleute, hatte er anfangs die größten Schwierigkeiten zu überwinden, um sich den Bauern vollkommen verständlich zu machen und mit ihnen auf die richtige Weise zu verkehren. Allein seine Menschenfreundlichkeit, seine Treuherzigkeit und seine Aufopferungsfähigkeit hatten hier Wunder gewirkt, und nach Verlauf von einigen Monaten hatte er sich die ungetheilte Liebe und das unbedingte Vertrauen der schlichten Dorfbewohner erworben, die ihn nicht selten auch in anderen Angelegenheiten zu Rathe zogen.

Es war ein rechtes Glück, daß er einiges Vermögen besaß, sonst würde er von dem, was seine Praxis ihm eintrug, kaum haben existiren können. Ein nicht unbedeutender Theil der Bauern, welche er behandelt hatte, war nämlich so wenig bemittelt, daß Stormer es für Unrecht gehalten haben würde, sich von ihnen seine Mühwaltung bezahlen zu lassen, und die Hälfte der Uebrigen war so saumselig im Entrichten ihrer Schuld, daß oft Jahre vergingen, bevor er das so sauer verdiente Geld erhielt.

War Stormer in den Herbst- und Wintermonaten über Gebühr angestrengt, so gestaltete sich sein Leben während der schönen Jahreszeit äußerst einförmig. Hellenborn besaß allerdings eine Anzahl Honoratioren, allein nur sehr wenige unter ihnen waren Menschen, welche den Wunsch in ihm rege machen konnten, in ein vertrauteres Verhältniß zu ihnen zu treten. Der Pfarrer und seine Gattin waren hochbetagte Leute und fanden wenig Geschmack an geselligem Verkehr. Der Postverwalter war ein enragirter Oekonom und brachte alle Zeit, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, auf seinen Feldern und Wiesen, in seinen Scheunen und Ställen, bei seinen Knechten und Mägden, seinen Pferden, Kühen und Schafen zu. Zwei Kaufleute, der achtundzwanzigjährige Sohn eines derselben, der Verwalter eines benachbarten Gutes, der Steuereinnehmer und der Küster bildeten den übrigen Theil der Honoratioren; aber von den Genannten besaßen nur der Sohn des Kaufmanns Neumayer und der Verwalter Hörrmann eine leidliche Bildung.

Stormer hatte die Arzneiwissenschaft nicht als ein Brodstudium betrachtet, sondern sie mit großer Vorliebe ergriffen, und deßhalb ging sein eifrigstes Bestreben dahin, sich auch theoretisch weiter zu bilden. Diesem Zwecke widmete er täglich den bedeutendsten Theil seiner Erholungszeit; doch der Mensch lebt nicht vom Studiren allein, und so fühlte denn auch Stormer nach langen körperlichen und geistigen Anstrengungen gar manchmal das Bedürfniß, sich zu erholen. Dem armen „Dorfquacksalber" blieb dann nichts Anderes übrig, als seine Zuflucht zu den Honoratioren Hellenborns zu nehmen und sie gleich seinen Kranken der Reihe nach zu besuchen — nur mit dem Unterschiede, daß er wöchentlich höchstens drei Mal an die Thür derer klopfte, welche ihn von seiner Langenweile curiren sollten. Und sehr häufig konnte ein solcher Besuch kaum eine Erholung genannt werden, weil die „Mitglieder der höchsten Kasten" in Hellenborn — wie Stormer die Honoratioren in seinen Briefen an Verwandte und Freunde titulirte — sich keiner besonderen Unterhaltungsgabe zu rühmen vermochten, und der letztere sich daher genöthigt sah, fortwährend zu sprechen und zu erzählen, um die Zahl „der durchs Zimmer fliegenden Engel" nicht gar zu groß werden zu lassen.

Das liebste gesellschaftliche Vergnügen war ihm der Club, zu dessen Mitgliedern, die jeden Sonntagabend im Postgebäude zusammenkamen, auch mehrere Honoratioren von den nächsten Kirchdörfern und Gütern gehörten. Unter dieser „Elite" der Landbevölkerung drei Stunden in der Runde befanden sich mehrere recht gebildete und anziehende Herren und Damen, und so brachte Stormer denn den Sonntagabend mit heiteren Gesprächen, mit Gesellschaftsspielen und bei Whist, l'Hombre oder Boston in der Regel recht angenehm hin.

Sehr gern hätte Stormer dann und wann selber eine Gesellschaft gegeben, unterließ es aber, weil Frau Allwatz, wie schon bemerkt, Alles grimmig haßte, was Besuch und Gesellschaft hieß, und weil die wenigen „ungebetenen" Gäste, die sich hin und wieder einstellten, schon genug Kämpfe mit ihr hervorriefen. Da seine Haushälterin so gewissenhaft und unermüdlich für seine Bequemlichkeit und Behaglichkeit sorgte, so hätte man denken sollen, daß sie diejenigen, welche in der guten Absicht kamen, ihren Gebieter zu erheitern und zu zerstreuen, recht freundlich empfangen und auf's beste bewirthen werde. Aber nein — sie fühlte sich durch jeden Besucher gestört und betrachtete einen solchen daher als ihren Feind. Namentlich haßte sie den jungen Neumayer und den Gutsverwalter Hörrmann, welche ihre Besuche gewöhnlich auf den ganzen Abend ausdehnten, und für welche sie fast immer Kaffee und Thee bereiten oder Wein und Butterbrod mit kaltem Braten herbeischaffen mußte.

Trat einer von diesen beiden in's Haus, so hörte bei Frau Allwatz sofort alle Gemüthlichkeit auf. Sie warf die Thüren mit solcher Vehemenz zu, daß die Fenster klirrten, stieß und schlug den

Hund ihres Gebieters, daß er laut heulend das Weite suchte, schleuderte Teller und Schüsseln und Töpfe und Tassen umher, als ob sie von Eisen seien, und rannte polternd hin und her, gleich als ob ein böser Kobold im Hause regiere. Sonst außerordentlich prompt, wenn es galt, nur ihren Herrn zu bedienen, ließ sie diesen, so oft er Besuch erhalten hatte und seine Gäste bewirthen wollte, unter allerlei Vorwänden stundenlang auf das von ihm Verlangte warten, und gewöhnlich mußte er erst einige Male klingeln oder sie mit energischen Worten zur Eile antreiben, ehe sie sich herbeiließ, ihre Feinde zu speisen und zu tränken.

Dieser ewigen Kämpfe müde, beschloß Stormer endlich, den harten Nacken seiner Haushälterin ein für alle Mal zu beugen. So kündigte er denn an einem Sonntagabend im Spätherbst nach seiner Rückkehr vom Club der Frau Allwatz mit großer Gemüthsruhe an, daß er sämmtliche Herren im Dorfe und in der Umgegend so eben für den nächsten Mittwochabend zu sich eingeladen habe, und befahl ihr, um sieben Uhr für Thee und Kuchen und um neun Uhr für Wein und Punsch, für Butterbrod mit kaltem Braten, Käse, Mettwurst, Schinken und Eiern und für einen kalten Pudding zu sorgen. Eine Torte habe er bereits in der nächsten Stadt bestellt, und dieselbe werde am Mittwoch Nachmittag mit der Post eintreffen.

Nur ein Hogarth hätte das Gesicht, welches Frau Allwatz bei dieser Ankündigung machte, durch seine Kunst wiedergeben können. Anfangs riß sie die Augen weit auf, als halte sie das Ganze für einen Scherz; als ihr aber Stormer mit großer Bestimmtheit versicherte, daß er fest entschlossen sei, jährlich zwei solche Gesellschaften zu geben, weil er sich durchaus für die ihm von allen Honoratioren erwiesene Gastfreundschaft revanchiren müsse — da nahmen ihre Züge den Ausdruck jäher Bestürzung und Angst an. „Um Gotteswillen, Herr Doctor — das kostet mir das Leben!“ rief sie mit einem so komischen weinerlichen Ton, daß Stormer Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen. „In der kurzen Zeit werde ich nichts zu Stande bringen — die Herren werden mich auslachen, und alle Leute mit Fingern auf mich zeigen! Ich bin schon jetzt halb todt vor Angst!“

Stormer ließ sich jedoch nicht beirren, da er den Charakter und die Leistungsfähigkeit der Verwalterin seines Hauswesens zu gut kannte. Er bat sie daher, sich zu beruhigen und am anderen Tage tapfer an's Werk zu gehen — dann werde die schreckliche Gesellschaft ein glückliches Ende gewinnen und ihr noch großen Ruhm eintragen.

Frau Allwatz wankte halb betäubt in ihre Kammer, benetzte ihr Lager mit mancher Thräne und schlief erst lange nach Mitternacht ein; noch im Traume stand die „feine Gesellschaft“ wie ein grauenerregendes vielköpfiges Ungeheuer vor ihren Augen. Am anderen Morgen aber befolgte sie eine neue Tactik. Da sie nicht „wider den Stachel lecken“ konnte, wie sie vor sich hinmurmelte, und auch keine Lust hatte, sich zu blamiren, so griff sie nach dem Rathe ihres Gebieters die ihr auferlegte Arbeit tapfer an, zeigte aber dem letzteren ein „strammes“ Gesicht, das heißt, sie spielte die Gekränkte und Trotzige und polterte und tobte dazwischen ärger als je zuvor. Stormer fand es jedoch für gut, ihr Gebahren gänzlich zu ignoriren. „Wenn sie sich jährlich zweimal recht austobt,“ dachte er, „so wird sie zu anderen Zeiten nicht so viele Capriolen machen!“

Der gefürchtete Mittwochabend kam endlich heran, und Frau Allwatz sah theils mit Grimm und theils mit Zittern und Zagen die „feinen Herren“ einen nach dem anderen in's Haus treten. Da sie indessen sehr wohl begriff, daß hier ihre Ehre auf dem Spiele stand, so gebot sie dem Poltergeist, der in ihr wohnte, Schweigen und servirte mit möglichster Freundlichkeit und Grazie Thee und Kuchen und später Wein, Butterbrod, Torte und Pudding. Die Gesellschaft war recht fröhlich, und Frau Allwatz erntete nicht nur Lobsprüche von ihrem Gebieter, sondern auch von mehreren der so gehaßten und gefürchteten „feinen Herren“, so daß sie sich spät am Abend mit nicht geringem Selbstgefühl in ihr Kämmerchen begab, um auf ihren Lorbeeren auszuruhen.

Nichtsdestoweniger konnte sie es ihrem Herrn nicht vergessen, daß er sie in eine so aufregende Situation gebracht hatte, und ging mehrere Wochen wie eine stille Dulderin im Hause umher. Stormer stellte sich jedoch, als sehe er dies nicht, und behandelte sie in derselben Weise wie früher. Ihr heimlicher Groll ward endlich durch ein besonderes Ereigniß gänzlich besiegt, und das alte freundliche Verhältniß vollkommen wiederhergestellt.

Stormer ritt kurz vor Weihnachten eines Morgens um die gewöhnliche Zeit fort und rief seiner Haushälterin zu, daß er heute so früh als möglich heimzukehren beabsichtige, weil er für den Abend eine Einladung vom Kaufmann Neumayer angenommen habe. Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatte es bei heiterem Himmel sehr stark gefroren; als Stormer aber kaum das Dorf hinter sich hatte, begann es zu schneien, so daß nach Verlauf einiger Zeit Felder, Haiden und Wiesen bereits mit einer zollhohen Schneeschicht bedeckt waren. Da er ein gutes Pferd besaß und die Wege von einem Dorf zum anderen auf's genaueste kannte, so achtete er dessen nicht und ritt weiter. Frau Allwatz bereitete unterdessen ein kräftiges Mittagsmahl und setzte sich dann, ihres Herrn harrend, mit ihrem Strickzeug an's Fenster. Es verging eine Stunde nach der anderen — der Erwartete erschien nicht. Der Schnee fiel in immer größeren Flocken aus der grauen Himmelsdecke herab — die Dämmerung brach herein — kein Reiter zeigte sich auf dem in's Dorf führenden Wege. Als nun endlich in allen Häusern Licht angezündet wurde, da begann es der Frau Allwatz angst zu werden, und der Gedanke, daß ihrem Herrn ein Unglück zugestoßen sein könne, fiel ihr mit Centnerschwere auf's Herz.

Noch eine lange Stunde verging — da trat der Erwartete zu Fuß und mit verbundener Hand in's Haus. Voll Bestürzung eilte Frau Allwatz ihm entgegen und fragte mit zitternder Stimme, welch ein Unfall ihn betroffen habe. „Erst muß ich mich stärken und meine Wunden verbinden,“ versetzte Stormer lächelnd, „dann will ich meine Abenteuer erzählen.“ Beides war bald geschehen, und darauf berichtete er der erschrockenen Haushälterin, wie es ihm ergangen war. Damit verhielt es sich folgendermaßen. Als er von den fünf Dörfern, in welchen er Kranke zu besuchen hatte, das vierte verließ, schlug er einen ihm wohlbekannten Richtweg über eine Haide ein, neben welcher sich ein mooriger Grund hinzog. Bei der von Schneeflocken ganz verdunkelten Luft vermochte er die Baumgruppen und Gehölze, welche ihm sonst den Weg gezeigt, nicht zu erkennen, und so kam er unvermerkt auf das Moor, auf dem er anfangs rasch fortritt, da es hart gefroren war. Plötzlich aber brach das Pferd mit den Vorderfüßen und in den nächsten Secunden auch mit den Hinterfüßen tief ein: — er war auf eine sogenannte „Kuhle“ (eine mit Wasser gefüllte Torfgrube) gerathen, deren Eisdecke nicht fest genug gewesen war, um Roß und Reiter zu tragen. Bei dem jähen Sturz des Pferdes war er aus dem Sattel geschleudert worden und hatte sich dabei die linke Hand ziemlich stark geschunden. Nach einigen Versuchen gelang es ihm, das Pferd wieder auf festen Grund zu bringen, und da sich dasselbe am Bein verletzt hatte, so führte er es, nachdem er sich sein Taschentuch um die blutende Hand geschlungen, am Zügel nach dem nächsten Dorf, wo er es einem Bauern zur Verpflegung übergab. Dort verband er sich seine Wunde, so gut es ging, und wanderte dann durch den tiefen Schnee langsam heim. Das

Anerbieten des Bauern, bei dem er sein Pferd gelassen, ihn nach Hellenborn zu fahren, hatte er abgelehnt, da er ganz durchkältet war und sich durch rasche Bewegung wieder erwärmen wollte.

Diese Begebenheit brachte eine äußerst günstige Wirkung auf die Frau Allwatz hervor, welcher der Gedanke, daß sie ihren menschenfreundlichen, gütigen Herrn an diesem Tage für immer hätte verlieren können, heiße Thränen entlockte. Mit doppelter Sorgfalt pflegte sie ihn von jetzt an, war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selber und murrte und grollte nicht mehr, wenn der junge Neumayer und der Verwalter Hörrmann den ganzen Abend bei ihm zubrachten. Stormer's Leben gewann dadurch bedeutend an Annehmlichkeit und Gemüthlichkeit.

---

* Volksaberglaube in Westfalen.

Von Herm. Hartmann.

Abergläubische auf Leben und Sterben gerichtete Beziehungen sind in Westfalen außer den früher von mir im Thieraberglauben angegebenen äußerst mannichfaltig. Wenn Kinder Begraben spielen, wenn das Klappen mit dem Schlagen der Thurmuhr zusammenfällt, oder wenn die Glocken einen ungewöhnlich hellen Klang haben, so muß im Orte bald Jemand sterben. Wenn die Träger, welche die Bahre nach dem Leichenhause holen, diese, um sich auszuruhen, vor einem andern Hause niedersetzen, wenn aus demselben ein gespenstischer Leichenzug hervorkommt, wenn man auf der Hausflur über einen unsichtbaren Gegenstand (einen Sarg) stolpert, wenn man die auf dem Boden befindlichen Sargbretter klappern hört und ein Huhn einen Strohhalm quer über dem Schwanze tragen sieht, so kann man aus diesen Anzeichen schließen, daß in dem Hause bald Jemand sterben wird. Wenn in dem Hause, in welchem sich ein Kranker befindet, die Hausuhr plötzlich stehen bleibt, so wird jener nicht wieder genesen, eben so wenig, wenn einem andern Familienmitgliede unter einem Nagel eine Blume wächst. Mit dem Verschwinden oder Zurückwachsen der Blume wird auch dem Kranken das Leben schwinden. Bekannt ist, daß die Zahl Dreizehn bei Tischgesellschaften eine Unglück bringende ist. Von den dreizehn Personen muß derjenige noch im Verlaufe des Jahres sterben, welcher dem Spiegel gegenüber sitzt. Ein Kind, welches eine blaue Färbung an der Nasenwurzel hat, ist fege (niederſ.; angelſ. faeg, schwed. fög, dän. feig, niederl. vuig, dem Tode nahe), d. h. ein solches wird nicht lange mehr leben, da es, wie man zu sagen pflegt, seinen Sarg schon auf der Nase trägt. Ein Säugling, welcher außergewöhnlich früh lacht, lacht sich in den Himmel. Wenn der Maulwurf in einem Acker große Haufen wirft, so kann sich der Besitzer desselben auf seinen baldigen Tod gefaßt machen. Eben so wird, wenn auf der Diele oder in einer Kammer der Maulwurf wirft, in demselben Hause bald Jemand sterben. Unter den Spinnern gilt die Regel, daß derjenige, welcher an einem Sonnabend rein abgesponnen, die Spule leer, das Bind und das Stück voll hat, bald sterben muß. Daß derjenige unter den Hausbewohnern, dessen unter der Decke befestigter Donnerkrautstengel welkt, bald sterben muß, ist schon in den Festbräuchen (Nr. 10 des Sonntagsblatts von 1863) erwähnt worden. Wenn man den Storch zum ersten Male stehend erblickt, so wird man nicht lange mehr leben, wenn man ihn aber fliegen sieht, so kann man über die Dauer seines Lebens beruhigt sein. Auch ist die Person, welche, indem man gerade von ihr spricht, in das Zimmer tritt, nicht fege. Ebenso werden zwei Personen, welche zu gleicher Zeit denselben Gedanken aussprechen, noch ein Jahr zusammen leben. Wenn Jemand den Kuckuck zum ersten Male hört und, indem man laut die Frage aufwirft: „Kuckuck, wie lange steht meine Wallfahrt?“ — die Rufe desselben zählt, so kann er aus der Zahl derselben schließen, wie lange er noch zu leben hat. Trägt er zugleich Geld in der Tasche, so wird ihm dieses das ganze Jahr hindurch nicht ausgehen. Endlich wird man noch so viele Jahre leben, als man am Osterabend Osterfeuer erblickt.

Unter den sogenannten Elementen hat das Wasser, welches am Ostermorgen früh geschöpft wird, eine heilende Kraft. Das Nothfeuer ist als solches in Westfalen nicht bekannt: dagegen treibt man junges Vieh durch ein rothes Stück Garn, welche Procedur ebenfalls eine reinigende Kraft auf jenes ausübt. Wenn man eine Sternschnuppe fallen sieht, soll man rasch ein Vaterunser beten. Auch wird der Wunsch, (Gott Wuotan, der Segenspender, heißt auch schlichtweg „Wunsch“), welchen man in diesem Augenblick denkt, gewährt. Feuerkugeln sind Drachen, welche in irgend ein Haus niederfahren, um ihren Günstlingen Schätze zu bringen. Beim Abbrennen der Osterfeuer (Gott Donar, welchem die Osterfeuer angezündet wurden, macht die Erde fruchtbar, indem er Donner und Blitz, Wind und Regen mit heiterem Wetter abwechseln läßt) sorgt man durch Schlagen auf das Feuer, durch Umhertragen der Brände dafür, daß die Funken weit über die angrenzenden Aecker fliegen, um diese dadurch fruchtbar zu machen. Als Donnerkeil (Donar's Hammer) fährt der Blitz nieder, und jener, wenn er aufbewahrt wird, schützt wiederum vor dem Einschlagen des Gewitters. Man legt, sobald ein solches im Anzuge ist, was man auch daran, daß der Stein schwitzt, erkennen kann, den Donnerkeil neben eine geweihte brennende Kerze auf den Tisch. Brennende Kohlen zeigen einen Schatz an, ebenso die Mistel, bekannt in dem skandinavischen Mythus als die Pflanze, welche die Ursache von Balder's Tod wurde. Es liegt unter dem Baume, auf welchem eine Mistel angetroffen wird, ein Schatz begraben. Als Feuermänner müssen diejenigen nach ihrem Tode geisten, welche in ihrem Leben Grenzsteine verrückt haben. „Einstmals spukte ein solcher Feuermann auf der Remesloh an dem Heerwege, welcher von Osnabrück nach Minden führt, und rief immerfort: „Wo soll ich ihn lassen?“ womit er den Grenzstein, welchen er bei seinen Lebzeiten verrückt hatte und jetzt nach seinem Tode zur Strafe tragen mußte, meinte. Ein Fuhrmann, welcher vorüberfuhr und diesen Ruf hörte, antwortete: „Wo du ihn hergeholt hast!“ und damit war der Feuermann erlöst.“

Die Luft, der gedachte Raum zwischen Himmel und Erde, ist der Aufenthaltsort der Seelen solcher Kinder, welche ungetauft gestorben sind. Bei hellem Sonnenschein kann man sie als Sonnenstäubchen in der Luft tanzen sehen. Auch den Glocken, welche nicht getauft sind, widerfährt von dem Bösen manches Unheil. „So entführte er die Glocken von dem neugebauten Thurme zu Damme und fuhr damit unter schrecklichem Getöse in „dei deipen Pöhle“ zwischen Hunteburg und Vörden. Seit der Zeit lassen die Leute die Glocken taufen. Am heiligen Christfest, wenn die Glocken zur Kasuchte, d. h. dem Frühgottesdienst am Weihnachtsmorgen, von Kerzen und Uchte (Morgenfrühe), läuten, dann läutet der Teufel, um die Christen zu verhöhnen, mit seinen Glocken in den deipen Pöhlen.

Was die Erde anbetrifft, so ist der grausame Rasenzauber hierherzuziehen. Wenn man den Fußstapf eines Diebes, der sich in den nassen Rasen abgedrückt hat, ausschneidet und in's Wasser hängt, so muß der Dieb binnen dreien Tagen sterben. Unter den Himmelskörpern spielt der Mond im Aberglauben eine bedeutende Rolle. Wenn zwischen Neumond und erstem Viertel die ganze Mondscheibe deutlich zu sehen ist, oder wie der Landmann sich ausdrückt, to bull schient, so passirt bald ein Unglück. In den

Bannen, d. i. die Zeit zwischen Vollmond und Neumond, ist gut säen. Wenn das zuletzt geborene Kind im Waßen (Wachsen des Mondes) geboren ist, so wird das folgende ein Knabe, wenn im Wahl oder den Bannen, so wird es ein Mädchen werden. Der Name ist nicht schwierig vom angels. und alts. van, welches abnehmerd bedeutet, herzuleiten. Man ist hier versucht, an die Vanen, die mütterliche Göttin der Erde, die Nerthus des Tacitus, und die Geschwister Fro und Freya, die Gottheiten der Fruchtbarkeit und des Ackersegens, zu denken.

Auf die Wochentage und Jahreszeiten haben folgende Regeln und abergläubische Bedenken Bezug. Unter den Wochentagen ist der Sonntag denen, die an diesem Tage geboren werden, Glück bringend. Wenn das Sonntagskind unter der Kirchzeit geboren ist, so muß es die sehr unangenehme Eigenschaft, Leichenzüge, Hausbrände, sogenannte Vorgeschichten sehen zu können, mit in den Kauf nehmen. Wenn ein solches Sonntagskind auf dem Kirchwege geht und einen gespenstischen Leichenzug kommen sieht, so weicht es vorsichtig aus. Diejenigen, welche mit ihm überweg gehen und seine Warnung, auf die Seite zu gehen, verlachen, fallen unsanft auf die Nase. Und damit hat es folgende Bewandniß. Erst treten jene auf die Deichsel, gehen über diese bis auf den Wagen, schreiten über den Sarg hinweg, und wenn sie an das Ende des Wagenbrettes gekommen sind, müssen sie fallen. Wenn man an einem Sonntage in der Kirche durch einen Kranz von Hederich sieht, kann man die unter den Kirchleuten sitzenden Hexen daran erkennen, daß sie dem Altare den Rücken zuwenden.

Montag und Freitag sind Unglückstage. An ihnen soll man nicht auf Reisen gehen. Montag wird nicht wochenalt. Auch die Schulen auf dem Lande fangen nach alter Sitte nicht am Montage, sondern erst am Dienstage an. Dienstag und Donnerstag (Donars Tag, Donar, der Beschützer der Menschheit), sind Glück bringende Tage. An ihnen werden meistens Hochzeiten geschlossen. Wenn aber bei der Copulation ein Ring auf die Erde fällt, so wird die Ehe eine unglückliche werden. Wer bei dem über den ineinander gelegten Händen ausgesprochenen Segen die seinige oben hält oder seinen Fuß auf den des ihm in diesem Augenblicke gegebenen Ehegenossen zu setzen weiß, wird im Hause das Regiment führen.

Am Mittwoch (Gode-, Wode-, Wodans-Tag, im gewöhnlichen Leben Gonesdag geheißen) gehen die Dienstboten nicht gern zu, treten an diesem Tage ungern ihren Dienst an, weil sie, wenn sie dieses thun, nicht lange bei ihrer neuen Herrschaft bleiben werden. Am Sonnabend Abend, besonders am Christ- und Neujahrsabend, muß Alles rein abgesponnen werden. Auch die gespenstige Mohrenhand in Fiemering's Hause zu Langen hat nicht gelitten, daß die Mägde am Sonnabend Abend gesponnen haben.

Von den Witterungsregeln will ich nur einige anführen. Wenn im Winter viel Schnee fällt, so giebt es ein gutes Flachsjahr. Der Flachs wird so lang werden, wie die an den Häusern hängenden Eiszapfen es sind. Diese Regel wird für uns bedeutsam, wenn wir uns erinnern, daß die Göttin der Erde in der Gestalt der Frau Holle die Beschützerin des Flachses, die Belohnerin des häuslichen Fleißes, des Spinnens, ist. Denn von ihr sagt man, daß, wenn es schneit, Frau Holle ihr Bett macht und daß die niederfallenden Schneeflocken die beim Schlagen der Betten umherfliegenden Bettfedern der Frau Holle sind. „Lichtmessen hell und klar, Giebt ein gutes Flachsjahr.“ Wer Fastabend spinnt, den stechen im Sommer die Mücken. „Marzenstaub ist Goldes werth.“ Stillen Freitags Regen ist lavelauft, d. h., wenn es am stillen Freitag regnet, wird den ganzen Sommer hindurch viel Regen fallen, dieser aber keinen Nutzen bringen. In der Charwoche soll man keinen Flachs säen. Wenn Christus im Grabe naßregnet, so giebt es einen nassen Sommer; wenn Christus im Grabe die Füße frieren, so wird es noch sechs Wochen hindurch frieren; eben so wird der Wind, welcher an dem Morgen, an welchem Christus aufgestanden ist, weht, noch sechs Wochen wehen. Im Märzenwahl oder in den Märzenvannen muß das gesäet werden, was nicht faulen soll. Märzenbier wahrt, hält sich lange. Im Märzenwahl gewaschenes Zeug bekommt nicht leicht Ungeziefer. Wer im Pfingsten arbeitet, über dem hält ein Gewitter. Eben so über dem, der Johanni arbeitet. Wenn Johanni ein heißer Tag ist, so giebt es einen kalten Winter. Am Johannimorgen vor Sonnenaufgang muß man das Donnerkraut schneiden und unter die Decke stecken. Wenn es Jakobi regnet, so fallen die Eicheln leicht ab. Wenn der Eichapfel eine Fliege enthält, so bedeutet dieses Krieg, wenn einen Wurm, theure Zeiten, wenn eine Spinne, pestartige Seuchen. Wird Martini der Kohl naß, dann verfriert er.

Schwarze Weihnachten, weiße Ostern. In der Christnacht wird alles Wasser zu Wein, und der Hopfen kommt fingerlang aus der Erde. Die Hühner stehen auf einem Bein. Wer in der Christnacht unter den vorher reingefegten Tisch sieht, wird entweder Weizen- oder Roggenkörner, jenachdem Weizen oder Roggen im nächsten Jahre besser geräth, darunter liegen sehen. In den Zwölften vor Weihnachten bis zum heil. Dreikönigstage soll man keine grobe Arbeit verrichten; so nicht ausmisten, sonst hat man Unglück mit den Kälbern. Man soll kein Stroh vom Boden ziehen, sonst fällt leicht ein Kind mit herunter. Die Witterung in den Zwölften bestimmt die Witterung der einzelnen Monate im folgenden Jahre. Neujahrsabend muß alles rein abgesponnen und ein neuer Wocken aufgesteckt werden, das bedeutet Glück zum neuen Jahre.

* Aus dem Schwarzwalde.

Von F. Ruperti.

Vom fernen Strand der Nordsee komm' ich her,
Ermüdet von des Tages Last, ermüdet
Vom Klagen über schlechte Zeit und fast
Betäubt vom Lärm des wilden Bürgerkrieges,
Der übers große Wasser schaurig schallt
Und auch an Deutschlands Küst' ein Echo findet.
Da, siehe, nimmt in seine dichten Schatten,
In seine Kühlung, seinen Frieden mich
Der Schwarzwald auf, und jede Sorge schwindet,
Und freier athmet wiederum die Brust.
Vom Moosedlager, wo ich ruhe, schweift
Mein Auge still und freudig in der Runde,
Um all die neuen Bilder aufzufassen.
Hier in der Nähe schaut aus dunklem Grün
Des halbzerstörten Klosters düstre Pracht
Und spricht mit Ernst von längstvergangnen Zeiten;
Dort ragen stolze Berge, die vom Gipfel
Bis niederwärts zum Fuße Waldung ziert,
Und zwischen ihnen dehnen sanft sich Matten,
An deren Schmelz das Auge sich erquickt,
Durch die ein Bach in mannichfacher Windung
Sein Silberband in holder Anmuth schlingt.
Nichts regt sich um mich her; nur selten ruft
Ein Habicht nieder aus den blauen Lüften,
Nur selten rauscht es in dem nahen Walde,
Als ob dort welke Blätter fielen oder
Ein Reh sich schüchtern durch die Zweige schliche,
Und in der Ferne singt mit dumpfer Stimme
Der Wasserfall sein ewigleiches Lied.
In süße Träumereien, längst vergessen
Im wüsten Lärm der Welt, wiegt meine Seele
In dieser schönen Wildniß still sich ein.

O horch, was stört mit einem Male grausend
Die Einsamkeit und ihren trauten Frieden?
Es wälzt sich aus der Ferne näher, Hörner
Ertönen und der Waffen wilder Klang.
Da, siehe, blitzt aus Waldesdunkel schon
Hervor der Helm' und Schilde heller Glanz.
Aus längst entschwundnen Tagen sind es Krieger,
Vom Haupte bis zur Sohl' in Stahl gehüllt.
Sie streiten grimmig; aus den Helmen sprühen
Die Funken unter kräft'gen Schwertesstreichen,
Und Blut entströmt gar mancher tiefen Wunde.
Wer sind die Führer jener kleinen Schaar,
Die auf den Feind mit Ungestüm sich wirft
Und auseinander seine Reihen wettert?
Ja, ich erkenne sie, die Binde sinkt
Mir von den Augen; jener Bleiche dort,
Es ist der Schwabenfürst, der Herzog Ernst,
Den Acht des Reichs und Bann der Kirche traf,
Und neben ihm, fast wie ein Gott des Krieges
In seines Zornes Wüthen anzuschaun,
Kämpft sein Genoß und Freund, von Kyburg Werner,
Und hinter ihnen schreiten dichtgedrängt,
Von gleicher Kampfesgluth wie sie beseelt,
Zu gleichem Opfertod wie sie bereit,
Die Krieger, die sich ihnen angeschlossen.
Die Schaaren ringen grimmig mit einander,
Wie sturmbewegt sich Meereswogen drängen;
Doch stets von neuem wächst der Feinde Zahl,
Und gegen ihren Andrang stemmt vergebens
Sich kühner Heldenmuth, und fruchtlos netzen
Die Ströme edlen, heißen Bluts den Grund.
Des Herzogs Banner sinkt, die Krieger fallen
Um ihre Führer, die als letzte stürzen
Wie Eichen, die der Strahl des Himmels traf.
Da liegen sie, das treuste Freundespaar,
Das je die Erde trug, wie einst im Leben,
So nun im Tode brüderlich vereinigt
Und mit dem eignen wärmsten Herzensblute
Die gegenseit'ge Liebe sich besiegelnd.
Das wilde Tosen ist verstummt, und Schweigen
Ruht auf Gebirg und Thal, nur aus dem Walde
Tönt es wie tiefes Seufzen, und der Bach
Läßt wie mit Schluchzen seine Fluthen rollen,
Indessen mir das Herz in Mitleid bebt
Und heiße Zähren meine Augen netzen.

Ich streiche mich besinnend mir die Stirn
Und lasse meinen Blick im Kreise schweifen;
Da ist kein Kampfgewühl, kein Leichenhügel,
Es liegt die Gegend friedlich wie vorher
Mit Berg und Wald und Bach und Wiese da.
Doch schwebte, wie das Herz mir ahnend sagt,
Ein Geist hin über sie in dieser Stunde
Und rief dies Traumgebild des Kampfs herauf,
Der Geist des Schwabensängers, der im Leben
Wohl oft durch diese grüne Wildniß schritt
Und seine Stammgenossen, seine Helden,
Die er mit eignem Herzensblut genährt,
Hier streiten und zuletzt erliegen ließ.
Und Berg und Wald scheint seine heil'ge Nähe
Mit Schauer zu empfinden, und es regt
Sich überall in ihren dunklen Tiefen.
Noch einen Augenblick herrscht stummes Schweigen,
Dann weht es wie ein Wetter feiernd her;
Der Wasserfall braust lauter, und die Stämme
Des Waldes, welche stolz gen Himmel ragen,
Sie neigen ihre Kronen, und sie rauschen
Mit mächt'ger Stimme Huldigung dem Sänger
Des Lieds von schwäbischer, von deutscher Treue.

* Mittheilungen aus Albanien und Griechenland.

Albanesische Studien. Aus Pisa ist uns ein Schriftchen (ein Abdruck aus der Rivista Italiana von 1863) von Comparetti zugekommen, das einen erfreulichen Beweis dafür liefert, wie sehr die linguistischen Studien auch von den italienischen Gelehrten eifrig betrieben werden. Das Schriftchen aus Pisa verbreitet sich im Allgemeinen über die Studi critici des den deutschen Gelehrten aus der Leipziger „Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft" und der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung" von Professor Kuhn in Berlin bekannten Professors Ascoli, namentlich über die in diesen „Kritischen Studien" mit anderen Gegenständen besonders behandelten griechischen und slavischen Kolonien im südlichen Italien, so wie über albanesische Forschungen, die mit früheren Einwanderungen aus Albanien nach Italien (in's Neapolitanische und nach Sicilien) zusammenhangen. Wie sehr auch der Verfasser darüber klagt, daß noch manche wissenschaftliche Studien in Italien ungebührlich vernachlässigt werden — ein Nachtheil, der auch nur von dem gegenwärtig beabsichtigten Werk der Wiedergeburt Italiens seine Abhülfe erwarten könne — und er besonders auch die Italo-Albanesen in Italien (und überhaupt die gebildeten Albanesen) auffordert, eifriger mit albanesischen Sprachforschungen sich zu beschäftigen, so ist doch zugleich aus der Schrift des D. Comparetti zu ersehen, daß auch noch andere italienische Gelehrte gegenwärtig die Erforschung des Albanesischen in den eingewanderten Kolonien in Italien zum Gegenstande ihres Studiums gemacht haben. Die bisherigen albanesischen Studien in Italien schließen sich wesentlich an die der gelehrten Sprachforscher Deutschlands (vorzugsweise Bopp's, außerdem auch von Hahn's) an, und sie machen sich daher auch die gewissenhafte Benutzung der hier einschlagenden deutschen Literatur und Journalistik in einer Weise zur Pflicht, die in der That an den Sammlerfleiß der Biene erinnert. Das linguistische Schriftchen aus Pisa liefert auch dafür die auffallendsten Belege, deren sich die deutsche Literatur und Journalistik mit gerechtem Stolze freuen darf.

Das Laura-Kloster auf dem Berge Athos. Eine griechische Zeitschrift theilte neulich in Bruchstücken aus dem noch ungedruckten Reisewerke eines Professors der Jurisprudenz an der Universität Athen, der im Jahre 1846 Macedonien besucht hatte, auch Einiges über den Berg Athos und dortige Klosterbibliotheken mit. Eins der ältesten Klöster in dieser Mönchsrepublik ist das Kloster Laura, und seine Bibliothek bewahrt noch viele Reste ihrer alten Herrlichkeit, theils gedruckte Bücher, theils Handschriften. Unter den ersteren befinden sich viele alte werthvolle Ausgaben altgriechischer Klassiker, Aldinen und Juntinen; und der Handschriften auf Pergament und gewöhnlichem Papyrus giebt es dort eine große Anzahl, von denen jedoch keine über das elfte Jahrhundert hinausreicht. Aus diesem selbst ist eine schöne Pergament-Handschrift des Dioskorides, in Folio mit Bildern; eine andere sehr schöne Handschrift der Lebensbeschreibungen des Plutarch (auf Pergament und in Quart) ist aus dem zwölften Jahrhundert, und diese Lebensbeschreibungen kommen dort auch noch in einer anderen Handschrift in Folio aus dem vierzehnten Jahrhundert vor. Eben so finden sich in der genannten Klosterbibliothek aus der nämlichen Zeit zwei Handschriften des Thucydides, ferner dergleichen von Homer, Demosthenes, Pindar und Aeschines. Unter den vielen byzantinischen Handschriften des bürgerlichen und kanonischen Rechts, die die Bibliothek des Athosklosters Laura enthält, ist die wichtigste der Commentar des Athanasius Scholasticus Emisenus zu den Novellen, den zwar schon der Leipziger Jurist G. E. Grimbach im Jahre 1838 nach einer Pariser Handschrift herausgab, den jedoch die Laura-Handschrift vollständiger enthält. Der griechische Professor empfiehlt sie daher der Beachtung Sachverständiger, — vorausgesetzt freilich, wie er ausdrücklich bemerkt, daß sie noch vorhanden und vor dem Verderben bewahrt worden ist. Denn schon im Jahre 1846 klagte er, daß die Handschrift sehr sichtbare Spuren der Zeit und der Nachlässigkeit ihrer früheren Besitzer an sich trage, und daß sie von der Feuchtigkeit bereits viel gelitten habe. K.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche. 1212—1235. Von E. Winkelmann. — Kassel vor fünfzig Jahren. Von S. Hahndorf. — Der Freischulze. Eine Erzählung. Von M. Horn. — Ein Dämon. Roman aus der Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Von W. Grote. — Pêle mêle. 3 Bde. Von J. Gundling. — Watteau. Ein Roman. 2 Bände. Von Karl Frenzel. — Novellen. Von E. A. König. — Noch ist Polen nicht verloren. Roman. Von M. von Roskowska. — Die esthnischen Sagen. Von W. Schott. — Aesthetische und historische Einleitung zu Goethe's Hermann und Dorothea. Von L. Cholevius. — Sigwart. Eine Klostergeschichte. Von F. Norden. — Abwarten. Roman in 2 Büchern. Von J. Dehn. — Novellen. Von J. Dungern. — Volkserzählungen aus dem bayrischen Walde. Die Christkindlsängerin. Von W. Schmidt.

* Literarische Notizen. Die vielfach geäußerte Besorgniß, das große deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm werde mit dem Tode Jakob Grimms in Stocken gerathen und nicht im Sinne der Schöpfer fortgesetzt werden können, ist unbegründet. Der Verleger des Wörterbuches, Hirzel in Leipzig, erläßt eine öffentliche Bekanntmachung, aus welcher sich Folgendes ergiebt: Das Werk soll und kann unter allen Umständen zu Ende geführt werden, da das Material vollständig geordnet vorhanden ist und nur der Ausarbeitung für den Druck bedarf. Mit dieser hatte bereits Jakob Grimm selbst für den Fall seines Todes den Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig betraut, demselben auch schon vor längerer Zeit den Buchstaben K zur Bearbeitung übergeben, welcher jetzt bereits vollständig vorliegt. Ferner wird sich Professor Weigand in Gießen, der Freund der Brüder Grimm, wie früher so auch jetzt lebhaft an der Förderung des Werkes betheiligen. Noch mehrere andere Gelehrte haben ihre Mitwirkung zugesagt, und so wird das Wörterbuch nach einer unvermeidlichen kurzen Pause seinen Weg weiter gehen. — Die Gelehrten, welche die vom Könige Max von Bayern niedergesetzte historische Commission bilden, waren vor Kurzem in München zu ihrem jährlichen Congresse versammelt, um sich über das bisher Geleistete Rechenschaft zu geben und neue Beschlüsse über die umfassenden Arbeiten der Commission aufzustellen. Es ergab sich, daß die Jahrbücher des deutschen Reiches, eine der Hauptunternehmungen, in frischem Zuge sind. Das Jahrbuch der Zeit von 741 bis 752 von Hahn liegt vor, das musterhafte Werk von Dümmler schließt sich an dasselbe an; für die Zeit der deutschen Karolinger sind Arbeiten von Breissig und Abel in Aussicht. Die Geschichte Heinrichs I. von Waitz erscheint in neuer Ausgabe, mit der Zeit Otto's I. ist Rudolf Köpke beschäftigt. Aus dem Nachlasse von Hirsch schließt sich hieran eine umfangreiche Arbeit über die Periode Heinrichs II., so daß die Zeit der sächsischen Kaiser ziemlich vollständig vertreten ist. Die Epoche der fränkischen wurde in Angriff genommen, für die der hohenstaufischen sind Zusagen ertheilt. Neben diesem zusammenhangenden Werke stehen die Forschungen zur deutschen Geschichte von Häusser und Stälin. Außerdem wird von der Commission eine Geschichte der Wissenschaften vorbereitet, und zwar in populärer Form. Kobell behandelt die Mineralogie, Bluntschli die Staatswissenschaften, Peschel die Geographie, Fraas die Landwirthschaft. — Von den gesammelten Werken Julius Mosens ist der fünfte Band den Subscribenten zugegangen, womit die zweite Hälfte der Ausgabe eröffnet wird. Die beiden ersten Bände enthielten die lyrischen und epischen Dichtungen, die beiden folgenden die Dramen. Der fünfte und die folgenden Theile bringen den Roman „der Congreß von Verona“ und die Erzählungen „die Bilder im Moose.“ Diese letzten sind wohl die werthvollste von den größeren Dichtungen Mosens. — Das große Hauptwerk des Historikers Schlosser, die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze Napoleons, erscheint in einer neuen, und zwar zum ersten Mal in einer billigeren Ausgabe. Veränderungen sind nicht vorgenommen, dagegen sollen die Verzögerungen im Erscheinen der früheren theuren Ausgaben vermieden werden. Das Werk wird den Abnehmern in acht Bänden, und zwar in monatlichen Lieferungen, im Verlaufe von reichlich zwei Jahren nach und nach zugehen; der Preis der Ausgabe stellt sich auf 16 Thaler. — Der literarische Nachlaß des Hofraths J. V. Teichmann in Berlin, herausgegeben von Franz Dingelstedt, hat ein bedeutendes Interesse für die Geschichte der deutschen Bühnen, denn der Verfasser, welcher seit vielen Jahren die rechte Hand der Intendanten des Berliner Hoftheaters war, hat die fleißigsten Beiträge zur Geschichte der Hofbühne von 1740 bis 1840 zusammengestellt. Unter dem kunstsinnigen Grafen Brühl, der die glänzendste Zeit des Schauspiels und der Oper in Berlin geleitet hat, hielt Teichmann die Fäden in der Hand. Der beste Theil seines Nachlasses besteht in einer Anzahl von mehr als hundert Briefen von Schiller, Goethe, Tieck, August Wilhelm Schlegel, Kleist, Iffland, unter denen wieder diejenigen von besonderem Interesse sind, welche Iffland mit Schiller, Brühl mit Goethe wechselten. — Die kleine billige Ausgabe der gesammelten Schriften Heinrichs von Kleist in der Redaction von Julian Schmidt und mit der biographischen Einleitung über den Dichter hat eine zweite Auflage erlebt.

* Musikalische Notizen. Die große Ausgabe der sämmtlichen Werke Johann Sebastian Bachs ist um zwei neue Bände vorgerückt, welche den zwölften Jahrgang bilden. Derselbe besteht aus zwei Theilen, welche zehn Kirchencantaten und die Johannespassion des großen Meisters enthalten. Die Passion nach dem Matthäus, das Hauptwerk Bachs, welche 1729 um Ostern zum ersten Mal aufgeführt und 1829 von Felix Mendelssohn zum neuen Leben erweckt wurde, ist schon vor Jahren in der neuen Bachausgabe erschienen. Die Johannespassion ist etwas älter. Bach schrieb außer diesen beiden Werken nach der gewöhnlichen Annahme noch drei Passionen, über welche die Geschichte der Musik jedoch nichts Bestimmtes anzugeben weiß. Gerade jetzt ist unter den Forschern auf dem Gebiete der Tonkunst des vorigen Jahrhunderts wieder viel von diesen drei Passionen die Rede. — Die große Ausgabe der sämmtlichen Werke Beethovens nähert sich bereits ihrer Vollendung. Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel hat sich durch die umsichtige und rasche Beförderung dieses Unternehmens, das mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden war, ein hohes Verdienst erworben. Selten ist ein großes Werk mit so viel Geschick und Ausdauer ausgeführt worden. Erst jetzt wird die musikalische Welt Beethoven in einer vollständigen, correcten, von den besten Autoritäten genau durchgesehenen Gesammtausgabe besitzen. Die Werke jedes einzelnen Gebietes, die Sonaten, Concerte, Symphonien und Gesangswerke, sind auch einzeln zu haben. — Gegen die Verlegung der sterblichen Ueberreste Beethovens in ein anderes Grab, wovon wir in der letzten Nummer berichteten, haben die Nachkommen des Tondichters protestirt. Es sei diese Verlegung ohne ihre Erlaubniß ausgeführt, sie erscheine ihnen als ein Frevel und werde mit allen gesetzlichen Mitteln von ihnen verfolgt werden. Wenn man sich erinnert, wie schnöde Beethoven bei Lebzeiten von seinen Verwandten behandelt worden ist, so macht dieser jetzige Protest einen seltsamen Eindruck. — Karl Reinecke ist in der jüngsten Zeit außerordentlich thätig gewesen. Während wir unter den musikalischen Neuigkeiten der letzten Woche ein Ave Maria für Sopran mit Orgel und Streichinstrumenten und „Hausmusik für Pianoforte“ als Op. 76 und 77 finden, hat er auch eine Symphonie (in A dur) vollendet und soeben im Gewandhausconcert in Leipzig ausführen lassen. Das Urtheil über diese Composition in den „Signalen“ lautet günstig. Reinecke hat, wenn Charakter und Stimmung der Symphonie kurz bezeichnet werden sollen, unter den Einflüssen von Schumann und Gade gearbeitet. Die Haltung des Werkes ist eine gewählte und edle, die Arbeit fein in harmonischer und orchestraler Behandlung, Alles mit Liebe und Sorgfalt ausgeführt. Man rühmt von den gedrängt gehaltenen vier Sätzen besonders den zweiten und dritten. — Ein neues Clavierconcert von Louis Brassin gelangte durch ihn selbst, gleichfalls in Leipzig, zur ersten Ausführung. Die „Signale“ wollen demselben zwar eine bedeutende Erfindung, festes Gefüge und musikalischen Fluß nicht zuerkennen, heben aber hervor, daß die Composition sich durch interessante und pikante Züge auszeichne. — Eine Operette „die Pagen von Versailles“ von Hornstein, einem geistvollen und begabten Dilettanten, wird in Wien gegeben und hat sich, nachdem die Verstimmung der Zuhörer über den schlechten und langweiligen Text überwunden war, Anerkennung für die tüchtige und anmuthige musikalische Arbeit erworben. Der Charakter derselben ist leicht, ohne leichtfertig zu sein, sie hat natürlichen Fluß, charakteristische Momente und hübsche Motive. — Wieder ein Wunderkind! Die noch sehr junge Tochter des Kapellmeisters Krebs in Dresden ist als Pianistin aufgetreten und hat ein Concert von Ries und verschiedene kleine Compositionen aus alter und neuer Zeit vorgetragen. Man rühmt ihr großes Talent und eine für ihr Alter bewundernswerthe Technik nach. — Ueber die nachgelassene Oper „Sangeskönig Hiarne“ von Heinrich Marschner, von deren Aufführung in Frankfurt gemeldet wurde, haben wir einen eingehenden Bericht von L. Bischoff. Sein Urtheil läßt sich dahin zusammenfassen: Der Text hat bei großen Mängeln doch wechselndes Leben und dramatische Situationen, die Musik schließt sich den besten Werken Marschners an, wenn sie dieselben auch nicht ganz erreicht.

* Kunst und Wissenschaft. In Florenz starb vor einigen Wochen die bekannte Schriftstellerin Mistreß Franziska Trollope im Alter von 68 Jahren, Verfasserin mehrerer Romane und Reisewerke. Sie hat sich Stellung und Ruhm unter bitteren Kämpfen erworben, denn ihr Mann starb früh und hinterließ ihr die Aufgabe, für die Familie zu sorgen. Ihre letzten Jahre hat sie im Hause ihres Sohnes, der ein namhafter Schriftsteller geworden ist, verlebt. — In Leipzig giebt man ein vaterländisches Schauspiel „Vom deutschen Boden“ von Fr. Friedrich, jedoch ohne Erfolg. Der Verfasser hat sich zum Boden seines Drama's Schleswig-Holstein erwählt und die Handlung nach dem Buche von Gustav Rasch „Vom verlassenen Bruderstamm“ componirt, scheint damit aber kein Glück gehabt zu haben. Die Fabel des Stückes ist verworren, die Sprache gesucht und ohne wirklichen Schwung, die Charakteristik verfehlt; die politischen Tendenzphrasen, welche das Stück in Masse enthält, wollten nicht zünden, man merkte die Absicht und wurde verstimmt. — Die Universität Halle, deren philosophische Facultät in den letzten Jahren durch Todesfälle und Abberufungen manche Lücke erlitt, hat in der jüngsten Zeit mehrere neue Kräfte erhalten. Die Stelle von Ludwig Roß, dem Archäologen, ist dem Dr. Conze aus Göttingen übertragen, die ordentliche Professur der Literaturgeschichte dem Dr. Zacher aus Königsberg, an dessen Stelle jetzt Oskar Schade tritt. Der Mathematiker Neumann, welcher nach Basel geht, wird durch den Dr. Gustav Roch ersetzt. — Unter den Opern, welche in diesem Jahre von deutschen Componisten auf die Bühne gebracht sind, ist endlich einmal wieder eine, welche über einen mühsamen Achtungserfolg hinaus zu einem wirklichen Eindruck und zu weiter Verbreitung gelangt. Das ist die dreiactige Oper „La Réole“ von Gustav Schmidt, deren Text von der Birchpfeiffer verfaßt ist und in Navarra zur Zeit Heinrichs IV. und der Katharina von Medicis spielt. Thöricht genug hat Frau Charlotte den französischen Namen der Burg, auf welcher sich die Handlung begiebt, beibehalten, statt irgend eine andere deutsche Bezeichnung zu wählen. Nachdem die Oper bereits auf vielen Bühnen mit Erfolg zur Aufführung gekommen war, ist sie nun auch in Berlin in Scene gegangen. Der Text zeigt keine besonderen Tugenden, dagegen die geschickte und unterhaltende Gabe der Verfasserin, welche sich vorgenommen hatte, ein brauchbares Libretto zu machen, bei dem der geschichtliche Hintergrund Nebensache ist. Was die Musik betrifft, so hat sie mehr Werth als des Componisten frühere Opern „Prinz Eugen“ und die „Weiber von Weinsberg.“ Sie hält sich in einer guten und verständigen Mitte, vermeidet Triviales und Rohes, versteht sich ziemlich gut auf charakteristischen Ausdruck, behandelt die Stimmen naturgemäß und hat fließende und wohlklingende Ensemblesätze. Nach bestimmten und guten Mustern und Schablonen gearbeitet, ohne höheren geistigen Flug, aber mit dankbaren Rollen und Einzelheiten ausgestattet, wird die Oper sich mit Ehren behaupten. Für die Berliner hatte sie dadurch noch ein besonderes Interesse, daß Johanna Wagner wieder einmal als Sängerin auftrat. — Schnorr von Carolsfeld in Dresden hat sein Bild „Luther vor dem Reichstage zu Worms“ vollendet. Dasselbe verdient in jedem Betracht als eines seiner vorzüglichsten Werke, selbst so großen Schöpfungen wie den Nibelungenfresken und der Bilderbibel gegenüber, angesehen zu werden. In Stoff, Auffassung, Formengebung und Färbung ein echt deutsches Bild, wirkt es besonders mächtig und ergreifend durch den Gegensatz des Kaisers und des Reformators, der als eine Verkörperung des großen historischen Gegensatzes von Weltverstand und Herzensüberzeugungen erscheint. Aber auch alle andern Partien des Gemäldes bekunden den großen Sinn wie die Meisterschaft des greisen Künstlers. — Der vom Könige von Preußen ausgesetzte Schillerpreis von 1000 Thalern für das beste deutsche Drama ist am 10. November dieses Jahres fällig. Die Commission soll vorschlagen wollen, daß Hebbel diesen Preis für seine „Nibelungen“ erhalte.

* Vermischte Nachrichten. Auf dem großen Nationalfeste in Leipzig, das im Allgemeinen ein erhabenes und großartiges war, gab es einen Punkt, um den fast ein Hader ausgebrochen wäre. Das ist die Angelegenheit des deutschen Städtetages, welcher dort begründet werden sollte, aber nicht genügend durchdacht und ausgearbeitet war. Im Drange der Vorbereitungen und Geschäfte hatten die Unternehmer nicht Zeit gehabt, einen klaren und annehmbaren Plan fest hinzustellen, und luden nun überdies die Vertreter der deutschen Städte, deren 210 Abgeordnete geschickt hatten, am 18. October zu einer Versammlung ein, die mitten in den Lärm des Festes hineinfiel und in ganz kurzer Zeit in einem ungenügenden Lokel abgehalten wurde. Die Abgeordneten kamen in aufgeregter oder abgematteter Stimmung zusammen, und schon drohte bei dem Mangel eines klaren Plans und bei den widerstreitenden Ansichten eine arge Verwirrung auszubrechen. Da gelang es dem Bürgermeister Koch von Leipzig, eine unerquickliche Debatte und ärgerliche Spaltungen abzuschneiden durch den Vorschlag, den Gedanken des deutschen Städtetages einem Ausschusse zu übertragen, der ihn durcharbeite und im geeigneten Zeitpunkte zur Ausführung bringe. Diesen Ausschuß bilden die Städte Wien, Berlin, Hannover, Oldenburg, Kassel, Mainz, Karlsruhe, Stuttgart, Augsburg, Weimar und Leipzig. — Zu bedauern bei dem Feste war, daß den Festtafeln, welche wegen der Masse der Theilnehmer an fünf verschiedenen Stellen gehalten werden mußten, durchweg die der Sache würdige Haltung fehlte; ein Fall, der sich leider bei solchen Gelegenheiten so oft wiederholt. Fast in allen Sälen herrschte nach dem Berichte der süddeutschen Zeitung eine Unruhe und Ungeduld, die einer Festversammlung ernster und bewußter Männer wenig ziemte. Allerdings, — sagt der Correspondent — waren die Elemente zu gemischt, um sich leicht einer wohlbemessenen Harmonie zu fügen. Das Naturgesetz der Massenversammlung, in welcher mit der Zahl regelmäßig auch das Physische über das Geistige und Sittliche emporwächst, mußte sich geltend machen. Aber die steigende Zucht und Gewöhnung des öffentlichen Lebens wird es doch hoffentlich bald dahin bringen, daß wir, selbst wenn Hunderte beisammen sitzen, Magen und Gaumen befriedigen können, ohne in jedem Tafelredner einen unverschämten Störer unserer Genüsse zu erblicken, an dem man sich durch lärmende Unterbrechungen rächen dürfe. Auf der andern Seite sollten freilich auch Stimmen, die kaum ein Sälchen füllen, sich in einem großen Saal voll summenden Gesprächs, klappernder Teller und auf- und abhuschender Aufwärter lieber nicht hören lassen wollen, denn dort, wohin sie nicht mehr vernehmlich dringen, reizen sie nur eine natürliche Unzufriedenheit zum Ausbruch. Fügen wir hinzu: Auf eines wird man in Leipzig, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, nicht Bedacht genommen haben, nämlich auf eine energische Leitung der Tafel. Wenn die Hunderte, welche versammelt sind, von Anfang an das Gefühl haben, daß sie von einem festen Präsidium geleitet werden, so ist es möglich, einige Zeit lang eine würdige Stimmung aufrecht zu erhalten. — Ueber die Ruhmeshalle bei Kelheim, die am 18. October eingeweiht wurde, tragen wir noch einige Notizen nach. Der Bau besteht wesentlich aus Kalkbruchsteinen von Schlanders in Tyrol, Tegernsee, Salzburg und aus andern Brüchen; Holz ist nur bei den Thüren verwendet. Das Innere wird durch eine Laterne erhellt, die Wände sind von glänzend polirtem Marmor, 34 Victorien aus carrarischem Marmor umschließen den Bau. Ein vergoldeter Bronzeschild trägt die Namen und Daten der Schlachten aus den Jahren 1813 bis 1815. Ferner sind angebracht die Namen von 18 Festungen, die damals eine Rolle spielten, und von 18 deutschen Feldherren. Diese sind: Schwarzenberg, Blücher, Wrede, Radetzky, Scharnhorst, Gneisenau, Wilhelm von Würtemberg, Wilhelm von Braunschweig, Friedrich von Hessen, York, Klenau, Bülow, Gyulai, Kleist, Colloredo, Tauenzien, Bubna, Ziethen. Eine Inschrift besagt: Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt. — Wieder hat Afrika ein Opfer gefordert; der junge Geologe Richard Thornton, einer der Begleiter Livingstone's, ist den Anstrengungen der Reise und dem Klima erlegen. — Am 22. October starb in Frankfurt der dortige gelehrte Bibliothekar Dr. Johann Friedrich Böhmer. Er war geboren zu Frankfurt im Jahre 1795, der Sohn des Directors der reichsstädtischen Kanzlei. Böhmer hatte sich auf seinen Reisen zur Durchforschung der Bibliotheken und Archive Deutschlands, Italiens, Frankreichs und der Niederlande eine seltene Reichhaltigkeit des Wissens erworben. Bekannt und allgemein geschätzt sind von dem Verstorbenen die Werke: „Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser (oder Kaiserregesten, in verschiedenen Zeitabschnitten veröffentlicht und bis in das 14. Jahrhundert fortgeführt)“. „Die Reichsgesetze vom Jahre 900 bis 1400“, „Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt“, ferner mehrere Aufsätze und Abhandlungen über ältere deutsche Geschichtsschreiber in den zu Stuttgart erschienenen „Fontes rerum Germanicarum“. Von seinem höchst ansehnlichen Vermögen — er war reich begütert in der bayerischen Rheinpfalz und hinterläßt eine halbe Million Gulden — hat er einen beträchtlichen Theil zu Legaten bestimmt. — In einem Feuilleton der Pariser Opinion nationale finden wir neue Angaben über die späteren Schicksale der Sesenheimer Friederike, der vielgefeierten Geliebten des jungen Goethe. Nach der bisher verbreiteten Version hätte Friederike Brion nach dem Tode ihrer Eltern das Elsaß verlassen und sich um die Zeit der Revolution zu einer Freundin nach Versailles und später mit dieser nach Paris begeben, wo sie in der besseren Gesellschaft großen Beifall gefunden hätte. Dagegen will nun Herr Jules Levallois durch Nachforschungen im Lande selbst und mit Hülfe des Pastors Lucius in Sesenheim und des Notars Hanz in Drusenheim ermittelt haben, daß Friederike nach dem Tode ihres Vaters, welcher das bescheidene Vermögen der Familie nicht sehr sorgsam verwaltet zu haben scheine, in Rothan bei La Roche eine Schule für junge Mädchen errichtet habe. Sie wäre 1813 in Missenheim, Großherzogthum Baden, 59 Jahr alt gestorben, und hätte bis an ihr Ende ihre Schönheit, Güte und Melancholie bewahrt. Ihre lebhafte und ungestüme Schwester Sophie, welche man im Hause das „Täntele“ nannte und die zur Zeit des Goethe'schen Aufenthalts in Sesenheim erst zehn Jahre alt war, starb zu Niederbronn; sie hatte dreißig Briefe Goethe's an ihre Schwester vernichtet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen

Elfter Jahrgang.

№ 45. Bremen, 8. November. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* An der Weser.

Von W. O. Focke.

Das Wasser ist ein Element, welches für den ästhetischen Gesammteindruck einer jeden Landschaft von dem höchsten Werthe ist, mag es nun als Meer, See, Fluß oder Bach auftreten. Besonders bedeutungsvoll erscheint es in unserer Heimath, wo die Oberfläche des Bodens an und für sich nichts als weite Ebenen, langgestreckte Thalmulden und allenfalls noch einige Sanddünen aufzuweisen hat. Es vermögen daher nur das Wasser und die Vegetation diesen einförmigen Gegenden etwas mehr Mannichfaltigkeit und landschaftliche Reize zu verleihen. Und in der That, man kann auf den Felszacken und den eisbedeckten Firnen der Alpen herumgeklettert sein, man kann prächtige Gebirgsthäler durchwandert, an den herrlichen Geländen krystallener Seen geruht, dem melodischen Wellenschlage der blauen Adria gelauscht haben, und sich doch die volle Empfänglichkeit für die einfachen Naturgenüsse unserer niedersächsischen Heimath bewahren. Schön ist es von der hohen Geest hinabzuschauen auf den belebten Strom und die grünen, heerdennährenden Marschen, welche am fernen Horizont ein bläulicher Streifen waldiger Anhöhen begrenzt. Schön ist es im Schatten unserer mächtigen, knorrigen Eichen, schön in den hochgewölbten Hallen und Domen unserer herrlichen Buchenwälder, schön auf dem breiten Flusse, in welchem sich buschige Abhänge, freundliche Landhäuser und, von grünem Deiche herab, schmucke, eschenumkränzte Bauerhöfe spiegeln. Aber auch die großartige Monotonie unserer braunen Haideflächen, die schwermüthige Ruhe unserer schwarzen Moorflüsse, das friedliche Stillleben unserer weiten Marschen und Grasebenen mit ihrem unbegrenzten freien Horizonte haben ihre eigenthümliche Anziehungskraft und bieten Stoff genug zu mannichfaltigen Gedanken und Betrachtungen.

Der Charakter der Landschaft in unserer Gegend wird, wie gesagt, vorzugsweise vom Wasser und von der Vegetation bestimmt, beide sind aber in ihrer Vertheilung vom Boden abhängig. Die Geest, das hohe, weit über alle Fluthen erhabene Land, hat nur kleine, in Wiesen und Gebüsch versteckte Bäche und Auen, hin und wieder auch Seen aufzuweisen, deren sich übrigens erst in ziemlich beträchtlicher Entfernung von Bremen solche von einiger Bedeutung finden. Die Niederungen besitzen dagegen außer ihren kleinen Flüssen zahlreiche „Laken“, „Kolke“, „Bläuken“, „Pohle“, „Kuhlen“ und „Braken“, teichartige Gewässer, welche zuweilen einen solchen Umfang und solche Tiefe erreichen, daß der bescheidene Einheimische ihnen den Namen „Seen“ ertheilt. Oft gelingt es den geschäftigen Sumpfpflanzen im Laufe der Zeit nicht nur kleinere, sondern selbst die ansehnlicheren unter diesen Wassertümpeln für sich zu erobern; dann werden „Dobben“ und „Dümmer“ daraus, beides eigenthümliche Formen von Mittelzuständen zwischen Land und Wasser. Bäche hat die Marsch freilich nicht, dafür aber um so viel mehr „Gräben“, „Graften“, „Wasserlösen“, „Schlote“, „Piepen“, „Wettern“, „Flethe“ und „Streeke“, an der Küste auch „Leiden“, „Tja's“ und für ziemlich ansehnliche Schiffe fahrbare „Tiefe“. Fügt man dem Bilde eines kleinen Flachlandsflusses, so wie dem des Wassersystems der niedrigen Binnenmarschen dann noch die unumgänglichen „Wehre“, „Staue“, „Siele“, „Schotte“, „Wahren“ und „Leggen“ hinzu, so wird man sich überzeugen, daß es selbst den untergeordneten Gewässern der Marsch nicht an Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit fehlt. Aber die Bedeutung aller dieser kleinen Seen und Flüsse schwindet dahin gegen die des Hauptstroms, welcher aus dem Wunderlande der „wirklichen Berge“ kommt, aus jenen für unsere in der Ebene geborenen Landsleute fast sagenhaften Gegenden, wo fast der ganze Boden aus Stein besteht, wo es kaum ein völlig flaches Feld giebt, wo jedes Bächlein murmelt und rauscht, wo alles Wasser hastig thalwärts eilt und manchmal schon mit Macht aus dem Boden hervorspringt. Seltsames, unbegreifliches Land! Das echte Bremer Stadtkind kann sich die Sache noch am leichtesten vorstellen, seine heimischen Straßen sind ja ebenfalls ganz von Stein, seine „Putten“ und „Rennen“ gleichen, wenn es geregnet hat, ohne Zweifel auf's Genaueste den oberländischen Bächen, deren Quellen wiederum ganz passend durch die „Gossen“ vertreten werden. Nur hinsichtlich der Berge sind die Begriffe der Bremer Jungen wohl einigermaßen schwankend; bald denkt er sie sich etwa wie den „Süll“ seiner Straßen in vergrößertem Maßstabe, bald mehr wie die Anhöhen in den Wallanlagen, bald auch wohl wie häuserhohe Pflastersteinhaufen. Klarer gestalten sich jedoch wieder die Vorstellungen über die „Felsen“, welche selbstverständlich nur eine Art von natürlichen Kirchthürmen sind. Es sei nun übrigens mit den Bergen, wie es wolle, sonderbar muß es da droben jedenfalls aussehen.

Nun, aus diesem fremdartigen Oberlande stammt also unsre Weser, die wichtige Lebensader, welche uns einerseits mit ihrem Quellgebiete und dem ganzen Binnenlande, andererseits mit dem Ocean und der großen weiten Welt verbindet. Man sieht es dem

Strome doch gleich auf den ersten Blick an, daß er seinen Ursprung nicht von „Hüsterloh und Krekelborn“ genommen hat. Die heimischen kleinen muntern Wald- und Haidebäche haben, bevor sie zu Flüssen heranwachsen, alle eine trübe Lehrlingszeit durchzumachen; sie müssen nämlich ein oder einige Moore durchkriechen, aus denen sie nicht eher wieder entlassen werden, bis sie ganz schwarz oder wenigstens kaffeebraun geworden, also selbst in eine Art von Mohren verwandelt sind. Nach glücklich überstandener Procedur pflegen dann diese armen Neger unter den Flüssen trotz der wiederlangten Freiheit eine sehr phlegmatische Natur anzunehmen; in vielen Windungen schleichen sie, oft ziemlich breit und tief, vorsichtig und bedächtig dem Hauptflusse zu. Wie anders die Weser mit ihrem gleichmäßigen, kräftigen Strom, ihrem sichern, selbstbewußten Lauf und namentlich ihrer hellen, blonden Farbe! Daher hat sie auch von unsern Vorfahren ihren Namen „wisar aha“, weißes Wasser, erhalten. Unter den großen Strömen Europa's, oder gar der Erde, nimmt sie freilich nur einen bescheidenen Rang ein; auch kann man sich, ohne das übliche Maß poetischer Freiheit gröblich zu überschreiten, nicht füglich einbilden, daß sie sich im Hochsommer, wenn der Pegel 18 Zoll unter Null weis't, besonders majestätisch ausnehme. Aber nichtsdestoweniger verdankt ihr nicht allein unsere gute Stadt Bremen ihre Bedeutung und ihre Blüthe, sondern es führen auch alle die weiten Niederungen an ihren beiden Ufern Dasein und Fruchtbarkeit auf sie zurück. Die Weser bringt von den zertrümmerten und zerriebenen Gesteinen des Oberlandes sowohl die gröberen Körner, den Kies und Sand, als auch namentlich den aus der Zermalmung der Felsen hervorgegangenen feinsten Thonstaub mit sich herab. Seit Jahrtausenden lagerte sie diese kleinen Theilchen, so oft sie, vom schmelzenden Schnee geschwollen, das Flachland weit überfluthete, in unsern Marschen ab, ein Vorgang, den wir noch alljährlich im Außendeichslande beobachten können.

Es würden sich lange Geschichten von der Entstehung unseres Bodens erzählen lassen, aber Wenige haben erst in das Urkundenbuch seiner Lagerungsverhältnisse hineingeblickt, Niemand hat es bisher gründlich durchforscht. Ehemals gehörten all die weiten Niederungen in unserer Gegend von Geest zu Geest der Weser zu eigen; sie suchte sich in denselben ihr Bett überall dort, wo es ihr beliebte, und vertauschte es, so oft sie wollte, gelegentlich mit einem neuen. Der Mensch hat es für gut befunden, ihr diese Willkürlichkeiten zu legen, er hat hohe Deiche aufgeführt, die ihr eine feste Grenze anweisen, welche sie nicht mehr überschreiten darf. Jenseits derselben, d. h. Binnendeichs, wurden dann Dörfer und Städte gegründet, Straßen angelegt, Gräben gezogen, Aecker bestellt, kurzum es entfaltete sich dort menschliche Thätigkeit und Betriebsamkeit nach allen Richtungen hin. Binnendeichs fühlt sich der Bewohner völlig sicher sowohl in seinen Arbeiten, wie in seinen Freuden und Thorheiten. Aber wehe, wenn der Fluß, hochgeschwollen, sein altes Gebiet zurückfordert, wenn er mit seiner freien Naturkraft gegen die Deiche und Siele anstürmt, sie durchbricht und dann, entfesselt, die nächsten Häuser verschlingt, sich ein tiefes Loch („Brake“, „Wehle“) in den Ackergrund wühlt und sich endlich weithin über die Saatfelder ergießt, um sein angestammtes Recht über das Land, welches er selbst geschaffen hat, geltend zu machen. Doch bald pflegt sich seine Wuth zu besänftigen; es ist als ob er wüßte, daß er sein Eigenthum dermaleinst doch zurückerhalten wird. Die Flußbetten und das Außendeichsland erhöhen sich nämlich fortwährend durch herabgeschwemmten Schlamm und Sand, sie wachsen daher über das eingedeichte Land hinaus. In gleichem Maße müssen die Deiche immer höher und stärker gemacht werden, in gleichem Maße nimmt auch die Gefährlichkeit der Durchbrüche zu, und daher werden in einem Bezirke nach dem andern die Unterhaltungskosten der Deiche das von ihnen geschützte Land so stark belasten, daß dadurch die Annehmlichkeit im Binnendeich zu wohnen, unverhältnißmäßig theuer erkauft wird. Dazu kommt, daß die Ueberschwemmungen der größeren Flüsse die Fruchtbarkeit des Bodens ungemein erhöhen, indem sie ihm die den Pflanzenwuchs befördernden Salze liefern. Das Binnendeichsland dagegen wird seiner mineralischen Nährstoffe durch die Erndten mehr und mehr beraubt, es bedarf deßhalb zur Bewahrung seiner Ertragsfähigkeit einer immer reichlicheren Entschädigung durch künstliche Düngung. Vorläufig überwiegen jedoch meistens noch die Vortheile, welche der Schutz der Deiche bietet, so sehr, daß man fast überall mit immer gewaltigeren Mitteln gegen die Flüsse ankämpft. Immer mächtigere Bollwerke, immer künstlichere Entwässerungsanstalten, immer bessere Düngungsmethoden, kommen zur Anwendung, und, wie es scheint, vorläufig noch meistens mit befriedigendem Erfolge. Viele Marschen werden dieses Vertheidigungssystem noch Jahrhunderte lang durchführen können, aber der Fluß wird seine Belagerungsarbeiten dennoch unermüdlich fortsetzen, und schließlich dürfte er den Kampf doch wohl am längsten aushalten und Sieger bleiben.

Uebrigens sind es noch immer ganz ansehnliche Ländereien, über welche unsere Weser, wenn sie anschwillt, eine unbestrittene Herrschaft ausübt. Im Sommer ist sie jedoch ein sehr zahmer Fluß; sie bleibt für gewöhnlich ganz gelassen in ihrer tief eingeschnittenen Stromrinne und läßt oben auf dem höheren Lande Pflanzen, Vieh und Menschen treiben, was sie Lust haben. Nur selten und ausnahmsweise wandelt sie die Laune an, ihr Gebiet auch einmal um diese Jahreszeit zu besuchen und ihre Oberherrlichkeit über dasselbe geltend zu machen. Indeß pflegt sie selbst dann großmüthig genug zu sein, einen winzigen Sommerdeich von ein paar Fuß Höhe gutherzig zu respectiren und sich nach kurzer Umschau ohne allen Groll in ihr gewöhnliches Bett zurückzuziehen.

Weil nun die Weser im Sommer nur ein kleiner Fluß ist, so benutzt der rastlose Mensch diese Zeit dazu, sie noch weiter zu knechten und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Zahllose schmale Faschinendämme, „Schlengen“, „Buhnen“ oder „Schlachten“ genannt, sind von beiden Ufern her in das Sommerflußbett hineingebaut worden, um den eigentlichen Strom auf eine mittlere Rinne von einigen hundert Fuß Breite zu beschränken. Es geschieht dies nicht des Landgewinns wegen, der allerdings nebenher erzielt wird, sondern man bezweckt damit zunächst nur die Vertiefung des Fahrwassers. Alle Nebenarme sind durch ähnliche Querdämme abgesperrt und müssen daher immer mehr versumpfen und verschlammen. Dadurch werden denn auch allmälig alle „Höpe“, „Bulten“, „Eggen“, „Sande“, „Platen“, „Werder“ und „Groden“ vollkommen landfest. Nur unterhalb Vegesack trägt der breiter gewordene Strom bisher keine Fesseln und kann sich noch in freier Ungebundenheit an seinem alten, vieltausendjährigen Spiele erfreuen, jenem abwechselnden Anspülen und Wegschwemmen von „Sanden“ und „Platen“. Doch auch dort soll ihm seine naturwüchsige Freiheit genommen werden, auch dort soll er sich der Willkür des Menschen beugen. Nach wenigen Jahrzehnten spuken vielleicht alle jene verschiedenen Arten von Inseln nur noch als sagenhafte Dinge in den Localitätsbenennungen der Schiffer und Landleute fort. Die angeführten Ausdrücke sind nicht alle leicht in's Hochdeutsche zu übersetzen. Ein „Hoop“ z. B. ist ursprünglich wohl jede rundliche Erhabenheit, doch ist das Wort in diesem allgemeinen Sinne jetzt nicht mehr gebräuchlich. Dagegen bezeichnet man in einigen Strichen Niedersachsens die Holzungen vielfach mit diesem Namen, vermuthlich ihrer ursprünglichen Gestalt wegen; in andern Gegenden werden aber Inseln von einigermaßen rundlicher Form so genannt.

In der Weser finden sich, ihres schnellen Stromes wegen, fast nur längliche Inseln, daher auch nur wenige „Höpe". Um so häufiger trifft man dieselben zwischen den Wummearmen oberhalb Borgfeld an, wo die auf ihnen liegenden Grundstücke gemeiniglich „Hoopstellen" genannt werden. Auch an der Ochtum und andern Flüssen giebt es solche Höpe. Sinnverwandt ist das Wort „Bulten", ein noch allgemein üblicher Ausdruck, welcher sich in den meisten Bedeutungen durch „Haufen" übersetzen läßt. Wenn man von „Bultenland" spricht, so meint man damit gewöhnlich Wiesen oder Triften, die mit kleinen rundlichen Rasenhügelchen übersäet sind, wie sie am häufigsten durch das eigenthümliche Wachsthum der steifen Segge gebildet werden. An einigen Orten nennt man indeß auch Inseln im Flusse „Bulten", eine Begriffsübertragung, die auf derselben Anschauungsweise beruht, wie die analoge von „Hoop". Auf die Gestalt scheint es übrigens bei einem „Bulten" weniger anzukommen. Eine „Egge" ist eine Kante, daher auch wohl ein Sandrücken im Flusse, der dann seinen Namen noch behalten kann, wenn er schon zur Insel herangewachsen ist. „Sande" und „Platen" sind die gebräuchlichsten Bezeichnungen für niedrige Eilande an der ganzen deutschen Nordseeküste und im Unterlaufe der Ströme. An der Weser pflegt man die Schlickinseln „Platen", die Sandinseln „Sande" zu nennen, doch ist man nicht ganz consequent darin und scheint anderswo diesen Unterschied noch weniger zu beachten. „Werder" sind vorzüglich die grasbewachsenen Halbinseln oder auch Inseln, welche nur durch unbedeutende Arme vom Lande getrennt werden. „Groden" ist die allgemeine Bezeichnung für das Außendeichsland im Bereiche des Ebbe- und Fluthgebietes. Die niedrigen Groden werden von jeder etwas höheren Fluth, namentlich von den Springfluthen, überschwemmt.

Wenn im Februar oder März der Schnee des mitteldeutschen Hügellandes schmilzt, dann wächst die Weser zu einem mächtigen Strome heran. War sie gefroren, so sprengt sie zuerst ihren Eispanzer und schiebt die Schollen oft mit unglaublicher Gewalt an den Deichen hinauf. Anschwellend überfluthet dann der Fluß allmälig das Außendeichsland, von welchem anfangs noch viele große Inseln hervorragen, die, immer kleiner werdend, endlich alle in den Gewässern verschwinden. Immer höher steigen dann die Fluthen an den Deichen empor, und endlich klopfen die Wellen ungestüm gegen die Kappe derselben an, den feinen Schaum in das belagerte Binnenland spritzend. Der Anblick dieser aufgeregten, schnellströmenden, graugelben Wassermasse ist dann ein großartiges Schauspiel. In der Stadt Bremen bleibt der Fluß freilich auf sein enges Bett zusammengedrängt, außerhalb ihrer Mauern erlangt er jedoch zu solchen Zeiten die durchschnittliche Breite von einer Viertelmeile. Wird die Höhe von 17 Fuß über Null des Bremer Brückenpegels überschritten, so tritt ernstliche Gefahr für die Deiche ein. Gewöhnlich kommt es nicht so weit; der Wasserstand bleibt einige Tage auf seinem Höhepunkte, dann zieht sich das nasse Element langsam zurück. Nun kommen hie und da strichweise die kahlen Zweige von Weidengebüschen zum Vorschein, endlich taucht eine graue, schlickige Insel auf, die allmälig größer wird und schon nach wenigen Tagen in saftig grünem Gewande prangt. Bald ist das ganze Außendeichsland wieder erschienen, Anfangs noch von einzelnen Flußarmen durchschnitten, bis auch diese versiegen und der Strom schließlich in seine engeren Ufer zurückgetreten ist, umrahmt von Weidengebüschen, welche ihre gelben Blüthenkätzchen und ihre ersten grünen Blätterspitzen entwickeln. Die angrenzenden Wiesen sind ganz mit einer dünnen Lehmschicht überzogen, durch welche sich jedoch bald das aus dem neubefruchteten Boden emporsprießende junge Grün Bahn bricht. Zahllose „Marienblümchen" (Masliebchen) schmücken schon wenige Tage nach Abfluß der Gewässer den frischen Rasen; bald nachher folgen die Millionen von gelben Sternen der „Spiegelblumen" (Ranunculus Ficaria) und „Butterblumen" (Taraxacum officinale). Im Mai pflegen die Außendeichswiesen schon reichliches Futter zu liefern, gegen Ende des Monats belauben sich auch die Weidengebüsche, so daß dann die Weserufer ihr sommerliches Gewand bekommen. Der Spiegel des Flusses sinkt inzwischen immer mehr, im Juli erreicht er gewöhnlich den Nullpunkt des Brückenpegels und fällt nun unter denselben. Dann reichen die letzten, freilich schwachen Wirkungen der Ebbe- und Fluthbewegung noch über Bremen hinaus, am unteren Ende der Stadt und weiter stromabwärts erlangt diese Erscheinung für den Fluß und seine nächsten Ufer nun eine hohe Bedeutung. Zur Ebbezeit liegen dann am Gestade und zwischen den Schlengen oft nicht unbeträchtliche Sandbänke frei; an anderen, dem eigentlichen Strome ferneren Stellen kommt Schlick zum Vorschein. Wo sich einigermaßen geschützte Plätze finden, da sprießen bald junge Keime aus dem frischentstandenen Boden empor zum Zeichen, daß die Pflanzenwelt ihn für sich in Besitz nimmt. Die Fluth überspült wieder einen großen Theil dieser Sande und bewässert die auf denselben keimenden jungen Kräuter. In den ruhigen Buchten zwischen den Schlengen lagern sich im Sommer über dem Sande häufig Thonniederschläge ab, die nach weiterem Fallen des Wassers an der Sonne austrocknen und in eine Menge kleiner, harter, eckiger Bruchstücke zerspringen. Staut dann ein Sturm den Fluthstrom auf, oder schwillt der Fluß durch Regengüsse an, so werden diese Thonbrocken überschwemmt, erweicht und von den Wellen auf dem glatt ansteigenden Strande hin und hergerollt, wodurch sie eine kuglige oder ovale Form annehmen. Nach dem Fallen des Wassers bleiben sie dann als rundliche Ballen und Klümpchen in der Gegend der ursprünglichen Ablagerungsstelle liegen. Eigentliche Schlicklager können sich zwischen den Schlengen nicht bilden, weil bei jedem Hochwasser ein starker Strom sich über diese Stellen ergießt, wodurch der Grund stets von Neuem aufgewühlt wird. Dagegen bilden sich Thonschichten in den abgedämmten Seitenbetten, so wie in größerem Maßstabe im Unterlaufe des Flusses überall dort, wo er sich in viele, bei steigender Fluth zusammenhängende Nebenarme spaltet, in denen nur durch die Gezeite Strömungen hervorgerufen werden. Weiter oberhalb bilden Sand- und Kiesbänke stets die nächsten Ufer des Flusses bei niedrigem Wasserstande.

Bemerkenswerth sind am Weserufer unter Andern auch die Dinge, welche von den Wellen daselbst angetrieben werden, denn sie liefern dem Beobachtenden ein originelles Bild von dem, was auf dem Flusse und an seinen Gestaden vorgeht. Die große Masse der angeschwemmten Substanzen besteht aus dürren Pflanzentheilen, namentlich aus Rohrhalmen, sowie aus allerlei Holz- und Rindenstückchen. Unterhalb Bremen ist indeß die Weser ein kosmopolitischer Fluß, und von den auf ihr verschifften Producten empfängt sie immer allerlei Zoll, der freilich meistens in werthlosen Dingen besteht. Zunächst finden wir am Ufer verschiedene Sorten des einheimischen Torfes in großer Menge angeschwemmt. Im Herbste pflegen sich diesem Brennstoff allerlei Rüben, Zwiebeln, Kartoffeln und andere Früchte, namentlich aber zahlreiche Weißkohlblätter beizugesellen. Doch diese Producte des Teufelsmoores, der Osterstader Marsch und anderer benachbarten Landstriche befinden sich in weitgereister Gesellschaft. Vor Ausbruch des amerikanischen Krieges war Baumwolle ein Hauptstapelartikel, welcher sich in den Wieden des Weserufers in beträchtlicher Menge sammelte. Sie verkam dort keineswegs unbenutzt, denn mehrere Vogelarten hatten die Brauchbarkeit dieses Rohstoffes vollständig begriffen und verwandten denselben zur Wattirung ihrer Nester. So steigt der Luxus unter den Vögeln des Feldes mit dem des

Menschen, und jetzt, nun die Baumwollenflocken auch in den Gebüschen an der Weser rar geworden sind, empfinden die niedersächsischen Fliegenschnepper die Folgen des amerikanischen Bürgerkrieges. So mannichfaltig verketten sich Ursachen und Wirkungen. Häufiger als die Baumwolle finden sich jetzt am Gestade des Flusses verschiedene Arten von ausländischen rohen Matten und Geflechten, welche zur Verpackung von Waaren gedient haben, ferner Cocosnußschalen und Pfröpfe, seltener alte Lederstücke, Pomeranzenschalen, Tabacksblätter und dergleichen. Aber diese Sachen schwimmen zu leicht auf dem Wasser und sind zu vergänglich, als daß man erwarten könnte sie vom Schlamm überlagert zu sehen, der sie, als characteristische Auswürflinge der jetzigen Unterweser, der Nachwelt aufbewahren würde. Mehr Aussicht auf eine längere Erhaltung haben einige Thierreste, welche der Fluß antreibt und ablagert. Es sind dies nämlich die Schalen verschiedener Süßwassermuscheln so wie Knochen von Säugethier- und Vogelleichen, welche der Fluß nicht selten antreibt. Von Thon oder Lehm eingehüllt, erhalten sich diese harten, kalkigen Thiergehäuse und Gerippe unter günstigen Umständen sehr lange, im Sande werden sie jedoch von den beträchtlichen Mengen durchsickernden Wassers rasch aufgelöst und zerstört. Besonders bezeichnend für die Gegenwart ist indeß der Kies des Weserufers. Den Quarz- und Feuersteinstückchen, den Bachkieseln, dem buntscheckig zusammengetriebenen rundlichen Gerölle finden sich nämlich nicht nur zahlreiche Ziegelbrocken, sondern auch Scherben von Töpfergeschirr und Glas, Thonpfeifenröhren, Knochenstücke, Zähne und Schlacken beigemengt. Klumpen aus festverkitteten Steinchen und Sandkörnern deuten auf ein eingeschlossenes verrostetes Eisenstück, gewöhnlich einen Nagel. Dieser Kies wird noch lange von unserer Zeit zeugen, von der Höhe unserer jetzigen Cultur aber nicht eben viel berichten. Nur auf großen Umwegen wird man einst vielleicht daraus schließen können, daß er im Anfange des historischen „Dampfzeitalters“ abgelagert worden ist. Es finden sich nämlich immerhin einige Monumente der Gegenwart darin, die geeignet sind, nähere Aufschlüsse zu vermitteln, so z. B. die auf einzelnen Scherben befindlichen Zeichen und Inschriften. Die gewöhnlichste dieser steinernen Urkunden lautet bei uns: Herzogthum Nassau. Welche politische und geographische Folgerungen die Geologen einer fernen Zukunft aus diesen Documenten ziehen werden, müssen wir ihrem eigenen Scharfsinn überlassen.

Solche und ähnliche Betrachtungen lassen sich vielfach an die Beobachtungen über das Schaffen der Natur am Flußufer anknüpfen. Es hat einen eigenen Reiz, nachzusehen, was eigentlich die Erde über uns und unsere Zeit zu Protokoll nimmt. Zugleich lehrt die Untersuchung der Vorgänge, durch welche gegenwärtig neue Erdschichten abgelagert werden, die Bildung älterer Gesteine verstehen und richtig beurtheilen.

---

* Im Gebirge.

Tegernsee, Schliersee, Achensee.

Im Vergleich zu Tegernsee, das mit seinem Schlosse und den vielen neuen Häusern schon einen vornehmen städtischen Anstrich aufweist, hat jenseits des Prinzensteges das liebliche Schliersee sich in Bauart, Sitte und Leben noch ein trauliches, ländliches Wesen bewahrt, bei welchem man in ruhiger Abgeschiedenheit von der großen Welt sich dem unmittelbaren Behagen des Wohlseins in der grünen Umhegung hingeben kann; der Wasserspiegel und die Berge wirken hier gar wohlthätig auf die Gemüthsstimmung und das Sinnen der Seele ein. Zwar sind auch für dieses, von der Natur in so harmonischer landschaftlicher Gestaltung angelegte Seethal jene Zeiten vorüber, in denen allein die „Fischerliesel“ dicht am Gestade für die noch selten kommenden Fremden eine einfache Einkehr darbot; die alte würdige Matrone, welcher das Verdienst gebührt, den Stadtkindern aus der näheren und weiteren Ferne erst den gelegentlichen Aufenthalt in diesem so wonnigen, früher wenig bekannten Gebiete ermöglicht zu haben, hat längst ihr einst so bescheidenes Haus und Wirthschaftsgeschäft ihren beiden Töchtern überlassen, die nun an der Seite ihrer Männer in neuen Zimmerräumen und in Küche und Keller dem größeren Verkehr Rechnung tragen. Allein trotz dem waltet hier noch in Hof und Haus der ländliche Sinn weiter; frisirte Kellner, wie man sie sogar in den Biergärten der „Post“ zu Tegernsee erblicken muß, verdrängen in der Posthalterei von Schliersee noch nicht die Mädeln, die viel besser für die Gäste sorgen; und die Frau Posthalterin nimmt noch ganz die Stellung ein, die ihr durchweg in den oberbayrischen und tyroler Dächern naturgemäß zusteht; sie ist eine kleine wirthschaftliche Königin ihres Bereiches, bei welcher ein jeder Gast im Falle der Noth Abhülfe seiner Beschwerden sucht, und die dann auch für Jeden eine freundliche Hand und ein freundliches Wort hat.

Nur fehlt es den bayrischen und tyroler Posthaltereien wie überhaupt den deutschen Gasthöfen in sehr empfindlicher Weise an Ruhe während der Nacht. Denn einerseits vernimmt man in jedem Schlafzimmer nicht nur jeden polternden Hausknechtstritt, jeden spät heimkehrenden Gast, sondern die Stuben sind meistens auch bloß durch dünne Wände, noch dazu mit sehr dünnen Thüren, von einander getrennt, so daß die geringste Bewegung des Nebenmannes hörbar wird. Da erlebt man es denn wohl, daß, wenn man sich Abends zu bürgerlicher Stunde in's Bett gelegt hat, um nach all den Bergwanderungen einmal gründlich auszuschlafen, plötzlich um Mitternacht zwei altbayerische Wirthe als Gäste in's Nebengemach lärmend einrücken und dort einen Bierrausch verschnarchen, als ob sie einen Eichenblock durchsägten. An weiteres Schlummern ist dann natürlicher Weise nicht zu denken; hinaus auf die Straße kann man auch nicht flüchten — man ist gezwungen, sechs Stunden diesen gräulichen Lärm in eigener Schlaflosigkeit anzuhören. In einer solchen Nacht ging an einem Sonntage zu Schliersee noch obendrein in dem gegenüber liegenden Wirthshause eine solide Bauernprügelei los; die großen kräftigen Gestalten, von Bier erhitzt, schlugen sich brüllend die Steinkrüge um die Köpfe, bis endlich der Posthalter sie in anerkennungswerther Correctheit an die frische Luft setzte und sie nun allmählig nach Hause taumelten.

Derartige nächtliche Störungen beeinträchtigen aber doch einigermaßen das ländliche Behagen; für den Kranken vollends, der Stärkung auf dem Lande sucht, können sie geradezu unerträglich werden. Wer zwar sich guter Nerven erfreut, der setzt sich in solchen Fällen lieber selber zu den Trinkenden hin und hört dabei gelegentlich aus einem bäuerlichen Freimunde, wie das Pierrer'sche Lexikon des Steffelbauers zu Neuhaus (Steub's „Wanderungen“) durch die Diplomatie der geistlichen Herren wieder aus dem Hochgebirg hinausgekommen ist; oder er geräth Nachts um 1 Uhr noch in eine Horde junger Kerle hinein, die kurz vorher in Miesbach Haberfeld getrieben hatten und jetzt beim späten Biere sich der Vorgänge bei ihrem vollzogenen Vehmgerichte in der Erinnerung freueten; obschon gerade dieses Mal, zum ersten Male in der Weltgeschichte, zwei der Miesbacher Haberfeldtreiber bei dem Skandal von Gensd'armen gefaßt und vor das Münchener Gericht gestellt waren, so daß der alte geheime Bauernverband, der noch immer „im Namen Karls des Großen“ seine

Urtheile über die Opfer seiner Vehme spricht, vielleicht endlich etwas an die Oeffentlichkeit gebracht werden wird.

Verwendet man nun die ersten Tage des Aufenthaltes in Schliersee darauf, daß man nach dem Morgenkaffee auf dem grünen See herumfährt, seinen Frühschoppen auf der „Halbinsel“ in kühlem Schatten hochstämmiger Tannen trinkt, nach Tisch auf die alte Ruine Waldeck hinaufklettert und Abends beim Biere die munteren Weisen irgend eines Zitherspielers auf dem Dorfe anhört, so lassen sich für längeres Verweilen von dort aus auch sehr lohnende Ausflüge in die Umgegend unternehmen. Wer es der Brust und den Beinen zutrauen darf, den hochragenden Wendelstein in ungefähr vier Stunden zu ersteigen, soll von seinem Gipfel bei klarem Wetter eine entzückende Aussicht auf das tyroler Gebirge wie auf die weite nördliche Ebene vor sich haben; weniger ausdauernde Naturen begnügen sich indessen auch mit einer Wanderung nach der Kaiserklause oder mit einer Fahrt über Bayrisch-Zell nach Urspring, das schon auf tyroler Boden liegt. Der Weg zur Kaiserklause, einem Försterhause mitten im Gebirgswalde, führt vom Südende des Schliersees rechts an den Höhen hinauf, deren Tannenwände an ihren unterbrochenen Stellen von Zeit zu Zeit überraschende Ueberblicke über den See zulassen, bis man endlich auf dem Kamm des Gebirgs bei reichen Almen vorüber später an den Spitzingsee gelangt, einen kleinen von Abhängen dicht eingefaßten Kessel, der schon seine Wasser nach der andern Seite des Gebirges sendet. Den Wanderer umschließt dort oben eine geradezu feierliche Waldeinsamkeit; selbst die kecken herausfordernden Juchzer, welche die Sennerinnen von jenen Almen aus dem unten vorbeipilgernden Fremden als Morgengruß neckend zuzuwerfen pflegen, wenn er auch für sie in der eigenen Lunge keine Antwort darauf findet, hören hier auf; nicht einmal ein Vogelgezirp stört mehr die lautlose Stille. Und eben in diese Wildniß ist einst die Wurzelbürgel, welche Steub so anschaulich geschildert hat, in jungen Jahren mit ihrem Jörgel geflohen und hat dort an dem weißschäumenden Ausstrom der Vallepp jene Blockhütte gebaut, in welcher für die ganze Umgegend der Enzianschnapps gebrannt wird. Es macht in der That auf den an städtisches Leben gewöhnten Mann einen seltsamen Eindruck, wenn er hoch oben auf einsamer Waldeshöh' ein Menschenpaar in einer rauchigen Holzhütte findet, das dort fast schon ein halbes Jahrhundert Sommer und Winter hindurch zugebracht hat und gar nicht daran denkt, aus diesem Horste je in's bewohnte Thal zurückzukehren. Dabei ist die alte Wurzelbürgel ebenso wie ihr alter Gefährte geistig lebhaft, sie geht auf heitere Scherze ein in frischen Reden und Antworten; nur hat sie es sehr übel genommen, daß schriftstellernde Touristen sie in der deutschen Literatur bekannt gemacht haben; auch sie stellt sich dabei ganz auf den Standpunkt der Knopfwirthin von Säkkingen: „Aber, Herr Assessor, es ist ja Alles verloge!“

Zur eigentlichen poetischen Färbung freilich erhebt sich die Tour nach der Kaiserklause erst an ihrem Schlusse unter dem gastlichen Försterdache selber. Ein alter fröhlicher Waidmann, dem zur Seite ein liebliches Töchterchen die einladend reinliche Wirthschaft versieht, weiß es dem Fremden unter seinem Dache gar traulich einzurichten. Ein treffliches frisches Glas Bier, ein Teller voll dampfender Knödel von Wildleber zu saftigem Rehbraten und dabei aus erfahrenem Jägermunde manch lustiger Jagdschwank rufen selbst bei dem Ermüdeten inmitten der herrlichen Waldabhänge frische, fröhliche Lebenslust wach. Zugleich mit dem anmuthigen Försterkinde tändelt aber noch eine zahme Hindin furchtlos an dem Tisch herum; obgleich sie nach allen Seiten hin vor dem Hause offene Bahn nach dem freien Walde hin hat, fällt es ihr gar nicht ein, zu entfliehen; das Mädchen in der einsamen Försterei hat sich in dem schlanken Thiere eine liebe Gespielin erzogen; beide leben mit einander fort, als müsse es so sein und immer so bleiben. Bei unserer Rückkehr aus dieser freundlichen Jägerburg warf sich uns indessen doch die stille Frage auf: „wie, wenn nun einmal ein männlich blühender Bursch das hübsche Förstertöchterchen sich holt, wird dann vielleicht nicht auch ein muthiger Junghirsch in schweigender Sommernacht die Hindin zurück in die Freiheit der Berge führen?“......

Der zweite Ausflug vom Schliersee geht gewöhnlich südwärts nach Bayrisch-Zell und Urspring. Der Weg dahin führt in der Verlängerung des Thales weiter, in welchem der See selber liegt, und läuft ziemlich in gleicher Fläche fort. Kommt man aber somit auf dieser Tour, die von den Gästen meistens im Wagen gemacht wird, auch nicht zu fernreichenden Ansichten auf der Höhe, so bieten dafür die steilen Bergabhänge zu beiden Seiten mit ihren Almen und Tannenwäldern, die Bauernhöfe, an denen man vorbeikommt, der hochragende zackige Wendelstein, und endlich das Dorf Zell selber, vor einem steilen Felsen liegend, eine Reihe landschaftlicher Bilder dar, welche in Formen und Farbe so recht die Natur des bayrischen Hochgebirges charakterisiren. Kornbau trifft man in dem Thale nur ganz selten an, noch seltener erscheinen Kartoffelnfelder; die reinlichen weißen Häuser mit ihren hölzernen Vorbauten, mit dem üppigen Blumenflor vor den Fenstern und den bunten Freskofiguren an den Außenwänden sind gewöhnlich nur von Wiesen umgeben. Dessenungeachtet zeigt die Bevölkerung durchweg nichts weniger als ein ärmliches Aussehen. Die Viehzucht und der Holzhandel müssen gute Nahrung geben. Die bekannte malerische Kleidung der Männer wie der Frauen ist, den Stoffen nach zu schließen, keineswegs billig; die Männer tragen noch dazu insgesammt ein reich versilbertes Eßbesteck in einer besonderen Tasche am Schenkel, und wenn Sonntags Morgens gleich nach der Kirche schon das Wirthshaus zu längerer Sitzung und Trinkung aufgesucht wird, so klingen Nachmittags auf der Kegelbahn bei jedem Wurfe die Zwanziger auf dem Brette. Dabei herrscht sehr frische Laune bei beiden Geschlechtern, es ist ein freundliches lustiges Völkchen, obschon in diesem Jahr der Bräumeister des Prinzen Karl in Tegernsee, des „erhabenen Sudherren“, wie Steub ihn nennt, für die Umgegend kein sonderliches Gebräu aussendet. Als wir vor dem Wirthshause von Zell einen Augenblick hielten, stürzte ein hochstämmiger alter Bauer in der Gebirgstracht mit lebhafter Gebehrde und Rede an den Wagen: „Sie wollen nach Urspring? meine Herren! Meine Herren, nehmen Sie sich in Acht, der Tyroler Rothe! ich habe neulich fünf Maß davon heimgebracht, es hätt' fast ein Unglück gegeben.“

Das einsame Wirthshaus in Urspring, das schon auf Tyroler Boden liegt, wird nämlich von durstigen Seelen gar gern wegen des vortrefflichen Weines besucht, der dort zu haben ist. Auch ist der Wirthin blondes Töchterlein weit und breit als ein schön Mädel bekannt. Und da kann man es denn gelegentlich sogar erleben, daß selbst ältere Herren, nachdem ein vortrefflicher Gemsbraten verzehrt ist, nach der Ziehharmonika eines anwesenden Landmannes zum Nachtisch mit der schmucken Klara noch einen Walzer riskiren, wie wenig immerhin die ungelenken Figuren städtischer Assessoren oder Verlagsbesitzer zu einer solchen schlanken Gestalt als Tänzer passen. Diesmal freilich war es ein lieber deutscher Dichter, dem unter dem Holzdache die Ehre eines Ländlers zu Theil wurde; er wollte auch am andern Morgen auf seiner Weiterreise mit schön Klara hinunter nach Kufstein ziehen, die dort Marktgeschäfte zu besorgen hatte, und soll ihm, trotzdem daß das Mädele schließlich nicht ausgehen konnte, doch im duftigen Tannenwalde bei Sonnenaufgang wieder einmal ein herzig Liedlein

eingefallen sein, das hoffentlich nicht für immer in der Westentasche stecken bleibt.

Der Abschied von Schliersee wird einem Gaste, der daselbst einige fröhliche Tage verlebt hat, gar nicht so leicht, selbst wenn ihn auch die Wanderlust zu noch großartigeren Gebirgspartieen hinzieht. Man lernt in Gottes grüner Welt, wo Herz und Sinn sich leichter öffnen, zeitweilig sehr liebe Menschen kennen, mit denen man auf der Erdenreise gern einmal wieder zusammenträfe. Ein freundliches Geleit bringt denn wohl den Abreisenden noch den Berg hinauf; ein letzter Handschlag zwischen Mann und Mann ... „behüt' Gott!“ und die zwei Lebenswege gehen nun vielleicht für immer wieder auseinander.

Tegernsee, an der andern Seite des Gebirgsrückens, ist, wie gesagt, schon zu städtisch ausgeprägt, um den Fremden zu einem längeren ländlichen Aufenthalt besonders einzuladen, wenn auch die Münchener in der lieblichen Gegend und in ihren sehr zierlichen Häusern mit einander Sommers dort ein heiteres Leben zu führen scheinen. Schon stiller und traulicher wohnt man am andern Ende des See's in Egern, wo das Gasthaus St. Bartholomäi unmittelbar am Wasser behagliche Zimmer und eine recht gute Verpflegung darbietet. Auffallend ist es dabei, wie niedrig der Preis der Nahrungsmittel trotz des zahlreichen Fremdenbesuches in diesen Gegenden noch steht. Eben in Egern kostete ein schmackhaftes Cotelette mit Salat und eine halbe Maaß Bier 15 Kreuzer, also 9 Bremer Groten. Außerdem zeichnen sich die ländlichen Gasthäuser, sei es nun Posthaltereien oder auch eigentliche Bauernhöfe, in dem ganzen Gebirge vom Schliersee an, durch Tyrol hin bis hoch oben zum Engadin durch die zuvorkommende Behandlung aus, die der Fremde von den Wirthen und ihren Leuten erfährt. Er ist und bleibt unter solchen Dächern noch der mit Wohlwollen empfangene Gast, er wird noch nicht wie anderswo zur bloßen Fremdenwaare, an der jeder in der Wirthschaft sein Trinkgeld verdienen will. Im Falle von Krankwerden würde der dem Hause ganz unbekannte Mann doch mit persönlicher Sorge gepflegt werden; Hausherr und Gesinde kümmern sich theilnehmend darum, daß der Reisende sich amüsirt und die Gegend ordentlich kennen lernt; nur muß man selber auf diese offene Zuthunlichkeit der Gebirgsbewohner, wie sie entgegenkommt, einzugehen wissen; mit Berliner Deutsch und Berliner Prätensionen ist da nichts durchzusetzen.

Ein hochstämmiger Bursche, der Jörgel, bildet in Egern gewöhnlich den Führer für größere Bergpartieen. Er hat zwar selber bei einem Jagdunglücke das eine Auge und den linken Arm verloren, aber er weiß auf seinem Reviere vortrefflich Bescheid und versteht auch von Land und Leuten seiner Gegend manches Verständige zu erzählen. Oft ja muß ein Stadtkind, das längst des Bergsteigens unkundig geworden ist, auf den steilen Pfaden innehalten und ausschnaufen, wenn es mühsam den hohen Waldberg hinaufklimmt; weiß dann der Führer durch ein lustiges Wort, einen frischen Schwank den Ermüdeten wieder anzufeuern, dann geht es, obschon stöhnend, in Gottes Namen weiter bergan. Und lohnend ist fürwahr die Anstrengung schließlich, so sehr man sich auch dabei quälen muß. Schon unterweges zeigen sich auf halber Höhe entzückende Ausblicke auf Tegernsee und die bayerische Hochebene im Norden; hat man dann aber endlich die Alm und die beiden Sennhütten erreicht, die dicht unter der Kegelspitze des Waldbergs liegen, dann thut sich dort vor den überraschten Blicken das ganze Panorama des Tyroler Gebirges mit unzähligen Kuppen und Schluchten auf, die fernen Gletscher im Süden und Südosten grüßen schon geheimnißvoll lockend herüber, man steht mit einem Gefühl von Andacht in der großartigen Felsenlandschaft da.

Die reinliche Sennhütte mit ihrer kräftigen lustigen Sennerin bietet dazu einen Trunk Milch, wie er sich doch selbst auf den fettesten Marschen nicht findet. Das ist ja lauter duftende Sahne, die das Glas aus der Schale schöpft; und bildet den Stuhl vor der Thür auch nur ein Holzkübel mit einem queer darüber gelegten Brett, so zieht doch bei der wonnig reinen Luft ein Behagen durch den Körper hin, das jede Müdigkeit und Unbequemlichkeit rasch vergessen läßt. Die junge Welt freilich, die im bayerischen Gebirg aufgewachsen ist, wird selbst in den höheren Ständen, wie die Königin Marie selber, von den Strapatzen des Bergsteigens wenig berührt. Als wir oben auf der Alm vor der Sennhütte saßen, kam von Tegernsee ein junges Ehepaar mit einem ebenfalls jungen Begleiter und einem Führer, das auf einem andern Wege den Berg erstiegen hatte, bei der zweiten nahe gelegenen Sennhütte an. Trotzdem jedoch daß die kaum neunzehnjährige Dame, die einem der ersten Adelsgeschlechter Bayerns angehört, eben vier Stunden fortwährend im scharfen Steigen begriffen gewesen, besaß sie noch Kraft genug, um schließlich in leichten Sprüngen der Sennhütte zuzueilen und dort sogleich, statt sich erschöpft niederzusetzen, für den Gatten den Frühstückskorb auszupacken, den der Führer getragen. Es war ein gar anmuthiges Bild, die graziöse Gestalt in der Tracht der bayrischen Landmädchen auf dem Abhange der Alm im Vordergrunde der Alpenlandschaft; sie trug ihr Jugendglück so heiter den Bergen ihrer Heimath entgegen, als ob sie nie die Schlösser Münchens gesehen hätte und die Gräfin wirklich dem einfachen Lebenskreise angehörte, dessen Kleid sie für die Wanderung angelegt. Viel echte Poesie lag in dieser kleinen Gesellschaft; auch die beiden Herren schickten ein Paar kräftige Juchzer über die Berge hinaus; sie schienen die königlichen Gemsjagden in diesem Gehege gut zu kennen.

Die Strecke von Tegernsee nach Kreuth kann man an einem heißen Sommertage ruhig im Wagen verschlafen: sie ist landschaftlich ohne besondern Reiz; greift doch hier auch nicht einmal der kleine hurtige Tyroler Einspänner Platz; wer den Stellwagen meidet muß selbst als Einzelner einen großen Zweispänner nehmen, da giebt sich denn ein süßes Selbstvergessen nach einem soliden Morgenfrühstücke leicht. Auch Kreuth mit seinen vielen kranken Menschen, die in dem engen Thale zusammengepfercht sind, ruft keinen angenehmen Eindruck hervor. Es bleibt obendrein ein widerwärtig Ding für eine Mannesnatur, in einer Badeanstalt unter der Zucht eines Directors zu leben; die persönliche Freiheit des Gastes hört so leicht in solcher Sanitätskaserne auf; man soll für sein gutes Geld auch noch der Badebüreaukratie die Cour machen — danke ergebenst. *) Wie mag denn wohl nur irgend Jemand z. B. in dem Kloster von Pfäffers gesund werden, in jenen düsteren Hallen in der furchtbar dräuenden Felsspalte, abgeschnitten von der Welt, so ganz dem Regimente des Badekommandanten überlassen? Als ich im vorigen Jahre aus dieser Tamina Klamm wieder in die freie Luft nach Bregenz kam, da jubelte es förmlich heraus: sei mir gegrüßt, du goldenes Licht! es war, als ob sich eine Gefängnißthüre öffnete. Aehnliche Stimmungen befallen die Seele in Kreuth, wenn man auch dort nicht solche persönliche Erfahrungen einzustecken hat, wie jüngst seine Excellenz der Herr Justizminister von der Lippe aus Berlin. In der Badegesellschaft von Kreuth wurde nämlich nicht ohne Genugthuung erzählt, daß als der besagte Staatsmann Abends angekommen sei, der im Bade ebenfalls lebende bayrische Justizminister auf der Stelle habe satteln lassen, um abzureisen; und daß der Prinz Karl von Tegernsee, bei der Anmeldung der Berliner Staatsweisheit auf den folgenden Tag, gerade für diesen Tag schnell eine Gemsjagd verlegte. Hat doch auch der alte König Ludwig jüngst im Salzburgischen, als man ihm den Herrn von Bismark vorstellte, demselben einfach den Rücken zugekehrt, mit den Worten: „Nein, nein, den Mann den mag ich nicht“ — man redet nicht gern davon.

Von Kreuth nach Achensee hin geht es stellenweise schon etwas bergab, wenn die Zollgrenze passirt ist; auf der dazwischen liegenden österreichischen Mauthstation findet indessen der Durchreisende sehr artige gefällige Beamte. Mir war nämlich mein Koffer — poste restante — in Kreuth ausgeblieben, ich ließ ihn mir also von dort zum Achensee per Post nachschicken, hätte jedoch nach strengem Reglement das nachkommende Paquet auf der Zollgrenze vielleicht mehrere Tage hindurch erwarten müssen, um es zu öffnen und untersuchen zu lassen. Statt dessen legte ich den Beamten an der Mauth den Fall einfach vor, gab mein Wort, daß auch nicht einmal Cigarren im Gepäck seien, und bat, den Koffer uneröffnet nach der Poststation Achenkirch den Laufpaß zu geben. Die freundliche höfliche Antwort des Oberkontroleurs war: „Reisen Sie ruhig weiter, Ihr mir bezeichneter Koffer geht uneröffnet durch“ — (ich erhielt ihn den nächsten Abend am Achensee). — Die in dieser Handlungsweise liegende menschliche Rücksichtsnahme über die Amtsinstruktion hinaus erschien fast wie ein gut Willkommen auf dem lieben Boden Tyrols, der Fremde ist dankbar dafür.

Frau Scholastika, auch eine behagliche kleine Wirthschaftskönigin am Achensee, wie die Frau Posthalterin am Schliersee, hat leider manchmal das trauliche Asyl übervoll; allein auch in dem Posthause zu Achenkirch ist man behaglich aufgehoben, reinliche Betten, treffliche Forellen, guter Wein; es geht dort bis zu

*) Es ist nicht so schlimm, wie der Herr Verfasser denkt. Man kann in Kreuth ganz unabhängig leben, seine Pracht aber freilich erst ganz genießen und würdigen, wenn man einige Zeit hindurch sich ihr hingiebt.
Anm. d. Red.

den silberbeschlagenen Messern hin Alles aus dem Vollen, und die Zeche ist schließlich gar billig. Nebenbei am Tische saß mit seiner Tochter ein alter österreichischer Hauptmann von 83 Jahren; er hatte 1800 als Gemeiner die Schlacht von Marengo mit gefochten und konnte es selbst hinter der Flasche rothen Weines noch heute seinem Feldherrn Melas nicht vergeben, daß er das Schlachtfeld in der Meinung eines gewonnenen Kampfes verlassen, weil dann der Generalquartiermeister von Zach durch seine Hitze alle Vortheile wieder an Desaix verlor. „Aber, Herr Hauptmann, Desaix selber bezahlte seinen Sieg mit dem Tode.“ — „Er hätt' schon leben bleiben können, wenn wir Oesterreicher nur die Schlacht gewannen!“ — So trägt der Mensch seine Jugendschmerzen bis in's hohe Alter mit sich fort; immer das alte Wort: „quis exal se quoque fugit?“

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. Von A. H. Hiecke. — Annalen des Königreichs Italien. 1861 bis 1863. Erstes Buch, das Ministerium Cavour. Von W. Rüstow. — Shakspere-Blüthen als Festgabe zu der dreihundertjährigen Gedächtnißfeier des Dichters. Von W. A. Ahne. — Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über das deutsche Drama. Von J. Bayer. — Deutsche Pflanzensagen. Von A. von Perger. — Ludwig Uhlands dramatische Dichtungen. Von H. Weismann. — Der Bär in den Religionen des Alterthums. Von J. Bachofen. — Des Königs Ballet. Roman aus der Coulissenwelt. 3 Bde. Von H. Wachenhusen. — Cäcilia. Historische Tragödie. Von J. Weißbrodt.

* Literarische Notizen. Dem Conversations-Lexikon von Brockhaus, dessen elfte Auflage die Verlagshandlung soeben in Scene setzt, merkt man überall die verbessernde und zusetzende Hand an. Das Werk wird zwar auch in der jetzigen Form nur fünfzehn Bände umfassen, aber jeder einzelne Band stärker sein als die der vorigen Auflage, so daß sich im Ganzen ein Mehr von 100 bis 150 Druckbogen herausstellen möchte. Eine Vergleichung des ersten Heftes mit dem der zehnten Auflage ergiebt, daß die Redaction jetzt 96 Seiten bei ganz gleichem Druck gebrauchte für die Artikel, welche sie damals auf 68 Seiten bewältigen konnte. Eine große Anzahl von Artikeln ist neu aufgenommen worden, andere nach den Ergebnissen der geschichtlichen Entwickelung oder der wissenschaftlichen Forschungen bedeutend erweitert. Unter den Artikeln dieser letzten Art heben wir beispielsweise hervor: Abencerragen, Abdulmedschid, Abolitionisten, Abrantes. Der Druck ist schärfer und den Augen wohlthuender als in der zehnten Auflage. — Der illustrirte Kalender der Verlagshandlung von Weber in Leipzig für das Jahr 1864 schließt sich den früheren, deren bereits achtzehn ausgegeben sind, nach Inhalt und Form an. Die Geschichtstafel, die in früheren Jahren begonnen wurde, ist fortgesetzt und umfaßt diesmal die Zeit von 1292 bis 1311. Im Kalender der neuesten Geschichte sind besonders berücksichtigt und auch als Portraits vorhanden: Roggenbach, Plener, Bismarck, Jules Favre, Wielopolski, Ratazzi. Was auf den Gebieten der Landwirthschaft, des Handels, der Gewerke, der Fachwissenschaft, Kunst und Literatur Erwähnenswerthes vorgefallen, ist zusammengestellt worden. Ferner finden sich der genealogische Kalender, Bevölkerungstabellen, Universitäten und sonstige Schulen, die deutschen Bühnen u. s. w. Den Schluß macht die Todtenschau von 1862. — Unter der Presse befindet sich eine neue umgearbeitete Auflage der Biographie Goethe's von dem Engländer Lewes, welche gleichzeitig im englischen Original und in deutscher Uebersetzung von Julius Frese herauskommen soll. Lewes hat nach einer Notiz, die wir in dem neuen, von Ludwig Seeger herausgegebenen „Stuttgarter literarischen Wochenblatt“ finden, mit seiner Umarbeitung so lange gewartet, um den Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August für seine Biographie des „alten lustigen Heiden“, wie neulich ein englisches Blatt den Dichter von Wilhelm Meister nannte, zu benutzen. Lewes klagt, daß dieser Briefwechsel seine hoch gespannten Erwartungen getäuscht habe und fast nichts von Bedeutung enthalte; ein Urtheil, mit welchem auch die deutsche Kritik im Wesentlichen übereinstimmt. Das Buch von Lewes erscheint noch im November. — Die jüngste der Schriften, welche durch den Krieg in den vereinigten Staaten in großer Zahl hervorgerufen sind, ist das Buch „Land und Leute in der Union“ von Adolf Douai, Director der Hoboken-Akademie im Staate Neujersey. Die Aufzeichnungen des Verfassers sind niedergeschrieben im Februar und März, durchgesehen und zum Druck befördert im September des laufenden Jahres. Der halbjährliche Zeitraum, welcher dazwischen liegt, hat die Berechnungen des Verfassers bestätigt, wie er in der Vorrede näher ausführt. Im Februar verzweifelten Viele an einem Siege der Union, er hielt ihn für gewiß. Viele zweifelten an dem Bestehen einer großen, „landesverrätherischen“ Verschwörung im Norden selber, wie er sie damals behauptete; die seitdem erfolgten Aufstände in Indiana, Illinois, Jowa, Ohio, Pennsylvanien und in der Stadt Neuyork haben jene Behauptung unterstützt. Die Schilderung Douai's zerfällt in die folgenden sechs Abschnitte: Boden, Klima und Volk; Geschichte und Volk; Demokratie und Nationalcharakter; Boden und Charakter der Yankees; Land und Volk der mittleren und nordwestlichen Staaten; Land und Leute in den Sclavenstaaten. — Die Darstellung der Ereignisse von 1848 bis 1860 von Eduard Arnd, welche Anhang und Schluß von „Beckers Weltgeschichte“ bildet, ist nun auch im besonderen Abdruck erschienen und zum Preise von einem Thaler zu erhalten. — Sigmund Schlesinger in Wien sammelt die kleinen dramatischen Arbeiten, die er während der letzten Jahre in ziemlich bedeutender Anzahl auf die Bühne gebracht hat, und läßt sie in mehreren Bändchen gedruckt erscheinen. Diese lustigen Dinger sind alle etwas gewagte Schöpfungen, die kaum den realen Boden berühren, allein sie sind zierlich gemacht und im Dialog so gut behandelt, daß sie sich recht wohl sehen lassen dürfen. — Die beiden letzten akademischen Reden Jakob Grimms, über das Alter und auf Wilhelm Grimm, kommen in Kurzem in eleganter Ausstattung und mit Aufzeichnungen über die letzten Lebensjahre des großen Gelehrten von seinem Neffen Hermann Grimm in den Buchhandel. — Ferdinand Gregorovius hat seine früheren Bilder aus Italien mit neuen zusammengestellt und zu einem dreibändigen Werke vereinigt, welches „Wanderjahre in Italien“ heißt und soeben aus dem Verlage von Brockhaus in Leipzig hervorgegangen ist. — Wie sehr sich die Shakspere-Ausgabe von Nikolaus Delius bei der Kritik und in der öffentlichen Meinung festgesetzt hat, beweis't der Umstand, daß der Verleger abermals eine neue Auflage veranstaltet.

* Am Königssee. Novellen von Adolf Stern. Leipzig, Weber. — Hast du, geneigter Leser, schon einmal im Garten des Gasthofes zur Post in Berchtesgaden gesessen, die Ramsau durchwandert, zu St. Bartholemä auf dem Königssee Saiblinge gegessen und die einsame, starre Schönheit des Obersees bewundert? Wenn du so glücklich warst, so magst du das hier angezeigte Buch zur Hand nehmen und wirst deine Freude daran haben, denn die Geschichten, welche der Verfasser erzählt, haben den herrlichen Königssee und den mächtigen Watzmann zum Hintergrunde. Das Erzählungstalent Sterns ist nicht gerade von hervorragender Bedeutung, aber es reicht aus, um die gewählten Stoffe zu beherrschen, und es fällt von der Pracht der landschaftlichen Umgebung ein Schimmer auf die Geschichten, welche das Buch enthält. Deren sind vier; die größeste behandelt einen bekannten Stoff, den Arthur Müller in seinem Schauspiel „Ein' feste Burg ist unser Gott“ mit ungeschickter Hand verarbeitet hat, die Vertreibung der wackeren Protestanten aus Salzburg durch einen der schlimmsten Pfaffen, den Erzbischof Anton Firmian, und ihre Aufnahme durch König Friedrich Wilhelm I. Die Geschichte hat so viel ergreifendes dramatisches Leben, daß sie dem Erzähler selbst in die Hände arbeitet. Stern hat die poetischen Momente geschickt herausgegriffen und zwar durchaus kein Meisterstück, aber eine recht gute und spannende Geschichte geliefert, die auch die Gefahr greller und häßlicher Färbung glücklich vermeidet. Die beiden ersten Erzählungen, „das Pilgerschiff“ und „Wallburg vom See“, leiden etwas unter dem Uebelstande, daß sie dasselbe Grundmotiv, falschen Verdacht eines Verbrechens, haben. Die dritte, „am Wildbach“, spitzt das ihrige, Zwist eines Ehepaares, der zu Mord und Todschlag zu führen droht, allzu unwahrscheinlich und unschön zu, doch muß sich der Referent für incompetent in ehelichen Angelegenheiten erklären. Der Verfasser hat recht daran gethan, daß er seine Helden und Heldinnen nicht im oberbayrischen Dialekt reden läßt; man soll das unterlassen, wenn man nicht die Gewandtheit Kobell's besitzt. Die Männer und Frauen in den Erzählungen Sterns reden zwar Manches, was dem Kreise ihres Empfindens und Denkens ziemlich fern liegt, aber im Ganzen ist der Erzähler auch hierin vorsichtig gewesen.

* Berthold Auerbachs Volkskalender für 1864. Leipzig, Keil. — Von dem Inhalt dieses beliebten Volkskalenders wurde schon neulich berichtet; wir wollen nur noch einige Worte über einzelne Beiträge hinzufügen. Der Kalender ist weit aristokratischer, als der Gevattersmann war, aber er ist aristokratisch im besten Sinne. Gegen die Bezeichnung „Volkskalender“ könnte man Einwendungen erheben; das Buch wendet sich jetzt mehr an die gebildete Welt überhaupt und wird überall mit Dank aufgenommen werden. Der einzige größere Beitrag des Herausgebers, die Geschichte „böse Saatfrucht“, ist eigentlich mehr eine novellistische Skizze als ein Bild, aber eine kräftige poetische Skizze. Die Erzählung „Wilhelm

Tell“ von Moritz Hartmann hat nicht den Befreier der Schweiz selbst, sondern Schillers Dichtung zum Hintergrunde und führt uns aus der Tyrannei böhmischer Pfaffen in die freie Alpenluft der Schweiz. Die Geschichte ist voll prächtiger, dem Leben abgelauschter Züge, aber nicht ganz ungezwungen; sie hat einen Belgeschmack vom Gesuchten und Gemachten. Natürlich und frisch dagegen, mitten aus dem Volk und dem Leben herausgegriffen ist Hoefers Geschichte vom Jahre dreizehn. Unter den übrigen Beiträgen, welche mit den bereits erwähnten den reichen Inhalt des Kalenders ausmachen, heben wir noch hervor die sehr wirksame Farbenskizze „eine Winternacht auf der Lokomotive“ von Max Maria von Weber und das mit gutem Humor vorgetragene Graudenzer Erlebniß „die unsichtbare Geistermusik“ von Ludwig Walesrode.

---

* Kunst und Wissenschaft. Die Angelegenheit des Schillerdenkmals in Berlin rückt endlich ihrer Erledigung näher. Unsere Leser erinnern sich des Artikels von E. Linden über die beiden Modelle von Siemering und Begas. Am 15. October hat der Kunstverein in Berlin die von ihm erbetene Entscheidung darüber, welches jener beiden Modelle den Vorzug verdiene, getroffen. Dieselben stehen nach diesem Urtheile neben einander wie Poesie (Begas) und Prosa (Siemering.) Nach langer Debatte neigte sich die Meinung der Künstler und Kritiker durchaus auf die Seite von Begas und genehmigte fast einstimmig folgendes Urtheil: 1) Das Siemeringsche Modell bekundet in der Hauptfigur eine mehr würdige als charakteristische Auffassung des Dichters und zeigt in Bezug auf plastische Wirkung das Gepräge gediegener, wenn auch etwas akademischer Strenge. Das Piedestal dagegen erscheint sowohl in seiner allgemeinen Form wie in den drei Symbolgestalten zu wenig bedeutsam, namentlich in Rücksicht auf den Platz, welchen das Denkmal einzunehmen bestimmt ist. 2) Das Begas'sche Modell charakterisirt sich zunächst durch eine vorzügliche Harmonie in seiner Totalwirkung, besonders auch in der ästhetischen Wechsel-Beziehung zwischen Postament und Hauptfigur, sowie durch einen Schwung der Begeisterung im Gesammteindruck, der für Schiller charakteristisch ist. Die Hauptfigur ergreift durch ihre ideale Bewegung, wenn diese auch, namentlich in dem Schritt, wesentlich zu mäßigen wäre. Das Piedestal mit seinen vier Symbolgestalten ist großartig koncipirt und wahrhaft monumental. Einige Unschönheiten in den Details — so bei der Hauptfigur die zu einwärts gebogene Rückenlinie, bei den Symbolgestalten die Stellung der übereinander geschlagenen Beine bei der „Philosophie“, sowie die allzu große Senkung des Kopfes bei der „Geschichte“ und Anderes würden bei der Ausführung leicht zu modifiziren sein. 3) Die Versammlung trägt hiernach kein Bedenken mehr, das Begas'sche Modell als das der Ausführung würdigste zu bezeichnen. — Außer diesem Urtheil des Kunstvereins ist noch ein zweites von einer besondern Künstler-Deputation erbeten worden. Diese Deputation bestand aus den Bildhauern Drake, Bläser und Fischer, den Architekten Strack, Hitzig und Bötticher, den Malern Kaulbach, Klöber und Menzel. — Einen originellen Gedanken bringt Franz Dingelstedt am 11. November in Weimar zur Ausführung. Er will nämlich zur Erinnerung an Schiller die ganze Trilogie „Wallenstein“ an einem Tage auf die Bühne bringen, und zwar Vormittags „Wallensteins Lager“, Nachmittags „die beiden Piccolomini“ und Abends „Wallensteins Tod.“ — Der hochbegabte Historiker Heinrich von Treitschke, den die kurzsichtige sächsische Regierung in Leipzig nicht fesselte, weil ihr seine liberale Gesinnung unbequem war, hat seine Vorlesungen in Freiburg eröffnet und einen bedeutenden Eindruck gemacht. Außer den Studenten besuchte eine große Anzahl von älteren Männern die Vorträge Treitschke's, die sich durch reiche Fülle des Stoffs, gewandte Gliederung und patriotische Gesinnung auszeichnen. — In Tübingen besteht seit Kurzem eine eigene naturwissenschaftliche Fakultät, welche von allen Lehrern der Naturwissenschaften aus der medicinischen und der philosophischen Fakultät gebildet wird; ein Beispiel, das gewiß binnen Kurzem auf anderen Universitäten Nachahmung findet. Die neue Tübinger Fakultät vertritt jetzt die Fächer der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, vergleichenden Anatomie, sowie der Pharmacognosie mit den entsprechenden Instituten, Sternwarte, physikalischem Cabinet, zwei chemischen Laboratorien, mineralogischer Sammlung, botanischem Garten, zoologischer Sammlung und pharmacognostischer Sammlung mit sieben ordentlichen und drei außerordentlichen Professoren. Am 19. October wurde die neue Fakultät durch einen feierlichen Redeact eingeweiht. Der Botaniker H. v. Mohl als Senior und Decan derselben begründete in ausführlichem Vortrage das Recht der Naturwissenschaften, sich als abgesonderte Zunft zu constituiren, und proclamirte sofort sechs von der neuen Fakultät ernannte Doctoren. — In Köln giebt man ein fünfactiges Schauspiel „die Lady in Trauer“ von Trauen mit gutem Erfolge. Man rühmt an dem Drama, das allerdings eines kunstvollen Aufbaus entbehre, die Motive und die psychologische Entwicklung. Den eigentlichen Inhalt bildet der Kampf einer angesehenen Dame zwischen Liebe und sogenannter Standesehre. Der Verfasser des Schauspiels versteckt sich hinter einem angenommenen Namen; man wollte das Stück der Frau Charlotte Birchpfeiffer zuschreiben, diese aber lehnt in einer öffentlichen Anzeige die Autorschaft ab.

* Vermischte Nachrichten. In Frankfurt hat sich ein Comité gebildet und ist in eifriger Thätigkeit zum Zweck eines Nationaldenkmals für den verstorbenen Gabriel Riesser in Hamburg als einen der Vorkämpfer des Liberalismus. Das Denkmal soll aber bestehen in einer Ausgabe seiner gesammelten Schriften und in einer Riesser-Stiftung. Die Schriften des Verstorbenen werden zum ersten Male zusammengestellt, bilden vier Bände und haben einen Subscriptionspreis von zehn Gulden. Die Stiftung ist zu humanen und civilisatorischen Zwecken bestimmt, wie Riesser sie bei seinen Lebzeiten verfolgte, der Umfang dieser Stiftung wird sich nach dem Ertrage der Unterzeichnungen richten, zu welcher der Ausschuß alle Gebildeten ohne Unterschied der Confession und der Parteistellung auffordert. — Auf dem Schlachtfelde bei Leipzig soll bekanntlich ein großes Nationaldenkmal errichtet werden. Jakob Venedey hat nun den Vorschlag gemacht, statt dessen ein allgemeines deutsches Invalidenhaus an jener Stelle zu erbauen. Er sagt in einem Schreiben an den Bürgermeister von Leipzig: „Daß dabei die Kunst nicht ausgeschlossen werden soll, versteht sich von selbst. Das Bauwerk selbst müßte ein großartiges Kunstwerk sein; ein mächtiger Dom als Mittelpunkt des Werkes könnte zu einer Ruhmeshalle des deutschen Volkes werden; die Eingangshalle des Invalidenhauses würde die Denkbilder aller Helden des Freiheitskrieges und der Schlacht bei Lepzig insbesondere vereinigen. — Am 23. October hat die Uebertragung der sterblichen Reste Beethovens und Schuberts nach dem Währinger Friedhofe bei Wien stattgefunden. In der Kirche wurde eine Seelenmesse gelesen, dann die lorbeerbekränzten Särge auf den Platz vor dem Friedhofskreuz getragen, daselbst feierlich eingesegnet und sodann, Schubert's Sarg voran, von den Mitgliedern der Musikvereins-Direction zu den Grüften gebracht. Hier hatten sich bereits die Mitglieder des Sing- und Männergesangvereins im Halbkreis aufgestellt. Vater Schubert, ein Bruder des Geschiedenen, vollzog die Einweihung der Grüfte; ein Choral von Beethoven wurde gesungen; General-Auditor v. Dratschmidt hielt die Grabrede. Die alten Grabsteine wurden vor die Gruft gesetzt. Die Inschrift auf dem Grabstein Beethoven's wurde, weil sie bereits verwischt war, erneuert; die auf dem Schubert'schen war noch erhalten. — In Meran starb am 21. October ein früher vielgenannter Mann, Witt von Dörring, im Alter von 63 Jahren. Er versuchte einst eine politische Rolle zu spielen, war aber ohne Halt und Charakter, dabei eitel und selbstgefällig, so daß er nun, da er auf keiner Seite recht festen Fuß fassen konnte, bald dieser, bald jener Partei diente, ohne sich irgendwo rechtes Ansehen zu erwerben. Er war geboren 1800 zu Altona, studirte in Jena mit Sand und den Brüdern Follenius und floh nach der Ermordung Kotzebue's aus Furcht vor Verfolgung nach England und machte sich wichtig als politischer Flüchtling. Die gleiche Rolle spielte er später in Frankreich und Italien, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, wurde in Italien wegen Verdachts der Theilnahme an der Carbonari-Verschwörung verhaftet, jedoch wieder entlassen. In Deutschland prahlte er dann mit seinen Thaten in Italien, ward richtig verhaftet und verfaßte nun einige Schriften, in denen er sich als politischer Märtyrer zu verherrlichen suchte „Lucubrationen eines Staatsgefangenen“ und „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit“. Als er entlassen war und es zu keiner Stellung auf der liberalen Seite bringen konnte, bot er der Reaction seine Dienste an, unter Anderm dem Herzoge Karl von Braunschweig. Selbst als er das Glück hatte, in Weimar eine reiche Erbin zu heirathen, konnte er sich nicht an Ruhe gewöhnen, schrieb für die ultramontane Partei in Schlesien, was ihm 1848 in Breslau öffentliche Mißhandlung zuzog, schrieb dann in Oesterreich für reactionäre Blätter und kam an die oberste Preßbehörde in Wien. Allein er wurde bald entlassen und zog nach Tyrol, wo er nun gestorben ist. — Die berühmte Schauspielerin Frau Auguste Crelinger in Berlin, die im Mai 1862 ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, hat kürzlich um Pensionirung nachgesucht, die Intendanz aber erwidert, daß sie auf die Kraft der Künstlerin noch nicht verzichten könne. Frau Crelinger wird nun hinfort der Bühne als Ehrenmitglied angehören und nur noch nach eigener Wahl und Neigung auftreten. — In Frankfurt a. M. ist eine Akademie für Handel und Gewerbe errichtet worden. Es wird in derselben eine Reihe von Vorträgen gehalten werden, und zwar von Karl Grün, über Goethe's Faust, von Theodor Creizenach über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, von Diefenbach über Völkerkunde, Cassian über Handelsgeographie. Außerdem sind Curse über Chemie, Physik, Volkswirthschaft angekündigt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 46. Bremen, 15. November. 1863.

Inhalts-Anzeige.

*An der Weser.

Von W. O. Focke.

Wer ein Gewässer kennen lernen will, hat nicht allein seinen Umfang und seine Tiefe, die Stärke seiner Bewegung und seines Stromes, sein Steigen und Fallen, seine Färbung und seine Durchsichtigkeit zu prüfen, sondern er muß auch seinen Ufern und deren Vegetation eine besondere Aufmerksamkeit schenken. Der baumlose Meeresstrand mit seinen fleischigen, graugrünen Salzgewächsen, der schilfumkränzte Flachlandssee, der Haidebach, dessen Lauf durch Erlen und Faulbaum bezeichnet wird, empfangen viele der wesentlichsten Züge ihrer besondern Physiognomie eben so gut durch ihre charakteristische Pflanzenwelt, wie die Donau, wenn sie durch dunkle Pappelwälder strömt, oder der Alpengießbach, dessen Geröll Sanddorn- und Tamariskengebüsche bekleiden. In der Vegetation spricht sich die gesammte Eigenthümlichkeit einer Lokalität immer auf's deutlichste aus; jede Veränderung von Boden und Clima wird sofort durch das Auftreten oder Verschwinden irgend welcher Pflanzenarten verrathen. Man darf aber nicht glauben, daß viele Gewächse so außerordentlich empfindlich oder wählerisch sind, vielmehr erklärt sich ihre begrenzte Verbreitung dadurch, daß gar zahlreiche Arten sich um den Besitz eines jeden Fleckchens Erde bewerben. Jede noch so geringe Aenderung der äußeren Bedingungen begünstigt das Gedeihen irgend einer dieser Arten und macht es ihr möglich, sich gegen ihre Nebenbuhler zu behaupten oder dieselben ganz zu verdrängen. Diese Verhältnisse machen es begreiflich, weßhalb die Pflanzenwelt der Flußufer so manche Eigenthümlichkeiten hat. Unser Weserufer, d. h. die sämmtlichen Außendeichsländereien am Flusse, kann nur solche Pflanzen ernähren, welche Ueberschwemmungen und die chemische Beschaffenheit des Flußwassers zu ertragen vermögen. Beide Umstände berühren die niedrigen und die dem Flusse näheren Theile des Außendeichslandes natürlich in weit stärkerem Maße als die entfernteren und höher gelegenen; daher wird auch die Pflanzenwelt der feuchten Uferstrecken das eigenthümlichste Gepräge tragen. Die Sanddünen im Außendeich, welche nicht von den Fluthen erreicht werden, weichen in ihrer Vegetation von den binnendeichs gelegenen in keiner Weise ab.

Im Allgemeinen lassen sich in der urwüchsigen Vegetationsdecke Mitteleuropa's drei Hauptformationen unterscheiden. Die erste derselben, die Waldformation, umfaßt den Nadelwald, den Laubhochwald und den Laubniederwald. Die zweite, die Strauchformation, charakterisirt durch das massenhafte Auftreten niedriger Gesträuche, ist in unserer Gegend vorzüglich durch die Haide vertreten. Die dritte, die Wiesenformation, läßt sich wieder vielfach gliedern, Röhricht, Graswiese und Riedwiese sind ihre vorzüglichsten Unterabtheilungen.

In unserm Außendeichslande an der Weser sind nun Laubwald und Graswiese die herrschenden Formationen, denen sich im Unterlaufe des Stromes auch das Röhricht zugesellt. Das Laubholz erscheint jetzt nur noch als Gebüsch oder Niederwald und wird aus einer Anzahl von Weidenarten gebildet, während die übrigen Kätzchenbäume, welche unsere anderen Wälder zusammensetzen, darin so gut wie gänzlich fehlen. Von sonstigen Holzgewächsen kommt nur die Esche eingesprengt vor, und außerdem finden sich an den höheren Stellen mitunter einige Buschpflanzen, namentlich rosenartige Gewächse. Keine Lokalität im Binnendeichslande oder auf der Geest hat einen nur entfernt ähnlich zusammengesetzten Wald aufzuweisen. Die Wiese des Außendeichs zeichnet sich durch das völlige Fehlen aller Riedgräser und Binsen aus, von denen nur einige Arten an den Saum des Grasteppichs gedrängt sind, nämlich an solche Stellen, wo kein geschlossener Rasen mehr gedeihen kann. Am wenigsten eigenthümlich zeigt sich das Röhricht entwickelt, in den Hauptzügen gleicht es dem der Binnendeichssümpfe.

Die Haiden der Geest, das Hochmoor und die Sanddünen zeichnen sich unter allen Bodenarten unserer Gegend durch solche Vegetationsbedingungen aus, welche am meisten von denen des Außendeichslandes abweichen. Sie sind keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt und erhalten keine Zufuhr von Salzbestandtheilen, dagegen giebt die Vegetation dem Boden auf der Haide und namentlich im Moore eine erhebliche Menge organischer Substanz ab, was im Außendeichslande durch die Einwirkung des Flußwassers verhindert wird. Der Moorboden besteht an und für sich schon aus lauter Pflanzenresten; seine Decke wird wesentlich auch aus Haidekräutern gebildet. Diese Verhältnisse erklären somit die Grundverschiedenheit der Haide- und der Flußuferflora. Diese hat kein einziges immergrünes Gewächs aufzuweisen, jene besteht vorwiegend aus solchen. In der einen herrscht niedriges Gesträuch, in der andern dagegen weiche Gräser vor. Der Baumwuchs, welcher sich an die Haide schließt, besteht aus Kiefern, Birken und Erlen, der des Weserufers aus Weiden und Eschen. Abgesehen von einigen Wasserpflanzen des Moores haben die haidebedeckten

Gegenden nur äußerst wenige Pflanzenarten mit dem Weserufer gemeinsam; wenn man die Haide im strengsten Sinne begrenzen will, keine einzige.

Nach Ausrodung großer Strecken Weidengebüsches bedeckt die Wiesenformation bei Weitem den größten Flächenraum im Außendeiche. Das Grasland verwandelt sich, nachdem es grau und schlammig aus den Fluthen emporgetaucht ist, bald in einen reich mit Blumen durchwirkten Rasenteppich. Einige Wochen später wird es großentheils mit Vieh betrieben. Heerden von stattlichen bunten Rindern, einzelne Stuten mit ihren Füllen, an der Niederweser auch wohl große Schaaren von Gänsen, beleben dann die weiten Flächen. Nicht nur der Haushalt des Menschen zieht Nutzen von diesen Thieren, sondern sie bilden auch ein werthvolles Element in der einfachen Uferlandschaft. Der Naturfreund indessen, welcher es liebt, dem urwüchsigen Leben und Schaffen der Pflanzenwelt nachzuspüren, wird rasch durch die prächtigen Heerden hindurcheilen und sich lieber die Wiese zum Ruhepunkt wählen, wo den Gräsern und Kräutern wenigstens so lange eine ungestörte Entwickelung vergönnt ist, bis die eiserne Sense unbarmherzig in ihr friedliches Stillleben hineinfährt. Den herrlichsten Graswuchs liefern die feuchteren dieser Wiesen, aber sie sind arm an Blumen und noch ärmer an Farben, von denen man nur vereinzelt Gelb und Weiß zwischen den hohen grünen Halmen erblickt. Da wissen sich die nassen Wiesen des Binnendeichslandes anders zu schmücken.

Man muß am Weserufer ein wenig höher hinaufsteigen, bis das Gras kürzer und dünner wird, wenn man einen bunteren Blumenflor finden will. Im Juni grünt und blüht es dort so freudig und farbenreich, wie nur irgendwo in der Welt, und viele Tausende von Insecten aller Art springen, hüpfen, fliegen, summen und zirpen dort zwischen den Kräutern umher, theils in emsiger Geschäftigkeit, theils in harmloser Lebenslust. Die ganze Wiese ist dann ein großer Blumenstrauß, in welchem Klee und andere Honigkräuter reichlich vertreten sind. Besondere Seltenheiten wird der Pflanzenfreund darunter freilich nicht finden, und erst an der Grenze des Ueberschwemmungsgebietes mischen sich einige Pflanzen in die Wiese hinein, welche seine Beachtung in höherem Grade verdienen. Dort wiegen sich die rosenrothen Köpfchen der Grasnelke gar zierlich auf den schlanken Schaften, und der Gartenlauch, das einzige echte Zwiebelgewächs des Außendeichs, treibt seine Brutknospen tragenden Stengel zwischen den Halmen empor. Noch ein paar Fuß höher sehen wir den ganzen Charakter der Vegetation völlig umgewandelt; harte, graugrüne Gräser nnd fahle Moose verleihen der Hügelflora ein trauriges, dürres Ansehen, welches grell gegen das blumendurchwirkte Grün der Marschwiese absticht. Aber schöne und seltene Kräuter wachsen im Dünensande, diesen Vorzug muß man ihm lassen.

Nach dem Mähen, welches meistens in der ersten Hälfte des Juli geschieht, bleiben die Wiesen des Weserufers übrigens nicht lange kahl. Der August sieht sie schon wieder in festlichem Gewande, welches freilich weit einfacher ist, als das des Juni, denn der Lenz kehrt allerdings nicht wieder. Ueppiger Löwenzahn färbt mit seinen unzähligen Blüthen die niedrigen Striche oft ganz braungelb, während auf fruchtbaren trocknen Plätzen die helleren Dolden der süßen Pastinak manchmal eine ähnliche Alleinherrschaft ausüben. Bunter gestalten sich andere Abstufungen der Außendeichswiese, doch überall haben die herbstlichen Korbblüthler und Schirmpflanzen die Oberhand. Der September führt dann wieder die Sense herbei, um auch diesem Spätsommer ein jähes Ende zu bereiten. Allein der fruchtbare Marschboden mag auch dann noch nicht ruhen; grün wird er gar bald wieder, wenn auch die herbstliche Sonne keine Blüthen mehr hervorzulocken vermag. Und doch wagen sich noch einzelne heraus; vor allen Dingen schöpft das anspruchslose Marienblümchen in dem kurzen Rasen wieder Luft, namentlich auf den Triften. Niedrig und demüthig, wie es ist, merkt es nicht viel von Sturm und Unwetter, selbst den Winter läßt es sich wenig anfechten. Unter Schnee und Eis oder von reißenden Gewässern überfluthet, muß es sich freilich stille verhalten; es sieht auch, wenn es dann wieder an die Luft kommt, während der nächsten Tage recht zerzaus't aus. Aber nach dem ersten Kuß der Sonne blickt es wieder eben so unschuldig, frisch und fröhlich in die Welt hinein, wie vorher. Man achtet nicht viel auf das unbedeutende Pflänzchen; 'sist aber doch im Winter ein rührend bescheidenes und liebliches Wesen, das kleine Marienblümchen.

Doch wenden wir uns zur Betrachtung der anderen Pflanzengruppirungen. Eine eigentliche Gesträuchformation, wie sie das Haidekraut in Verbindung mit einer Anzahl ähnlicher Gewächse bildet, giebt es im Außendeichslande nicht. Nur auf den höheren Stellen desselben treffen wir eine einzige Erinnerung daran, es ist die dornige Hauhechel, ein gedrungener, dunkelgrüner, fußhoher Strauch mit schönen rothen Schmetterlingsblüthen. Die Hauhechel findet sich aber niemals in geschlossenen Beständen, wie die Haidepflanzen, sondern sie tritt immer in einzelnen, gesonderten Büschen auf, freilich manchmal zahlreich bei einander. Das Vieh frißt sie nicht ihrer starken, spitzen Dornen wegen, daher gedeiht sie vortrefflich auf den Triften. Dagegen ist sie nicht derb genug, um der Sense widerstehen zu können, weßhalb sie sich auf den Mähweiden auch nirgends zeigt. Uebrigens ist sie eine charakteristische Außendeichspflanze; nur vereinzelte Sträucher gehen wohl einmal ein Stückchen über den Deich hinüber, halten sich aber nicht lange dort.

Wenn wir uns jetzt dem eigentlichen Flußufer nähern, so treffen wir manchmal nur auf einen mit Weidengebüsch besetzten Abhang, der so ziemlich bis zum sommerlichen Wasserspiegel der Weser hinabreicht. Häufig ist aber dies Zwischengebiet weit reicher gegliedert, namentlich auf ehemaligen Inseln zwischen abgedämmten Stromarmen. Braune Laichkrautarten und andere untergetauchte Wasserpflanzen erfüllen die zurückgebliebenen Teiche, deren Ufer von schilfartigen Igelkolben, großblättrigem Wasserampfer, den reichen, pfirsichblüthfarbenen Dolden der Blumenbinse und anderen Sumpfgewächsen umkränzt werden. Wo aber die zurücktretenden Gewässer ein Stück schlammigen Thons hinterlassen, da entsteht auf demselben eine ganz eigenthümliche Vegetation, gebildet durch eine zierliche, zollhohe Zwergbinse und die kleine blattreiche Limosella, welche kaum die gleiche Höhe erreicht. Beide Pflanzen begrünen im Herbste oft ganze Strecken allein; sie lieben es übrigens, von Zeit zu Zeit einmal überspült zu werden. Zwischen ihnen und dem Rasen schiebt sich eine Anzahl anderer feuchtigkeitsliebenden Gewächse ein, namentlich gelbe Wasserkresse und das blaue Vergißmeinnicht; im Ebbe- und Fluthgebiete auch die violette Poleiminze.

Etwas anders gestaltet sich die Sache am eigentlichen Stromufer. Es zeigt sich auch dort eine scharfe Grenzlinie, welche die ausdauernden Gräser, Binsen, Ampferarten und Weiden innehalten. Fällt das Wasser im Anfange des Sommers unter diese Linie, so kommt nackter Sand zum Vorschein. Dieser bleibt nun in der Regel mehrere Monate wasserfrei oder wird nur vorübergehend überschwemmt; die Zeit ist aber doch zu kurz, als daß ausdauernde Gewächse darauf existiren könnten. Diese Sande sind nach ihrem Emportauchen für die Pflanzenwelt ein völlig herrenloses Gebiet, und es siedeln sich daher auf denselben alsbald eine Anzahl bunt zusammengetriebener Abenteurer ein. Es giebt nämlich auch unter den Pflanzen eine Klasse von Freibeutern, welche überall dort

ihren Wohnsitz aufschlagen, wo entweder die ursprüngliche Vegetation vernichtet ist, oder wo kein anderes Gewächs gedeihen will. Der Seestrand, die Wege, das Culturland und die Schuttplätze sind z. B. solche Orte, wo entweder der Mensch oder die scharfe Beschaffenheit des Wassers keine geschlossene Pflanzendecke aufkommen lassen. In das für die Nutzpflanzen vorbereitete Ackerland drängen sich stets einige dieser unverschämten Plänkler und Pioniere der wilden Pflanzenwelt hinein, welche man im gewöhnlichen Sprachgebrauche „Unkraut“ nennt. Viele dieser Gewächse lieben oder ertragen wenigstens einen gewissen Salzgehalt des Bodens, wie er den Aeckern durch Düngung mitgetheilt wird. Aehnlich wirkt am Weserufer das Flußwasser. Man wird sich daher nicht allzu sehr wundern, wenn man auf den Anfangs nackten Sanden des Weserufers nach einigen Wochen Wegetritt und Knöterich, Gänsefuß und Melde, Ackersenf und Hederich, Kreuzkraut und Nachtschatten antrifft, lauter gute Bekannte von den Wegen, Bauerhöfen und Feldern des Binnendeichslandes. Nur wenige andere Pflanzen haben sich neben ihnen noch um das offene Gebiet beworben, die „Unkräuter“ spielen entschieden die Hauptrolle auf demselben. Namentlich ist hier die Sippe der Meldepflanzen oder Chenopodiaceen vertreten. Es sind dies eben keine anziehenden, schönen Gewächse, aber es sind originelle Charaktere. In den bewohnten Ortschaften spielen sie gleichsam die Rolle der Chiffoniers und wagen sich an jede Pfütze, wo es kein anderes Gewächs aushält; am Meeresstrande besetzen sie die äußersten Vorposten und helfen den Boden für die andere Vegetation vorbereiten; in den Salzsümpfen bilden sie oft auf großen Strecken das einzige Grün. Wo ihnen jedoch irgend welche andere Pflanzen das Terrain streitig machen, da halten sie nirgends Stand. Die verwandten Polygoneen verhalten sich zum Theil nicht unähnlich, doch pflegen sie den Seestrand und andere allzu exponirte Stellen ihren weniger wählerischen Genossen zu überlassen. Das Weserufer ist ihnen jedoch völlig gut genug, in den Besitz desselben theilen sie sich so, daß die Knötericharten gleich den Chenopodiaceen das äußerste herrenlose Gebiet besiedeln, während die verschiedenen Ampfergewächse sich an das Röhricht, das Wied und die Wiese anschmiegen oder sich in diese Formationen einfügen. Die Aehnlichkeiten zwischen den Floren des Flußufers, des Seestrandes und des Culturlandes lassen sich im Einzelnen noch viel weiter verfolgen.

Ein Beispiel liefert gleich einer der äußersten Vorposten der Rohrformation, die schlanke, grasartige Meerbinse. Am Weserufer wie am Seestrande gedeiht sie vortrefflich, dagegen trifft man sie, wenigstens bei uns, nirgends binnendeichs an, wenn nicht etwa mit eingeleitetem Weserwasser. Nur an einer einzigen Stelle bei Oberneuland erscheint sie plötzlich wieder, aber in Gesellschaft mehrerer echter Seegewächse. Boden und Wasser erweisen sich nämlich an dieser Stelle als salzhaltig. Eben so macht es die knollige Simse, welche freilich auf echtem Salzboden etwas von ihrer gewöhnlichen Form abweicht. Die hervorragendsten Glieder der eigentlichen Rohrformation sind indeß am Weserufer nicht von denen des Binnendeichslandes verschieden, sie gedeihen am Flusse so gut wie in den Sümpfen. Die große Teichbinse und die stattlichen Rohrkolbenarten siedeln sich in geschützten Buchten des Flusses gesellig an, während die Stammpflanze des Röhrichts, das eigentliche Schilfrohr, bei uns „Reith“ genannt, in dichten geschlossenen Rohrwäldern auftritt. Es bildet eine Wiese im Großen, in welcher der einzelne Mensch ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie ein kleiner Laufkäfer in der gewöhnlichen Graswiese. Zwölf Fuß hoch umstarren den Eindringling die schlanken Halme, die so dicht neben einander stehen, daß man zwischen ihnen hindurch nicht weiter sehen als mit der Hand reichen kann. Höchst bezeichnend ist das eigenthümliche Flüstern dieser hohen Rohrhalme, die, von jedem Luftzuge bewegt, ihre braunen Köpfe zusammenstecken. Nur an der Niederweser und in den Binnendeichssümpfen erscheint dies Röhricht in größerem Maßstabe, oben am Flusse verschwindet es.

Wir kommen nun zu der letzten Pflanzenformation des Weserufers, zum Wied. Den ursprünglichen Hochwald des Flußufers hat die Cultur vernichtet; kaum erblickt man noch hie und da außendeichs ein paar niedrige Bäume. Eine wohlgepflegte Anlage von Eichen, Silberweiden oder Eschen, die sich an den Deich anlehnt, ist natürlich nichts Urwüchsiges. Indeß wollen wir die Vernichtung des hochstämmigen Weidenwaldes nicht allzu sehr beklagen. Man sah früher noch ein Stück davon im Waller Wied. Von Außen eine graue, einförmige Blättermasse bildend, war das Innere dieses Weidenhaines feucht und dumpf, mit bleichen Grashalmen bedeckt, ohne Anmuth in Formen und Farben. Da ist der jetzige Niederwald, das buschige Wied, doch unvergleichlich viel schöner. Freilich muß es Raum haben zu seiner Entwickelung, als schmaler Streifen am Rande des Flusses sieht es höchst einförmig aus, und eben so wenig bekommt man einen Begriff von seinen Schönheiten, wenn man einen regelrechten Weg, z. B. den Leinpfad, verfolgt, welcher an beiden Seiten von Reihen buschiger Weiden eingefaßt wird. Die ruthenförmigen Zweige und die einfachen Blattformen der Weiden nehmen sich nur in voller Freiheit gut aus, sie vertragen sich nicht mit künstlichen, geraden Linien. Sind auch die Weiden nicht durch Blüthenschmuck ausgezeichnet, so werden doch die grauen Knospen derselben, wenn sie, von den Strahlen der Märzsonne durchwärmt, lebensmuthig anschwellen, als Frühlingsboten und Verkünder einer bessern Zeit hoch in Ehren gehalten. Heißt es doch im bekannten Verse, daß im Gebirge Stechpalmen und weiter hinauf im armen Norden Weidenzweige an die Stelle der echten Palmen des Vatikans treten. Bei uns nun würde man die Stechpalmen, wenigstens auf der Geest, weit reichlicher und schöner haben können als irgendwo in den Alpen, allein man zieht doch die unscheinbaren Weiden vor; sie werden am Palmsonntage als Palmen gefeiert. Und sicherlich thut man recht daran, gerade sie zu wählen. Im schneeigen Winter, wenn alles Leben erstorben zu sein scheint, kann man kein herrlicheres Zeichen der Unvergänglichkeit finden, als die prächtig grüne Stechpalme mit ihren rothen Beeren; in England schmückt sie um diese Zeit jedes Kamingesimse. Aber um Ostern, wenn die Rückkehr des Frühlings freudig begrüßt wird, wenn der Kampf und Sieg des Herrn des Lebens und der Wahrheit über die Mächte des Todes und der Finsterniß gefeiert wird, dann eignet sich die sehnsüchtig schwellende Knospe der armen, grauen Weide ungleich besser zum sinnbildlichen Ausdruck der die Menschenbrust bewegenden Empfindungen, als das starre, glänzende Immergrün der prächtigen Stechpalme.

Und welche Lebenskraft steckt in der Weide! Die im März als „Palmen“ gepriesenen grauen Knospen bieten im April den Bienen den ersten Honig dar; um Mitte des Sommers überziehen sie die Gebüsche mit schneeweißen Wollflocken, an denen die staubartigen Samen hängen. Und im Herbste, wenn das gelbe Laub von den Zweigen fällt, ist aus jenen winzigen Samenkörnlein schon eine stattliche, fußhohe Nachkommenschaft emporgeschossen. Das thut der Weide so leicht keine andere Pflanze nach.

Das Wied des Weserufers wird hauptsächlich aus fünf Weidenarten und sechs verschiedenen Mischlingen derselben zusammengesetzt. Zwei jener Arten, die Mandelweide und Korbweide, sind die verbreitetsten, sie finden sich an den höchsten wie an den niedrigsten Stellen. Die drei andern, die Purpurweide, Silberweide und Brechweide, suchen die feuchtesten Plätze zu

vermeiden. Die beiden letztgenannten Arten würden zu Bäumen heranwachsen, wenn Eisschollen und namentlich das Eingreifen der Menschen sie nicht allzu oft kappten. Ein auswärtiger Verwandter der Weidensippe, die canadische Pappel, hat sich in neuerer Zeit nicht selten am Weserufer angesiedelt; außerdem findet sich, wie schon erwähnt, die Esche im Wied. Beide Bäume theilen indeß das Schicksal der Weiden und bleiben niedrig und buschig. Die stolze, schlanke Esche kennt man in diesem Zustande kaum wieder. Abgesehen von ein paar zarten Schlingsträuchern, der bereiften Brombeere und dem bittersüßen Nachtschatten haben wir damit die sämmtlichen Holzpflanzen des Wieds aufgezählt. Nur auf den höchsten Punkten finden sich noch wohl einmal einige Gebüscharten, welche keine längerdauernde Ueberschwemmungen ertragen können. Schneeball und Hundsrose, die Schlehe und der wilde Apfelbaum, namentlich aber der Weißdorn zeigen sich vereinzelt an solchen Stellen. Komisch erscheint es fast, wie sorgfältig ein paar echte Sumpf- und Wasserbäume, nämlich die Grauweide und die Erle, im Außendeichslande nur die allerhöchsten Plätze inne haben. Sie können es nicht lassen sich zuweilen draußen anzusiedeln und doch scheuen sie sich vor dem Flußwasser, als wäre es Wüstensand.

Kehren wir indeß in's eigentliche Wied zurück. So gleichförmig der Weidentypus auch bleiben mag, so mannichfaltig ist er in seinen Verbindungen mit andern Pflanzenformen. An den feuchten Stellen mischen sich die Weiden mit dem Rohr, dessen schlanke Halme eine lockere obere Schicht über dem Gebüsche bilden. Weiter aufwärts schmiegen sich verschiedene prächtige Sumpfkräuter an das Wied, während sein undurchdringliches Innere mit Nesseln erfüllt ist. Oben, auf den höchsten Strichen, sieht es am buntesten aus. Graziöse Hopfenranken und großblumige weiße Winden durchschlingen neben den Wicken und der blattlosen Seide das Gewirr von Weiden, Brombeeren, Nesseln und dem kletternden, blaublüthigen Bittersüß. An diese Urwildniß schmiegen sich nun Stauden und Kräuter in einer Mannichfaltigkeit von Arten, wie wir sie in unsern Gegenden nicht leicht bei einander treffen. Kerbelrübe und Pastinak nebst all den zahlreichen Wiesenpflanzen flüchten sich in den Schutz des Wieds vor der verhängnißvollen Sense; Steinklee, Wermuth und Rainfarrn einerseits, Kohl- und Senfarten andrerseits repräsentiren sonst unvereinbare Floren, auch der Spargel kommt hier hin und wieder wild vor. Die kleinblüthige Aster, gleich der canadischen Pappel eine eingewanderte Amerikanerin, das fleischrothe Seifenkraut, die langblättrige Veronika mit den blauen Blüthenähren gehören zu den Zierpflanzen des Wieds, die wir häufig in unsern Gärten finden. Prachtvoll nimmt sich in den Lichtungen des Gebüsches die große Klette aus, in der man das Aschenbrödel der Bauerhöfe nicht wiedererkennt. Indeß genug der Namen, denn der Hauptreiz des Wieds besteht nicht in seinen Blumen, so bunt sie auch sind, sondern in der Gruppirung seines Buschwerks, in der Mannichfaltigkeit seiner Scenerie. Mit wenigen Schritten durchmißt man Dickicht und Lichtung, bald befindet man sich auf einem grünen Rasenteppich, bald unmittelbar am Wasserspiegel des Flusses, bald am Wiesenrande in blumigem Gebüsch, bald im Röhricht mit seinen lispelnden Halmen. Allerliebst sind die mit Weiden umkränzten Wiesenplätze, deren es von allen Größen und Gestalten giebt. Dringt man auf natürlichen Pfaden, wie sie sich im Winter das Wasser bahnt, in das Weidendickicht ein, so findet man auch hier kleine lichte Ruheplätze von allen Größen, bald ganz heimlich und abgeschlossen, bald mit verstohlenem Durchblicken auf die Wasserfläche des Flusses, auf welcher man ein Schiff nach dem andern vorübergleiten sieht.

Sollte indeß Jemand gesonnen sein, an solch' einem kühlen, traulichen Orte ein paar heiße Sommerstündchen zu verträumen, so mag er hiemit den wohlmeinenden Rath erhalten, sich vorher mit dem treuen Freunde und Beschützer aller Liebenden und Schwärmer, dem guten alten Monde, zu verständigen. Dieser möchte sonst vielleicht zufällig seine unwiderstehliche Anziehungskraft in einer den Küstenbewohnern wohl bekannten Weise entwickeln und eine kleine Springfluth veranstalten, welche unsern Träumer unvermerkt beschleichen und die Umgegend seines idyllischen Ruheplatzes in ein trübgelbes Gewässer verwandeln könnte. Die Durchwatung desselben würde ihm allerdings Gelegenheit geben, den interessanten Proceß der Marschenbildung an sich selbst zu studiren. — Auch bei mehr Vorsicht kann man immerhin allerlei kleine Abenteuer am Flußufer erleben; solche gehören nun einmal zur Wildniß. Wer davor sicher sein will, der bleibe auf gebahnten Wegen.

Viel Thierleben giebt es nicht im Wied. Die Möwe flattert darüber weg, der Reiher steht im seichten Wasser auf dem Anstand — sonst sieht man nicht viel Charakteristisches. Das lebendige Element ist der Fluß mit seinen Segeln und seinen Dampfern, deren Wellenschlag die friedliche Stille zeitweilig unterbricht.

Je mehr man sich in die Einzelheiten des Naturlebens einer Gegend vertieft, je besser man jedes Glied desselben kennt und in seinen Eigenthümlichkeiten versteht, um so mehr lernt man dieses Fleckchen Erde schätzen und lieben. Die Vertrautheit mit einem besonderen Naturganzen erschließt uns leicht das Verständniß für alle andern. Wenn man vom hohen Deiche herab das Flußgestade und das Außenland überblickt, so faßt man in dem Gesammtbilde von Wiese und Wied unzählige Einzelexistenzen zusammen, in deren besondere Geschichte wir eben einen flüchtigen Blick gethan haben. Aber der Fluß selbst mit seinen Schiffen führt uns auf den Menschen zurück und läßt uns nachsinnen, welchen Einfluß der Strom wohl auf Charakter, Denkweise und Schicksale seiner Anwohner geübt habe. Ist doch der Mensch nicht minder bildsam als die Thier- und Pflanzenwelt, welche ihm so oft sein eigenes Wesen wiederzuspiegeln scheinen.

---

* Im Gebirge.

Innthal und Zillerthal.

Eine kleine Stunde Weges in ebner Bahn genügt, um von der Poststation Achenkirch an den Achensee zu gelangen. Giebt Euch aber nun dort der schlanke Schiffer auf Eure Anfrage wegen des Lustfahrens auf dem Wasser anfangs eine sehr kurze Antwort, und befiehlt er Euch dann barsch, Euch in die Mitte des Nachens zu setzen — nur gemach! es kommt schon noch anders. Der hochgewachsene kräftige Mann, anscheinend so unwirsch, wurde bald zum freundlichsten Unterhalter seines einsamen Gastes im Schiffe, als wollte er ihm mit markiger Hand alle Erinnerungen von der Stirn wischen. Da ward denn dafür aus dem eigenen Leben erzählt, wie der Vater, der auch Schiffer gewesen, in früher Zeit gestorben sei und nun die Mutter mit den Buben und einem Mädel in der verfallenen Fischerhütte gesessen. Sie hat in ehrlicher Arbeit alle großgebracht; die Buben lernten die Zimmermannskunst, sie selber bauten sich das Vaterhaus wieder auf, sie zimmerten sich ihre Schiffe mit eigner Hand. Bald konnten sie ihrerseits die altwerdende Frau ernähren, der eine als Forstmann, der andere als Jäger im gräflichen Dienst und er wirkte eben als Fährmann, während die Schwester

den Haushalt besorgte. Es lag in der traulichen Erzählung des Mannes, der zugleich ein für diese Gegenden ungewöhnlich reines Deutsch sprach, ein solch sittliches Bewußtsein menschlichen Lebensglückes; auf dem tief grünen See, umschlossen von hohen, mit Alpenrosen überdeckten Bergwänden gab sich in der schlichten Gestalt ein so warmes treuherziges Gemüth kund, daß Alles rundumher, Wasser, Morgenlicht, Tannenhänge, Wellen, Himmelsblau und das Plaudern dazu einen Klang in der eigenen Brust hervorriefen; der wohl als der Seele Dank für den Augenblick gelten darf; inmitten der freien Natur wird Denken und Fühlen eben anders, als im engen Zimmer hinter den staubigen Büchern. Auf der Pertisau am See, wo wieder einmal die geistlichen Herren Tyrols das beste Stück Land rechtzeitig in Besitz genommen, haben dann Wanderer und Fährmann im offenen Boote einen frischen Frühtrunk mit einander genommen, auf welchen nach der Rückkehr zur Scholastika noch der entsprechende Nachtrunk folgte.

Vom Achensee hinunter nach Jnnbach, hinein in's Tyrol soll der Mensch eigentlich jedesmal, so oft er in die Gegend kommt, auf den eigenen Beinen gehen. Der Weg zieht sich von dem hochgelegenen See in engen Schluchten höchst malerisch zum großen Tyroler Langthal hinab, ein prächtiger Baumschlag bedeckt die hohen Wände an beiden Seiten, während nach vornezu sich allmählig die Aussicht auf das weite Gebiet des Jnn öffnet. Nur wenn es gerade vom Himmel heruntergießt, nimmt man sich bei Frau Scholastika einen Einspänner für drei und einen halben Gulden, läßt den Kutscher neben sich unter dem Schirmdach sitzen, damit er draußen auf dem Bocke nicht triefend werde, und fährt so mit gesperrten Rädern den Berg hinab. Allmählig heitert sich dann wohl das Gewölk, das am Morgen die Gipfel der Berge so schwer bedrückt hatte, durch warme Sonnenblicke auf, der Nebel verfliegt — bis man vor dem Bräu in Jnnbach still hält, liegt dann schon das breite lange Jnnthal in klarer Beleuchtung vor dem jauchzenden Auge da. Es ist ein stattlicher Bau, den Herr Pfretzner, das Mitglied des Wiener Reichsrathes, dort auf die Schulter jenes Mittelgebirges hingesetzt hat, welches sich als Staffel neben dem Jnn bis zum Engadin hinzieht und erst im Oberengadin aufhört. Von der Dachhalle des neuen zierlichen Wirthshauses an der rechten Seite der Straße, das nur Eß- und Trinkzimmer enthält, indem die Schlafzimmer in dem Brauhause links liegen, beherrscht der Blick das ausgedehnte Jnnbett bis zu den Höhen hinter Jnnsbruck hin. Das gegenüber liegende rechte Bergufer des Flusses, welches, nach Norden gerichtet, reichlich mit Wäldern überzogen ist, zeigt dabei einen viel anmuthigeren Charakter als die steile von der Sonne ausgesengte Klippenkette, an deren Fuße Jnnbach liegt; unten im Thale breiten sich fruchtbare Kornfelder aus, von den Vorhöhen winken viele kleine Kirchen und Kapellen herüber, deren Lage wenigstens beweist, daß die Geistlichkeit in dem Bau einen gewissen dekorativen Sinn besessen hat — es ist unter der Dachhalle des Hauses ein gar wonniger Sitz, dessen Behaglichkeit durch gute feste und flüssige Naturalverpflegung noch weiter erhöht wird.

Auch trifft man an dieser Ausmündung der bayrischen Straße in's Tyrol, die auf österreichischem Boden nun rechts nach Jnnsbruck, links in's Salzburgische führt, und mit einer Seitenchaussee in's Zillerthal einlenkt, gewöhnlich einen manchfaltigen Zufluß von Reisenden an, die hier von allen vier Winden her zusammenkommen. Wer nicht gerade unten in dem Marktflecken dicht an der Eisenbahn in der „Toleranz" aussteigt, mit welchem Wirthshausschilde ein freisinniger spekulirender Wirth den Pfaffen Tyrols den Fehdehandschuh hingeworfen hat, siedelt sich lieber im Bräu der schönen Aussicht wegen an. Wir erblickten freilich von dort zunächst nur eine Zigeunerfamilie, welche den Berg in voller Steppen-Ursprünglichkeit hinaufzog. Voran zwei schwarzbraune Kerle in langen leinenen Gewändern, die jeder an der Kette einen kleinen weißen Bären mit sich führten, dann ein Wagen mit Weibern und Kindern, von struppigen Mädchen begleitet, deren schwarze Augen fast zornig umherschauten — es war der malerisch organisirte Bettel, welcher in asiatischem Widerstreben gegen die ehrliche tägliche Nahrungsarbeit ruhelos durch's Gelände pilgert und in ganz unverständlicher Sprache bei jedem Vorübergehenden um Spenden bittet. Dann hielt neben dem Wirthshause ein großer Wagenkasten, dessen Besitzer am Tage Blechgeschirr für die Bauern machte und die Hunde schor, während er für den Abend durch Anschlagzettel ein Sing- und Zither-Konzert eben in unserer Trinkhalle angekündigt hatte. Wenn aber schon außerhalb der vier Wände dergestalt eine sehr seltsame Staffage sich zeigte, so bewegten sich auch auf dem Altane Vertreter von Lebensberufen, Bahnen menschlicher Thätigkeit und menschlichen Interesses liegen. Hier frühstückten nämlich zwei Naturforscher, der eine aus Frankfurt, ein ungeselliger stotternder Mann, der andere ein junger Wiener, die als Botaniker einzig den Zweck verfolgten, die Steinflechten und Moose in den Tyroler die denn doch nicht minder sehr weit ab von den gewöhnlichen Alpen aufzusuchen. Sie führten ungeheuere Ballen von Herbarien bei sich, und hatten eigentlich für nichts Anderes Sinn, als für das kleine vegetabilische Gesträuch, dessen Abarten sie nach vielen Tausenden berechneten. Daß inzwischen in der deutschen Welt der Fürstentag sich vorbereitete, oder nur, daß Menschen und menschliche Verhältnisse in erster Linie auf fremdem Boden zu beobachten sind, kümmerte sie auf ihrer fachwissenschaftlichen Expedition gar nicht; von anderweitiger Bildung der Literatur und Kunst war bei ihnen auch nicht die Rede; das Ziel ihres Daseins blieb einzig auf die Erforschung von Flechten und Moosen, Moosen und Flechten gerichtet — der liebe Gott hat doch stellenweise seltsame Kostgänger! Hätte nicht auf dem Altane ein verständiges Biermädchen zuweilen eine heitere Bemerkung hineingeworfen, so wäre die Unterhaltung trotz der herrlichen Gegend, die eigentlich jedes Menschenherz aufschließen mußte, bald wieder in's Stocken gerathen, wie willig auch Unser Einer sich dazu hergab, sich in des Teufels Namen in dem Stammbaum der Moose und Flechten genauer unterrichten zu lassen — man kann ja in gewissen Lebensfällen gar nichts anderes thun als Geduld üben.

Glücklicherweise lockte die Aussicht auf die Burg Trotzberg des Grafen Engenberg, die thalauswärts rechts am Berge herüberschaut, zu einem längeren Spaziergange, der uns denn von diesen Moosjüngern befreite. Tyrol ist sonst arm an Burgen und Bergschlössern; der Feudaladel muß unter den Hirten und Jägern der Gebirge einst wohl nicht recht haben Fuß fassen können. Einen um so eigenthümlicheren Eindruck macht es aber, wenn man beim Eintreten in den zum Schlosse gehörenden Landbezirk auf dem Grenzstein die Jnschrift liest: „Burgfrieden von Trotzberg"; mit solchen mittelalterlichen Erinnerungen sollte doch der österreichische Adel jetzt der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr lästig fallen; sonst ereignet es sich leicht, daß die Wiener Staatskunst bei der Reform des deutschen Bundes auch auf die Reichsunmittelbaren zurückgreift und aus dem Staatenvertrage ein besonderes persönliches dynastisches Directorialbefugniß für die hohen Herren herleitet, die ja doch nur als Mitglieder ihrer Staaten politisch in Betracht kommen können. Hat man denn in den entscheidenden Kreisen an der Donau rücksichtlich der deutschen Verhältnisse seit dem Regensburger Reichstage gar Nichts gelernt?

Doch drehen wir von jetzt an auf der Gebirgsreise der Politik ein für allemal den Rücken, lassen wir den Einspänner bestellen

und fahren wir bei klarem Wetter in's schöne Zillerthal. Solche Touren, wenn man sie nicht wandern will, soll man nicht im Stellwagen machen. Da gilt es von offenem Sitze hin nach allen Seiten umschauen, gelegentlich stille halten bei Häusern, von denen der liebe Gott seinen Arm herausstreckt, jeden Augenblick und nicht etwa bloß Abends am erreichten Ziele die Lust des Reisens fassen — Reisen im Tyroler und Schweizer Gebirg ist doppeltes Leben, von welchem man keinen Moment verlieren darf.

Auf der gewöhnlich eingehaltenen Fahrt durch Tyrol liegt das Zillerthal eigentlich seitab und wird daher von den Reisenden seltener besucht. Wer nicht etwa beabsichtigt, weiter über die Gerloswand in's Pinzgau und zum Krimler Wasserfall zu wandern, oder rechts durch das Duxerthal zum Brenner zu gehen, findet bei Mayrhof und in der Klamm des Zembachs unter dem Dornauberg das Thal so zu sagen verschlossen; er müßte denn vielleicht den Zillerbach hinauf einen sehr beschwerlichen Pfad nach dem Pusterthal einschlagen. Trotzdem verdient der Ausflug nach Zell und dem Karlssteg, obgleich man auf der nämlichen Straße zurückzukehren gezwungen bleibt, wohl die Tage, die man darauf verwendet. Das Zillerthal selber ist in dem Bau seiner Berge sehr anmuthig angelegt und macht durch die enorme Fruchtbarkeit seines unteren Bodens wie seiner hohen Seitenwände einen freundlichen behäbigen Eindruck, der durch das entgegenkommende Benehmen seiner Bewohner, eines wirklich schönen Menschenschlages, nur gesteigert wird. Im Allgemeinen ist zwar die Tyroler Landwirthschaft im Vergleich zu der süddeutschen noch vielfach zurück; es fehlt den Bauern an beweglichem Kapitale, um gründliche Verbesserungen vorzunehmen. Die Geistlichkeit bezieht zu viel von dem Erträgniß des Landes für sich, und die Bevölkerung vermehrt sich wenig, weil die Grundeigenthümer bis in's hohe Alter hinein im Besitz ihres Eigenthums verharren, so daß die Söhne erst spät zur Heirath gelangen. Es fällt z. B. gleich bei der Einfahrt in's Thal bei Straß auf, daß trotz des leichten Abzugs nach dem Fluß hin die sauern Wiesen nicht entwässert sind; einen rationellen Wiesenbau, vollends einen Rückenbau, findet man in Tyrol nur selten. Dagegen gehen an den Seitenwänden des Zillerthals die Kornfelder und mit ihnen die Dörfer und Einzelhöfe hoch hinauf, um erst das Terrain an den Spitzen der grünen Kämme den Almen zu überlassen. Dazu unterbrechen die einzelnen Waldpartieen die an den Bergen hängenden Wiesen und Roggenäcker in sehr anmuthiger Weise. Man glaubt zeitweilig eine mit selbstbewußtem Geschmack entworfene Anlage vor sich zu haben, so harmonisch schmiegt sich Wald, Feld, Matte und Alm an einander.

Und die Menschen im Zillerthale entsprechen in Sitten und Art einigermaßen der weicheren milderen Bergnatur, die sie umgiebt; wir sollen uns nämlich unter ihnen nur nicht Gestalten vorstellen, wie sie bei uns als angebliche Zillerthaler mit bunter phantastischer Gebirgstracht im Sänger- und Sängerinnengeschäft auftreten. Die Kleidung der Frauen und Männer in der Heimath ist zwar sehr reinlich und in Tyroler Art gehalten, aber meistens in dunklen Farben und von sittsamem Schnitt. Eine Frivolität nach der Seite freier Sinnlichkeit hin läßt sich da nirgends bemerken; die Mädchen sind zwar sehr graziös gewachsen, hübsch von Gesicht, namentlich von schönen Augen, munter und freundlich, allein nichts weniger als ausgelassen; es herrscht ein sicheres, keusches Wesen unter ihnen vor; von dem „traulichen Du" gegen Fremde hört man sogar bei längerem Aufenthalte im Zillerthale nichts.

Auch darf man wohl annehmen, daß in unseren Tagen die wenigsten fahrenden Sänger und Sängerinnen wirklich noch aus dem Zillerthal stammen. Die ältere Generation allerdings ist zahlreich „draußen gewesen" und hat es sich nun daheim mit dem erworbenen Gelde best möglichst eingerichtet. So trafen wir in dem Marktflecken Flügen in einem stattlichen Gasthause einen Wirth, der als Sänger 1827 auch Bremen besucht hatte, „als die Bremer gerade ihren Hafen baueten"; er kannte sogar den Rathskeller genau und fragte, ob man denn da unten die Uhr noch ticken höre, die am anderen Ende der Wölbung in die Rille gebracht werde... Mit der Kenntniß solcher Wahrzeichen kann man sich auf Gottes Erdball persönlich legitimiren. In seinen jetzigen Jahren hatte jedoch der gesprächige Wirth das Wandern satt; neben ihm stand nunmehr unter seinem wohlbegründeten Dache eine wahrhaft imposante Vierzigerin als Gattin und zwei schmucke, eben erwachsene Töchterlein warteten als Kellnerinnen in schneeweißen Hemdsärmeln am langen Trinktische auf. So läßt es sich allerdings auch in der Heimath traulich leben und behaglich alt werden.

Eine ebenfalls freundliche Station bildet ferner das ungefähr drei Stunden vom Eingange des Zillerthals gelegene Zell, ein heimlich in einem Halbkessel ausgebreiteter Flecken, der sich unten an die Gerloswand lehnt, und im weiteren Hintergrunde rechts schon eine hohe zackige Felswand, den Ingent, mit ewigem Schnee bedeckt, zeigt. Zwei einander gegenüberstehende Wirthshäuser, „der Welsche" und der „Bräu", gewähren daselbst gute Pflege, und heitere Menschen lassen es den Ankommenden bald vergessen, daß er am Platze ein Fremder ist. Uns hatte unser munterer Kutscher von Innbach in die „Bräu" gefahren: „Sie werden sich da gut amüsiren, die Mädele im „Bräu" singen Abends gar schön;" und wirklich schon der erste Empfang that in seiner gefälligen Weise dem Aussteigenden wohl. Eine Kellnerin, die seit langen Jahren im Hause gewaltet haben muß, wußte sogleich mit flinker Hand für alle Zimmerbedürfnisse an einem heißen Tage zu sorgen und nach gemachter Toilette dampften köstliche Forellen, begleitet von sehr anerkennungswerthem Tyroler Rothen, auf dem schneeweißen Linnen des Tisches; doch muß man sich die schmackhaften Fische aus den reinen Bergquellen nicht nach Tyroler Art in Essig, sondern in klarem Wasser kochen lassen; da erst entwickeln sie ihre ganze Feinheit; nur fehlen auch hier die jungen Kartoffeln dazu, die leider in Tyrol eben so wenig gebaut werden, als in Oberbayern. Eine Umschau in Haus und Hof nach vollzogener Mahlzeit ergab dann noch des Weitern manche erfreuliche Aussichten auf Wohlbehagen und Zeitvertreib. Zuerst ein nach hinten zu liegender großer Baumgarten mit kühlem Schatten, einem prächtigen Nußbaume, der sein grünes Dach über einer Kegelbahn ausbreitet, und freien Aussichten auf die hohen Bergwände ringsum. Schon in völliger Einsamkeit ließe sich in diesem grünen Gehege, das sonst in den oberbayrischen und Tyroler Gasthöfen sich selten findet, in freier Luft manch gedeihlicher Schoppen trinken; von Einsamkeit ist indessen für den Gast im „Bräu" von Zell keine Rede. Zunächst thront auf der weiten Hausflur der Wirth an einem großen Tisch, um die unaufhörliche Geschäftigkeit des zahlreichen Gesindes stets im Auge zu behalten. Wer, wie der Hausherr, fünfzig Kühe auf den eigenen Almen geben hat, außerdem seine Kornfelder besitzt, Bierbrauerei treibt und Wirthschaft führt, der muß schon gut hienieden aufpassen. Neben dem freundlichen Alten hockt dann gewiß mit dem Strickstrumpf in der Hand eine seiner jungen Töchter, um gelegentliche Wirthschaftsbefehle auszurichten; wirklich hübsche Gestalten in der dunklen Tyroler Alltagstracht, mit feiner züchtiger Haltung. Das Stricken hat aber gar eine so große Eile nicht. Ist z. B. gerade kein Führer da, um dem Fremden den Weg zur Maria-Rast-Capelle auf dem Horinzenberge dicht am Flecken zu zeigen, nun so legt das jüngste Kind, eine schlanke Rehfigur, die Nadeln hin und begleitet den Gast bis zu dem Fuß der nahe liegenden Gerloswand, an welcher sich der Pfad mählig hinaufzieht. Hat man sich dann von dem Bergvorsprung, auf welchem das Gotteshaus ruht, das Zillerthal in seiner ganzen Ausdehnung bis zum Innthal hin sattsam betrachtet, dann ist inzwischen wohl im Garten des „Bräu" die regelmäßige Kegelpartie versammelt, in deren heiteren Kreis der Fremde, wie selbstverständlich, unmittelbar hineingezogen wird. Der Bürgemeister des Orts, der Arzt, einige geistliche Herren, der Förster, der hier, wie sein College im Mayrhofe, vortrefflich über Wald und Jagd Auskunft zu geben weiß, und ein paar im auswärtigen Geschäftsleben gereiste Bewohner vergnügen sich nach des Tages Last am „Scheiben", wie sie unser Schieben aussprechen. Als ältere Zuschauer bilden dabei in behaglicher Gewohnheit die kritisirende Corona ein in Ruhestand lebender Bezirksgerichtsvorsteher, welcher an der eigenen Person sechs Umgestaltungen des österreichischen Gerichtswesens erlebt hat, und der würdige Dekan von Zell, im kirchlichen Bauwesen wohl erfahren; wie denn auch auf seinen Betrieb das große Franz-Josephsspital für Kranke im Orte aufgeführt worden ist. Der Bierkrug und das Weinglas wird nicht vergessen, ein meist humoristisches Gespräch mit Scherz und Lachen beurkundet einen fröhlichen gesunden Sinn der Spielenden.

Bloß wenn um halb acht Uhr Abends das Ave-Maria-Läuten vom nahen Kirchthurm erschallt, wird für einige Minuten das Kegeln unterbrochen. Alle ziehen Hut oder Mütze ab, die geistlichen Herren falten die Hände, eine allgemeine Stille tritt ein, in der jedoch schon die Pfeifen ruhig weiter geraucht werden; bis zuletzt der Herr Corporator mit einem: „guten Abend, meine Herren!" die Andacht abschließt, und unmittelbar darauf der Nächste die Kugel wieder aufnimmt. Die Protestantenfrage in Tyrol entscheidet sich ja natürlicher Weise nicht auf der Kegelbahn in Zell, auch

der norddeutsche Fremde mag daher in dieser munteren harmlosen Schaar bei der eintretenden Ceremonie das Reisekäpplein ohne Gewissensskrupel bei Seite legen, die Cigarre braucht deßwegen beim Ave-Maria nicht auszugehen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Zur Tonkunst. Abhandlungen. Von E. O. Lindner. — Die Hülfsmittel des musikalischen Effektes. Von F. L. Schubert. — Denkwürdigkeiten der kurfürstlichen und königlichen Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. Von H. Mannstein. — Die Symphonieen Beethovens und anderer berühmter Meister. Von F. L. S. von Dürenberg. — Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich. Von Karl von Weber. — Englische Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts, in's Deutsche übertragen. Von L. von Plönnies. — Frau und Dame. Ein sprachgeschichtlicher Vortrag. Von F. Dietrich. — Theodor Körner. Historisches Drama in 3 Akten. Von G. Zimmermann. — Sitten und Gebräuche in Thüringen. Von F. Schmidt. — Kloster Ichtershausen. Von W. Rein.

* Literarische Notizen. Der deutschen Bundesversammlung liegt augenblicklich eine interessante literarische Frage zur Entscheidung vor. Es handelt sich darum, ob der Schutz gegen Nachdruck den Werken unserer großen klassischen Dichter noch fernerhin durch Privileg verliehen werden soll, oder ob vom Jahre 1867 an, bis zu welchem der bisherige Schutz reicht, die Dichtungen von Goethe, Schiller, Wieland, Herder dem deutschen Buchhandel freigegeben werden sollen. Die Weimarische Regierung hat in Frankfurt den Antrag auf Verlängerung des Privilegs zu Gunsten der Buchhandlungen von Cotta und Göschen gestellt, derselbe wird indeß schwerlich gutgeheißen werden. Die Besorgniß, daß mit dem Jahre 1867 ihr Vorrecht zu Ende gehen werde, ist wohl das Hauptmotiv gewesen, daß jene beiden Firmen in den letzten Jahren die billigen Gesammtausgaben der deutschen Klassiker veranstaltet haben. Sie hofften damit allen Verlegern, welche später die Werke der Dichter herauszugeben gedächten, das Geschäft verdorben zu haben. — Das große Werk „Denkmäler der Kunst“, eine Schöpfung Franz Kuglers, wird durch Ebner und Seubert in Stuttgart dem größeren Publikum in einer billigeren Ausgabe zugänglich gemacht werden, da die bisherigen bei ihren hohen Preisen nur in kleinere Kreise dringen konnten. Wilhelm Lübke hat die Redaction dieser neuen Ausgabe, welche sich seinem Grundrisse der Kunstgeschichte ebenso anschließen soll, wie die frühere dem Handbuche der Kunstgeschichte von Kugler, übernommen. Das große Prachtwerk umfaßt in seiner verjüngten Gestalt das Gebiet der Kunst von ihren ersten Anfängen bei den Egyptern durch die Perioden der Klassicität und Romantik hindurch bis zu der neueren Entwickelung im 17. Jahrhundert, und zwar so, daß die Kleinmeister und die moderne Kunst ausgeschlossen bleiben. Das Werk concentrirt sich also auf die hervorragendsten Erscheinungen, vertheilt sich in 661 Darstellungen auf 56 Tafeln und wird von einem Texte begleitet, welcher das zum Verständniß Erforderliche in kurzer Fassung mittheilt, während der Grundriß von Lübke mit ausführlichen Erklärungen sich anschließt. Der Ruf der Verlagshandlung bürgt für echt künstlerische und schöne Ausstattung. Der Preis der in sechs Lieferungen auszugebenden „Denkmäler“ stellt sich auf 7—8 Thaler. — Die beiden illustrirten Prachtwerke, das „Düsseldorfer Künstleralbum“ und die „deutsche Kunst in Bild und Lied“, in ihren neuen Folgen für 1864 sind ausgegeben. Beide enthalten in gewohnter Weise Gedichte und Illustrationen. — Oswald Marbach in Leipzig hat sich an einer neuen Bearbeitung des „Othello“ von Shakspere versucht; bekanntlich gehört diese Tragödie nicht zu denen, die August Wilhelm Schlegel selbst übersetzt hat. — Wir erhalten die vierte Lieferung der „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod“, 1681—1781, von Julian Schmidt. Die von demselben redigirte „Berliner allgemeine Zeitung“, das Organ der altliberalen Partei, welches mit großen Kosten seit einigen Jahren aufrecht erhalten wurde, soll, wie es heißt, mit dem Ende dieses Jahres aufhören. — Von den einst so sehr beliebten „Studien“ und „bunten Steinen“ von Adalbert Stifter sind neue Auflagen erschienen. — Der Absatz der Gesammtausgabe von Berthold Auerbachs Schriften ist so bedeutend gewesen, daß die Cotta'sche Verlagshandlung einen neuen Abdruck hat veranstalten können. — Der bekannte Theaterdirector Franz Wallner in Berlin giebt Denkwürdigkeiten heraus unter dem Titel „Rückblicke, Erinnerungen aus meiner theatralischen Laufbahn und meinen Erlebnissen außer der Bühne.“ An dem, was man einen pikanten Inhalt nennt, wird es diesem Buche nicht fehlen, denn Wallner hat sowohl in früheren Jahren als auch in seiner jetzigen Stellung an der Spitze einer der beliebtesten Bühnen in Berlin gar viel erlebt. — Ein vierter Band von Gedichten Emanuel Geibels soll zu erwarten sein. Eine Reihe von neuen Poesieen des Dichters ist im Laufe der letzten Monate in der Kölnischen Zeitung abgedruckt worden. Geibel bleibt für längere Zeit in Lübeck, da er in diesem Winter nicht nach München zurückkehren wird, indem König Max für mehrere Monate seinen Aufenthalt in Rom genommen hat.

* Berliner Federzeichnungen. Von Ernst Kossak. Berlin, Janke. — Wenn der ebenso gefürchtete als beliebte Berliner Humorist eine Reihe jener pikanten Federzeichnungen, die er als Journalist ausstreut, gelegentlich sammelt, so ist er eines großen Leserkreises immer noch sicher; die vorliegende Sammlung ist bereits die vierte. Sie hat uns zwei Nachmittagsstunden trefflich ausgefüllt und manches recht herzliche Lachen abgewonnen. Es ist zwar natürlich, daß man bisweilen merkt, der Born des Humors sprudele nicht mehr so üppig wie früher. Man kann unmöglich, wenn man alle acht Tage witzig sein muß, das allemal in gleichem Grade sein; hat doch sogar der Kladderadatsch seine schwachen Stunden. Und diesem Naturgesetz ist auch Kossak unterworfen, wiewohl seine humoristische Ader ihm merkwürdig treu bleibt und eine große Menge sehr glücklicher und äußerst ergötzlicher Wendungen und Einfälle zur Verfügung stellt. Sein Witz ist durchaus gesund und kernig, selten gezwungen und gemacht, nie roh. In dem hier in Rede stehenden Bändchen hat uns besonders das Heftchen mit Federzeichnungen aus dem Leben eines Clavierlehrers viel Freude gemacht. Die Leiden eines jungen Pianisten im Verkehr mit berühmten Collegen, beim Unterricht verzogener Mädchen, bei der Ausbildung übermüthiger Dilettanten, die sich für künstlerische Genies halten, in einer Mädchenpension, in den Quartettsoireen von Kunstmäcenen, welche zum Entsetzen der eingeladenen Gäste selbst einen Platz am Quartettpult einnehmen — das alles ist sehr drastisch und ohne wohlfeile Uebertreibungen geschildert; es erinnerte uns an höchst komische Skizzen aus der Naturgeschichte der Musiker, durch die Kossak gelegentlich die Leser der „Signale“ erfreut. Auch sonst ist kein Stand mit seinen Schwächen, keine Modethorheit der Zeit, keines der kleinen Leiden des menschlichen Lebens vor seiner illustrirenden und geißelnden Hand sicher. Die preußischen Landräthe und Berliner Commerzienräthe, die Junker und die Hausphilister im „Mittelpunkte der Intelligenz“, die Photographen und die Künstler höheren Ranges werden alle ehrlich bedacht.

* Rom. Von Wilhelm Wägner. Leipzig, Spamer. — Der etwas schwerfällige, erläuternde Titel des Buches lautet: „Anfang, Fortgang und Verfall des Weltreiches der Römer, für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend.“ Die rührige Firma versendet den dritten und letzten Band dieses Werkes zu einer Zeit, wo es manchen Eltern als Festgeschenk für Schüler von Gymnasien und Realschulen willkommen sein wird. Eines näheren Eingehens können wir uns enthalten, da das Sonntagsblatt die früheren Bände besprochen hat, eine Veränderung der Anlage und Haltung nicht eingetreten ist. Der Verfasser hat die griechische Welt in ähnlicher Weise unter dem Titel „Hellas“ behandelt, während Oppel in Halle geographische und geschichtliche Bilder aus Egypten als Seitenstück dazu gab. Der Verleger hat das Buch mit einer bedeutenden Anzahl von Illustrationen, die nach Originalzeichnungen angefertigt sind, versehen. Daß dieselben von ungleichem Werthe sind, ist bei einem solchem Unternehmen natürlich, im Allgemeinen hat die Firma für die Ausstattung ungemein viel und mit richtigem Takte gethan. Die besten Illustrationen und zugleich die nützlichsten für die Jugend sind diejenigen, welche monumentale Werke darstellen. Unter diesen sind hervorzuheben die Abbildungen des Forums, der Trajanssäule, des Colosseums, der Katakomben in Rom, der Gräberstraße in Pompeji, der Arenen und Wasserleitungen in Italien und Gallien.

* Kunst und Literatur. In der musikalischen Welt erregt die Mittheilung große Freude, daß Otto Jahn in Bonn, der Verfasser der Biographie Mozarts, jetzt an einer Lebensgeschichte Josef Haydns schreibe. Schon bei der Ausgabe der ersten Bände des „Mozart“ erfuhr man, daß Jahn seiner Arbeit über den großen Schöpfer des Don Juan ähnliche Werke über Haydn und Beethoven folgen lassen werde. Die zu unerwarteter Ausdehnung anschwellende Biographie Mozarts nahm ihn aber mehrere Jahre so gewaltig in Anspruch, daß er nach der Vollendung derselben seine liegen gebliebenen archäologischen Arbeiten wieder aufnehmen und das musikalische Gebiet verlassen mußte. Jetzt hat er sich also demselben wieder zugewandt, und wir wollen hoffen, daß er nun auf längere Zeit für Haydn wie für Beethoven den größesten Theil seiner Kraft wird hergeben können. Man hat zwei Musterarbeiten zu erwarten, welche im Verein mit der über Mozart ein helles Licht über die klassische Musik und die Anfänge der romantischen verbreiten werden. — Eine neue, schöne und correcte Ausgabe der Müllerlieder von Franz Schubert ist herausgekommen, und zwar in der Tonlage, wie sie von Stockhausen, dem die Ausgabe gewidmet wurde, für seine öffentlichen Vorträge gewählt ist. Die Musikfreunde

werden der Verlagshandlung von Spina um so dankbarer sein, als in der jetzigen Gestalt die Müllerlieder viel besser und schöner gedruckt sind als früher und überdies der Preis bedeutend heruntergesetzt, indem die ganze Ausgabe nur anderthalb Thaler kostet. — In Oldenburg und in weiteren Kreisen erregt eine schwere Erkrankung des Hofkapellmeisters Albert Dietrich innige Theilnahme. Er muß für diesen Winter auf die Leitung der Concerte verzichten, deren Direction von seinem Freunde Heinrich von Sahr übernommen wurde. — Wie kürzlich Adolf Stahr für den Kaiser Tiberius aufgetreten ist und den Versuch gemacht hat, den römischen Imperator gegen die historische Kritik in Schutz zu nehmen und als einen edlen, verkannten Charakter hinzustellen, so hat ein englischer Schriftsteller im „Cornhill Magazine" sich Nero's angenommen. Der Retter Nero's, — man meint, es sei Lewes, der Biograph Goethe's, — ist indeß vorsichtiger gewesen und hat sich nicht so weit wie Stahr verleiten lassen. Er versucht nämlich, einige Verbrechen, die dem Nero schuld gegeben werden, aus naturwissenschaftlichen Gründen als erdichtet zu erweisen und die Behauptung auszuführen, daß die von Entrüstung dictirten Urtheile der alten Geschichtschreiber kritiklos von den neueren nachgeschrieben seien. Er hält drei der großen Verbrechen, die auf dem Namen Nero's haften, die Morde des Britannicus und der Agrippina, seines Halbbruders und seiner Mutter, so wie den Brand von Rom für durchaus unglaubwürdig und ist bemüht, das wissenschaftlich nachzuweisen. So meint er, daß der urplötzliche Tod des Britannicus, der nach dem Leeren eines Bechers mit Wein erfolgte, nicht auf Gift zurückzuführen sei, sondern wahrscheinlich auf Epilepsie, denn die Römer jener Zeit hätten gar kein so augenblicklich tödtendes Gift, welches das Gesicht des Opfers sofort geschwärzt hätte, gekannt. Die Abhandlung wird gewiß bald in deutscher Uebersetzung herauskommen. — Der in katholischem Sinne schreibende Historiker Onno Klopp in Hannover, welcher jetzt die politischen und staatswirthschaftlichen Schriften des Philosophen Leibnitz herausgiebt, tritt immer deutlicher mit seiner Farbe hervor. Er hat kürzlich seine Töchter von dem Religionsunterricht in der Schule dispensiren lassen, da sie künftig römisch-katholischen Unterricht erhalten würden. Klopps Gattin ist Katholikin. — Der Gedanke, auf einem der schönsten Punkte des Taunus, auf dem Gipfel des Altkönigs, einen stattlichen Bau zur Erinnerung an Ludwig Uhland zu errichten, scheint sich zu verwirklichen. Ansehnliche Gaben sind bereits eingelaufen, andere zugesagt, und man hofft bald soviel bei einander zu haben, daß die „Uhlandsruhe" nach dem Plane des Herrn von Rößler in Wiesbaden ausgeführt werden kann. Es ist ähnlich wie bei Schiller, jedoch in kleinerem Maßstabe, eine Verloosung unternommen worden. Gesangvereine und Privatleute werden gebeten, Geldbeiträge oder Geschenke an das Comité zu Oberursel in Nassau einzusenden. — In der literarischen Welt nimmt man Anstoß an einem Roman, „die Literaten" von Frau Ida von Düringsfeld. Sie hat nämlich in diesem Buch eine Anzahl von Schriftstellern und Schriftstellerinnen in Dresden und Berlin, allerdings unter anderm Namen, aber sehr kenntlich und fast ohne Ausnahme höchst grell porträtirt, so daß in den betreffenden Kreisen eine nicht geringe Entrüstung herrscht.

Concerte und Vorträge.

* Bremen, 11. November. Gestern hat unsere musikalische Saison, nachdem ein Concert des Domchors und zwei Quartettsoireen eine Art von Einleitung gebildet hatten, mit dem ersten Privatconcerte ihren eigentlichen Anfang genommen, und zwar in der glänzendsten Weise. Das Programm des Abends war ein musterhaftes, indem es mehrere der ersten musikalischen Namen vereinigte, ohne irgend eine unschöne, den Eindruck störende Beimischung hinzuzufügen, und durch die Mitwirkung des Ehepaars Joachim einen hohen Reiz erhielt. Das Orchester begann mit Mozarts Symphonie in Es dur, welche man wohl den Schwanengesang des großen Meisters genannt hat, und wußte die Schönheiten des Werkes in ein gutes Licht zu stellen. Nur im ersten und dritten Satze wären mehr Geist und Leben zu wünschen gewesen. Das Tempo dieser beiden Abtheilungen wurde so langsam genommen, daß wir es nicht für richtig halten können. Oder wir wollen das lieber nicht sagen, denn Herr Musikdirector Reinthaler würde erwidern, es sei gerade so richtig gewesen, und wir wären dann so weit wie zuvor. Unsere Meinung aber geht dahin, daß man durch ein so langsames Zeitmaß den beiden Sätzen viel von ihrer Frische und Grazie nimmt, daß sie etwas Trockenes, Gemachtes, Hölzernes bekommen und ungemein verlieren. Vom Orchester hörten wir weiter noch Cherubini's Ouverture zur „Faniska" und Beethovens große Leonoren-Ouverture (Nr. 3 in C dur). Auch sonst hielt sich das Programm innerhalb des Bereichs des Besten, was die Tonkunst bietet, und verlieh dem Concert einen tadellosen, harmonischen Charakter. Herr Joachim spielte das Violinconcert von Beethoven, mit dem er einst zuerst vor uns trat. Wir wissen nicht, ob gerade wir an diesem Abend einen besonders günstigen Eindruck hatten, aber es war uns, als hätte der Künstler nie so vollendet in jeder Hinsicht, so wahr und warm, so echt poetisch gespielt, als wäre eine musterhaftere Ausführung der wundervollen Composition, eine noch tadellosere Klassicität des Spiels nicht zu denken. War alles, was Technik und Ausdruck erfordern, zwar bei dem Präludium von Bach und dem Andante von Molique allerdings in gleichem Maße vorhanden, wie sich das bei einem solchen Geiger von selbst versteht, so mußte doch bei dem Beethovenschen Concerte dem Geiste des Werkes, welcher von dem Spieler zum vollsten Ausdruck gebracht wurde, die Wirkung auch ganz besonders entsprechen. Herrn Joachim zur Seite stand seine junge Gattin, die früher bereis auf der Bühne, im Concertsaal und im Dom bei der Aufführung des Messias durch Stimme und Vortrag unter uns die allgemeine Gunst gewonnen hatte und nun freudig begrüßt wurde. Sie sang die Arie „Ach ich habe sie verloren" aus dem Gluck'schen Orpheus, den sie noch kurz vor ihrem Abgange von der Bühne im vorigen Winter in Hannover darstellte, Kolma's Klage von Franz Schubert und eins der Reiselieder von Mendelssohn. Wenn wir den Wunsch aussprechen, das seltene Künstlerpaar bald wieder unter uns zu sehen, so wird dieser Wunsch hoffentlich nicht zu den bloß frommen zu zählen sein. — Wann die Freunde klassischer Musik sich wieder im Concertsaale zusammenfinden, steht dahin, indem es in diesem Augenblick noch unentschieden ist, ob die Symphonieabende zu Stande kommen. Die Vorliebe für die Oper hat auch in diesem Winter die Reihen der Concertbesucher so stark gelichtet, daß die bisherigen Versuche, ein Publikum für Orchesterconcerte zu gewinnen, kein genügendes Resultat gehabt haben. Müßten dieselben ausfallen, so würde das sehr zu bedauern sein, sowohl wegen des Verzichtes auf wirkliche Kunstgenüsse, den viele Musikfreunde leisten müßten, als auch des Orchesters wegen. Es würde in diesem Fall auf sechs Abende nicht rechnen dürfen, die eben so wünschenswerth als nothwendig sind, um das Zusammenspiel auszubilden und die Musiker immer mehr vertraut zu machen mit Werken, welche den Grundstamm aller Concertprogramme bilden müssen und denselben erst wirklichen Werth verleihen. Hoffen wir, daß man im Publikum diese Ansicht theilt und die Symphonieabende möglich macht.

Am 11. November fand die Eröffnung der eigentlichen Wintersaison des Künstlervereins durch einen der Vorträge in dem oberen Saale statt, welche sammt den musikalischen Aufführungen und der Bibliothek das eigentliche geistige Band des Vereins bilden. Den ersten Vortrag hatte Herr Dr. Buchenau übernommen und sich hierzu eine Besprechung der Darwinschen Theorie über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreiche durch natürliche Züchtung gewählt. Er entwickelte zuerst die Entstehung des Artbegriffes im Allgemeinen und besprach die bis jetzt noch immer gescheiterten Versuche, denselben durch eine wissenschaftliche Definition zu fixiren. Weiter wies er darauf hin, wie der weitverbreitete Mißbrauch des Artbegriffes zuletzt zu einer eigenen Sucht, der Speciesmacherei, geführt und einen kaum zu bewältigenden Wust der Synonymie erzeugt habe, wie in Folge davon das Darwinsche Buch theilweise als eine natürliche Kritik eines solchen Verfahrens erscheine, theilweise aber auch in der gesammten Denkrichtung unserer Zeit begründet sei. Zu dem eigentlichen Inhalte des Buches übergehend wurden die Abänderung durch Domesticität, das Vorkommen von Varietäten in der Natur und das von Darwin entwickelte Princip der natürlichen Züchtung ausführlich dargestellt. Dieses Princip der natürlichen Züchtung gründet sich darauf, daß bei der geometrischen Vermehrung der Thiere und Pflanzen nothwendig eine Menge derselben zu Grunde gehen müssen, daß bei dem hieraus hervorgehenden „Kampfe um's Dasein" (der mit den Elementen des Klimas, mit fernstehenden organischen Wesen und mit den Nächstverwandten gekämpft werden muß) nothwendig jede noch so kleine günstige Abweichung für das betreffende Wesen förderlich zu seiner Erhaltung sein muß, und daß die Natur so im Laufe langer Generationsreihen Abänderung auf Abänderung häufend zuletzt scheinbar ganz verschiedene Wesen aus einer Grundform züchten kann. Der Vortragende wies auf die vielen glänzenden Streiflichter hin, welche Darwins Ansichten auf manche bis jetzt völlig unverstandene Gruppen von Thatsachen werfen, und welche allein schon den Beweis führen, daß Darwins Principien in vielen Stücken das Richtige treffen, verschwieg aber auch die mannichfachen Bedenken nicht, welche der Verallgemeinerung derselben entgegenstehen. Er faßte schließlich seine Ansicht dahin zusammen, daß die Darwinschen Entwickelungen von der größten Bedeutung für die Wissenschaft seien, daß sie allein aber nicht genügten, um die Entstehung der organischen Wesen zu erklären. — Herr J. G. Kohl eröffnete am 9. November einen Cyclus von Vorlesungen, deren Thema das Harzgebirge bildet, welches der Vortragende während des letzten Sommers durchwandert hat. Er begann mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Freude der Menschen an der Natur und am Reisen, indem er besonders den Gegensatz von Ebene und Gebirge charakterisirte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 47. Bremen, 22. November. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Der Protektor des Baseler Concils.

Für die Erforschung der deutschen Geschichte im späteren Mittelalter wird gerade in unsern Tagen durch die reichen urkundlichen Schätze, die fortwährend an's Licht gezogen werden, der bisher ziemlich enge Weg erweitert und geebnet. Es ist von verschiedenen Seiten auf den großen Gewinn hingewiesen worden, welcher durch die Herausgabe der deutschen Städtechroniken von Seiten der Münchener „historischen Commission“ der Kenntniß unserer vaterländischen Vorzeit erwächst. In denselben Zeitraum fallen die deutschen Reichstagsakten, für deren Sammlung und Veröffentlichung bereits bedeutende Vorarbeiten gemacht sind. Aber neben diesen Sammlungen und veranlaßt durch sie hat auch schon die Verarbeitung des mannichfachen handschriftlichen Quellenvorrathes begonnen. Als eine Probe solcher Studien liegt uns eine werthvolle Schrift über Herzog Wilhelm III. von Baiern vor,*) die zuerst in den ebenfalls durch die erwähnte „historische Commission“ herausgegebenen „Forschungen zur deutschen Geschichte“ erschienen ist, und deren Ergebnisse wir in Folgendem andeuten wollen.

Für Baiern hat der obengenannte Fürst keine hervorragende Bedeutung. Indem er nur den dritten und lange Zeit nur den vierten und nicht eben reichsten Theil des Herzogthums als Mitregent seines älteren Bruders, Ernst, beherrschte, besaß er keineswegs große Macht; durch besondere kriegerische Gaben oder staatsmännisches Genie glänzte er auch nicht etwa, und dennoch nahm er einige Jahre hindurch eine Stellung ein, durch welche er mit den wichtigsten Angelegenheiten der abendländischen Christenheit eng verflochten war, und entwickelte dabei eine eifrige Thätigkeit, nämlich als Beschirmer des Baseler Concils und als Statthalter König Sigismunds bei demselben. Man kannte bisher weder die Grenzen seiner Aufgabe, noch wußte man, wie er diese im Einzelnen durchgeführt. Auch sein Charakter ist sehr verschieden und zum Theil sehr unrichtig beurtheilt worden. Nach beiden Seiten hin ist hier an der Hand der Quellen in unparteiischer, objektiver Darstellung neues Licht verbreitet worden.

Das Concil zu Basel sollte bekanntlich eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, die Beseitigung des allgemeinen Kriegszustandes in Europa und die Zurückführung der hussitischen Ketzer zum Gehorsam anstreben. Von diesen großen Zielen war es das letzte, welches den deutschen König Sigmund an das Concil fesselte; denn die Hussiten hatten bisher siegreich alle Angriffe zurückgeschlagen, die Herrschaft des Königs in Böhmen war verloren, seine Autorität in den angrenzenden Reichslanden arg gefährdet, wenn es nicht dem Concil gelang, auf dem Wege der Unterhandlung die Ketzer zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Man hätte nun erwarten sollen, der König werde sich in Person an den Ort der Kirchenversammlung begeben, nicht nur um sie zu beschützen, sondern auch um auf dieselbe einzuwirken. „Ein Herrscher, mit der Thatkraft und dem staatsmännischen Geiste der sächsischen und fränkischen Kaiser ausgerüstet, hätte auch im fünfzehnten Jahrhundert auf die kirchlichen Verhältnisse einen mächtigen Einfluß ausüben und die Abhängigkeit des deutschen Königthums von dem päpstlichen Stuhle lockern, vielleicht für immer lösen können.“ Bei Sigmund war davon keine Rede; ja anstatt nach Basel beschloß er jetzt nach Italien zu gehen und sich zum Kaiser krönen zu lassen. Welche Gründe mochten ihn dazu bestimmen? Ein Hauptmotiv scheint sein Geldmangel gewesen zu sein. „In Deutschland ohne Macht und Ansehen, sogar ohne die Mittel, eines Königs würdig zu leben — wie oft mußte er Fürsten und Städten als Gast zur Last fallen —, hoffte er in Italien Alles zu finden, was er diesseits der Alpen entbehrte, Ehre, Geld und neuen Herrscherglanz.“ Alle seine Hoffnungen waren auf Italien gerichtet. Von einem Gedanken an die so nöthige deutsche Reichsreform ist keine Spur bei ihm. Nur an dem Concil war ihm noch gelegen, deßhalb ernannte er einen Stellvertreter bei demselben. Es war eben jener Herzog Wilhelm von Baiern-München, der um seiner „Vernunft, Redlichkeit und Festigkeit“ willen erwählt wurde, in des Königs Abwesenheit „Statthalter, Verweser und Beschirmer“ des Conciliums zu sein. Die Berufungsurkunde vom 11. October 1431 läßt die Aufgabe, welche dem Herzoge am Concil übertragen ward, näher erkennen. Er soll Alles thun, was der König selbst thun würde, wenn er dort wäre. Besonders soll er strafen, wer das Concil oder dessen Mitglieder beleidigen oder die dahin oder davon Ziehenden berauben würde. Er soll ferner Bischöfe, Prälaten, Fürsten, Herren und Städte aus der ganzen Christenheit zum Concil einladen. Es liegt ihm auch ob, an alle Machthaber, große und kleine

*) Herzog Wilhelm III. von Bayern, der Protector des Baseler Concils und Statthalter des Kaisers Sigmund. — Nach Urkunden und Akten des k. Reichs- und Haus-Archivs zu München. Von August Kluckhohn. Aus dem zweiten Bande der Forschungen zur deutschen Geschichte. Göttingen 1862. 6 Bogen 8.

Befehl zu entsenden, daß sie die das Concil Besuchenden geleiten und sie „Kost, Speise und Kaufmannsschatz“ sicher hinbringen lassen. Endlich soll er Krieg oder Streitigkeiten in der Umgegend des Versammlungsortes abstellen.

Am 27. Januar 1432 kam der Herzog in Basel an; bis zum 12. October 1433, wo Kaiser Sigmund zurückkam, dauerte sein Walten am Concil. Wie hat er nun die ehrenvolle Aufgabe, die ihm geworden, gelöst? Zunächst erließ er, da das Concil Anfangs schwach besucht war, namentlich von Seiten der deutschen Prälaten, dringende Einladungsschreiben, die auch von Erfolg gekrönt wurden. Er sorgte ferner für die Sicherheit der Versammlung. Das war zur damaligen Zeit eine schwere Aufgabe; denn das Raubwesen stand in voller Blüthe, und Geistliche oder Gelehrte wurden nicht minder ausgeplündert, wie die Kaufleute, die nach Basel zogen, um Geschäfte zu machen. Die Räuber gehörten oft dem Adel und den Fürstenhöfen an. Es heißt z. B.: „so ist vor Herzogs Ludwigen (des Bärtigen von Baiern-Ingolstadt) Gesellen Niemand sicher, die berauben allemänniglich.“ Nun gelang es Herzog Wilhelm aber keineswegs, alle Fehden und Unbilden sogleich zu unterdrücken; es standen ihm wenig Mittel zu Gebote, und nur die Autorität des Concils konnte einigermaßen das an sich geringe Ansehen des Stellvertreters eines wenig vermögenden Königs verstärken. Da Alles darauf ankam, daß um Basel herum vollkommener Friede herrsche, um dem Papst wenigstens einen Vorwand für die Auflösung des Concils zu nehmen, ließ sich der Protektor eine besondere Vollmacht zur Beseitigung aller „unredlichen“ Kriege im Reiche und dazu das Reichspanier senden, das er wider die Friedensstörer aufwerfen oder durch einen Andern aufwerfen lassen sollte. Er that sein Möglichstes, die Ruhe in Schwaben und am Oberrhein herzustellen; er bemühte sich sogar, ein förmliches Landfriedensbündniß zwischen den Fürsten und Städten des südlichen Deutschlands aufzurichten. Sodann übte er die polizeiliche Gewalt in Basel aus, sorgte dafür, daß die heiligen Väter nicht zu sehr vertheuert würden (wovon wir sehr interessante Einzelnheiten erfahren) und daß kein Mangel an Lebensmitteln eintrat. Als zu Ende des Jahres 1432 ein solches Unglück drohte, traf der Herzog rechtzeitige Vorkehrungen. Auch eine gewisse Sittenpolizei übte er; so verbot er, allerdings auf Verlangen des Concils, zu Fastnacht das Tanzen. Die Frauen tanzten natürlich trotzdem im Geheimen ruhig weiter, erhoben aber ein groß Geschrei und sprachen laut; „Wäre unser Herr der König selbst hier und sein lieber Kaspar (Kaspar Schlick, Sigmunds Kanzler), sie hätten uns unsere Freude nicht verdorben, aber weil der Herzog selbst keine Freude hat und nicht zu uns gehen will, so will er sie uns auch nicht gönnen.“

Von größerer Bedeutung als die Sorge für Unterhalt und Bequemlichkeit der Kirchenversammlung war der Antheil, den der Statthalter Sigmunds an den Verhandlungen des Concils 1432 und 1433 nahm. Diese Verhandlungen waren besonders nach zwei Richtungen hin wichtig: einmal handelte es sich um die Stellung zum Papst, sodann um das Verhältniß zu den Böhmen. Bei der offenen Feindseligkeit zwischen Papst und Concil kam Alles auf die Haltung des Königs und seines Statthalters an. Sigmund stand zwar auf Seiten des Concils, und da Eugen IV. trotz des Königs Bemühungen die Auflösungsbulle nicht zurückzog, ließ dieser die Versammlung ermahnen, tapfer auszuhalten, und wünschte, daß sie die Cardinäle und sogar den Papst citire; als aber das Concil dem entsprach und noch mehr that, indem es am 29. April 1432 erklärte, daß, wenn der Papst nicht innerhalb dreier Monate der Ladung nach Basel Folge leistete, ihm der Proceß gemacht werden solle, als es in diesem Sinne beharrte, da war Sigmund nicht mehr mit ihm einverstanden. Die Rücksicht auf die Kaiserkrone, die er immer noch zu erlangen dachte,*) hinderte ihn, die Unterhandlungen mit dem Papst gänzlich abzubrechen und so den Anforderungen des Protektors und des Concils nachzukommen, andererseits wollte er sich die Sympathien des letzteren, auf welches er seine Hoffnungen hinsichtlich Böhmens setzte, auch nicht verscherzen. Vermuthlich ist es dem Eifer Herzog Wilhelms zuzuschreiben, daß die Versammlung am 22. Januar 1433 den König in ihren besondern Schutz nahm und feierlich erklärte, daß alles, was Papst Eugen mit Absetzung, Bann oder Proceß gegen ihn vornehme, null und nichtig sein solle. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Sigmund auf diesen Beschluß hingewirkt, weniger in Furcht vor Eugen, als vor dem Concil selbst. Als durch dessen Energie, durch den Abfall der Cardinäle und die Vermittlung der deutschen Kurfürsten bewogen, der Papst bald darauf ein wenig einlenkte, indem er das Concil, anstatt es nach Bologna zu verlegen, unter dem Vorsitze von vier apostolischen Legaten in Basel belassen wollte, hieß Sigmund seinen Statthalter, diesen Vorschlag der Baseler Versammlung annehmbar zu machen. Der deutsche König war unterdeß in Italien in großer Bedrängniß, „ein betrübter, verlassener, armer Herr“, Reichshülfe hatte er nicht zu erwarten; so entschloß er sich denn, um jeden Preis mit dem Papste Frieden zu schließen. Gegen die Zusage der Kaiserkrönung und das Versprechen Eugen's, den Frieden mit Florenz und Venedig zu vermitteln, gab Sigmund die Zusicherung, so lange er lebe, mit allen Kräften und unter allen Umständen Eugen als den einzig rechtmäßigen Papst vertheidigen zu wollen. Auf die Nachricht von diesem Vertrage antwortete das Concil mit der dringlichen Mahnung an den König, alle Unterhandlungen mit dem Papste, der ihn nur zu täuschen suche, abzubrechen. Unter solchen Umständen hatte der gute Protektor die Aufgabe, nach beiden Seiten hin versöhnend zu wirken; sie war eine sehr mißliche, denn den Kaiser hatte man noch überdieß gegen das Concil eingenommen durch die Meldung, die Versammlung werde sich gegen ihn wenden. Herzog Wilhelm stellte das in Abrede; mit Mühe brachte er es auf der andern Seite dahin, daß man am 13. Juli in Basel den Proceß gegen Eugen noch nicht eröffnete, sondern ihm eine Frist von zwei Monaten stellte, und mit noch mehr Mühe, daß dann eine neue Frist auf einen Monat gesetzt ward. Wilhelm bat den Kaiser dringend, nun schleunigst zurückzukommen, und dieser murrte zwar über den bestimmten Termin, kam aber doch an dem Tage, an welchem derselbe ablief, in Basel an.

Auch bei den Verhandlungen mit den Böhmen war Wilhelm betheiligt. Man verhandelte das ganze Jahr 1432 hindurch über die Beschickung der Kirchenversammlung durch die Hussiten. Der Protektor that sein Möglichstes, sie in Bezug auf sicheres Geleit zufrieden zu stellen; sie sollten auch vor schimpflichen Reden bewahrt und in Basel selbst „schön“ gehalten werden. Dem Herzoge lag die Sache so auf, daß er, um sich nur nicht von Basel zu entfernen, lieber noch ein halb Jahr länger wartete, ehe er seine Braut, Margaretha von Cleve, heimführte. Zu Ende des Jahres 1432 langte die böhmische Gesandtschaft in Basel an, von dem Herzoge in eigener Person hineingeleitet. Dieser erhielt noch eine besondere Vollmacht von dem Könige, ihn in der böhmischen Angelegenheit zu vertreten, und widmete sich derselben sehr eifrig;

*) Es gab freilich auch Zeiten, in denen er an der Erreichung dieses Zieles verzweifelte und zu ruhmlosem Rückzuge gezwungen zu sein fürchtete. Um dann wenigstens „den Schein zu retten“, schrieb er einen höchst merkwürdigen Brief an seinen Statthalter, worin er ihm seine bedenkliche Lage darstellt und ihn bittet, es für den Fall so zu veranstalten, daß das Concil ihn als „Vogt der Christenheit“ ermahne, ja bald zurückzukehren und der Dinge dort zu warten, dieweil das Concil so große Anfechtung hätte.

zudem machte ihm seine eigene Ergebenheit gegen die Kirche es zur Herzenssache, für die Bekehrung der abtrünnigen Böhmen zu wirken. Als dies durch öffentliche Disputationen nicht gelingen wollte, veranstaltete er vertrauliche Besprechungen; von beiden Seiten wurden auf seinen Vorschlag je fünfzehn Männer ernannt. Als auch damit nichts ausgerichtet wurde, brachte der Herzog in der Meinung, die Zahl der Unterhandelnden sei zu groß gewesen, es dahin, daß am 19. März vier Männer von jeder Seite zu vertraulichen Verhandlungen bestimmt wurden; aber die Böhmen wurden, wie der Protektor klagte, „je länger je härter“, und sie hatten auch gar nicht einmal Vollmacht, die Vorschläge des Concils anzunehmen.

Außer dem Erwähnten erstreckte sich Herzog Wilhelms Thätigkeit in Basel noch weiter. „Kaum wurde irgend eine Angelegenheit an das Concil gebracht, ohne daß man den Beistand des Protektors in Anspruch genommen hätte.“ Streitigkeiten aller Art, Gesuche um die verschiedensten Dinge hatte er zu entscheiden, endlich mußte er im Auftrage des Königs zahlreiche Rechtssprüche fällen bei allen Processen, in welchen an den abwesenden König appellirt worden war. Unter den Akten, die sich auf derartige Dinge beziehen, befindet sich auch ein (in Beilage 3. abgedruckter) eigenhändiger Brief des Geschichtsschreibers Eberhard Windeck in Mainz, der von einem Spitalmeister in Preßburg wegen einer angeblichen Geldschuld verklagt und nach Basel geladen, sein Ausbleiben entschuldigt.

Für seine aufopfernde Thätigkeit durfte Herzog Wilhelm auf Belohnung hoffen. Er begehrte vornehmlich durch des Königs Gunst gegen seine Widersacher, die Herzoge Heinrich von Landshut und Ludwig von Ingolstadt, Recht zu bekommen, nachdem er und sein Bruder viele Jahre von ihnen beleidigt und benachtheiligt worden waren. Er verlor diese Angelegenheiten während seines Aufenthalts in Basel trotz der Geschäfte der Concils nie aus dem Auge. Jener Ludwig von Ingolstadt, der am Hofe seines Schwagers, König Karls VI. von Frankreich, sich große Reichthümer zum Theil vielleicht nicht auf die rühmlichste Weise erworben hatte, war gewaltig übermüthig geworden und besaß die Mittel, seine Vettern auf die rücksichtsloseste Art zu vergewaltigen *). Er ließ sich auch gegen den bairischen Clerus große Uebergriffe zu Schulden kommen und wurde nun von diesem und dann auch von dem Concil in den Bann gethan. Bald zog die Kirchenversammlung auch die rein weltlichen Streitigkeiten der benachbarten Fürsten mit Ludwig vor ihr Forum. Daß aber Herzog Wilhelm Solches veranlaßt, ist nicht zu beweisen. Noch weniger, daß er den gehässigen Plan verfolgt, den Herzog Ludwig durch einen kaiserlichen Spruch seiner Länder zu berauben, um sie an sich zu reißen, wie man behauptet hat, weil Sigmund dann wirklich das Land des Geächteten an Herzog Wilhelm verliehen. Daß Wilhelm gern bereit war, bei erfolgter Execution in das Erbe des Verurtheilten, soweit es den Händen des Kaisers und seines begehrlichen Kanzlers entwunden werden konnte, einzutreten, ist so natürlich, daß das Gegentheil als beispiellose Entsagung Bewunderung verdienen würde.“ (Dies wird man dem Verfasser gern zugeben; nicht so ganz, wenn er meint, daß der reformatorische Eifer, der das Concil beseelte, auch den Kaiser ergriffen, diese Stimmung nur nicht lange gedauert habe; solche Annahme scheint zu Sigmunds Persönlichkeit nicht recht zu passen.) Nach einigen Wochen söhnte sich der Kaiser mit Ludwig wieder aus: den Klöstern mußte dieser Genugthuung geben, die Beschwerden der weltlichen Fürsten wurden bis auf den Reichstag von Regensburg vertagt, wo aber keine Entscheidung getroffen wurde. Zuletzt sollte Graf Ludwig von Würtemberg Recht sprechen, doch weiß man kein Resultat. Genug es blieb dem Herzog Wilhelm nur die ihm von Sigmund verschriebene Landvogtei Schwaben; ehe Wilhelm aber diese an sich brachte, ereilte ihn der Tod am 13. Sept. 1435. Besseren Ausgang hatte der Streit mit Heinrich von Landshut: da fällte Sigmund zu Neujahr 1434 einen Schiedspruch, der den Münchener Brüdern erheblichen Vortheil brachte.

Am Schlusse seiner Schrift theilt der Verfasser noch einzelne Züge zur Charakteristik Wilhelms und Urtheile über ihn aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit. Sie bestätigen die gute Meinung, die der Leser bereits aus der Schilderung seines Wirkens als Protektor des Baseler Concils gewonnen hat. „Wilhelm“, heißt es in einer zeitgenössischen Chronik, „war weise, regierte wohl, hielt köstlich Hof und war in allen Dingen ein gar geordneter Fürst.“

*) „Man hat wohl“ — sagt Kluckhohn treffend — „an dem Herzog Ludwig die Weite seines Gesichtskreises, die Höhe seiner politischen und diplomatischen Bildung gerühmt und namentlich seiner Verbindung mit dem französischen Hofe es zugeschrieben, daß er sich über die Beschränktheit seiner bairischen Vettern früh erhob; allein mir scheint grade der Aufenthalt in Frankreich den leichtfertigen, hochfahrenden Jüngling vollends verdorben, ihn nicht sowohl politisch gebildet, als sittlich zu Grunde gerichtet zu haben, und so wenig ich die Handlungen der Heinrich, Ernst und Wilhelm überall billigen, ihr Denken und Treiben in Allem fürstlich finden möchte, so erscheinen sie mir doch, an Ludwig gemessen, als sehr achtungswerthe Regenten.“

* Im Gebirge.

Zillerthal und Innthal.

Tyroler „Schmarren“ oder „Spritzgebackenes“ mit saurem Wildfleisch gewähren für den späteren Abend eine bekommliche Nahrung; bei den nun kalt von den Bergen herunterblasenden Winden ist es indessen gerathener, im Gastzimmer statt im Garten decken zu lassen; auch richtet sich jetzt nach und nach in der mit braunen Holz gedeckten Stube das Zither-, Jodel- und Schnaderhüpfel-Concert von Seiten der weiblichen Jugend im Hause ein. Man hat auf der Wanderung durch Oberbayern und Tyrol zwar oft genug Gelegenheit, Vorträge auf der Zither und lustige Spottverse zu hören, wie sie eben unmittelbar im Volksmunde entstehen. In Schliersee ließ ein anwesender bayerischer Hauptmann einen im Dorfe auf Urlaub befindlichen Mann seiner Compagnie in's Wirthshaus kommen, der, obgleich er ein strammer muskulöser Bursch war, so daß er wohl mit der Dickfaust einen Ochsen zu Boden schlagen konnte, trotz seiner gewaltigen Hände der Zither die zartesten Weisen abzulocken verstand, bis ihn endlich das von der Zuhörerschaft reichlich gespendete Bier einigermaaßen in musikalische Unordnung brachte. Eine Sammlung vom Schnaderhüpfel schallte dabei von verschiedenen Seiten her ebenfalls zu Gehör. Allein den eigentlichen Schnaderhüpfel soll man doch aus weiblicher Kehle vernehmen; die feinen Mädchenfinger wissen noch weichere Tonwendungen aus den Saiten zu ziehen, und der neckische Ton auf rosigen Lippen lautet auch schöner.

Es gab eine heitere Scene, als die drei Töchterchen des Hauses, eine noch netter als die andere, hinter einem großen Eichentische ihre lustigen Lieder begannen; ein Gläschen österreichischen Champagners erhöhte in ihnen etwas die gute Laune, es kam in den Versen der frischeste Humor zum Vorschein. Allein die Kritik der Umgebung blieb auch nicht aus. Im Hintergrund des Zimmers saßen in fast geistlicher Kleidung zwei alte Schulmeister aus dem Salzburgischen. — Tyrol bildet ja die Etappenstraße für die süddeutschen Pädagogen in den Sommerferien. Anscheinend nahmen die klugen Gesichter der Beiden gar keinen

Theil an den Scherzen der Jugend; als indessen ein neuer Jodler mit den Worten anfing:

„Auf der Alm da giebt's kei' Sünd'“ —

fuhr der Aeltere mit einen groben Baß dazwischen:

„Joh, nur im Winter! joh, nur im Winter“ . . .

da hatte er sich denn schwer gegen die lebhaften Mädchenzungen zu entschuldigen, bis endlich in später Stunde ihm verziehen wurde.

Wer gerade am Sonntag in Zell ist, der soll auch nicht versäumen, am Nachmittage den Schießstand zu besuchen. Derselbe liegt in der Umgebung der hohen Gebirge wunderbar schön, man schaut gerade den Schneefeldern entgegen. Der Wirth von „Welschen“ als Schützenmeister übt dort freundlich das Hausrecht, selbst wenn auch der Gast nicht mit den schweren Tyrolerbüchsen umzugehen versteht, er trägt doch als Ehrenzeichen zur Erinnerung die roth-weiße Schleife davon. — „Wir kommen nächsten Sommer Alle nach Bremen, da müssen Sie das Band noch haben.“ Und eine andere hübsche Gabe erhält durchweg in den Tyroler Gasthäusern der Fremde bei seiner Abreise, nämlich einen lachenden Strauß frischer Gartenblumen; soll ihm indessen eine ganz besondere Ehre erwiesen werden, so ist es ein Büschel Edelweiß, in dessen Mitte Alpenrosen knospen: .... „behüt' di Gott, behüt' di Gott.“ Bei unserer Rückkehr aus der wilden Klamm des Zembach am Dornauberg lag im Wirthshause zu Mayrhof für uns ein solch Bouquet in den Tyroler Farben auf dem Teller, das nicht graziöser gebunden sein konnte; noch in Innsbruck bei der Ankunft in der „goldenen Sonne“ erregte es die laute Aufmerksamkeit einiger Berliner Damen — sie kriegten es aber nicht.

Das Thal von Innsbruck mit seinen großen wallenden Kukuruzfeldern ist im Sommer gar heiß und staubig, wenn auch selbst im Juli die Gewitter die Spitzen der Berge hie und da mit leichtem Schnee bedecken. Trotzdem bleibt jedoch das Gletscherwasser des Inn, das aus dem Engadin kommt, erschreckend kalt; es gehört Ueberwindung dazu, ein Bad in seinen reißenden Wellen zu nehmen. So muß man denn die Frische auf den Höhen suchen. Schon das Mittelgebirge jenseits der Brücke bietet aber wonnige Luft und herrliche Aussichten in das weite langgestreckte Becken; auch an der rechten Seite des Inn bei Schloß Ambras, wo einst Philippine Welser ihre glücklichen Jahre verbrachte, könnte man gleichfalls volle Tage im Grünen nur mit Anschauen der Felsenwände gegenüber verträumen. Aehnliche Blicke öffnen sich ferner auf den Lanser Köpfen, auf dem aus den Tyroler Kriegen so berühmten Berge Isel und an der Wallfahrtskirche Heiligwasser in halber Höhe des Patscher Kofel. Der lohnendste Ausflug in der Umgegend von Innsbruck ist indessen die Fahrt nach Schönberg. Die neue, ungemein kunstvoll angelegte breite Brennerstraße zieht sich am Gebirge über die malerische Stephansbrücke längs dem Sillthal aufwärts, wobei der Patscher Kofel immer zur Linken bleibt, während vorn die zackige Waldrader Spitze aufwächst. Nach anderthalb Stunden biegt dann rechts ein steilerer Weg seitab von der Hauptchaussee nach Schönberg zur alten Brennerstraße hinauf, wo bereits hinten am Kopfe des Stubaythales die gewaltigen Gletscher und Haken des Oetzthales hervortreten; ein reich sich ausdehnender ehemaliger Posthof im Dorfe gewährt dabei in der herrlichen Gegend auch gute Befriedigung für den erfreulichen Berghunger und Durst. In der Stadt Innsbruck selber galt es nur noch, bei dem Grabmal des Kaisers Max in der Franziskanerkirche die beiden Rittergestalten aufzusuchen, die neuerdings nach aufgefundenen Papieren als eine Arbeit von Peter Fischer erkannt sind. Sie unterscheiden sich von den übrigen bronzenen Figuren merklich durch ihre graziösere Haltung. Außerdem sind ihre Hände nicht wie bei den andern Standbildern zum Tragen von Wachskerzen eingerichtet — seltsame Idee, die Statuen alter Kaiser, Könige und Königinnen als Leuchter um den Sarkophag zu stellen; auch Maria von Burgund ist darunter — ein dickes, plumpes, nichtssagendes Gesicht, aber im reichgeschmückten Erzgewande. Kaiser Max meinte zwar nach ihrem Sturze vom Pferde: „sie ist ein lieb Weibel gewesen.“

Lassen wir indessen die anderen städtischen Sehenswürdigkeiten Innsbrucks, die widerwärtige katholische Coquetterie der Einsiedelei im Kapuzinerkloster, das Liebhabertheater jenseits der Brücke, das Museum mit seinen Tyroler Alterthümern hier außer Acht! Der Einspänner steht wieder vor der Thür — hinaus am frühen Morgen nach Landeck! Im Anfang freilich ist die Straße in dieser Richtung ohne besonderen Reiz, zumal wenn schwere graue Wolkenmassen rechts und links auf den kahlen Bergen hängen. Erst bei der steilen Martinswand, wo dereinst ein Engel, als Gemsjäger verkleidet, den Kaiser Max heruntergeholt hat, beleben sich die Formen der Gebirge auf's Neue. Der Fahrweg ist an vielen Stellen von dem in gerader Linie nach dem Inn hin abfallenden ungeheueren Felsen mühsam abgesprengt; dazu hatten vorhergegangene Gewitter hohe Ströme von Schlamm und Geröll, sogenannte „Muhren“ an mehreren Stellen auf die Straße gegossen, durch welche eine Schaar von Arbeitern gerade neue Durchbrüche zur Wiederherstellung des Verkehrs gruben. Immer wilder und wilder wird hier die Felsenlandschaft: bei Rappen öffnet sich das großartigste Gebiet Tyrols, das Oetzthal; die Ache hat bei ihrem Ausfluß in den Inn in kosmogonischen Vorzeiten gewaltige Massen aus der furchtbaren Klamm vorgeschwemmt; man träumt sich unter diesen Klippen zurück in die Jugendtage der Ichthyosauren; hier sind die Krampfzuckungen des Erdkörpers versteinert auf die Nachwelt gekommen.

Um so weniger paßt daher in eine solche Landschaft die kleine Kapelle mit grünem Thurme und grünem Dache, die man an der Stelle erbaut hat, wo im Jahre 1854 der König Friedrich August von Sachsen durch einen Sturz aus dem Wagen zu Tode kam. Die winzige Gotteshütte sieht aus, als ob sie aus erspartem Nadelgelde erbaut sei, ärmlich und unschön — da wäre doch ein mächtiger Granitblock mit dem Namen des Verstorbenen ein angemesseneres Denkmal gewesen; auch hat der genannte Fürst keine so hervorragende Rolle in der Welt gespielt, daß es sich wirklich lohnte, im benachbarten Wirthshause sein Todtenbett mit dem blutigen Kopfkissen durch die Jahre hin aufzubewahren; in Dresden ist er bald vergessen worden.

Man kann übrigens auf der Reise im leichten Einspänner nicht jedes landschaftliche Bild, das sich unterwegs darbietet, in der Erinnerung festhalten; die Aussicht verändert sich alle Augenblicke, und wer einen ganzen Tag im offenen Wagen sitzt, verliert auch auf die Dauer die rege Auffassungsfähigkeit für die jedesmalige Felsengruppe. Allein die Aufmerksamkeit wird sicher anderweitig sogleich wieder gefesselt, falls sich an der Wirthstafel einer Station Tyroler Mönche zeigen. Zwei fette runde Kapuziner saßen in Brennbüchel beim Kaffee; des Tages Last und Sorgen schien sie nie erreicht zu haben, und von Frömmigkeit und Devotion war in ihren aufgedunsenen, kokett mit Spitzbärten gezierten Gesichtern nichts zu spüren. Soll denn noch immer die priviligirte Faulheit des Klosterlebens auf Gottes Erde weiter geduldet werden? Die alten Kulturkolonien Roms haben ja längst aufgehört als Träger der christlichen Lehren und Verbreiter landwirthschaftlicher Kenntnisse unter den Völkern des Nordens zu wirken. Ihre feisten Insassen thun nicht einmal kirchliche Dienste auf der Kanzel oder dem Hochamte. Unwissend und träge verbringen sie den Tag mit Fressen und Saufen, das Jahrhundert bürgerlichen Fleißes und Strebens blickt mit Widerwillen auf diese Fleischsäcke hin, welche

in der Garde des Papstes doch nur als Dekorationsgestalten verwendet werden.

Noch vor Sonnenuntergang langten wir in Landeck an; auf der Straße von Innsbruck her zeigt sich das große Dorf schon anderthalb Stunden in der Ferne, bevor man es erreicht, während man, von Feldkirch kommend, es beim Herunterfahren vom Arlberg an den Abhängen der wildschäumenden Rosana nicht früher erblickt, als bis der Wagen unmittelbar unter die Häuser einbiegt. Es ist aber von je ein wichtiger Posten in der Geschichte Tyrols gewesen, eben weil es den Kopf für drei eintreffende Wege bildet, vom Rheinthal, vom unteren Innthal und vom Vintsgau aus. Vom Mittelalter her ragt noch rechts unter den schneeigen Gipfeln eben des Arlberges auf ziemlicher Höhe ein alter Festungsthurm empor, und nach der Seite von Finstermünz hin erhebt sich auf einem vereinzelt stehenden Felsen ein burgartiges Gebäude, die Feste Landeck, die ebenfalls auf ehemaligen Befestigungswerken ruht. Zu regelmäßigen Zeiten dient dieses Schloß als Armenanstalt; allein nach den furchtbaren Schlachten von Magenta und Solferino ward es, so gut es ging, für die Verwundeten der österreichischen Armee eingerichtet. Tausende von braven Soldaten haben sich damals mit ihren schweren Wunden in der Sommerhitze über das hohe Gebirge schleppen müssen; es war in der österreichischen Militärverwaltung in Nichts für sie gesorgt: Blätter und Gras gaben ihnen die Bandagen ab, der Typhus kam hinzu, das Konkordat und die italienische Politik Wiens wurden mit vielen, vielen Menschenleben bezahlt — da mochte wohl der alte Benedeck wüthend den Degen auf den Boden stoßen. Dicht unter der Feste, ungefähr auf halber Höhe vom Dorfe aus, erhebt sich eine hübsche gothische Kirche, deren Inneres, mit modernen Glasmalereien in den Fenstern und sehr schönem Holzschnitzwerk ausgeschmückt, die Wohlhabenheit der Gemeinde darthut. Von hier und noch mehr eine Viertelstunde weiter hinauf von einem Vorsprung, welcher mit zwei einzeln stehenden Tannen bezeichnet ist, beherrscht der Blick den ganzen, von gewaltigen Massen eingeschlossenen Kessel, in dessen Ecke das Dorf sich angebaut hat. Besonders malerisch steigen die Wände gegen den Arlberg hin empor, oben leicht von Schnee bedeckt. Die klare Abendsonne beleuchtete mit gelbem Lichte die Gipfel der nahen ungeheuern Kämme, scharfe Schatten fielen in die Schluchten und Risse des Gesteins hinein; ein Spiel von Formen und Farben, welches das Auge nicht losließ, bis endlich die Nacht ihren Schleier über die Ferner legte.

Die „Post“ in Landeck gewährt ein gutes Quartier, wie denn überhaupt schon das ganze Dorf einen städtischen Charakter trägt. Es ist nämlich der Verkehr nach Italien, von dem seine Bewohner hauptsächlich leben; die Nahrung derselben beruht nicht, wie in den anderen kleinen Orten Tyrols, auf dem Ackerbau oder der Almenwirthschaft, wozu das enge Thal und die steilen Klippen keine Gelegenheit darbieten; manch stattliches, schon im italienischen Stile erbautes Wohnhaus verräth vielmehr seinen Besitzer als Geschäftsmann, der im Handel reich geworden ist. Wie im Oberengadin, so müssen daher auch hier die Lebensmittel meistens aus weiterer Ferne hergeschafft werden; das eigene Bereich liefert wenig oder gar keine Früchte. Trotzdem sind jedoch die Preise in den Wirthshäusern von Landeck kaum höher als im übrigen Tyrol, und Reinlichkeit in den Zimmern, freundliche Aufmerksamkeit in der Pflege findet der Gast auch hier.

Wenn nun aber schon die Fahrt von Innsbruck nach Landeck durch eine Reihe der großartigen Alpenlandschaften hingeht, so übertrifft doch die Strecke von Landeck über Finstermünz nach Nauders hinauf mit ihren tiefen, düstern Schluchten, auf deren Grunde der Inn ras't, mit ihren himmelhoch ragenden Seitenwänden noch weit die Reise vom vorigen Tage. Das Morgenlicht lag so glänzend hinter uns auf den Schneespitzen des Arlbergs, während nach vorne die Berge sich zu tannenbedeckten Engpässen zusammendrängten, die in ihren schroffen Abschüssen gar keinen Ausgang offen zu lassen schienen. Trotzdem hat man es von Seiten der Regierung Oesterreichs vortrefflich verstanden, an diesen steilen Steinmauern eine bewundernswürdige Militärstraße nach Italien hinzuziehen; mit leichtem Wagen und zwei tüchtigen Pferden läßt sich auf den Serpentinen im Trabe bergan fahren. Stellenweise sind sie — oft in einer Ausdehnung von einer halben Stunde — geradezu vom Felsen abgesprengt; man sieht noch in den Steinen die Spuren der Bohrlöcher, die in vielen Tausenden bei einander stehen. Dann wieder hat die Straße nach rechts zu durch ungeheuere Wölbungen gestützt werden müssen; ein festes Steingeländer zieht sich neben dem Abgrund hin, und an mehreren Punkten dicht vor Finstermünz, wo von den in gerader Linie abfallenden Höhen links die Lawinen herunterzustürzen pflegen, decken Tunnels oder stark übermauerte Bogengänge, die sogenannten „Stuben“, die Chaussee, welche glatt wie ein Tanzboden gewalzt ist. Menschenkraft hat hier mit genialster Hand die wilde Natur zum Dienste des Verkehrs gezwungen; wenngleich zu Winterszeiten bei Schneestürmen in diesem Revier doch Grausen und Schrecken herrschen muß.

Der Weg senkt sich indessen vorerst noch einmal eine Stunde von Landeck zum Inn hinab; hier spannt sich die in der Kriegsgeschichte so berühmte Pontlatzer Brücke über den reißenden Bergstrom. Die bayrischen Fahnen haben es daselbst zwischen den Klippen im Jahre 1703 und 1809 bitter genug erfahren, wie die Tyroler ihr Land mit Granitblöcken vertheidigen können. Beide Male wurden die Eindringlinge in dieser kaum einen Pistolenschuß breiten Enge von den Steinmassen zugedeckt, welche die Männer und Weiber von den Bergen auf die Köpfe ihrer Feinde sandten — das waren auch Lawinen!

Hinter der Brücke erweitert sich das enge Innthal bei Ladis in höchst überraschender Weise. Das Dorf liegt nämlich unten links vor einem Halbkreise von Schneespitzen, welche die ganze eine Wand ausfüllen, während rechts von steiler Höhe die Bade-anstalt Oberladis herübergrüßt, die gerade in die Schneekette, ihr gegenüber, hineinschaut. Es ist ein angenehmer Säuerling, der hier vom Gebirge auf die Straße hinuntergeleitet wird; auch soll oben in dem geräumigen Hause die Einrichtung sehr bequem und in den umliegenden Wäldern bei der wunderbaren Aussicht die Luft wonnig sein; nur muß der Kranke zu Pferde oder Maulthier hinaufsteigen; es führt kein Fahrweg zu dem Heilort hin.

Von Ladis an geht es dann weiter über die Dörfer Pfunds und Ried nach Finstermünz zu; das Thal bleibt eine Zeitlang noch in einer einigermaßen breiteren Spannung und bei jeder Wendung des Weges tritt wieder rückwärts im Hintergrunde die Schneekette von Ladis in voller weißer Pracht hervor. Erst hinter dem Dorfe Pfunds geht es nach Hochfinstermünz auf der hier wirklich mit bewunderungswürdiger Kunst gezogenen Straße hinauf. Das Thal in seinen engen Windungen mit vielen Bergvorsprüngen von rechts und links ist tannendunkel in entzückender Schönheit; aus der Tiefe leuchtet mit weißem Schaume der Inn herauf, an dessen Ufern sich der alte Weg zu dem einsamen Thorthurme in der Felsenspalte hinzieht, während man oben bei dem neuerbauten sehr hübschen Wirthshause „Hochfinstermünz“ vor der Thüre alle die düstern Schluchten, die nach dem Engadin reichen, mit dem Auge beherrscht. Morgenlicht strahlte über dem gewaltigen Berggewirre, an dem kleinen Granittische oberhalb des Abhanges gab es eine Lebensstunde, wie Scheffel sie so frisch zu fassen versteht:

„Hochlandluft zehret, doch Rebenluft nähret,
Heia, wer reicht mir das Trinkhorn geschwind?
... Dreifacher Durst ist dem Sänger bescheeret
Ueber den Wolken und über dem Wind."

An solchem Punkte mit seinen überwältigenden Eindrücken läßt sich für den Menschen wohl der Schmerz manchen schweren Jahres für den Moment vergessen; glückliche Jugendregungen kehren dann vorübergehend in der alternden Brust zurück!

Ehe man auf das Bergplateau nach Nauders gelangt, kommt man noch bei einem niedrigen, sehr fest aufgeführten Fort vorbei, das Oesterreich auf dem schmalen Uebergang vom Süden nach Tyrol gegen die italienische Frage neu errichtet hat, so zu sagen ein Soldatenkloster in prachtvoller Hochthaleinsamkeit; im Sande unter den Kanonen dicht an der Straße hatten die Artilleristen in ihren Mußestunden eine kleine Verschanzung aufgebaut und mit zierlichem Geschütz und hölzernen winzigen Truppen besetzt; blickte man freilich von dem Fort selber zu den hohen Felsenwänden über ihm empor, so erschien auch dieses nur wie eine Liliputter-Burg, welche eine spielende Hand dort hingestellt — doch soll es im Innern weite, in den Felsen gehauene Kasematten besitzen. Hier gestaltet sich der Reiz noch in fast mittelalterlicher Weise.

Auf der ziemlich kahlen Höhe von Nauders, wohin die Straße sich in langen Serpentinen zieht, winken nun schon die Schneeköpfe des Engadin in zauberischem Glanze hinüber, noch dehnt sich indessen zwischen ihnen und dem Posthause von Nauders eine Gebirgsstrecke aus, durch welche die Fahrt für den Reisenden von wahrhaft sanitätischer Bedeutung wird. Denn während die ausgezeichnete Straße von Finstermünz links auf dem österreichischen Gebiete nach dem Vintsgau weiter läuft, geht rechts am Berge ein Weg in die Schweiz hinunter, der sich noch unmittelbar von der alten keltischen Einwanderung im Oberinnthal herzuschreiben scheint. Gewöhnliche Wagen lassen sich darauf gar nicht verwenden; man erhält dort ein kleines starkes Holzgestell mit niedrigen Rädern, einen festen Gaul davor, der biedere Tyroler Kutscher selber sagt beim Anziehen des Pferdes vor dem Gasthause: „Nun mit Gottes Segen!" Die beiden Hinterräder werden gehemmt, und dann geht es über Steingeröll vier Stunden lang in Schluchten hinein und an Klippen hinauf, als sollte man jeden Augenblick zu Brei zerschmettert werden. Dabei bietet die rauhe Gegend auf der ganzen Strecke weder besondere landschaftliche Reize noch Ansiedlungen, geschweige Wirthshäuser dar; allein sie bleibt für Alle, die in dem Bade Tarasp eine Salzbrunnenkur durchmachen wollen, als Voretüde von sehr wesentlicher Wichtigkeit. Auf diesen Bergschlitten nämlich ergiebt sich während der ganzen Fahrt eine so gründliche Durchrüttelung des Körpers, daß selbst eine im feisten Stadtleben völlig erlahmte peristaltische Bewegung alsbald wieder rege Kraft gewinnt und frohe Hoffnungen für die nachfolgende Kur in Aussicht stellt. Die Fahrt von Nauders in's Engadin ist eigentlich schon das halbe Tarasp, leidende Wohlschmecker sollten sie im eigenen Interesse ja nicht umgehen und etwa über Chur in's Engadin reisen. Sie ist ein nothwendiger Uebergang für die Tarasper Lebensweise — außerst wirksam.

---

* Das sterbende Mädchen.

Nach dem Französischen des Anaïs Segalas.

Gott, diese Fiebergluth! nimmt sie nicht bald ein Ende?
Mein Blut wallt ungestüm, es brennen meine Hände,
Ich bin wohl schlimm, nicht wahr? antwortet, geht mir's schlecht?
Warum, wenn nicht deßhalb, senkt ihr den Blick zur Erde?
Meint ihr, ich merkte nicht die traurige Geberde,
Und daß ihr leise sprecht?

Und daß ihr euch bemüht, wenn ich nach Athem ringe,
Ob durch die Thränen nicht ein Lächeln euch gelinge?
Was eu'r verhaltner Schmerz mir kund zu thun vermied,
Als ob auf eurer Stirn ich's nicht gelesen hätte!
Die kleine Schwester weint, wenn sie an meinem Bette
Die Mutter weinen sieht.

Was ihr verbergen wollt, die Schreckenskunde später,
Ach, eure Zähren sind beredtere Verräther.
Gott! sterben müssen, — fort, fort aus dem Reich des Lichts!
Heult noch die Zukunft mein, die Welt und ihre Sorgen,
Und morgen schon vielleicht! — und kein Entkommen? — morgen
Und morgen, morgen nichts!?

Das Kleid ist noch wie neu, das auf dem letzten Balle
Ich trug; wie schimmern noch der Schleifen Farben alle,
Von deren Glanz entzückt ich vor dem Spiegel stand!
Sie schlang sich mir durch's Haar gleich einer jungen Rebe;
Bin ich vergänglicher als dieses Florgewebe,
Als dieses Seidenband?

Wie eine Königin umschwärmte mich die Menge,
Man betete mich an, und meiner Herrschaft Länge
Schien unbegrenzt, und nun? wer hätte das geglaubt?
Des Schmucks bedurft' ich kaum, damit man mich gewahre;
Ich trug ein Diadem, denn meine achtzehn Jahre
Umleuchteten mein Haupt.

Ich war ein schwankes Rohr, mich brach der Stürme Tosen.
Ihr, meine Schwestern, prangt noch in der Jugend Rosen;
Wie schön ist euer Loos, und meines, ach, wie schwer!
Gebrochen, marmorbleich, das Aug' im kalten Scheine,
Bin ich, so wie ich bin, dem Bilde gleich von Steine
Von einem Grabe her.

Sei euer, Schwestern, denn die Zukunft ganz; ich trage
Nun jenen schlichten Reif, des Glücks Symbol, ich sage
Das Wort nicht am Altar, vielmehr ich stamml' es nicht!
Im Schleier und im Kranz wird mich kein Jüngling minnen,
Ansprechen wird um mich im Brautgewand von Linnen
Ein Andrer, der nicht spricht.

O trauriges Gewand für's Bett der Braut im Schragen,
Wie manche Hoffnung wird mit dir nicht fortgetragen,
Wie mancher Traum von Glück, der unsre Brust geschwellt!
Uns will und unser Glück die Eifersucht der Erde,
Damit dem Staube Staub nicht vorenthalten werde,
Wo Staub in Staub zerfällt.

Ich stumm dahin gestreckt in starrer Todeskälte,
Ich eine morgen schon im Sarge Ausgestellte!
Unmöglich! Mutter, nein! o sag', es ist nicht wahr!
Mir lacht die Zukunft noch, es wäre gar zu herbe;
Auch, Mutter, meintest du — es war doch so — man sterbe
Nicht im achtzehnten Jahr.

Ich will das Leben noch, will noch den Lenz genießen,
Am Bache wandeln gehn, wo Wiesenblumen sprießen,
Das Blau des Himmels schaun, den Baum voll Sang und Duft.
Ich habe eben ja zu leben erst begonnen;
Nein, nein, ich will mich nun erst recht im Dasein sonnen.
Was sollt' ich in der Gruft?

Die Glocke rief am Tag darauf zur Seelenmesse,
Das Schiff der Kirche war von matter Kerzen Blässe
Erhellt, im Dämmerlicht erhob sich der Altar,
Davor ein offner Sarg und Jungfraun auf den Knieen;
Voll Andacht lauschten sie den Trauermelodieen
Von einer Priesterschaar.

J. L.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber die Existenz der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Von C. G. Th. Ruete. — Beiträge zur Einführung in das Verständniß der griechischen Tragödie. Von J. G. Rothmann. — Chronik der Insel Usedom. Von W. F. Gadebusch. — Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741. Von C. Grünhagen. — Aus alter und neuer Zeit. Vier Erzählungen. Von Ernst Willkomm. — Die Wohnungssucher. Komischer Roman aus Berlins Gegenwart. 2 Bände. Von A. von Winterfeld. — Ein Urtheilspruch Washingtons. Historischer Roman. 2 Bände. Von J. Bacher. — Menschen und Parteien. Ein Roman. 4 Bände. Von A. Schloenbach. — Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Zweiter Theil. Von Theod. Fontane. — Servet. Tragödie in 5 Aufzügen. Von H. Friedrich. — Aus den Tagen des großen Königs. Von F. Pfing.

* Literarische Notizen. In der Geschichte der Musik spielt Dresden mit seiner Hofbühne und Kapelle eine große Rolle. Die Ausstattungsoper des vorigen Jahrhunderts hatte dort eine ihrer glänzendsten Epochen, die italienische Oper im Anfange des neunzehnten einen ihrer letzten, hartnäckig behaupteten Posten, und ebendort eroberte Weber als Kapellmeister und Komponist der modernen deutschen Oper eine Stellung, gegen welche sich die wälschen Sänger und Musikdirectoren nicht mehr behaupten konnten. Das Dresdener Archiv enthält eine Fülle der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Tonkunst; manche derselben sind in den letzten Jahren, z. B. durch Fürstenau, herausgegeben worden, und aus derselben Quelle fließt die erste vollständige Biographie Webers, welche in diesen Tagen an das Licht tritt. Gleichen Ursprung hat eine kleine Schrift von Heinrich Mannstein, betitelt „Denkwürdigkeiten der kurfürstlichen und königlichen Hofmusik in Dresden im 18. und 19. Jahrhundert“ und versehen mit dem viel versprechenden Zusatze „nach geheimen Papieren und Mittheilungen.“ (Leipzig, Matthes.) Der Verfasser stand der Dresdener Hofkapelle und der Blüthezeit der dortigen Oper zur Zeit der Schröder-Devrient nahe. Er wählte für seine Arbeit, der noch wohl ähnliche folgen werden, die Form der Flugschrift, die sich in „reizender Ungebundenheit“ bewegt, wie er sich ausdrückt, „aber ihren Zweck nie verfehlt, wenn sie mit Einsicht, Beredsamkeit und Enthusiasmus geschrieben ist“. Die Ausdrucksweise des Verfassers ist oft etwas überschwänglich, und vor der strengen Kritik wird sein Büchlein nicht ganz bestehen, da es sich etwas zu sehr der Anekdotensucht hingiebt. Indessen erfahren wir doch manches Wissenswerthe und Pikante, das sich als lose Hülle um die Biographie des berühmten Gesanglehrers Johannes Miksch herumlegt. — Professor Theodor Mommsen, dessen geistvolle und kühne „römische Geschichte“ eine Art von Revolution in der Beurtheilung des Alterthums hervorgerufen und neben der Zustimmung viel Anfechtung erfahren (noch jüngst von Peter in Schulpforta), hat im Verlaufe seiner Studien eine Reihe von einzelnen Arbeiten über die römische Vorwelt entworfen, die er nun als „römische Studien“ zu veröffentlichen beginnt. — In dem Nachlasse des vor zwei Jahren verstorbenen Professors Ludwig Preller in Weimar fanden sich Aufsätze aus dem Gebiete der klassischen Alterthumswissenschaft. Diese ohne Zweifel werthvolle und bedeutende Hinterlassenschaft ist von dem Bibliothekar R. Köhler in Weimar redigirt und soeben herausgegeben worden. — Der unermüdliche Wanderer Bogumil Goltz hat abermals ein Buch vollendet, welches in das von ihm mit Vorliebe bearbeitete Gebiet der modernen Gesellschaftslehre hineinschlägt. Es ist zweibändig und heißt: „Die Bildung und die Gebildeten, eine Beleuchtung der modernen Zustände.“ Goltz ist wieder auf einer Rundreise begriffen und hielt kürzlich in Frankfurt drei öffentliche Vorträge, in denen er über die Frauen, die Zustände in Ostpreußen, seiner Heimath, und die Pyramiden in Egypten sprach. — Das bekannte vortreffliche spanische Lustspiel „Donna Diana“ gehört noch immer auch als Buch zu den gangbaren. Es wird eine neue Ausgabe der auf den Bühnen üblichen Bearbeitung von West angekündigt. — Die kleinen poetischen Erzählungen von Paul Heyse, welche bisher unter den „Hermen“ oder in Zeitschriften und Sammlungen zerstreut waren, sind nun unter dem Titel „gesammelte Novellen in Versen“ vereinigt und im Buchhandel zu haben. — Wie im vorigen Jahre Emanuel Geibel die von ihm beschützten Dichter in einem Münchener Dichterbuche vereinigte, so hat jetzt Ludwig Seeger in Stuttgart eine Anzahl von Poeten um sich versammelt in einem „deutschen Dichterbuch aus Schwaben mit epischen, lyrischen und dramatischen Beiträgen.“ Es ist in prächtiger Ausstattung bei Ebner in Stuttgart erschienen und enthält unter Anderm Beiträge von Roderich Anschütz, Friedrich Bodenstedt, Albert Dulk und K. E. Ebert. Seeger selbst hat seine eigenen Dichtungen gesammelt und in zwei Bänden herausgegeben. — Von Roderich Benedix erhalten wir eine Auswahl deutscher Gedichte, die sich zum Vortrage eignen, mit Einleitung über den Vortrag überhaupt und Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten. — Die vortreffliche Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814 vom Major Heinrich Beitzke erscheint in dritter Auflage. — Von dem berühmten Historiker Heinrich von Sybel ist ein Band kleiner Schriften herausgegeben, eine Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen, welche er auf den drei Universitäten, denen er nach einander angehörte, verfaßt und gehalten hat, also in Marburg, München und Bonn.

* Die Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen von Werner Hahn ist vor kurzem in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage erschienen. Diesen Erfolg verdankt das Buch vornehmlich dem Umstande, daß der Verfasser, auf wissenschaftliche Vollständigkeit und gelehrte Fassung völlig verzichtend, gerade das in den Vordergrund stellt, was für die von Interesse ist, welche sich eine allgemeine Kenntniß unserer Literatur zu erwerben wünschen. Der Entwickelungsgang derselben so wie ihr Verhältniß zu der geistigen und sittlichen Cultur der Nation wird nur als Nebensache behandelt; dagegen ist es des Verfassers Hauptaugenmerk, dem Leser den stofflichen Inhalt der Dichtungen durch kurze Relationen näher zu bringen, so daß selbst ein Schiller'sches Drama nicht ohne die Erzählung der Handlung zur Sprache gebracht wird. Hin und wieder werden auch einzelne Stellen hervorgehoben, um einen Begriff von der Sprache und der poetischen Ausdrucksweise früherer wie neuerer Zeit zu geben, wobei denn freilich der einzelne Dichter sich dem Verfasser auf Discretion ergeben muß. Die Aufgabe, mit solchen abgerissenen Andeutungen das Richtige zu treffen, ist eine sehr schwierige. Wenn z. B. die Notiz über den Inhalt von Hartmanns Iwein mit den Worten beginnt: „Unter den Rittern an König Artus Hof, die ihre Zeit mit Erzählung von Abenteuern verkürzen, erwähnt Einer des Zauberbrunnens, wo der König des Waldes herrsche“, erhält der Leser dadurch auch nur eine Ahnung von der herrlichen Erzählung des Kalogreant, die der schönste Schmuck des ganzen Gedichts ist? Eben so vermissen wir eine präcise Fassung in den allgemeinen Charakteristiken und Urtheilen über ganze Abschnitte und einzelne Dichter. Mit einem Satze, wie (S. 113): „Es war eine Umwendung von der nationalen zur klassischen Poesie, welche um 1624 eintrat“, werden die meisten Leser eine ganz schiefe Vorstellung verbinden, und Urtheile, wie „P. Flemming ist sinnig, geistvoll und gewandt in seinen Dichtungen, erhaben ist die Stimmung seiner geistlichen Lieder“ (S. 119) — oder „Phil. Zesen war eine strebsame, kraftvolle Natur“ (S. 122), sagen zugleich Alles und nichts. In der neueren Literatur sind wir mehreren Beurtheilungen begegnet, die einer Berichtigung bedürfen, z. B. wenn es von Schiller's Don Carlos heißt, das Stück habe auf dem Theater niemals Erfolg gehabt, oder wenn der Verfasser von Uhland's aus den Nebeln der Romantik lichtvoll hervorglänzenden Dramen nichts Besseres zu sagen weiß, als, „er sei in diesen hinter den gerechten (!) Anforderungen zurückgeblieben“ — dem Stücke „Ludwig der Baier“ fehle die Energie der Charaktere, die Größe der Ereignisse. Unleidlich sind uns solche kritisch aussehende Phrasen: „Rückert vertritt die Poesie des geschraubten Wortes, der bis ins Kleinste pointirten Sprache“ (S. 299) — „das weite Terrain für seine lyrische Poesie fand er auf zweierlei Weise, einerseits indem er Spielereien mit dem Kleinen und Unbedeutenden pflegte, andererseits indem er sich in die Monotonie ewig gleicher Beschaulichkeit und Erbaulichkeit, verständiger Reflexion über die alltäglichen Dinge des Lebens verlor“ (S. 301) — „So lange Platen lebte, regte sich kaum eine Stimme für ihn; nur seine Gegner, unter ihnen besonders Immermann und Heine, waren laut, bekämpften und verspotteten ihn.“ Wie viel Irriges in wenigen Worten! Wenn es dem Verfasser bisher gelungen ist, seinem Buche durch die populäre Form Verbreitung zu verschaffen, so möge er bei einer neuen Auflage durch eine sorgfältige Durcharbeitung sich auch ein Anrecht auf den Beifall der Kenner der Literaturgeschichte erwerben.

Λ Freimaurer-Literatur. Der Obergerichtssecretär Menge in Hildesheim hat eine, natürlich nur für maurerische Kreise bestimmte, Geschichte der dortigen Loge, Pforte zum Tempel des Lichts, welche im Jahre 1862 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, herausgegeben; wir können das sich durch Vollständigkeit, Gründlichkeit und gefällige Darstellung auszeichnende Werk den betreffenden Kreisen um so mehr empfehlen, als dasselbe auch reich an Partieen von allgemein kulturgeschichtlichem Interesse ist.

⁂ Otfried Mylius (Karl Müller in Stuttgart), dessen Erzählertalent wir in den von ihm herausgegebenen „Erheiterungen“ und in selbständigen Werken so manche ergreifende Dichtung verdanken, läßt jetzt eine Auswahl seiner Erzählungen in Heften bei Kröner in Stuttgart erscheinen. In demselben Verlage erschienen von ihm vor kurzem: „Neue Pariser Mysterien“, ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich, in drei Bänden. Diese neuen Pariser Mysterien haben mit dem bekannten Roman von Eugen Sue zwar das Spannende und Pikante der Erzählung gemein, unterscheiden sich aber wesentlich von demselben durch ihre reelle Basis, indem sie nur Thatsächliches und Historisches mit dem Faden einer fortlaufenden Erzählung geschickt an einander reihen. Das Werk legt durchweg Zeugniß ab von den umfassenden Studien des Verfassers und seiner feinen Beobachtungsgabe; das Treiben der geheimen Gesellschaften, die intrignante Politik Napoleons, der verkümmernde Legitimismus, die Heimlichkeiten der Demi Monde und der Polizei, Alles das wird zum lebendigen Sittengemälde des heutigen Frankreich mit derselben Detailkenntniß ausgemalt, welche der Verfasser an den Tag legt, wenn er, wie in seinem bekannten, trefflichen Roman „Graveneck“, Sitten und Zustände des vorigen Jahrhunderts schildert. — Schade, daß Otfried Mylius, dieser fruchtbare Schriftsteller von eminenter Arbeitskraft, seine Productionen unter so vielen Pseudonamen versteckt, wie z. B. die vortrefflich durchgeführten, drastischen Geschichten in dem Buche „Dunkle Wege“, auf dessen Titel er sich Franz von Elling nannte; indeß lasen wir kürzlich in den Notizen der Hackländerschen Zeitschrift „Ueber Land und Meer“, daß eine Gesammtausgabe seiner Schriften veranstaltet und unter seinem wahren Namen erscheinen wird.

---

* Aus der Theaterwelt. Es wurde neulich bemerkt, daß in diesem Herbste mehr als in den letzten Jahren über Mangel an neuen Dramen geklagt werde. Diese Klage dauert an; unter den Stücken, die seit Eröffnung der Saison über die Bühnen gehen, ist keines, das bleibenden Werth hätte und sich dauernd zu behaupten vermöchte. An Versuchen fehlte es übrigens während der letzten Monate nicht. In Hamburg und auf dem Victoriatheater in Berlin giebt man ein fünfactiges Volksschauspiel, zu dem die arme, vielgequälte Lorelei sich hat hergeben müssen. Der Verfasser des Dramas ist Hermann Hersch, der mit der Anna-Liese einen glücklichen Erfolg hatte, seitdem aber eines auch nur annähernd ähnlichen sich nicht rühmen konnte. Er hat nun die Sage von der Lorelei, die kürzlich durch Max Bruch nach der Geibelschen Dichtung als Oper hervortrat, in modernem Sinne, nicht ohne äußeres Geschick, aber ohne Poesie behandelt. Seine Lorelei ist ein hausbackenes Fischermädchen von St. Goar, das viel am Wasser herumschwärmt, vom Volke für eine Hexe gehalten wird, den Rheingrafen liebt und sich von ihm verführen läßt, wofür zum Dank er sie für wahnsinnig ausgiebt. Vom Vater verflucht, von der Kirche zurückgestoßen, will sie sich in den Rhein stürzen, da erbarmt sich ihrer der Gott des Flusses und giebt ihr den Posten auf dem Felsen. Zu ihren Opfern gehört denn auch der Rheingraf, nach dessen Untergange sie sich selbst in den Fluß stürzt. Das Drama von Hersch hat auf den oben genannten Bühnen der glänzenden Ausstattung eine Anzahl von Vorstellungen zu verdanken gehabt, wird sich aber schwerlich behaupten. — Im gleichen Falle ist ein historisches Schauspiel im grossen Stil von Karsten Runge, „Griffinfeld, Kanzler von Dänemark“, welches auf dem Stadttheater in Hamburg gegeben wurde. Der Held des Dramas ist eine geschichtliche Persönlichkeit; Griffinfeld oder Greifenfeld war ein kühner und begabter Emporkömmling, der sich unter König Christian V. von Dänemark (1670 bis 1699) von ziemlich obscurer Herkunft zum Staatsminister und Kanzler emporschwang, der seinem ländersüchtigen Herrn treffliche Dienste leistete und in der damaligen politischen Welt Europa's eine angesehene Stellung einnahm. Durch die Intriguen seiner Neider und Feinde gestürzt, sollte er hingerichtet werden und stand bereits auf dem Blutgerüste, als er vom Könige begnadigt wurde, um 23 Jahre lang im Gefängnisse zu sitzen. Endlich freigelassen, starb er in demselben Jahre mit seinem ehemaligen Herrn. Da unter Christians übermüthigen Unternehmungen auch eine gegen Hamburg war, so erregte Runge's Drama in der alten Hansestadt Interesse. Es ist übrigens auch eine ziemlich äußerliche, den Gegenstand nicht erschöpfende Arbeit, die wohl kaum weitgreifende Erfolge haben wird. — Auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne in Berlin ist bereits wieder eine neue Vaudeville-Burleske von J. Offenbach, „die Schwätzer von Saragossa“, an der Tagesordnung. Sie hat zwei Acte und das Thema, daß eine Schwätzerin, mit der ihre Umgebung nicht fertig werden kann, dadurch überwunden wird, daß eine andere sie überschwätzt. Offenbach hat das in einer Weise in Scene gesetzt, die dem Publikum recht gut gefiel, ergötzliche musikalische Kämpfe der beiden Schwätzerinnen vorbringt und mit verwegenem Humor durchgeführt ist. Die Burleske ist eigentlich ein großer Tanz mit wechselnden Rhythmen, komischen Effekten und geschickten Parodieen aller möglichen guten und schlechten Muster. Die Kritik macht übrigens bei dieser Gesangsposse wie bei dem im vorigen Winter neuen und jetzt bereits fast vergessenen „Dunanan“ desselben Componisten die Bemerkung, daß Offenbachs Muse fertig sei; er arbeite immer flüchtiger und nachlässiger, schreibe sich selbst ab und werde wohl bald mit seinem Talent am Ende sein. — Guten Erfolg hat ein dreiactiges Lustspiel „Rekrut und Dichter“ von Heinrich Hollpein. Es ist keine Originalarbeit, sondern die Dramatisirung einer Erzählung von Levin Schücking. Die Hauptfigur ist kein Geringerer als Goethe, und das Motiv beruht auf einer Verwechselung von Personen. Der junge Goethe wird nämlich für einen Rekruten gehalten, ein Gärtnerbursche dagegen, der wirkliche Rekrut, für Goethe. Der Verfasser hat sein Intriguenspiel mit viel Gewandtheit gemacht und recht drastische und ergötzliche Situationen herbeizuführen gewußt. — Das Drama „Sokrates“ von Ludwig Eckardt scheint sich allmälig Bahn zu brechen, und der Verfasser ist angelegentlich bemüht, das Vorurtheil der Bühnenleitungen, als sei diese Tragödie langweilig, zu entkräften. Es ist ihm gelungen, eine Aufführung in Karlsruhe zu Stande zu bringen, und dort soll der Erfolg ein ziemlich guter gewesen sein. In Leipzig, Weimar und Wiesbaden will man das Drama auch geben.

* Bremen, 19. November. Zur großen Freude aller Verehrer der Orchestermusik ist das Unternehmen der Symphonieabende zu Stande gekommen und gestern in's Leben getreten. Wie sehr die Erhaltung derselben auch für das Concertorchester zu wünschen sei, wurde schon vor acht Tagen betont. Es muß doch angeschlagen werden, daß diese sechs Abende, und nun hoffentlich für alle Zeit, gesichert bleiben. Noch mehr als in den Privatconcerten fühlt sich hier das Orchester als die Körperschaft, auf deren Schultern die musikalische Aufgabe des Abends ruht. Die Geschlossenheit und der gleichmäßige Charakter des Programms geben den Musikern in erhöhtem Maße die rechte Stimmung und befähigen sie, im Besitze der vorzüglichsten Werke des symphonischen Gebietes sich vollkommen festzusetzen und ihren Leistungen immer mehr ein wirklich künstlerisches Gepräge zu geben, das um so schwerer zu erlangen ist, je seltener das Concertorchester als solches und als ein geschlossenes Ganze zusammenwirkt. Die Ungleichheit in den Kräften der Mitwirkenden, die Mängel, die hier und da an den Instrumenten selbst sich zeigen, werden mehr und mehr verschwinden und verdeckt werden können. — Den ersten Abend eröffnete eine Symphonie von Haydn in D dur, eine der bekanntesten von denen, welche der Componist in dieser Tonart verfaßt hat; ein Werk voll Leben und Frische, das nicht nur den zahlreichen Dilettanten, die es am Clavier gespielt haben, ein liebes und herzliches, sondern auch den Laien ein verständliches Gesicht zeigt. Bei der außerordentlichen Zahl von anmuthigen Symphonieen des alten Herrn hätte die Direction übrigens wohl eine andere, weniger oft gehörte, auswählen können, da gerade die Symphonieconcerte den Beruf haben, vorzugsweise solche Werke zu Gehör zu bringen, die im sonstigen Concertverlaufe selten vorkommen. Diese Bemerkung wäre auch auf die zweite Nummer des Programms, Mendelssohns Ouverture zu dem Drama „Ruy Blas“, anzuwenden. Wir finden keinen rechten Sinn darin, daß wir diese Ouverture seit Jahren immer zweimal im Winter zu hören bekommen, während die anderen, musikalisch und poetisch viel schwerer wiegenden Ouverturen Mendelssohns, Sommernachtstraum, Hebriden, Melusine, Meeresstille, seltener, manches andere tüchtige Werk älterer Zeit gar nicht berücksichtigt werden. Da durchschnittlich auf dreißig bis vierzig Tondichtungen dieser Gattung im Laufe des Winters zu rechnen ist, so wird es zu den Aufgaben der Concertdirectionen gehören, die Kreise weiter zu ziehen, als bisher geschah. Den zweiten Theil des Programms vertrat Beethovens vierte Symphonie in B dur. Das Orchester hatte gestern wie beim ersten Zusammenwirken glückliche Tage; man hatte das Gefühl, daß die Neuheit und der Mangel an Gewohnheit weniger zahlreiche Opfer forderten, als sonst gewöhnlich und durchaus begreiflich ist. — Der am 11. November im Künstlerverein gehaltene Vortrag des Herrn Dr. Wilh. Kiesselbach, der die internationale Handelslage Europa's nach der Entdeckung der neuen Welt betraf, richtete sich zunächst auf die verschiedenen Bevölkerungsschichten, welche unser Erdtheil über das Meer sandte, auf den Unterschied der Staatskolonieen, welche die romanischen Staaten anlegten, im Vergleich zu den Freibriefsansiedlungen, die von den germanischen Auswanderern gegründet wurden; überhaupt auf die protestantische Grundlage der amerikanischen Union. Der Vortrag bildet die Einleitung zum „Föderalist“, welches Werk der Verfasser in den letzten vier Jahren mit Hinblick auf die föderativen Bewegungen Deutschlands ausgearbeitet hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 48. Bremen, 29. November. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Karl Maria von Weber.

Von F. Pleyer.

Wenige Gebiete der Geschichtschreibung im Bereiche der Literatur und Kunst haben sich in den letzten Jahren so außerordentlicher Fortschritte zu rühmen gehabt, wie die Geschichte der Musik. Während noch vor kurzer Zeit geklagt wurde, daß man bei dem Studium der Entwickelung der Tonkunst überall auf Lücken stoße, daß die früheren Bücher der Musikhistoriker veraltet, die neueren oberflächlich seien, sehen wir seit wenigen Jahren eine ganze Literatur heranwachsen. Es liegen Handbücher der Geschichte der Musik von Ambros, Reißmann, Schlüter vollständig oder in ihren Anfängen vor, die Oper, das Oratorium, das Lied, die Symphonie sind in besonderen Darstellungen behandelt worden, und alle diese Bücher, so viel gegen manches einzelne einzuwenden sein mag, bekunden einen ganz entschiedenen Fortschritt gegen die trockene Pedanterie der Alten und die leichtfertige Buchmacherei der Neuen. Die größesten Geister auf dem Gebiete der Tonkunst haben durch fleißige Historiker ihr Recht bekommen; Händel und Mozart sind von Chrysander und Jahn in mustergültigen Werken erschöpfend geschildert worden, die Kenntniß von der Bedeutung und der Gestaltungskraft Glucks und Beethovens ist von Marx gefördert worden; umfangreiche Bücher über Josef Haydn stehen in Aussicht. Damit gehen Hand in Hand die neuen, alle früheren Versuche dieser Art weit hinter sich lassenden Ausgaben der gesammten Werke von Händel, Bach und Beethoven, welche zugleich ein glänzendes Zeugniß für die ausgezeichnete Entwickelung des deutschen Musikverlages sind. Was die Firma Breitkopf und Härtel in dieser Hinsicht geleistet, kann nicht oft und nachdrücklich genug anerkannt werden.

Was die erschöpfende Darstellung des Lebens und Wirkens unserer großen Meister betrifft, so schließt sich an Händel, Gluck, Mozart und Beethoven nun Weber an. Die seit längerer Zeit erwartete Biographie des Freischütz-Componisten, gearbeitet von seinem eigenen Sohne, Max Maria von Weber in Dresden, ist vollendet. Der erste Band liegt vor*); er schildert das Leben Webers bis zu seiner Anstellung in Dresden um Weihnachten 1816, also die Lehr- und Wanderjahre. Die Meisterjahre, 1817 bis 1826, soll der zweite Band beschreiben, der dritte die Schriften des Tondichters selbst enthalten. Die Sache liegt hier wesentlich anders als bei den großen Vorgängern Webers. Dort wurde auf die musikalische Thätigkeit das Hauptgewicht gelegt, hier auf die Person und das Leben. Max Maria von Weber ist nicht Mann vom Fach, er schreibt als Sohn, nicht als Musiker, indem er einen dringenden Wunsch seiner verstorbenen Mutter erfüllt. Man hat also nach der musikalischen Seite Vollständigkeit nicht zu erwarten, die Geschichtschreibung gilt mehr dem unendlich bunten, unruhigen Leben Webers als seinem künstlerischen Schaffen.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich gegen diese Ausführung der Arbeit Bedenken erheben lassen, wenn der streng musikalische Gesichtspunkt aufgestellt wird. Man muß sich eben entschließen, denselben fallen zu lassen, obwohl er den Verfasser selbst genirt hat. Wir wollen nicht leugnen, — Herr Weber wünscht selbst offene Sprache der Kritik —, daß uns sein Vorwort unbehaglich gestimmt hat. Es ist in seiner Ausdrucksweise viel Gezwungenes; er selbst muß gefühlt haben, daß er nach der angedeuteten Seite hin die Erwartungen nicht erfüllen könne, und führt nun seine Sache nicht geschickt. Indeß thut das seinem Buche selbst keinen Abbruch. Er hat es geschrieben nicht nur mit eben so viel Pietät als Freimuth, der die Schönpflästerchen und das Leisetreten verschmäht, er hat es auch verfaßt mit einem vor keiner Arbeit und Mühe zurückscheuenden Fleiß. Mußte er auf die künstlerische Vollständigkeit Chrysanders und Jahns verzichten, so vermeidet er auf der anderen Seite das schreibselige Pathos, dem sich Marx hingiebt. Ein Sohn wird die Biographie seines Vaters nicht leicht mit derselben Liebe und zugleich mit derselben Unparteilichkeit, mit so viel Gewissenhaftigkeit schreiben, die alles sagt, was sie hat erfahren können, und nichts verschweigt, weil es die Manen des Vaters oder Großvaters erzürnen möchte. Muß sich die Musikgeschichte bescheiden, daß sie nicht so viel findet, als sie wünscht und sucht, so hat sie sich doch nirgends über Oberflächlichkeit und unwissendes Absprechen zu beschweren, vielmehr zu danken für den emsigen Fleiß, der in die kleinsten Falten des Lebens eindringt. Und so wollen denn auch wir die Bedenken, die uns hier und da aufgestiegen sind, gern unterdrücken und unsererseits dem Verfasser dadurch danken, daß wir den Leserkreis, über den das Sonntagsblatt zu verfügen hat, mit seinem Buche genau bekannt machen.

Der oft aufgestellte und freilich auch oft bestrittene Erfahrungssatz, daß eine künstlerische Blüthe sich bei denen am besten entfaltet zeige, welche von früheren Generationen her den Keim

*) Karl Maria von Weber. Ein Lebensbild von Max Maria von Weber. Erster Band. Leipzig, Keil.

dazu überkommen haben, läßt sich auf Karl Maria von Weber anwenden. Er stammt aus einer Familie, die viele musikalische Talente aufweist; alle freilich hat er weit in den Schatten gestellt. Diese Familie läßt sich bis in das 16. Jahrhundert zurück verfolgen. Als Ahnherr gilt Dr. Johann Baptista von Weber, Reichs- und Hofrath unter den Kaisern Maximilian II. und Rudolf II., gestorben 1640. Er war ein eifriger Kämpfer für den Katholizismus, dem die ganze Familie treu geblieben ist. Sie verlor im spanischen Erbfolgekriege ihre Güter und mußte sich nach Beamtenstellen umsehen. In Mannheim finden wir um 1750 als Offizier und Musiker zugleich den Vater unseres Componisten, Franz Anton von Weber, geboren 1734. Karl Maria von Weber hatte nicht das Glück, dessen Mozart genoß, von einem ausgezeichneten, im Leben wie in der Kunst gleich trefflichen Vater geleitet zu werden. Franz Anton war ein unruhiger, flatterhafter, charakterloser Mann, ein Cavalier im frivolen Geiste jener Zeit, mit flotten Manieren und Neigungen zu Abenteuern. Sein ganzes Leben ist eine Irrfahrt gewesen, auf welcher er selbst und seine Familie wiederholt dem Verkommen nahe war und der Sohn Karl Maria an den Vater gefesselt blieb. Musikalisch begabt, war er doch ohne alle Gründlichkeit und ernste Gesinnung, machte den siebenjährigen Krieg als Offizier der Reichsarmee mit, den Degen und die Geige führend, trat nach der Schlacht von Roßbach aus und hatte das Glück, durch Protection und gewandte Manieren die Amtmannsstelle zu Steuerwald im Hildesheimischen und eine reizende junge Frau, Maria von Fumetti, zu gewinnen. Da wäre er nun im Stande gewesen, sich die angenehmsten und glücklichsten Lebenstage zu bereiten. Allein dazu war er nicht geschaffen; die Amtspflichten wurden verabsäumt, Musik mit abenteuerlicher Leidenschaft getrieben, Alles in der Familie verkehrt gemacht und behandelt. Er wurde also 1767 abgesetzt und lebte einige Jahre in Hildesheim; die Frau, stolz und leidenschaftlich wie er, vermochte ihn nicht auf bessere Wege zu bringen.

Indem er nach einer neuen Wirksamkeit suchte, verfiel er auf den Gedanken einer Theaterunternehmung und zwang seine Frau und die Kinder, ihm zu folgen, brachte es aber zu nichts Rechtem. Nach sechs Jahren des unsteten Umherziehens wurde er Musikdirector in Lübeck und 1797 Kapellmeister bei dem kunstsinnigen Fürstbischof Friedrich August von Lübeck und Eutin. Auch diesen günstigen Boden wußte er nicht zu benutzen, wurde pensionirt, kam immer mehr in Geldnoth und ging nach dem Tode seiner Frau auf Reisen, um eine Anstellung zu suchen. Auf dieser Wanderung hatte er das Glück, ein schönes, anmuthiges Mädchen, Genofeva von Brenner, heimzuführen, ein Fünfziger eine Siebenzehnjährige. Sie wurde die Mutter Karl Maria's von Weber. Er heirathete sie in Wien im August 1785, Mozarts Schwager Lange und Righini waren als Zeugen bei der Trauung. Franz Anton kehrte nach Eutin zurück, wurde Stadtmusikus und hätte ganz gut leben können. Seine Frau kämpfte zwar gewaltig mit dem Heimweh nach dem Süden, aber sie bot Alles auf, um ihren Gatten zum ordentlichen Mann und Künstler zu machen; allein sie arbeitete sich vergebens ab. Schon 1787 mußte er entlassen werden, verkaufte seine Pension für 900 Thaler, ging wieder in die weite Welt, um Theaterdirector zu werden, und zog von Ort zu Ort.

Sein zu Eutin am 18. December 1786 geborener Sohn Karl Maria Friedrich Ernst war der Augapfel der Mutter, die durch Kränklichkeit an das Haus gebannt war, für den Vater aber der Gegenstand von Versuchen, die Welt durch wunderbare Leistungen des Knaben in Staunen zu setzen; er sollte durchaus ein Wunderkind werden wie Mozart. Karl Maria war schwächlich, besonders quälte ihn ein Schaden am Obertheile des Schenkelknochens, so daß er erst mit vier Jahren gehen lernte. Dieses Leiden hat sich nie ganz verloren und war die Ursache seines späteren Lahmgehens. Als Kind war er dadurch von den kindlichen Spielen ausgeschlossen, und da ihn der Vater mit Musik quälte und noch nervöser machte, so hatte er förmlich Scheu vor allen Kraftanstrengungen der Jugend. Später gewann sein elastisches frohmuthiges Temperament allerdings die Oberhand, und es entwickelte sich eine Lebensfülle, die oft zum Uebermuth wurde und ihn allerlei Kraft- und Schelmenstücke ersinnen ließ. Des Vaters Tyrannei brachte ihn dahin, daß er allmälig sich über den Druck und Einfluß des kranken Körpers erhob und das Gefühl der völligen Gesundheit, das er eigentlich nie gehabt hat, sich gleichsam künstlich aneignete. Unter den Mahnrufen der Schwäche, den Mißtönen des Schmerzes, aus den Dumpfheiten der Beklemmung heraus mußte er sich die Klänge erlauschen und erobern, die uns durch ihre Frische und ihren Duft entzücken. Während die andern Kinder ihre Schlachten mit Knütteln und Gerten auf der Straße und der Haide schlugen, schlug er sie im Theater, auf der Bühne und im Orchester mit pappenen Schildern und Schwertern. Seine ersten Jugendeindrücke hafteten an Coulissen, Dekorationen und Maschinerieen, und er legte schon hier eine Grundlage zur Theaterpraxis, die für seine spätere Entwickelung von Wichtigkeit war.

Dabei wurde er glücklich bewahrt vor den Gefahren, die des Vaters unruhiges, unsolides, abenteuerliches Wesen für den Sohn, der in dieselbe Sphäre hinein sollte, hätte mit sich bringen können. Er entging diesen Gefahren durch die glückliche Anlage seines Wesens und durch den milden Einfluß seiner Mutter. Ihm war des Vaters rabulistische Manier so zuwider, daß er dagegen oft revoltirte. Es ist charakteristisch, daß er, der später so viel über sich selbst geschrieben, nie die Theaterthätigkeit seines Vaters erwähnt hat; er übergeht die ersten vierzehn Jahre seines Lebens mit Stillschweigen. Uebrigens liebte er den Vater herzlich, sein Widerstand brach immer nur an einzelnen Stellen hervor, wenn es der Alte zu arg machte. — Der Unterricht war anfangs mangelhaft genug und kam erst 1796 in bessere Hände. Die Familie lebte damals in Hildburghausen, wo der tüchtige Musikdirector Johann Peter Heuschkel sich des Knaben annahm, das Clavierspiel von allen Unarten säuberte und mit glücklicher Mischung von Strenge und Milde einen gründlichen Unterricht im Generalbaß begann. Weber sagte später selbst, daß er dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel den wahren, festen Grund zur künftigen deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Clavier und die gleiche Ausbildung beider Hände verdanke.

Leider dauerte das nicht lange, denn schon 1797 wanderte Franz Anton weiter und übernahm das Theater in Salzburg. Eine ungünstigere Zeit war nicht leicht zu denken; der Krieg, in den der junge General Bonaparte damals neues Leben gebracht, lähmte Alles. Auch in der Musik war Salzburgs Glanz ziemlich erloschen; man merkte nicht viel mehr davon, daß hier einst Mozarts Wiege gestanden hatte. Der Erzbischof war ein strenger, verdrossener Herr, die erste Gesellschaft führte ein wüstes Leben. Dagegen hatte Karl Maria das Glück, in die besten Lehrerhände zu kommen; Michael Haydn, Josefs jüngerer Bruder, nahm sich seiner an und ertheilte ihm gründlichen Unterricht, etwas trocken zwar, aber wohlthätig für die Entwickelung des Knaben. Leider lockerten sich um diese Zeit die Familienbande immer mehr. Die arme Genofeva ward ein Opfer ihrer Ehe; seit langer Zeit leidend und mit Gewalt sich beherrschend, erlag die unglückliche Frau einem Lungenübel. Der Gram über das unstete Treiben ihres Mannes und die Verlassenheit der unmündigen Kinder erschütterte sie tief, und am 13. März 1798 kniete der arme kränkelnde Knabe Karl Maria an dem Lager, von dem ihm eben die heißgeliebte, schöne Mutter die erkaltende Hand zum letzten Male herab gereicht

hatte. Franz Anton schien außer sich vor Schmerz, schrieb überschwängliche Lobeserhebungen über seine Frau nieder, verlobte sich aber im folgenden Jahre nochmals; das Verlöbniß wurde jedoch bald gelöst.

Im Herbste 1798 wurde das erste Werkchen des zwölfjährigen Karl gedruckt, sechs Fughetten, über welche die Kritik günstig urtheilte. In demselben Augenblick aber entzog ihn auch schon der Vater seinem Lehrer Haydn und nahm ihn mit nach München. Dort war nicht lange vorher eine Glanzperiode dramatisch-musikalischen Lebens gewesen. Karl Theodor hatte von der Pfalz her seine berühmte Mannheimer Kapelle mitgebracht. Den Dirigentenstuhl hatten Peter Winter und Franz Danzi inne. Winter, der Componist des „unterbrochenen Opferfestes“, war eine athletische Gestalt, stolz, schroff, hochfahrend, im Dienst ein Regent von göttlicher Grobheit, Danzi dagegen eine kleine, dicke Figur, ein anspruchsloser, liebenswürdiger Künstler und Dirigent. An diese beiden Chorführer der Musik konnte Franz Anton nicht hinan, dagegen fanden sich sonstige tüchtige Lehrer für seinen Sohn. Kaum jedoch hatten diese sich seiner angenommen, so trug der Alte schon wieder etwas Neues im Sinne. Da kein Musikalienhändler die Arbeiten seines Sohnes, die er durchaus veröffentlichen sollte, annahm, so warf sich Franz Anton auf die damals durch Aloys Sennefelder neu entdeckte Kunst des Steindrucks und wollte selbst Verleger werden. Der arme Knabe mußte nun mit in die Werkstatt, Vater und Sohn construirten eine Presse, und alsbald erschienen Variationen, die aber so incorrect gedruckt waren, daß die Kritik dem jungen Componisten und Verleger übel mitspielte.

Wieder ging es nun (1799) auf die Reise, Karl Maria wurde vom Vater durch alle möglichen Städte geschleppt, bis man sich zu Freiberg in Sachsen niederließ, der berühmten Bergstadt. Der Theaterdirector Steinsberg lernte die Familie kennen und gab dem kleinen Componisten einen Operntext, „das Waldmädchen“, den er in Musik setzte, aber so rasch, da er vom Director und Vater gedrängt wurde, daß an ordentliches Arbeiten nicht zu denken war. Im October 1800 wurde die Oper wirklich in Chemnitz gegeben, machte ein volles Haus, aber kein Glück. Eben so ging es im November bei der Aufführung in Freiberg. Der Vater benahm sich bei dieser Gelegenheit ganz in seiner Weise, schrieb hochtönende Reclamen für den Sohn und machte ihn ein Jahr jünger auf dem Zettel. War nun dadurch schon das Publikum mißtrauisch geworden, so geriethen die Musiker in hellen Zorn, als Franz Anton ihnen die Schuld des Mißlingens aufbürden wollte und seinen Sohn eine übermüthige Erwiderung auf eine ungünstige Kritik in das Lokalblatt setzen ließ. Der Cantor und der Stadtmusikus erließen heftige und schnöde Repliken, auf die der Knabe, vom thörichten Vater gezwungen, noch naseweiser als zuvor antwortete. Das Resultat war natürlich dieses, daß Weber nun auch im Publikum allen Boden verlor und sich alsbald wieder mit seinem Sohn auf Reisen begab. Karl Maria selbst hat später sein Freiberger „Waldmädchen“ ein höchst unreifes und nur hier und da nicht ganz von Erfindung leeres Product genannt.

Im November 1801 finden wir Weber wieder in Salzburg, wo man bis zum Juli 1802 blieb. Hier schrieb Karl Maria die zweiactige Oper „Peter Schmoll und seine Nachbarn“, und zwar unter der Aufsicht Michael Haydns, der günstig über die Arbeit urtheilte. Der Bischof von Augsburg versprach, die Oper aufführen zu lassen, was auch später, jedoch ohne rechten Erfolg, geschehen ist. Inzwischen machte Franz Anton eine neue Reise, die ihn diesmal bis nach Eutin führte. In Hamburg versuchte sich Karl Maria auf einem zweiten Gebiete, das ihm später Lorbeeren bringen sollte; er schrieb sein erstes Lied, Matthissons „Kerze“. In Eutin hatte Weber nahe Berührungen mit Johann Heinrich Voß, der zu dem blassen, interessanten jungen Componisten große Zuneigung faßte. Voß legte um jene Zeit sein Amt nieder und zog nach Jena. Franz Anton führte seinen Sohn nach Augsburg zurück, als aber „Peter Schmoll“ keine günstigen Resultate lieferte, beschloß er, in Wien sich niederzulassen, damit dort die technische Ausbildung Karl Maria's vollendet werde.

Das Publikum der Kaiserstadt an der Donau war damals auf der Höhe seines Ruhms. Mozart zwar schlummerte längst, Haydn war über siebenzig Jahre alt, aber Beethoven hatte seine Zauberkreise zu ziehen begonnen. Salieri war pensionirt, Righini und Paër weggezogen, die praktische Musikleitung hatten Weigl, der Componist der „Schweizerfamilie“, Wranitzky, Seyfried und Süßmeyer. Ursprünglich dachte Franz Anton daran, Haydn zu bewegen, daß er sich seines Sohnes annehme, doch geschah das vielmehr durch den Abt Vogler. Diesen merkwürdigen Mann hatten tiefe Gelehrsamkeit in der Musik, ein mächtiges Gedächtniß, die feinste Gewandtheit des Benehmens, eine in der Jesuitenschule erlernte außerordentliche Schlauheit zu einer Berühmtheit gemacht. Man schimpfte freilich auf seine Charlatanerie, mußte ihn aber als Autorität gelten lassen. Nachdem er in Mannheim und Stockholm hervorragende Stellungen inne gehabt, große Reisen gemacht, in Prag eine Musikprofessur bekleidet hatte, kam er 1803 nach Wien, wo er als Componist und Lehrer thätig war. Seine größesten Schüler sind Weber und Meyerbeer. Jener wurde bald sein Liebling und mußte seine musikalische Bildung, die nie consequent geleitet war, von Grund aus neu beginnen. Er war damals achtzehn Jahre alt, eine angehende Berühmtheit; es ist erklärlich, daß er den Verlockungen, die in dem lustigen Treiben Wiens lagen, nicht ganz entging, doch haben sie ihn nicht verdorben. Vogler meinte im Jahre 1804, Weber sei nun reif für eine Musikdirectorstelle, die sich denn auch in Breslau fand.

Weber trat in sein neues Verhältniß mit frischem Muth und in der besten Stimmung ein; er brachte ein ungemein wichtiges Erforderniß mit, genaue Theaterkenntniß, die er sich durch des Vaters Praxis angeeignet hatte. Dieser Vorzug war es auch, der es ihm möglich machte, sich dem Orchester gegenüber, das sich dem jungen Fant ungern fügte, zu behaupten. Das Theater war nicht glänzend, aber es gab in Breslau tüchtige schriftstellerische und künstlerische Talente; der Professor Rhode, der Lustspieldichter Karl Schall und Andere wurden die Beschützer Webers, der seine Aufgabe im Orchester tüchtig angriff und zugleich als Clavierspieler, besonders in der freien Phantasie, Aufsehen erregte. Mit seinem Gehalte, das 600 Thaler betrug, konnte er freilich schlecht auskommen, da die lockere Gesellschaft von Breslau ihn in ihre Kreise zog, überdies der Vater wieder in Kupferstecherei spekulirte und Schulden machte. Karl Maria's erste größere Arbeit in Breslau war eine Oper „Rübezahl“, die aber nicht vollendet worden ist. Die Ouverture hat er später umgearbeitet, schwungvoll und charakteristisch gestaltet, wie denn der Stoff mit seiner Romantik für ihn wie geschaffen war; diese Composition ist unter dem Titel „Beherrscher der Geister“ noch jetzt auf den Concertprogrammen. Sein energisches Auftreten im Orchester zog dem jungen Kapellmeister viel Feindschaft und Aerger zu, und seine Gegner benutzten eine Krankheit Webers, um ihn zu stürzen. Er ergriff, als er eines Abends einen Schluck Weins trinken wollte, um sich zu erwärmen, aus Versehen eine Flasche mit Salpetersäure und that einen Zug daraus. Man fand ihn ohne Bewußtsein, die Stimme war gelähmt, die Luftröhre und der Mund verbrannt. Während seiner Krankheit veränderte man so viel im Orchester, daß er leidenschaftlich aufbrauste und seine

Entlassung forderte; er erhielt sie im Frühjahr 1806. Da stand er wieder ohne alle Mittel, der verschuldete Vater ihm zur Seite, auf Musikstunden angewiesen. Für den Augenblick half der Herzog Eugen von Würtemberg, der als Kunstmäcen zu Karlsruhe in Schlesien lebte und dort Theater und Kapelle hielt. Er berief Weber zu sich und machte ihn zu seinem Musikintendanten. Die Zeit, welche Karl Maria zu Karlsruhe verlebte, gehört zu den Lichtpunkten seines Lebens; er componirte dort zwei Symphonieen, das Concert für Horn, die bekannten Variationen über „Vien qua Dorina bella". Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, der Krieg von 1806 und 1807 zerstörte sie, Herzog Eugen mußte fort und entließ die Gesellschaft. Auf seine Empfehlung machte Herzog Ludwig von Würtemberg Weber zu seinem Secretär und berief ihn nach Stuttgart. In der Noth nahm er das Anerbieten an, obwohl er für diese rein praktisch-finanzielle Stellung we`er Lust noch Befähigung hatte. Er ahnte nicht, daß er in Stuttgart die schwerste und düsterste Zeit seines bewegten Lebens zubringen sollte. Der Vater blieb in Karlsruhe, der Sohn reiste, unterwegs hier und da ein Concert zu Stande bringend, 1807 nach Stuttgart. Würtemberg seufzte damals unter dem eisernen Joche König Friedrichs, auf dem der Fluch der Geschichte lastet, der Land, Volk und Ehre an Napoleon verrieth und daheim ein brutales Regiment führte. Herzog Ludwig, dessen Secretär Weber wurde, ergab sich in Ludwigsburg einem wüsten, verschwenderischen Leben. War ein Deficit zu decken, so mußte Weber das dem Könige mittheilen und hatte dann dessen Wuthausbrüche auf sich zu nehmen, die ihm sogar einen Arrest eintrugen, als er einst in seiner Aufregung einen schlechten Witz auf den Monarchen gemacht hatte. Indem er bei der Musik und den Leuten von Geist in Stuttgart Trost und Zerstreuung suchte, vernachlässigte er sein Amt. Es entstanden in Stuttgart eine neue Bearbeitung der Oper „das Waldmädchen", das nun „Sylvana" hieß, und die Composition der Dichtung „der gute Ton" von Rochlitz, doch fehlte die rechte Ruhe zur Ausführung. Unglücklicherweise traf 1809 plötzlich auch Franz Anton ein, ganz verkommen, durch Krankheit und Alter zerrüttet. Der Alte, der an Gedächtnißschwäche litt, verwandte Summen, die der Sohn zu verwalten hatte, zur Tilgung seiner Schulden. Als die Sache entdeckt wurde, ließ der König Karl Maria im Theater verhaften, hatte eine Wuthscene mit ihm und verbannte am Schlusse der Untersuchung, die durch das Auftreten von Gläubigern mit Forderungen einen schlimmen Charakter annahm, Vater und Sohn aus Würtemberg.

Sie wanderten im Februar 1810 nach Mannheim; ihr Besitz belief sich auf 65 Gulden. Karl Maria schloß mit diesen Tagen seine Jugendthorheiten ab; er sprach später höchst ungern über die Zeit bis 1810. In Mannheim wurde ihm das neue Leben durch die Aufnahme in den noch immer glänzenden musikalischen Kreisen dieser Stadt erleichtert. Er fand treue Freunde und Beschützer dort und in Heidelberg, spielte in Concerten, dirigirte den „ersten Ton", componirte Lieder und ließ sich in Darmstadt nieder, wo Abt Vogler damals lebte und Meyerbeer zum Schüler hatte. Schon zu jener Zeit entstand die erste Idee des „Freischützen" durch Apels „Gespensterbuch", blieb aber liegen. Dagegen componirte Weber die Oper „Abu Hassan", welche mehrere reizende, zu ihrer Zeit berühmte und gefeierte Nummern enthält, und hatte die Freude, daß die Bühne in Frankfurt seine „Sylvana" einstudirte. Die Hauptrolle, das stumme Mädchen, gab Webers spätere Gattin, die hochbegabte, reizende und liebenswürdige Karoline Brandt, der er aber damals noch nicht näher trat. Die erste Aufführung am 17. September 1810 wurde zwar dadurch empfindlich gestört, daß die guten Frankfurter Nachmittags einen Luftballon aufsteigen sehen mußten, worunter der Theaterbesuch zu leiden hatte, allein der Erfolg war doch bedeutend, Webers Glück schien gemacht. Gleich darauf kam er in Gunst bei Stephanie von Baden, die ihm eine Kapellmeisterstelle anbot; ein Gedanke, den die Freunde Webers eifrig betrieben. Er selbst gab sich der freudigen Hoffnung hin, endlich festen Fuß für das ganze Leben zu fassen. Allein die Erwartung wurde nicht erfüllt; Stephanie, wahrscheinlich durch die Intriguen älterer Musiker gegen den jungen Componisten eingenommen, hielt ihr Versprechen nicht, und Weber war wieder auf sich selbst angewiesen. Aergerlich verließ er nun Mannheim', wo er so gern geblieben wäre, und da er ohne jede sichere Erwerbsquelle war, so beschloß er, auf einer großen Kunstreise als Clavierspieler und Componist sein Glück zu versuchen; er verließ Mannheim zu Anfang des Jahres 1811. Der Vater blieb dort und starb am 16. April 1812 im Alter von 78 Jahren; Karl Maria hat ihm die großen Thorheiten, die er begangen, nie nachgetragen, vielmehr ihm treue Liebe bewahrt.

Webers Reise ging über Gießen, Aschaffenburg und Würzburg nach Bamberg, wo damals unter Franz von Holbein ein vorzügliches Theater bestand. Hier lernte Weber Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, den Verfasser der Phantasiestücke, kennen und den Tenoristen Bader, der später in Berlin der erste Max war. Längeren Aufenthalt nahm der Reisende in München, wo er mit dem berühmten Clarinettisten Bärmann Freundschaft schloß; er gab dort ein einträgliches Concert und brachte die Oper „Abu Hassan" auf die Bühne. Nachdem sich eine Aussicht auf Anstellung in Wiesbaden zerschlagen hatte, unternahm er eine Reise nach der Schweiz, berührte unkluger Weise Würtemberg, wurde verhaftet, durch Gensd'armen über die Grenze gebracht und fuhr von Meersburg nach Constanz und Schaffhausen. Hier verlebt er vergnügte Stunden mit Meyerbeer, der auf einer Reise nach Italien begriffen war, wanderte dann weiter, gab in mehreren Städten Concerte und kehrte nach München zurück. Dort vereinigte sich Bärmann, für den er Clarinettconcerte geschrieben hatte, mit ihm zu einer neuen Kunstreise. Diese ging über Prag, wo sie glänzende Erfolge hatten, und Dresden nach Leipzig, der Metropole der Musik. Weber hatte große Lust, ganz dort zu bleiben und neben der Musik sich mit schriftstellerischen Arbeiten, deren er schon manche verfaßt hatte, zu beschäftigen, folgte aber einer Einladung nach Gotha, wo ihn Herzog Emil, einer der feinsten Kunstkenner seiner Zeit, mit großer Auszeichnung behandelte. Dann verweilte er einige Zeit in Weimar, wo er besonders von Wieland entzückt war, mit Pius Alexander Wolff, der ihm später die Preziosa dichtete, viel verkehrte, dagegen von Goethe nicht allzufreundlich behandelt wurde. Während des Concertes der beiden Künstler sprach Goethe laut und rücksichtslos, behandelte den ihm vorgestellten Weber sehr kühl und verließ den Saal in dem Augenblick, wo die Musik aufhörte. Auch später hat sich nie ein gutes Verhältniß zwischen Goethe und Weber gestaltet.

Im Februar 1812 traf Weber mit großen Erwartungen in Berlin ein, fand im Meyerbeerschen Hause die beste Aufnahme, wurde mit Righini, Bernhard Weber, Zelter bekannt und hatte die Freude, daß seine Oper „Sylvana" aufgeführt wurde. Seine Compositionen fingen an im Musikalienhandel „gut zu gehen", und die pekuniäre Lage des sonst stets Bedrängten besserte sich. Im Herbst ist er wieder in Gotha, wo er sein Clavierconcert in Es dur schreibt, und geht nach Leipzig. Hier spielte er im Gewandhause und entzückte die Zuhörer, während eine neue Cantate „In seiner Ordnung herrscht der Herr" kein rechtes Glück machte. Jetzt wollte er eine große Kunstreise durch Oesterreich, Italien, die Schweiz und Frankreich antreten. In Prag aber wurde ihm die Kapellmeisterstelle, welche Wenzel Müller aufgegeben hatte, um nach Wien zu gehen, angetragen. Er schwankte, da ihn die

Sehnsucht nach Italien zog, allein das Zureden des Directors Liebich, eines feingebildeten, edlen und großherzigen Mannes, die Wünsche mehrerer Freunde bewogen ihn, auf das Anerbieten einzugehen. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Ich kann mich schwer entschließen, meine Pläne nach Italien u. s. w. fahren zu lassen, aber um die Wonne zu genießen, bald meine Schulden als braver Kerl bezahlen zu können, thue ich schon etwas.“ Sein Gehalt belief sich auf 3000 Gulden Wiener Währung. Er sollte ein ganz neues Opernpersonal mit vollkommener Freiheit der Verfügung versammeln und nicht bloß Kapellmeister, sondern auch technischer Director der Oper sein. Es gab also, da die Musik am Theater verfallen war, viel Schwieriges, aber auch Anregendes zu thun. Der Kunstsinn der Stadt stand lange nicht mehr so hoch wie einst, wo Mozart hier mehr gefeiert wurde als in Wien, das Publikum war zerfahren, die Aristokratie beschützte die Musik nicht mehr so freigebig. Als nun Weber seine Aufgabe angriff und vieles, was im Theaterwesen faul war, wegzuschneiden begann, da gab es gleich ein großes Geschrei, doch setzte er vorläufig seinen Willen durch und begann im September mit dem „Cortez“ von Spontini.

In Breslau hat Weber reichlich drei Jahre zugebracht, Jahre schwerer Arbeit und schwerer innerer Kämpfe. Hier traf er zum zweiten Male Karoline Brandt, und zwar zu einer Zeit, wo eine Leidenschaft für eine schöne und verlockende Frau ihn beherrschte. Die reinere, anmuthigere Erscheinung Karolinens, welche mit dem 1. Januar 1814 in das Personal eintrat, gewann den Sieg. Sie war ein echtes Schauspielerkind, jedoch im besten Sinne des Wortes, hatte schon als achtjähriges Mädchen mitgespielt und war von da an überall der Liebling des Publikums. Sie war voll und klein von Gestalt, mit schönen, ausdrucksvollen, grauen Augen und blondem Haar, lebhaft in ihren Bewegungen, die von außerordentlicher Grazie und Schnellkraft waren. Sie besaß den feinsten Blick für das dramatisch Wirksame, einen untrüglichen Instinkt, großes Takt- und Schönheitsgefühl und umfassende Kenntniß des Bühnenwesens. Dabei war sie geistvoll und liebenswürdig, nicht ohne Leidenschaftlichkeit, aber hinreißend, wenn sie in einem Anfall von Heftigkeit verletzt hatte und nun bereute. Sie war auch in Prag allgemein beliebt und fesselte bald den leicht entzündlichen Weber. Das war aber eine lange Liebesgeschichte, die neben der Seligkeit viel Leid brachte. Weber mußte dies Leid inmitten seiner sehr angreifenden amtlichen Stellung, auf den Kunstreisen während der Ferienmonate mit ihr und mit sich selbst durchmachen. Karoline liebte ihn, aber sie kämpfte gewaltig an gegen seine Forderung, daß sie die Bühne verlassen müsse, wenn sie seine Frau werde. Dabei waren seine finanziellen Verhältnisse keineswegs geordnet und sicher, während ihr dagegen, dem Schooßkinde der Prager, eine glänzende Zukunft gewiß war. Das Verhältniß kam daher der Auflösung nahe, ward aber hergestellt und führte schließlich zur glücklichsten Ehe.

Die großen Anstrengungen, welche Weber sich auferlegen mußte, um in seiner Stellung sich zu behaupten, ließen ihn nur selten zu größeren Arbeiten kommen, für welche während der Ferienreise mehr Stimmung und Muße sich fanden als in Prag. Während des Aufenthaltes in Berlin im Sommer 1814 faßte er den Gedanken zu einem Werke, das ihn neben dem „Freischütz“ besonders populär gemacht hat, zur Composition der patriotischen Lieder Theodor Körners. Ausgeführt wurden die beiden ersten, Lützow's wilde Jagd und das Schwertlied, am 13. September zu Gräfentonna bei Gotha, „Männer und Buben“ in Altenburg am 23. September, dann während des Octobers in Prag das Reiterlied, Gebet vor der Schlacht, „die Wunde brennt“ u. s. w., so daß die Composition dieser Gesänge die Zeit von September bis December 1814 in Anspruch nahm. Ueberall wo dieselben öffentlich gesungen wurden, machten sie gleich mächtigen Eindruck; er verkaufte das Verlagsrecht an Schlesinger in Berlin für — 12 Louisd'or. Im Jahre 1815 folgte die Cantate „Kampf und Sieg“ nach einem Texte von Wohlbrück, zum großen Theil componirt in München und am 22. December zuerst in Prag aufgeführt, im folgenden Sommer in Berlin.

Während dieser Zeit lockerten sich die Bande, die ihn an Prag fesselten, durch Anfeindung und Aerger immer mehr, er kündigte seinen Contract. Die Berliner Freunde hofften ihn dort zum Kapellmeister gemacht zu sehen, doch verwirklichte sich die Aussicht nicht, Bernhard Romberg bekam die Stelle. Küstners Anerbieten für Leipzig schlug Weber aus. Im Herbst 1816 verließ er Prag, machte seine Verlobung mit Karoline bekannt und schloß um Weihnachten seinen Contract mit der Dresdener Hofbühne ab, wo er eine deutsche Oper gründen sollte. Dieser Aufgabe waren seine Meisterjahre gewidmet, denen die Welt Preciosa, Freischütz, Euryanthe und Oberon verdankt.

° Die Seeschlacht bei la Hogue.

(29. Mai 1692.)

Von F. Ruperti.

Der König Jakob steht am fremden Strand,
Von einer Schaar von Kriegern rings umgeben;
Er hält von einer steilen Klippe Rand
Den Blick hin auf das hohe Meer gewandt,
Wo hundert Maste sich mit Stolz erheben.

Die Flotte Frankreichs ist es, die dort schwimmt,
Mit goldnen Lilgen in den weißen Schwingen;
Zu kühner Waffenthat ist sie bestimmt,
Den Herrscher, den das Britenvolk ergrimmt
Verjagte, mit Gewalt zurückzubringen.

Doch Englands Schiffe nahen dichtgereiht,
Halt zu gebieten solchem kecken Wahne;
Sie rüsten sich zu blutigwildem Streit,
Und Frankreichs Lilgen dräuet kampfbereit
Hoch in der Luft die Leopardenfahne.

Die Schlacht beginnt; der Schiffe hohe Wand
Sprüht Blitz auf Blitz, und grause Donner rollen;
Es ist, als sei das Meer in Gluth entbrannt,
Und aufgewühlt bis zu der Tiefe Sand
Hebt Wog' an Woge sich in wildem Grollen.

Und immer höher schwillt der Donnerhall,
Und rascher sprühn und zucken die Geschosse;
Wie ringen mit einander, überall
Bespritzt von weißbeschäumter Fluthen Schwall,
In Zornesmuth die schwimmenden Kolosse!

Doch dichter wallt der Dampf, der Wolken gleich
Sich auf die Schiffe lagert wie die Schaaren,
Und bald mit seinen Nebeln grau und bleich
Umhüllt er alles wie ein Todtenreich,
Daß nichts das späh'nde Auge kann gewahren.

Doch tobt es in dem Dunkel grausig fort,
Unheimlich wie der Schicksalsgötter Weben.
Der König Jakob steht an seinem Ort,
Er horcht dem Toben, doch er spricht kein Wort,
Wie ängstlich ihm sich auch das Herz mag heben.

Da plötzlich springt empor ein frischer Wind
Und streicht hin übers Meer mit raschem Wallen,
Und sieh, des Nebels dichter Flor zerrinnt,
Und wie der Blick den freien Raum gewinnt,
Erkennt er, wie die Würfel sind gefallen.

Des Königs Jakob scharfes Auge fliegt
Zum Kampfplatz, — Freude strahlt aus seinen Mienen,
Er jubelt; Frankreichs Schiffe sind besiegt,
Und Englands Leopardenbanner wiegt
Mit Stolz sich über Leichen und Ruinen.

Er denkt des Hochgefühls entschwundner Zeit,
Wo selber er die Flotten Englands lenkte,
Wie ihm die Brust sich hob in Freudigkeit,
Wenn sich nach heißem, ruhmesvollem Streit
Die fremde Flagge vor der seinen senkte.

Sein Geist, vergangnen Tagen zugekehrt,
Hat alte Siege neu heraufbeschworen,
Und unwillkürlich greift er an sein Schwert;
In dieser Stund' ist er der Krone werth
Und hat für immer doch sie nun verloren!

* Kleine Lesefrüchte.

Von A. Lücke.

1. Die westfälischen Schinken.

Ein Engländer giebt uns gelegentlich seiner „Relation von den königlich preußischen und churfürstlich hannöverschen Höfen an einen vornehmen Staatsminister in Holland" aus dem Jahre 1706 Aufschluß über die Vortrefflichkeit der westfälischen Schinken. An der bezüglichen Stelle des Buches entwirft der Berichterstatter ein interessantes Bild des damaligen Zustandes von Westfalen, den er als Gegenstück zu dem der preußischen Lande hinstellt, in welchen letzteren durch die weisen Maßregeln des großen Kurfürsten und seines Nachfolgers, des ersten Königs, die Spuren des gänzlichen Ruins, in welchen der dreißigjährige Krieg Deutschland gestürzt hatte, fast ganz beseitigt erschienen. In der gleichzeitigen deutschen Uebersetzung des Werkes heißt es: „Im Gegentheil ist es freilich andem, daß, weil in den benannten Oertern von Deutschland das Land gar sehr schlecht mit Volk besetzt ist, auch darinnen wenig oder gar kein Handel und Wandel getrieben wird, und sonst allda wenig Leute hinundherreisen, so sehen die Gastwirthe bei sogestalten Sachen es freilich nicht vor thulich und rathsam an, daß sie etwa ihre Häuser erst noch lange mit vielen Betten und Hausrath anfüllen oder noch sonst vorher auf zukünftige Gäste allerhand Speisen anschaffen wollten; sondern es ist derjenige Reisende noch glücklich genug, wenn er an diesen Orten eine reine Schütte Stroh, ohne einziges Feder- und Deckbett findet, darauf er schlafen kann. Und hat er auch, wahrlich! so denn allhier nicht über Mangel zu klagen, wenn er nur irgendwo zu essen antrifft, wenngleich sonst dabei keine zinnerne Schüsseln, noch Messer und Gabel oder Servietten und Handtücher hingesetzt und aufgelegt werden. Auch ein solcher Mensch muß noch zufrieden sein, wenn gleich allernächst bei ihm an Kühe, Schweine und Gänse logiren, und wenn er eben zu dem Loche in's Haus hineingehen muß, wo der Rauch hinausgeht, sintemal in selbigen Häusern kein anderer Ausgang für den Rauch ist, als die allgemeine Thür oder Thorweg; daher denn auch die hier durchreisenden Fremden gemeiniglich zu sagen pflegen, daß in Westfalen der gemeine Mann durch den Schornstein pflege in sein Haus zu gehen. Und eben dieses ist auch die Ursache, daß ihr Rindfleisch und Schinken so trefflich wohl durchräuchert werden, denn eben weil ihre Räucherküche und Heerdt alle mit einander im Innersten des Hauses sind, so muß nothwendig erst der Rauch das ganze Haus durchdringen, bevor er an die Thür kommt, welcher Rauch und Schmauch alles mit einander schwärzlich und schwarzgelb macht, auch nicht einmal Hände und Gesichte der Leute ausgenommen." — Als Moral von der Geschichte setzt der Schreiber noch hinzu: „Daher geschieht es oftmals, daß wir etwas einem besonderen Kunststücke zuschreiben, welches doch bloß aus Anderer Unwissenheit herkommt oder doch nur von ungefähr geschieht." Die westphälischen Schinken genießen noch heute ihres alten Rufes, und es ist somit anzunehmen, zum Troste für unser ästhetisches Gefühl, daß sie ihre Vortrefflichkeit nur dem Rauche verdanken, und der „Schmauch", den früher das trauliche Beisammensein von Menschen und Vieh verursachte, etwas Unwesentliches bei der Behandlung sei.

2. Die Ritter mit zwei Frauen.

Die neuere wissenschaftliche Kritik ist bei ihren Forschungen nach dem Ursprunge von Sagen, Legenden und Märchen zu dem Ergebniß gelangt, daß die Völker häufig ihre Anschauungen, Wünsche und ihr Sehnen in den Personen der Märchen u. s. w. verkörperten. Ob die in Sage und Chronik deutscher Städte und Schlösser mehrfach wiederkehrende Erzählung von dem Ritter, der mit einer Lebensretterin oder Befreierin aus dem Morgenlande zurückkehrte, die dann als zweite Gattin mit der ursprünglich angetrauten den Besitz des Eheherrn theilte — ob diese Erzählung einer im deutschen Volke vorhandenen romantischen Sehnsucht nach einer freieren Behandlung unserer ehelichen Institutionen ihren Ursprung verdankt, wage ich nicht zu entscheiden, in Rücksicht auf die Menge der Für und Wider, welche bei der Erörterung zum Vorschein kommen müßten. — Allgemein bekannt ist die Geschichte des Grafen von Gleichen. Wenn ich nicht irre, wird noch auf der Stammburg dieser Herren ein kolossales Ehebett gezeigt, als Beleg für die Wahrhaftigkeit der Sage. Möglich jedoch, daß dasselbe in Folge der Ablösung von Reliquiensplittern von Seiten gläubiger Touristen bereits zum nichts geworden ist, in welchem Falle jedoch immer noch die Stelle bliebe, auf welcher das Bett gestanden hat, und welche dann fürderhin als Beweisobject dienen könnte, deutscher und gewissenhafter Weise im Gegensatze zu der gewissenlosen italienischen, welche in Verona den Verehrern Romeo's und Julia's einen alten steinernen Brunnentrog statt des Sarkophages der beiden Liebenden hinsetzte. — Weniger bekannt sind die beiden anderen gleichzeitigen Sagen, namentlich die das Geschlecht der Herren von Jagow betreffende. (Ein Angehöriger desselben war bekanntlich vor noch nicht langer Zeit preußischer Minister.) Dies Geschlecht war seit dem dreizehnten Jahrhundert in der Altmark angesessen. Zur Zeit des Kurfürsten Joachim II. nun, der ein kaiserliches Heer gegen die Türken befehligte, lebte dort auf dem Schlosse Anlosen nicht weit von der Limburgischen Grenze ein Herr von Jagow, von dem eine für authentisch gehaltene Chronik erzählt, daß er in die Gefangenschaft der Türken gerathen sei; ein vornehmes türkisches Mädchen verliebte sich in ihn, verhalf ihm zur Flucht, und beide erreichten glücklich das Stammschloß, gerade an einem grünen Donnerstage. Der Graf überraschte seine erste Gemahlin und die Kinder beim Mittagsmahl, welches aus einem Gerichte von Erbsen und Stockfisch bestand. Die Gräfin nahm die Angelegenheit von einer ebenso gemüthlichen Seite, wie die Gräfin von Gleichen, und stiftete zum Andenken an das glückliche Ereigniß eine Armenspende auf ewige Zeiten, welche an jedem grünen Donnerstage gereicht werden sollte. Anfangs bestand die Spende in einem Gerichte Erbsen und Stockfisch, später jedoch in beliebigen anderen Speisen. Dieses Fest wurde bis in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts gefeiert und zog Hunderte von Armen aus der ganzen Umgegend nach dem Schlosse. Während des Festtages wurde zugleich ein sehr künstlich gewirkter Teppich ausgestellt, den die Türkin mit eigner Hand verfertigt haben sollte. — Gleichfalls Anspruch auf historische Begründung, und zwar durch Hinweisung auf einen Grabstein in der Kirche von Fränkisch-Krumbach, macht die Sage von der Doppelehe des Rodensteiners. Jener Grabstein zeigt in Relief einen Ritter mit seinen beiden Gemahlinnen, von denen die eine in fremdartiger Tracht dargestellt ist. Hier spielt die Begebenheit zur Zeit der Kreuzzüge, und die Befreierin ist die Tochter eines Gefangenwärters, mit welcher der Ritter entfloh, in der Hoffnung, oder sagen wir lieber: Voraussetzung, daß seine Gemahlin während der langen Zeit seiner Gefangenschaft bereits gestorben sein müsse. Er fand sie jedoch noch munter und gesund und wenig geneigt zur Abtretung der einen Hälfte ihrer Rechte. Indessen überwog doch zuletzt die Freude und Dankbarkeit für die Rettung ihres Gemahls, und sie sagte, wenn es dem Pfarrer recht wäre, wolle sie sich bescheiden. Der Pfarrer wollte aber erst die Genehmigung des Landesfürsten haben. In Anbetracht des seltsamen Falles wurde diese auch sogleich ertheilt, worauf unter großem Jubel die zweite Hochzeit gefeiert wurde. Auch in diesem Falle sollen die beiden Frauen in glücklicher Eintracht gelebt haben.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Griechische und Albanesische Märchen. Von J. G. von Hahn. — Sagenbuch der Lausitz. Von K. Haupt. — Sophokleische Analekten. Von F. G. Wex. — Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter. Von M. Berndt. — Das Märchen von dem Schneider, der Bauchschmerzen hatte. Von Friedr. Gerstäcker. — Den Frieden finden. Novelle. Von Julie Burow. — Kurt Werner. Eine Erzählung aus dem Frankenlande. Von G. Flammberg. — Herr Mops. Ein Märchen. Von M. von Olfers. — Erinnerungen an Lindau am Bodensee. Von F. Tauber. — Erinnerungen aus dem Saalthale. Erzählungen. Von W. L. Füßlein. — Südwest. Erzählungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Von Otto Ruppius. — Dunkle Tage. Historischer Roman. 2 Bde. Von E. Heinrichs. — Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat. Novelletten. Von F. J. Günther.

* Literarische Notizen. Die berühmte Geschichte des siebenjährigen Krieges von Johann Wilhelm von Archenholz in der neuen Redaction, welche sie vor einigen Jahren durch August Potthast erhielt, hat abermals eine weitere Auflage, die achte, erlebt; ein glänzendes Zeugniß für die große Verbreitung dieses ausgezeichneten und dabei volksthümlichen Werkes, das mit seinem jetzigen billigen Preise in immer weitere Kreise dringt. Ein Kupferstich, welcher den großen König zur Zeit seiner höchsten politischen Kraft darstellt, und eine Karte des Kriegsschauplatzes, auf der alle Hauptereignisse kenntlich hervortreten, sind beigegeben. Potthast hat natürlich den Inhalt der Darstellung nicht geändert, es auch vermieden, durch Anmerkungen auf Grund der neuen Quellen (Archenholz schrieb um 1790) dem Buch ein gelehrtes Ansehen zu geben; er beschränkte sich darauf, veraltete Wendungen und Ausdrücke zu beseitigen und die Diction dem heutigen Geschmack anzupassen. — In dem Buche von A. Kuhn in München „Schillers Geistesgang" finden wir bei der Besprechung der Geschichtswerke des Dichters eine eifrige Vertheidigung der Ehrenrettung, welche Tilly durch Onno Klopp kürzlich erhalten hat. Kuhn findet ebenfalls, daß Tilly eine schmählich verkannte, große und edle Seele gewesen, vielleicht die einzige echt ritterliche Gestalt im ganzen dreißigjährigen Kriege. Der Verfasser wollte den geistigen Entwickelungsgang Schillers schreiben, ein umfassendes Lebensbild des Dichters entrollen, ihn darstellen in den Siegen und Kämpfen nach dem höchsten Ideale, ohne ein bedeutendes Moment zu verschweigen, welches in diesem Läuterungsprozesse seine Kraft ausübte. Er „stellte sich dabei auf die Schultern rüstiger und geistig begabter Vorarbeiter", — wovon wir soeben eine Probe gegeben haben. — Der durch seine Stellung in den religiösen Kämpfen der letzten zwanzig Jahre so bekannte Gustav Adolf Wislicenus läßt sein Bibelwerk bei Ernst Keil in Leipzig neu erscheinen: „Die Bibel, für denkende Leser betrachtet." Es ist, wie er sagt, nicht eine neue Auflage des vor zehn Jahren herausgekommenen Buches, sondern eine völlig neue Bearbeitung, wenn auch in den Grundsätzen mit jenem ganz übereinstimmend. „Sie steht nämlich auf dem Boden der Wissenschaft, vor der die Bibel eine Erscheinung der Geschichte, ein Glied in der Kette der menschlichen Geistesentwicklung ist, in welcher Eigenschaft sie keine Ausnahmestellung einnimmt, sondern ebenso wie andere Bücher dem Urtheile der denkenden Menschen unterliegt." Durch klare Erkenntniß und klare Auseinandersetzung soll der richtige Standpunkt für die Beurtheilung der Bibel gewonnen werden. Das Buch wird etwa zwölf Lieferungen umfassen. — Während soeben die „Novellen in Versen" von Paul Heyse ausgegeben werden, erscheint gleichzeitig von der ersten Sammlung seiner Novellen in Prosa, unter denen sich „la Rabbiata" befindet, die vierte Auflage. — Der große Philosoph Leibnitz, der Freund der beiden philosophischen Kurfürstinnen von Brandenburg und Hannover, ist von Hermann von Maltitz zum Helden eines Romans gemacht worden, über den die Kritik günstig urtheilt. Der berühmteste und freisinnigste Gelehrte des 17. und 18. Jahrhunderts im ernsten Verkehre mit den beiden geistreichsten Frauen seiner Zeit, mitten im hervorragenden, politisch und social bewegten Hofleben zweier Kurfürstenhäuser — dieser Gegenstand schon an sich muß das Interesse des Gebildeten spannen. Der Verfasser hatte Gelegenheit, durch ein frappantes Lebensbild der inneren und äußeren Hof- und Regierungszustände Berlins und Hannovers, durch die Zeichnung ihrer Persönlichkeiten, der hineinspielenden kleinen und großen Politik, die Erwerbung der preußischen Königskrone und die Erhebung der Welfen auf den englischen Thron, ein lebendiges Gemälde aufzurollen, das durch seine historische Treue, künstlerische Unmittelbarkeit und freimüthige Färbung in eine nachdenkliche Stimmung zu versetzen vermag. Reich an Handlung, enthält dieser Roman das innere Intriguenspiel des Egoismus an zwei Höfen, macht die großen Ideen verständlich, welche damals die Geister in Wissenschaft und Religion bewegten, und vollendet ein Gemälde, welches uns in vielen Punkten auch die Gegenwart erhellt und an die Zerrissenheit und die Bedürfnisse der deutschen Nation mahnt.

* 'Pälzische G'schichte'. In der Mundart erzählt. Von Franz von Kobell. München, Rehfeld. — Ein neues Buch von Kobell bedarf kaum der Einführung durch die Kritik; es führt sich selbst ein. Wer so wie er zu den Lieblingen der Lesewelt gehört, findet leicht den Weg auf den Büchertisch und zu den Herzen der Leser, man heißt ihn überall willkommen und zürnt höchstens, daß er nicht häufiger erscheint. Besonders aber gleich der Titel dieses Buches ist schon eine mit Dank angenommene Einladung. Kobell hat sich bereits vor zwanzig Jahren in den pfälzischen Gedichten, die seitdem eine Reihe von Auflagen erlebt haben, als Meister der Dialektdichtung erwiesen, als Meister sowohl in der Erkenntniß dessen, was den Inhalt derselben bilden soll und darf, als auch in der Behandlung der Form. Er trägt nicht irgendwelche dem Gedankenkreise ganz fernliegende Dinge hinein in die Form, die er nun einmal wählen wollte, sondern er bewegt sich in dem volksthümlichen Gedankenkreise, den er nirgends überschreitet oder mit Fremdartigem füllt. Seine streng nach der Natur gezeichneten, aber mit echt poetischem Sinne ausgeführten Gebilde sind daher von der wohlthuendsten Wirkung und machen den angenehmsten Eindruck. Seitdem nun in den letzten Jahren das reizende Hardtgebirge Massen von neuen Freunden zu den alten hinzugewonnen hat, seitdem es nicht mehr Hunderte, sondern Tausende giebt, die in Dürkheim und auf der Limburg, in Deidesheim und Neustadt, in Gleisweiler und auf der Madenburg Luft, Wein und Ruinen geschlürft und bestiegen haben, ist die Kenntniß der köstlichen Palz und des Dialektes ihrer lustigen Bewohner so allgemein geworden, daß allerorten die Leute nach diesen neuen pfälzischen Geschichten Kobells greifen werden. Es sind deren acht, zu denen sich noch ein kleines Lustspiel als Anhang gesellt. Die Stoffe, die Kobell benutzt, sind ganz so natürlich und harmlos, so gesund und behaglich wie der Dialekt, glücklich erfunden und allerliebst ausgeführt, ohne alle Prätension und albernes Gethue, glatt vorgetragen, voll von komischen Ausdrücken und Wendungen, wie sie so ursprünglich und naiv eben nur die Dialektdichtung hat, wenn sie sich darauf beschränkt das zu sein, was sie sein soll. Hier ist also ein gutmüthiger Mann, der dafür sorgt, daß zwei Leutchen ein Paar werden, die sich lieb haben und sich's nicht sagen mögen; denn: „Was deß e' Kreuz is um e' Paar junge Leut', die verliebt sin' un' möchte' sich gern heurate' un' wolle's doch' nit zug'steh', un' wann alles eens for'm annern sein innigscht'n Wunsch versteckt, for nix un widder nix! 's is nit zum a'sehe'." Dort überlistet ein lockerer Student die Verwandten, die ihn verstoßen haben, in complottmäßiger Verbindung mit seinem Schatz, der ihn auf bessere Wege gebracht hat. Da wird eine alte Schachtel entlarvt, die ein junges Paar durch Intriguen zu trennen suchte, und muß sich zum schimpflichen Rückzug entschließen. Das Lieschen von Neustadt hat sich eine hübsche Photographie gekauft und schwärmt für Paul Heyse, denn der soll's sein, es war aber ein Mißverständniß, und das Original, das zu dem Bilde gesessen, wird Lieschens Mann. Wir wollen nicht mehr verrathen, um dem Leser nicht die Ueberraschung vorwegzunehmen. Er mag die Geschichten, die alle auf knappem Raum trefflich abgerundet sind, zur Hand nehmen und bei der Gelegenheit auch die pfälzischen Gedichte, wenn er sie noch nicht kennt, sich zu verschaffen suchen.

* Frisch gesungen! Ein Sängerbrevier für Deutschlands Liedertafeln. Von Ludwig Bauer. Zweite Auflage. Würzburg, A. Stubers Buchhandlung. 1863. — Es ist ein freundliches Büchlein, welches uns hier vorliegt, voll ächten Humors und kecker Laune. Gewaltige, ergreifende Poesie wird man hier nicht suchen wollen; der Ernst des Lebens ist ausgeschlossen. Allein daß kein Mißton die Heiterkeit stört, ist gerade ein Vorzug dieses Werkchens. Hier erinnert nichts an die Misere des Lebens; eine gewisse Jugendfrische regt sich in fast allen diesen Liedern, die so ganz geeignet sind, eine glückliche Stimmung hervorzurufen und namentlich, gesungen, sehr anregende Wirkung hervorbringen müssen. Viele dieser Lieder haben aber auch, abgesehen von diesem, poetischen Werth und sind eine interessante Lectüre. Sehr ergötzt hat uns unter manchem Anderen die Makame: „Ein Weinmärlein vom Würzburger „Stein" und „Leisten."

W.

* Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten von Max Moltke. Berlin, 1863. Moltke's Selbstverlag. — Seit vielen Jahren sind wir dem Verfasser auf dem Büchermarkte begegnet und bewundern die Ausdauer, mit der er gegen die Mißgunst der Verhältnisse ankämpft und stets unverdrossen dem Dienste der Poesie seine Kraft opfert. Wir wünschen ihm von Herzen Anerkennung für sein rastloses Streben, denn wie das vorliegende unscheinbare Büchlein beweis't, hat der Verfasser

manche glückliche Stunde gehabt, aus der schwungvolle Lieder hervorgegangen sind. Unter günstigen Verhältnissen hätte Moltke vielleicht bedeutenden Erfolg gehabt, wenigstens zeigt er mehr Kraft, Energie und Formtalent, als mancher vergoldete Lyriker, der es zu so und so viel Auflagen gebracht hat, weil er reich genug war, seine eigenen Bücher zu kaufen und einen Neudruck zu veranstalten, der dem glaubensseligen Publikum die unwiderlegliche Ueberzeugung beibrachte, daß der Inhalt vortrefflich sei, und den Schwindel in Gang brachte. Max Moltke schadete sich selbst allerdings aber sehr bei seinem ersten Auftreten durch Absonderlichkeiten und Wunderlichkeiten, von denen er jetzt ganz abgekommen ist, so daß wir ihn mit gutem Gewissen freundlich begrüßen und empfehlen können. W.

---

* Kunst und Wissenschaft. Der Schillertag dieses Jahres wurde in Weimar damit begangen, daß die einstige Wohnung des Dichters von dem Verwaltungsrathe der Schillerstiftung bezogen und eingeweiht ward. Nachdem der ärgerliche Zwist mit den Unternehmern der großen Schillerlotterie von 1859 nun wirklich beigelegt, der Vertrag förmlich geschlossen und Friede beiderseits gelobt ist, befindet sich die Schillerstiftung in der Lage, über die Zinsen von mehreren hunderttausend Thalern jetzt frei verfügen zu können. Der Verwaltungsrath hat denn nun auch diese günstige Lage sofort benutzt, um am 10. November eine Reihe von Ehrengaben an hervorragende deutsche Schriftsteller, wie der Bericht sich ausdrückt, zu vertheilen. Unter den mit Gaben Bedachten finden wir Hermann Marggraff in Leipzig, den Herausgeber der Blätter für literarische Unterhaltung, der stets sehr eifrig für die Stiftung gekämpft; er erhielt auf drei Jahre ein Ehrengeschenk von je dreihundert Thalern. Das deutsche Hochstift in Frankfurt beging den Schillertag damit, daß es das Goethehaus bezog, in welchem ein Enkel Herders sprach. Der Besitz von Goethe's Geburtshaus ist dem deutschen Hochstift durch die reichen Spenden von Fürsten und Privatleuten nunmehr gesichert. Die Schillerfeier in Leipzig und Gohlis nahm denselben Verlauf, der im Wesentlichen seit mehr als zwanzig Jahren an der Tagesordnung ist. Die Festrede hielt Emil Palleske, der den Dichter als einen Mitstreiter der Freiheitskriege darstellte. — Die beiden Statuen Philipp Melanchthons, deren eine für Bretten in Baden, den Geburtsort des Reformators, die andere für Wittenberg bestimmt ist, sind nunmehr in der Kunstgießerei von Gladenbeck in Berlin im Gusse vollendet und werden ciselirt. Beide Standbilder sind nach dem Modell des Prof. Drake ausgeführt und haben ohne Postament eine Höhe von 8 Fuß. Der Reformator ist in der Amtstracht dargestellt; in der rechten Hand hält er eine Papierrolle, während die linke auf der Brust ruht. — Für den Ausbau des Regensburger Domes hat König Ludwig von Bayern wieder 10,000 Gulden hergegeben. An der prachtvoll restaurirten Elisabethkirche zu Marburg ist der kleine Thurm auf dem Kreuze windschief geworden und soll neu gebaut werden. Im Mainzer Dom sollten die ersten zwei Kreuzgewölbe des Mittelschiffes zum Feste Allerheiligen, die andern drei bis Weihnachten vollendet sein. Die Ausschmückung der auf beiden Seiten des Mittelschiffes befindlichen Blenden oder Nischen mit historischen Bildern wird von Westen nach Osten in der Weise und zu der Zeit vorgenommen werden, als sich opferwillige Freunde des Doms und seiner Herstellung bereit finden, ein solches Gemälde auf ihre Kosten ausführen zu lassen. Bis jetzt sind vier solcher Bilder gesichert. — An der alten Kaiserburg in Nürnberg ist der einzig noch übriggebliebene älteste Theil, die nordwestliche Giebelseite, die noch dem elften Jahrhundert angehörte, nun leider auch dem zerstörenden Einflusse der Zeit gewichen. Mit der Restauration dieser Giebelseite sind bedeutende Umbauten in Verbindung gebracht. — Die in Frankfurt bestehende Mozartstiftung weist in ihrem letzten Bericht ein Capitalvermögen von etwa 43,000 Gulden nach. Es war die Absicht der Verwaltung gewesen, mit der in diesem Jahre begangenen Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Stiftung die Vergebung eines weiteren Stipendiums an eine junge künstlerische Kraft zu verbinden, allein obwohl es nicht an Anmeldungen gefehlt hat, so entsprachen die Bewerber doch nicht den gestellten Anforderungen, und die Preisrichter H. Dorn in Berlin, Fr. Lachner in München und Aloys Schmitt in Frankfurt a. M. sprachen sich dafür aus, das Stipendium einer befähigteren jugendlichen Kraft vorzubehalten. — In Erlangen starb kürzlich im Alter von 71 Jahren Professor Ludwig Döderlein, seit fast einem halben Jahrhundert Mitglied der Universität. In der wissenschaftlichen Welt gehörte er zu den Autoritäten auf dem Gebiete der alten Philologie, besonders in der Synonymik und Etymologie. Er war geboren in Jena am 19. December 1791.

* Musikalische Notizen. Ein neues Oratorium „die ewige Heimath" von Hermann Küster gelangte in Berlin zur Aufführung. Das Urtheil lautet nicht günstig. Allerdings zeigt der Componist den vollen Ernst der geistlichen Musik und bekundet eine dem Idealen zugewandte, in die eigne Innerlichkeit versenkte Natur; aber das Wollen und das Vollbringen stehen bei ihm nicht in dem richtigen Verhältnisse, vielmehr sind sie durch eine tiefe Kluft geschieden. Der Componist hat überall die besten Absichten, bringt es aber nicht über die kümmerlichsten Leistungen hinaus, weckt trotz dem redlichsten Bemühen nicht den kleinsten Keim des Lebens, und nirgends fällt ein Lichtstrahl schöpferischen Talentes in die apokalyptische Dämmerung, welche alle seine Tongebilde umhüllt. Schon der Text erregt Bedenken, indem er fast nur aus Bibelstellen ganz abstracten Inhalts zusammengesetzt ist, bestimmte Handlung und Empfindungsinhalt nicht hat. Und in der Tonsprache nun war der Componist nicht entfernt seiner Aufgabe gewachsen; seine Melodik ist gewöhnlich, kraftlos, es fehlen der Musik Zucht und Gliederung. — Der von Felix Mendelssohn componirte Marsch mit Chor, welcher der von ihm nicht vollendeten Oper „Lorelei" angehört und nur mit Clavierbegleitung vorhanden war, ist von Richard Wuerst instrumentirt worden und nebst dem Ave Maria aus demselben Werk in Berlin zur Aufführung gekommen. — Die Oper von Hector Berlioz in Paris, „die Trojaner", hat nun endlich die Bühne beschritten, und zwar die des lyrischen Theaters. Bei der hervorragenden Bedeutung des Verfassers als Tondichters wie als Kritikers war das natürlich ein Ereigniß. Den Text zu dieser Oper, die vollständig „die Trojaner in Carthago" heißt, hat Berlioz selbst gemacht; er behandelt die Liebe des Aeneas und der Dido und das tragische Ende der Königin nach der Flucht des Trojaners. Von der kaiserlichen Oper seit Jahren vertröstet, hingehalten, zurückgewiesen, wandte sich Berlioz endlich an die lyrische Bühne und erlangte die Aufführung seines Werkes. Dieselbe erfolgte unter einem mächtigen Kostenaufwande, mit verstärkten Chören, glänzenden Dekorationen, vorzüglicher architektonischer Ausstattung. Der Erfolg war ein bedeutender und, wie es heißt, nicht künstlich gemachter; ob er nachhaltig sein wird, muß die Zukunft lehren. Die Kritiken lauten sehr verschieden, wie das bei einem Componisten von so ausgeprägter Eigenthümlichkeit natürlich ist. Man kann Folgendes etwa als Facit aufstellen: Berlioz hat in seiner Partitur viel Absonderliches, Gewaltsames, Unschönes, manche gequälte Modulation und Phraseologie, unnöthige und unschöne Ueberladung, aber doch auch viele schöne und große Gedanken, edlen Stil, treffliche lyrische Deklamation, neben Unarten und Widernatürlichkeiten anmuthige und natürliche Stellen, die allerdings gegen jene in der Minorität bleiben. — Richard Wagner ist wieder auf einer Rundreise begriffen und giebt Concerte, da aus der Aufführung der Oper „Tristan und Isolde" in Wien nichts wird. In Prag erntete er an zwei Abenden viel Beifall, aber der Ertrag des zweiten Concertes war so gering, daß er aus eignen Mitteln zuschießen mußte. Dann reiste er nach Karlsruhe, wo seine Verehrerin die Großherzogin ihm ein ausgezeichnetes Orchester mit Hülfskräften aus Mannheim und Baden zur Verfügung stellte. Man spielte und sang zehn Nummern von Wagner. Großen und allgemeinen Eindruck machte nur eine, das Liebeslied Siegfrieds aus den „Nibelungen"; es war die einzige, welche aus der Gefühlstiefe der Menschenbrust mild und lichtvoll heraussprach und melodische Süßigkeit mit instrumentaler Schönheit zart vereinigte. In Betreff der übrigen Sätze aus den „Meistersingern" und den „Nibelungen" geht ein Urtheil in der Nationalzeitung dahin: Im Ganzen ist die instrumentale Sprachvollkommenheit in diesen neuesten Werken auf die Spitze getrieben, aber sie paart sich zugleich mit einer Rücksichtslosigkeit, die keinen Augenblick ansteht, die Grenzen des Schönen weitaus zu überschreiten. In dem Vorspiel zu Tristan und Isolde kehrt ein ganz kleines und an sich unbedeutendes Motiv auf allen Tonstufen wiederholt so sehr bis zur Unendlichkeit wieder, daß feiner organisirte Nerven von förmlichem Zittern ergriffen werden. Alles in Allem genommen hat sich nach Anhörung dieser Musikaufführung der Glaube an Richard Wagner nur vermindern können." — Ueber die Claviersonate von Wilhelm Fritze, welche als Opus 2 dieses jungen Componisten bei Breitkopf und Härtel erschien, urtheilt eine musikalische Zeitschrift folgendermaßen: Wir freuen uns, hiermit auf ein neues Talent in der musikalischen Composition aufmerksam machen zu können, denn wenn ein Tondichter in seinem zweiten Werke eine so schöne Gedankenfülle, einen so anregenden Stimmenwechsel in echt künstlerischer Weise durchblicken läßt, wie dies in der Sonate von Fritze der Fall ist, dann kann man wohl mit Recht von der zukünftigen, ferneren Productivität eines Künstlers das Beste hoffen. Eine ganz besonders beachtenswerthe Eigenthümlichkeit bei Fritze ist die thematische Arbeit. Weiß er seine Themen interessant zu erfinden, so versteht er auch dieselben in prägnanter Weise weiter auszuspinnen und giebt dadurch seinem Werke eine innere Einheit, eine gute Abrundung. Auch die harmonische Unterlage beweist, daß der Componist mehr und mehr der Neuzeit Rechnung trägt, nur fehlt noch die ausgeprägte, individuelle Selbständigkeit, die aber zu erlangen nach dem vorliegenden Werke dem Autor künftig nicht zu schwer fallen dürfte. Und somit sei, indem wir von dieser Hand mehr zu erhalten hoffen, Fritze's Sonate einer mehrseitigen Beachtung empfohlen. — Eine neue Composition von Ferdinand Hiller, „Morgenmusik", kam im Kölner Gürzenichconcerte zur Aufführung. Es ist eine Suite für Orchester in sechs Sätzen. Der Erfolg war kein durchgreifender, man fand die Musik bei aller Vortrefflichkeit der Arbeit zu lang und nicht gleichmäßig im Werthe.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 49. Bremen, 6. December. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Aus Dante's „göttlicher Komödie“.

Von Adolf Doerr.

Bei dieser Veröffentlichung eines größeren Bruchstücks einer neuen Uebersetzung Dante's erlaubt sich der Verfasser nur die Bemerkung vorauszuschicken, daß die Weglassung des einen Reims den Vorgang von August Wilhelm Schlegel für sich hat, welcher in den von ihm selbst so hoch gestellten Bruchstücken einer Uebersetzung Dante's in den Horen von 1795 sich der gleichen Freiheit bediente. In dieser vereinfachten Terzinenform sind ebenso deutsche Originaldichtungen (von Rückert, Mosen, z. B. die erzählenden Gedichte „Ahasver“, „Ritter Wahn“) geschrieben. In der That ist die Durchführung des dreifachen Reims bei dieser ohnedieß schwierigen, so wenig Spielraum bietenden knappen Form für größere Gedichte in deutscher Sprache ohne Aufopferung des Inhalts nicht möglich, wogegen die Aufopferung des einen Reimes, namentlich bei aufmerksamer Behandlung des Verses, das Ohr des deutschen Lesers wenig berühren, ja ihm unbemerkt vorübergehen wird.

Die dem Texte beigefügten Anmerkungen enthalten meistens nur das für das nächste Verständniß Erforderliche, mit Ausschluß von Streitfragen und Erörterungen von Lesarten.

Die Hölle.

Erster Gesang.

1. Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
War ich in einem dunkeln Wald verirrt,
Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
4. Ach, wenn ich wieder jenes ungeheuern,
Furchtbaren Waldes denke, dann beginnt
Sich mir das alte Grauen zu erneuern.
7. Dem bittern Tode gleichen seine Schrecken,
Doch, da von dort mir auch das Heil erging,
So muß ich Manches aus dem Wald entdecken.

Vers 1. „Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet.“ Hiermit wird das 35. Jahr nach dem Ausspruche der Schrift bezeichnet, daß das Leben des Menschen 70 Jahre dauere. Da Dante im Jahre 1265 geboren wurde, so ist also der Beginn seiner Wanderung in das Jubeljahr 1300 verlegt, wie denn auch noch andere geheimnißvolle Beziehungen nicht fehlen. Vergl. die Anmerk. zu V. 38—40.

10. Mir selbst ist dunkel, wie ich ihn betrat,
Denn damals war ich wirr und schlummertrunken,
Als mir verloren ging der rechte Pfad.
13. Da ich nun fortgeirrt in Schreck und Wahn
Bis an des grauenvollen Thales Ende,
Langt' ich am Fuße eines Hügels an.
16. Die Schultern hüllte ihm in Strahlengold
Schon der Planet, der an dem Himmel oben
Als sichre Leuchte unsrer Bahnen rollt.
19. Beruhigter ward nun des Herzens Bangen,
Womit es jene lange Nacht erfüllt,
Die unter solchen Qualen mir vergangen.
22. Wie ein Schiffbrüchiger, wenn er die Küste
Erklommen kaum, erschöpft und keuchend noch,
Zurückstarrt auf die grause Wasserwüste,
25. So wandte ich, da Flucht der Geist noch sann,
Das Auge nach dem grimmen Paß zurücke,
Dem nie zuvor ein Lebender entrann.
28. Drauf, als ich wieder neue Kräfte fand,
Begann ich an dem öden Hang zu klimmen,
Stets auf den Fuß gestemmt, der tiefer stand.
31. Und sieh, gleich vornen an der Bergesschwelle
Erschien, gar flüchtig und behend von Art,
Ein Panther mit geflecktem, buntem Felle.
34. Er wich mir aus den Augen nimmerdar
Und hemmt' und kreuzte mich in meinem Wege,
So daß ich oft der Umkehr nahe war.
37. Es war der ersten Morgenstunde Zeit,
Die Sonne stieg empor mit jenen Sternen,
Die dazumal ihr gaben das Geleit,
40. Als Gottes Liebe schuf die schöne Welt.
Erquickung hauchete die Lenzesfrühe,
Von frohem Muthe ward die Brust geschwellt,
43. Und über jenes Thier mit schmuckem Vließ
Verhofft' ich schon den Sieg davon zu tragen, —
Als sich ein Löwe furchtbar sehen ließ.
46. Es war, als käm' er auf mich losgegangen,
Erhobnen Hauptes und von Hunger wild,
Die Lüfte schienen vor ihm her zu bangen.
49. Und eine Wölfin kam; in magrer Hülle
Schien sie zu bergen jede böse Gier;
Sie brachte schon der Welt des Jammers Fülle.
52. Gelähmt vor Grauen starrt' ich nach der grimmen
Gestalt und fühlte, wie mein Hoffen schwand,
Des Berges Strahlenhöhe zu erklimmen.
55. Gleich wie ein Mann, der sich am Ziel geglaubt,
Allein zuletzt vom falschen Glück verrathen,
Verzweifeln möchte, allen Muths beraubt:
58. So ward ich durch das Thier in Qual versetzt,
Der dunkeln Tiefe drängt' es mich entgegen,
Die nimmerdar der Strahl der Sonne letzt.

Vers 38—40. Dante verlegt durch diese Verse den Beginn seiner höllischen Reise auf den 25. März, an welchem Tage Gott die Welt erschaffen haben und auch Christus gestorben sein soll, dessen Todestag an einer andern Stelle als Tag des Aufbruchs bezeichnet wird.

61. Da so ich schwindelt' an des Abgrunds Nacht,
Erschien ein Wandrer, ohne Laut mir nahend,
Als ob ihn langes Schweigen stumm gemacht.
64. Zum Waller in der Wüsteneinsamkeit
Schrie laut ich auf: „Wer du auch bist, Erbarmen! —
Geist oder Mensch gleich mir in Wirklichkeit!“ —
67. „Nicht Mensch“, erwidert' er darauf, „ich war es,
Lombarden zeugten mich, und Mantua
Nennt sich die Vaterstadt des Elternpaares.
70. „Ich kam zur Welt in Julius' spätrer Zeit
Und lebt' in Rom, im Schirm Augusts, des guten,
Da Götzendienst die Tempel noch entweiht.
73. „Ein Dichter war ich und besang den frommen
Sohn des Anchises, der nach Troja's Brand
Als Flüchtling an Ausoniens Strand gekommen.
76. „Doch warum säumst du hier an dunkelm Ort,
Anstatt zum heitern Berg emporzustreben,
Der aller Freude Anbeginn und Hort?“ —
79. „So bist du der Virgil, bist jene Quelle,“ —
Erwidert' ich in Ehrfurcht, — „die so reich
Ergießt die mächtige Gesangeswelle?“
82. „O du, der andern Dichter Ruhm und Licht,
Nun mögen Liebe mir und Eifer frommen,
Die ich so lang verwandt auf dein Gedicht!
85. „Du bist der hohe Meister, dessen Lehren
Gefolgt ich bin, das Vorbild, das mir lieh
Den schönen Stil, der mich gebracht zu Ehren.
88. „Du siehest dort das mächt'ge Raubthier lauern,
Vor ihm, berühmter Weiser, rette mich! —
Es bannt mich fest hier unter Todesschauern.“ —
91. „Ein andrer Weg nur führet dich von hinnen,“ —
Erwidert er — dieweil ich weinend stand, —
„Um dieser wilden Stätte zu entrinnen.
94. „Denn ungefährdet kann kein Wandrer dringen
Durch das Revier des grausen Raubgethiers,
Es wird als Beut' ihn jagen und verschlingen.
97. „Verrucht und böslich ist es von Natur,
Nie fühlt es seine grimme Gier ermatten,
Und mit dem Mahle wächst sein Hunger nur.
100. „Mit vielen Thieren wird es noch sich paaren,
Bis jener edle Windhund endlich kommt,
Der in den Tod es läßt mit Schmerzen fahren.
103. „Er wird sich nicht um Land und Gold bemüh'n,
Jedoch in Weisheit, Lieb' und Tugend prangen
Und zwischen zweien Feltre's auferblühn.
106. „Er wird Italiens Retter hochgemuthet,
Für das die Maid Camilla, Turnus schon,
Und Nisus und Euryalus geblutet.
109. „Er jagt das Raubthier durch die Lande weit
Und bannt es endlich in die Hölle wieder,
Woraus es einst der erste Neid befreit.
112. „Vertraue denn dich meiner Leitung an
Und folge mir nach einem ew'gen Orte,
Durch ihn erschließet sich des Heiles Bahn!
115. „Dort wird dich wildes Wehgeschrei umhallen,
Das aus den Geisterschaaren sich erhebt,
Die ew'ger Qual im zweiten Tod verfallen.
118. „Du wirst die Büßenden im Feuer schauen,
Die doch getröstet in der Hoffnung sind,
Die ihnen strahlt aus Paradiesesauen.
121. „Will sich dein Sehnen bis dahin erheben,
So beut sich dir ein beßrer Führer dar,
Ihm werd' ich dich beim Scheiden übergeben.
124. „Denn nicht an meiner Hand kannst du dich nahn
Der Glorie selbst, worin der Höchste waltet,
Weil ich nicht gläubig sein Gesetz empfahn.
127. „Er herrscht im All, und dort im Lichte droben
Ist seine heil'ge Stadt, sein hoher Thron,
O selig ist, wen er dahin erhoben!“ —
130. Und ich darauf: „O Dichter, ich beschwöre,
Bei jenem Gott dich, den du nicht gekannt,
Mein brünstig Flehen in der Noth erhöre!
133. „Errett' und führe mich nach deinem Worte
Durch der verdammten Geister Aufenthalt
Und lasse schauen mich Sanct Peters Pforte!“ —
136. Da brach er auf; ich bin ihm nachgewallt.

Zweiter Gesang.

1. Der Tag entwich; schon um die Erdenflur
Wob braune Dämmerung und lud zur Ruhe
Die Wesen alle. Ich, der Eine nur,
4. Erhob mich zum Beginn der langen Fahrt,
Voll harter Mühen und voll Seelenqualen,
Die treulich die Erinnerung bewahrt.
7. O Musen, hoher Genius, seid im Bunde!
Nun zeige deinen Adel, du mein Geist,
Durch des Erlebten wahrheitvolle Kunde!
10. „Erwäge meine Würdigkeit und Kraft,
O Dichter“, hub ich an, „der mich geleitet,
Vor dem Beginn der hohen Wanderschaft.
13. „Wohl hat vor Zeiten, wie du selbst verkündet,
Des Silvius Vater, da er sterblich noch,
Das ew'ge Reich der Unterwelt ergründet.
16. „Doch daß der Widersacher aller Schuld,
Des Helden Werth und seines Unternehmens
Erwägend, ihm bezeiget solche Huld,
19. „Erscheint dem Kundigen nicht wunderbar,
Weil ja der hehren Roma und dem Reiche
Zum Vater jener auserkoren war.
22. „Und Roma mit dem Reiche war geweiht
Zum heiligen Bezirke, wo der Erbe
Sanct Peters walten sollt' in künft'ger Zeit.
25. „Dem Frommen, dessen Thaten du besungen,
Verhalf die kühne Fahrt zu seinem Sieg,
Und der Tiara Glanz ist ihr entsprungen.
28. „Dann wurde auch der heil'ge Glaubensheld
Entzückt zum Himmel, daß er Trosteskunde
Von dorten bringe dieser Erdenwelt.
31. „Doch wie vermöchte ich, so hoch zu streben?
Aeneas bin ich nicht und Paulus nicht,
Wie sollten Zeichen sich an mir begeben?
34. „Wenn ich daher die große Reise wagte,
So fürcht' ich, daß mein Thun vermessen sei,
Du Weiser, richte, ob ich Wahrheit sagte.“
37. Und wie ein Mann, dem Zweifel sich entspinnen,
Von Neuem prüft und hin und her erwägt
Und endlich völlig absteht vom Beginnen,
40. So dort am düstern, stillen Hang verloren
In grübelnd Sinnen, gab ich wieder auf
Den Vorsatz, welchen ich so rasch erkoren.
43. „Versteh' ich deine innersten Gedanken“,
Entgegnete der hochgesinnte Geist,
„So macht die Furcht dich im Entschlusse wanken.
46. „Sie lenkt den Mann oft ab von hohem Ziel,
Und wie ein Roß, vor Truggebilden scheuend,
Weicht er zurück vor ihrem Gaukelspiel.
49. „So lasse denn die bange Sorge fahren,
Zu deiner Hülfe wurde ich gesandt,
Und wie es kam, werd' ich dir offenbaren.
52. „An jenem Orte, wo ich harrend weile,
Erschien ein selig schönes Frauenbild,
Mich dünkte Huld, daß sie Gebot ertheile.
55. „Schön wie der Stern in Himmelshöhen schaute
Ihr leuchtend Auge, und zu mir begann
Sie sanft und hold mit engelhaftem Laute:
58. „O du, des Mantuaners edler Geist,
Deß Ruhm die Welt mit seinem Glanz erfüllet,
So lange sie in ihren Bahnen kreist!
61. „Mein Freund, der nie der Freund des Glücks gewesen,
Verzaget irrend in der Wüstenei,
Zur Beute tödtlicher Gefahr erlesen:
64. „Und Kunde wurde mir in Himmelsräumen,
So daß ich bange, Schuld an seiner Noth
Zu tragen selbst durch meiner Hülfe Säumen.

Vers 70. „In Julius' spätrer Zeit“, d. i. Julius Cäsar.

Vers 122. „So beut sich dir ein beßrer Führer dar.“ — Beatrice, die früh verstorbene Jugendgeliebte Dante's. Sie, das Ideal seiner Jugend, führt den Verirrten wieder zu Gott zurück. In ihr ist die Erhebung zu Gott allegorisirt, zu welcher Virgil, der Stellvertreter der antiken Wissenschaft und Weltanschauung, nicht emporzuführen, vermag.

Vers 28. „Dann wurde auch der heil'ge Glaubensheld“ — der Apostel Paulus, nach seinem zweiten Brief an die Korinther.

Vers 52. „An jenem Orte, wo ich harrend weile.“ Dieß ist der hernach im vierten Gesang vorkommende Vorkreis der Hölle, in welchem die heidnischen Dichter und Helden weilen. (Vers 67 — Schluß des vierten Gesangs.)

67. „So eile denn, damit mein Kummer ende,
Mit Redekunst und aller deiner Macht
Zu wirken, daß sich sein Verderben wende.
70. „Ich, die zu ihrem Boten dich erkürt,
Bin Beatrice; Liebe heißt mich reden
Und hat aus sel'gem Ort mich hergeführt.
73. „Wenn ich zu meinem Herrn zurückgekommen,
So werd' ich öfter mich berühmen dein."
Sie schwieg, worauf ich so das Wort genommen:
76. „O sel'ge Himmelsjungfrau, der beschieden
Die Tugendweihe, die allein erhebt
Die Menschheit über Alles, was hienieden.
79. „Da du mir offenbaret deinen Willen,
So kann die schleunigste Erfüllung kaum
Den heil'gen Eifer meines Busens stillen.
82. „Doch bitt' ich dich, den Grund mir zu erklären,
Daß ohne Scheu zu Abgrundstiefen hier
Du niederstiegest aus den lichten Sphären."
85. „Laß kurzes Wort genügen deiner Frage",
Erwiderte die Hohe, „und vernimm,
Warum hierher zu kommen ich nicht zage.
88. „Nur solche Dinge können Furcht erwecken,
Bei denen auch die Macht zu schaden wohnt,
Doch alles Andre bietet keinen Schrecken.
91. „Von Gott begnadet bin ich dergestalt,
Daß euer Elend nimmer mich berühret
Und machtlos diese Flamme mich umwallt.
94. „Es wohnt ein hehres Weib im Himmelslicht,
Das bei dem Kampf des Sünders fühlt Erbarmen
Und über ihm entfernt das Strafgericht.
97. „Zur Mittlerin erkor sie Lucia
Und sprach: „In Nöthen zaget dein Getreuer,
So sei ihm denn mit deiner Hülfe nah!"
100. „Und Lucia, feind allem strengen Walten,
Erhob sich schnell und nahete dem Ort,
Wo ich zur Seite Rahel saß, der alten.
103. „Beatrice", sprach sie, „Gottes wahres Lob,
O hilf' ihm, der dir solche Liebe weihte,
Die aus der niedern Menge ihn erhob.
106. „Dringt nicht sein banger Klageruf nach oben?
Siehst du ihn nicht, wie mit dem Tod er kämpft?
Der ihn umringt wie grimmes Meerestoben?
109. „So schnell ist Keiner auf der Welt enteilt,
Von Drang nach Glück, von Angst vor Leid beflügelt,
Als ich zu dir herabkam unverweilt.
112. „Vertrauend deiner Rede hoher Macht,
Die Ehre bringt dir selber und zur Ehre
Die Hörer auch mit edelm Trieb entfacht."
115. So sagte sie und wendete nach oben
Der Augen thränenvolles Sternenpaar; —
Da hab' ich ohne Säumen mich erhoben.
118. „Zu Hülfe kam ich dir, wie sie begehrte,
Und rettete dich vor dem Raubgethier,
Das dir den Weg zum schönen Berg verwehrte.
121. „Warum daher dies Säumen und dies Zagen?
Warum erlahmt dein Herz in feigem Wahn,
Statt Muth und Freudigkeit in sich zu tragen?
124. „Da liebend so für dich im Himmelslicht
Bemühet sind drei benedeite Frauen
Und dir so hohes Heil mein Mund verspricht?" —
127. Gleich wie die Blümlein, von dem Frost der Nacht
Erstarrt, sich wieder in die Höhe richten,
Mit offnen Kelchen, in der Morgenpracht:
130. So löste von dem Herzen sich der Bann,
Und wunderbarlich fühlt' ich mich erhoben,
So daß ich freien, kühnen Muths begann:
133. „O Himmlische, die mir zu Hülfe kam,
Und Güt'ger du, der auf Geheiß der Hehren
Das Werk der Rettung willig übernahm!
136. „Zum früheren Entschlusse kehr' ich wieder,
Mit hohem Drang erfüllte mich dein Wort
Und schlug den bangen Zweifel mächtig nieder.
139. „So laß die große Reise uns beginnen!
Herr, Führer, Meister, gehe mir voran!" —
Ich sprach's; der Dichter wandte sich von hinnen;
142. Ich folgte ihm auf hoher, wald'ger Bahn.

Dritter Gesang.

1. „Ich führe nach der Stadt, zur Qual erkoren,
Ich führe zu der ew'gen Schmerzenspein,
Ich führ' in's Reich der Geister, die verloren.
4. „Es rief mich aus Gerechtigkeit in's Sein
Mein hoher Meister, in mir offenbaren
Sich Weisheit, Macht und Liebe im Verein.
7. „Vor mir war Ewiges nur zu gewahren;
Auch ich bestehe für die Ewigkeit.
An meiner Schwelle laßt die Hoffnung fahren!" —
10. Als Inschrift über einem Thore stand
Ein solcher Spruch in dunkeln Farbenzügen.
Da fragt' ich, weil ich nicht die Deutung fand,
13. Und Antwort gab der Meister ohne Gleichen:
„Der letzte Zweifel muß allhier entflieh'n,
Die letzte Erdenfurcht allhier entweichen.
16. Am Ziel der Wandrung sind wir angelangt;
Beim Volk der Schmerzen sind wir angekommen,
Das in dem Dunkel der Verbannung bangt."
19. Liebreichen Blicks dann nahm er meine Hand,
Daß ich getrosten Muth gewann, und führte
Mich ein in das geheimnißvolle Land.
22. Nun huben Seufzer, Klagen, Wehruf an
Und hallten durch die sternenlosen Räume,
So daß zu weinen selber ich begann.
25. Verschied'ne Sprachen, Stimmen mancherlei,
Gejammer, Schmerzenslaute, Lästerworte,
Geklatsch mit Händen, zorniges Geschrei,
28. Erregten ein Getös, das ohne Rast
Dort in dem ew'gen Düster wogt und kreiset,
Wie Sandgewölk vom Wirbelwind erfaßt.
31. Den Meister fragte ich darob mit Zagen:
„Was deutet dieses Lärmen um uns her?
Wer sind die Büßer, die so schmerzlich klagen?"
34. Und er zu mir: „In solchem Jammer schmachten
Die Seelen derer, welche in der Welt
Nichts Böses und nichts Rühmliches vollbrachten.
37. „Den schlechten Engeln sind sie zugeschaart,
Die einstens wider Gott sich nicht empörten,
Allein ihm auch die Treue nicht bewahrt.
40. Vom Glanz des Himmels sind sie ausgeschlossen
Und finden Zuflucht in der Hölle nicht;
Die Sünder selbst verschmäh'n sie als Genossen." —
43. Und ich: „So laß mich, Meister noch erfahren,
Welch' eine Qual zum Jammer sie bewegt?"
Er sprach: „Ich werd' es kurz dir offenbaren.
46. „Sie haben Hoffnung nicht im Tod zu scheiden,
Und dies verworfne Sein im Dunkel hier
Läßt sie ein jedes andre Loos beneiden.
49. „Spurlos vorüber geht ihr Lebenslauf,
Gerechtigkeit verschmähet sie und Gnade,
Nicht Worte sind sie werth; — schau' und brich auf!" —
52. Und eine Fahne nahte, die gejagt
Vom Wind sich eilig hin und her bewegte,
Als sei ihr alle Ruh' und Rast versagt.
55. Der Fahne nach in langem Zuge wallten
So viele Schatten, daß ich staunend sah,
Wie große Ernte hier der Tod gehalten.
58. Ich sah darunter manch bekannt Gesicht,
Und endlich kam auch jener mir vorüber,
Der feig auf's Höchste leistete Verzicht.
61. Nun ward mir ohne Säumen offenbar,
Daß ich die schlechte Rotte vor mir schaute,
Die Gott verhaßt und seinen Feinden war.
64. Die Armen, welche nie ein wirklich Leben
Geführt, erschienen nackt und einem Schwarm
Von Wespen und von Bremsen preisgegeben.
67. Von den zerstochnen Wangen strömte Blut,
Das Thränen-untermischt zu ihren Füßen
Gesogen ward von ekler Würmer Brut. —
70. Als ich nun weiterhin die Blicke wandte,
Gewahrt' ich vor uns einen großen Strom
Und vieles Volk versammelt an dem Strande.

V. 59. „Und endlich kam auch jener mir vorüber." — Der Pabst Cölestin der Fünfte soll hiermit gemeint sein, welcher sich durch die Ränke seines Nachfolgers, Bonifacius des Achten, bewegen ließ, der päpstlichen Würde zu entsagen.

73. Da fragt' ich: „Wer, o Meister, sind die Schaaren,
Die, wenn das düstre Zwielicht mich nicht trügt,
Am Strom sich drängen zum Hinüberfahren?“
76. Und er zu mir: „Auf unserm weitern Pfade
Wird alles dieses bald dir offenbar,
An Acheron's trübseligem Gestade.“
79. Verschämt das Auge senkt' ich und beklommen
Von Scheue, daß mein Fragen ihm mißfiel,
Verstummt' ich, bis wir an den Strom gekommen.
82. Und sieh', auf ihm zu Schiffe naht' heran
Ein weißbehaarter Greis. „Verruchte Seelen!
Weh Euch!“ — so schrie er über'n Wasserplan.
85. „Nie hoffet mehr, den Himmel zu gewahren;
Ich komme, um euch an den andern Strand
In ew'ge Nacht, in Gluth und Frost zu fahren!
88. „Du aber dorten, o lebend'ge Seele,
Entferne dich aus der Gestorb'nen Schaar!“ —
Da ich nun säumig blieb bei dem Befehle,
91. Rief er: „Zu deinem Ziele zu gelangen,
Such' eine andre Furth und andre Bucht;
Ein leichter Schiff muß dich an Bord empfangen!“ —
94. „Laß ab, o Charon!“ rief jetzt mein Begleiter,
„Denn hier geschieht der Willen in der Höh',
Wo Macht beim Willen wohnt; nicht frage weiter!“
97. Nach diesen Worten hörte auf zu grollen
Der bleichen Lache bärt'ger Steuermann,
Dem Flammenräder um die Augen rollen. —
100. Doch als er seinen grausen Spruch begann,
Da bei den armen Seelen am Gestade
Hub Zähneklappern und Gezeter an.
103. Sie fluchten Gott und denen, die sie zeugten,
Dem menschlichen Geschlecht, dem ersten Licht,
Das sie geschaut, den Brüsten, die sie säugten;
106. Dann reihten alle unter lautem Weinen
Am grauenvollen Strande sich umher,
Wo jeder Gottvergessne wird erscheinen.
109. Charon nimmt sie an Bord, mit Wink und Zeichen
Gebeut der gluthgeaugte, böse Geist
Und mahnt die Säumigen mit Ruderstreichen.
112. Wie, wenn des Herbstes rauher Odem weht,
Die Blätter, eines um das andre, fallen,
Bis seines Schmucks der Baum entkleidet steht,
115. So kommet auf den Wink herabgeflogen
Vom Stromesrande Seel' um Seele dort,
Wie Vögel, von dem Lockruf angezogen.
118. Dann scheiden sie dahin auf dunkeln Wogen,
Und eh' sie noch das Ufer dort erreicht,
Kommt hier schon eine neue Schaar gezogen.
121. „Mein Sohn“, begann nunmehr der güt'ge Meister,
„Von allen denen, die in Gottes Zorn
Versterben, sammeln sich allhier die Geister
124. „Und sind zur Stromesüberfahrt bereit,
Denn Furcht verkehrt sich ihnen in Verlangen,
So wirkt die göttliche Gerechtigkeit.
127. „Kein guter Geist bestehet diese Fahrt.
Nun kannst du dir die Mahnung Charons deuten
Und weißt, was er damit dir offenbart.“
130. Er sprach's; da bebte rings die dunkle Erde
So furchtbar, daß bei der Erinnerung
Noch heut von Angstschweiß ich gebadet werde.
133. Ein Sturm erhob sich über'm Thränenland
Und sprüht' uns eine rothe Gluth entgegen,
Worüber die Besinnung mir entschwand,
136. Hinsank ich, gleich wie jähem Schlaf erlegen.

Vierter Gesang.

1. Ein Donner, der mir dumpf zu Häupten scholl,
Erweckte mich aus tiefem Taumel wieder,
Und eilig fuhr ich auf, von Schrecken voll.
4. Dann schaute ich mich sammelnd in der Runde
Umher und späht', indem ich mich erhob,
Damit den Ort ich, wo ich sei, erkunde,
7. Und siehe da, ich lagerte am Hange
Des Höllenthales selbst, aus dessen Schooß
Unzählig Wehe hallt mit Donnerklange,
10. Von einem finstern Nebelmeer erfüllt,
Lag es in unermessner Tiefe unten,
In undurchdringlich Dunkel eingehüllt.
13. „Nun gehen zu der nächt'gen Welt wir ein“ —
Begann mit bleichem Angesicht der Dichter, —
„Als Erster ich, du wirst der Zweite sein.“
16. Ich aber, ihn betrachtend, rief erschreckt:
Wie könnte ich mich solcher Fahrt erkühnen,
Die, o mein Hort, dir selber Grauen weckt?“
19. Doch er: „Nicht Furcht bewirket mein Erbleichen,
Nur Mitleid, da ich denke all' der Qual
Am Jammerorte, den wir bald erreichen.
22. „Auf! — säumen läßt die große Reise nicht!“ —
So führt' er mich zum ersten Kreis hernieder,
Der um den Abgrund seinen Gürtel flicht.
25. Nicht laute Klage traf hier unser Ohr,
Doch Seufzer hallten allenthalben wieder
Und lispelten in ew'gem, leisem Chor,
28. Denn nur ein inner Leid ohn' äußre Qual
Bewegt die Geister, die hieher verwiesen, —
Frau'n, Kinder, Männer sind es ohne Zahl.
31. „Noch eh' du fragest, werd' ich dir enthüllen“, —
Begann der gute Meister, — „welcher Art
Die Geister sind, die rings den Raum erfüllen.
34. „Sie haben keine Sünde zwar begangen,
Allein des wahren Glaubens Sacrament,
Die Taufe, ward von ihnen nicht empfangen.
37. „Und lebten sie, wie ich, vor Christi Zeit,
So haben sie dem Herrn doch nach Gebühren
Anbetende Verehrung nicht geweiht.
40. „Dies trifft uns, doch kein anderes Verschulden,
Und in der Sehnsucht leben hoffnungslos,
Das ist das einz'ge Leid, das wir erdulden.“ —
43. O welchen großen Schmerz ich da empfand,
Als ich der edlen Geister aller dachte,
Die harren müssen, dort hinab gebannt.
46. „Mein Meister, mein Gebieter!“ hub ich an,
Um sichre Offenbarung zu erlangen,
Wonach kein Irrthum mehr bestehen kann; —
49. „Ist keiner je von hier zurückgekommen,
Durch eigen oder fremd Verdienst erlöst,
Und wurde in den Himmel aufgenommen?“
52. „Ich war ein Neuling noch in diesen Reichen“ —
Erging sein Wort darauf, — „als sie betrat
Ein mächt'ger Held, gekrönt mit Siegeszeichen.“
55. „Er nahm des Uraltvaters Adam Seele,
Den Abel und den Noah mit sich fort,
Und Moses, den Propheten sonder Fehle,
58. „Den König David und den Abraham,
Und Jakob mit dem Vater und den Söhnen
Und Rahel, der er dient' als Bräutigam.
61. „Noch viele sonst führt' er zur Seligkeit.
Nun wisse Eines noch, daß keine Seele
Von hier Erlösung fand vor jener Zeit.“ —
64. Wir wandelten ohn' allen Aufenthalt
Im Walde unter diesen Reden weiter; —
Der Geister dicht Gewimmel nenn' ich Wald.
67. Noch währete die Wandrung lange nicht,
Als hell vor uns ein Feuerschein erglühte,
Der weit die Runde taucht' in klares Licht.
70. Obgleich wir noch den Ort erreicht nicht hatten,
Erkannt' ich doch, daß hier der Aufenthalt
Von auserlesenen und edlen Schatten.
73. „Du Zierde aller Kunst und Wissenschaft,
Wer sind die Hochgeehrten, die geschieden
Dort von der Anderen Genossenschaft?“
76. „Der hohe Namen, der ihr Theil auf Erden,“
Versetzt' er, „macht sie auch dem Himmel werth,
Daß sie noch hier bedacht mit Ehre werden.“
79. Jetzt ließ sich eine Stimme laut vernehmen:
„Dem höchsten Dichter bringet Ehre dar! —
Zurückgekehrt ist sein erlauchter Schemen!“ —

V. 52. „Ich war ein Neuling noch in diesen Reichen.“ — Virgil war zur Zeit der Höllenfahrt Christi noch nicht lange gestorben und in die Vorhölle versetzt.

V. 54. „Ein mächt'ger Held“ — Christus.

82. Dann folgte auf die Stimme wieder Schweigen,
Und sieh, vier mächt'ge Schatten nahten sich,
Nicht froh war und nicht traurig ihr Bezeigen.
85. Nun hub der Meister an, zu mir gewandt:
„Der Schatten dort, der wie des Zuges Führer
Vorn schreitet mit dem Schwerte in der Hand,
88. „Das ist der alte Dichterfürst Homer;
Horatius wandelt, der Satirendichter,
Ovidius und Lucanus hinterher.
91. „Da sie mit mir den gleichen Namen führen,
Den jene Stimme rief, so kommen sie,
Mir Ehre zu erweisen nach Gebühren.“ —
94. So sah ich denn die schöne Schule wallen
Des Meisters im erhabensten Gesang,
Der wie ein Aar vorfliegt den andern allen.
97. Am Ende wandten sich die Dichtergeister
Nach meiner Seite auch mit Wink und Gruß,
Und gütig lächelte dazu der Meister.
100. Noch mehr der Ehre wurde mir erwiesen;
Sie nahmen in den hehren Zug mich auf,
Und als der Sechste durft' ich ihn beschließen.
103. So wandelten wir bis zum Feuermal,
Gespräche führend, welche zu verschweigen
Nun schön, wie schön das Reden dazumal.
106. Alsdann erreichten wir ein prächtig Schloß,
Das sieben hohe Mauern rings umgaben
Und eines Stromes klare Fluth umfloß.
109. Wir überschritten ihn, wie feste Bahn,
Und zogen dann hinein durch sieben Thore; —
Da lag vor uns ein grüner Wiesenplan.
112. Ein edler Kreis von herrlichen Gestalten,
So Frau'n als Männer, war versammelt dort,
Die ernsten, hehren Blicks in Hoheit wallten.
115. Sie sprachen seltne, wohllautvolle Worte,
Wir aber zogen uns zur Seite hin
Nach einem freien, hochgelegnen Orte.
118. Da sah ich auf des Thales Blumenpfühle
Vor uns der Vorwelt hohe Geister all; —
Noch beb' ich von des Anblicks Hochgefühle.
121. Elektra schaute ich mit ihrem Stamme,
Aeneas, Hektor, und gewappnet stand
Dort Cäsar mit des Adlerauges Flamme.
124. Camilla sah ich, und die Amazone
Penthesilea, mit der Tochter saß
Latinus auf dem königlichen Throne.
127. Ich sah den Brutus, der verjagt Tarquinen,
Lucrezia, Marzia und Cornelia,
Und einsam sah ich wandeln Saladinen. —
130. Als ich dann weiterhin erhob die Brauen,
War mir vergönnt, die alten Weisen dort
Und ihrer aller Meister zu erschauen.
133. Sie alle einen sich zu seinem Preise,
Er sitzt in ihrer Mitte; Sokrates
Und Plato stehen ihm zunächst im Kreise.
136. Dann Anaxagoras und Demokrit,
Der als des Zufalls Werk die Welt betrachtet,
Thales, Empedokles und Heraklit,
139. Den Dioskorides, Orpheus, den Dichter,
Diogenes sah ich, den Tullius;
Livius und Seneca, den Sittenrichter;
142. Ptolemäus und Euklid, Hippokrates,
Den Arzt, nebst Galien und Avicenna,
Und den Erklärer, den Averroës.
145. Wie nennt' ich Alle? Weiter führt mich fort
Das große Werk, das so zur Eile mahnet,
Daß oft bei reichem Stoffe kargt das Wort.
148. Zwei müssen scheiden aus dem Dichterreigen,
Der weise Führer giebt mir das Geleit
Aus dem Gebiet, bewohnt von Ruh und Schweigen,
151. Und uns umfängt Geseufz' und Dunkelheit.

Fünfter Gesang.

1. So aus dem ersten Kreis im Schmerzensthal
Sind zu dem zweiten wir hinabgestiegen,
Der kleinern Raum umfaßt und größre Qual.
4. Am Eingang sitzet Minos zu Gericht,
Furchtbar zu schauen und Verdammung kündend,
Indem er mit dem Schweife sich umflicht.
7. Vor ihm bekennet jede sünd'ge Seele
Aus freiem Triebe ihre volle Schuld,
Worauf der große Kenner aller Fehle
10. Den Höllenort bestimmt, der ihr gebührt:
So oft er sich umgürtet, so viel Stufen
Wird in die Tiefe jählings sie entführt.
13. Stets harret ihrer eine große Zahl,
Zum Spruche nahet eine um die andre,
Bekennt, vernimmt und stürzt hinab in Qual.
16. „O du dort, der die Unterwelt verwegen
Als Gast betritt“, — so rief mich Minos an
Und hörte auf, sein furchtbar Amt zu pflegen, —
19. „Bedenke wohl dein Kommen, wie dein Geh'n,
Laß dich des Eingangs Weite nicht verführen!“
Nun sprach mein Hort: „Hör' auf, zu widersteh'n! —
22. „Ihn führt, o Minos, höhre Macht hieher,
So ist der Wille in der Höhe droben,
Wo Macht beim Willen wohnt, nicht frage mehr!“ —
25. Doch nun erhoben um mich her sich bang
Des Schmerzens Stimmen, während ich von Wehe
Durchschauert hin zum Sitz der Qualen drang.
28. Ich kam in ein Bereich voll düstrer Nacht,
Wo's brüllet, gleich der zorn'gen See im Sturme,
Wann sie der Kampf der Winde rasen macht;
31. Der Sturm der Hölle jagt mit wildem Toben
Die Geister dorten ruhelos umher
Und führt sie bald nach unten, bald nach oben;
34. Wenn sie dem grausen Abgrund nahe kommen,
Da wird von ihnen wildes Klaggeschrei
Und Lästerreden wider Gott vernommen.
37. Verdammet sind zu solchem Strafgericht
Die Sünder, so im Fleische sich vergingen,
Vergessend um die Lust Vernunft und Pflicht.
40. Wie um die Winterzeit die Staare zieh'n,
In dichten Schwärmen wimmelnd in die Ferne,
So sieht man dort die bösen Geister flieh'n,
43. Daher, dahin, hinauf, hinab im Winde, —
Und keine Hoffnung ist hier Trösterin,
Daß je die wilde Jagd ein Ende finde.
46. Und wie ein Kranichheer im weiten Bogen
Mit bangem Klageruf am Himmel wallt,
So kommen dort die Geister hergezogen,
49. Im Winde schwebend, unter Weheklagen. —
Darüber fragt' ich: „Wer, o Meister, sind
Die Seelen, die im düstern Sturme zagen?“ —
52. „Die Erste, die du schautest“, — hub er an, —
War eine große Kaiserin vor Zeiten,
Der Volk von vielen Zungen unterthan.
55. „Sie war so sehr der Ueppigkeit ergeben,
Daß sie zur Buhlerei Erlaubniß gab,
Die Schmach zu tilgen von dem eignen Leben.
58. „Es ist Semiramis, Gemahl zugleich
Von Ninus und die Erbin seines Thrones;
Sie herrschte, wo nunmehr des Sultans Reich.
61. „Die an Sichäus Asche treulos war
Und Tod aus Lieb' erkor, sie ziehet dorten;
Cleopatra schwebt in der andern Schaar.“
64. Ich schaute Helena, die so viel Leid
Der Welt gebracht, ich sah Achill, den Helden,
Der endlich unterlag mit Lieb' im Streit.
67. Auch Paris, Tristan; und noch außer diesen
Wohl tausend Schatten zeigt' er mir und mehr,
Die durch die Liebe all' das Leben ließen.

V. 121 und folg. Electra ist die Ahnin des trojanischen Königsstammes, welchem sich auch Cäsar anreiht, da er sein Geschlecht von Julius, dem Sohne des Aeneas, ableitet. Der trojanische Sagenkreis war damals allgemein bekannt. Paradies. 15. Ges. V. 124 erzählen die Florentiner Mütter am Spinnrocken dem lauschenden häuslichen Kreise die Fabeln von den Trojanern.

V. 34. „Wenn sie dem grausen Abgrund nahe kommen.“ — Dem Abgrund, welcher die Mitte der Hölle bildet und um welchen sich die von den Geistern bevölkerten Kreise herziehen, s. Ges 4, V. 23 und 24. Diese unter einander liegenden verschiedenen Kreise werden immer enger, indem zugleich jeder Sünder schwererer (und daher seltenerer Art) und größere Qualen als der vorhergehende umschließt, s. Eingang dieses Gesangs; selbstverständlich verengert sich die Hölle schachtartig nach der Tiefe zu.

70. Doch während mir der Meister so benannte
Die Ritter und die Frauen alter Zeit,
Fühlt' ich, wie Mitleid tief in mir entbrannte.
73. „O Dichter, sprach ich endlich, gern befragen
Möcht' ich die Zwei dort, die beisammen zieh'n,
Vom Winde, scheint es, sanft dahin getragen.
76. „Bei jener Liebe mußt du sie beschwören,
Die sie vereint,“ erwidert' er darauf,
„Und kommen werden sie, dich anzuhören.“
79. Sobald ihr Flug sich nach uns zugekehrt,
Begann ich: „Arme, kummervolle Seelen,
O kommt! sofern es höh're Macht nicht wehrt.“
82. Wie Tauben, welche schnell die Lüfte theilen,
Wann von dem weißen Schwingenpaar gewiegt
Sie zu dem trauten Nest herniedereilen: —
85. So von des Rufes Innigkeit bewogen
Verließen sie die Schaar, wo Dido weilt,
Und kamen eilig durch die Nacht gezogen.
88. „O freundlich Wesen, das voll Güt' und Huld
Am Jammerorte uns Verlornen nahet,
Die wir die Welt befleckt durch Blut und Schuld!
91. „Wär' uns der Herr des Weltenalls geneigt,
So würden wir für deine Seele bitten,
Der uns im Elend Mitgefühl bezeigt.
94. „Was alles auch zu wissen dir gefällt,
Wir sind bereit, zu hören und zu reden,
So lang der Wind, wie jetzt, sich stille hält.
97. „Es liegt das Land, in welchem ich entsprossen,
An jener Küste, wo der Po in's Meer
Zur Ruh' sich bettet mit den Stromgenossen.
100. „Liebe, für die gelehrig edle Herzen,
Entglüht' im Freunde um mein Erdenbild,
Das Tod mir raubte, grauser Tod in Schmerzen!
103. „Liebe, die immer fordert Gegengabe,
Beseelte mich für ihn so inniglich,
Daß, wie du siehst, sie dauert über'm Grabe.
106. „Liebe verband uns in der Todesstunde! —
Doch auf den Mörder harrt Caina schon!“ —
So klang's herüber aus der Schatten Munde.
109. Ihr Spruch ließ mich das Antlitz sinnend neigen,
Verloren in Gedanken stand ich lang,
Bis daß der Dichter sprach: „Was soll dein Schweigen?“ —
112. Da seufzt' ich auf: „O welcher sel'ge Wahn,
O welcher holde Taumel zog die Armen
Hinab auf des Verderbens dunkle Bahn!“ —
115. Dann wandte ich mich wieder an das Paar
Und sprach: „Francesca, deinen Leiden bringe
Ich frommer Rührung Zähreopfer dar.
118. „Doch sage, wie enthüllte euch die Liebe
Im Lenz der süßen, ersten Schwärmerei
Die schüchternen, noch kaum geahnten Triebe?“
121. Und sie darauf: „Kein Erdenleid ist schwerer
Als die Erinn'rung an vergangnes Glück
Im Elend, — dieses Weh' kennt auch dein Lehrer.
124. „Doch da du mich befragst um die Geschichte
Der Liebe, deren tiefes Leid dich rührt,
So höre, was ich weinend dir berichte.
127. „Wir lasen eines Tages im Verein
Vom Ritter Lanzelot die Liebesmähre;
Wir waren ohne Arg und ganz allein.
130. „Die Dichtung wurde unsrer Liebe Quelle,
Oft tauschten Blicke, oft erbleichten wir; —
Doch was entschied, war nur die eine Stelle: —
133. Denn als wir lasen, wie mit holdem Neigen
Den Liebeskuß die Königin gewährt, —
Umfing er mich, dem ich auf ewig eigen, —
136. „Und küßte bebend mir die Lippen zag! —
Galeotto selber war uns Buch und Dichter —
Nicht weiter lasen wir an jenem Tag!“ —
139. Indeß der eine Schatten so bekannte,
Weint' immerfort der andre bitterlich,
So daß mich Wehmuth völlig übermannte
142. Und ich wie sterbend hinsank und erblich.

Vers 73 und folg. Die beiden Schatten sind Franceska, Tochter von Guido Polenta, Fürsten von Ravenna, und ihr Geliebter Paolo. Franceska war mit Gianciotto, Sohn des Fürsten von Rimini, einem mächtigen und tapfern Ritter, vermählt. Allein Gianciotto war häßlich und von wilder Gemüthsart, sein Bruder Paolo dagegen schön, sanft und edel. Der Letztere war nach Ravenna gekommen und hatte für seinen Bruder um die Hand Franceska's geworben, auch sich als dessen Stellvertreter mit ihr trauen lassen und sie nach Rimini geführt. Es entspann sich zwischen ihnen ein zärtliches Verhältniß, und der wüthende Gianciotto tödtete die von ihm bei einer Zusammenkunft überraschten Liebenden beide, da sich Franceska zwischen ihn und den Bruder warf. — Dante, der als Verbannter die Gastfreundschaft der Polenta's in Ravenna genoß, woselbst er auch starb, mußte besondere Theilnahme für das unglückliche Loos der schönen, hochgesinnten Franceska, — so wird dieselbe auch in anderen Nachrichten bezeichnet — empfinden, dort standen ihm auch die nächsten Aufschlüsse über das traurige Ereigniß zu Gebote.

Vers 107 „Doch auf den Mörder harrt Caina schon“ — Caina (von Cain benannt) ist eine Abtheilung des untersten Höllenkreises, worin die Verwandtenmörder bestraft werden.

* Mittheilungen aus Griechenland.

Von L. Wunder.

Zur Statistik von Griechenland. Einem vom griechischen Ministerium des Innern kürzlich veröffentlichten Berichte entlehnen wir folgende statistische Notizen. Im Jahre 1861 betrug die Einwohnerzahl des Königreichs Griechenland 1,096,810 (29,594 mehr als im Jahre 1860, und zwar 567,334 Personen männlichen und 529,476 weiblichen Geschlechts, während sonst in Europa das umgekehrte Verhältniß stattfindet und die weibliche Bevölkerung die Zahl der männlichen Einwohner übersteigt). Darunter befinden sich 147,507 Personen, die sich mit Landbau beschäftigen (im Jahre 1853 finden wir 229,259 Landleute aufgeführt); aber von 45,429,000 Stremmen (Morgen Landes = 100 Hektaren) waren damals — 1861 — nur 8,420,000 Gegenstand des Landbau's (also kaum 20 pCt., während z. B. in Frankreich mehr als 50 pCt. cultivirt werden). Nach den Landbauern kommt — der Anzahl nach — die Klasse der Schüler und Schülerinnen bis zum 18. Lebensjahre, nämlich ein Zehntel der gesammten Einwohnerzahl. Die dritte Stelle nimmt der Hirtenstand (38,953), die vierte der der Handwerker (32,801) ein. Die Zahl der Familien betrug 248,949 (im Jahre 1853 — bei einer Einwohnerzahl von 1,034,188 — 218,726), und zwar in 225,716 Wohnungen. Im Ganzen ergiebt sich aus den vom Ministerium aufgestellten Listen, daß die Bevölkerung des Königreichs zu dem Umfange des Landes in großem Mißverhältniß steht, und daß während z. B. in Belgien auf die Quadratmeile 153 Einwohner, in Großbritannien 88, in Frankreich 68 kommen, dies in Griechenland nur von 24 gilt. Gleichwohl hatte sich die Bevölkerung doch von 1821 bis 1861, also in 40 Jahren, in Griechenland in der auffallendsten Weise vermehrt (vorausgesetzt freilich, daß namentlich die Angaben für 1821 richtig sind); denn in diesem letzteren Jahre hatte das nachherige Griechenland kaum 675,646 Einwohner, — eine Zahl, die sich nach 40 Jahren in einer Weise vermehrt hatte, daß angenommen werden kann, sie werde in 44 Jahren das Doppelte erreichen. In Belgien, dem verhältnißmäßig am meisten bevölkerten Land in Europa, würde ein solches Verhältniß erst nach 158 Jahren, in Oesterreich nach 198, in Frankreich nach 122, dagegen in England nach 29 und in Preußen nach 41 Jahren eintreten.

Archäologisches Museum in Athen. In Athen beabsichtigt man, auf der östlichen Seite der Akropolis ein archäologisches Museum zu errichten, wozu die Zinsen eines von dem reichen griechischen Banquier Bernardakis in Petersburg geschenkten Kapitals verwendet werden sollen, und das deßhalb auch seinen Namen führen wird. In diesem Museum würden alle Alterthümer einen Platz finden, die jetzt in Athen und auf der Akropolis zerstreut und ohne Ordnung sich vorfinden, der Ungunst der Witterung und dem Verderben, auch wohl zugleich der Entwendung und Vernichtung vielfach preisgegeben sind. Indeß findet die Idee selbst, insofern dieses Museum gerade auf der Akropolis errichtet werden soll, vielfachen Widerspruch, und es fehlt nicht an Kunstverständigen, die eine solche Idee geradezu als barbarisch und vandalisch bezeichnen und entschieden verwerfen.

Griechische Kirchenmusik. Oeffentliche Blätter in Athen berichten von Versuchen, die im Schooße der orientalischen Kirche zur Verbesserung der in ihr herrschenden Kirchenmusik neuerdings gemacht worden sind. Der Gegenstand verdient um so mehr berücksichtigt zu werden, je nothwendiger eine solche Verbesserung ist. Der Versuch ist von einem Griechen in Odessa, Namens Kantakuzenos, ausgegangen, der seit mehreren Jahren Musikdirector an einer dortigen griechischen Kirche ist, übrigens auch

als Dichter sich bekannt gemacht hat. Er hat damit begonnen, die griechische Kirchenmusik zunächst von den barbarischen Tönen zu reinigen, die sie von längeren Zeiten her beibehalten hatte, und hat es dann unternommen, statt des bisherigen näselnden Gesanges in ihr, den vierstimmigen Gesang in der griechischen Kirche in Odessa einzuführen. Nach den Mittheilungen sachverständiger Kenner von dort soll er mit seinen Versuchen nicht unbedeutende Erfolge erlangt haben. Er war im Sommer 1863 nach Athen gekommen, um auch da Aehnliches zu versuchen; allein seine diesfallsigen Bemühungen haben keinen Erfolg gehabt. Eine atheniensische Zeitschrift, die *Νέα Πανδώρα*, sagt geradezu, daß sie sich darüber gar nicht verwundere; denn — bemerkt sie — „indem wir unsern Eifer für das Althergebrachte in Dingen, wo er nicht am Platze ist, übertreiben, fürchten wir im vorliegenden Falle unnöthiger Weise und ohne Weiteres, daß die an und für sich dargebotene Reinigung und Verbesserung unserer Kirchenmusik zu einer falschen Modernisirung derselben führen könne, und — unterlassen sie daher lieber ganz und gar. Wir machen es in diesem Stücke gerade wie — die Chinesen.“

Der griechische Maler Miniatis. Die in Athen erscheinende, meist wissenschaftliche Zeitschrift *Νέα Πανδώρα* fand neulich Veranlassung, über den griechischen Maler Miniatis von der Insel Cephalonia Einiges mitzutheilen. Er ist theils Portrait-, theils Historien-Maler. In ersterer Beziehung hat er kürzlich das Portrait eines in Athen verstorbenen Professors, Billikas, nur nach der Todtenmaske desselben und nach einer vom Verstorbenen nach seinem Tode gemachten Photographie gemalt, und dem Portrait wird namentlich der lebendige Ausdruck der edlen und angenehmen Züge nachgerühmt, den der Maler dem Bilde zu geben gewußt hat. Miniatis hat sich seit mehreren Jahren in Florenz aufgehalten und dort seine besonderen Studien gemacht. Er ist gegenwärtig mit einem großen historischen Gemälde beschäftigt, das die Darstellung der suliotischen Frauen enthält, die in den Kriegen mit Ali-Pascha in den Abgrund von Zalonkos sich hinabstürzten, um der Gefangenschaft zu entgehen. *) Im Auftrag eines Engländers malt er den Markos Bozaris, der in der Kirche das Schwert aus den Händen des Bischofs empfängt, um in den Kampf für das Vaterland und den Glauben zu ziehen.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Von O. Lorenz. — Albrecht der Bär. Eine quellenmäßige Darstellung seines Lebens. Von O. von Heinemann. — Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall. Von A. von Vivenot. — Handbuch zur Geschichte der Literatur. 2 Thle. Von Friedrich von Raumer. — Vorschule der Aesthetik. Von L. Eckardt. — Lebensbilder berühmter Naturforscher von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Von F. N. Häfeli. — Dichter und Aerzte. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und der Medecin. Von R. Finkenstein. — Garibaldi im Varignano und auf Caprera. Von E. Melena. — Lother und Maller. Ein episches Gedicht. Von F. Beck. — Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der ostasiatischen Expedition. 2 Thle. Von Wilh. Heine. — Büsten und Bilder. Studien. Von Karl Frenzel. — Die Sagen von Margaretha der Maultasche. Von J. Zingerle.

* Literarische Notizen. Die neueste Wendung, welche die deutsche Frage in Sachen Schleswig-Holsteins genommen hat, veranlaßt die Entstehung einer Reihe von Schriften über diese Angelegenheit, welche augenblicklich wieder ganz Deutschland bewegt. Keine von jenen Schriften wird größere Verbreitung finden als die soeben ausgegebene von Joh. Gust. Droysen in Berlin, „zur schleswig-holsteinischen Frage“, als erstes Heft seiner kleinen Schriften. Professor Droysen ist in dieser Sache nicht bloß als Historiker, sondern auch als Politiker und Mann eine der ersten Autoritäten; er gehörte bekanntlich früher der Universität Kiel an und verließ dieselbe 1851, nicht lange vor der Zeit, wo acht Lehrer dieser Hochschule wegen ihres Festhaltens an der Sache der Herzogthümer von der dänischen Regierung abgesetzt wurden. Es waren die Professoren: Chalybäus, Meyn, Ritzsch, Olshausen, Pelt, Ravit, Scherk und Stein. — Wie groß das Interesse und der Kampfeseifer sind, welche in den Kreisen der Historiker durch Theodor Mommsens römische Geschichte angeregt worden, beweist der Umstand, daß die neulich angezeigte Schrift des Verfassers „Römische Forschungen“ in drei Wochen vergriffen war; es erscheint daher binnen Kurzem eine neue Auflage. Auch die gegen Mommsen gerichtete Schrift von Peter in Schulpforta mußte neu gedruckt werden. — Von der noch in der letzten Nummer erwähnten allgemeinen Geschichte der Musik von A. Reißmann in Berlin soll der zweite Band in diesen Tagen herauskommen. Derselbe umfaßt zwanzig Bogen und enthält viele Illustrationen und Notenbeilagen. Der dritte und letzte Band des Werkes folgt um Ostern 1864. — Die neue Ausgabe der gesammten Schriften von Berthold Auerbach hat, und zwar mit den Schwarzwälder Dorfgeschichten, begonnen. Es ist nun grade zwanzig Jahre her, daß der Tolpatsch und Ive nebst ihren Schwarzwälder Genossen zum ersten Male vor die Lesewelt traten, um dieselbe zu entzücken und dann unzählige Nachahmungen hervorzurufen. Die jüngsten Dorfgeschichten Auerbachs, „Josef im Schnee“ und „Edelweiß“, werden der neuen Auflage ebenfalls eingereiht und bringen dieselbe auf 22 Bände; im September des nächsten Jahres soll sie vollständig vorliegen. Die billige Uhland-Ausgabe ist bereits mit der zehnten Lieferung abgeschlossen. — Die Firma Spamer in Leipzig, in der literarischen Welt bekannt durch ihren ausgebreiteten Verlag von illustrirten Jugendschriften, veröffentlicht einen Bericht über ihre Thätigkeit auf diesem Gebiete. Sie hat im Laufe von zwölf Jahren etwa 150 Bände mit 25,000 Illustrationen veröffentlicht. Da finden wir die Entdeckungsreisen in Haus und Hof, im Wald und auf der Haide, in Feld und Flur, sowie das Spielbuch von Hermann Wagner, die Schilderungen von Hellas, Rom und Egypten durch Wägner und Oppel, das Vaterlandsbuch mit geschichtlichen Schilderungen einzelner Stämme und Reiche, das Buch der Reisen und Entdeckungen (Cook, Franklin, Livingstone, Eduard Vogel), das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrieen, Schilderungen aus dem Gebiete der Geologie, der Astronomie, Botanik u. s. w. — Großen Beifall findet die Schrift von Heinrich Weismann in Frankfurt über Ludwig Uhlands dramatische Dichtungen, eine Erläuterung für Schule und Haus. Die historischen Beziehungen, auf welche „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“ fußen, sind darin erklärt, zur sprachlichen und ästhetischen Erläuterung das nöthige Material zusammengetragen, die Biographen Uhlands, Notter, Otto Jahn, Vischer, berücksichtigt. — Von den gesammelten Schriften Julius Mosens wurde der sechste Band ausgegeben, d. h. der zweite Theil des Romans „der Congreß von Verona.“ Es fehlen jetzt noch für den siebenten und achten Band die kleinen Erzählungen, welche nächst den volksthümlich gewordenen Liedern das Beste sind, was Mosen gedichtet hat. Er selbst hat große Freude an der Zusammenstellung und immer zunehmenden Verbreitung seiner Werke, sein körperlicher Zustand aber hat sich neuerdings wieder verschlimmert. — Das Universal-Lexikon der Tonkunst von Eduard Bernsdorf erhält einen Nachtrag, was bei der Ungleichheit, mit der das Buch gearbeitet ist, sehr nothwendig war. — Der dritte Band von Arnold Ruge's Werk „Aus früherer Zeit“ wird soeben ausgegeben.

* Aus Venetien. Eine Sommerreise. Von Paul Lindau. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung. — Ein Buch über Italien zu schreiben, das sich neben seinen unzähligen Vorgängern ehrenvoll behauptet, ist heute eine der schwierigsten Aufgaben. Alle Licht- und Schattenseiten der schönen Halbinsel mit ihren prachtvollen Städten, den Denkmälern der Kunst, den Fürsten und Völkern sind so unendlich oft geschildert worden, daß jeder neue Schriftsteller einen sehr schweren Stand hat. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat das richtig erkannt und deßhalb darauf verzichtet, Schritt für Schritt die Herrlichkeiten und Abscheulichkeiten Venetiens darzustellen. Er schreibt in der ungebundenen Weise eines Touristen, der herausgreift, was ihm besonders zusagt oder mißfällt, die geschichtlichen und gesellschaftlichen Zustände mehr im Auge hat als die künstlerischen Dinge. Seine Reise geht vom Gardasee über Vicenza und Padua nach Venedig. Das Kapitel über die Königin der Lagunen erscheint uns als das beste, wiewohl es nur eine Skizze ist, überdies fast schon eine veraltete, denn der Verfasser war 1861 dort, und manche Bemerkung, die er von Venedig aus über Italien ausstreut, ist schon nicht mehr richtig. Uebrigens hält sich Herr Lindau doch zu lange bei Nebendingen auf; die Paßschererei z. B. ist ein so abgegriffenes Thema, daß man darüber nicht mehr so viele Worte machen muß. Auch sonst

*) Es war im Jahre 1803. Man kann das Nähere darüber in Pouqueville's Voyage dans la Grèce (Paris 1820), im fünften Bande, Seite 184 ff. nachlesen.

ist zu viel Kleinmalerei darin, wenn auch bisweilen eine geschickte und ergötzliche. Die Form des Buches aber hat ihre großen Bedenken. Prosa und Poesie oder doch Verse wechseln willkürlich mit einander ab, und zwar Verse im Genre des Heine'schen Wintermärchens und des Atta Troll. Nun ist dies Genre allerdings ein erlaubtes, auch macht der Verfasser meist ganz gute Verse und hat recht gute Einfälle; aber auf die Dauer erschöpft sich sein Köcher, wie das so leicht sich ereignet, wenn man mit voller Zuversicht der Unerschöpflichkeit darauf losgeht. Wenn man sich selbst und den Leser auf Witz anweist, so darf der Witz auch nicht ausgehen. Uebrigens spricht Herr Lindau von seiner Arbeit bescheiden, und da er die Berechtigung der Kritik anerkennt, so wird sie nicht allzuhart mit ihm in's Gericht gehen. Er mag sein Talent für leichte Darstellung von Menschen und Dingen bald an einer andern Arbeit sich bewähren lassen.

* Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum und Mittelalter. Von Julius Hartmann. Stuttgart, Kröner. — Ein wackeres Buch, das mit Liebe und Wärme ein altes, aber ewig neues Thema behandelt, die Stellung der Frauen in der deutschen Welt und ihre Theilnahme an der Bildung, an allem Guten und Schönen in unserm Vaterlande. Noch immer wird in Schulen und Büchern mehr geredet von den großen Frauen der antiken Welt als von denen der deutschen Vorzeit. Der Verfasser will das Seinige dazu thun, daß den großen weiblichen Gestalten der deutschen Vergangenheit ihr Recht werde, und er hat seine Aufgabe mit Sachkenntniß und lebendiger Theilnahme erfüllt. In der Einleitung allerdings ist etwas mehr gelehrter Kram, als für die günstige Einführung des Buches zu wünschen wäre, obwohl dem Verfasser sonst keinesweges der Zopf hinten hängt. Er hätte hier sich aber immerhin kürzer fassen können. Belebt und hübsch geschrieben ist der Hauptabschnitt, die Geschichte der deutschen Frauenwelt mit ihrem Eingreifen in die geistige Entwickelung unseres Volkes, behandelt in zwei Kapiteln. Das erste schildert die Frauen, welche vom Kloster aus gewirkt haben, also besonders Mathilde, Heinrichs des ersten Gattin, Roswitha von Gandersheim, Hildegard vom Rupertsberg bei Bingen, Ava von Göttweih an der Donau. Dann folgt die Reihe der Fürstinnen, welche sich mit Poesie beschäftigt haben, Theudelinde die Longobardin, wieder Heinrichs Mathilde, Otto's I. Gattin Adelheid, des zweiten Otto schöne Gemahlin Theophano, die Kaisertochter von Byzanz, welche die deutschen Philister nicht mochten, weil sie ihnen zu fein gebildet war, Hadewig von Schwaben, die Schülerin Ekkehards, den Scheffel so prächtig zum neuen Leben erweckt hat. Bei der Berührung der Periode des Minnegesangs ist der Verfasser bei aller Begeisterung für den poetischen Schimmer dieser Epoche keineswegs blind für die Schattenseiten und Immoralitäten jener von den Romantikern vergötterten Zeit. Der Anhang enthält Briefe und Dichtungen deutscher Frauen des Mittelalters, unter Anderm eines der Dramen der Roswitha.

---

* Kunst und Wissenschaft. Franz Dingelstedt, der Intendant der Hofbühne in Weimar, richtet an alle Kunstfreunde die Aufforderung, in der Weihnachtswoche dieses und in der Osterwoche des nächsten Jahres in Weimar der Aufführung von Shakspere's Dramen aus der englischen Geschichte beiwohnen zu wollen. Anmeldungen aus der Ferne sollen den Vorzug vor denen in Weimar selbst haben. Der Gedanke, den Dingelstedt ausführt, ist eine Huldigung zu Ehren Shakspere's, dessen dreihundertjähriges Jubiläum auf den 23. April 1864 fällt; er war geboren am 23. April 1564 zu Stratford am Avon und starb eben dort an demselben Tage des Jahres 1616. Dingelstedt hat nun die dramatischen Werke des Dichters, die der englischen Geschichte entlehnt sind, neu bearbeitet und einstudirt, theils bereits auch zur Probe, die sehr gut ausgefallen sein soll, darstellen lassen. So ist ein Cyclus von sieben Dramen entstanden; nämlich Anfang und Ende, König Johann und König Heinrich VIII., sind weggelassen, weil sie in keinem Zusammenhange stehen mit den übrigen, welche acht an der Zahl von Richard II. bis zu Richard III. ein Jahrhundert der britischen Geschichte, den Kampf der Häuser Lancaster und York, darstellen. Indem Dingelstedt die drei Theile Heinrichs VI. in zwei zusammenzog, blieben nun für den Cyclus sieben Dramen übrig. Vier derselben sollen in den Tagen vom 27. bis 30. December in Weimar aufgeführt werden, nämlich: Richard II., Heinrich IV. erster und zweiter Theil, Heinrich V., in der Osterwoche sodann alle sieben ohne Unterbrechung, nämlich außer den so eben genannten: Heinrich VI. erster und zweiter Theil und Richard III. — Die in Weimar bestehende Goethestiftung zum Zwecke der Hebung der deutschen Bildhauerkunst hat bekanntlich den Preis von 1000 Thalern dem Bildhauer Schilling in Dresden für seine Gruppe „die Nacht" zuerkannt. Die Mitglieder des Kunstverständigen-Ausschusses waren Cornelius in Berlin, Fernkorn in Wien, Hähnel in Dresden, Genelli und Preller in Weimar, Widnmann in München. Zur nächsten im Jahre 1865 erfolgenden Preisvertheilung ist wieder eine Prämie von 1000 Thalern und zwar für ein Originalwerk eines deutschen Künstlers im Gebiete der Historienmalerei, darstellend „die Bedrängniß des Menschen durch das Element", ausgesetzt worden. Das Werk soll in einer wenigstens in Cartonzeichnung vollendeten Composition bestehen. Die nähere Fassung des genannten Motives in einer erfundenen Situation oder in irgend einem geschichtlichen Momente, so wie die Wahl der technischen Mittel oder malerischen Ausführung, bleibt dem Künstler überlassen. Die Concurrenz-Arbeiten sind bis zum 30. April des nächsten Jahres nach Weimar einzusenden. — Friedrich Hebbel, der Dichter der „Nibelungen", welcher für dies Drama so eben den Berliner Schillerpreis von 1000 Thalern erhalten hat, scheint dem schrecklichen Schicksale verfallen zu sein, das seit fünfzehn Jahren auf Julius Mosen lastet. Man meldet aus Wien, daß Hebbel, der schon längere Zeit krank war, seit einigen Tagen vollständig gelähmt sei; hoffen wir, daß der Zustand ein vorübergehender ist. Hebbel steht im Alter von 50 Jahren. — Friedrich Eggers in Berlin ist zum Professor, O. F. Gruppe zum Secretär an der Akademie der Künste ernannt; der Schriftsteller Hermann Kurz hat eine Anstellung als Bibliothekar an der Universität Tübingen erhalten. — Die Entscheidung in Sachen des Schillerdenkmals, das in Berlin errichtet werden soll, ist nicht ohne Kampf zu Stande gekommen. Die Sachverständigen, welche zu Rathe gezogen waren, erklärten, daß weder der Siemering'sche noch der Begas'sche Entwurf ihnen zur Ausführung geeignet erscheine. Erst als der Oberbürgermeister Seydel die Frage so stellte, für welches der beiden Modelle sie sich erklären würden, wenn sie eine Entscheidung treffen müßten, entschied sich die Mehrheit für Begas. — Der älteste der deutschen Violinvirtuosen und letzte Vertreter der alten Wiener Schule, Josef Mayseder, ist in Wien am 22. November im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war einer der gediegensten Geiger und stand zur Blüthezeit Beethovens auf seiner Höhe. Obwohl er in seiner bescheidenen Weise eigentlich nie Virtuosenreisen machte, genoß er doch eines europäischen Rufes. Er war ein wohlhabender Mann. — In Wien geht man mit dem Gedanken um, das Burgthor zu einem Ruhmesdenkmal der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft umzugestalten. Der Mittelbau würde von den Seitenflügeln getrennt, durch vier Thürme flankirt, die Säulenstellung nach außen fortgesetzt werden. Das Ganze sollte mit Marmorstuck überkleidet und mit Farben- und Figurenschmuck nach Art der großen Vorbilder Griechenlands versehen werden, Statuen, Friesen und symbolischen Darstellungen.

* Bremen, 2. Dec. Am 30. November hielt die Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer eine Versammlung. Nachdem einige für die Sammlungen eingegangene Geschenke angezeigt waren, hielt Herr Senator Smidt einen Vortrag über den 6. November 1813. Anknüpfend an seinen am 12. October d. J. über die Befreiung Bremens von französischer Herrschaft gehaltenen Vortrag gab Redner nach einer Besprechung der Ereignisse und der Zustände in Bremen vom 26. October bis zum 5. November 1813 eine ausführliche Schilderung der Vorfälle, unter welchen an diesem und dem folgenden Tage „auf Befehl des Kaisers von Rußland und des Kronprinzen von Schweden" die Wiedereinsetzung der bremischen Behörden stattfand, kraft deren Bremen fortan wieder als selbständiger Staat auftrat. Erinnerungen an einige Erlebnisse und Mittheilungen des Bürgermeisters Johann Smidt gewährten auch dieses Mal manche dankenswerthe Beigabe; unter Anderem wurde hier die bisher niemals vollständig veröffentlichte denkwürdige Ansprache des Senats an die Bürgerschaft am 6. Nov. 1813, welche von dem damaligen Senator Smidt verfaßt ist, mitgetheilt. Der Redner schloß mit einem Hinweis auf die Thätigkeit der nächsten Zeit draußen, sowohl im Felde als in den Conferenzsälen der Diplomaten, und zu Hause, welche noch erforderlich war, um die neugewonnene Selbständigkeit Bremens zu behaupten, und stellte damit zwei weitere Vorträge in Aussicht. — An den behandelten Gegenstand anknüpfend beantragte Herr Dr. H. A. Schumacher, daß es als eine Aufgabe der Abtheilung angesehen werde, die noch so sehr zerstreuten, zum Theil schwer zu erlangenden und nur im Manuscript existirenden Arbeiten über die Geschichte der Hansestädte während der Freiheitskriege zu sammeln und sich zu diesem Zwecke mit den historischen Vereinen in Hamburg und Lübeck in Verbindung zu setzen, eine Anregung, welche zu verfolgen Seitens des Geschäftsausschusses zugesagt wurde. — In der Versammlung des Künstlervereins am 2. December sprach Herr J. G. Kohl über das Bergmannsleben im Harz.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ₰ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 50. Bremen, 13. December. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Im Gebirge.

Eine Fahrt durch das Engadin.

Es dunkelte schon, als wir nach einer angreifenden Fahrt von Nauders her in Schuls anlangten. So wenig landschaftliche Schönheit aber die zurückgelegte waldigsteinige Strecke dargeboten hatte, so überraschend herrlich erschien in der Mondscheinbeleuchtung nun plötzlich Schuls. Der genannte Marktflecken liegt am linken Ufer des Inn auf einem Bergabhange; ihm gegenüber staffelt sich eine gewaltige Wand, unten mit grünen Vorsprüngen, oben mit starrenden Schneefeldern, empor; zwischen den ungeheuern Zackenspitzen, gerade in einem Schneesattel, tauchte eben der Vollmond auf. Das Gewirr von Kuppen im Leichengewande des ewigen Winters nahm unter dem milden zitternden Lichte einen geisterhaften, gespenstischen Charakter an; vergebens versuchte das Gemüth, in sich diesen überwältigenden Eindruck zu beherrschen; wo die Natur in so keuscher Erhabenheit sich entschleiert, hapert es im Menschenkopfe wohl einmal mit dem philosophischen System; in der Kindheit des Menschengeschlechts mag der sich geistig entwickelnde Erdenbürger weit hinten am Fuße des Himalayah in ähnlichen Stunden das Knieen gelernt haben.

Das Hotel „Belvedere“ über dem Oertchen war schon völlig besetzt, der Kutscher mußte zur „Helvetia“ bei Nicolo Peer hinunterfahren. Wenn es aber im ganzen Schweizerlande, neben der berühmten feinen Behandlung der Gäste im Hotel Baur zu Zürich, einen Mann giebt, der als Hotelbesitzer seine sociale Aufgabe und Stellung versteht, dann ist es Herr Nicolo Peer zu Schuls im Unter-Engadin. Kaum hatte derselbe erfahren, daß die beiden angekommenen Herren, die er freilich wegen Ueberfüllung des eigenen Gebäudes in einem Nachbarhause einquartieren mußte, aus Norddeutschland seien, so bot er am andern Morgen persönlich alles auf, um als freundlicher Führer uns mit den verschiedenen Mineralquellen des nahen Umkreises bekannt zu machen. Er selber weiß genau, welch' große Zukunft seinem Geburtsorte winkt, sobald einmal die jetzt noch wilden Gesundheitsbrunnen, die sich dort auf einen kleinen Raum zusammendrängen, ordentlich gefaßt sind und eine Chaussee nach Nauders weitergeführt wird; mit diesem Ziele im Auge sucht er es daher schon jetzt in seiner gewandten, sicheren Manier seinen Gästen bei sich so angenehm wie möglich zu richten. Wer aus unseren Gegenden eine Badekur in Schuls brauchen will, wo er vielleicht Niemanden kennt, um von Anfang an einen behaglichen häuslichen Halt zu finden, der wende sich an Herrn Peer, das ist ein äußerst verständiger Gastwirth, namentlich für kranke Leute, welche auf fremdem Boden dankbar für wohlwollende persönliche Sorge bleiben.

Uns versah er zunächst mit den verschiedenen Schriften, die bisher über die Quellen von Schuls und Tarasp von Fachgelehrten erschienen sind, — v. Planta-Reichenau's chemische Untersuchung der Gewässer (Chur), dann: l'Engadine, par Hermann Labert (Breslau), „die Bäder“ von Karl Welter, erste Lieferung (Leipzig) und den Prospect, den die Actiengesellschaft über Schuls und Tharasp veröffentlicht hat. Dann ging es unter seiner Leitung zu den verschiedenen Quellen selber. Im Umkreise einer Stunde beim Dorfe finden sich nämlich drei Salzquellen verschiedener Stärke, ferner eine größere Anzahl Stahl- und Sauerbrunnen und endlich schwefelsaure Quellen und Schwefelmofetten zu Gasbädern. Es ist also in Schuls möglich, sobald die Wasser ordentlich geleitet werden, daß eine ganze Familie in allen ihren Mitgliedern zu gleicher Zeit daselbst zur Gesundheit gelangt; der Herr Papa, der sich den Winter über bei den Diners etwas übernommen hat, genießt in der schönen Luft und bei der Bewegung auf dem Bergterrain Salzbrunnen à la Karlsbad, die Frau Mama, ungewiß, was ihr eigentlich fehlt, wird der Schwefelquelle übergeben, die anämischen Fräulein Töchter stählen sich an Säuerlingen, und der Herr Sohn trinkt, in Gottes Namen für die Andern mit, Veltliner Wein. Dazu giebt es um Schuls und Tarasp herum ohne starke Körperanstrengung kleinere und größere Ausflüge in die Gebirge, die bei ihren furchtbar wilden Felsengruppen wohl zu den eigenthümlichsten Partieen der Alpenwelt gehören. Berlepsch zeichnet in seinem „Fremdenführer“ eine derartige „große Rundtour“ von vier Tagen durch das Scarlthal, Val Muranza, den Umbrailpaß, Stülpser Joch, Veltlin und Puschlav vor, die namentlich entzückende Hochthaleinsamkeit darbieten soll, in welcher man freilich stellenweise auch noch als wanderndem Handwerksburschen dem biederen Petz begegnen kann. Seitab von den Gefilden menschlicher Kultur führt nämlich in dem Klippengewirr der Alpen des Engadin der Bär noch ein behagliches Familienleben. Die Ursusquelle bei Tarasp soll ihren Namen davon haben, daß in früheren Tagen auch Braun, der Alte, bei des Leibes Verstockung daselbst oft, obschon ohne Glas, seine Kur trank; ja selbst heute noch glaubt hie und da ein würtembergischer Geheimrath, er werde gelegentlich beim Morgentrunk am Brunnen des Orts mit einem solchen feisten Zottelmann

die Hand schütteln müssen. Wenn aber auch das Waldvolk der urgermanischen Bären sich jetzt mehr in die unzugänglichen Klippen der Seitenthäler zurückgezogen hat, so läßt sich doch noch immer im Engadin das Vergnügen einer Bärenjagd reichlich genießen; nur verlangt dieselbe erfahrne Jäger. Denn da bekanntlich der Neuling auf der Jagd, auf den zum ersten Male im Leben ein Hirsch losbricht, schon meistens es gänzlich zu vergessen pflegt, daß er eine geladene Flinte in der Hand hält, und noch mehr ein auf die Schützenlinie einstürzender Eber unter mancher Joppe sehr „gemischte Gefühle“ erregt, dann mag man vollends beim Anlegen auf einen herantrabenden Bären ein Stoßgebet gen Himmel senden, daß das Zündhütchen nicht versagt; sonst dürfte es doch eine fatale Situation geben. Ich habe es im Jahre 1846 in Caracas einmal erlebt, wie in dem Hofe eines Juweliers ein junger Jaguar aus seinem Käfig brach, als gerade ein dänischer Arzt, Dr. Neukirch, ein Gast im Hause, im Parterrezimmer an der dünnen Fensterreja stand, um sich zu rasiren. Außer dem schwanken Messer und einem gebrauchten Zahnstocher hatte nämlich der Ueberraschte gar keine Waffe zu seiner Vertheidigung; glücklicher Weise brachte indessen ein hinzueilender Neger die Bestie bald wieder hinter Schloß und Riegel. Aehnliche Empfindungen, wie der gute Doctor aus Kopenhagen damals, möchte aber auch wohl der städtische Bärenjäger im Engadin fühlen, sobald seine Kugel das Thier verfehlt hat. Nicht Jeder besitzt dann die Kaltblütigkeit des jungen Grafen Üxküll, der, auf einer Bärenjagd in Kurland von dem angeschossenen braunhaarigen Gesellen bereits auf den Boden geworfen, noch rechtzeitig sein Bein aus dem Rachen des Thiers befreiete, indem er demselben à bout portant eine Pistolenkugel auf den dicken Schädel brannte — da ließ der Petz los. In Schuls und Tarasp soll es jedoch auch für einen Mann, der kein Bärenjäger ist, von sehr behaglicher Körperwirkung sein, falls der Gast nach gut beendeter Kur das Abschiedsmahl mit einem fetten Bärenschinken begeht; zu Hause hat man das seltener.

Die Reise von Schuls in's Oberengadin nach Samaden und St. Moritz dauert kaum einen Tag; die Straße, die meistens am linken Ufer des Inn auf dem Mittelberge weiter läuft, befindet sich trotz der vielen Hebungen und Senkungen in einem vortrefflichen Zustande, und die wechselnde großartige Landschaft mit ihren Schneespitzen bietet unaufhörlich die schönsten Aussichten vom offenen Wagen aus dar. Noch dauert nämlich eine Zeitlang die schon früher erwähnte eigenthümliche Bildung des Innthals fort. In der Mitte der langen Schlucht fließt unten in einer engen, meist unzugänglichen Klamm der weißschäumende Fluß zwischen grünen Waldwänden hin, auf den Seitenhöhen liegen die Dörfer, gelegentlich auch einmal die Trümmer eines mittelalterlichen Galgens, von dem aus dem Gehenkten sich entzückende Fernblicke in die Umgegend darbieten mochten; und dann steigen in breiterer Erweiterung rechts und links als letzte Etage die hochragenden Schneewände auf, über die schon das herrliche Blau des nahen italienischen Himmels sich ausbreitet. Dazu begleitet den Reisenden überall am Wege eine duftende farbige, ungemein reiche Flora, wie das tiefer liegende Tyrol sie gar nicht kennt, mannshohe Königskerzen und dichte Wermuthgebüsche sprossen aus dem steinigen Boden üppig empor; und die dunkelbraunen Augen, die schlanken Gestalten der Bevölkerung zeigen bereits die romanische Art — man ist nicht mehr in der deutschen Welt.

Gleich, eine halbe Stunde von Schuls steigt links das alte Schloß Tarasp auf einem einzeln stehenden Felsen empor, das gegenwärtig der gastfreie, altadelige Herr von Planta-Reichenau wieder hergestellt hat; am Fuße der Höhe, unter dem Dorfe Vulpera, unmittelbar am Ufer des Flusses wird dann das neue Badehaus gebaut, wo freilich in der Enge sich keine bequeme Spaziergänge ergeben, statt dessen aber die kleine bekannte, auch in Karlsbad so nothwendige Architektur unverhüllt vor aller Augen Platz greift. Man wird daher doch bei einer in Tarasp zu brauchenden Kur besser in Schuls wohnen; das dortige Kurhaus sitzt auch wie das Kloster zu Pfäfers in einer zusammengepreßten Schlucht. Von Vulpera ab zieht sich der Weg nun immer in der großartigen Felsenlandschaft über das Dorf Ardez mit der Ruine Steinberg, über Lavin mit seinem 10,500 Fuß hohen, wie eine Pyramide gestalteten Piz Linard, über Süß nach Zernetz, wo in der „Krone“ bei dem im ganzen Lande berühmten Bärenjäger Fili eine schmackhafte Mahlzeit von Gemsenbraten den Reisenden erquickt. Rings um den Ort dehnt sich in nächster Nähe ein furchtbares Klippenrevier aus. Berlepsch bemerkt dabei: „Der passionirte Bergtourist und Freund wilder Alpenscenerien mag in das Val Cluozza gehen, in dessen Tiefe die entsetzlich trümmervollen Val dal Diavel und Val Sasso, gräßliche Einödden, die Urheimath der Bären liegen.“ Uns trug indessen, bei geringerer persönlicher Neigung zu solchen tollgefährlichen Partieen, nach Tisch der Wagen nach Zutz und Ponte weiter. Von da an aber beginnt die ganze Bildung des Thalbeckens eine durchgehende Umwandlung aufzuweisen. In der Mitte desselben verschwindet die Felsenrinne, welche bis dahin die unmittelbaren Ufer des Inn abgiebt; die Thalmulde tritt in weiter hohler Biegung dicht an den Fluß hinan, ein Mittelgebirge rechts und links zeigt sich uns hier nicht mehr, und die Seitenberge, obgleich an ihren Spitzen mit Schnee bedeckt, erscheinen dem Reisenden viel niedriger als die Felsenriesen im Unterengadin, weil er selber sich jetzt schon auf der Landstraße an 5000 Fuß hoch über der Meeresfläche befindet. Selbstverständlich hört damit in diesem Terrain auch aller Ackerbau auf. Während der Fahrt am vorigen Tage traten noch oft links und rechts vom Wege Kornfelder hervor, die Bevölkerung war mit der Roggenernte beschäftigt; auch dauerten neben den Häusern die Kirschbäume mit den kleinen Bergkirschen, ja selbst die Wallnußbäume weiter fort; von nun an aber erblickt man nur noch Arvenwälder, die in halber Höhe an den Bergwänden hinaufsteigen, stellenweise von Schneestürmen wie versengt. Trotzdem fiel jedoch in dieser Höhe das Sonnenlicht in der feinen reinen Sommerluft geradezu glühend auf die Haut; die von dem Handschuh nicht bedeckte Stelle am Handgelenk wurde uns förmlich verbrannt, so daß sie lebhaft schmerzte, obgleich die Lufttemperatur höchstens 15 Grad erreichen mochte. So ungünstig indessen auch dieses Gebiet beim ersten Anblick für die menschlichen Ansiedlungen zu sein scheint, die hier neun Monate des Jahres in Schnee und Eis liegen, und im Sommer keine nährenden Felder um sich haben, dessenungeachtet erheben sich in den Dörfern des Oberengadin durchweg sehr stattliche, geschmackvoll eingerichtete Häuser; der obere Theil des Gesammtthals ist ungeachtet der unfruchtbaren Oede seiner Natur viel wohlhabender als der untere.

Leider läßt es sich indessen historisch nicht klar verfolgen, in welcher Weise die ersten Niederlassungen in den heutigen graubündner Bergen einst vor sich gegangen sind; wie die Menschen in diesen Klippen gelebt haben, welche socialen und politischen Verhältnisse im Anfange unter ihnen stattfanden. Daß sie römischen Ursprungs sind, beweist ihr Körperbau und ihre noch immer beibehaltene romanische Sprache, das Ladin, welches jetzt noch, wie das Provençalische, bei einer Bevölkerung von 40,000 Seelen in diesem Theile von Graubünden im täglichen Gebrauch ist. War vielleicht Italien zur Kaiserzeit so überfüllt, daß ein Theil seiner Bewohner, wie heut zu Tage die Gemsen, bis zu den unwirthlichen Schneefeldern hinaufziehen mußten, oder sind die Romanen im Engadin Nachkommen von militärischen Kolonieen Roms, die hier an der Nordgrenze des römischen Reiches gegen

die Cimbern und Teutonen die „Gemsenwacht“, wie Lenthner von den Tyrolern sagt, halten mußten? Wie wurden sie aber dann ernährt? Hier gab es ja noch keine gebahnten Straßen, auf denen aus Italien, wie heute, die Nahrungsmittel hinaufgeschafft werden konnten. Ludwig Steub hat vor Jahren einmal eine treffliche archäologische Arbeit in einer gelehrten Zeitschrift über die Romanen im Engadin veröffentlicht; dieselbe ist uns leider für den Augenblick nicht zur Hand, um nachzusehen, ob darin die eben aufgeworfenen Fragen, geschichtlich nachweisbar, beantwortet werden. Im Mittelalter mag auf diesen Uebergängen von Italien nach Deutschland auch der Handel mit asiatisch-venetianischen und mailänder Waaren die Leute durch Transportverrichtungen ernährt haben; allein ehe derselbe sich einleitete, sind doch nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft viele Jahrhunderte vergangen; wie vermochten da hier oben zahlreiche Menschen auszudauern? Der berühmte Jäger und als Zauberer verschrieene Collani, dessen Hütte bei Pontresina am Roseggletscher stand, und dessen Sohn jetzt für die Berninatour als Fremdenführer dient, hat zwar in den Zeiten unserer Väter zusammen mit seinem bergwilden Töchterchen in diesem Revier 2700 Gemsen geschossen und dabei auch manchen Tyroler Schützen abgeknallt, der dem Engadiner Bergkönig in's Gehege kam; allein das ernährt nicht eine Bevölkerung von Tausenden von Köpfen, und im Mittelalter gab es ja auch keine Schießwaffen. Daß gegenwärtig das Oberengadin in seinen Dörfern von lauter reichen Kapitalisten bewohnt wird, erklärt sich allerdings in wirthschaftlicher Hinsicht leicht. Seit vielen Generationen sind nämlich die jungen Leute aus diesem Gebiete in die großen Städte Europas gezogen, um vornehmlich als Zuckerbäcker Geld zu verdienen. Alle kehren dann mit den erworbenen, meistens beträchtlichen Summen später in die Heimath zurück, um nun an ihren Geburtsstätten als Rentiers, die ihre Mittel in den übrigen Theilen der Schweiz auf Hypotheken angelegt haben, den Rest des Lebens mit Tyroler und italiänischen Knechten und Dienstboten in eigener Unthätigkeit zu verbringen. Nur versteht man es hier wohl eben nicht recht, wie Menschen neun Monate lang des Jahres, seitab von aller kulturlicher Bewegung, im Schnee sitzen können, ohne vor langer Weile zu sterben. Im Winter soll es zwar bei ihnen heitere Bälle und Schlittenfahrten geben; ihre Dörfer sind ganz städtisch gebaut und trefflich mit Granitgeröll gepflastert, ihre Häuser mit Eisengittern und den kleinen gegen die Kälte schützenden Fenstern höchst behaglich eingerichtet und möblirt; die drei Sommermonate in der Gletscherwelt erscheinen auch für den Durchreisenden zauberisch schön; doch muß eine solche Hochthaleinsamkeit ohne geistige Anregung von Außen, ohne Lebenskämpfe, ohne weitere kulturliche Bethätigung die Menschen allmählig entsetzlich abstumpfen — das bloße physische und selbst psychische Heimathsgefühl der Engadiner vermag ja unmöglich einen derartigen passiven Lebensgenuß sittlich zu rechtfertigen. Für uns Fremde, die nur vorübergehend in's Engadin kommen, ist es wohl sehr angenehm, noch dicht an der Schneegrenze städtische Bequemlichkeit zu finden; man speist hier nach der zuverläßlichsten Küche, man schläft in den bequemsten französischen Betten; allein man fragt sich stets vergebens nach dem eigentlichen Inhalt dieses Rentierdaseins im Oberengadin, der Republikanismus ist hier körperlich zu satt geworden; das Menschenleben verlangt, um werthvoll zu sein, statt süßen Konfects, ernste schöpferische Arbeit, Fleisch und Brod; die Dorfschaften Oberengadins sind aber nur reine emerirte Zuckerbäckergesellschaften im Schnee. Das feine Wort Scheffels:

„Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst,“

gilt doch bloß für den im geistigen Lebenskampfe zeitweilig Ermüdeten, der wieder zu frischem Ringen neue Kraft gewinnen will; sonst wird die ganze Existenz auf Erden nur zu einer gesegneten Mahlzeit.

Bei den heutigen fast holländisch wohlgepflegten Zuständen im Oberengadin klingt daher die Erzählung, daß im vierzehnten Jahrhundert auf der Veste Guardaval in Madulein, nahe bei Ponte, Adam von Camogask seine Tochter Cordula gegen die Lüste des Burgherrn mit dem Dolche geschützt habe, den er ihm in die Brust stieß, und nun das Volk frei geworden sei, fast wie ein Mährchen; gegenwärtig wüßte man nicht, wo unter dieser verwöhnten Bevölkerung Kraft zu einer politischen That herkommen sollte. Wie kein Vogel in den Arvenwäldern singt, so erschallt kein fröhlich Lied nach Tyroler Art auf der Straße oder im Wirthshause; der Reichthum wiegt sich in einer tödtlichen Langenweile.

Von Ponte führt nach rechts der Albulapaß, der als die schönste Felsenpartie des Oberengadin gilt und jetzt mit einer guten Fahrstraße versehen werden soll, über Weißenstein und Tiefenkasten in seiner Verlängerung hinab nach Chur, während in gerader Linie aufwärts man über Bevers, auch ein reiches Zuckerbäckerdorf, am zackigen Piz Ot vorbei bald nach Samaden gelangt, das als der Hauptort des Oberengadin angesehen wird. Hier ruft schon der nahe liegende Badeort St. Moritz ein regeres Leben im Flecken wach. Fremde, welche an der Quelle selber nicht mehr unterkommen können, wohnen meistens in Samaden, und fahren von hier aus jeden Morgen zum Brunnen hinüber. Außerdem bildet der Platz den Ausgangspunkt für eine Reihe der schönsten Bergpartieen; man trifft also dort in den drei Sommermonaten eine Menge Menschen aus den verschiedensten Weltgegenden, die dann in dem gemeinsamen Genießen der wunderbaren Natur ringsum leicht mit einander bekannt werden. Dem entsprechend herrscht auch unverkennbar in den dortigen Gasthäusern ein gewisser traulicher Familienton. Im „Piz Ot“, wo der Apotheker mit seiner jungen Frau die Wirthschaft führt, ist man vortrefflich aufgehoben; namentlich sobald man statt in dem etwas unruhigen Haupthause unter einem benachbarten Dache einquartiert wird. Es war ein sehr stattliches, einer einzelnen Besitzerin zugehöriges Gebäude, in welchem wir unsere Wohnung erhielten; breite steinerne Treppen mit Eisengeländer, große Zimmer, im altfranzösischen Geschmack decorirt, und ausgezeichnete Betten, dreimannsbreit, beurkundeten eine behagliche Wohlhabenheit, die sich bei der Hausherrin auch in einer sehr freundlichen Aufnahme der Gäste aussprach. An der Wirthstafel selber gab es dann allerlei interessante Persönlichkeiten; obenan eine wunderliebliche kleine Gräfin aus Florenz mit feinen schneeweißen Feenhändchen, die sehr geläufig deutsch sprach und in der eigenen Selbständigkeit mit der Männerwelt um sie her eine gewandte, manchmal sogar eine gelehrte Unterhaltung zu führen wußte. Daneben saß eine heitere pommersche Grundherrnfamilie, uns gegenüber ein deutscher Gelehrter aus Reval von äußerst angenehmen Lebensformen; Gespräche spannen sich an, als ob die von allen vier Winden zusammengekommenen Fremden sich seit Jahren gekannt hätten. Nur eine kleine Störung, welche der Berliner Censor, Regierungsrath Hahn, der sogenannte Preßhahn, der in einem andern Gasthause wohnte, durch eine schnöde Bemerkung in dem Seelenfrieden unserer jungen Wirthin hervorrief, gab die Veranlassung zu einer äußerst komischen Scene. Auf offener Straße rief sie nämlich dem Granden von der Spree vor aller Welt die Worte zu: „Herr, eine solche Persönlichkeit, wie Sie, brauchen wir hier in Samaden auch nicht“; der so Angeredete ging schuldbewußt auf „abgesägten Beinkleidern“ weiter. Sonst aber, wie gesagt, herrschte Freude und Wohlwollen in diesem Kreise; wenn auch

die Versuche eines liebenden Vaters, ebenfalls aus der Spreegegend, auf der Reise gelegentlich seine zwei Töchter an zwei liebenswürdige Wanderer zu verheirathen, ein verfehltes Geschäft blieben.

Die bedeutendsten Ausflüge, die sich von Samaden aus machen lassen, gehen auf den „Piz Ot" und den „Piz Landquard", beide über 10,000 Fuß hoch, mit wunderbaren Aussichten über Tausende von Schneehäuptern hin. Allein es gehören zu solchem Bergsteigen sehnige Beine, ein schwindelfreier Kopf und eine feste Brust; vermehrt sich doch in der dünnen Luft auf der Spitze der Felsen die Pulsbewegung bis auf 120 Schlag in der Minute, wenn auch noch gar kein Veltliner Wein von dem erschöpften Steiger maaßweise getrunken worden ist. Leichter und angenehmer läuft dagegen der Weg von Samaden über die Dörfer Cellerina und Pontresina nach dem großartigen Gletscherthale des Roseg und nach der aus der zweiten Schlucht hervorkommenden Muräne des Mortiratsch auf der neuen Berninastraße hin. Die Seitenwände des Berninarückens senden hier von ihren oberen Schneefeldern einen breiten, starren, grauen Eisstrom, vielfach mit Granitgeröll bedeckt, in's Thal hinab, während aus der gegenüber liegenden Wand ein klarer Bach in den schönsten Fällen hoch herunterschäumt. Wer an dieser Stätte zum ersten Male im Leben die Gletscherregion in den Alpen betritt, der wird wohl erst lange mit schweigendem Staunen die gewaltige Landschaft rund umher betrachten, ehe er es versucht, sich die Naturkräfte zu enträthseln, welche dieses großartige Gebilde in den Jugendtagen der Erde zu Stande gebracht haben.

Eine gar liebe, trauliche Einkehr zum Frühstück bietet auf solchem fast feierlichen Morgengange in Oberpontresina das Gasthaus „zu den Gletscher", trotz des falschen Dativs in seinem Schilde, den Fremden dar. Berlepsch nennt es in seinem Buche „urgemüthlich" und urgemüthlich war es eben auch. In der ganz mit braunem Arvenholz ausgefütterten kleinen Stube, deren niedrige Fenster sich nach dem Rosegglefscher zu öffnen, bereitete uns ein vierzehnjähriges Töchterchen, schlank und graziös wie eine Gazelle, ein leckeres Mahl, das die Mutter, eine trotz der vorgerückten Jahre noch immer hübsche Italienerin, in der Küche rasch fertig gemacht hatte; köstliches Bier, feuriger alter Veltliner Wein, ein Teller der frischesten Forellen und ein heiteres Gespräch vom neckischen Jugendmunde — —

„Da sollt' du liegen und träumen
Von alter Dichterlust!" — —

Die Kleine holte uns inzwischen ihren in der romanischen Sprache verfaßten Katechismus her, um uns Unterricht darin zu geben; sie selber aber sprach zugleich ein so reines, dialectfreies Deutsch, als ob sie in Celle oder Lüneburg geboren wäre. Die Romanen nämlich lernen unsere Sprache in den Schulen als eine fremde und nehmen sie so ohne alle locale Beimischung in sich auf. Da ich in dem Buche falsch übersetzte: „der Vater, der dem Sohne einen Auftrag gegeben hat", wurde ich alsbald in dem klarsten lutherischen Bibeldeutsch dahin corrigirt: „den Gott gesandt hat." Hinterdrein übrigens beschränkte sich die Unterhaltung nicht auf kirchliche Gegenstände; wir hörten auch viel von den Schlittenfahrten und Winterbällen im Lande; und als wir endlich beim Weggehen mit einem landesüblichen „behüt di Gott" auch den Wunsch ausdrückten, daß der junge Zuckerbäcker bald wieder in die Heimath zurückkehren möge, ward uns ein Handschlag mit auf die Wanderung gegeben — behüt di Gott!

Bei dem Dorfe Cellerina, ungefähr eine halbe Stunde von Samaden, schlängelt sich die Straße an einem waldigen kleineren Berge in der Mitte der Thalweite hinauf, an dessen anderem südlichen Abhange dann der Ort St. Moritz liegt, während die Badeanstalt zwanzig Minuten weiter, gerade in der Tiefe der Thalmulde sich erhebt. Es ist ein gar liebliches Bild, was sich hier beim Austritt aus dem Walde dem Wanderer darbietet. Die äußere Felsenumgebung bleibt zwar vielfach mit Schnee bedeckt, allein die unteren Seitenwände tragen eine grüne Ueberkleidung von Arven, und grüne Wiesen und Weiden umziehen den tiefgrünen kleinen See, der so zu sagen das Centrum des anmuthigen in sich abgeschlossenen Gebirgskreises bildet. Trotz der dünnen, oft kalten Luft, welche in dieser Höhe gewöhnlich weht, und hier und da selbst in den Hundstagen Schneefälle mit sich bringt, macht aber das ganze Thalgebilde einen freundlichen, warmen Eindruck. Man vergißt es für den Augenblick völlig, daß man sich hoch oben in den Engadiner Alpen befindet, obschon kein Laubholz sich mehr zeigt, und kaum irgend eine Blume aus den Matten noch auftaucht. Vor allem lockt vom andern Ufer des See's aus der grünen Umhebung die Meierei herüber, unter deren Dache sich Nachmittags die Badegäste beim Kaffee zu versammeln pflegen. Das reinliche Dorf St. Moritz mit seinen weißen Häusern bildet dann nach der einen Seite an der Bergwand den Hintergrund, und links tauchen über dem See die Gebäude der Badeanstalt auf, zu denen in diesem Jahre eben noch ein großer palastartiger Bau zur Aufnahme von Gästen gefügt wird.

Trägt nun aber schon der ganze trauliche landschaftliche Charakter des St. Moritzer Thals mit der diamantreinen Luft wesentlich zur Hebung der fröhlichen Stimmung in den nervenschwachen Gästen bei, dann bieten vollends die Stahlquellen selber und namentlich die köstlichen Bäder dem leidenden Körper einen Genuß dar, in welchem derselbe von Anfang an das Glück der Wiedergenesung, der frischen Verjüngung zu empfinden meint. Für ein Glas aus einer der beiden, unter sich kaum chemisch verschiedenen Stahlquellen, läßt man die beste Flasche Frakfurter Mumm unbedingt stehen. Dieses wonnige, kalte, klare Wasser, das auch nicht im Entferntesten den sonst bei Eisenbrunnen so widrigen Dintengeschmack verräth, bringt wie lauter flüssige Lebenskraft durch den müden Leib des Kranken hin; und das herrliche Bad hinterdrein steigert das körperliche Behagen in ganz überraschender Weise. Die Wannen bestehen zwar nur aus einfachem Holz, indem zugleich eine bis an den Hals des Badenden hinaufreichende hölzerne Decke die obere Oeffnung abschließt, um einigermaßen die Entweichung der Gase zurückzuhalten; aber inmitten der klaren Wasserwelle, welche Tausende von kleinen prickelnden Luftbläschen über die Haut legt, erfreut man sich eines Wohlseins, aus dem man gar nicht scheiden möchte ... St. Moritz sollte den Namen Verjüngungsbrunnen tragen, seine Quellen nehmen Jahreslasten von der leidenden Menschenbrust.

Daß es außerdem in diesem Bergrevier an herrlichen Ausflügen selbst für schwache Gebeine nicht fehlt, erhöht denn noch bedeutend die stärkende Wirkung der St. Moritzer Badekur. Eine bequeme Fahrt an dem Silvaplana und dem Silser See vorbei, die im Zusammenhange mit dem See von St. Moritz gleichsam die Wiege des Inn in stiller Hochthaleinsamkeit abgeben, bis nach dem Abhang von Maloggia hin, gehört wohl zu den entzückendsten Partieen, die überhaupt auf dem europäischen Boden gemacht werden können. Von der steil abfallenden Klippe von Maloggia, unter welcher sich der Weg in kühnen Serpentinen hinunterzieht, schaut man schon klar in das warme Vorland Italiens hinein; dunkle Laubgebüsche grüßen aus der Tiefe zu den Schneebergen herauf, der warme Duft des Südens schmiegt sich am Gestein empor —

„Und der Himmel, wie ein liebend Mutterauge darüber her!"

Eine einzige solche Stunde lohnt bereits die ganze Reise in das an Naturschönheiten so reiche Engadin, zu dem aus der Ferne die Gedanken unaufhörlich von Neuem zurückkehren.

Schwer, schwer, fast bis zur Thräne hin wird dem Reisenden der schließliche Abschied aus dem großartigen Gebiete des oberen Graubündens. Wenn er auf der Heimfahrt, hoch am Julierpaß im Steingerölle der kahlen Felsen rund umher, da wo es hinunter nach Tiefenkasten und Chur geht, vor der Vedutta der kleinen Einräumerhütte auf der Bergscheide den letzten Schoppen tiefdunklen Veltliner Weins trinkt, dann ruft er wohl aus voller Seele zurück in das schneebedeckte gewaltige Bergrevier hinter ihm: „Auf Wiedersehen im nächsten Jahre, du wundervolle Alpenwelt!“

* Gedichte.

Von Hermann Voget.

1. Ein welkes Blatt.

In Büchern blättr' ich hin und her
Aus meiner Jugend Blüthenzeit,
Da scheint mir fast wie eine Mähr
Der alten Tage Freud und Leid.

Und wie ich wende still und sacht
So Blatt um Blatt, da fällt heraus,
An den ich lang' nicht mehr gedacht,
Ein alter, welker Blüthenstrauß.

Ein Jüngling kaum, noch Knabe fast,
Hab' ich aus lauer Sommernacht,
Wo ich zuerst mein Lieb umfaßt,
Den alten Strauß mit heimgebracht.

Lang welkten eure Schwestern schon,
Ihr Blumen, die mit euch geblüht,
Lang schon die Flammen nicht mehr loh'n,
Die damals meine Brust durchglüht.

Denn sie, die Maid, die euch gepflückt,
Die Erste, die in Liebesgluth
Ich jemals an mein Herz gedrückt,
Schon lang in andren Armen ruht.

Doch ob auch lang verlodert schon
Die Gluth, zu der sie mich entfacht,
Ob auch die Träume längst entfloh'n,
Die ich geträumt in jener Nacht; —

Ob ich, weil ich zu schnell vertraut,
Zu viel von Weibeswort gehofft,
Auf seine Kraft zu sehr gebaut,
Enttäuscht nur wurde allzu oft; —

Lebt doch in mir in voller Macht,
Was ich als Ewiges erkannt,
Als kühn mein Arm in jener Nacht
Zum ersten Mal ein Weib umwand.

2. Beim Ave Maria.

Still einsam sitz' ich im Kämmerlein,
Mein fernes Lieb, und gedenke dein.
Ich denke, wie oft an der Brust ich dir lag,
Wenn still sich wie hehr geneigt der Tag —
Und wie so vor Sehnsucht der Busen mir schwillt,
Da tönt durch den Abend ernst und mild
Ave Maria, der Jungfrau Gruß.

Und von Thurm zu Thurm und von Ort zu Ort
Schwingt sich der Gruß durch den Abend fort,
Und wo er trifft der Gläubigen Ohr,
Hebt Jeder sich still zum Gebet empor.
Auch du faltest betend die Hände dein,
Du betest zur Jungfrau heilig und rein
Für mich und für dich, für unser Heil.

Und bei den Klängen so ernst und so mild
Wird wunderbar auch mein Herz erfüllt.
Es flammet empor zum brünst'gen Gebet,
Zu Maria es, wie das deine fleht,
Zu ihr, dem Weib, wie der Jungfrau so rein,
Daß sie dich mit ihrem Gnadenschein
Verkläre zu ihrem Ebenbild!

3. Ihr Bild.

Welch reizend Bild! Welch lieblich Angesicht!
Es ist mir fremd, und doch scheint mir's bekannt. —
Du lächelst. — Wie? Jawohl, ich irre nicht:
Du bist es selbst, ich habe dich erkannt.

So sah'st du aus, erblüht zur Jungfrau kaum,
Als noch im schönsten Licht die Welt dir glänzte,
Als noch durch nichts getrübt dein Jugendtraum,
Als Hoffnung grünend noch die Stirn dir kränzte.

Du senkst den Blick und denkest jener Zeit,
Der Schmerzen denkst du, die dich von ihr trennen,
Du fühlst auf's Neue fast vergess'nes Leid,
Fühlst lang vernarbte Wunden wieder brennen.

Du klagst, daß du mich damals nicht gefunden,
Als du zuerst gefühlt jungfräulich Sehnen,
Dem Herzen, meinst du, wären viele Wunden
Und deinem Aug' erspart gar manche Thränen.

Ob ich, ein wilder Junge dazumal,
Auch deines Wesens Werth und Kern erkannt,
Eh' mich und dich getäuschter Hoffnung Qual
Von Schlacken niedrer Wünsche reingebrannt, —

Ich glaub' es nicht! Darum, Lieb, sei zufrieden,
Denn, was wir litten, hatten wir verschuldet.
Wenn Schweres auch das Schicksal uns beschieden,
Zu unserm Heil nur haben wir's erduldet.

Zu rein'rer Gluth ist unser Herz entbrannt,
Im Schmerze ward geläutert unser Sehnen,
Das Schlechte haben wir als schlecht erkannt,
Uns zugewandt dem ewig Reinen, Schönen.

Da lächelst du, so hold wie auf dem Bild,
Und sprichst: Ward ich enttäuscht auch schwer und oft,
In deiner Liebe hat sich jetzt erfüllt,
Was alles ich geträumt, ich je gehofft.

* Mittheilungen aus Griechenland.

Von L. Wunder.

Die École française in Athen. Wie man wohl auch in Deutschland weiß, ließ König Louis Philipp von Frankreich im Jahre 1846 eine École française in Athen errichten, die später auf Grund des Decrets vom 9. Februar 1859 reorganisirt ward, und auf welcher junge Alterthumsforscher bedeutende Staatsunterstützungen genießen, um Griechenland aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Besonders verfolgt die Anstalt den Zweck, das Studium der monumentalen und literarischen Schätze des alten Griechenland für die jungen Professoren der Pariser Universität nützlich und fruchtbar zu machen, und es sind bereits dadurch eine Anzahl mehr oder weniger werthvoller Arbeiten hervorgerufen worden. Diese letzteren scheinen jedoch in Deutschland weniger bekannt zu sein, als sie es verdienen, und es war daher wohl gerechtfertigt, diese Denkschriften zur Kenntnißnahme für die deutschen Gelehrten möglichst vollständig zusammenzustellen, wie dies neulich in den in Leipzig erscheinenden „Jahrbüchern für Philologie und

und Pädagogik" geschah. Kürzlich hat nun die französische Akademie für die Schüler der genannten Ecole in Athen mehrere Preisaufgaben aufgestellt, die den angegebenen Zweck wesentlich verfolgen und dabei zugleich durch ihre praktische Tendenz sich auszeichnen. Unter andern Gegenständen handelt es sich dabei um die Untersuchung und Ausbeutung der altberühmten Silberbergwerke von Laurium in Attika, so wie um Angabe eines geeigneten Mittels zur Beseitigung der verschiedenen Aussprache des Griechischen, wie sie zwischen den Schulen in Europa und denen in Griechenland, d. h. zwischen den Hellenisten und Erasmianern einerseits und den Neugriechen andererseits, noch immer stattfindet.

Geschichtliche Preisaufgaben. In Konstantinopel hat ein griechischer Geistlicher, der Archimandrit Eugenios, der früher einmal bei eingetretener Vacanz des Patriarchats von Alexandrien eine Zeitlang Vicar des Patriarchen gewesen, der in Konstantinopel vor zwei Jahren errichteten und aus Griechen bestehenden „philologischen Gesellschaft" die Summe von 6300 Drachmen (450 holländischen Dukaten) für die drei vorzüglichsten Preisschriften zur Verfügung gestellt, wozu er für die Jahre 1865, 1866 und 1867 drei geschichtliche Preisaufgaben aufgestellt hat. Der Preis für eine jede beträgt 150 holländische Dukaten = 2100 Drachmen. Die Aufgaben betreffen für die einzelnen Jahre Beschreibungen von Thessalien, Macedonien und Thracien (mit Ausnahme von Konstantinopel), die den Gegenstand geographisch-statistisch und historisch-literarisch im weitesten Umfange behandeln sollen. Das Beispiel, das dadurch der genannte griechische Geistliche gegeben hat, ist, in Verbindung mit andern ähnlichen Beispielen, die beste Widerlegung der so gar häufig laut gewordenen Klagen über die große Unwissenheit der griechischen Geistlichkeit und über ihren Mangel an wissenschaftlichem Eifer und an thätiger Sorge für das wahre — namentlich auch geistige — Wohl ihrer Nation. Die Wiedergeburt der griechischen Nation kann nur durch Verbreitung von Kenntnissen dauernd erlangt und begründet werden, wenn sie zugleich auf der Pflege des religiösen Sinns und wahrer Sittlichkeit beruht.

Die Klosterbibliothek von Patmos. Der dem wissenschaftlichen Auslande im Allgemeinen, besonders aber den Fremden, welche die Insel Patmos und die Bibliothek im dortigen Johanneskloster kennen, wegen seiner Beschäftigung mit den Schätzen dieser Bibliothek bekannte Grieche J. Sakellion geht damit um, ein genaues Verzeichniß und eine Beschreibung der dort befindlichen Handschriften (470 einzelne Bände) zu veröffentlichen. Zugleich will er Auszüge aus einzelnen, nicht minder die dort aufbewahrten, für die byzantinische Geschichte wichtigen Bekanntmachungen, Verordnungen u. s. w. der Kaiser von Byzanz, desgleichen Patriarchalschreiben (sogenannte Sigillien) und andere officielle Schriften aus der byzantinischen Zeit mittheilen. Das Ganze soll etwa neunzig Druckbogen umfassen. Es hat der Prüfung einer aus Professoren der theologischen und philosophischen Facultät der Universität Athen gewählten Commission unterlegen, und der akademische Senat hat auf Grund des diesfallsigen Gutachtens das Werk der griechischen Regierung mit dem Gesuche empfohlen, den Druck desselben auf öffentliche Kosten zu übernehmen.

---

* Literarische Miscellen.

Friederike Bremer und ein Vorschlag. Auf ihren Reisen durch die Schweiz, in Italien und im Orient, welche die schwedische Reisende in den Jahren 1857 u. folg. gemacht hat, und welche sie in ihrem, unter dem Titel: „Leben in der alten Welt" in deutscher Uebersetzung bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Tagebuch beschreibt, kam sie auch nach der Insel Malta. Sie lernte während ihres dortigen Aufenthalts auch die Gesellschaft und die geselligen Kreise der Insel, darunter den reichsten Kaufmann Malta's, Mr. Evers, einen Engländer, kennen. Sie rühmt ihn zugleich als den freigebigsten und wohlthätigsten Privatmann der Insel und als eine von jenen schönen Erscheinungen, von denen sie wünscht, daß eine geschickte Feder sie in dem Großartigen ihres allgemeinen, wie in der anspruchslosen Einfachheit ihres Privatlebens schildern möchte. Gustav Freytag — bemerkt sie — habe in seinem Roman „Soll und Haben" nur die Rückseite dieses edlen Typus geschildert. Es ist — fährt die Bremer fort — ein kleiner Stolz von mir, die Enkeltochter eines Mannes von diesem Charakter zu sein. Mein Großvater, sagt sie, war seines Glückes eigener Schmied. Während seine Schiffe alle Meere der Erde befuhren, Verbindungen mit fremden Ländern anknüpften und deren Producte unserm Vaterlande zuführten, lebte er für seine Person wie der einfachste Mann. Kein Bedürftiger, welchen Standes er auch war, ging ohne Hülfe von ihm, wenn er Hülfe verdiente; wo etwas Gutes für das allgemeine Beste zu thun war, da war er dabei, oft anonym. Und ich kenne mehr als einen noch lebenden schwedischen Kaufmann, der ihm gleicht. Ein solcher Mann ist auch Mr. Evers. Er ist das, was man einen „durch sich selbst emporgekommenen Mann" nennt. Die Bremer war überrascht, in ihm einen so angenehmen Gesellschafter zu finden. Aber er war längere Zeit in Amerika gewesen, und beide hatten gemeinsames Interesse für die große neue Welt. Außerdem erkannte sie in seinen Augen den Funken vom Feuer des Genius, der den Menschen fähig macht, überall auf der Erde und in Allem Stoff für sein Interesse zu finden. Auch in seinem Hause war er der glücklichste Familienvater, der sich im Kreise seiner Familie zu sonnen schien, und da war gut sein, meint Friederike Bremer. Nach dem allen läßt sich fragen „Will nicht „eine geschickte Feder", jenem Vorschlage gemäß und nach den von ihr aus dem Leben gegriffenen Zügen, eine solche „schöne Erscheinung" schildern? K.

Zum 18. October 1863. Eine kleine, für Manchen gewiß sehr anziehende, auch äußerlich gefällig ausgestattete Festgabe zum 18. October 1863, auf die wir auch noch nachträglich gern aufmerksam machen, sind die in Dresden im Verlage des Ateliers für Holzschneidekunst von August Geber erschienenen und von Philipp Wackernagel vorgelegten „acht deutschen Lieder zum Singen und Sagen bei der fünfzigjährigen Gedächtnißfeier der Leipziger Schlacht. Mit einer Anweisung und einem Gebet." Wer die frühere Sammlung Wilhelm Wackernagels: „Trösteinsamkeit in Liedern" (dritte vermehrte Auflage, Frankfurt a. M. und Erlangen, Verlag von Heyder und Zimmer, 1858) und namentlich die Vorrede dazu, datirt Wiesbaden im Februar 1849, kennt, der wird sagen, daß jene acht deutschen Lieder aus der eben so tief religiösen als echt patriotischen Begeisterung gleichsam hervorgewachsen sind, die in dieser Vorrede jeden wahrhaften Deutschen in seinem eben so religiösen als patriotischen Sinne tief ergreifen und ansprechen muß. Diese patriotische und religiöse Begeisterung findet in der „Anweisung" und in dem „Gebet" ihren besonderen Ausdruck, und beides, Anweisung und Gebet, giebt zugleich der ganzen Festgabe — zu rechter Beachtung und Beherzigung — erst ihren wahren Werth. Man kann ihr zu diesem Zwecke nicht Leser und Sänger genug wünschen; denn zum „Singen und Sagen" sind die echt geistlichen und patriotischen Lieder nach dem besonderen Wunsch des frommen und glaubensstarken Herausgebers vorzüglich bestimmt. K.

* König Max von Bayern hat von Rom aus zu Rittern des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst ernannt: die Professoren Friedrich Bodenstedt in München, Hermann Kopp in Heidelberg, Wilhelm Wackernagel in Basel und den Maler August Riedel in Rom. — Die „süddeutsche Zeitung" schreibt: Durch verschiedene Blätter geht eine Nachricht, daß Otto Ludwig eine neue Tragödie „die Rechte des Herzens" geschrieben habe, die aber auf einem entschiedenen Mißverständniß beruht. Ludwig hat ein so betiteltes Stück vor seinem „Erbförster" und seinen „Makkabäern" geschrieben und sich zur Veröffentlichung dieser Jugendarbeit in früheren Jahren nie entschließen können, denkt also schwerlich jetzt an ihre nachträgliche Herausgabe. Der Dichter hat den Schillerpreis von 1000 Thalern, der im vorigen Jahre nicht ausgegeben wurde, erhalten. — In dem Befinden Fr. Hebbel's ist eine günstige Wendung eingetreten. Die Krankheitserscheinungen nehmen sichtlich ab, die Schmerzen werden leicht und erträglich, und in gleichem Maße mehren sich die körperlichen Kräfte, so daß an einer baldigen und vollständigen Wiedergenesung des Dichters nicht mehr gezweifelt wird. — Der Dichter Karl Kösting in Wiesbaden hat von der Schillerstiftung eine Ehrengabe von 200 Thalern erhalten.

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Von G. de Veer. — Karl Ritter; ein Lebensbild. Von G. Kramer. — Der Dichter Ephraim Kuh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Von M. Kayserling. — Kunst und Künstler im 17. Jahrhundert. Biographieen und Charakteristiken. Von A. W. Becker. — Blüthen portugiesischer Poesie, metrisch übertragen. Von F. W. Hoffmann — Die Riesen der Pflanzenwelt. Von E. Mielck. — Manlius. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von A. Königsberg. — Venedig, Genua, Nizza. Von F. Laubert. — Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn. Von Franz Wallner. — Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Sprach- und sittengeschichtliche Aphorismen. Von C. von Wurzbach. — Tannenreiser. Weihnachts-Arabesken. Von Albert Traeger. — Die von Hohenstein. Roman in 4 Bdn. Von F. Spielhagen. — Die Kaiserbraut. Roman in 2 Bdn. Von Luise Pichler. — Ebbe und Fluth. Lebensbilder. 2 Bde. Von Ernst Fritze. — Gabriel Solmar. Roman in 2 Bdn. Von H. Lorm.

* Literarische Notizen. Der Andrang von neuen Büchern ist augenblicklich, wie immer zur Weihnachtszeit, gewaltig. Vor uns liegen zwei neue Lieferungen des früher schon erwähnten „deutschen Knabenbuchs“ von Eichrodt und Schrödter. Der Gedanke, den die Verfasser dabei verfolgt haben, ist originell. Hundert große Männer und Frauen aus der Geschichte werden den Knaben vorgeführt und charakterisirt in je zwölf bis zwanzig Versen. Eichrodt ist bekannt als Meister im humoristischen Verse, von ihm rühren die höchst komischen Lieder der fliegenden Blätter und des deutschen Leierkastens her. Die Uebertragung dieser Manier, wenn auch mit Maßen, auf geschichtliche, vorwiegend ernste Persönlichkeiten hat ihre Bedenken, indeß ist sie so glücklich durchgeführt, daß man eigentlich nicht zornig werden kann. Der Verfasser hat mit großem Geschick auf ganz kleinem Raume die Männer und Frauen charakterisirt und in wenigen Zeilen jedesmal das Nothwendige gesagt. Sehr komisch ist, daß den Schluß Rothschild und der letzte Mohikaner machen. Die eine Hälfte der in den Versen skizzirten Persönlichkeiten sind auch durch Bilder von Schrödter, Camphausen und Sohn vertreten. Da finden wir Herkules und Don Quixote, Achill und Blücher, Attila und Gustav Adolf, Nimrod und Tannhäuser, Helena und Johanna von Orleans, Sesostris und Friedrich den Großen. Die Verlagshandlung von Schauenburg in Lahr hat für sehr gute Ausstattung gesorgt. — Adolf Strodtmann in Hamburg, der Biograph Kinkels und Herausgeber der Werke Heinrich Heine's, hat eine Lieblingsarbeit beendet, das Buch „die Arbeiterdichtung in Frankreich.“ Das ist eine Auswahl von Liedern französischer Proletarier, welche in den revolutionären Stürmen Frankreichs eine Rolle gespielt und durch Lieder auf die Stimmung des Volkes Einfluß gehabt haben. Es ist bekannt, wie groß dieser Einfluß in den letzten zwanzig Jahren, besonders während der Bewegung von 1848, gewesen ist. Die Uebersetzung schließt sich den Versmaßen des Originals an und ist vom Verfasser schwung- und kunstvoll ausgeführt. Eine biographisch-historische Einleitung macht die Leser mit den Verhältnissen, unter denen jene Lieder entstanden, und den Verfassern bekannt; es ist also ein Stück rother Republik, was hier zum Ausdruck kommt. Die meisten der Lieder sind Chansons oder Chants, die bekanntesten unter den Verfassern: Beranger, Pierre Dupont, Gustave Leroy; den Schluß bildet das Lied „der Löwe vom Quartier latin“, das im vorigen Jahre so viel Aufsehen machte. Angehängt sind sechs politische Lieder aus Victor Hugo's „Châtiments“, welche gleich nach dem ersten Staatsstreiche des jetzigen Kaisers entstanden. Einige derselben hat das Sonntagsblatt früher in einer Uebersetzung von Adolf Laun gebracht. — Nach langer Zeit läßt Josef Rank, der Verfasser der Geschichten aus dem Böhmerwalde, wieder etwas von sich hören; es wird ein Buch von ihm „aus meinen Wandertagen“ angekündigt. — Die Firma Janke in Berlin hat die von ihr seit einem Jahre herausgegebene deutsche Wochenschrift in eine deutsche Romanzeitung verwandelt, für welche die Verlagshandlung unter den Verfassern der bei ihr in großer Anzahl erscheinenden Romane zahlreiche Mitarbeiter findet. Als solche sind genannt Moritz Hartmann, Bodenstedt, Griepenkerl und andere. Der Jahrespreis der Romanzeitung beläuft sich auf 4 Thaler. — Die kleinen historischen Schriften Heinrichs von Sybel in Bonn erregen, wie zu erwarten stand, großes Interesse in der wissenschaftlichen Welt. Es sind elf Abhandlungen, von denen die älteste, über den zweiten Kreuzzug, bereits im Jahre 1845 verfaßt wurde. Alle sind voll von anregenden Gedanken und in der glänzenden Weise des Verfassers geschrieben. Den meisten Anklang finden die Arbeiten über den Prinzen Eugen von Savoyen, den englischen Parlamentsredner Edmund Burke und den sardinischen Minister de Maistre.

* Neue Musikalien. Ohne seinen lieben Vettern und Cousinen, den musikalischen Blättern, in's Handwerk fallen zu wollen, darf das Sonntagsblatt wohl gelegentlich einmal seinen Lesern, unter denen es viele weichgeschaffene Seelen weiß, neue Musikalien empfehlen. Da erhalten wir aus dem rührigen Verlage von Senff in Leipzig drei elegante Hefte von Karl Reinecke, „Hausmusik für Pianoforte“, von der man sich nicht durch die Erinnerung an die etwas verunglückte Hausmusik von Riehl abschrecken lassen möge. Hier ist es nicht ein Laie, sondern ein Künstler, der die Musik macht, und zwar so geschickt und anmuthig, wie es nur von einem feinen und poetischen Sinne zu erwarten steht. Aehnlich wie Schumann, hat auch Reinecke gelegentlich den höheren musikalischen Flug durch zeitweilige Einkehr am häuslichen Heerde unterbrochen, und diesmal mit ganz besonderem Glück. Die achtzehn Nummern in den drei Heften sind bei aller großen Verschiedenheit, die unter den einzelnen Sachen obwaltet, doch systematisch und einheitlich gedacht, einfach und natürlich, eine Reihe charakteristischer Bilder von kleinem Umfang und in kleinem Rahmen, der nie durch Excentricitäten gesprengt wird. Die Hausmusik gehört zu dem Besten, was Reinecke, der hier in seinem eigentlichen Elemente als feinsinniger Clavierspieler ist, componirt hat. Die Stücke wenden sich an Spieler von guter und natürlicher Begabung, sind nicht grade schwer, aber verlangen bei unverdorbenem Sinn und gutem Geschmack doch auch einen ziemlichen Grad von technischer Gewandtheit. — Aus einer andern, in der ganzen musikalischen Welt mit Auszeichnung genannten Hand bietet derselbe Verleger den Leuten, die tiefes künstlerisches Interesse mit praktischer Tüchtigkeit verbinden, eine hervorragende Gabe. Frau Wilhelmine Claus-Szarvady, die anmuthige Vertreterin deutscher Musik in Paris, hat aus dem reichen Schatz ihrer als Muster guten Geschmacks bewunderten Concertprogramme drei Hefte von je drei Nummern zusammengestellt. Das erste ist längst von den Clavierspielern begrüßt, die zwei andern folgen soeben. Frau Szarvady hat in denselben einige Erzeugnisse der alten französischen und italienischen Musik, deren Perlen unsere in den Schätzen der Vergangenheit schwelgende Zeit an den Tag fördert, zu neuem Leben berufen. Auch bietet sie die Bearbeitung eines Clavierconcertes mit Begleitung von Streichinstrumenten von Philipp Emanuel Bach nach einem bisher ungedruckten Manuscripte und wird dafür den herzlichen Dank der Kenner ernten. — Ein neues vierhändiges Arrangement der Beethovenschen Symphonieen von L. Winkler, hervorgegangen aus dem Verlage von A. Cranz in Hamburg, dessen Chef jüngst sein fünfzigjähriges Jubelfest beging, verdient Beachtung und ist geeignet, bei den Clavierspielern Beliebtheit und weite Verbreitung zu finden. Strenge Kritiker werden sagen, daß es nicht so vollständig und systematisch treu sei wie das Czernysche, aber es opfert nichts Wesentliches, ist vollkommen claviermäßig und weit angenehmer und spielbarer als jenes. Es hält grade die richtige Mitte zwischen peinlicher Copie des Originals und flüchtiger Dilettantenarbeit, die sich auf diesem Gebiete so oft breit macht. — Ein ganz junger Componist, Eduard Hoffschläger in Bonn, wagt es mit Liedern ein Feld zu betreten, das so ungemein überladen ist. Nachdem wir in den letzten Jahren den sentimentalen Singsang, der sich hier spreizte und die Backen vollnahm, glücklich überwunden haben und nun Gottlob so weit sind, daß sich Gumbert und Consorten im Concertsaal nicht mehr zeigen dürfen, gehört Muth und Zuversicht dazu, Lieder drucken zu lassen. Der junge Componist zeigt indeß eine so tüchtige, gesunde Begabung, daß er sich mit den beiden Heften, die er auf den Liedermarkt bringt, ganz gut sehen lassen kann. Er hat Gedanken und durchschnittlich gute und angemessene Haltung, von denen sich Günstiges für seine weitere Entwickelung erwarten läßt, die er ruhig und unter strenger Aufsicht gedeihen lassen möge. Die beiden Hefte, welche neun Lieder enthalten, sind von der Verlagshandlung von Cranz in Bremen elegant ausgestattet. — Das in der Pianistenwelt berühmte Notturno von John Field ist von Julius Schulhoff neu bearbeitet und herausgegeben worden; der ausgezeichnete Virtuose hat sich der Aufgabe, ein poetisches Musikstück discret zu modernisiren, mit der Gewandtheit, die man an ihm kennt, unterzogen. — Verehrer Anton Rubinsteins werden nach seinen neuesten Gaben greifen. Das sind ein Frauenchor und Altsolo mit Begleitung von Orchester oder Pianoforte, „die Nixe“, von dem russischen Dichter Lermontoff, und fünf Fabeln von Kriloff, componirt für eine Singstimme mit Clavierbegleitung. — Die neue Gesammtausgabe der Werke Beethovens, welche von der Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig so musterhaft besorgt wird, rückt ohne Unterbrechung vor. Die jüngste Sendung bringt die Ouverturen zu Fidelio und Egmont, die beiden Romanzen für Violine, die Phantasie für Clavier mit Chor in C moll, das Rondo für Pianoforte mit Orchester in B dur, die Cantate „Meeresstille und glückliche Fahrt“ und kleinere Claviersachen. — Von der neuen kritischen Ausgabe des wohltemperirten Claviers von Johann Sebastian Bach ist der zweite Band in den Musikalienhandel gekommen. — Die sämmtlichen Lieder ohne Worte von Felix Mendelssohn sind in einer neuen billigen Ausgabe erschienen, welche nur 2⅔ Thaler kostet und großen Absatz finden wird.

Neue Bücher.

* Amerikanische Gedichte von William Cullen Bryant in deutscher Nachbildung nebst Einleitung von Adolf Laun. Vom Dichter autorisirte Ausgabe. Bremen. J. G. Heyse's Verlag 1863. — Laun ist auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur bereits vielfach und mit großem Glück thätig gewesen, und es freut uns sagen zu können, daß die vorgenannte Publication zu dem Besten gehört, was er geliefert hat. Die schön geschriebene Einleitung verbreitet sich zuerst über die eigenthümlichen amerikanischen Verhältnisse, welche, wenn auch im Allgemeinen literarischen Bestrebungen nicht eben günstig, doch Einzelnen ein großes Publikum gewähren, da der Markt dort nicht so überfüllt ist, wie bei uns. Dann wird zwischen den beiden hervorragendsten Lyrikern der Union, Longfellow und Bryant, eine Parallele gezogen und jeder derselben in seiner Eigenthümlichkeit geschildert, wobei natürlich des Letztern besonders eingehend gedacht und die Natur seiner Dichtungen treffend charakterisirt wird. Mit den Grundsätzen, nach welchen Laun bei der deutschen Nachbildung verfuhr, sind wir durchaus einverstanden und bekennen offen, daß diese Uebersetzungen sich unsers Ermessens dem Besten anreihen, was unsre so reiche Uebersetzungsliteratur besitzt. Diese dichterischen Erzeugnisse sind von dem deutschen Nachbildner wirklich mit poetischem Verständniß aufgefaßt und takt- und geschmackvoll wiedergegeben worden, so daß nur in sehr seltenen Fällen ein geringfügiger Ausdruck zum Verräther wird, daß wir eine Uebersetzung vor uns haben. Die Form ist, trotz mannigfacher Schwierigkeit meisterhaft gewahrt, und der berühmte amerikanische Dichter hat volle Ursache, sich zu bedanken für die liebevolle Hingabe, welche seinen poetischen Erzeugnissen hier zu Theil geworden ist und sie in durchaus würdiger Gestalt dem deutschen Lesepublikum übermittelt. **W.**

* Wahre Liebe. Drei Erzählungen von M. Wassermann. Stuttgart, Kitzinger. — Dorfgeschichten aus Schwaben, jedoch mit städtischem Anstrich. Dem Verfasser ist die Vermischung dieser beiden Elemente nicht sonderlich gelungen; er verdirbt seine Sache oft durch eigenthümliche, auffällige und gezwungene Wendungen, wunderliche und wunderlich angebrachte Bemerkungen, schwerfällige Ideen und gesuchte Auflösungen. So hat er in eine seiner Erzählungen den Kaiser Napoleon zum Schlusse hineingezogen, um einen Effekt damit zu machen, der schwerlich bei den meisten der Leser erreicht werden wird. In einer anderen Geschichte muß ein alter Pfarrer, der übrigens recht gut gezeichnet ist, eine ganze Reihe von Bemerkungen über die jungen zelotischen Theologen von heute machen, die tendenziös gehalten sind und keinen nothwendigen Bestandtheil der Erzählung bilden. Der gewählte Titel des Buches paßt übrigens recht gut und wird durch den Inhalt der drei Geschichten gerechtfertigt. Bei weitem die beste ist die erste, „Pause der Sackzeichner", eine ergreifende Begebenheit, welche den Verlauf hat, daß ein hochbegabter Mensch mit einem Todfeinde in Streit geräth, einen Abhang hinabstürzt und durch den Fall so furchtbar zugerichtet wird, daß er, geistig und körperlich zerrüttet, ein jammervolles Leben führt. Der Verfasser ist allerdings der Aufgabe, die er sich hier stellte, nicht gewachsen. Er trifft häufig nicht den rechten Ton, und die Erzählung wirkt eigentlich mehr durch das Rührende und Erschütternde ihres Inhalts als durch die Kunst des Vortrages. Ansätze zu dieser Kunst sind übrigens vorhanden, und dem Verfasser mag später Manches gut gelingen.

* Einfache Geschichten. Von Friedrich Ruperti. Bremen, J. G. Heyse's Verlag. 1864. — Wir haben bereits vor einiger Zeit das Erscheinen dieses neuen Werkes kurz angezeigt und erfüllen jetzt gern die uns obliegende Pflicht, etwas näher auf diese Publication einzugehen. Der Verfasser ist in weiten Kreisen beliebt, und so wird ohne Zweifel auch seine vorliegende Novellen-Sammlung eine beifällige Aufnahme und viele Leser finden. Ein nicht geringer Theil der deutschen Roman- und Novellenschreiber hat es leider den Franzosen abgelauscht, welche Mittel sie anwenden, um fieberhafte Spannung, Gemüthsaufregung und prickelnden Nervenkitzel hervorzurufen, und die haarsträubendsten Knalleffecte werden gewaltsam herbeigeführt, um zu unterhalten. Criminalgeschichten, schauderhafte, mit einem mystischen Halbdunkel umschleierte Verbrechen müssen den Kern hergeben, welchem dann allerlei Firlefanz als Aufputz beigefügt wird. Von geschmackvoller Ausführung ist da natürlich nicht die Rede. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit beiläufig nur an Temme's so viel und gern gelesene Criminalgeschichten, von denen manche, wenn einige auch bescheidenen künstlerischen Ansprüchen genügen, geradezu unerträglich sind. So seine „Dunkle Wege." Und diese unbegreiflich entsetzliche Sprache und Stilistik! Ruperti's Erzählungen, die wir in den „einfachen Geschichten" finden (es sind deren elf) verschmähen ganz und gar jegliches Reizmittel, um den Leser in Spannung zu versetzen; allein verhehlen wollen wir nicht, daß unsers Erachtens die „Einfachen Geschichten" doch auch meist gar zu einfach sind; es fehlt hie und da mehr als nothwendig an Handlung. Dafür entschädigt allerdings die feine, gebildete Schreibweise des Verfassers, die über Alles, was er malt, einen gewissen ruhigen Glanz verbreitet und den Leser in eine behagliche Stimmung versetzt. Sehr gefallen hat uns namentlich die Erzählung „Jugendliebe", doch da der Geschmack verschieden ist, mag vielleicht Andern Andres noch mehr zusagen. Die Erzählung „Eine fromme Frau" leidet an einigen Unwahrscheinlichkeiten, ist aber hin und wieder recht wirksam. Auch der Humor ist vertreten, jedoch liegt über den meisten Schilderungen eine gewisse Melancholie, die besonders stark im „Märchen" zum Ausdruck gelangt. Mit diesen kurzen Andeutungen wollen wir uns begnügen und dem neuesten Werke des verdienten und beliebten Verfassers den besten Erfolg wünschen. **W.**

* Illustrirtes Spielbuch für Knaben. Herausgegeben von Hermann Wagner. Leipzig, Spamer. — Das Buch gehört zu der bekannten illustrirten Jugendbibliothek, welche von der Spamerschen Buchhandlung in Leipzig seit Jahren herausgegeben wird und besonders gegen Weihnachten stets neue Gaben bei der Hand hat. Der Herausgeber dieses Spielbuches, Hermann Wagner in Neuschönefeld bei Leipzig, ist ein eifriger und bewährter Pädagog ohne Zopf und Langeweile, ein kerniger Mann, der Herz und Verstand auf dem rechten Fleck hat. Er liefert davon einen neuen Beweis gleich in der Vorrede zu seinem Buche, welche die gesundesten und vernünftigsten Ansichten über Kindererziehung enthält, Lehrern und Eltern manchen trefflichen Wink giebt und dem Unverstande, der bei vielen ehrenwerthen Leuten sein Wesen treibt, sehr resolut den Text liest. Sein Buch ist von staunenswerther Reichhaltigkeit, die Frucht von jahrelanger, eifriger Beobachtung und praktischer Erfahrung. Man könnte sagen, Eltern und Lehrer müßten die Spiele, zu denen sie die Kinder anhalten sollen, nicht aus Büchern entnehmen, sondern entstehen lassen oder sich ausdenken. Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan, denn dazu gehört Talent, das sich selten findet. Hat man das nicht, so wird die Jugend mit ihren Spielprogrammen nicht viel weiter kommen als die Erwachsenen mit den Touren im Cotillon, der heutzutage noch immer dieselbe geistreiche Auswahl von Blumentour, Namentour, Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w. aufzuweisen hat wie in jenen Tagen, da wir Bälle besuchten und Cotillon tanzten. Wer Lust hat am Spiel der Jugend und es in die richtigen Bahnen leiten will, findet unter den nicht weniger als 1001 Spielen Wagners reiches Material. Dasselbe zerfällt in Spiele im Freien und im Zimmer, enthält auch eine Masse von Liedchen, Räthseln, Scherzfragen, Rebus u. s. w. Ein zweiter Band soll eine höhere Stufe bilden und Anweisung ertheilen in Behandlung und Pflege von Thieren, Blumen und physikalischen Experimenten; auch ein Spielbuch für Mädchen ist in Aussicht gestellt. Die Verlagshandlung hat das Werk mit gewohnter praktischer Einsicht ausgestattet und mit mehr als 500 Abbildungen versehen. Es wird den Eltern als Festgeschenk willkommen sein.

* Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Müller von der Werra. Sechster Jahrgang. 1864. Leipzig, Druck und Verlag des lithographischen Instituts von J. G. Bach. — Die Leser des „Sonntagsblattes" werden entweder aus eigener Anschauung die früheren Bände dieses prachtvollen Jahrbuchs kennen oder sich entsinnen, daß wir alljährlich mit Vergnügen über die hervorragende Erscheinung desselben referirten. Man sieht hier so recht, was beharrliche Ausdauer und ernstes Streben zu leisten vermögen, denn mit jedem Jahre vervollkommnet das Unternehmen sich zusehends. Besonders ist das mit dem artistischen Theile der Fall, der auch im neuen Jahrgange viel des Vortrefflichen darbietet. Wir können auf jedes Einzelne nicht eingehen, dazu gebricht es uns an Raum, doch wollen wir nicht unterlassen, wenigstens Dies und Jenes namhaft zu machen, was vorzugsweise erwähnenswerth ist. Gleich der erste Farbendruck „Städtchen am Rhein" von Hugo Harrer in Nürnberg ist durch Frische der Farben und Sauberkeit der Ausführung höchst anziehend und auch des Leipzigers Carl Heyn „Sommermittag" würde auf ungetheilten Beifall Anspruch machen können, wenn nur das Kornfeld, welches die Mitte des Bildes einnimmt, nicht in der Farbe verfehlt wäre. In der Zeichnung der Bäume höchst gelungen ist August Geist's (München) „Waldkapelle in Franken", und Theobald Aster (Dresden) bringt in „Frühlings Erwachen" eine geniale Skizze. Hervorragend und zu dem Besten der Sammlung gehörig sind jedenfalls die beiden Gegenstücke „der Krieg" und „der Frieden" von dem berühmten Ed. Jacobs in Gotha. Namentlich ist die erstere Composition großartig und in ihren allegorischen Gestalten markig und tief durchdacht. Neben diesem Blatte gebührt unstreitig P. Körle's (München) „Zerbrochener Vase" der erste Preis. Dies Farbendruckbild ist in der Sättigung seiner Töne wirklich unvergleichlich, und wir müssen darauf verzichten, dem Leser eine Schilderung dieser ausgezeichneten Kunstleistung zu liefern. Das will angeschaut sein, und je länger man's ansieht, desto mehr gewinnt es. — Im literarischen Theile finden wir Namen wie Maximilian Beilhack, Adolf Bube, Felix Dahn, Robert Hamerling, Theodor Klein, Gustav von Meyern, Müller von der Werra, Friedrich Rückert, Carl Siebel, Ritter von Tschabuschnigg und J. N. Vogl; Bremen ist durch P. J. Willatzen vertreten. Den Schluß des reichhaltigen Buches bilden einige musikalische Compositionen von C. Kuntze und Graben-Hoffmann in Dresden. **W.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt.

Elfter Jahrgang.

№ 51. Bremen, 20. December. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Wer hat den Adel geadelt?

Von Karl Seifart.

Reuten und Rauben ist keine Schand,
Das thun die Besten in dem Land.
Alter Spruch.

„Fast ganz Deutschland ist eine Räuberhöhle“;“ „Alles ist voll von Räubern, die sich Ritter nennen“; „der ist unter dem Adel der angesehenste, der der räuberischeste ist“; „Untreue auf Lauer liegt, Gewalt auf Straßen siegt, Fried' und Recht sind todeswund;“ — das sind Aeußerungen und Klagen aus dem 12., 13. und 15. Jahrhundert über die in Deutschland vorherrschende Raubsucht, Klagen, die sich fort und fort in damaligen Aufzeichnungen wiederholen. Kaum möchte bei einem andern großen und kulturfähigen Volke die Raubsucht so tief eingewurzelt sein wie bei den Deutschen, und Jahrhunderte lang dauerte dieser von dem deutschen Adel erhaltene Zustand der Rechtsunsicherheit fort, ohne daß von Kaisern und Fürsten wirksame Maßregeln dagegen ergriffen wären oder die ergriffenen mit Nachdruck und Erfolg hätten durchgesetzt werden können. Lediglich der Entwicklung und dem Aufblühen des Bürgerstandes verdankt das jetzige Deutschland seine Kultur und seine Liebe zu einem gesitteten, ordentlichen Leben. Der jetzt vorherrschende Sinn der Deutschen für Recht, Ordnung und Ruhe um jeden Preis, der allerdings auch zur Philiströsität ausartet, ist allein durch das Städteleben entwickelt und in seiner jetzigen Ausbildung von noch sehr jungem Datum.

Von Cäsar bis auf Poggius und Campanus und von Tacitus bis auf Hans von Schweinichen wissen die Schriftsteller, welche deutsche Sitten und Zustände geschildert haben, starke Stücke von dem Hang der Deutschen zur Gewaltthat und Räuberei zu erzählen. Räubereien und Beutezüge gegen Grenznachbaren galten nach Cäsar (de bello Gallico 6, 23) als nicht infamirend, ja man sah in den Raubzügen nothwendige, kriegerische Uebungen für die junge Mannschaft, und rings um ihr Gebiet verwüstete Grenzen zu haben, gereichte den Stämmen zum größten Lobe. Pomponius Mela sagt, daß die Germanen ihr Recht in die Faust setzten und sich der Räuberei nicht schämten, und Tacitus drückt am treffendsten diesen altgermanischen Hang zur blutigen Gewaltthat aus, wenn er sagt: „Die Mittel zur Freigebigkeit (der Fürsten) muß Krieg und Beute gewähren. Das Land pflügen und der Ernte harren, ist minder Beruf für sie, als den Feind herausfordern und Wunden erringen. Ja, es dünkt sie Trägheit und Schlaffheit, durch Schweiß zu erwerben, was durch Blut zu erwerben ist.“

Diese altgermanische Anschauung erhielt sich beim deutschen Adel, nachdem durch denselben die freien Landbauer größtentheils zu Hörigen herabgedrückt waren und der Adel sich allein als „zu den Waffen geboren“ betrachtete, im Allgemeinen bis in's 16. Jahrhundert. In überraschend deutlich ausgesprochener Weise finden wir dieselbe noch im Jahre 1541. Zu dieser Zeit nämlich war der Raubritter Klaus Barner der Schrecken des Stifts Hildesheim; die handschriftliche Chronik von Elbers zählt eine Menge Raub- und Mordthaten dieses Ritters auf und berichtet dann Folgendes: „Im Jahre 1541 gelang es den Hildesheimer Bürgern, den gefährlichen Barner zu fangen und in Gewahrsam zu führen, allein seine adeligen Freunde erschienen bald nachher wohlgerüstet in Hildesheim, traten vor den Rath und verlangten, daß man das Recht nicht gegen ihren Spießgesellen verfolgen, sondern ihn sofort freilassen solle. Als der Rath sich dessen weigerte und vorstellte, welchen Schaden und Ungemach Klaus Barner den Bürgern zugefügt habe, entgegnete der Sprecher der Adligen mit drohender Miene: „Sie hätten den Ackerbau nicht gelernt, und es stehe ihnen nicht zu, durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben, darum solle sich das gemeine Volk (plebs) nicht in die Angelegenheiten der Adligen mischen, ihr Amt sei es, die Fürsten und deren Besitzungen mit den Waffen zu schützen; wenn dem Barner Uebeles geschehe, so würden sie sich auf's Schrecklichste rächen!“

Allein auf den Adel ist also die bei Tacitus (Germania 14.) erwähnte, altgermanische und damals sich auf das ganze freie Volk erstreckende Lebensgewohnheit übergegangen, den Fürsten mit den Waffen zu dienen und sich den Lebensunterhalt nicht durch Arbeit zu erwerben. Ackerbau und ehrlicher Broderwerb standen den zu den Waffen geborenen nicht an, es schien ihnen eben schimpflich, „das durch Schweiß zu erwerben, was durch Blut erworben werden konnte.“ Der Unterschied zwischen der Zeit des Tacitus und der des Klaus Barner ist eben nur der, daß zu des Tacitus Zeiten jeder freie Deutsche zu den Waffen und zu Beutezügen geboren war, während sich später und bis auf Barners Zeit nur der Adel zu der alten Lebensweise und zu Beutezügen berechtigt hielt.

Gegen solch adlige Lebensanschauungen und Gewohnheiten richtete sich nun im späteren Mittelalter auf's kräftigste das

erstarkende, Ordnung und Rechtssicherheit liebende Bürgerthum; es wies das unsittliche, übermüthig beanspruchte Vorrecht des Adels nicht allein kräftig mit den Waffen zurück, sondern verhöhnte dasselbe auch durch Witz und Satire. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung eine Geschichte, welche Johannes Pauli mittheilt: Man führte einen jungen, bürgerlichen Straßenräuber zur Richtstatt aus. Edelleute kommen des Weges und fragen mit Theilnahme nach dem Verbrechen des Delinquenten. Die Leute sprachen, „er hat sich übersehen und hat auf der Straßen etlichen Kaufleuten die Säckel geschüttelt.“ Do das die Edelleut hörten, sprachen sie, „hat er das gehandelt, so wollen wir nicht für ihn bitten, man soll nur behend und flugs ihn abthun, denn wollt er sich understan, was dem frommen Adel allein zusteht, wie wollten wir dann etwas erschnappen?“ — „Das war ein frommer Adel“, setzt Johannes Pauli ironisch hinzu, „Gott sei gelobt, daß man ihr jetzt keinen mehr findet, sonderlich im Frankenland.“

Die Anfänge des durch das Bürgerthum gerichteten und vernichteten adligen Raubwesens können wir bis zum frühen Mittelalter hin verfolgen. Schon im 10. und 11. Jahrhundert bildete sich bei dem berittenen, in festen, ursprünglich gegen die räuberischen Einfälle der Ungarn, Wenden, Sorben u. s. w. errichteten Burgen hausenden Adel die Vorstellung von einer Alleinberechtigung zu den Waffen und zu Beutezügen aus. Das Recht der Selbsthülfe, das Befehdungsrecht oder später sogenannte Faustrecht bildete sich, wenn auch Anfangs neben den bestehenden Rechtsbestimmungen nicht als Recht anerkannt, und ward später von den Kaisern als eine vollendete Thatsache oder als ein nothwendiges Uebel anerkannt und förmlich geregelt. Damit war geradezu eine Sanction des Unrechts ausgesprochen, denn während das wirkliche Recht der Ausdruck des allgemeinen, vernünftigen Willens, ist das Faustrecht das gerade Gegentheil von Recht, nämlich der Ausdruck der allgemeinen Willkür. Aus diesem unrechtlichen Boden erwuchs das Raubritterthum. Nicht allein unzählige, durch den rohesten Eigennutz eingeleitete Fehden, sondern auch förmliche Räubereien verhängten schon zu Heinrichs IV. Zeiten eine allgemeine Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums. Der Mächtigere überfiel und beraubte den Schwächeren und zwang den widerrechtlich Gefangenen, sich durch Lösegeld die Freiheit oder das Leben zu erkaufen; Menschenraub, besonders Jungfernraub, gehörten zu den häufigen Vorkommnissen.

Zu Heinrichs IV. Zeiten war bereits der ganze Harz mit einem Kranze von Raubburgen umgeben, von welchen aus die weitesten Streifereien in's platte Land gemacht wurden. „Täglich machten, wie Lambert von Aschaffenburg erzählt, die Burgleute Ausfälle, raubten, plünderten und legten Tribut auf; unter dem Vorwand, den Zehnten zu erheben, führten sie oft ganze Heerden weg. Die Töchter und Frauen selbst wohlhabender Freigeborener mißhandelten sie im Angesichte der Männer, manche schleppten sie mit auf die Burgen und schickten sie später den Männern mit Schimpf und Schande zurück.“

Eine solche Räuberwirthschaft war aber keineswegs, wie Lambert meint, unter jenem verwahrlosten Kaiser entstanden; schon frühere Chronikenschreiber berichten von den ausgedehnten Räubereien, die sie „unmenschlich und verwerflich“ nennen. Solche Stimmen verständiger und humaner Männer waren indeß sehr vereinzelt, drangen wenig oder gar nicht in die Oeffentlichkeit und steuerten dem Uebel nicht im mindesten. So wie in Deutschland ging's in der ganzen Christenheit her. Wilhelmus von Tyrus († 1188) giebt folgende Schilderung der barbarischen Zustände: „Glaube und Gottesfurcht haben sich fast unter allen Völkern verloren, welche auf Rechtgläubigkeit Anspruch machen; Gewaltthätigkeit, Arglist und Bosheit herrschen in allen Ländern, Fürsten und Grafen rauben und plündern.“ In Deutschland aber muß es besonders schlimm ausgesehen haben, denn Saxo Grammatikus beklagt den Verfall der Sitten unter den Dänen und sieht den Grund davon in der Nachahmung der Deutschen. In ähnlichen Klagen wie diese Chronisten ergehen sich auch Otto von Freisingen und Konrad von Ursberg; nach diesem nahmen Fehden und Räubereien dermaßen überhand, daß man nicht ohne die größte Lebensgefahr von seinem Wohnorte bis zu dem nächsten Dorfe gehen konnte. Man kann sich kaum einen Begriff machen von der damaligen Unsicherheit, selbst in den entstehenden Städten. In der Gesetzrevision und Sammlung, welche im 12. Jahrhundert Bischof Burkhard von Worms veranstaltete, hieß es unter anderm: „Wenn einer in der Stadt gegen einen andern das Schwert zieht oder Pfeil und Bogen spannt oder mit der Lanze zielt, soll er um 60 Silberlinge bestraft werden. Um aber die vielen Todtschläge zu verhüten, welche fast täglich unter uns begangen werden, indem einer wegen Nichts oder in der Trunkenheit oder aus Uebermuth wüthend auf den andern eindringt, deßhalb haben wir solche Bestimmungen vorgeschrieben.“ — Bei weiterer Ausbildung des Städtewesens wurden solche Strafbestimmungen gegen Unfug und Rohheit vermehrt und verschärft, so daß sich hier je länger je mehr ein ordentliches, friedliches Zusammenleben bildete; auf dem mit unzähligen Raubburgen übersäeten Lande dagegen dauerte der alte Unfug fort, so daß das 13. Jahrhundert als das allerräuberischeste erscheint. Zwar schritten Kaiser und mächtige Dynasten dagegen ein, wie denn allein Rudolf von Habsburg im Jahre 1290 in Thüringen 66 Raubschlösser zerstören und 29 Raubritter hängen ließ, aber das half dem Uebel nicht ab. In demselben Jahrhundert wurde auch als ein Versuch zur Abhülfe auf dem Reichstage zu Mainz ein sogenannter Landfriede festgesetzt, dem aber nie zu trauen war; das erste Capitel beginnt gleich mit der Ueberschrift: „Wenn ein Sohn mit seinem Vater kriegt“ u. s. w. „Ich zweifle sehr“, sagt ein gelehrter und ehrlicher Mann aus der Zeit der Aufklärung, Michael Ignaz Schmidt, „ob irgend ein Gesetz in der Welt damit anfange, die Strafen gegen einen Sohn festzusetzen, der seinen Vater von seinem Gut verstößt, ihm mit Brennen und Rauben Schaden zufügt oder ihn in's Gefängniß bringt.“

Außer offenbarer Räuberei machte sich der Adel auch der gröbsten Erpressung durch aufgelegte Zölle und aufgezwungene Sicherheitsgeleite schuldig; dies führte zu einer empfindlichen Störung des Handels und brachte die erstarkenden Städte immer energischer gegen den Raubadel in den Harnisch. Viele fahrende Kaufleute kauften sich von dem lästigen Geleit los und wollten sich lieber selbst gegen die Räuber schützen, der adelige Tick der Zeit wollte ihnen aber nicht einmal diese Selbsthülfe erlauben und beschränkte dieselbe durch Vorschriften, nach welchen die Kaufleute keine vollständige Rüstung und das Schwert nicht an der Seite tragen, sondern auf den Wagen legen oder am Sattel befestigen sollten. — Um 1255 brachte Wilhelm von Holland wieder einen Landfrieden zu Stande, in welchem es unter anderm heißt: „Wir sagen unserm Herrn und Gott Dank, daß er das Geschrei der Armen, die zu den Zeiten des Kriegs und der Fehden durch die Tyrannei nichtswürdiger Menschen arm gemacht sind und beständig unterdrückt wurden, väterlich erhört und den Frieden, der seit langer Zeit verbannt war, auf wunderbare Weise und durch seine Macht der Welt wiedergegeben hat.“ — Trotz solchen schönen Worten blieb es indeß beim Alten; nach Wilhelms Tode und auch noch bei seinen Lebzeiten that Jeder, was ihm die Willkür eingab. Eine Thüringer Chronik zeichnet die Zustände des dreizehnten Jahrhunderts mit folgenden Worten! „Als der römische König Heinrich (Raspe) ohne Leibeserben starb und das

römische Reich ledig war, entstand viel Uebeles und Bosheit auf dem Land zu Thüringen und Hessen; denn ein Jeglicher wollte des andern Herr sein. Da waren zween Ritter, Herr Herwig von Hurselgau und Herr Johann Otze mit andern ihrer Helfer, die huben an und raubten von Eisenach an zween Enden und trieben alles Vieh weg. Die edelen Mächtigen erwählten Berge und baueten Schlosse, wo sie wollten.“ Mit diesen Schlössern, die schon in früheren Jahrhunderten eine unerträgliche Plage Deutschlands gewesen waren, ward das Reich jetzt ganz übersäet, und die dieser Zeit angehörenden mittelhochdeutschen Gedichte erwähnen häufig des von diesen Schlössern ausgehenden Raubens als einer Gewohnheit; so die Nibelungen, Walther von der Vogelweide, besonders aber das Gedicht von Meiersohn Helmbrecht.

In einer Abhandlung, welche ich unter dem Pseudonamen Balthasar Ritter im Jahrgang 1856 von Otto Wigands Jahrbüchern über das Raub- und Fehdewesen erscheinen ließ, habe ich aus dem letzteren Gedichte Alles, was sich auf das Raubwesen bezieht, mitgetheilt; der Meiersohn Helmbrecht ist die beste und ausführlichste Quelle für jene Unsitte im 13. Jahrhundert. Zugleich geht aus dem Gedichte hervor, daß die Räuberei dem bürgerlichen und bäuerlichen Bewußtsein schon gemein und niederträchtig erschien und daß man kräftige polizeiliche Maßregeln dagegen ergriff. Der Inhalt des Gedichts ist kurz folgender: Ein alter Bauer warnt eindringlich seinen hoffärtigen Sohn, der der Feldarbeit müde ist, adelig Handwerk treiben will und nach ritterlichen Thaten dürstet, vor solcher Laufbahn und räth ihm, lieber Wasser zu trinken, als sich durch Raub Wein zu erkaufen; allein der Sohn läßt sich nicht rathen und geht unter die Schnapphähne. Helmbrecht wird Knappe auf einer Burg und ein ausgezeichneter Räuber; „kein Raub war ihm zu klein, er nahm, was rauh und was bloß war, er nahm das Roß und das Rind, er nahm die Geis und den Bock, den Mantel und den Rock und ließ dem Mann nicht Löffelswerth.“ Nachdem Helmbrecht ein Jahr auf der Raubburg oder „bei Hofe“ gewesen ist, nimmt er Urlaub, kehrt zu seinen Eltern zurück und renommirt ihnen von ritterlicher „höfischer“ Sprache und Sitte vor: „Wer lügen kann, heißt es, der ist beliebt, Betrügen ist wohlanständig, Doppelzüngigkeit gilt für Tugend.“ — Der alte Helmbrecht schüttelt den Kopf zu diesen adligen Sitten und fährt fort, dem Sohn das Niederträchtige seines Gewerbes auszumalen. Aber umsonst. Mit bitterem Sarkasmus läßt darauf der Verfasser des Gedichts (Wilhelm der Gartenäre) den Räuber dem Alten gegenüber Scheingründe aussprechen, wie sie wohl die Ritter anführen mochten, um ihre Räubereien zu rechtfertigen:

> „Auch weiß ich einen reichen Mann,
> Der hat mir groß Leid gethan,
> Der aß zu den Krapfen Brod,
> Räch' ich das nicht, so ist's mein Tod.“

Das kommt auch auf das schon im 13. Jahrhundert bekannte Sprichwort hinaus: „Wenn man den Hund hängen will, muß er Leder gefressen haben.“ — Nachdem sich der Vater über diese zureichenden Gründe für Raub und Rache und über die Lebensweise seines Sohnes überhaupt genugsam gewundert hat, fährt Helmbrecht in der Aufzählung seiner Heldenthaten fort und thut uns kund, wie der Raubritter mit den Bauern umzuspringen pflegte. „Diesem, heißt es, drücke ich ein Auge aus, jenen binde ich in einem Ameisenhaufen fest; andern reiße ich Riemen aus der Haut oder hänge sie an die Weide; Alles, was die Bauern haben, ist mein.“ — Im weiteren Verlauf des Gedichts wird sodann erzählt, wie Helmbrecht von den Schergen gefangen und bestraft wird. Die Stelle über die Schergen, mittelalterliche Gensd'armen, ist außerordentlich interessant, weil sie Zeugniß von einer bereits gut ausgebildeten Polizei giebt, die ein Schrecken der Räuber war. Die Schergen waren sehr gefürchtet. Schlüge ein Dieb, sagt der Dichter, ein ganzes Heer, gegen den Schergen hat er keine Wehr; sobald er ihn von fern sieht, bedeckt Todtenblässe sein Gesicht, und wie kühn und schnell er auch sonst immer gewesen sein mag, ihn fängt ein lahmer Scherge. Die Schergen fangen den Helmbrecht mit neun Spießgesellen, die sofort gehenkt werden, Helmbrecht aber wird zuvor von den Schergen verstümmelt und dann erst gehenkt. So konnte, wenn es sein Unstern wollte, ein Räuber damals enden, auch gerädert wurden bereits im 13. Jahrhundert hin und wieder die Schnapphähne, wie denn schon Cäsarius von Heisterbach lebendig auf's Rad gelegter Räuber erwähnt. Freilich räderte und henkte man damals nicht allein in Nürnberg, sondern auch sonst Keinen, ehe man ihn hatte. Manchen mächtigen und auf unbezwinglichen Burgen wohnenden „Schächern“ konnte man gar nicht beikommen, diese übten ungestraft die schändlichsten Thaten, und ihre Verließe wurden häufig das schaudervolle Grab ihrer Racheopfer oder ganz unschuldig Gefangener, welche sich durch Lösegeld nicht befreien konnten.

Landfrieden und Schergen konnten dem Uebel nicht steuern, es wucherte vielmehr auch in die folgenden Jahrhunderte über. So traten im 14. Jahrhundert räuberische Ganerben zusammen und bildeten ganze Banden, es entstand die Stegreifgesellschaft, Benglergesellschaft, Bärengesellschaft, Falknergesellschaft u. s. w.; „wenn je eine ritterliche Geselschaft“, sagt Klüber in den Erläuterungen zu St. Pelaye, „den Eigenschaften des Thiers, welches sie zu ihrem Merkzeichen erwählt hatte, sich gemäß verhielt, so hat es diese gethan.“ Diesen Räuberbanden gegenüber bildeten nun die Städte die bekannten mächtigen Städtebünde, ihrer nachdrücklichen Bekämpfung des Raubgesindels verdanken wir die Herstellung von Recht, Ordnung, Sitte und Kultur; hinter den schützenden Mauern und Wällen entwickelten sich allgemach Handwerk, Kunst und Wissenschaft, während die adligen Räuber nur höchst selten lesen und schreiben konnten.

Die Art und Weise, womit die Raubritter bei ihren Räubereien verfuhren, war überall in Deutschland so ziemlich dieselbe. Die gewöhnlichste und älteste Art des Raubens bestand in einem gewaltsamen Wegtreiben fremden Viehs, wobei die Hirten in der Regel erschlagen wurden; solcher Raub war mit wenig Gefahr verbunden, und das platte Land bot ihn überall. Besser gerüstet und auf einen Kampf gefaßt mußten die „Schächer“ indeß sein, wenn sie aus einem Hinterhalte einzelne fahrende Kaufleute oder ganze Karawanen ansprengten, wenn sie „wegelagerten“. Schien solchen Wegelagerern der rechte Augenblick gekommen zu sein, so suchten sie die Reisenden durch einen plötzlichen Ueberfall zu verwirren, sie sprengten sie an mit gespannter Armbrust, warfen sie nieder, schlugen ihnen die Wagen und Kisten auf, schwangen ihnen die Taschen und Wetschger aus, daß auch mit einer Pechpfanne kein Heller mehr darin zu finden war. Was Widerstand versuchte, wurde sofort erschossen, erstochen oder zusammengehauen. Ließ sich erwarten, daß die Gefangenen sich „ranzioniren“, d. h. durch Lösegeld loskaufen konnten, so wurden sie von den Plackern (plagiarii, d. h. Menschenräuber) auf die Burg geschleppt und ihnen das Lösegeld abgequält. Die Grausamkeit und Willkür hatte dabei einen weiten und scheußlichen Spielraum; wenn ein Raubritter einem Niedergeworfenen Hand und Fuß abhieb, so wurde ihm das nicht weiter übelgenommen, denn besonders diese Art von Verstümmelung war zur Sitte geworden. Bekannt ist, daß Götz von Berlichingen einen Niedergeworfenen mit Handabhauen bedroht, als der Unglückliche aber die Hand auf den Block legt und sich bereit macht, den Streich zu empfangen, begnadigt ihn der Ritter mit einem Fußtritt. In dem Ausschreiben

der Bauern, welches Sartorius S. 391 in der Geschichte des Bauernkriegs mittheilt, heißt es: „Es ist kund, offenbar und unverborgen, wie bisher die Gewerb, Kaufleut, und die, so die Straßen gebaut, auch der gemeine Mann, vielfältiglich, mächtiglich, merklich beschädigt, Händ und Füß abgehauen, Ohren abgeschnitten, erstochen, gefangen, gekerkert, gestöckt und gepflöckt ist.“

Sehr reiches Material zur Geschichte des späteren Raub- und Fehdewesens und besonders der Plackereien, welche seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Nürnberger zu leiden hatten, giebt Roth in seiner Geschichte des Nürnberger Handels nach Mülners Annalen und andern Aufzeichnungen. Vieles darin malt den Charakter und die Sitten der Zeit so anschaulich, daß wir es seinem Wortlaut nach mittheilen: „Appel (Appollanus, Eppelein) von Gailingen griff im Jahre 1381 mit seinen raubsüchtigen Gesellen etliche Nürnbergsche Fuhrleute bei Dachau an und spannte von 32 Wagen die Pferde ab, und zu Walrode raubte er verschiedenen Kaufleuten die Waaren.“ — „In diesem Jahre haben Burkhard und Ernst v. Seckendorf sammt ihren Helfern ein Reiten gethan wider Hilpold von Stein, dessen Feinde sie waren, und haben gehabt 300 Glasen (Lanzen), und obwohl die Stadt Nürnberg mit dieser Fehde nichts zu thun gehabt, seien doch die nürnbergischen Unterthanen merklich damit beschädigt und ihnen über 30 Höf und Güter abgebrannt worden.“ Zum Jahre 1397 heißt es: „Es sind aber dieser Zeiten über die maßen sehr beschwerliche Läuften gewest, wegen der Plackereien und Straßenräuberei, deren der Adel bei währendem Städtekrieg gewohnt und davon nicht ablassen wollen. Hermann und Eber vom Berg und viele Edele haben dem Rath zu Nürnberg abgesagt, Rudel Hutzenberger hat abgesagt wegen Sold, den ihm der König schuldig geblieben und den er deßhalb bei den Reichsstädten suchen wollen; item hat Schelm von Bergen sammt vielen Helfern abgesagt. — Diesen unaufhörlichen Plackereien zu steuern, ist König Wenzel von Rotenburg gen Nürnberg kommen und hat mit benachbarten Städten eine Vereinigung gemacht, die Raubnester, in denen sich die Placker hielten, heimzusuchen und hat dazu zu geben versprochen fünfzig mit Glasen, eine große Büchsen (Kanone) und darzu Pulver und Zeug die Nothdurft. Pfalzgraf Ruprecht, der Bischof von Bamberg, item der Burggraf zu Nürnberg haben jeder zu schicken versprochen, fünfzehn mit Glasen, fünfzehn Schützen zu Roß, eine Püchsen, die eines Centners Schwere scheußt, ein Centner Pulver, zwanzig Stein, zween Zimmermann und zween Steinmetzen.“ Diese und andere Bundesgenossen haben „den Befehl gehabt, wo sie verläumdete (d. h. solche, die bösen Leumund hatten, Räuber) Leut wissen, für derselben Schloß sollen sie ziehen und nicht davon kommen, bis dieselben erobert worden. Die soll man alsdann zerbrechen und nimmer wieder bauen, und was man für verläumbdete, schädliche Leut darin findt, die soll der Hauptmann von Stund an lassen höhen oder henken.“ — So geschah es, viele Raubschlösser wurden erobert und ihre Insassen hart bestraft, aber trotz dieses scharfen Rache- und Zerstörungszuges heißt es doch schon wieder beim folgenden Jahre: „Die Plackerei und Räuberei des Adels ist dies Jahr (1398) mit Gewalt wiederumb in Schwang gegangen und haben vielleicht die frommen Edelleut etwas hart empfunden, daß man ihnen im vergangenen Jahr etliche Nester zerstört.“

Im Jahre 1399 lesen wir wieder dieselben Klagen über Räuberei, und von den Jahren 1400 und 1401 heißt es: „Die Plackereien gehen noch immer in Schwang.“ Man zahlte auch wohl den Raubrittern, um Ruhe zu haben, einen Tribut; denn S. 159 zum Jahr 1421 heißt es: „Es hat das Ansehen, daß man dieser Zeit oftmals solche Befehder durch geringen Abtrag und andere Mittel zur Aussöhnung kommen lassen, damit sie es nicht noch gröber gemacht haben. 1441 hat der Rath zwei Raubnester, Ingelstatt und Gibelstatt, genommen und ausgebrennt und darinnen Wilhelm von Elm, einen Verläumder und Placker, der auf freier Landstraßen unbesagt und unverwahrt seiner Ehren Pertholb Volbamer raublich angegriffen, sammt noch achtzehn Reisigen gefangen. Er ist auch hernach zu Rothenburg justificirt worden.“ Jetzt werden überhaupt die Nachrichten häufiger, daß die Raubritter nach Urtheil und Recht mit dem Leben büßen mußten; so ließ im Jahre 1446 Herzog Albrecht von Baiern 500 Placker henken, ertränken und köpfen (nach Aventin L. 7). In demselben Jahre wurden auch 17 Placker in Nürnberg hingerichtet. Von nun an erfolgen dort in jedem Jahre zahlreiche Hinrichtungen von Räubern; auch zum Feuer wurden Räuber verurtheilt, doch verfügte man diese Todesstrafe, wie es scheint, mehr gegen bürgerliche Verbrecher. So berichtet der Annalist zum Jahr 1456: Ulrich Weber und Hänslein Hanpreuner sind zu Außen lebendig und mit ihnen der Schwarz Endres, so in der Gefängnuß verstorben, tod, als Straßenräuber und Mörder verbrannt. Trotz dieser Strafen heißt es indeß wieder im folgenden Jahre: „Es ist dies Jahr wieder große Plackerei getrieben worden.“ Die Strafen fruchteten nicht viel, das Rauben war zur Leidenschaft, zur nobeln Passion geworden. So war im Jahre 1464 noch folgende Geschichte möglich: „Zur Zeit der Frankfurter Herbstmeß haben etliche adelmäßige Taschenklopfer bei 250 Pferd zusammengebracht und den Nürnbergschen Kaufleuten, so aus gedachter Meß gereis't, auf den Dienst warten und sie im Würzburgschen Geleit angreifen wollen. Der Bischof von Würzburg aber hat 450 Pferde zusammengebracht, sie angegriffen und aus ihnen 40 vom Adel und 83 Knecht gefangen.“

Selbst fürstliche Personen raubten. „1465 hat Herzog Friedrich zu Braunschweig, Endres Zerniger und Berenz Egen, Nürnbergischen Kaufleuten im Stift Hildesheim, in gehabtem Geleit, viel Kaufmannswaaren genommen, in sein Schloß führen, aufhauen und ausbeuten lassen, obwohl der Rath zu Nürnberg mit dem Herzoge zu Braunschweig dieser Zeit in Ungutem nichts zu thuen und derowegen die Nürnbergischen Bürger sich dergleichen nicht besorgt gehabt. Derowegen der Rath die Sach an den Kaiser gebracht und gebeten, dem Herzoge die Restitution zu mandiren, wie auch geschehen.“

In demselben Jahre hatten die Nürnberger auf die lebendige Einbringung Schüttensamens, eines grausamen Plackers, 800 Gulden gesetzt, wer ihn aber todt einbrächte, sollte 400 Gulden haben (Roth, a. a. O., S. 236). Diesen Schüttensamen verbargen die Adligen auf ihren Schlössern, obwohl sie von den Nürnbergern darauf aufmerksam gemacht wurden, daß dies wider die goldene Bulle sei. Schüttensamen beging unglaublich viele Raub- und Mordthaten, so heißt es: „Einem Bambergschen Unterthan haben sie Händ und Füß abgehauen und hat ihm Adam Wildehund die Arme gehalten.“ Als Schüttensamen endlich gefangen ward, verwendeten sich für ihn Adel und Domherren, aber vergebens, er wurde lebendig verbrannt.

Gegen Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts minderten sich durch die straffer angezogenen Bestimmungen des Landfriedens die Plackereien in etwas, hörten aber noch keineswegs ganz auf; selbst noch nachdem 1532 Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung publicirt war, stoßen wir noch auf Befehdungen, Selbsthülfe und Menschenraub. So berichtet aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts Roth wiederum folgendes: „Heinrich Flück, ein fürnehmer Kaufmann, ist im Voigtlande gefangen, lange Zeit aus einem Raubhaus in das andere geschleppt und grausam gepeinigt worden, bis er endlich im Gefängniß gestorben.“ —

Also noch ganz die unmenschliche, viehische Weise, von welcher aus früheren Jahrhunderten die Urspergsche Chronik und Trithemius erzählten. — „1513 haben Philipp Götz, Wolf und Philipp der Junge, alle von Berlichingen, mit ihren Helfern einen Wagen mit Kaufmannswaaren von Nürnberg nach Straßburg gehend und den Welsern von Augsburg zuständig, im Zuckmantel angehalten und geplündert; Kaiser Maximilian ließ sogleich auf Requisition Anton Welsers ein ernstlich Mandat, darinnen er die Thäter Heckenreuter und Straßenräuber nennt, an gesammte Stände ergehen."

Wir ersehen aus diesem kaiserlichen Mandate, daß höheren Orts das Buschkleppen und Placken schon beim rechten Namen genannt und als ehrlos und entwürdigend betrachtet wurde. Das war auch schon, wie wir aus dem Institut der Schergen und aus dem Gedicht von Helmbrecht erfahren haben, im früheren Mittelalter der Fall gewesen, aber nicht so allgemein wie beim Beginn der neuen Zeit, wo außer dem Kaiser auch andere deutsche Fürsten mit Verachtung auf den räuberischen Adel herabsahen und energisch gegen ihn einschritten. Unter diesen Fürsten, welche mit größter Strenge die Beobachtung des Landfriedens durchsetzten, ist Kurfürst Joachim von Brandenburg hervorzuheben; er verfuhr mit aller Strenge der Gesetze gegen den Raubadel seines Landes. Daher hatte ein Adliger, von Ottenstädt, die Frechheit, dem Kurfürsten an die Thür seines Schlafgemachs zu schreiben:

Markgraf Joachim, hüte dich,
Wo wir dich kriegen, so henken wir dich!

Mit dieser Drohung sollte von den Heckenreutern, welche sich in einen Hinterhalt gelegt hatten, wirklich Ernst gemacht werden, aber der Kurfürst wurde gewarnt, Ottenstädt gefangen, enthauptet und sein Kopf zum Schrecken der Spießgesellen auf eine eiserne Stange gesteckt. Der Kurfürst räumte so lange mit Galgen, Rad und Schwert unter dem Raubadel auf, bis endlich die Beobachtung des Landfriedens in seinem Lande für alle Zeiten gesichert war. Sehr hübsch und durch ein umsichtiges Studium der Sitten und Denkweise der Zeit gestützt, hat Willibald Alexis in seinem historischen Roman „die Hosen des Herrn von Bredow" diesen Kampf Joachims gegen den Raubadel veranschaulicht.

Nach Joachims Beispiel wurden nun überall in Deutschland gegen Wegelagerer, Schächer, Befehder, Krippenreuter, Heckenreuter, Buschklepper, Taschenschwinger, Taschenklopfer, Schnapphähne, Waldfischer u. s. w. die strengsten Strafen verhängt. Weit nachdrücklicher aber als diese Strafen half die unter dem Schutze des städtischen Gemeindelebens aufkeimende Bildung dem Uebel ab. Der Adel blieb der sich ausbreitenden Bildung nicht ganz fremd, begann sich allgemach seiner Passion für die Räuberei zu schämen und wandte sich vielfach dem Ackerbau und den Studien zu. Der Sinn für Rechtssicherheit und Gesetzlichkeit, welcher im Schooße der Städte erwachsen war, ergriff auch die Gemüther des Adels und machte ihn ehrenhaft. Das mag dem junkerlichen Uebermuth, wo sich derselbe heute noch breit macht, wunderlich genug vorkommen, daß der Adel seine Ehrenhaftigkeit und seinen heute mit dem ganzen Volke getheilten Abscheu gegen eins der gemeinsten Verbrechen vorzugsweise dem von ihm häufig so gering angesehenen „Spießbürgerthum" zu danken hat. Aber die Sache verhält sich so; erst die Bürger haben den Adel geadelt. Das deutsche Bürgerthum hat sowohl durch tapfere Gegenwehr im Wege der Gewalt, als auch vorzüglich durch die hinter den schützenden Mauern der Städte gepflegte Bildung und Gesittung, dem Adel wie dem gesammten Volke den ehrenwerthen und achtungsvollen Namen erworben, dessen sich der Deutsche der neuen Zeit erfreut. Dem deutschen Bürgerthume verdanken wir wesentlich die hohe Kulturstufe, auf welcher wir stehen; die Kirche, deren Diener im Mittelalter selbst die empörendsten Rohheiten und Grausamkeiten begingen, hat nur wenig Verdienst um unsere Vermenschlichung, noch viel weniger aber der Adel, der im Kampfe mit dem zum Besseren aufstrebenden Bürgerthume länger als ein Jahrtausend die primitivsten Anschauungen altgermanischer Rohheit unter sich bewahrte und Deutschland dadurch zur Räuberhöhle machte.

---

* Ein Fest im Thüringerwalde.

Im Sommer dieses Jahres 1863 feierte die Kaltwasserheilanstalt in Ilmenau das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Man hatte dazu — nach der anderwärts herrschenden Mode, deren Nachahmung jedoch gerade hier offenbar etwas von Hyperkultur an sich trug, — drei Tage: den 31. Juli, 1. und 2. August, bestimmt, und man war eifrig bemüht gewesen, dieser dreitägigen Feier eine gewisse Mannichfaltigkeit zu geben, um eben die Zeit der drei Tage auszufüllen. Sehr geschickt und zweckmäßig lehnte sich das Festprogramm wesentlich an die Natur des Orts und an die nächsten Umgebungen desselben an, und dadurch erhielt das Fest im Allgemeinen den Charakter eines einfachen Naturfestes und harmloser Naturfreude, der ihm auch um so gewisser blieb, da die Witterung im Ganzen das Fest begünstigte, und sie es ihm gestattete, jenem Charakter gemäß sich selbst den entsprechenden Ausdruck zu geben. Es bewährte sich dabei in Ilmenau in gewisser Hinsicht „das gefühlvolle Herz des Thüringer Waldes", wie Ludwig Storch Ilmenau selbst nennt, indem in den Festanordnungen, in den Zügen durch das nahe liebliche Thal, so wie in den Waldpartieen nach einzeln gelegenen schönen Punkten der ferneren Umgegend dieses „gefühlvolle Herz" Sprache und Ausdruck gewann. Die frische Anmuth und Lieblichkeit der dortigen Natur paßte dazu in harmonischer Weise, und es lag hierin ein seltener Vorzug, der es dem Feste in diesem Betrachte leicht machte, seinen wesentlichen Charakter eines harmlosen Naturfestes in aller Naivetät darzulegen. Freilich konnte es auch hier an gewissem Nebenschmuck und Nebenwerk einer berechnenden Kultur oder Hyperkultur nicht ganz fehlen, die mit dem einfachen Naturcharakter des Festes nicht ganz im Einklang stand; aber es liegt nun einmal in unsern künstlich gemachten Verhältnissen und verschrobenen Zuständen, daß wir uns von der Natur und von der Einfachheit des Lebens gerade da am meisten entfernen, wo nur in ihr das alleinberechtigte Gefühl der Freude seinen wahren Ausdruck suchen und finden sollte. Gerade bei solchen Gelegenheiten feiert unsere materielle, nach Stoffwechsel lüsterne Zeit am liebsten ihre Feste. Brannten am Vorabend der Feier (am 30. Juli) die Feuer vielleicht gar zu einfach und spärlich, wodurch eine Erleuchtung der nächstliegenden Höhenpunkte erzielt werden sollte, so hätte das Festessen, womit man gleich den ersten Tag der dreitägigen Feier auszeichnete, den Charakter der Einfachheit, der im Wesentlichen das Fest belebte und durchdrang, mehr und entschiedener an sich tragen sollen, als der Fall war. Dagegen zeigte es wieder in den Reden und Toasten, die dabei zu Tage gefördert wurden, einen gar zu einfachen, sich selbst genügenden, engen und niedrigen Stand- und Gesichtspunkt, der es kaum gestattete, anderen Beziehungen als denen eines örtlichen und territorialen Patriotismus einen bestimmten Ausdruck zu gewähren. Kann man sich auch wohl gern geneigt zeigen, dieser Bescheidenheit eine gewisse Anerkennung nicht zu versagen, sie ihr vielmehr offen zuzugestehen, so kann es doch nicht für Unbescheidenheit gelten, der Stellung sich bewußt zu sein und des ohne unser Verdienst uns zu Theil

gewordenen Vorzugs in gerechtem Stolze uns zu freuen, darum aber auch diesem Bewußtsein zu rechter Zeit den rechten Ausdruck zu verleihen. Politischen Rodomontaden und einer widerlichen Ueberschwänglichkeit leerer politischer Schlagwörter und Phraseologien reden wir damit in keiner Weise das Wort; aber wir wünschen, daß gewisse poetische Anschauungen, die in der Vergangenheit ihre thatsächliche Begründung finden, auch für Gegenwart und Zukunft ihren menschlich-veredelnden Einfluß nimmer verlieren mögen. Die Blüthe ächter Humanität trägt allenthalben ihre schönsten Früchte, und unsere materielle und materialistische Zeit bedarf ihrer zu wahrem geistigen Wohlsein in einem besonderen Grade.

Es kann gerade hier dahingestellt bleiben, ob es wirklich in Ilmenau an „städtischem Comfort" gebricht; doch sind wir unter allen Umständen der Meinung, daß Niemand, gegenüber „dem frischen thüringischen Waldleben", über solchen Mangel besondere Klage führen und dadurch für die dortigen reichen und belebenden Naturgenüsse sich verstimmen lassen werde. Indeß hat doch alles seine Grenze, und man darf nicht leugnen wollen, daß denjenigen Ansprüchen gegenüber, die die Einwohner des „gefühlvollen Herzeens des Thüringer Waldes" — nämlich Ilmenau's — im Allgemeinen und Einzelnen an ihre Gäste, vornehmlich an solche machen, die sich dort auf Wochen eine Heimath gründen wollen und sich häuslich in jenem „Herzen" niederlassen, auch auf Seite dieser Letzteren gar leicht gewisse Ansprüche erwachen, denen die Leistungen der Ersteren nicht gerecht werden. Diese Leistungen bleiben nicht selten hinter den bescheidensten Ansprüchen an Häuslichkeit und Gemüthlichkeit gar zu sehr zurück, und der in Anspruch genommene Geldbeutel der Fremden kann in einzelnen Fällen eben so wenig schadlos halten, als das frische thüringische Waldleben mit allen seinen mannigfaltigen Reizen. Dazu wird auch dort durch den zunehmenden Fremdenverkehr während der Sommermonate der Egoismus und Eigennutz in seinen innersten Tiefen gar zu gewaltig aufgerührt und aufgerüttelt, und beide wissen unter den verschiedensten, scheinbar berechtigtsten Formen in kaleidoskopischer Gestaltung und chamäleontischer Abwechselung ihre Befriedigung zu finden. Man kann in diesen Beziehungen während eines längeren Aufenthalts daselbst die merkwürdigsten Erfahrungen machen, und man wird das Widerwärtige derselben zugestehen müssen, wenn man nicht in gewisser Blasirtheit und in eben so vornehmthuender als leichtfertiger Gleichgültigkeit es vorziehen sollte, die Sache selbst aus Schwäche an und für sich ablängnen zu wollen. Kein Vernünftiger wird sich dadurch mehr als recht und billig verstimmen lassen, aber die Thatsache selbst wird dadurch nicht geändert, und man kann ihr den Stachel auch durch die Erwägung und durch die, vielleicht selbst erlebten Erfahrungen nicht abbrechen wollen, daß es auf solchen Gebieten auch anderswo nicht anders ist, und daß überall ein Jeder — sich selbst als den nächsten betrachten zu dürfen meint. Die Weltklugheit spielt nun einmal in dieser Zeit eine gar vornehme Rolle, und es gilt ihr zum Zwecke ein jedes Mittel gleich, wenn sie nur ihres Zieles gewiß ist. Dabei bleibt es auch eine traurige Erfahrung, daß — wie wir glaubhaft haben versichern hören — das „gefühlvolle Herz des Thüringer Waldes" durch große Vergnügungssucht und gewisse sittlich-gesellschaftliche Schwächen sich auszeichnet, die sich durch alle Klassen der Einwohner bis zu den Dienstboten herab hindurchziehen.

---

* Zur Erzählungs-Literatur.

*Buntes Laub. Sagen, Arabesken und Märchen für die reifere Jugend. Von M. Mindermann. Bremen, A. D. Geisler, 1863. — Die Verfasserin des oben angezeigten Werkes hat als Jugendschriftstellerin auf dem Gebiete der Erzählung bereits sich einen geachteten Namen erworben, und auch diese neue Sammlung beweist ihr entschiedenes Talent dafür. Sie erfindet leicht, es fehlt ihr nicht an Gedanken, und sie besitzt ein die Leiden und Freuden der Menschheit mitempfindendes, warmes Herz. Und dabei hat sie eine Reinheit und Sorgfalt der Form, die um so anerkennenswerther ist, je leichtfertiger in neuerer Zeit viele Schriftsteller dieses Faches mit der Sprache umzuspringen sich erlauben. Die hier mitgetheilten acht Erzählungen, welche durchschnittlich dem Gebiete des Märchens angehören, sind nicht alle von demselben Werthe, wie das auch wohl keiner von einer solchen Sammlung verlangen wird. Am wenigsten hat uns das kleine Stück „der Fingerhut und die Scheere" zugesagt. Bei solchen Stoffen, die freilich der Däne Andersen auch angewendet hat, läßt sich der Märchencharakter kaum festhalten, und die daran geknüpfte Moral ist doch im Grunde auch zu unbedeutend. Wir möchten der Verfasserin, deren Einbildungskraft reich genug ist, freundlich rathen, von Erfindungen dieser Art künftig abzusehen. Dagegen können Stücke wie „ein dürres Blatt" und „die Bernsteinperlen" als gelungen bezeichnet werden, und wie in „Niß Puck" ein heller, heiterer, so ist in dem „Alpenkraut" ein tiefernster Ton mit Glück angeschlagen. Eine reiche Phantasie, eine zarte tiefe Empfindung und der volle Schmuck dichterischer Sprache zeigen sich in der Erzählung „am See", worin das Märchenhafte auch recht hübsch mit einer künstlerischen Berühmtheit in Verbindung gebracht wird. Eine Erzählung wie diese, so wie die bereits angeführte vom Alpenkraut wird auch der Erwachsene mit großem Interesse lesen können. Möge die auch von der Verlagshandlung gut ausgestattete hübsche Sammlung der Lesewelt bestens empfohlen sein! *F. A.*

*Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat. Novelletten. Von F. J. Günther. — Ein wunderlicher Titel und auch ein wunderliches Buch, aber doch ein gutes. Wir haben beim Lesen dieser elf Geschichten wiederholt uns gefragt, was und wer wohl der Verfasser sein möge. Der docirende Ton, welcher schon in dem Titel sich verräth und dann überhaupt alle Geschichten beherrscht, ließ uns annehmen, daß ein Lehrer die Erzählungen verfaßt habe, wohl gar ein Lehrer an einer höheren Töchterschule. Allein es kommen so manche ungünstige Urtheile über weibliche Erziehungsanstalten und Pensionate, über flatterhaften Sinn der Schülerinnen und falsche Theorieen der Herren Lehrer vor, daß man den Verfasser in der ersten Klasse einer höheren Töchterschule nicht suchen darf. Ob er überhaupt Pädagoge sei, so sehr er sonst an das Bild erinnert, welches man sich von einem solchen macht, ist zweifelhaft, denn er redet auch mit scharfer Kritik von den „sogenannten Handelsschulen", die er als ein unglückliches Mittelding verurtheilt. Bliebe also ein Gymnasial- oder Universitäts-Professor übrig, doch ist es uns nicht gelungen, den Verfasser mit einiger Zuversicht zu rubriziren. Der Lehrton, welchen er anschlägt, wird bei Vielen auf Mißbilligung stoßen, besonders bei jungen Damen, welche auf der Schule nicht gerade zu den besten Schülerinnen gehörten und ihren Vorsteherinnen das Geschäft der Erziehung schwer machten. Mancher Leser wird gleich mit dem Urtheil bei der Hand sein, daß Herr Günther ein schrecklicher Philister sei. Und philiströs, prosaisch, grämlich ist Vieles an ihm und an seinen Ansichten, was besonders Denjenigen auffallen wird, welche die Geschichten in einem Zuge durchlesen. Allein so viel man im Einzelnen gegen ihn einwenden, so manche Ansicht man als allzuscharf, übertrieben und griesgrämig verurtheilen, wie oft auch der Sinn des Lesers sich nach einer anderen Seite neigen möge, Herr Günther ist jedenfalls ein Mann von großer Erfahrung, von bedeutender Beobachtungsgabe und von ehrlichem, ernsten, mannhaften Sinn, der über Halbheiten und Verkehrtheiten empört ist und seine Entrüstung derb, aber mit begründeter Ueberzeugung ausspricht. Nicht wenige seiner Behauptungen sind auf die Spitze getrieben, keine völlig unwahr; die Urtheile sind meistens durchaus treffend, mancher Hieb, den alberne Mütter und sorglose Väter erhalten, „sitzt", und es giebt im Familienleben wohl kaum eine Thorheit, die er nicht ausgespürt und auf irgend eine Weise in Scene gesetzt hätte. In der That werden Junge und Alte ihm fast immer, und häufig genug zu eigner Beschämung, Recht geben müssen. Allerdings ist er so erfüllt von seinem Unmuth über menschliche Albernheiten, daß er förmlich Jagd darauf macht und dabei vergißt, daß er beim Moralpredigen doch auch die künstlerische Aufgabe des Erzählers nicht aus dem Auge lassen darf; das widerfährt ihm oft, und er begeht damit einen Fehler, der Mißtöne in seine Arbeiten hineinbringt. Bei alledem haben wir die Novelletten mit Interesse gelesen und eben so oft dem Verfasser von Herzen zugestimmt als den Kopf geschüttelt. Wahr und nach dem Leben gezeichnet sind alle seine Bilder, nur nicht immer anmuthig und harmonisch. Das beste ist wohl die letzte und längste Geschichte, in welcher die Entwickelung der Liebe in zwei jungen Herzen ganz vortrefflich dargestellt wird. Einzelne Züge und Episoden darin sind ungemein zart und ergreifend, andere dann freilich wieder gar zu realistisch. Jedenfalls kann man viel lernen aus dem Buche. *F. P.*

Literatur und Kunst.

* **Neue literarische Erscheinungen.** Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Von Phil. Merz. — Laokoon. Geschrieben als Gegenstück zu Lessings Laokoon. Von G. Rathgeber. — Geologische Ausflüge in Schwaben. Von F. A. Quenstedt. — Die Gesteinslehre. Von G. G. Winkler. — In Spanien. Von Hans Christian Andersen. — Maja. Ein Lotosblumenkranz. Von Rudolf Gottschall. — Die goldene Fibel. Von Philipp Wackernagel. — Minnehof. Roman in Liedern. Von L. Foglar. — Die Walkyren. Dramatisches Gedicht in drei Acten. Von Hermann Lingg. — Giulio. Eine Tragödie. Von H. Heß. — Humoresken und Satiren. Von L. Trzeschtik. — Humoresken. Von E. A. König. — Alt-Münchener Wahr- und Denkzeichen. Von Franz Trautmann. — Bühne und Leben. Roman. Von A. von Loën. — Leier und Schwert. Eine Zukunftsnovelle. Von H. Levitschnigg. — Aus der letzten polnischen Revolution. Ein Lebensbild. Von Julie Burow.

* Literarische Notizen. Ein neues Buch des allezeit fleißigen und unermüdlichen J. G. Kohl hat die Presse verlassen; es heißt: „Nordwestdeutsche Skizzen, Fahrten zu Wasser und zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems“ (2 Theile, Bremen, Kühtmann.) Der Verfasser ist hier in seinem eigentlichen Elemente, der eifrigen und liebevollen Erforschung und Schilderung von Land und Leuten. Nachdem in weiter Ferne sein Talent und seine Beobachtungsgabe Jahre lang auf der Wanderung gewesen, hat er seit seiner Rückkehr von Amerika und der Einkehr zum häuslichen Heerde den nordwestlichen Theil Deutschlands auf zahlreichen kleinen Ausflügen emsig studirt und eine große Fülle von Skizzen heimgetragen, die er nun in diesem Werke zu einem Gesammtbilde vereinigt. Ein neuer Beweis, daß unsere vielgeschmähte Gegend dem mit dem Auge der Liebe und des Interesses sehenden Beobachter Stoff in Fülle darbietet. Die Moore zwischen Elbe und Weser wie an der Ems, die prachtvollen Eichen im Oldenburgischen, die so höchst eigenthümlichen Elbinseln, die Düneneilande vor den Mündungen unserer Flüsse, die Gebräuche und Trachten der Bauern, — das alles hat er auf das Eifrigste studirt und getreu beschrieben. So entstanden 29 kleine Bilder, die eine Art von Mosaik bilden und vom Verfasser in nahe Verbindung gebracht sind, um ein Bild des nordwestlichen Deutschlands abzugeben, das zwar keine vollständige topographische und systematische Schilderung sein will, aber durch Treue und Anschaulichkeit doch sich zu einem übersichtlichen Ganzen gestaltet. Einige dieser kleinen Bilder, den Lesern des Sonntagsblattes schon von früher her bekannt, sind ganz vortreffliche, durch Anlage und Ausführung hervorragende Arbeiten; so besonders das Blockland bei Bremen, die Inseln Neuwerk und Krautsand in der Elbe, das Steinhuder Meer bei Rehburg, die Propfenschneider bei Delmenhorst, die Hünengräber des Giersfeldes. Sie bilden mit den übrigen ein Buch, welches eine eben so angenehme als werthvolle Gabe ist. — Von Droysens Geschichte der preußischen Politik erschien ein weiterer Band, welcher den Staat des großen Kurfürsten darstellt. — Heinrich Koenig ist trotz seiner 73 Jahre noch immer fleißig und schreiblustig. Er vollendet so eben einen dreibändigen historischen Familienroman „von Saalfeld bis Aspern“. Es sind also die Jahre 1806 bis 1809, welche das Buch behandelt; der Verfasser bezeichnet es als eine Fortsetzung oder vielmehr als ein Seitenstück zu den „Clubisten in Mainz“. — Frau Charlotte Birchpfeiffer sammelt in dem Gefühl, daß ihre Zeit vorüber ist, die dramatischen Erzeugnisse ihrer Feder. Dabei lassen sich in der stattlichen Reihe von Bänden nun auch solche Stücke unterbringen, die nie Glück gemacht haben oder längst verschollen sind. In diese beiden Rubriken gehören die im dritten und vierten Theile der Sammlung enthaltenen Dramen: Eine Frau aus der City, Fräulein Höckerchen, die Lady von Worsley-Hall, Elisabeth von England. Von ihren Novellen und Erzählungen ist der zweite Band ausgegeben. — Das Buch von Karl Seifart in Göttingen, „Wanderungen und Skizzen“, findet bei der Kritik allgemeine Anerkennung, in diesen Tagen noch in den beiden illustrirten Zeitungen in Leipzig und Stuttgart. Man rühmt die einfache und charakteristische Schilderung in den kleinen Erzählungen und Federzeichnungen aus alter und neuer Zeit, den richtigen Blick für die Eigenthümlichkeiten an Menschen und Dingen, die scharfe Beleuchtung der Thorheiten früherer Perioden, die man uns gern als die allein guten und braven darstellen möchte. Ein Theil dieser Wanderungen und Skizzen waren im Bremer Sonntagsblatt und in den „Hausblättern“ von Edmund Hoefer zuerst abgedruckt. — Wir erhalten das Schlußheft des neulich besprochenen „deutschen Knabenbuches“ von Eichrodt und Schrödter mit einem hübschen Titelblatt für die ganze Sammlung. Unter den Bildern dieses Heftes, das wieder manche recht komische Verse hat, sind besonders hervorzuheben Konradin, Kaiser Max und Götz von Berlichingen. — Die Nationalzeitung bespricht die deutsche Uebersetzung der gesammelten Schriften von Hector Berlioz in Paris, dem geistvollen musikalischen Kritiker und Vater der Zukunftsmusik, die doch sein Kind bleibt, wenn er sich auch nachträglich von ihm losgesagt hat. Der Inhalt jener Schriften ist übrigens bunt; er besteht aus Genrebildern, Novellen, kritischen Studien, Gedankenarabesken, phantastischen Capriccios, die sämmtlich zu dem Wesen und den Interessen der Tonkunst eine nähere oder entferntere Beziehung haben. Wie viel Fremdartiges und rein Subjektives auch mit unterläuft, so erkennt man doch überall einen ernsten, nachdenklichen Sinn, scharfe, feinfühlige Beobachtung und die warme Begeisterung eines Gemüths, das sich dem Zauber der Töne gänzlich zu eigen ergeben.

* Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens. Von Georg Weber. Berlin, Brigl und Lobeck. — Von der oft in dies. Bl. besprochenen „deutschen National-Bibliothek“ hat die Brigl'sche Verlagshandlung eine besondere Weihnachtsausgabe veranstaltet, welche sich durch gute Ausstattung und billigen Preis empfiehlt. Man hat die Auswahl, da jedes der Werke, welche jene Bibliothek bilden, einzeln zu haben ist; für die etwas vorgerückte Jugend, die Schüler höherer Klassen besonders, sind die Bücher sehr zu empfehlen. „Germanien“ von Weber in Heidelberg machte den Anfang der Bibliothek, die in jedem Bande eine Biographie des Verfassers giebt. Es folgte „Deutschlands trübste Zeit“ (die Periode nach dem dreißigjährigen Kriege) von Karl Biedermann, die Geschichte des deutschen Kaisers Heinrich IV. von Karl Mayer, des siebenjährigen Krieges von Kutzen, der Hansa von Joh. Falke, der Schlacht bei Leipzig 1813 von Wuttke, Nürnbergs von Joh. Voigt, die niedersächsischen Geschichten von Wachsmuth, lauter Arbeiten von Werth. — Wir schließen hieran, auch im Blick auf das Weihnachtsfest, eine wiederholte Erwähnung der Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande, die der bekannte Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt im Verein mit H. Schwerdt, Heinrich Smidt, Friedrich Körner und Anderen herausgiebt. Da findet sich die Geschichte des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, des ersten Hohenzollern in Brandenburg, die Geschichte des Thomas Münzer, ferner eine Reichsacht unter Kaiser Sigismund.

* Gedichte von Leonhart Wohlmuth. Vierte Auflage. Augsburg und München. Math. Rieger'sche Buchhandlung. 1863. — Bei Gelegenheit einer früheren Auflage haben wir bereits unser Urtheil über die vorliegende Sammlung abgegeben, die im Publicum Beifall gefunden zu haben scheint. In manchen der Gedichte ist der lyrische Ton auch sehr glücklich getroffen, wie z. B. in „Lebewohl“ (S. 50), „Wiedersehen“ (S. 53) und „Letzter Gruß“ (S. 55), wo die Wahrheit der Empfindung aus jeder der Zeilen leuchtend hervorfunkelt und im Herzen des Lesers ein leises electrisches Zucken hervorruft. So viel wir uns der früheren Ausgabe entsinnen, scheint die gegenwärtige wesentlich verbessert und gesichtet zu sein, und wir rufen dem Dichter ein freudiges „Glückauf“ zu, wenn er gegen sich selbst Kritik geübt hat. Solche Strenge thut in unsern Tagen doppelt Noth und kann nur, weil sie ein Zeichen ernsten Strebens ist, dazu dienen, die Achtung vor dem Dichter zu erhöhen.

W.

* Die Geschichte eines Apfels. Eine Weihnachtsgabe. Leipzig, Hirzel. — Ein anonym erscheinendes Buch, nach dem Englischen bearbeitet, ohne den anlockenden Namen eines berühmten Verfassers, aber von einer der ersten deutschen Firmen ausgegeben, wodurch der Mangel eines Schriftstellernamens ersetzt wird. Das Genre ist unleugbar etwas verbraucht und paßt nicht recht mehr zum Geschmack der Zeit, aber das Buch ist von feiner Manier und sauberer Arbeit, verfaßt mit jenem Sinn für Detailmalerei, welche sich in der englischen Literatur so häufig findet. Der Apfel erzählt sein Leben auf dem Baume, von dem herab er die Menschen betrachtet, seine Schicksale im Keller nach der Obsternte, bei der Weihnachtsbescheerung, und seine letzten Tage, nachdem der kleine Besitzer ihn zurückgelegt hat zum Andenken an das Fest. Die Beziehungen zu den Menschen und menschlichen Dingen sind sinnig und mit einer Fülle feiner Bemerkungen geschildert.

* Preußens Geschichte in Wort und Bild. Von Ferdinand Schmidt. — Mit den in diesen Tagen ausgegebenen Lieferungen 14 bis 17 ist dies populäre Werk, das viel Anerkennung gefunden hat

und von uns mehrmals erwähnt wurde, vollendet; kommt also auch grade zur rechten Zeit, um sich zum Weihnachtstische zu melden. Die von vielen Illustrationen begleitete Erzählung schließt mit dem Jahre 1815, was für den Erfolg des Buches günstig ist; wäre es bis auf unsere Tage fortgeführt, so müßte es mit einem Mißtone schließen.

---

* Kunst und Wissenschaft. Vor Kurzem hat Hackländer, der in Romanen ganz vergraben zu sein schien, sich wieder auch einmal dem Theater zugewandt und ein dreiactiges Lustspiel „der verlorene Sohn" geschrieben, welches man in Wien auf dem Burgtheater giebt. Es ist die alte bekannte Geschichte, die aus der Bibel in allerlei Formen ihren Weg bis in die modernen Salons gefunden hat, und zugleich die alte Geschichte vom Gegensatze zwischen gutherzigem Leichtsinn und engherzigem Philisterthum. Es gehört, sagen die Wiener Recensionen mit Recht, ein bedeutender Aufwand von schriftstellerischem Geist und Bühnengeschick dazu, um diesem Stoffe eine halbwegs neue Seite oder doch einige interessante Wendungen und eine sich steigernde Wirkungskraft abzugewinnen, geschweige denn etwa ein Musterlustspiel daraus zu construiren, zu welchem bekanntlich noch nicht einmal ein allgemein anerkanntes Musterrezept aufgefunden worden ist. Jenes aber ist dem Verfasser in einer Weise gelungen, die man anerkennen muß, ohne deswegen seine Arbeit tadellos zu finden. Zunächst ist der erste Akt zu lang und hat manche ungeschickte, das feine Gefühl verletzende Gedanken und Wendungen. Ferner schwankt das Stück überhaupt zwischen Charakter- und Intriguenlustspiel, wodurch eine ungleichmäßige und nicht erquickliche Stimmung erzeugt wird. Die Charaktere sind übrigens, obwohl keiner besonders hervorragend und kunstvoll behandelt ist, alle glücklich angelegt und heben sich in der Durchführung zumeist vortheilhaft von einander ab. Die Frauen namentlich sind sämmtlich ebenso diskret als lebenswahr hingestellt, die Mache des Stückes vortrefflich, der Scenenbau leicht und zweckmäßig, der Dialog fließend und natürlich, die Spannung geschickt erhalten und wirksam gesteigert. — Die Gemäldegallerie der Göttinger Universität hat aus dem Nachlasse des Hofraths Harnier in Kassel ein schönes Bild von Rubens erhalten, ein Portrait des großen Künstlers und seines Sohnes, von Rubens selbst gemalt. Er sitzt im spanischen Costüm, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, im Lehnstuhl in einer offenen Halle, das Haupt sinnend gesenkt, die linke Hand auf der Stuhllehne, die rechte auf dem Knie. Neben ihm steht sein achtjähriger Sohn, das Gesicht zum Vater erhebend, mit den Händchen die Rechte desselben umfassend. Die Composition ist vortrefflich, ebenso die Ausführung, die in dem Kopfe des Rubens an die besten Bildnisse desselben erinnert. — Waagen macht in den „Recensionen für bildende Kunst" auf die jüngst von ihm besuchte Gemäldesammlung im herzoglichen Schlosse zu Meiningen aufmerksam. Er war erstaunt, daselbst eine zahlreiche, meist der niederländischen Schule des 17. und 18. Jahrhunderts angehörige, von den Vorfahren des jetzigen Herzogs gebildete Sammlung anzutreffen, welche verschiedene ausgezeichnete Werke von mehreren der berühmtesten Künstler dieser Epoche und eine ganze Reihe von Bildern sehr tüchtiger Meister enthält, deren einige neue und sehr schätzbare Beiträge für den erstaunenswürdigen Reichthum der holländischen Schule darbieten. Leider ist diese Sammlung längere Zeit sehr vernachlässigt worden, und wenn schon in den letzten Jahren durch eine verständige Restauration manche Bilder in einen besseren Stand gesetzt worden sind, so befinden sich viele leider noch immer in einem Zustande, welcher eine baldige Abhilfe als dringend wünschenswerth erscheinen läßt. Diese Bilder sind nur sehr wenig bekannt und gewähren einen neuen und sehr namhaften Beitrag zu den großen Schätzen an guten Bildern, welche Deutschland besitzt. — In den Leipziger Gewandhausconcerten dieses Winters sind bereits drei neue Symphonieen zur Ausführung gekommen, componirt von Reinecke, Volkmann und Jadassohn. Von dem Werke Reinecke's war schon die Rede; die beiden anderen haben guten Erfolg gehabt, die von Jadassohn durch angenehmen, gefälligen Charakter, während die Volkmannsche, welche auch bereits gedruckt ist, sich als ein Werk von Bedeutung erwies, das sich auf den Concertprogrammen einbürgern und behaupten wird. — Die neue Oper von August Langert, „des Sängers Fluch", in Koburg dargestellt, soll große und überraschende Schönheiten von oft ergreifender Wirkung enthalten. Der Text schließt sich der berühmten Uhland'schen Ballade eng an, der Einsturz der Königshalle bildet den Schluß. — Professor Karl Hagen in Bern hat in einer kunstgeschichtlichen Monographie einen Namen in Erinnerung gebracht, der in unseren Gedenktagen nicht übersehen sein sollte: den zeitgenössischen Illustrator der Freiheitskriege, Johann Michael Voltz aus Nördlingen (Stuttgart, bei Ebner und Seubert). Diese Schrift hat schon als eine merkwürdige Entdeckungsgeschichte Interesse. Die Kunstgeschichten, selbst die neuesten, die sich speciell mit deutscher Kunst beschäftigen, erwähnen nicht einmal den Namen des Mannes, dessen Productivität selbst die Chodowiecki's nach Hagen's Untersuchungen noch um das Doppelte übertrifft, und doch berechnet man die Anzahl der Chodowiecki'schen Productionen an die 2000; zugleich gehört die Mehrzahl der Voltz'schen Arbeiten größeren Formaten an und zeichnet sich durch zeitgeschichtlichen Werth aus. — Aus München schreibt man: In diesen Tagen geht „das Stübchen des Hans Pirkheimer," das Herr von Hofmar-Alteneck in Nürnberg an sich brachte, als das Imhof'sche Haus, in welchem es sich in der Ecke eines großen Saales befand, verkauft wurde, nach der Wartburg, da die Großherzogin von Weimar dasselbe um 2000 fl. erworben hat. Herr von Hefner hatte es zu wiederholten Malen dem baierischen Nationalmuseum angeboten, und es eben einem Kunst- und Antiquitätenhändler um 1500 fl. überlassen, als eine telegraphische Botschaft der Herzogin den Wunsch aussprach, es um diese Summe anzukaufen. Es ist ganz aus dunkelbraunem Holze, reich mit Schnitzereien versehen, und alles daran, auch die in Blei gefaßten Scheiben des gothischen Fensters und das große reich verzierte Thürschloß an der kleinen Thür mit dem zierlichen Spitzbogen, völlig unversehrt und gut erhalten.

Friedrich Hebbel †.

Die vor acht Tagen in unserem Sonntagsblatte nach Wiener Zeitschriften mitgetheilte Nachricht, daß die schwere Krankheit Friedrich Hebbels eine gute Wendung genommen habe, ist nicht bestätigt worden. Das Gichtleiden, an dem der Dichter seit Wochen schwer darniederlag, schien einen Augenblick nachzulassen, warf sich dann aber auf das Gehirn und führte am 13. December Hebbels Tod herbei. Zwei Tage später wurde er von einem kleinen Gefolge von Gelehrten und Künstlern zu Grabe getragen; er selbst hatte sich jeden Bestattungsprunk verbeten, doch fiel es auf, daß aus den gebildeten Kreisen Wiens so viele bei dem Gange zum Grabe Hebbels fehlten. Er hat ein Alter von fünfzig Jahren erreicht; sein Tod wird um so schmerzlichere Theilnahme finden, als er gerade in der letzten Zeit, durch seine Dichtung „die Nibelungen", die auf ihn gesetzten Hoffnungen schöner und reiner als je zuvor durch andere Dramen erfüllte. Wenige Dichter von so hoher Begabung haben so viele Wandlungen in sich selbst durchgemacht wie er, wenige so viel Ungleichheit und Verschiedenheit in ihren Poesieen gezeigt, wenige daher auch so weit aus einander gehende Urtheile erfahren. Von seinem ersten Trauerspiel, der „Judith", bis zum letzten, den „Nibelungen", welche Fülle von großen und gewaltigen, aber auch von wunderlichen und verfehlten Gedanken!

Friedrich Hebbel war am 18. März 1813 zu Wesselburen im Lande der Dithmarsen geboren, der Sohn eines Bauern. Seine dichterische Begabung kam erst spät zum Durchbruch, er brachte viele Jahre in beschränkten und untergeordneten Verhältnissen zu. Amalie Schoppe, durch Gedichte, die ihr von Hebbel zugeschickt waren, auf ihn aufmerksam gemacht, zog ihn nach Hamburg und sorgte für die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung, so daß er im Alter von 22 Jahren die Universität Heidelberg bezog. Hier genoß er das Leben, und zwar anfangs mit stürmischer Leidenschaftlichkeit, doch lenkte er später in ruhigere Bahnen ein, studirte besonders Geschichte und Literatur und promovirte in München. Darauf kehrte er nach Hamburg zurück und schrieb die Tragödie „Judith" (1841), welche durch Frau Crelinger in Berlin auf die Bühne gebracht wurde und einen gewaltigen Eindruck machte, aber auch sehr verschiedene Urtheile hervorrief. 1842 folgte „Genoveva", 1844 „Maria Magdalena." Ein Reisestipendium der dänischen Regierung benutzte er zu Wanderungen durch Frankreich und Italien und ließ sich in Wien nieder, wo er die Schauspielerin Enghaus heirathete. Die größeren Dramen seiner zweiten Periode sind „Herodes und Mariamne" (1850), „Julia", das „Trauerspiel in Sicilien" und das Lustspiel „der Rubin" (1851), „Agnes Bernauerin" (1855), „Gyges und sein Ring" (1856.) Einige andere dramatische Entwürfe wurden nicht vollendet. Seine lyrischen Gedichte sind mehrmals neu aufgelegt; außerdem schrieb er ein Epos „Mutter und Kind" und einige Erzählungen, die mitunter selbst seine besten Freunde irre machten. Die Trilogie „die Nibelungen", bestehend aus einem Vorspiel und zwei großen Dramen, erschien vor zwei Jahren im Druck, eine kühne und mächtige Dichtung, die sich auf dem Theater behauptet hat. Nach dem Vorgange von Weimar, wo Dingelstedt zuerst die „Nibelungen" in Scene setzte, hat nun auch eine Anzahl anderer Bühnen, zuletzt die in Hannover, sich an diese dramatische Schöpfung gewagt. Kurz vor seinem Tode hat Hebbel noch ein Trauerspiel „Demetrius" vollendet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis halbjährl. 1 ℔ 36 gr Gld.
Expedition
Hutfilterstraße Nr. 42.



Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.

Elfter Jahrgang.

№ 52. Bremen, 27. December. 1863.

Inhalts-Anzeige.

* Die holländische Literatur.

Von H. M. Fredzeß.

Es bleibt ein eigenes Räthsel für unsere alles ergründende Zeit, daß zwei Nachbar-Nationen, wie die deutsche und holländische, die aus einer Wurzel entsprossen sind und ihrem tiefen inneren Wesen zufolge als eng verschwistert erscheinen müssen, sich dennoch so unendlich fern bleiben und beiderseits keine Schritte thun, sich näher kennen zu lernen. Dieser Vorwurf trifft jedoch, wie mir scheint, schärfer das so reich begünstigte deutsche als das niederländische Volk, weil dieses willig und gern die Vorzüge des großen Nachbarlandes anerkennt und sich nur durch Kälte gegen ein Verkennen rächt, dessen Grund ihm unbegreiflich bleibt, weil es die deutsche Nation ehrt und liebt, sich unaussprechlich mehr von ihren Gemüths-Eigenschaften als von denen der Franzosen angezogen fühlt und mit neidloser Begeisterung ihre Kunstwerke bewundert.

Wenn nun Deutschland hier gleichgültig zurückbleibt und nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, so liegt das meiner Meinung nach vielleicht nur daran, daß man in Deutschland (die Gelehrten vom Fach abgerechnet) das gegenwärtige Holland gar nicht kennt. Die Erinnerungen, die man aus der Schulbildung mitnimmt, verschwinden bei den Meisten gar bald aus dem Gedächtniß, weil sie im späteren Leben nie wieder aufgefrischt werden, und wo das bei Einzelnen nicht stattfindet, da gestaltet sich bei ihnen Vergangenheit und Gegenwart nicht zu einem schönen Ganzen, sondern ein Bild zweier ganz verschiedener Nationen, deren eine er sich groß und bedeutend, die andere unbedeutend und lächerlich denkt, steht vor seinem geistigen Blick. Der Grund dieses Uebelstandes liegt wohl zunächst darin, daß das flache, neblige Holland dem deutschen Reisenden keine Reize darbietet, die Sprache einiger Härten wegen seinem Ohre mißfällt, weßhalb das Land wenig besucht, die Sprache selten erlernt, die niederländische Literatur gar nicht gekannt ist.

Und dennoch ist es eine höchst verdienstvolle Nation, eine reiche Sprache und Literatur, von welcher sich Deutschland kalt abwendet. Dies erloschene Interesse für mein Vaterland auf's Neue zu beleben, seine literarischen Schätze bekannt zu machen, ist der Zweck meines Strebens. Ich darf mit einem Rückblick auf die Geschichte der Niederlande beginnen.

Ganz bedeutend ist die Rolle, welche Holland seit frühester Zeit in den Weltbegebenheiten spielte, und wahrlich nicht durch die Vorzüge eines Bodens, der nur durch unendliche Anstrengung dem Meere entrissen ward, sondern eines Landes, das allein durch die Thatkraft seiner Bewohner einen Glanzpunkt errang, den keine Nation gleicher Größe erreichte. Aus einem achtzigjährigen Kampfe mit seinem Unterdrücker, dem übermüthigen Spanien, in welchem Kampfe 500,000 seiner Einwohner, wie einige Geschichtschreiber behaupten, durch das Schwert oder auf dem Scheiterhaufen starben, ging es siegreich und unerschöpft hervor und bot im dreißigjährigen Kriege großmüthig jedem Verfolgten einen Zufluchtsort, einen sichern Hafen gegen die Stürme der Zeit.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts war Holland einer der ersten Handelsstaaten und die erste Seemacht der Welt; es versah ganz Europa mit Spezereien, und die Ostindische Compagnie eroberte Inseln und Königreiche. Unsere Flotte mit den Admirälen Tromp und de Ruiter an der Spitze bot nicht nur Englands und Frankreichs Seemacht Trotz, sondern sogar Ludwig XIV., der die Niederlande auf's Tiefste zu demüthigen versuchte, ward selbst gezwungen, um Frieden zu bitten. Stolz erhob nun das kleine Holland das Haupt, der Zwerg gegen die Riesen, die nun auch mit Staunen und Schrecken sich zurückziehen vor seinem festen Willen und seiner weise berechneten Kraft.

In jeder Hinsicht war es ein glanzreiches Jahrhundert, worin die Namen vieler berühmter Männer als Sterne erster Größe strahlten. Vorzüglich zeichneten sich damals als Staatsmänner Wilhelm I., Moritz, Frederik Hendrik und Wilhelm III. aus, als Seehelden sind Tromp, de Ruiter und Piethein berühmt, und als Gelehrte errangen Erasmus, Hugo Grotius, der Schöpfer des modernen Staats- und Völkerrechts, Huygens, Naturforscher, Boerhave, Arzt, Ruhnkenius, Wyttenbach, Spinoza nebst Hemsterhuis in der Philologie unsterblichen Ruhm; auch stand die niederländische Malerschule, mit den genialen Meistern in dieser Kunst Rembrand, Potter, Douwe, in großem Ansehen und wurde in ganz Europa nach Verdienst gewürdigt.

Die niederländische Sprache, die Schwester der deutschen und ihr nahe verwandt an Tiefe und Innigkeit, trägt auch wie jene das Gepräge ihrer Volksthümlichkeit an sich und weicht in ihrer Satzbildung und Sprachform bedeutend von jener ab; allein gerade wie diese rühmt sie sich ihrer Ursprünglichkeit, ist reich an richtig bezeichnenden Ausdrücken, feinen Schattirungen, leisen Uebergängen, kühn, herzlich, kräftig, geeigneter für die Geschichte, das Heldengedicht, die Ode und das Trauerspiel als für das Lustspiel

und die zarten Formen der romantischen Poesie. Auf das günstigste unterscheidet sie sich hiedurch von der anmaßenden Weltsprache, der französischen, die oft mit geborgten Flittern glänzt, wogegen die niederländische als ächter Edelstein ein eigenes Licht und Feuer besitzt, das diejenigen entzückt, die sich näher mit ihr befreunden.

Gleich einem schönen, die ganze Nation ehrenden Denkmal steht die niederländische Literatur mit Meisterwerken bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts da, damals einen Höhepunkt behauptend, dem nur England, Spanien und Italien glorreich gegenüber standen, und wozu Cornhart, Marnix, Roemer Visscher und Hendrik Laurenz Spieghel den Grund legten, während Hooft, Huygens, Cats und Vondel mit schöpferischer Kraft, mit kühner, kecker Hand das Bild vollendeten.

Vondel, der erste Meister jener Zeit, war geboren im Jahre 1587. Was die äußeren Verhältnisse betrifft, so wurden ihm in einem langen Leben von fast 91 Jahren nur Schmerzen und Leiden zu Theil, die aber andererseits auf das Herrlichste gelindert wurden durch die reichen Schöpfungen seiner inneren Welt. Während Anderen nur in Augenblicken der Weihe die Himmelssprache dichterischer Begeisterung ertönt, so wurde ihm, wie ein Dichter sich ausdrückt, ein stetes Wohnen im Heiligthume des Hehren vergönnt, und seine vielen Werke, die alle den Stempel genialer Originalität tragen, beweisen, wie gewaltig ein Geist sein mußte, der die gährenden Elemente unablässigen Ringens nach tieferem Wissen und einer ewig regen Phantasie zu beherrschen und zu einem schönen Ganzen zu ordnen verstand. Fast in allen Arten der Dichtung tritt er als Meister auf. Seine kleineren Poesien, sowohl heiterer als ernsterer Art, sind rührend naiv oder erhaben schön, und auch in der lyrischen Poesie zeichnet er sich vorzüglich aus, allein das Trauerspiel ist dennoch das Gebiet, das er als König beherrscht. Er schuf ein eigenes National-Trauerspiel, das, so wie er es gestaltete, nur ein Produkt seines Vaterlandes, ein ächtes Kind niederländischer Volksthümlichkeit sein konnte, und das die Züge seiner Abstammung unverkennbar an sich trägt. Ich nenne vor Allem jetzt nur den „Lucifer“, der uns den Fall der bösen Engel anschaulich macht. Hier sind die Chöre zumal so unnachahmlich schön, daß Vondel schon hier auf seiner Höhe steht nnd Racine weit hinter sich zurückläßt. Trotz der veralteten Sprache und mancher Fehler, die eine ernste Kritik in seinen vielen Werken suchte und fand, schlägt das Herz jedes Niederländers warm beim Lesen dieses Dichters, und ein ewig frischer Lorbeerkranz wird ihm, dem niederländischen Shakspere, von seiner dankbaren, vaterländischen Nachwelt geweiht.

Ganz natürlich wiederholt sich nun die Frage, wie es doch möglich ist, daß Geistesschätze wie die eines Vondel nun schon über 150 Jahre dem übrigen gebildeten Europa verborgen bleiben konnten und auch noch jetzt unbekannt sind. Hierauf ist die Antwort, daß viele kleine Ursachen sich zu einem hemmenden Ganzen gestalteten. Diese Ursachen gehören theils in die Reihe der Zufälligkeiten, theils aber stellen sich sonderbar genug andere, denen Holland in sonstiger Hinsicht seinen Wohlstand und Reichthum verdankt, dieser allgemeinen Verbreitung störend entgegen. Zunächst muß hiezu der Welthandel gerechnet werden, der gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, als man, oberflächlich gesehen, davon erwarten sollte. Bekanntlich besitzt der Niederländer eine große Leichtigkeit im Erlernen fremder Sprachen und spricht sie fertig und gut; demzufolge eignet er sich zur Erleichterung des Handelsverkehrs die Sprachen aller Völker an, mit denen er in Handelsverbindungen stand, so daß er mit ihnen, sowohl mündlich als schriftlich, die Geschäfte in ihrer eignen Sprache betreibt. Kein Wunder also, daß sich der Fremdling, selbst mitten in Holland, wenig darauf verlegt, eine Sprache zu erlernen, die nicht zu den leichten gehört, und daß auch folglich eine Literatur dem übrigen Europa unbekannt blieb, die sich unter andern Umständen eines lebhaften Beifalls erfreut haben würde.

Der zweite Grund dieses Unbekanntseins liegt wohl darin, daß die wissenschaftlichen Werke stets in lateinischer Sprache abgefaßt waren, wodurch die ausländischen Gelehrten sie, ohne Holländisch zu können, verstanden, und die Wenigen, die der holländischen Sprache mächtig waren und deren poetische Meisterwerke durch Uebertragung in ihre Sprache hätten bekannt machen können, scheiterten an der Schwierigkeit dieser Uebersetzung selbst. Der Geist der niederländischen Sprache ist nämlich nicht leicht zu fassen; das Volk bildet mit seiner Volksthümlichkeit, seiner Individualität, seinen Sitten, Gebräuchen und Zuständen ein so festes Ganze, daß ein Jeder, der nicht völlig in allen diesen Dingen bewandert ist, an unvermeidlichen Klippen scheitert. Dazu ist die ganze Ausdrucksweise kurz, gedrängt, bezeichnend, reich an Farben und leisen Uebergängen, so daß die wenigen Versuche, niederländische Gedichte richtig und schön wiederzugeben, nur selten gelangen, der Uebersetzer sich unwillig von einer Arbeit zurückzog, die ihm trotz großer Anstrengung nicht glückte. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erlosch die niederländische Literatur fast gänzlich; allerdings regte sich hier und da ein Lebensfunke, allein mancherlei innere und äußere Verhältnisse, der Besitz großen Reichthums, der mit seinem Gefolge, der Ueppigkeit und Uebersättigung, die Schwungkraft des Geistes erschlaffen läßt, die Ansiedlung vieler Fremdlinge, so wie ein Mißgriff in der Erziehung, indem man die Jugend meistens Franzosen anvertraute, die Holland weder kannten noch schätzten und ihre Zöglinge nicht für deren wirkliches, sondern für ihr eigenes Vaterland und seine Literatur zu begeistern suchten, endlich die inneren Störungen und Gährungen hemmten den Flug der Phantasie. Das stolze Nationalgefühl erlosch, und mit ihm die literarische Originalität, und die Nachahmung französischer Zwangsregeln und Schnörkeleien wurde allgemein. Man muß sich deßhalb wundern, daß unter solchen ungünstigen Umständen das 18. Jahrhundert dennoch Namen wie Paot, Smits, Larojes und die Schriftstellerinnen de Lannoy und van Merken aufzuweisen hat.

Nicht weniger wichtige Gründe als jene, die den Fall der niederländischen Literatur verursachten, trugen zu ihrer Wiederbelebung bei; wenn auch die Behauptung wahr ist, daß politische Gährungen, Zwiespalt und Kriege alle menschlichen Seelenkräfte dermaßen in Anspruch nahmen, daß für die zarteren Gefühle und Gedanken kein Raum mehr bleibt, so hat dennoch die Erfahrung auch wieder gelehrt, daß eigentlich nur Eintönigkeit und Farblosigkeit, indem sie eine todte Ruhe erzeugen, die Schwungkraft des Geistes lähmen, so daß die edleren Anlagen durch trübe Schicksale aus ihrer Lethargie gerissen werden müssen, um sich im Sturm und Kampf von Neuem auf das Herrlichste zu entfalten.

Der Druck französischer Tyrannei lastete zu schwer, um lange geduldet werden zu können. Europa warf empört das schwere Joch ab, der Thron des Welteroberers wurde gestürzt, und als es wieder freier athmete, erwachte auch in den Niederlanden das frühere Selbstbewußtsein und die alte Energie. Jeder begabte Niederländer sehnte sich nach jenen glorreichen Zeiten zurück, in welchen das Volk nicht nur daheim und auf dem weiten Weltmeere herrschte, sondern sich auch auf dem Gebiete der schönen Künste unverwelkliche Lorbeeren errang. Das wieder erwachte Freiheitsgefühl, Schmerz über das lang Versäumte und Verlangen nach einer besseren Zukunft erregten Kräfte, die wiederum nach vollendeteren Formen strebte, und mit der Vernichtung der französischen Zwingherrschaft in der politischen Welt zerbrach man

auch die geistigen Fesseln, die seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. durch ganz Europa im Reiche der Poesie als Schönheitstheorieen galten. Die niederländische Individualität trat nun auch wieder schärfer hervor, um sich in ausgezeichneten Schriftstellern zur schönsten Originalität auszuprägen, die sich am vollendetsten in Bilderdyk offenbarte, den Hofdyk mit vollem Recht den späteren, ihm aber an tiefen wissenschaftlichen Kenntnissen weit überlegenen Vondel nennt. Ehrlich gestanden verdanken die Niederlande diesen höheren Aufschwung nicht allein eigener Kraft. Deutschland hatte zuerst die Bahn gebrochen, Herder, Wieland, Schiller, Goethe waren Sonnen, welche alles, was der Begeisterung fähig war, für ihre Meisterwerke entflammten. Später blieb Englands Einfluß auch nicht aus, und Thomas Moore, Byron, Scott hatten auch die viel betretenen Wege verlassen und schufen sich eine eigene, neue Welt. Alle diese sich wechselseitig anregenden, anziehenden, belebenden Kräfte erzeugten auch in den Niederlanden ein früher ungekanntes poetisches Dasein, dessen Produkte wir später näher beleuchten werden.

Bilderdyk, dieser Meistersänger der niederländischen Literatur, obschon im Jahre 1756 geboren und folglich noch dem 18. Jahrhundert angehörend, muß dennoch zur zweiten Epoche gerechnet werden, deren Held und Heerführer er war. Unglaublich ist es, wie viel dieser eine Mann zu leisten vermochte, der nicht nur in allen Fächern der Poesie, das Trauerspiel abgerechnet, Meisterstücke lieferte, sondern sich auch noch als Rechtsgelehrter, Theolog, Arzt, kritischer Geschichts- und Sprachforscher, Astronom, Archäolog, Kupferstecher und Ingenieur ausgezeichnet hat. Fast alle neuen Sprachen waren ihm bekannt, auch die hebräische, arabische und persische, aus welchen er die schönsten Dichterstellen mit unübertrefflicher Gluth in's Holländische übertrug. Bilderdyk stellt in sich, möchte man sagen, ein ganzes Jahrhundert der Literatur dar, und sein Name wird hinsichtlich der Literatur seiner dankbaren vaterländischen Nachwelt sein und bleiben, was Hugo Grotius für die Rechtsgelehrsamkeit seinem Vaterlande war.

Und dennoch hat Bilderdyk in einem langen 75jährigen Leben (1756 bis 1831) fortwährend die herbsten Leiden gekannt, wogegen ihn nur seine aufrichtige Religiosität zu waffnen und zu stählen vermochte. Sein Kampf gegen unaufhörliche Körperschmerzen war sehr groß, jedoch der geistige Kampf gegen den Neid und die Mittelmäßigkeit noch weit größer. Verkannt, verschrieen, verfolgt hat Bilderdyk im buchstäblichsten Sinn des Wortes Hunger gelitten und wurde nur von wenigen ebenbürtigen Geistern nach Verdienst geschätzt. Kein Wunder, daß sich hierdurch bei ihm eine Bitterkeit erzeugte, und der Riese herausfordernd den Kampf aufnahm gegen die ganze Welt. Rührend ist es jedoch zu sehen, wie tief sich dieser kühne, unbezwingbare Geist in aufrichtiger Gottesfurcht vor dem Lenker der Schicksale beugt; sich unter allen Verhältnissen seinem Gott mit unbedingtem Glauben hinzugeben, ist ein Zug, der ihn sein ganzes Leben hindurch charakterisirt. Jetzt, nachdem er seit vielen Jahren seine irdische Laufbahn vollendet hat, giebt es wohl Niemanden, der ihm nicht sein Recht widerfahren läßt, und manche Thräne der Bewunderung, des Mitleids und der Dankbarkeit wird seiner Erinnerung geweiht.

Was nicht mehr möglich schien, weil die dichtende Phantasie schon während so vieler Jahrhunderte alle Räume und Elemente des Weltalls mit Wesen und Geschöpfen aller Arten, Gattungen und Formen erfüllte, das that Bilderdyk. Ohne der Phantasie im Geringsten Zwang anzuthun, erschuf er in seinem Epos de Ondergang deer eerste werld noch nie gekannte Wesen, Paradies-Menschen, Söhne von Adam und Eva vor dem Sündenfall. Geistiger gewebt als der gewöhnliche Mensch, allein wie jener Anlagen zu Begierden und Leidenschaften besitzend, die auch diese Bevorzugten des Himmels zu Sklaven der Sünde herabzuwürdigen vermöchten. Doch genug für den Augenblick über Bilderdyk. Bogenlange Erörterungen bleiben noch immer hinter der Wahrheit zurück, und da ich in diesen Blättern augenblicklich nur einen kurzen Ueberblick über die niederländische poetische Literatur zu geben wünsche, so komme ich später ausführlicher auf diesen genialen Mann zurück. Obschon ich zugebe, daß Deutschland nicht ohne Einfluß auf die niederländische Literatur blieb, so möchte ich das doch nicht gern in einem zu beschränkten Sinn aufgefaßt sehen. Dem edlen Beispiele folgend, streiften die Niederlande wie jenes die Fesseln ab, ohne sich jedoch zu einer nachäffenden Copie herabzuwürdigen, und selbst die Dichter zweiten und dritten Ranges, Helmer, Kinkel, Wiselius, Mauritz, Conelis, van Halt, Immerseel 2c. 2c. erhielten sich hiervon frei. Der gepriesenste, obschon keineswegs der berühmteste unter diesen allen ist der vielgeliebte „Vader Tollens“ (1780 bis 1856). Er verstand es, den ächten Volkston anzustimmen, der das Gefühl jedes holländischen Bürgers anzuregen und zu begeistern vermag. Seine beschreibenden Gedichte, seine Lieder, in denen er so edel und einfach die Freuden eines glücklichen häuslichen Lebens besingt, und seine talentvolle Uebersetzung deutscher Gedichte sichern ihm gewiß einen unsterblichen Ruhm.

Obschon Tollens allgemein gelesen und bewundert wird, so ist dennoch sein Zeitgenosse Isaak Dacosta ihm als Dichter so sehr überlegen wie ein mächtiger Strom, der alles mit sich fortzureißen vermag, an Größe und Majestät den lieblichen Bach übertrifft, in dem sich eine anmuthig-freundliche Gegend abspiegelt. Enthusiastische Verehrer seines Lehrers Bilderdyk, ist er auf literarischem Gebiete der Größte nach diesem unsterblichen Mann. Ein geborener Israelit, bekehrte er sich später zum Christenthum. Die orientalische Gluth, die ihn beseelt, so wie der Umfang und die Tiefe seiner Gedanken und die Kraft seiner Sprache sind ergreifend und dringen bis in die Tiefe der Seelen, während Tollens sie mild und weich nur in ihrer Oberfläche bewegt. Keiner der jetzt lebenden niederländischen Dichter kann mit dem 1862 verschiedenen Dacosta verglichen werden, nicht weil sie so klein, sondern weil er so groß dasteht und durch seinen Glanz die andern verdunkelt.

Ganz unerwartet wurde plötzlich in den Niederlanden der englischen Literatur gehuldigt, und viele talentvolle Männer versammelten sich zu ihrer Fahne. Professor A. J. van Lennep und sein Sohn Jakob van Lennep schrieben und dichteten in dem Geiste Scotts; van der Hoop betrat auch die neue Bahn und schenkte uns manches Gedicht, das den ächten Künstler verräth. Der Bedeutendste dieser Periode ist aber unstreitig Beets. Er lieferte Uebersetzungen Byrons und Gedichte in Byronscher Form, die so wie vorzüglich seine eigenen ursprünglichen Gedichte ein seltenes Talent offenbaren und gewiß auch seinen Namen bis auf die späte Nachwelt tragen werden. Nach Dacosta's Tode scheint die niederländische Muse abermals einzuschlummern. Verdienstvolle Männer wie Beelo, Bogaers, ten Kate, Heye, Alberdingk Thym singen nur leise, und Beets schlägt nur selten begeistert in die Saiten, jedoch beweisen alle diese Männer, daß das ächte Dichterfeuer in den Niederlanden nicht erlosch, und hoffentlich übertragen sie den zündenden Funken auf die Nachwelt.

Die niederländische Muse ist männlich ernst, tief, keusch, wenn auch zuweilen derb, gottesfürchtig und von ächtem Patriotismus begeistert. Am liebsten bewegt sie sich in den Grenzen ihres Landes oder auf biblischem Gebiete, und wenn sie sich auch seit Hooft und Vondel, wie jede andere Nation, nicht ganz frei von italienischem, griechischen, französischen, deutschen und englischen

Einfluß erhielt, der Mode folgte und hie und da den guten Weg verließ, so wußte sie sich dennoch unter allen diesen Umständen die ächte National-Physiognomie zu bewahren und kann mit Recht darauf Anspruch machen, mehr gesucht, besser gekannt und allgemeiner bewundert zu werden.

* Volksaberglaube in Westfalen.

Von Herm. Hartmann.

Es ist denjenigen Lesern des Bremer Sonntagsblattes, welche sich für den deutschen Mythus interessiren, in Nr. 38 erzählt worden, daß unsere heidnischen Vorfahren auf eine aus ihren Wohnungen hervorragende Stange den Kopf eines dem Wotan geopferten Pferdes als Schutz gegen den bösen Zauber aufzustecken pflegten, und daß von diesem Gebrauche die in Pferdeköpfe auslaufenden Giebetbretter der westfälischen Bauernhäuser herrühren mögen. Einen ähnlichen Schutz gegen den bösen Zauber gewährte unseren heidnischen Vorfahren der über den Thüren aufgehängte Mistelstrauch, welcher von den Priestern mit goldenen Sicheln abgeschnitten und vorsichtig mit Tüchern aufgefangen wurde, da er die Erde nicht berühren durfte. Der Donnerbart, auch Hauswurz genannt, wurde gern auf den Häusern oder in deren Nähe gesehen, weil er vor dem Einschlagen des Blitzes schützte, und Karl der Große, der Schwertapostel, befahl sogar, nicht ganz frei von diesem abergläubischen Bedenken, die Anpflanzung des schützenden Krautes. Eine noch allgemeinere, als jenem dem Donar geweihten Donnerbarte, wurde dem Hammer, der Waffe des Gottes, zugeschrieben. Der mit einem kurzen Stiele versehene Hammer hatte die Form des Kreuzes, und wir finden ihn in dieser Gestalt auf den Runensteinen abgebildet. Es war somit den nordischen Völkern das Zeichen des Kreuzes schon in der vorchristlichen Zeit heilig, indem man damit eine religiöse, vielleicht mystische Bedeutung verband. Die symbolische Bedeutung des christlichen Kreuzes verdrängte das heidnische, ohne jedoch alle Reminiscenzen an dasselbe in dem Volke verbannen zu können. Da es dem christlichen Glauben bis auf unsere Zeit nicht hat gelingen wollen, den heidnischen Aberglauben zu verdrängen, so mußte unter den Schutzmitteln gegen den in diesem begründeten bösen Zauber die heilige Waffe des Gottes ihre bedeutsame Rolle fortspielen. Und wir werden in Folgendem sehen, daß dieses wirklich der Fall ist, ja sogar, daß der heidnische Aberglaube das christliche Kreuz gezwungen hat, in die Reihe der Schutzmittel gegen den bösen Zauber mit einzutreten, wenn er artig genug war, ihm hier die erste Stelle einzuräumen, wo es denn bald als Zeichen des Ueberwinders des bösen Feindes, des Teufels, in christlich-dämonologischem Sinne gegen die Macht desselben schützt, bald als heidnisches Schutzmittel die Form des gottgeweihten Hammers in seiner Gestalt verbirgt. In anderen Fällen stehen beide Zeichen, der Form nach deutlich von einander unterschieden und in ihrer schützenden Kraft sich unterstützend, friedlich neben einander.

Zwischen den oben beschriebenen Pferdeköpfen der westfälischen Bauernhäuser sehen wir nicht selten ein Kreuz hervorragen und die schützenden heidnischen Götterzeichen in seine Huth nehmen. Im alten Engerlande (Herford-Paderborn) finden wir anstatt der Pferdeköpfe Säulen, welche die Giebel der Bauernhäuser schmücken. Da hier unter den Säulen das christliche Monogramm J. N. J.: Im Namen Jesu, steht, auch die geräuschvolle Aufrichtung des mit den buntesten Farben geschmückten Geckes, wie das Volk die Säulen nennt, diesem eine gewisse Bedeutung verleiht, so hat man auch in ihnen eine heidnische Reminiscenz zu finden versucht und eine Nachahmung der von Karl dem Großen im Jahre 772 bei dem Eresberge an der Diemel zerstörten Irmensäule vermuthet. Da, wo die heidnischen Vorfahren den Mistelstrauch als Schutzmittel gegen den bösen Zauber aufhingen, malen unsere Landbewohner überall an den Haus- und Stallthüren Kreuze an und glauben sich und ihr Vieh unter dem Schutze derselben vor der Macht des Bösen sicher, da dieser die unter dem Zeichen seines Ueberwinders stehenden Schwellen nicht zu überschreiten vermag. Aber auch der Hammer des Gottes Donar hält in der Form einer Bahrte vor den Ställen Wache, und so stehen die Bewohner derselben unter gedoppeltem Schutze. Das Schlagen des Kreuzzeichens schützt gegen die Macht des Bösen, welcher nach Mitternacht gern an unheimlichen Orten sein Unwesen treibt, und wenn der erschreckte Wanderer dabei die Namen der heiligen Dreifaltigkeit ausruft, so kann ihm kein Gespenst, mag es nun ein großer, schwarzer Hund mit feurigen Augen und langer nachrasselnder Kette, oder ein in anderer Verkleidung einherschleichender Höllengast sein, etwas anhaben. Wir haben ebenfalls in Nr. 38 des Bremer Sonntagsblattes gelesen, daß das von dem Dache des verdächtigen Zauberers vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang genommene Stroh kreuzweise unter das Butterfaß gelegt werden muß, damit der Zauber gehoben werden und die Butter kommen kann. Auch der dort erwähnte Schäfer ließ ein silbernes Kreuz in seine Schippe setzen, um die ihm zu wiederholten Malen zur Nachtzeit im Wege liegende rothe Kuh in eine ihm bekannte Frau und die daneben liegenden zwei rothen Kälber in deren beide Töchter, welche drei Hexen waren, zu verwandeln.

Eine für die westfälischen Landbewohner wichtige Lebensfrage ist das Gedeihen des Flachses und die Güte des Gespinnstes, da die Verarbeitung desselben zu dem sogenannten Löwendlinnen zu ihren einträglichsten Beschäftigungen während der Winterzeit gehört. Es läßt sich erwarten, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, um den bösen Zauber von dem Flachse und Gewebe fern zu halten. Sobald der ausgesäete Flachssamen eingeharkt ist, werden auf dem wegseitigen Ende des Ackers drei Kreuze mit der Harke eingedrückt, damit die den Weg entlang kommenden Hexen den Acker nicht betreten können. Wenn nun auch das Gedeihen des Ackers und Gespinnstes unter dem Schutze der Frau Holle, der gütigen Erdenmutter, stand, so war Gott Donar doch zu sehr der Förderer des Ackerbaues und der Freund der ländlichen Bevölkerung, als daß er einem Hauptnahrungszweige derselben hätte fern stehen sollen. Außerdem fand bei Grenzbestimmungen der Wurf des Hammers statt, so daß dieser nothwendig seine Gestalt dem Boden eindrücken mußte, und so war das schützende, heilige Zeichen da, welches vielleicht auch schon in der vorchristlichen Zeit verdreifacht wurde. Denn die Zahl drei war vorzugsweise den Celten eine heilige, und auch heute noch glaubt der Landmann, daß in eine Gesellschaft von drei Personen, welche sich in der Form eines Kleeblattes zu einander setzen, die Unheil sinnenden Hexen nicht eintreten können. Auch an den Webstühlen werden Kreuze angebracht, damit die Fäden nicht zerreißen oder das Garn vom Garnbaume abschurren kann, was ebenfalls ein Werk der Hexen ist und nicht von dem schlechten Gespinnste oder der Unachtsamkeit derjenigen, welche das Garn aufziehen, herrührt. Da nun zwischen den Hebeln und dem Garnbaume die am meisten bedrohte Stelle sich befindet, so wird hier ein liegendes Kreuz auf dem Aufzuge befestigt.

In dem nordischen Thormythus wird der dem Gotte von dem Frostriesen Toser geraubte Hammer jenem, welcher sich als Braut verkleidet zu diesem begeben hatte, auf die Kniee gelegt, um so die Brautleute zu weihen und sie nach ehelicher Sitte

zusammenzugeben. (Wie der Gott seinen Hammer erkannte, ergriff er ihn und erschlug den Riesenkönig und sein ganzes Geschlecht, und darunter ist der Sieg des Frühlings über den Winter verstanden.) Es war Donar zugleich ein Gott der Ehe; an seinem, dem Donnerstage, werden in Westfalen vorzugsweise gern die Hochzeiten gefeiert; und an den Tagen, an welchen früher das Kreuz des Hammers die heidnischen Brautleute weihete, segnet jetzt der Priester die christlichen Brautleute mit dem Zeichen des Kreuzes. Wie unter der zermalmenden Kraft des von der Gottesfaust geschwungenen Hammers die Frostriesen weichen und sich überall die Blumen in ihren leuchtenden Farben erheben, so sprießt unter Hammerschlägen, begleitet von christlichen Segenssprüchen, die steinerne Blumenpracht der deutschen Dome zu Nutz und Frommen der Christenheit empor. Die von den Landleuten aufbewahrten Donnerkeile (es sind dies steinerne Werkzeuge der Celten), welche nach ihrer Meinung aus der Gewitterwolke auf die Erde niedergefahren, sind, wenn sie auch mal tödten oder zünden, doch vorwiegend segensreiche Geschenke des gütigen Gottes. Denn abgesehen davon, daß der mit den Keilen niederprasselnde Regen die Erde befruchtet und die dürstenden Fluren tränkt, der vom Blitze getroffene Mensch in die herrliche Halle des Gottes aufgenommen wird, so haben die Donnerkeile die Eigenschaft, daß sie die Häuser, in welchen sie aufbewahrt werden, vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, daß ein von ihnen abgeschabtes Pulver Krankheiten heilt. Wenn ein Gewitter im Anzuge ist, so muß der Donnerkeil neben eine geweihte Kerze auf den Tisch gelegt werden, und so sehen wir auch hier wieder die Gotteswaffe unter christlicher Weihe ihre schützende Kraft ausüben. Bei gerichtlichen Verkäufen wird der Zuschlag mit dem Hammer ertheilt, und Donar, der Schirmer des Besitzes, senkt auch jetzt noch seine schützende Waffe vor dem neuen Besitzer.

So finden wir überall im täglichen Leben die interessantesten Bezüge zwischen heidnischer Vergangenheit und christlicher Gegenwart, und da, wo Mancher den dummen Aberglauben des Volkes belächelnd vorübergeht, wird der Forscher vorzugsweise gern verweilen, um die Fäden aufzunehmen, welche ihn zu dem heidnischen Mythus führen.

---

* Aus dem Gustav-Adolfs-Verein.

Bekanntlich hat der Gustav-Adolfs-Verein im Jahre 1863 seine Hauptversammlung in den ersten Tagen des September in Lübeck abgehalten, und die Verhandlungen, die dabei stattgefunden und besonders die Reden, die von Abgeordneten einzelner Hauptvereine, so wie die Vorträge, die dort gehalten wurden, haben viel Anziehendes und Belehrendes — freilich neben viel Unerfreulichem — dargeboten. Wer daran, wie überhaupt an dem Verein ein lebendiges Interesse hat, kann dies alles nun auch selbst lesen, nachdem der Bericht darüber in der v. Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck (190 S. und zu dem Preise von 15 Sgr.) erschienen ist. Um auf diesen Bericht, so wie auf jene Versammlung in Lübeck weiter aufmerksam zu machen, stellen wir in Folgendem Einiges zusammen, wie wir es uns beim Lesen besonders angezeichnet haben.

Ein Deputirter aus Salzburg theilte mit, daß dort am 4. August 1863 der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt worden sei. Es ist die nämliche Kirche, zu deren Besten die von der Weimarer Kunstgenossenschaft in Verbindung mit andern Bürgern von Weimar angeregte und mit Unterstützung deutscher Künstler in allen Theilen des Vaterlandes beabsichtigte Verloosung der von ihnen dazu bestimmten Gemälde einen bedeutenden Beitrag liefern wird. Bei der Grundsteinlegung war die ganze katholische Bevölkerung von Salzburg, bis hernieder auf den geringsten Tagelöhner, vertreten. An dem nämlichen Tage vor sechs Jahren (am 4. August 1857) hatte ein katholischer Bischof in öffentlicher großer Versammlung erklärt, „die Bausteine des Gustav-Adolfs-Vereins seien Steine, die aus dem Garten des Katholicismus wieder hinausgeworfen werden müßten.“ Ein anderer Deputirter aus Sachsen hatte dagegen in Lübeck gemeint, „Freuen wir uns, daß wir solche Steine bauen können! Das Herauswerfen möchte denn doch etwas schwer halten.“

Was vorstehend erwähnt ward, daß bei der Grundsteinlegung zu der evangelischen Kirche in Salzburg „auch die katholische Bevölkerung daselbst vertreten gewesen sei“, hat auch anderswo eine Art Wiederhall gefunden. Auch an andern Orten, wo Evangelische und Katholiken zusammen wohnen, und Erstere damit umgegangen, sich eine Kirche zu bauen oder sonst für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen, haben sich die Katholiken vielfach bei solchen Bestrebungen betheiligt, und sie haben dadurch nicht nur „ein Zeugniß für ihre Humanität abgelegt, sondern sie haben vielmehr hierin ihre wahre christliche Gesinnung bethätigt, die in der Liebe thätig ist, und die ohne unchristliche Verfolgungssucht wegen gewisser confessioneller Verschiedenheiten nur daran sich hält, daß auch die Protestanten Christen sind.*) Zwar ist dies nicht der allgemeine Glaube der katholischen Kirche, aber um so mehr verdient es freudige Anerkennung, wenn wenigstens in einzelnen Fällen jene christliche Humanität offen geübt wird. Auch auf der Versammlung in Lübeck wurden noch andere Beispiele dieser christlichen Humanität rühmend erwähnt. So erzählte der evangelische Pfarrer aus Reichenberg in Böhmen (einer wichtigen Fabrikstadt in der Nähe der sächsischen Grenze), wo 7—800 Evangelische einer Kirche bedürfen und den Bau einer solchen beabsichtigen, daß ein katholischer Graf Gallas der dortigen evangelischen Gemeinde den Bauplatz dazu für 420 Gulden überlassen habe, der 12,000 Gulden werth sei; ein Katholik habe Jahre lang dafür gearbeitet, ohne einen Kreuzer dafür zu fordern, und von katholischen Händen seien Gaben für die Gemeinde gespendet worden. Aehnliches berichtete der evangelische Prediger aus Limburg in Nassau, dem alten Bischofssitze, wo aber neben einer überwiegenden katholischen Bevölkerung 600 Protestanten wohnen. Diese bedürfen einer Kirche. Sie haben bereits den Bau einer solchen begonnen, aber es fehlte ihnen noch die andere Hälfte des Baugeldes. Auch hier haben katholische Brüder mitgeholfen, und bis zum Bischof haben sie sich betheiligt. Freilich hat es dabei auch an Schattenseiten neben den Beweisen solch christlicher Humanität nicht gefehlt, denn der katholische Pöbel hatte den Evangelischen in Limburg den Bauplatz streitig machen wollen, und sie hatten gesagt, „die Lutherischen müssen auf Sand bauen“. — Anderswoher, nicht durch Mittheilungen auf der Lübecker Versammlung, ist uns bekannt geworden, daß an der im Obigen gedachten Nationallotterie zum Besten der evangelischen Gemeinde in Salzburg sich deutsche Künstler ohne Ansehen der Confession betheiligen, und in dieser Beziehung gab bei Gelegenheit der deutschen Künstlerversammlung in Weimar im August 1863 Professor Gräfe aus Wien die Erklärung ab, wie „er und viele seiner Genossen und Landsleute es sich, als Deutsch-Oesterreicher und Katholiken, zur Ehrenpflicht und Gewissenssache machten, früher begangenes Unrecht zu sühnen und ihre brüderliche Gesinnung gegen die Salzburger Protestanten zu bethätigen.“ Und in einem Berichte, der auf einer im Juli 1863 im Osnabrückschen

*) Ist es doch ein wahres Wort, was einmal Radetzky aussprach: „Mein Name ist Christ, mein Zuname Katholik.

gehaltenen Gustav-Adolfs-Versammlung erstattet ward, lesen wir, daß die Nothwendigkeit des Gustav-Adolfs-Vereins an manchen Orten selbst von der katholischen Bevölkerung Anerkennung finde, welche sich „nicht nur in Betheiligung bei den Einweihungen von Kirchen, sondern auch in nicht unbeträchtlichen Liebesgaben bemerklich macht. Sie erstreckt sich nicht allein auf das Volk, sondern auch auf Behörden und Mitglieder der katholischen Geistlichkeit."

Pfarrer Krieger aus Oran in Algerien theilte in Lübeck über den Zustand der Protestanten in der Provinz Oran mancherlei Interessantes mit. Ihre Zahl erhebt sich dort bis auf ungefähr zweitausend, die in zahlreichen Ortschaften zerstreut leben. Es sind zwei Pfarrer in Oran, einer in Mostaganem und einer in Tlemcen, welche die Regierung anstellt, die jedoch, ein jeder in seinem Bezirke, weitläufige Strecken Landes zu besuchen haben. Außer diesen beiden Pfarrern sind auch noch zwei Missionare thätig. In Oran selbst, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, dem Sitz einer Präfectur und einer Miliärdivision, befinden sich 500 Protestanten, die ursprünglich aus allen Ländern Europa's stammen. Die dortige spanische Bevölkerung, welche sehr zahlreich ist, wurde in den letzten Jahren, und zwar nicht ohne erfreuliche Erfolge, evangelisirt. Trigo, einer der wegen ihres evangelischen Glaubens verbannten Spanier, arbeitet gegenwärtig zu Oran an der Evangelisirung seiner Landsleute. Ungefähr die Hälfte der dortigen Protestanten besteht aus Deutschen, die namentlich aus dem Elsaß, aus Baden, Würtemberg, Baiern und Preußen stammen. Besonders aus Baden befinden sich in der Provinz Oran viele Auswanderer, und das einzige dort noch bestehende Fremdenregiment, das in Sidi-bel-abbi seine Garnison hat, ist großentheils aus Deutschen zusammengesetzt, die etwa zur Hälfte Protestanten sind, von denen sich dann viele nach Beendigung ihres Dienstes dort bleibend ansiedeln.

In Oran selbst wird regelmäßig jeden Sonntag Gottesdienst in französischer, deutscher und spanischer Sprache gehalten, und die entlegenen Ortschaften werden in der Regel wenigstens einmal monatlich besucht. Evangelische Schulen giebt es in der Provinz vier: zwei in Oran, eine für Knaben und eine für Mädchen, und zwei Freischulen in Mostaganem und in Tlemcen. Gemischte Ehen sind dort, zwischen Protestanten und Katholiken, sehr zahlreich, aber sie fallen in Oran selbst meist zu Gunsten der evangelischen Kirche aus, indem die Kinder evangelisch erzogen werden. An entfernteren Orten dagegen, wo der katholische Klerus mehr Einfluß hat und diesen Einfluß zur Proselytenmacherei benutzt, geht mancher evangelische Christ seiner Kirche verloren. In Oran selbst besteht noch keine protestantische Kirche, und das Gebäude, das zur gottesdienstlichen Feier bestimmt ist, ist viel zu klein und eng, von Außen ärmlich und dem Einsturz nahe. Fast demselben gegenüber, in der ärmlichen Straße, steht eine prächtige Moschee und etwas weiter eine schöne katholische Kirche. Die Protestanten allein sind auch dort wie verlassen unter den Bekennern der übrigen Religionen. Aber der Kirchenvorstand in Oran und die Behörden der Stadt haben diesen unerträglichen Zustand der Dinge schon längst erkannt, und sie haben vor Kurzem beschlossen, eine protestantische Kirche zu bauen. Nur für einen geringen Theil der Baukosten rechnet die dortige evangelische Gemeinde auf die Unterstützung der Glaubensgenossen in Europa.

Auch aus Paris waren zwei evangelische Pfarrer in Lübeck erschienen. Der eine erklärte ausdrücklich von der protestantischen Kirche Frankreichs, daß sie „durch die langwierigen Bürgerkriege, die blutigen Verfolgungen, durch die Grundsätze und Schrecknisse der Revolution zerrissen sei." Etwa 1½ Millionen leben zerstreut unter 36 Millionen römischer Katholiken, und davon sind unter den 80,000 deutschen Protestanten, die allein in Paris leben, wenigstens 40,000 Evangelische. Die Gefahren der auch dort über das ungeheure Gebiet zerstreuten deutschen Evangelischen kann derjenige leicht ermessen und begreifen, der Paris kennt. Der andere evangelische Pfarrer, der von Paris in Lübeck erschienen war, bezeichnete diese Stadt als „das glänzende Eldorado für Alle, welche die Welt und alles das lieb haben, was in der Welt ist, — als die mächtige Stadt, die sich rühmt, der Mittelpunkt der Welt zu sein und die Fäden des politischen Einflusses über die halbe Erde zieht. Aber wir wissen auch, — setzte der Redner hinzu, — daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, daß vielmehr unter der Oberfläche des glänzenden, lustigen und mächtigen Paris sich ein anderes Paris birgt, das Paris der Sünde und des Elends, sprichwörtlich geworden und zu trauriger Berühmtheit geworden als das moderne Babylon." Und doch läuft durch all das Gewirre dieses Häuser- und Menschenmeeres, still und unbemerkt ein Faden, den namentlich der evangelische Christ gern verfolgt: Das Evangelium und seine Arbeit an den Menschenseelen, insbesondere an denen der armen Deutschen, die in diesem glänzenden, lustigen nnd mächtigen Paris, dem modernen Babylon, sich aufhalten. Das deutsche Element hat sich dort in jüngster Zeit auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, besonders auf denen der Arbeit und Industrie, so ausgebreitet und verdichtet, daß es sich auch auf der Oberfläche bemerkbar hervordrängt. Geht man nur die großen Boulevards entlang durch das bunte schimmernde Gewühl der Trottoirs und mustert die Schilder der prächtigen Läden mit den glänzenden Schaufenstern, so wird man von der großen Zahl deutscher Namen überrascht, die man dort findet. Die nämliche Beobachtung macht man in den kleineren Straßen bei den kleinen Handwerkern, bei den Schuhmachern, Schneidern u. s. w. Wer besonders durch die Fabriken und Werkstätten des Faubourg St. Antoine geht, befindet sich dort an dem eigentlichen Sammelpunkt deutscher Arbeit und deutscher Arbeiter, und überall hört er da den Klang der deutschen Sprache. Wir durchkreuzen die Straßen und sehen die Kehrer bei ihrer Arbeit, leicht zu erkennen an ihren blauen Blousen, an ihren beschilderten Mützen und ihren guten, deutschen Gesichtern, die Frauen an ihrer deutschen Tracht: das sind die armen Hessen aus dem Großherzogthum; der Kehrbesen, welcher die Straßen von Paris reinigt, wird jetzt fast ausschließlich von deutscher Hand geführt. Aber auch sonst noch, und zwar in den tieferen und niedrigeren Schichten der Gesellschaft, trifft man dort Deutsche, in den dunkeln verrufenen Quartieren, wo die Lumpensammler hausen, oder dort, wo einst die Barrieren und alten Stadtmauern standen und wo jetzt in Kneipen, Schenken, Spelunken und auf Tanzböden die Lust des Fleisches ihr freies Regiment führt. Auch dort oder wenn wir in gewisse Straßen und Stadttheile gerathen, wo eine Schenke oder Spelunke neben der anderen sich aufthut und ihre verderbliche Anziehungskraft ausübt, auch dort hören wir deutsche Klänge aus dem Gewirr hervortönen. Deutscher Gesang, wenn wir das tobende, lärmende Geschrei so nennen wollen, bringt uns die deutsche Heimath in nicht sehr erquicklicher Weise in Erinnerung. Hier tritt uns die vielgerühmte deutsche Gesanglust in widerwärtiger Verzerrung entgegen; an diesen Stätten der Lust zeichnen sich die deutschen Arbeiter nur durch größere Rohheit vor den Franzosen aus.

Es ist nicht viel über zwanzig Jahre, daß dort die lutherische Kirche, die damals noch in der Wiege war und sich in Paris kaum begründet hatte, zu ihrem Missionswerk an den evangelischen Deutschen sich aufgemacht hat. Ein Arbeitsgebiet dieser Mission drängt sich da besonders vor die Augen: die Arbeit an den Kindern. Mehrere Tausende von Kindern werden jetzt in 20 bis 30 Knaben-, Mädchen- und Kleinkinderschulen aus der umgebenden Gottlosigkeit, aus Verwahrlosung und Verwilderung herausgerettet. In den meisten dieser Schulen ist die Unterrichtssprache die französische, doch wird dem dringendsten Bedürfnisse durch deutschen Aushülfe-Unterricht möglichst abgeholfen, und einige Schulen, die vorzugsweise von Kindern der Gassenkehrer besucht werden, sind rein deutsch. Fast immer beginnt dort die Missionsarbeit mit Begündung von Schulen auf den verschiedenen Punkten. Die Schule wird Wiege und Pflanzstätte der Kirche, die dann erst aus ihr herauswächst. Darum muß auch die Kirche anfänglich mit der sehr bescheidenen und kümmerlichen Gastfreundschaft vorlieb nehmen, welche ihr die Schule bietet. An etwa sechszehn Stellen wird jetzt in kleinen gemietheten Betsälen oder in den Schulräumen, die dann Sonntags zum Gottesdienst hergerichtet werden, Gottes Wort in deutscher und französischer Sprache durch den Dienst der lutherischen Kirche und Mission in Paris verkündigt; außerdem haben diese Gottesdienste dort nur zwei eigentliche Kirchen und einige Kapellen.

Mit Dank und Freude bekannte der Pfarrer aus Paris am Schlusse seines Vortrages in Lübeck von diesen Gottesdiensten und überhaupt von der Arbeit an den Erwachsenen: wir haben da eine kleine Schaar, die ihre Kniee nicht unbedingt beugt vor den Götzen der Sabbathschändung und Fleischeslust, der Genuß- und Gewinnsucht, eine kleine Schaar, die der allgemeinen Gottvergessenheit nicht ganz anheimfällt. Denn die Pariser sind keine Gottesleugner, sie sind nur Gottvergessene, sie haben vergessen, daß es einen Gott, daß es einen Heiland, eine ewige Seligkeit und ein Gericht, daß es eine Kirche giebt, der die Gnadengüter anvertraut sind. Wenn sie sich auf alles das einmal besinnen wollten und könnten! — aber sie haben an andere Dinge zu denken!

Südwestlich von Prag liegt in Böhmen die Stadt Czaslau. An diese Stadt reiht sich ein Stück der Geschichte der Verfolgung der Evangelischen in Böhmen. Hier blühte einst eine evangelische Gemeinde. Die alte Stadt erinnert noch durch den Bau mancher ihrer Häuser und durch den hohen Thurm der früheren Hussitenkirche daselbst, der der höchste Thurm in Böhmen sein soll, an die alte Hussitenzeit. In dieser Kirche ward im Jahre 1424 der Anführer der Hussiten, Johann Ziska, begraben. Später kam die Kirche in den Besitz der Evangelischen, aber 1623 ward sie ihnen durch die Katholiken wieder entrissen. Man fand in derselben das Grabmal Ziska's, öffnete es, um seine Gebeine herauszuwerfen, aber man fand nur Staub. Da wandte sich die Wuth gegen den Leichenstein, auf welchem noch das Bild Ziska's, freilich ganz verwittert, zu sehen war; man zerschlug ihn in kleine Stücke und warf sie mit dem Staube unter dem Leichenstein aus der Kirche. Als nun Ferdinand II. alle evangelische Geistliche als „aufrührerische Menschen- und Volksverführer“ aus Böhmen zu vertreiben befahl, traf dieses Schicksal auch den lutherischen Pfarrer Lorenz Schramm und seinen Diakonus Matthias Ulitzki. Nach langer Einkerkerung verwies man beide des Landes. Ulitzki aber kehrte, um seiner verfolgten und geängsteten Gemeinde nahe zu sein, wieder zurück und besuchte sie von Zeit zu Zeit von den Dörfern aus, in denen er sich verborgen hielt, um sie durch Verkündigung des Evangeliums und durch Spendung der Sacramente in ihrem evangelischen Glauben zu stärken und fest zu machen. Ihm war es besonders zu verdanken, daß die Czaslauer Evangelischen den Versuchungen zum Abfall widerstanden. Seine Gattin hatte Ulitzki in Czaslau zurückgelassen. Sie erkrankte schwer, und er besuchte sie im Geheimen. Auf der Rückkehr von einem dieser Besuche ward er von kaiserlichen Reitern, die einer Schaar aufrührerischer Bauern auflauerten, ergriffen, der Theilnahme an diesem Bauernaufruhr beschuldigt und, da er dies leugnete, wiederholt auf die Folter gelegt. Seine Richter waren zwei ehemalige Protestanten, die aus Menschenfurcht katholisch geworden waren, und der katholische Dechant. Man wollte nun von ihm wissen, wo er gepredigt, wem er das Abendmahl gereicht und wo er getauft habe. Er war jedoch durch Nichts zu bewegen, hierüber Auskunft zu geben. Man versprach, ihm das Leben zu schenken, wenn er gestehen würde, aber Ulitzki blieb fest und unbeweglich, und als ihm einer der beiden früheren Protestanten zuredete und ihm sagte, er solle sein Gewissen nicht durch Leugnen und Lügen beschweren, rief er diesem zu: „Ich habe besser für mein Gewissen gesorgt, als du Ungetreuer!“ Dies Strafwort erschütterte den Abgefallenen so gewaltig, daß er erkrankte und schnell dahinsiechte. Ulitzki ward zum Tode geführt. Der Herold verkündete dem Volke sein Verbrechen und nannte es „Aufruhr“. „Nein!“ rief Ulitzki, „ich dulde für meinen Herrn und Heiland.“ Auf dem Wege nach dem Richtplatze sang er Psalm 70, V. 2. Niemand durfte ihn begleiten, Niemand zum Fenster heraussehen, als er zum Tode geführt ward, und damit Keiner hören könne, was er etwa sagen würde, ward die Trommel geschlagen. Auf dem Schaffot hieb man ihm erst die rechte Hand ab, mit der er den Kelch gereicht hatte, dann das Haupt, dann viertheilte man ihn und steckte sein Haupt und seine Glieder auf Pfähle.

So duldete und starb ein treuer Diener des Evangeliums. Mit ihm ging damals die evangelische Gemeinde zu Czaslau zu Grunde. Allein gegenwärtig leben in dieser Stadt Czaslau unter 1700 Einwohnern wieder etwa 500 Evangelische in 80 Familien. Wer die Geschichte der Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen weiter kennen lernen will, dem empfehlen wir die Schrift des Archidiakonus Daum in Tangermünde: „Die Verfolgungen der Evangelischen in Böhmen. Eine ernste Warnung für alle Evangelische.“ (Darmstadt, 1860). Der Verfasser ist der nämliche, von dem das Schriftchen: „Bilder der Noth und Thaten der Liebe aus dem Gebiete des Gustav-Adolfs-Vereins“ (Tangermünde, 1862) herrührt, das bereits in zweiter Auflage erschienen ist. K.

Literatur und Kunst.

* Neue literarische Erscheinungen. Graf Heinrich der Eiserne von Holstein. Von W. Junghaus. — Josef II. und Franz Josef I. Eine historische Parallele. Von J. F. Faber. — Erinnerungen deutscher Offiziere in britischen Kriegsdiensten in den Jahren 1805 bis 1816. Von H. Dehnel. — Der Jäger. Mit Illustrationen. Von G. von Waldersee. — Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Von L. Sacher-Masoch. — Der Albatros. Humoristisch-ernster Roman. 4 Bände. Von Ulrich Baudissin. — Der alte Cardinal. Historischer Roman. 2 Thle. Von G. E. Haas. — Almenrausch und Edelweiß. Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge. Von Hermann Schmid. — Aus dem Leben eines Seemannes. Schilderungen von Land und Leuten jenseits des Oceans. Von L. Herrmann. — Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen. Von G. Hesekiel.

* Literarische Notizen. Während das Werk des Engländers Lewes über Goethe in neuer Form vor das britische und das deutsche Publikum tritt, hat der Franzose Richelot seine vierbändige Arbeit über unseren großen Dichter vollendet und unter dem Titel „Goethe, ses mémoires et sa vie“ bei Hetzel in Paris erscheinen lassen. Die Kölnische Zeitung sagt: Der letzte mit dem Jahre 1806 beginnende Band ist mit demselben Fleiße und derselben Sorgfalt, wie die früheren Theile, behandelt. Daß in Goethe's „Annalen“ nicht alle irrigen Angaben berichtigt sind, wird man dem Werke nicht zum Vorwurf machen können, und wenn daraus nicht alle für seine Entwickelung und Anschauung wichtige Stellen ausgehoben sind, so bedingte das der Umfang des Werkes. Ueber die wichtigsten Punkte sind anderweitige Mittheilungen gegeben, so über Goethe's Mutter, seine Verheirathung und Bettine, deren Unzuverlässigkeit und Täuschung entschieden behauptet wird. Vom Jahre 1823 an ist der Verfasser gezwungen, sich auf sonstige Nachrichten zu stützen, da die „Annalen“ mit 1822 abbrechen. Aus den Briefen und aus Eckermann's Gesprächen wird das Wichtigste ausgezogen. Das Werk schließt mit einer übersichtlichen Würdigung des großen Dichters, die manches gute, treffende Wort enthält, das wir auch vielen unserer Landsleute empfehlen möchten. Richelot schließt sich dem Urtheile an, welches Goethe für den ersten Lyriker erklärt; man müsse diesem auch in Frankreich zustimmen, obgleich dort die lyrische Poesie in unserem Jahrhunderte so glänzende Leistungen aufzuweisen habe. Wenn unter seinen Werken auch einige mittelmäßige und unbedeutende, so sei die Zahl der wirklich genialen so groß, daß sie für den Ruhm von wenigstens sechs Dichtern ausreichen; er sei der wahrhafte Proteus der Poesie. Auch als Mensch findet Goethe, dessen Leben offener vor uns liegt, als das irgend eines Andren, hier eine durchaus gerechte und würdige Beurtheilung: nur die ihn nicht kennen, haben ihn verurtheilt und verurtheilen ihn noch. — In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle erscheint eine neue Folge der bekannten und mit Recht noch immer beliebten Becker'schen Erzählungen aus der alten Welt unter dem Titel: „Erzählungen aus dem Mittelalter.“ In der Form der Herstellung wird das neue Unternehmen dem bewährten älteren sich anschließen und nur solche literarische Kräfte verwenden, welche auf der Höhe der Forschung stehen und gleichzeitig Beruf haben, jugendlichen Lesern die Geschichte des Mittelalters fruchtreich und eingehend darstellen. In den ersten zwei Bändchen wird „das Leben Karl's des Großen“ nach Einhard und dem St. Gallener Mönche, so wie „Heinrich der Erste und Otto der Große“ nach Widukind von Corvei erzählt. Der Bearbeiter, Moritz Berndt, hat neben den genannten Quellen die besten neueren Historiker über jene Zeit-Epochen benutzt. Der sagenhafte Theil des Widukind wurde nur in der Einleitung kurz erwähnt. — Das bibliographische Institut in Hildburghausen, welches bei seinen Unternehmungen jetzt gründlicher und durchschnittlich auch anständiger als früher zu Werke geht, hat aus seinem Handatlas die sechs Karten, welche Dänemark, Schleswig-Holstein, die Küstenländer der Nord- und Ostsee und die russischen Ostseeprovinzen darstellen, als Kriegskarten abziehen lassen und in den Handel gebracht. Unter diesen Karten sind die von Schleswig-Holstein die besten. — Der um das Zustandekommen eines würdigen Keplerdenkmals verdiente Notar Gruner in Kepler's Geburtsort Weil der Stadt hat nach hiezu erhaltenem Urlaub beschlossen, mit Hülfe tüchtiger Kräfte ein umfassendes Werk über Kepler herauszugeben, unter dem Titel: „Johannes Kepler, der Meister der Astronomie. Ein Buch für die deutsche Nation. In vier Abtheilungen: 1. Historisch-biographischer Theil. 2. Populär-astronomischer Theil. 3. Die Denkmäler. 4. Die Verwandtschaft. Mit Illustrationen.“ Der erste Theil soll ein vollständiges Lebensbild Kepler's bringen. Der Herausgeber befaßt sich längst mit Ansammlung eines großen hiezu dienlichen Materials. Der zweite, verfaßt von einem Manne von Fach, wird die Astronomie in volksthümlicher Form unter Zugrundlegung der Kepler'schen Gesetze und Darlegung der Fortentwickelung der Wissenschaft von ihnen aus abhandeln. — Die neue Ausgabe der politische Dinge behandelnden Schriften des Philosophen Leibnitz hat begonnen; der erste Band erschien in der Buchhandlung von Klindworth in Hannover. Die Redaction besorgt Onno Klopp. Die erste Reihe umfaßt die historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften. Der erste Band bringt die Arbeiten von Leibnitz aus der Periode des Mainzer Aufenthalts, von 1668—72, während er in enger Beziehung zu dem Staatsmanne J. C. von Boineburg stand. Der zweite Band, der ein Ganzes für sich bildet,

wird sämmtliche Arbeiten enthalten, welche sich auf den Vorschlag einer egyptischen Expedition beziehen, den er dem Könige von Frankreich 1672 machen wollte. Der dritte Band wird namentlich diejenigen Schriftstücke enthalten, welche das Verhältniß von Leibnitz zu dem Herzoge Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg und die gemeinsamen Entwürfe der beiden darlegen. — Die Gedichte des bekannten ungarischen Lyrikers Alexander Petöfi sind in neuer Uebersetzung von Theodor Opitz und in prachtvoller Ausstattung bei Heckenast in Pesth erschienen. Dem glänzenden Aeußern entspricht aber das Innere keineswegs. Die Kölnische Zeitung sagt: Je größer unsere Vorfreude gewesen, desto entsetzlicher wurden wir enttäuscht, da wir nur den ersten Blick auf diese eleganten Blätter geworfen; denn solch unerhörtes Zeug, eine derartige Stümperarbeit ist dem deutschen Publikum wohl kaum noch geboten worden. Die beiden Bände des Hrn. Opitz enthalten eine Anzahl der unglaublichsten Verstöße, nicht nur gegen Reim und Rhythmus, sondern auch gegen Sprache und Grammatik, wie solche einen Quartaner unfehlbar auf die Faulbank bringen müßten. — Von den Gesammelten Schriften Berthold Auerbach's sind eben zwei weitere Bände erschienen, ebenfalls Schwarzwälder Dorfgeschichten enthaltend. Es sind diesmal wohl die gelungensten und duftigsten seiner Erzählungen, wie Florian und Crescenz, der Lauterbacher; Sträflinge und die Frau Professorin; mögen auch in dieser sturmbewegten Zeit ihnen die Leser nicht fehlen.

---

* Kunst und Wissenschaft. Die näheren Nachrichten über die letzte Krankheit Friedrich Hebbels bestätigen die Vermuthung, daß hier der Tod eintrat als Erlöser von einem qualvollen Leiden. Es war eine Knochenverzehrung, welche sich auf das Rückenmark geworfen hatte und den Dichter mit dem schrecklichen Loose Heinrich Heine's und Julius Mosens bedrohte. Seit vier Monaten lag Hebbel schwer danieder, zuletzt trat eine Lungenentzündung hinzu, welche in der frühen Morgenstunde des 13. Decembers den Tod herbeiführte. Hebbel hinterläßt eine Wittwe und eine sechszehnjährige Tochter; diese hat ihm noch am Tage vor seinem Tode Schillers „Spaziergang“ vorgelesen, mußte aber abbrechen, da das Hören den Leidenden zu sehr anstrengte. Er liegt auf dem evangelischen Friedhof in Matzleinsdorf bei Wien begraben. Hebbel lebte in glücklicher Ehe, übrigens aber ziemlich abgeschieden und vereinzelt; es war nicht leicht mit ihm zu verkehren, da er schwer zugänglich, sehr absprechend war und nur unbedingte Verehrer um sich leiden konnte. Das Trauerspiel „Demetrius“, seine letzte große Arbeit, soll nicht ganz vollendet sein. — Am 17. December starb in Wien ein Schriftsteller, der zu den bekanntesten Persönlichkeiten des vormärzlichen Leipzig gehörte, der Geschichtschreiber Johann Sporschil, der alle möglichen Kriege beschrieben hat. Er war ein schreibfertiger, leicht, aber auch leichtsinnig arbeitender Mann, der in einem beständigen Kampfe zwischen Anwandlungen des Fleißes und der Trägheit war. Tage lang saß er am Schreibtische und arbeitete auf das Emsigste; Tage lang aber auch trieb er sich dann wieder in Wirthshäusern umher. Natürlich konnten dabei weder seine Arbeiten noch seine Finanzen gedeihen. Es leben in Leipzig noch einige von den Schriftstellern ähnlichen Wesens wie Sporschil, die meisten aber sind längst heimgegangen, zum Theil in Elend und Armuth. Sporschil hat ein Alter von 63 Jahren erreicht. — Der Geburtstag Beethovens, der 17. December, wurde in diesem Jahr in Wien von den musikalischen Instituten würdig begangen. Die Ostdeutsche Post macht darauf aufmerksam, daß bei dieser Gelegenheit der einzige und wahre Gesichtsabdruck Beethoven's, eine Abbildung von Gyps, die Beethoven in den zwanziger Jahren (wo er schon über 50 Jahre zählte) von seinem Kopfe abnehmen ließ, die allgemeine Bewunderung erregte, da selbst die feinsten Nuancirungen des Gesichtes (wie die Poren) auf der Maske erscheinen. Außerdem, daß Beethoven nur ein Mal einen Abdruck von seinem Gesichte nehmen ließ, so ließ er sich während seines Lebens auch nur ein einziges Mal malen, und zwar im Jahre 1815 von seinem Freunde Mähler. Dieses Bildniß sollte nach Amerika kürzlich verkauft werden, und eben, als es dorthin verpackt wurde, rettete es noch ein wiener Kunstfreund, v. Karajan, für die Stadt Wien. — Die Oper „die Katakomben“ von Ferdinand Hiller ist nun auch auf dem deutschen Theater in Rotterdam gegeben worden und hat guten Erfolg gehabt. In Bremen wird die Oper demnächst wieder in Scene gehen, und zwar mit Frau Deetz in der Rolle der Clythia, welche von dieser Künstlerin bei der ersten Aufführung der „Katakomben“ in Wiesbaden gesungen wurde. — Die zweite Auflage von Professor Wilhelm Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte“ (Stuttgart, bei Ebner u. Seubert) liegt jetzt vollständig vor. Dieses kurz gefaßte, durch ein reiches Material ausgezeichnete und im guten Sinne gemeinfaßlich gehaltene, vortrefflich geschriebene Werk eines unserer tüchtigsten jüngeren Kunsthistoriker hat bei der lebhaften Theilnahme des deutschen Volkes für die edelsten Schöpfungen der Culturvölker alter und neuerer Zeit Anwartschaft auf weite Verbreitung in gebildeten Familien wie in Lehranstalten. Auch in höheren Töchterschulen wird durch den „Grundriß“ mit der in Lieferungen erscheinenden Volksausgabe des Bilder-Atlas hoffentlich die Kunstgeschichte sich mehr und mehr einbürgern, denn eine solidere ästhetische Durchbildung des schönen Geschlechtes muß auf Anschaffung guter Kunstwerke vom wesentlichsten Einflusse werden und vielen Täuschungen und Mißgriffen in unserem so sehr auf Pracht und Glanz zugespitzten Leben vorbeugen. Wie oft fühlt man, wo man neue, kostspielige Kunsterwerbungen bewundern soll, sich versucht, zu denken: Schade um das viele weggeworfene Geld! — Die so eben bei F. A. Brockhaus in Leipzig herausgekommene „Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814 und 1815“ ist mehr ein Buch zum Nachschlagen als zum Lesen. Der ungenannte Verfasser hat es besonders auf Zusammenstellung des Materials abgesehen, das größeren Leserkreisen bisher schwer oder doch nicht ohne große Mühe und Kosten zugänglich war. Er gibt deßhalb viele Auszüge aus Denkschriften, Briefen, Noten u. s. w., aus der unglücklichen Zeit der diplomatischen Ränke und Kniffe, welche verdarb, was Schwert und Opferwilligkeit des Volkes, besonders des preußischen, angebahnt und ermöglicht hatten. Als Nachschlagebuch ist die „Diplomatische Geschichte“ für die Periode während der Freiheitskriege eine sehr werthvolle Bereicherung unserer historischen Literatur. — Der als Kenner älterer Musik rühmlichst bekannte Dr. Julius Josef Maier, Kustos der musikalischen Abtheilung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, hat in den Bibliotheken von Berlin und Paris zwei höchst interessante Partitur-Manuscripte von Alessandro Scarlatti aufgefunden, nämlich die Oper „La Griselda,“ welche im Jahre 1721 im Teatro Capranica in Rom zuerst gegeben wurde, und die komische Oper „Laodicea e Berenice“ vom Jahre 1701. Der Text zu ersterer rührt von Apostolo Zeno, dem Vorgänger Metastasio's, als Hofpoet der Kaiserin Maria Theresia, her. Maier hat aus derselben ein Terzett und Quartett für weibliche Stimmen und aus der „Laodicea e Berenice“ eine komische Scene für Sopran und Baß ausgezogen und mit deutschem Text und Pianoforte-Begleitung versehen. Uebrigens befinden sich in dem erwähnten Textbuche zur „Griselda“ Arien an der Stelle des Terzetts und Quartetts; die beiden Ensembles erscheinen daher als selbständige Einlagen Scarlatti's. — Der Herzog von Koburg-Gotha soll wieder eine Oper in drei Akten vollendet haben. — Das eben ausgegebene Personalverzeichniß der Universität Halle weist für dieses Wintersemester 756 Studirende nach. Der bedeutende Zuwachs, den namentlich die philosophische Facultät erhalten hat, kommt hauptsächlich auf Rechnung des vor einem Jahre neu gegründeten landschaftlichen Instituts, welches sich ungeachtet der kurzen Zeit seines Bestehens bereits einer sehr bedeutenden Frequenz zu erfreuen hat. Die Zahl der Landwirthe beträgt in diesem Semester schon 56, wovon 41 auf Preußen, 12 auf das übrige Deutschland, 3 auf außerdeutsche Länder kommen.

* Bremen, 24. December. Im Künstlerverein sprach gestern Herr Dr. W. O. Focke „über die Darwin'sche Theorie, erläutert an der Vorgeschichte Europa's.“ Im Anschlusse an den vor sechs Wochen gehaltenen Vortrag des Herrn Dr. Buchenau, welcher Darwin's Lehre von der Entstehung der Arten einfach entwickelte und vom empirischen Standpunkte aus kritisirte, beabsichtigte der Redner nunmehr die ganze Frage von allgemeineren Gesichtspunkten aus zu beleuchten. Er suchte daher sowohl eine Darlegung der Grundzüge unsrer modernen wissenschaftlichen Naturanschauungen als auch einen Ueberblick über die wichtigsten neueren Entdeckungen, welche für die Darwin'sche Einheitstheorie von Bedeutung sind, in den knappen Raum eines Vortrages zusammenzudrängen. Nach Besprechung einiger wichtigen Seiten dieser Theorie schilderte er in kurzen Zügen die Bildung der Erdrinde und die Schicksale Europa's bis zum Ende der Tertiärzeit und ging dann etwas genauer auf die vorgeschichtliche Periode ein, deren Anfang er von dem ersten Auftreten des Menschen an datirt. Es lassen sich die frühesten Spuren unsres Geschlechts bis in das Ende der Tertiärepoche zurück verfolgen, sie werden sicherer und zahlreicher während der sogenannten Eiszeit. Diese unberechenbar weit zurückliegenden Perioden werden durch die reichhaltigen Entdeckungen in den Pfahlbauten der Schweizer Seen einigermaßen mit der Gegenwart verknüpft. Der Vortrag schloß mit einem Rückblick auf die Folgerungen, welche sich bisher aus den geologischen Thatsachen für die Einheitstheorie ziehen lassen, und mit einem Hinweis auf die Bedeutung derselben für unsere gesammte Denkweise. Ohne daß auf die Einzelheiten der Darwin'schen Lehre ein besonders hoher Werth gelegt wäre, bestand der Gesammtinhalt des Vortrages aus einer eifrigen Vertheidigung der Idee von der Einheit der organischen Natur.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.